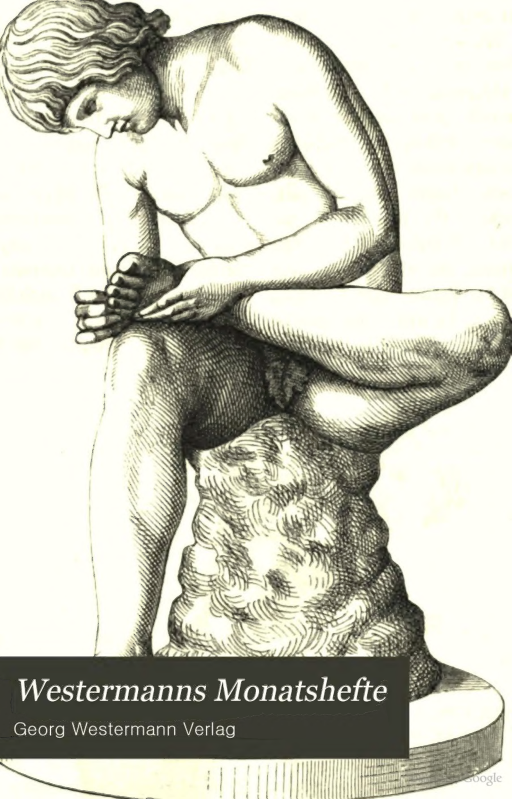
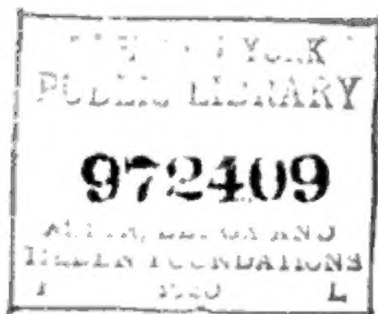
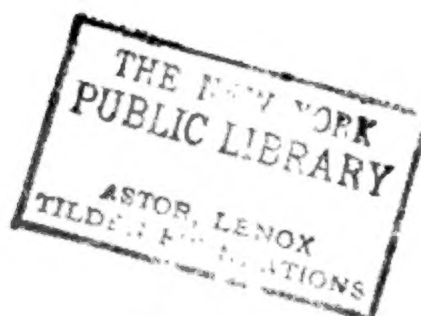

Westermanns Monatshefte
Georg Westermann Verlag

78197

Jahrbuch
der
illustrirten deutschen
MONATSHEFTE
7. Band.







Westermann's Jahrbuch

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.

Siebenter Band.

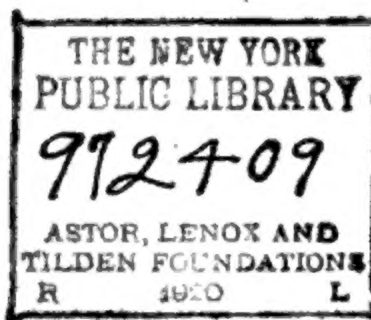
October 1859 — März 1860.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1860.





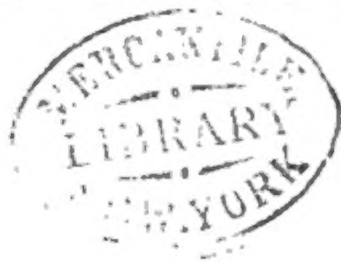
Verzeichniß der Mitarbeiter

am

siebenten Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.



Inhalt des siebenten Bandes.

Erste Abtheilung.

Novellen, Culturbilder, Charakteristiken zc.

Zweite Abtheilung.

Naturwissenschaftliches, geographische Charakterbilder, Reiseberichte zc.

Dritte Abtheilung.

Bildende Kunst, poetische Literatur, Musik, Theater.

Vierte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Fünfte Abtheilung.

Neuestes aus der Ferne.

Namen- und Sachregister zum siebenten Bande.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 37. October 1859.



Erste Abtheilung.

Die Tochter des Philosophen.

Novelle

von Max Ring.

I.

Es war an einem Freitag des Abends, als der berühmte Philosoph Moses Mendelssohn in Berlin aus der Synagoge nach seinem Hause in der Spandauerstraße zurückkehrte, nachdem er sein Gebet verrichtet hatte. Der kleine, verwachsene Mann mit den feinen und geistreichen Zügen und den klugen, milden Augen wurde beim Heraustreten aus dem Tempel von allen Seiten mit der Achtung begrüßt, die er sich durch sein gediegenes Wissen und seine Verdienste erworben hatte. Höchstens daß ein orthodoxer Jude mit dieser allgemeinen Huldigung wegen der von Mendelssohn angeregten Reformen und Neuerungen nicht einverstanden war und ihm deshalb mißmuthig nachschaute, leise Verwünschungen in den grauen Bart murmelnd. Unterwegs gesellte sich zu ihm der reiche und höchst angesehene Banquier Veit, dem es eine Ehre war, an der Seite seines gelehrten Glaubensgenossen so gesehen zu werden. Ihre Unterhaltung drehte sich anfänglich um die Verhältnisse der jüdischen Gemeinde und um einige Cultusangelegenheiten, bis allmälig das Gespräch eine mehr persönliche Wendung nahm. Aufgemuntert durch die humane Freundlichkeit seines philosophischen Begleiters trat Herr Veit mit einem Antrage hervor, der ihm schon lange Zeit am Herzen lag. Nach einer etwas verlegenen Einleitung verlangte er in aller Form für seinen Sohn die Hand der ältesten Tochter Mendelssohn's, Namens Dorothea. Dieser war nicht wenig überrascht, obgleich er die Vortheile einer in jeder Beziehung glänzenden Partie wohl zu würdigen wußte. Er selbst hatte die rauhe Schule der Armuth durchlaufen müssen, ehe er sich zu einem nur mäßigen Wohlstand emporgearbeitet. Der Philosoph war auch zugleich Kaufmann und praktisch genug, die Macht des Geldes und die mit dem Besitz verbundenen Annehmlichkeiten des Lebens nicht gänzlich zu verachten, obgleich er kein größeres Gewicht darauf legte, als der Weise soll und muß. Wie jeder gute Vater war er bedacht, das Glück seiner Kinder zu sichern und ihnen den mühsamen, kummervollen Weg zu ersparen, den er selbst durchgemacht. Deshalb glaubte er den ehrenvollen Antrag des reichen Banquiers nicht von der Hand weisen zu dürfen, da dieser neben seinem bedeutenden Vermögen noch den Ruf eines Ehrenmannes

genoß. Auch der Sohn desselben war dem Philosophen persönlich bekannt, da er zuweilen sein gastfreies Haus besuchte, wo er durch sein bescheidenes gutmüthiges Wesen sich Mendelssohn's Wohlwollen erworben hatte.

„Ich will," sagte er daher nach einiger Ueberlegung, „Ihren ehrenvollen Antrag erst mit meiner Frau besprechen und vor allen Dingen das Herz meiner Tochter zu erforschen suchen. Wenn diese zufrieden ist, werde ich Nichts dagegen haben, obgleich ich Ihnen nicht verschweigen will, daß ich nicht im Stande bin, meinem Kinde eine Ihrem Vermögen entsprechende Mitgift und Aussteuer zu geben."

„Was reden Sie?" sagte der durch diese Zustimmung erfreute Banquier. „Gottlob! Mein Sohn braucht nicht auf Geld zu sehen. Liebenswürdigkeit und Bildung sind die einzigen Schätze, die er bei seiner Zukünftigen sucht, und wo kann er die im höhern Maße finden, als bei der Tochter des berühmten Mendelssohn. Der bloße Gedanke, mit einem solchen Mann in verwandtschaftliche Verbindung zu kommen, macht mich so glücklich, wie ich es gar nicht sagen kann. Ich sehe daher einer günstigen Antwort mit wahrer Ungeduld entgegen."

„Die soll Ihnen zu Theil werden, sobald ich mit meiner Frau und Tochter gesprochen habe. Morgen früh hoffe ich Sie in der Synagoge zu sehen und Ihnen bereits Bescheid geben zu können. Wie derselbe aber auch ausfallen mag, da ich meine Tochter nie zwingen werde, so wünsche ich, daß wir die alten Freunde bleiben."

„Gewiß!" bekräftigte der Banquier, indem er die hingehaltene Hand des Philosophen ergriff und herzlich drückte.

Als Mendelssohn in seine Wohnung trat, brannte der siebenarmige Leuchter auf dem gedeckten Tisch und erhellte das bescheidene Zimmer. Die sorgsame Hausfrau hatte zu Ehren des Sabbaths sich und die Kinder festlich geschmückt und ging dem geliebten und verehrten Hausvater bis an die Schwelle der Thür entgegen. Nachdem er sie geküßt, breitete er nach alter Sitte, die er so viel als möglich beibehielt, seine Hände über die gesammte Familie aus und sprach in jüdischer Sprache den Segen des Herrn über jeden Einzelnen. Dorothea brachte ihm das schwarze Sammtkäppchen, das er mit dem dreieckigen Hute vertauschte, worauf sie sich entfernte, um in der Küche nach dem Abendessen zu sehen. Während die übrigen Kinder auf einen Wink des Vaters ebenfalls das Zimmer verließen, machte Mendelssohn seine Frau mit dem Antrage des Banquiers bekannt. Diese war sogleich dafür im höchsten Grade eingenommen, da sie durch eine so vortheilhafte Verbindung das Glück der Tochter gesichert glaubte. Mit Mühe nur hielt sie Mendelssohn ab, sogleich in die Küche zu eilen und Dorothea mit dem ihr zugedachten glänzenden Loose bekannt zu machen. Dies geschah noch im Laufe des Abends, nachdem Dorothea ihre jüngern Geschwister zu Bette gebracht und die Freunde gegangen waren, die gewöhnlich an jedem Freitag Abend sich bei Mendelssohn einzufinden pflegten. Es waren dies nicht nur einige geistreiche Juden, wie David Friedländer, sondern auch mehrere christliche Gelehrte, die Professoren Sulzer und Engel, der bekannte Buchhändler Nicolai, welche sich regelmäßig einfanden und oft bis in die späte Nacht in anregenden Gesprächen verweilten. Diesem Kreise hatte einst auch der große Lessing angehört, dessen Abwesenheit der Wirth des Hauses jetzt schmerzlich empfand. Alles, was auf Bildung und Gelehrsamkeit in Berlin Anspruch machen durfte, wurde hier gastlich empfangen und freundlich aufgenommen; es herrschte ein heiterer freier Geist der Duldung und Humanität, eine feine Geselligkeit, gleichweit entfernt von gelehrter Pedanterie wie von oberflächlicher Frivolität. Mit tiefen philosophischen Gesprächen wechselte ein froher Scherz, zu dem Mendelssohn meist selbst das Zeichen gab. Die neuesten literarischen Erscheinungen wurden hier eben so gründlich als gefällig abgehandelt von Männern, welche selbst den bedeutendsten Antheil an der Schöpfung und Erweckung dieser neuen Literatur hatten. Alles dies trug dazu bei, diesen Gesellschaften einen eigenen Reiz zu verleihen und das Haus des jüdischen Philosophen zu einem glänzenden Mittelpunkt der Berliner Bildung zu machen, die von hier aus sich strahlenförmig über die ganze Residenz verbreitete. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn behauptet wird, daß Berlin seinen Ruf als Hauptstadt der Intelligenz großen Theils in jener Zeit dem Mendelssohn'schen Hause und den Freunden desselben zu verdanken hatte. In einer solchen Umgebung und an der Seite eines solchen Vaters war Dorothea zu einer eigenthümlichen Erscheinung aufgewachsen. Sie war nicht eigentlich schön zu nennen, aber ihr interessantes Gesicht und besonders die dunkeln in wunderbarem Glanze strahlenden

Augen verriethen einen ungewöhnlichen Geist. Von frühster Jugend nahm sie den lebendigsten Antheil an den literarischen Gesprächen und gelehrten Unterhaltungen ihres Vaters mit seinen Freunden. Wie oft hatte der berühmte Lessing nicht über die geistreichen Einfälle des frühreifen Mädchens sich gefreut und ihren Scharfsinn belobt! Sie hatte mit athemloser Bewunderung seinen Worten gelauscht und sie tief in ihre empfängliche Seele eingeprägt, nicht minder wie die Reden und treffenden Bemerkungen der übrigen Dichter und Gelehrten, die mit ihrem Vater verkehrten. Hatte dieser nicht selbst den in ihr ruhenden Keim, dieses Streben nach einer höheren Bildung mächtig gefördert und entwickelt? Für sie und ihren Bruder hatte er seine „Morgenstunden“ geschrieben. Wissen und Erkenntniß schienen ihr die höchsten Güter des Lebens; der Cultus des Genius, die Verehrung des Talents war die einzige Religion der erwachsenen Jungfrau. Diese unter solchen Verhältnissen naturgemäße Richtung wurde noch durch fortwährendes Lesen der neuesten Erscheinungen in der Literatur genährt. Ihre lebhafte Phantasie entzündete sich an den auftauchenden Erzeugnissen einer Sturm- und Drangperiode, von der sie, wie jene ganze Zeit, mit einer Gewalt ergriffen wurde, von der die Gegenwart sich keine Vorstellung mehr machen kann. Die Anfänge unserer neueren Literatur fanden noch einen jungfräulichen Boden, eine geistige Frische und Empfänglichkeit, wie sie unsere übersättigte Cultur längst nicht mehr kennt. Dazu kam noch, daß Dorothea eine Jüdin war, und vorzugsweise unter den Juden der seit Jahrhunderten zurückgedrängte Geist und Drang nach Belehrung mit einem unwiderstehlichen Ungestüm jetzt hervorbrach. Bisher ausschließlich auf den Talmud durch religiöse Satzung und Unterdrückung aller Art beschränkt, zeigte dies Volk am Ende des achtzehnten Jahrhunderts plötzlich das Streben nach der ihm bisher durch eigene und fremde Schuld vorenthaltenen Bildung, die aus dem Christenthum hervorgegangen war. Mit leidenschaftlicher Hast bemächtigte sich der verachtete Jude, der lediglich bisher auf den Gelderwerb angewiesen war, der geistigen Waffe, durch die er sich Achtung und Anerkennung zu erkämpfen hoffte. Die Folgen konnten nicht lange ausbleiben; die bisherigen Vorurtheile schwanden und bald sah man gebildete und hochgestellte Christen mit den zurückgesetzten Juden verkehren; selbst junge Cavaliere traten jetzt in die Häuser der Hebräer, aber nicht um wie früher Geld auf Pfänder und Wechsel zu borgen, sondern aus bessern Gründen. Die fremden und bisher einander gegenüberstehenden Elemente zogen sich gegenseitig an; die schönen und geistreichen Jüdinnen fanden Anerkennung, während sie dagegen bei den christlichen Männern Eigenschaften und Sitten kennen lernten, die sie an ihren männlichen Glaubensgenossen vermißten. Diesen erst allmälig entstandenen Verhältnissen hatte sich auch Dorothea nicht zu entziehen vermocht; die Wünsche und Träume der blühenden Jungfrau fielen mit diesem allgemeinen Drang ihrer Nation nach Bildung zusammen und erhielten dadurch eine noch energischere Färbung. — Als daher Mendelssohn seine Tochter mit dem Antrage des Banquiers bekannt machte, war sie erschrocken, obgleich sie keine andere Einwendung gegen den ihr bestimmten Bräutigam vorzubringen wußte, als seinen Stand und eine gewisse geistige Beschränktheit, die sie an dem jungen Veit wahrgenommen zu haben glaubte.

„Du weißt,“ entgegnete ihr der kluge Vater, „daß Niemand mehr als ich den Geist und die Bildung eines Menschen schätzen kann; aber Beide sind nicht für sich allein ausreichend, um das Glück des Lebens zu begründen. Dazu gehört noch ein gutes Herz und ein edler Charakter; diese geben für das eheliche Verhältniß weit bessere und sichere Garantien. Der Geist ist gleichsam nur die Festtagsspeise des Menschen, das Gemüth aber das tägliche Brot, das ihn ernährt und zusammenhält. Diese Eigenschaft besitzt der junge Veit im höchsten Grade, und deshalb würde ich keinen Anstand nehmen, ihm Dein Loos anzuvertrauen. Außerdem kann ich Dir nicht einräumen, daß es ihm an Bildung fehlt; man braucht nicht immer ein Gelehrter zu sein, um am Wissen Freude zu haben. Er besitzt, so viel ich weiß, den redlichen Willen, die Lücken eines mangelhaften Unterrichts auszufüllen. Eine kluge Frau wird diese Richtung in ihm befördern und dazu beitragen, dieses edle Streben anzufachen. Wäre er Nichts weiter, als der Sohn eines reichen Mannes, so würde ich kein Wort zu seiner Empfehlung verlieren. Deshalb prüfe Dein Herz, ehe Du voreilig einen Mann zurückweist, der mindestens auf Deine Achtung Anspruch machen kann.“

Die Rede eines solchen Vaters mußte auf Dorothea einen großen Einfluß ausüben; sie war von Jugend auf gewohnt, jeden seiner Aussprüche wie ein göttliches Gebot zu verehren. Es herrschte damals noch jener patriarchalische Geist des Judenthums, jener fast sclavische Gehorsam der Kinder gegen ihre Eltern. Forderte auch Mendelssohn kein solches Opfer, so war doch das Gewicht seines Ansehens innerhalb der Familie und seine väterliche Autorität so groß, daß jeder Widerspruch vor ihm verstummte. Nur in ihrem Innern erhob sich noch ein stiller Kampf zwischen den Idealen und Träumen ihrer romantischen Einbildungskraft und der Wirklichkeit mit ihren gebieterischen Forderungen. Die mit praktischem Sinn begabte Mutter ließ es ebenfalls nicht an ihrem Zureden fehlen, indem sie auf das bedeutende Vermögen des Banquiers und auf die damit verbundenen Annehmlichkeiten hinwies. Trotz aller Romantik war Dorothea so lebensklug, um den Werth dieser irdischen Glücksgüter zu schätzen. Weit mehr jedoch wurde sie von dem Gedanken bestimmt, daß diese Verbindung von den Eltern gewünscht und ihr lebhaft anempfohlen wurde. So gab sie denn ihre Einwilligung mit jener Ergebenheit, welche die Töchter ihres Volkes meist in den elterlichen Willen zeigen. — Erst als Dorothea allein in ihrem Bette lag, machte sich ihre unterdrückte Stimmung gewaltsam in einem Thränenstrome Luft. Sie weinte um eine Liebe, die sie nie gekannt, um Gefühle, von denen sie nur eine unbestimmte Ahnung hatte. Wenn sie aber daran dachte, daß sie einem fremden Mann von nun an angehören sollte, so schauerte sie unwillkürlich zusammen. Sie wollte von ihrem Lager aufspringen und sich zu den Füßen ihres eben so klugen als milden Vaters werfen. Sie wußte, daß es nur eines Wortes bedurfte, um sie ihres gegebenen Versprechens zu entbinden; aber sollte sie wie ein thörichtes Kind in einem Augenblick widerrufen, was sie so eben erst ohne jeden Zwang gewählt, durfte sie die deutlich ausgesprochene Freude ihrer Mutter zerstören? Würde nicht der zwar nachsichtige aber auch charakterfeste Vater nach dem Grunde einer so plötzlichen Sinnesänderung fragen und welche Gründe konnte sie ihm vorbringen? Sein klarer Verstand, das fühlte sie, würde sich nicht mit den Träumen und Phantasien eines Mädchenherzens begnügen lassen. Seine Humanität und Menschenliebe hatten Nichts mit Gefühlsschwelgerei und mit einer Liebe zu thun, von der sie selbst nur aus Romanen sich eine phantastische Vorstellung gebildet hatte. Sie hätte die Kraft gehabt, einer Welt zu widerstehen, aber nicht dem feinen Lächeln eines Mendelssohn, womit er ihre kindische Einbildungen in seiner sokratischen Weise widerlegt und trotz seiner Milde lächerlich gemacht haben würde. Sie selbst war ihm zu ähnlich und zu sehr in seinem Geist erzogen, um nicht mit derselben Schärfe über ihren Zustand zu denken. Aus Furcht, sich eine Blöße vor ihm zu geben, bekämpfte sie die aufsteigenden Zweifel und vagen Empfindungen, die sie nach und nach als unwürdige Schwäche aus ihrer Seele zu bannen suchte. Ihr Verstand gewann wieder seine volle Herrschaft über das aufgeregte Herz, und da bisher kein Mann eine wirkliche Leidenschaft in ihr entzündet hatte, sondern nur die Ahnung einer solchen ihre jungfräuliche Seele beunruhigte, so konnte es ihr nicht allzu schwer fallen, sich mit ihrem Schicksal allmälig auszusöhnen. Als Dorothea am andern Tage erwachte, zeigte sie sich vollkommen resignirt und bereit, dem jungen Veit einst als Gattin anzugehören. — Dieser erschien auch nach der Synagoge in Begleitung seines Vaters, um seine Werbung vorzubringen. Sein Aeußeres verrieth allerdings keinen besondern Geist; seine Züge waren nicht bedeutend, aber eben so wenig unschön oder gar gemein. Wenn er lächelte, was freilich nicht allzu oft geschah, gewann sein Gesicht durch den Ausdruck herzlicher Gutmüthigkeit. Sein ganzes Wesen war überaus einfach und bescheiden, fast zu schüchtern, fern von der Anmaßung, welche die Söhne reicher Väter häufig anzunehmen pflegen. Selbst in seiner Kleidung gab sich sein schlichter Sinn zu erkennen; er trug einen dunkeln Rock von feinstem Tuch, aber ohne jede Stickerei, das gefältelte Jabot von blendender Weiße war nicht einmal mit Spitzen besetzt: sein braunes Haar hatte er nach hinten gestrichen und in einen Haarbeutel zusammengebunden, statt es wie die Elegants jener Zeit in künstlichen Locken um die Schläfen aufzuthürmen. Mit dem dreieckigen Hute in der Hand näherte er sich befangen dem Mädchen, dessen Hand er faßte, um sie, wie es die damalige Sitte wollte, ehrerbietig an seine Lippen zu führen. Hatte Dorothea eine stürmische und leidenschaftliche Liebeserklärung erwartet, so sah sie sich getäuscht. In wohlgesetzten Worten, aber ohne jede

Schwärmerei bat er sie um ihre Hand, als ob es sich für ihn um irgend ein geschäftsmäßiges Vorhaben handelte, aber diese für ihr Gefühl nur zu prosaische Bewerbung wurde von einem so zärtlich erwartungsvollen Blick aus seinen seelenvollen braunen Augen begleitet, daß sich darin für den aufmerksamen Beobachter ein Schatz von wahrer Liebe offenbarte. Er gehörte zu jenen anscheinend kalten Naturen, unter deren kühlem Aeußern ein warmes Herz sich birgt, wie unter der schützenden Schneedecke die innere Wärme sich verhüllt, welche die junge Frühlingssaat beschirmt. Auch als Dorothea, in Rücksicht auf die Wünsche ihrer Eltern, ihm eine befriedigende Antwort gab, blieb er ruhig wie vorher, ohne durch ein Wort oder ein Zeichen seine tiefe Bewegung zu zeigen. Die Freude machte ihn stumm und das Glück raubte ihm vollends die Sprache; ihm stand nicht die Macht der Rede wie andern Männern zu Gebote, die oft um so beredter sind, je weniger sie im Herzen fühlen. Seine Liebe wurde noch dazu durch die übermäßige Verehrung in Schranken gehalten, die er für den Geist des außerordentlichen Mädchens empfand; er sah zu ihr wie zu einer überirdischen Erscheinung empor, und diese Empfindung lähmte vollends jede Aeußerung seiner innigen Zuneigung. — Nach und nach gewöhnte sich Dorothea an das zurückhaltende Wesen ihres Verlobten; sie lernte seine Herzensgüte und noch manche andere treffliche Eigenschaft des bescheidenen Mannes kennen und mußte im Stillen ihrem Vater Recht geben, der mit klugen Blicken dies Alles vorgesehen. Sie hoffte, mit Veit so glücklich zu werden, als dies überhaupt bei der Verschiedenartigkeit ihrer Charaktere möglich war; aber im Grunde ihrer Seele hatte sie eine andere Liebe und ein anderes Glück geträumt. Was sie für ihren Verlobten empfand, war weit mehr ein schwesterliches Gefühl, eine gewisse Erkenntlichkeit für seine grenzenlose Hingebung, die sich in den zartesten Aufmerksamkeiten und in einer fast demüthigen Verehrung für sie kund gab. Sie konnte nicht ohne Rührung sehen, wie er sich bemühte, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen, wie er so geduldig selbst ihre zuweilen hervorbrechenden Launen ertrug, wie er nicht müde wurde, ihr zu Gefallen zu leben. Hatte er nicht aus Liebe zu ihr noch einen Sprachmeister angenommen, um sich im Französischen und Englischen zu vervollkommnen? War er nicht auf ihren Wunsch sogleich bereit, an den damals auftauchenden Leseabenden mit vertheilten Rollen Theil zu nehmen, nachdem er deshalb sein Comptoir zeitiger als sonst geschlossen hatte?

Wie dankbar und geduldig ertrug er ihren Tadel, als sie ihm erklärte, nie einen schlechtern Vorleser gehört zu haben! Wie Demosthenes übte er sich unter ihrer Anleitung, bis er sie zufrieden stellte. Nur ein einziges Mal war er bei einer solchen Vorlesung eingeschlafen, weniger aus Langeweile als aus Ermüdung, da er die ganze Nacht zuvor durchwacht hatte, um die Geschäftsbücher durchzusehen und die Bilanz zu ziehen. Den Kopf ganz wüst von Zahlen und Wechseln, war er doch noch gekommen, um bei dem „Codrus“ des Herrn von Cronegk zu schlummern; was ihm Dorothea nicht so leicht vergaß. Hatte er nicht aus Gefälligkeit seine Schüchternheit so weit überwunden, um auf einem Liebhabertheater in einer Rolle aufzutreten, die kein anderer spielen wollte, bloß um seiner Braut das Vergnügen nicht zu stören? Welche Vorwürfe mußte er darum von seinem Vater anhören, der als frommer Jude und solider Kaufmann derartige eitle Beschäftigungen für eine doppelte Sünde hielt und deshalb seinem Sohne ernste Vorstellungen machte! — Solche Opfer waren allerdings geeignet, Dorothea's Glauben an eine glückliche Zukunft zu kräftigen und wenn auch nicht ihre volle Liebe, so doch wenigstens ein Gefühl von Freundschaft und Anerkennung für ihren Verlobten zu erwecken. So sah sie wenigstens ohne Bangen den Tag immer näher rücken, wo sie das väterliche Haus verlassen sollte, um für immer ihm zu folgen. Nur in dem Augenblick, als sie an dem Hochzeitsmorgen unter dem Baldachin in dem Hofe der Synagoge stand und der Bräutigam ihr den goldenen Ring an den Finger mit den Worten steckte: „Durch diesen Ring wirst Du mir angetraut,“ erfaßte sie von Neuem ein leises Bangen vor der Zukunft. Die damals noch streng beobachteten Formen des jüdischen Ritus bei der Trauung erfüllten sie mit einer unangenehmen Empfindung. Sie mußte ihr langes dunkles Haar sich abschneiden lassen und das Gesicht mit einem Schleier bedecken, zum Zeichen, daß sie von nun ab keinem andern Mann gefallen, sich für Niemand schmücken durfte, als für ihren Gatten. Nicht minder verletzend erschien ihr der Moment, wo der junge Mann nach vorgeschriebener Sitte ein

Glas mit seinen Füßen in hundert Splitter zertrat, um damit anzudeuten, daß die Herrschaft des Hauses ihm gehöre und er jeden Widerstand wie das zertretene Glas zu brechen wisse. Aber am schmerzlichsten war der Abschied von ihrer Familie, von dem herrlichen Vater, der liebevollen Mutter, von einem Kreise, der ihr unersetzlich schien und auch war. Weinend riß sie sich aus den Armen der Ihrigen los, trennte sie sich von den Freunden und der Gewohnheit eines Daseins, in dem sie bisher ihre volle Befriedigung gefunden hatte, um ein neues, ihren Wünschen und Neigungen widerstrebendes Leben anzutreten. Der gute Vater küßte noch einmal die scheidende Tochter und segnete sie aus der Fülle seines Herzens.

„Weine nicht,“ tröstete er die Aufgeregte, „Du wirst glücklich sein.“

So lebte der weise Mendelssohn in dem festen Glauben, das Loos eines geliebten Kindes gesichert zu haben. Der Philosoph hatte alle Verhältnisse mit weisem Scharfsinn berechnet und erwogen, nur einen unberechenbaren Punkt außer Acht gelassen — das Herz eines Weibes. —

II.

Die meisten jüdischen Ehen sind glücklich zu nennen, wenn auch mehr vom praktischen als idealen Standpunkt betrachtet. Der Mann geht seinen Geschäften nach, erwirbt und sorgt mit anerkennungswerthem Eifer für seine Familie; er behandelt die Frau, welche das Erworbene zusammenhält und ihm rathend und oft helfend zur Seite steht, mit Achtung und Aufmerksamkeit. Rohheit und Ausbrüche der Brutalität von Seiten der Männer, so wie Untreue der Weiber gehören selbst bei den gemeinsten Juden zu den äußersten Seltenheiten. Die Kinder knüpfen dies Band noch fester und inniger, so daß mit Recht der Sinn und die Liebe des Juden für seine Familie sprichwörtlich geworden ist. Allerdings erfüllt diese Auffassung des ehelichen Verhältnisses nicht die höchsten Ansprüche und Forderungen auserwählter Geister, welche eine tiefere Anschauung des Lebens und der Liebe in ihrem Innern mit sich tragen. Es gibt Herzen, welche für eine Stunde des Entzückens Jahre des bittersten Leidens ohne Besinnen eintauschen wollen; die den verheerenden Sturm einer großen, allmächtigen Leidenschaft dem ruhigen Glücke einer alltäglichen Zärtlichkeit vorziehen. Solch ein Herz besaß Dorothea Mendelssohn, stark und entschlossen genug zu dem größten Opfer. Was kümmerte sie der Reichthum, der sie jetzt umgab? Sie hätte lieber gedarbt und gehungert, wenn sie dem Manne begegnet wäre, den sie wahrhaft lieben konnte. Mit trübem Lächeln blickte sie auf den theuern Schmuck, welchen der gutmüthige Veit ihr zu ihrem letzten Geburtstage geschenkt hatte. Die funkelnden Diamanten ersetzten ihr nicht das mangelnde Glück, die blutrothen Rubine gaben ihr keinen Trost und die bleichen Perlen mahnten sie nur an ihre heimlich geweinten Thränen. All diese Aufmerksamkeiten, mit denen sie der zärtliche Gatte überhäufte, vermochten nicht die stille Trauer der jungen Frau zu zerstreuen. Zwar mußte sie sich selbst gestehen, daß sie keinen Grund zur Klage hatte. Konnte es einen bessern Mann auf der ganzen Welt geben, als der ihr zu Theil geworden war? Seine Gutmüthigkeit grenzte fast an Schwäche; er war so stolz auf ihren Besitz, so glücklich in ihrer Nähe, daß er keine Ahnung von dem unsichern Grunde hatte, auf dem sein Familienleben ruhte. Mit jedem Tage erweiterte sich unmerkbar für ihn die Kluft, welche die Gatten früher oder später trennen mußte. Es fehlte Beiden das richtige Verständniß für einander, jene innere Sympathie der Seelen, die gleiche oder wenigstens ähnliche Lebensanschauung, welche in der Ehe eine unbedingte Forderung ist. Dorothea ließ den trefflichen Eigenschaften ihres Mannes die vollste Gerechtigkeit widerfahren und doch fühlte sie sich, ohne daß er die Schuld trug, täglich und stündlich verletzt. Selbst sein Streben nach Bildung war nur ein neuer Grund, den gegenseitigen Abstand noch schärfer hervortreten zu lassen. Veit besaß jenen scharfen zersetzenden Verstand und den praktischen Sinn seines Volkes; deshalb beschäftigte er sich am liebsten mit den realen Wissenschaften, Geschichte, Reisebeschreibungen, physikalische Werke bildeten seine Lieblingslectüre, während Dorothea sich in die Schöpfungen der neuesten Dichter versenkte. Auf ihre Empfehlung las er dann und wann ein ähnliches Buch, ohne ihm Geschmack abzugewinnen. So that er es mit dem eben erschienenen „Werther“ von Goethe, der damals ein ungeheures Aufsehen erregte und allen empfindsamen Seelen Thränen entlockte. Er kritisirte mit vernichtendem Spott diese sentimentale Richtung der Zeit,

für die sein unpoetischer Geist durchaus kein Verständniß hatte. Seine Ansicht unterstützte er mit der Autorität eines Nicolai und Lessing, der für ihn der größte Dichter Deutschlands blieb, der einzig lesenswerthe Schriftsteller. Bei aller Achtung für den großen Freund ihres Vaters war Dorothea bereits von der neuen Bewegung der Literatur so ergriffen, daß sie keinen Anstand nahm, zu widersprechen und Goethe besonders dem pedantischen und überall Jesuiten und Verfinsterung riechenden Nicolai gegenüber zu vertheidigen. Sie that das mit einer Heftigkeit, vor welcher Veit ganz erschrocken verstummte. — Aehnlicher Streit und Zwiespalt wiederholte sich auf dem religiösen Gebiete. In den frommen Satzungen der Väter aufgewachsen, hing Veit mit warmer Liebe an dem Judenthum, dessen Einfachheit und Klarheit gegenüber der mystischen Tiefe des Christenthums seinem eigenen klaren Verstande vollkommen zusagte. Nie hätte er sich entschließen können, an die ihm undenkbare „Dreieinigkeit“ zu glauben, die neben dem Glauben an den „einen Gott“ Israels ihm wie Götzendienst und Lästerung vorkam. Wenn er auch hier und da einräumen mußte, daß viele Ceremonien und Gebräuche des Judenthums nicht nur veraltet und lästig, sondern geradezu lächerlich und schädlich waren, so konnte er sich doch nicht aus liebgewordener Gewohnheit davon trennen. Gegen ihre Ueberzeugung mußte die junge Frau diese oft für sie unangenehmen und kleinlichen Pflichten eines nach ihrer Meinung sich vollkommen überlebt habenden Cultus mit der größten Strenge üben. In allen andern Dingen äußerst nachgiebig, zeigte sich Veit in diesem einen Punkte überaus fest und unnahbar. Mit dieser Anschauung des Glaubens stand Dorothea selbst im größten Widerspruch. Der Rationalismus des Judenthums konnte ihr tieferes und innigeres Bedürfniß nach Religion nicht befriedigen, selbst die geläuterte Auffassung ihres philosophischen Vaters und die von ihm angeregten Reformen entsprachen ihrer Sehnsucht nicht. Ihr weibliches Gemüth fühlte sich zu der milden Erscheinung des Erlösers und seinen Lehren der Liebe und Versöhnung mit unnennbarer Gewalt hingezogen, während der strenge Gott ihrer Väter in seiner majestätischen Einsamkeit und erhabenen Unnahbarkeit ihr ewig fremd geblieben war. Dazu drängte sich ihr immer mehr die Ueberzeugung auf, daß die ganze Bildung und Entwicklung der Gegenwart aus dem Christenthum hervorgegangen sei, daß alles Wissen und Erkennen in ihm und auf ihm beruhe, während das Judenthum nach ihrer Meinung seine Mission bereits erfüllt habe und der unvermeidlichen Auflösung trotz aller Gegenbestrebungen entgegengehe. Wurden auch diese Gedanken mehr von ihr geahnt, als deutlich und bestimmt erkannt, so reichten sie doch hin, um den Zwiespalt zwischen ihr und ihrem Gatten nur noch mehr hervorzurufen und die schon vorhandene Kluft zu erweitern. Selbst die in kurzen Zeiträumen nach einander erfolgte Geburt zweier Knaben vermochte nicht, das zerrissene Band wieder anzuknüpfen. Die zärtlichsten Mütter sind nicht immer die glücklichsten Frauen, und je inniger Dorothea diese Kinder liebte, desto gleichgiltiger wurde ihr der Gatte. Was ihr an Zärtlichkeit blieb, wandte sie den beiden Knaben zu, so daß der arme Veit leer ausging. Dieser wurde durch seine Geschäfte so in Anspruch genommen, daß er keine Zeit hatte, auf diese innern Seelenzustände seiner Frau zu achten; er wie alle Welt hielt seine Ehe für eine wahrhaft glückliche. Dieser Wahn wurde allerdings durch Dorothea's eigenes Benehmen unterstützt; so lang ihr berühmter Vater lebte, wollte sie ihm die Kränkung und den Schmerz ersparen, daß der Philosoph sich in seinen Berechnungen und Voraussagen getäuscht. Keine Klage entschlüpfte daher ihren Lippen; sie zwang sich zu lächeln und zu scherzen, so daß selbst der kluge Mendelssohn an ihr irre wurde. Er starb in dem festen Glauben, daß er für seine Tochter in jeder Beziehung gesorgt habe. Mit seinem Tode schwand zwar diese Rücksicht, aber die Macht der Gewohnheit übte auf Dorothea ihren wunderbaren Einfluß aus; sie hatte sich bereits in ihr Schicksal gefunden und verzichtete im Stillen auf ein erträumtes Glück. Anscheinend zufrieden, von mancher Frau ihrer Bekanntschaft noch beneidet, lebte sie ein Dasein voll Resignation und stiller Duldung, wie so viele ihrer Schwestern, deren geheimes Leid die Welt nicht kennt. Nur eine treue Freundin, die eben so schöne als kluge Hofräthin Herz wußte um Dorothea's Schmerz. Jene befand sich in einer ähnlichen Lage, indem sie den fast doppelt so alten Mann auf den Wunsch ihrer Eltern genommen hatte, aber freilich gehörte der Hofrath Herz, einer der berühmtesten Aerzte in Berlin, zu den geach-

telsten und gebildetsten Männern der Residenz. Um die schöne Frau sammelte sich ein Kreis ausgezeichneter Persönlichkeiten, welche ihren Reizen huldigen durften, ohne die Eifersucht des in die Tugend seiner Frau das vollkommenste Vertrauen setzenden Mannes zu erregen. Für die fehlende Liebe fand die schöne Herz ihre Befriedigung in der Verehrung der Menge und in der Freundschaft der Brüder Humboldt und des berühmten Schleiermacher. — Bei dieser Freundin lernte Dorothea eines Tages den Mann kennen, der diese täuschende Ruhe ihres ehelichen Verhältnisses für immer stören sollte. Die Hofräthin Herz stellte ihr den von Schleiermacher ihr empfohlenen Friedrich Schlegel vor, dessen Name ihr bereits durch seine Schriften bekannt war. Schlegel verband damals mit einem ansprechenden Aeußern, das allerdings für den schärfern Beobachter eine gewisse feine Sinnlichkeit verrieth, eine geistige Beweglichkeit und eine bezaubernde Geselligkeit. Er gehörte zu den damals auftauchenden „schönen Geistern" jener Periode, welche eine schrankenlose Genialität an die Spitze ihres Glaubensbekenntnisses stellten und das deutsche Philisterthum mit den glänzenden Waffen ihres Witzes und einer selbstbewußten Ironie bekämpften. Gründliche Studien und gediegeneres Wissen war ihm nicht abzusprechen, aber es fehlte ihm vor Allem der sittliche Ernst und die Wahrheitsliebe Lessing's. Wo dieser überzeugte, blendete Schlegel, indem ihm eine glühende und rastlose Phantasie zu Hilfe kam, womit er die oft schwachen Stützen seiner Gedanken und Behauptungen wie mit einem Blumenkranz bekleidete und so dem prüfenden Blick entzog. Nach der vorangegangenen Nüchternheit mußte diese bacchantische Begeisterung Alles mitfortreißen, die Kühnheit des jungen Kritikers selbst die bessern Geister bestechen und in ihm einen neuen und gewaltigen Reformator der Zeit, einen die Welt verjüngenden Dionysos erblicken lassen. Wurden doch Männer wie Schleiermacher von dieser neuen und überraschenden Kraft zur Bewunderung hingerissen, geschweige eine Frau wie Dorothea Veit, die plötzlich ihr Ideal hier verwirklicht sah. Welch ein Abstand zwischen dem von seinen Zahlen und Geschäften eingenommenen Banquier und diesem von den erhabensten Ideen erfüllten Dichter, der aller Schranken spottete und eine neue Welt der ungebundenen Genialität der fessellosen Freiheit für die Auserwählten erschloß! Selbst die trunkene Sinnlichkeit, welche er offen zur Schau trug, erfüllte Dorothea nicht mit Mißtrauen, sondern war nur ein neuer Reiz, da der gewandte Redner den golddurchwebten Schleier seiner Poesie über diese materiellen Anschauungen zu breiten wußte. Eine Fülle überraschender Gedanken und Ideen stand ihm zu Gebote; griechischer Schönheitssinn und katholische Mystik, classische Bildung und romantische Poesie verschmolzen in ihm zu einem wunderbaren Gemisch und verliehen ihm den Anstrich einer Alles bewältigenden Universalität. Bald sprach er mit dem Dithyrambenschwunge eines Pindar, bald mit der Weihe eines christlichen Jüngers und Apostels. Die Macht seiner Persönlichkeit ließ seine Zuhörer leicht übersehen, daß sein Wille größer war als seine Kraft, daß sein Geist mehr weiblich aufnehmend als männlich schaffend sich verhielt, daß ihm die Ausdauer und die Beharrlichkeit fehlte, um eine neue Epoche machende Lehre zu begründen. Trotz seiner großen Begabung blieb Friedrich Schlegel nur ein secundäres Talent, kein ursprüngliches Genie, wenn auch sein bedeutender Einfluß auf die Literatur sich nicht leugnen läßt. Diese glänzenden Eigenschaften waren mit einem leicht beweglichen und entzündbaren Charakter verbunden, dessen schnell auflodernde Gluth nur wenig wahre und innere Wärme gab. Seine lebhafte Phantasie täuschte ihn selbst und Andere über die Stärke seiner Empfindungen; in der Liebe wie in der Freundschaft gab er sich dem Augenblicke hin, ohne die allein für die Zukunft bürgende Festigkeit zu besitzen. Derartige Männer sind den Frauen stets gefährlich, um so gefährlicher, je geistreicher sie selbst sind. Dorothea, welche bisher noch für keinen Mann Liebe empfunden, wurde sogleich von ihm gefesselt, von diesem in hundert bunten Farben schillernden Talent bezaubert. Endlich glaubte sie das Ziel ihrer Sehnsucht, das Ideal ihrer Mädchenträume gefunden zu haben. In seiner Nähe vergaß sie Alles, den gutmüthigen, aber ihr unbedeutend vorkommenden Gatten, die eigenen Knaben, sich selbst und die ganze Welt. Sie lauschte mit stiller Andacht seinen Worten, die ihr wie eine neue Offenbarung klangen, sie zeigte das innerste Verständniß für seine Gedanken und nahm trotz ihres scharfen Verstandes seine gewagten Paradoxen mit Begeisterung auf. Ihre Bewunderung konnte ihm nicht entgehen und schmei-

chelte seiner Eitelkeit. Auch Schlegel fühlte sich zu der klugen, strebenden Jüdin hingezogen, aus deren glänzenden Blicken ihm kein gewöhnlicher Geist und so viel Verehrung für seine Person entgegenstrahlte. Beide näherten sich an diesem Abend und knüpften den geheimnißvollen Bund der Seelen für immer. In jener Zeit einer eben erst aufblühenden Literatur hatte sich eine Art von Freimaurerei unter den Gleichgesinnten gebildet. Die Eingeweihten verkehrten mit einander in freundschaftlichster Weise, Männer und Frauen, welche dazu gehörten, ließen jede Schranke des alltäglichen Lebens schwinden und setzten sich über alle gewöhnlichen Vorurtheile fort. Die Mitglieder dieser Kreise, gleichviel ob sie dem männlichen oder weiblichen Geschlechte angehörten, dutzten sich unter einander und verbannten jede sonst beobachtete Form als lächerliche Philisterei. Man tauschte seine Gefühle unumwunden aus: die „schönen Seelen" fanden sich und häufig folgten auch die Körper nach. Derartige Verhältnisse erregten damals durchaus keinen Anstoß und wenn sich eine heftigere Leidenschaft als die bloße Freundschaft daraus entwickelte, so nahmen die Eingeweihten kein Aergerniß daran, sondern die innigste Theilnahme. Mit dem größten Interesse wurde ein solcher Roman aus dem Leben verfolgt, besprochen und oft von den Freunden befördert und gerühmt, wenn auch die bürgerliche Moral damit nicht immer einverstanden war. Man hatte den Grundsatz aufgestellt, daß der wahren Liebe Alles erlaubt sei und die Genialität Vieles entschuldige. Ein subjectives Mißbehagen, das bloße Gefühl des Unbefriedigtseins reichte damals hin, alle Bande zu lösen, und zahllose Ehescheidungen gehörten zur Mode des Tages. — War auch Dorothea von einer solch frivolen Anschauung ihrer Pflichten freizusprechen, so übte doch der Ton der ihr befreundeten Kreise unwillkürlich einen großen Einfluß auf ihre eigene Entschließung aus. Seit jenem Abende traf sie noch öfters mit Schlegel zusammen und bald entspann sich, begünstigt von diesen Umständen, ein gegenseitig leidenschaftliches Verhältniß. Sie war eine zu edle Natur, um ihren Gatten zu hintergehen, selbst in ihren Verirrungen konnte sie die Offenheit ihres Charakters nicht verleugnen. Sie sah die Nothwendigkeit einer Trennung ein, aber es fehlte ihr der Muth, den Nichts ahnenden Veit mit diesem Entschlusse bekannt zu machen. Da erbot sich die Hofräthin Herz, welche die Vertraute ihrer Liebe war, diesen nothwendigen Schritt zu thun. Der gutmüthige Mann war wie vom Blitz getroffen; das hatte er nicht erwartet. Sein Schmerz war eben so tief als wahr, aber auch in diesem traurigen Moment zeigte er eine Seelengröße, die alle Bildung der Welt wohl aufzuwiegen im Stande war. Kein Vorwurf, keine Beschuldigung entschlüpfte seinen Lippen, nur die kaum zurückgedrängten Thränen verriethen, daß der Schlag sein Innerstes getroffen. Hätte Dorothea seine bleichen Züge, das schmerzliche Zusammenzucken des Armen in diesem Augenblicke gesehen, so wäre sie vielleicht noch zu ihrer Pflicht zurückgekehrt. Nachdem er sich so weit gefaßt, um die Gründe der Hofräthin ruhig anzuhören, willigte er seufzend in die Scheidung. —

Dorothea war frei, aber sie hatte diese Freiheit um einen theuern Preis erkauft; mit blutendem Herzen riß sie sich von ihren Kindern los, die sie dem Vater überlassen mußte. Bei der Trennung von den Knaben drohte ihr das Herz zu brechen; sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

„Darf ich meine Kinder wiedersehen?" fragte sie unter einem Thränenstrom.

„Du sollst sie sehen," entgegnete der edle Mann. „Ich werde Dir sie schicken."

„Und kannst Du mir vergeben?"

„Ich vergebe Dir. Sei glücklicher, als ich Dich machen konnte."

Erschüttert reichte sie ihm die Hand, die er nicht zurückstieß. Die Thräne, welche er auf dieselbe unwillkürlich fallen ließ, sagte ihr mehr als seine Worte, daß er ihr vergebe. Sie ging, um eine bescheidene Wohnung zu beziehen, die sie in der damals ganz öden Ziegelstraße gemiethet hatte. Die Frau des reichen Banquiers mußte sich mit einem Chambre-garnie-Stübchen in jener verlassenen Gegend begnügen, da sie nur die sehr geringe väterliche Mitgift von ihrem frühern Gatten angenommen hatte. Statt des frühern Luxus umgab sie eine fast ärmliche Einrichtung, verwaschene Gardinen, gebrechliche Möbel machten jetzt ihren Hausrath aus; ihre ganze Bedienung bestand in einer alten Frau, welche nur des Morgens kam, um die nöthigsten Handleistungen zu verrichten. Gewöhnt an ein geordnetes Hauswesen, an eine behaglich bürgerliche Existenz mußte ihr diese dürftige Studentenwirthschaft doppelt traurig vorkommen; aber ihr starker Geist bot der sie um-

gebenden Armseligkeit Trotz und sie konnte selbst zuweilen über ihre jetzige Lage lächeln. Weit schmerzlicher wurde sie von dem Umstande berührt, daß sich ihre frühern Bekannten und Freunde jetzt bis auf wenige Ausnahmen von ihr zurückzogen und sie zu meiden schienen. Wie es gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, mißbilligten jetzt dieselben Leute, welche ihr Verhältniß zu Schlegel bereits gekannt und stillschweigend geduldet, sogar als ein interessantes Ereigniß befördert hatten, laut und öffentlich ihr Betragen. Sie hätten ihr einen kleinen Liebeshandel gewiß nachgesehen, aber daß sie ihrer Liebe eine so glänzende Stellung, ihren Reichthum, ihr ganzes Lebensglück geopfert hatte, erschien den Meisten unverzeihlich. Jetzt erst schrien sie über Unsittlichkeit, über Rücksichtslosigkeit und spielten die moralisch Entrüsteten. Selbst die Bessern aus der Gesellschaft brachen allen Umgang mit ihr ab, da sie doch unmöglich mit einer geschiedenen Frau verkehren konnten, die noch dazu Chambre-garnie wohnte und ihren Geliebten bei sich sah. Nur die Hofräthin Herz und Schleiermacher setzten sich über das Vorurtheil hinweg und besuchten die Freundin in ihrer Einsamkeit. Die Stunden, welche sie in ihrer Gesellschaft und in Schlegel's Nähe zubrachte, entschädigten sie jedoch hinlänglich für die Meinung der Welt. Dann verwandelte sich das ärmliche Stübchen in einen strahlenden Tempel des Geistes, worin der beredte Schleiermacher die Stelle des geweihten Priesters vertrat. Wie entzündete sich da ein Genius an dem andern, welche erhabene Gedanken, welche tiefe Ideen stiegen dann gleich Sternen an dem geistigen Himmel auf! Während Dorothea den Thee bereitete, unterstützt von der schönen Hofräthin Herz, wetteiferten die Männer in bedeutenden Gesprächen, in einer Unterhaltung, die so leicht nicht wiederkehren sollte. Von Liebe und Begeisterung getragen, entfaltete Schlegel sein reiches Talent und riß selbst den bedächtigeren Schleiermacher mit sich fort. Wie ein mächtiger Zauberer beschwor er bald die Geister eines Plato und Sophokles, eine untergegangene Welt voll Schönheit und Poesie, bald führte er seine Zuhörer in das Feenreich der mittelalterlichen Romantik; er ließ die gothischen Dome vor ihren Blicken emporsteigen und belebte sie mit den gewaltigen Erscheinungen der Nibelungen, mit frommem Orgelklang und süßem Minnelied. Andächtig lauschten die Frauen und mischten ihre anmuthigen Fragen und Bemerkungen in das ernste Männerwort, wie Blumen von zarter Hand in den brausenden Strom geworfen. — Ein neues Leben begann jetzt für die liebende Dorothea, ihr Horizont erweiterte sich, an der Hand eines theuern Mannes erschloß sich ihr das weite, unermeßliche Reich des Wissens. Ihre Sehnsucht war gestillt und sie hielt sich selbst für glücklich; alle ihre Ahnungen waren in Erfüllung gegangen; sie glaubte, daß ihr kein Wunsch mehr übrig blieb. Es war ihr, als hätte sie sich nun erst selbst kennen gelernt und sich wiedergefunden. Wie unter dem Einfluß der belebenden Sonne entwickelten sich in ihrer Seele tausend nie geahnte Keime, so daß die Freunde selbst von diesem plötzlichen Hervorbrechen ihrer genialen Natur überrascht wurden. Oft sprach sie wie im magnetischen Schlafe unbewußt das Höchste aus und löste mit einem gewichtigen Wort die schwierigsten Fragen. Der alte Prophetengeist ihres Volkes schien über sie gekommen zu sein, und wenn sie so dasaß mit funkelnden Augen und glühenden Wangen, glich sie wohl einer jener Sibyllen des Orients. — Selbst die ärmliche Umgebung störte diesen Eindruck nicht, sie diente nur zur Folie dieser seltenen Vereinigung, welche hier Begeisterung und Schönheit, männliches Wissen und weibliche Anmuth in der öden Ziegelstraße und in dem nüchternen Berlin feierten. —

III.

Auf diese schöne Zeit der ersten Leidenschaft folgten freilich für Dorothea Momente der unausbleiblichen Enttäuschung; manche bittere Erfahrung hatte sie noch zu machen. Da Schlegel ohne Vermögen und Anstellung war, so konnte er auch ihr keine feste Lebensstellung bieten. Deshalb verzögerte sich ihre Verbindung, so sehr sie auch wünschen mußte, dieser zweideutigen Lage entrissen zu werden. Er selbst spottete in seiner genialen Weise über die nach seiner Ansicht philiströse Bedenklichkeit der Geliebten, welche sich nicht so leicht über die Heiligkeit der Sitte hinwegzusetzen vermochte. In dieser Stimmung schrieb er an einem Buche, das über Dorothea neue Leiden brachte. Wie so viele Dichter jener Zeit litt auch Schlegel an der Sucht, sein „Ich“ zum Mittelpunkte seiner Poesie zu erheben und aus den geheimnißvollsten Vorgängen des eigenen Lebens den

Stoff für seine Dichtungen zu schöpfen. Es war die Periode der „Selbstbekenntnisse,“ womit Rousseau in seinen „Confessions“ den Anfang gemacht hatte. Erlebnisse und Gefühle, welche man bisher sorgfältig vor der Welt verborgen und auszusprechen sich gescheut, wurden ohne Rücksicht preisgegeben. Mit einer überraschenden Kühnheit und Offenheit malte man sich selbst in den verfänglichsten Situationen. Wahrheit und Schönheit war die allgemeine Losung, aber nackte Wahrheit und Schönheit ohne jede Hülle. Die bedenklichen Leute, welche in diesen Taumel nicht einstimmten, galten für unverbesserliche Philister und wurden von den sogenannten „Genialen“ verspottet. Aus dieser subjectiven Richtung der Zeit ging damals Schlegel's bekannte „Lucinde“ hervor, ein Roman, der bei seinem ersten Erscheinen ein ungewöhnliches Aufsehen machte und die entgegengesetzteste Beurtheilung erfuhr. Kein Dichter hatte es je vorher gewagt, einen ähnlichen Dithyrambus der Sinnlichkeit anzustimmen, in so begeisterten Worten den physischen Genuß zu verherrlichen. Das ganze Buch erschien als eine Verklärung der Wollust, als eine Hymne auf die geheimsten Vorgänge der Liebe. Während die Freunde Schlegel's Kühnheit priesen, den Glanz seines Stils, die Gluth seiner Phantasie und den berauschenden Zauber der „Lucinde“ bewunderten, erhoben die Gegner einen Schrei der moralischen Entrüstung und klagten den Verfasser laut der höchsten Unsittlichkeit und Verworfenheit an, so daß der befreundete Schleiermacher sich veranlaßt sah, in seinen bekannten „Briefen über die Lucinde,“ die nur zum Theil von ihm, zum Theil von einer Frau herrühren, die aufgeregten Gemüther von seinem vermittelnden Standpunkte zu beschwichtigen. Ein Theil dieser Beschuldigungen fiel natürlicher Weise auf Dorothea zurück; die urtheilslose und am Scandale Gefallen findende Menge sah in ihr das „Urbild der Lucinde,“ in dem berüchtigten Roman nur ihr eigenes Verhältniß zu Schlegel dargestellt. Sie erröthete, trotzdem sie sich unschuldig fühlte, bei dem bloßen Gedanken nicht nur um ihretwillen, sondern wegen ihrer Kinder wie um den geschiedenen Gatten, dessen Namen sie noch trug. Ungeachtet ihres Geistes konnte sie sich nicht zu jenem Standpunkte erheben, den Schlegel bald im Ernste, bald im Spotte gegen seine Gegner behauptete. Vergebens berief er sich auf das Griechenthum mit seinen nackten Göttergestalten, auf die farbentrunkene Verklärung Correggio's, welcher in seiner „Jo“ das Mysterium der Liebe so wie er gemalt, Dorothea widerlegte diese Gründe und ließ sich nicht von seiner blendenden Sophistik diesmal täuschen. Ihre Weiblichkeit und der dem Juden angeborene Geist sittlicher Ascese schreckte vor dieser Offenbarung der geheimsten Liebe zurück.

„Du hättest nicht,“ sagte sie mit einem schmerzlichen Lächeln, „so unser Innerstes herauskehren sollen!“

Mehr als je drang sie jetzt auf eine eheliche Verbindung, trotzdem Schlegel's Verhältnisse ihr noch immer keine feste Garantie boten; sie wollte lieber Noth und Kummer mit ihm theilen, als den Mißdeutungen der Welt sich ferner ausgesetzt sehen. Die Neuvermählten traten sogleich eine Reise nach Jena an, wo Schlegel's Bruder August Wilhelm in verhältnißmäßig angenehmen Beziehungen lebte. Aber die Aufnahme, welche Dorothea von Seite der Verwandten ihres Mannes zu Theil wurde, war eben nicht geeignet, die ersten aufsteigenden Wolken an dem Himmel ihrer Liebe zu zerstreuen. Ihre Schwägerin, eine Tochter des berühmten Professors Michaelis, sah mit einem gewissen Stolz auf die „getaufte Jüdin“ herab und ließ ihr nur zu sehr ihr vermeintliches Uebergewicht fühlen. Ueberhaupt war die Ehe ihres Schwagers keine glückliche zu nennen; zwischen den Gatten herrschte schon damals ein Zerwürfniß, welches kurz nachher zur Auflösung ihrer Verbindung führte. Auch der Bruder ihres Mannes war ein Dichter und zählte wie dieser zu den hervorragendsten Geistern seiner Zeit, nichts desto weniger fühlte sich seine Frau unglücklich und unzufrieden, trotzdem sie nicht von jeder Schuld freizusprechen war. Dorothea war Zeugin von höchst verletzenden Auftritten zwischen den beiden Eheleuten, von wahrhaft unpoetischen Ausbrüchen eines lang verhaltenen Grolles. Sie verglich damit im Stillen die Duldung und Liebe, welche mancher prosaische Kaufmann und Banquier ihrer Bekanntschaft bei ähnlichen Gelegenheiten zeigte, und es drängte sich ihr immer mehr die Ueberzeugung auf, daß nicht der Geist, sondern das Herz des Mannes das Glück der Frauen allein zu begründen vermöge. Nach einem kurzen und unerquicklichen Aufenthalt in Jena reiste sie mit Schlegel wieder ab; sie wußten nicht wohin, da Berlin für Schlegel's Thätigkeit

keinen geeigneten Boden bot. Jetzt begann für Beide ein planloses Herumirren in der Fremde, bald in Dresden, bald in Paris und zuletzt in Cöln suchte Friedrich eine bleibende Stellung zu gewinnen, aber nirgends fanden sie eine rechte Heimath, um darin Wurzeln zu schlagen. Manche Entbehrung mußte Dorothea sich auferlegen; sie that es, ohne zu murren. Es kamen Momente der materiellen Bedrängniß, wo es ihr und Schlegel an dem Nöthigsten fehlte, da seine literarischen Arbeiten während des von allen Seiten heranziehenden Krieges nicht ausreichten, um sie hinlänglich zu ernähren. In dieser Bedrängniß erhielt Dorothea von Zeit zu Zeit bedeutende Summen zugeschickt; sie glaubte den edeln, unbekannten Wohlthäter zu errathen, und sie hatte nicht den Muth, seine Unterstützungen zurückzuweisen, obgleich sie vor Schlegel seinen Namen sorgfältig verschwieg. Nur der Hofräthin Herz, ihrer Freundin, schüttete sie das durch solche Verpflichtungen belastete Herz aus, indem sie ihr schrieb, daß sie nicht länger diese beschämenden Beweise einer sie drückenden Liebe anzunehmen vermöchte. Zugleich sprach sie in diesem Briefe ihre heiße Sehnsucht nach den Kindern aus, deren Bild sie fortwährend umschwebte. Nicht wenig wurde sie durch eine Antwort von der Hand des geschiedenen Mannes überrascht. Veit, der auch nicht einen Augenblick sie vergessen hatte und ihr Schicksal mit der liebevollsten Theilnahme verfolgte, machte ihr von freien Stücken den Vorschlag, den ältesten Knaben, der ein entschiedenes Talent zum Maler frühzeitig bekundete, der Mutter zur fernern Erziehung anzuvertrauen. Zugleich setzte er großmüthig zum Unterhalte des Sohnes eine so bedeutende Summe aus, daß eine ganze Familie davon leben konnte. Dorothea durchschaute die Hochherzigkeit eines solchen Anerbietens und weinte heiße Thränen über den Mann, der in demselben Maße in ihren Augen immer höher stieg, je mehr Schlegel von der ihm angedichteten Größe bei einem innigen Zusammenleben verlieren mußte. Sie konnte es sich nicht verhehlen, daß der Dichter im Grunde seiner Seele einen bedeutenden Grad von Egoismus barg, daß ein Hang zum sinnlichen Wohlbehagen in ihm vorherrschte und daß ihm vor allen Dingen jene Festigkeit des Charakters fehlte, welche eine Frau wie sie bei dem Manne ihrer Wahl voraussetzte. Während Dorothea einen fast männlichen Geist besaß, zeigte Schlegel immer mehr seine eigentlich weibliche, wenn auch überaus fein organisirte Natur. Dies umgekehrte Verhältniß, wovon sie anfänglich schmerzlich berührt wurde, erwies sich jedoch später als ein neues Band, indem Dorothea mit mütterlicher Nachsicht die Schwächen Schlegel's ertragen lernte. Je egoistischer er sich zeigte, desto aufopfernder wurde sie für ihn, wovon ihr ganzes Leben den schönsten Beweis gab. — In Cöln, wo sie jetzt lebten, trat Schlegel zur katholischen Kirche über und sie folgte ihm willig auch zu diesem Schritte, der sie ihren frühern Freunden nur noch mehr entfremdete. Bei Schlegel wie bei den meisten Convertiten jener Zeit war dies Ereigniß nur die nothwendige Folge seiner Vergangenheit. Die schrankenlose Subjectivität, die geniale Ungebundenheit mußte auf natürlichem Wege mit der größten Beschränkung und mit der gänzlichen Aufgabe des so mißbrauchten Eigenwillens enden. Nachdem der Geist und mit ihm auch häufig der durch ihn zerrüttete Körper bankerott gemacht, blieb ihm nur noch übrig, nach dem Glauben, als der letzten Stütze, zu greifen. Je fester und unerschütterlicher derselbe stand, desto mehr mußte er den schwachen Seelen willkommen sein. Der imposante, seit Jahrhunderten gegründete, mit göttlicher und menschlicher Autorität ausgerüstete Bau der katholischen Kirche konnte ihnen allein noch Zuflucht aus der selbstgeschaffenen Verwirrung bieten, wobei die noch nicht völlig erloschene Sinnlichkeit und das ästhetische Bewußtsein ihre Befriedigung in dem erhabenen, mit allem Zauber der Künste ausgestatteten Cultus fanden. Hierzu kam noch bei Einzelnen auch die mehr irdische Aussicht auf die Macht und das Ansehen, welche die Kirche häufig über den bekehrten Sünder auszugießen bereit sich zeigte. — Weit tiefer und geistiger aber faßte Dorothea ihren Uebertritt zum Katholicismus auf, so sehr sie damit im Widerspruche zu den Erinnerungen und Traditionen ihrer Jugend wie zu der Ueberzeugung ihrer Berliner Kreise stand. Klang es nicht fast wie eine große Ironie auf die von ihrem Vater und den ihm verwandten Männern ausgegangene Aufklärung, daß seine Tochter sich laut und offen jetzt zu dem römischen Glauben bekannte? — Und doch offenbarte sich auch hierin nur jene ungestillte Sehnsucht, derselbe unbefriedigte Zug des Herzens; hier wie dort suchte sie ein unerreichtes Ideal, eine Befriedigung, welche ihr diese Welt nicht bieten konnte. Sie

opferte ihr Lebensglück, um die Abgründe der Liebe zu ermessen, wie sie das Andenken an ihren philosophischen Vater, ihr eigenes Bewußtsein, die protestantische Klarheit ihres Geistes, die jüdische Schärfe ihres Verstandes aufgab, um sich in die mystischen Tiefen der Religion zu versenken. Kein Preis war ihr zu groß für den Frieden ihrer Seele, der Glaube mußte sie zugleich für die Täuschungen des Lebens entschädigen, und je weniger ihr dieses Wort gehalten, desto inniger umklammerte sie die Religion als ihren Rettungsanker. Dieser Uebertritt zur katholischen Kirche erleichterte Schlegel's Anstellung im österreichischen Staatsdienst, er erhielt einen einflußreichen Posten in der geheimen Canzlei des Fürsten Metternich; der Dichter mußte dem politischen Schriftsteller weichen; das diplomatische Treiben, verbunden mit dem Wiener Lebensgenuß und der entnervenden Oberflächlichkeit des Salons zerstörte nach und nach, was ihm noch von Poesie übrig geblieben war. Er schrieb nur noch schön stilisirte Zeitungsartikel im Sinne der auftauchenden Reaction, oder schwang das mystische Weihrauchsfaß des Katholicismus, indem er in seinen Vorlesungen gegen den protestantischen Geist in der Literatur und Kunst wie in der Geschichte zu Felde zog. Ein dumpfer Quietismus war bei ihm an die Stelle der frühern Regsamkeit getreten; er hatte sich mit seinem Gewissen abgefunden und überließ sich nun den materiellen Freuden des Daseins, über seine frühere Begeisterung jetzt selber spottend. Dorothea sah diese allmälige Vernichtung ihres selbstgeschaffenen Götterbildes, dem sie das edelste Herz geopfert hatte. Sie dachte jetzt öfters an Veit, und auch die ehrwürdige Gestalt ihres philosophischen Vaters stieg vor ihrer Seele wieder auf. Bei diesem vorwurfsvollen Andenken konnte sie ihre Thränen nicht zurückhalten.

War sie jetzt glücklicher? —

IV.

In der Abenddämmerung wanderten zwei Frauen durch die Trümmerwelt des Kolosseums; das Geräusch des ewigen Roms war hier verstummt; um sie das Schweigen der Ewigkeit; Staub und Asche von Jahrtausenden zu ihren Füßen. Die verwitterten Mauern des Riesenbaues, zerbröckelte Steine, von Moos bekleidet, von melancholischem Zwielicht gestreift, paßten so eigen und wunderbar zu ihrer Stimmung und zu einer Unterhaltung, welche vielleicht aus Scheu vor solch untergegangener Größe mit gedämpfter Stimme, fast nur leise flüsternd geführt wurde. Nach jahrelanger Trennung hatten sich die Freundinnen in Rom wiedergefunden; es war dies die Hofräthin Herz und Dorothea. Die Zeit war an Beiden nicht spurlos vorübergegangen, aber die schöne Herz trug noch immer die Spuren ihrer göttlichen Reize, während Dorothea dem Bilde einer Matrone glich. Ihr Haar war grau geworden, der Glanz ihrer Augen erloschen, Schmerz und Gram hatten tiefe Furchen in ihrem einst blühenden Gesichte zurückgelassen, doch ein Ausdruck geistiger Verklärung umschwebte sie wie das milde Mondlicht die Ruine, in der sie jetzt wandelten. Was hatten sie sich nicht Alles schon mitgetheilt, und noch immer war die Vergangenheit nicht ausgeschöpft! Der Tod hatte so manche Lücke in ihr Dasein gerissen, aber auch als mächtiger Versöhner den Zwiespalt des Lebens gelöst.

„Erst als Herz," fuhr seine Wittwe in ihrem Berichte fort, „gestorben war, wußte ich, was ich in ihm besessen. Ich glaubte ihn nur zu achten, und nun war es mir plötzlich klar, daß ich ihn geliebt, wie ich überhaupt einen Mann nur lieben konnte. Die Natur oder ein günstiges Geschick hat mir jene Leidenschaftlichkeit versagt, welche das höchste Glück und zugleich das größte Elend über unser Geschlecht bringt. Mein Gefühl für Herz war von anderer Art, ein stilles, aber festes Vertrauen, eine fast kindliche Ehrfurcht für den überlegenen Mann. Er hatte mich wie ein besorgter Vater mit sanfter Hand durch das Leben geführt und die Versuchungen, denen ich durch äußere Schönheit ausgesetzt war, unmerklich von mir abgewendet. Noch im Grabe danke ich ihm dafür."

„Ich möchte Dich darum beneiden," entgegnete Dorothea mit einem leisen Seufzer. „Der Himmel hat Dich vor den Stürmen des Lebens geschützt."

Plötzlich ihren Gedankengang unterbrechend, wendete sie sich an die Freundin: „Du hast Veit noch vor seinem Ende gesehen?"

„Ich besuchte ihn auf seinen Wunsch, als er bereits von den Aerzten aufgegeben war. Ruhig und gefaßt sah er seinem Ende entgegen; der Tod schien ihm willkommen." —

Die Freundin hielt inne, da Dorothea ein leises Schluchzen hören ließ, das sie vergeblich zu unterdrücken suchte.

„Nur weiter!“ bat sie innig. „Schone mich nicht; ich will Alles hören, das soll meine Buße sein.“

„Deine Söhne,“ fuhr die Andere fort, „waren zugegen.“

„Ich hatte sie ihm bei der ersten Nachricht, daß Gefahr vorhanden sei, geschickt. Wie gern wäre ich selbst gekommen, doch mir fehlte der Muth dazu.“

„Ihre Anwesenheit schien ihn zu erfreuen, obgleich ihr Uebertritt zur katholischen Kirche, worin sie Dir gefolgt waren, ihn schmerzlich verletzen mußte. Bei aller Duldung des edeln Mannes konnte er seine Betrübniß über diesen Schritt nicht überwinden. Es kostete ihm eine übermenschliche Anstrengung, ruhig zu bleiben.“

„Ich weiß es, und doch schwöre ich Dir, daß Beide ohne mein Zuthun die Religion ihrer Väter aus innerster Ueberzeugung aufgaben. Der Aelteste, Philipp, dessen Ruf als ausgezeichneter Künstler durch seine Bilder fest begründet steht, fühlte die innere Nothwendigkeit, durch das Christenthum erst die volle Weihe für seine Kunst zu erlangen. Das Beispiel seiner Freunde, die Richtung der Zeit und vor allen Dingen sein tiefes Gemüth führten ihn in die Arme der katholischen Kirche. In ihr sah er den Urquell seiner Begeisterung, aus ihr schöpfte er, wie die alten Meister, die gestaltende Kraft und das göttliche Ideal. Durfte ich ihn zurückhalten und konnte ich ihn hindern, selbst wenn ich seinen Glauben nicht getheilt: daß ohne Religion keine wahre Kunst möglich ist?“

„Wenn ich auch diese schwärmerische Richtung der heutigen Künstler begreifen kann, so mußten für den armen Veit diese Gründe verborgen bleiben. Er klagte mir besonders über den Bekehrungseifer, womit Dein Philipp seine letzten Stunden trübte. Forderte er nicht von dem sterbenden, an dem Judenthume festhängenden Vater im Angesichte des Todes, seinen Irrthümern zu entsagen und den römischen Glauben anzunehmen?“

„Es geschah aus Liebe,“ entschuldigte Dorothea, „aus Sorge um sein Seelenheil. Ich gebe Dir zu, daß Philipp in seinem Eifer zu weit gegangen ist. Alle Schuld fällt auf mich zurück. O! warum mußte ich so viel Verwirrung über den besten Mann der Welt bringen! Furchtbar, furchtbar! Daß Sohn und Vater in der Sterbestunde sich so begegnen mußten!“ —

Mit beiden Händen bedeckte Dorothea das bleiche Gesicht und reichlich flossen ihre Thränen, aber bald bekämpfte sie ihre Aufregung und bat die Freundin, fortzufahren.

„Mit mehr Ruhe,“ berichtete diese, „als ich ihm zugetraut, wies Veit das Ansinnen seiner Söhne zurück. Er blieb sich selber treu bis zum letzten Augenblick. Ich fand ihn umgeben von seinen jüdischen Glaubensgenossen, mit denen er laut betete: „Höre Israel ich bin der Ewige Dein Gott.“ Als er geendet hatte und mich bemerkte, winkte er mir an sein Bett. Er sprach von Dir und sein letzter Gedanke bist Du gewesen.“

„O! er hat mich mehr geliebt, als ich um ihn verdient. In anscheinend unbedeutender Hülle schlug ein großes Herz.“

„Und Schlegel?“ frug die Freundin ablenkend.

„Auch er ist todt,“ seufzte Dorothea. Vor seinem Sterben flammte noch einmal sein besseres Ich in seinem ursprünglichen Glanze auf. Ich habe viel verloren, hier ein edles Gemüth und dort einen hohen Geist.“

„Das Leben ist schwerer, als der Tod,“ seufzte die schöne Herz, von einer jener melancholischen Anwandlungen ergriffen, die uns überfällt, wenn wir der Vergangenheit und der geschiedenen Freunde gedenken.

„Ich glaube an ein Wiedersehen,“ entgegnete Dorothea. Laß uns tapfer sein und ertragen, was der Himmel über uns verhängt; er führt die Seinigen auf wunderbaren Wegen zum Ziele. Das Glück blüht nicht auf dieser Welt.“

„Wo finden wir das Glück?“

„Dort!“ rief Dorothea, und ihr glänzendes Auge hing an dem gestirnten Firmament. „Auf den Trümmern einer untergegangenen Welt erhebt sich jetzt in Rom das Kreuz mit dem Bilde des Erlösers. Wir müssen Alles durch eigene und fremde Schuld verlieren, um das Höchste zu gewinnen. Aus dem Feuer der Prüfung geht das Herz geläutert hervor. Wir müssen dulden, um zu überwinden, irren, um die Wahrheit zu erkennen. — Doch komm! Es ist spät geworden; die Nachtluft weht kühl in diesen Mauern.“

Dichter hüllten sich die Frauen in ihre Tücher und traten den Rückweg an. So schritten sie stumm durch die Straßen der ewigen Stadt, die Seelen voll Gedanken, die Herzen voll Wehmuth.

Wilhelm Pitt.

Von Lord Macaulay.

Deutsch von Friedrich Steger.

Wilhelm Pitt, der zweite Sohn des Grafen Chatham und seiner Gemahlin Esther Grenville, einer Tochter der Gräfin Esther Temple, wurde am 28 Mai 1759 geboren. Der Knabe erbte einen Namen, der zur Zeit seiner Geburt der berühmteste in der ganzen gebildeten Welt war und von jedem Engländer mit Stolz, von jedem Feinde Englands mit einem Gemisch von Bewunderung und Schrecken genannt wurde. Während seines ersten Lebensjahres hatte jeder Monat seine Häusererleuchtungen und Freudenfeuer, und jeder Wind führte ein Schiff heran, das frohe Botschaften und feindliche Fahnen brachte. In Westphalen erfocht das englische Fußvolk einen großen Sieg, der den Heeren Ludwig's XV. mitten in ihren Eroberungen Stillstand gebot, an der Küste von Portugal schlug Boscawen die französische Flotte, in der Bai von Biscaya trieb Hawke ein zweites Geschwader in die Flucht, Johnson nahm Niagara, Amherst Ticonderoga, Wolfe starb unter den Mauern von Quebec des beneidenswerthesten Todes, Clive vernichtete im Hugly eine holländische Expedition und gründete die englische Herrschaft in Bengalen, Coote überwand Lally bei Wandewasch und machte die Engländer im Karnatik mächtig. Indem das Volk diesen glücklichen Kriegern lauten Beifall zollte, betrachtete es sie alle, zur See und zu Lande, in Europa, Amerika und Asien, als bloße Werkzeuge, denen ein einziger überlegener Geist die Richtung gebe. Der große Wilhelm Pitt, der große Bürgerliche war es, der die französischen Marschälle in Deutschland und die französischen Admirale im atlantischen Meere besiegt, der seinem Vaterlande ein großes Reich an den eisigen Küsten des Ontario's und ein zweites unter der tropischen Sonne in der Nähe der Gangesmündungen erobert hatte. Es lag nicht in der Natur der Dinge, daß eine Volksbeliebtheit, wie er sich ihrer zu jener Zeit erfreute, eine dauernde sei. Sie hatte ihren Glanz verloren, ehe seine Kinder alt genug waren, um zu begreifen, daß ihr Vater ein großer Mann sei. Er wurde zuletzt in Lagen versetzt, wo weder seine Verwaltungstalente noch seine Rednergaben in vollem Lichte zu leuchten vermochten. Die Energie und Entschiedenheit, die ihn für die Leitung des Krieges im ausgezeichneten Grade geschickt gemacht hatten, wurden in Friedenszeiten nicht gebraucht. Die erhabene und aufregende Beredtsamkeit, die ihn im Unterhause allmächtig gemacht hatte, fiel im Oberhause häufig wirkungslos zu Boden. Eine grausame Krankheit folterte seine Gelenke und verließ diese bloß, um sich auf seine Nerven und sein Gehirn zu werfen. Während der letzten Jahre seines Lebens war er bei Hof verhaßt und stand doch mit der großen Masse der Opposition in keinem herzlichen Vernehmen. Der Titel Graf Chatham war Pitt's Verfall, aber ein tragischer und majestätischer Verfall, den kein Mann von Herz und Verstand ohne ähnliche Gefühle betrachten kann, wie sie durch die Ueberreste des Parthenon's und des Kolosseum's in uns hervorgerufen werden. In einer Beziehung war der alte Statsmann außerordentlich glücklich. Welchen Wechselfällen sein öffentliches Leben auch unterliegen mochte, Frieden und Liebe durch sein Herz zu gewinnen mißlang ihm nie. Er liebte alle seine Kinder und wurde von ihnen geliebt, und von allen seinen Kindern betrachtete er keines mit solchem Stolz und solcher Zärtlichkeit, wie seinen zweiten Sohn.

Der Geist und der Ehrgeiz des Knaben entwickelten sich mit einer seltenen und fast unnatürlichen Schnelligkeit. Als er sieben Jahre zählte, war die Theilnahme, die er für ernste Gegenstände zeigte, die Gluth, mit der er seine Studien betrieb, und die Verständigkeit und Lebhaftigkeit seiner Bemerkungen über Bücher und Ereignisse die Bewunderung seiner Eltern und Lehrer. Einer seiner Aussprüche aus dieser Zeit wurde der Mutter von seinem Lehrer erzählt. Als die Welt im August 1776 durch die Nachricht, Pitt sei Graf von Chatham geworden, in Bewegung versetzt wurde, rief der kleine Wilhelm aus: „Ich freue mich, daß ich nicht der älteste Sohn bin. Ich wünsche ein Redner des Unterhauses wie Papa zu werden.“ Es existirt noch ein Brief, in dem Lady Chatham, eine Dame von großer Bildung, gegen ihren Gemahl die Bemerkung macht, daß ihr jüngerer zwölfjähriger Sohn seinen älteren Bruder, der damals fünfzehn Jahre alt war, weit hinter sich gelassen habe. „Wilhelm's Scharfsinn,“ schreibt sie, „läßt ihn Manches, was über die Fassungskraft jedes andern Kindes von seinem zarten Alter gehen würde,

mit der größten Leichtigkeit begreifen und freudig genießen.“ Mit vierzehn Jahren war der Knabe an Verstand ein Mann. Hayley, der im Sommer von 1773 zu Lyme mit ihm zusammentraf, war erstaunt, entzückt und etwas erschrocken, als er von einem so jungen Munde Witz und Weisheit hörte. Ja der Dichter bereute später, daß seine Schüchternheit ihn verhindert habe, diesem außerordentlichen Knaben den Plan eines ausgedehnten Werkes, mit dem er sich eben beschäftigte, vorzulegen und ihn um sein Urtheil zu bitten. Der Knabe hatte in der That bereits ein Trauerspiel gedichtet, das natürlich schlecht, jedoch nicht schlechter als die Trauerspiele seines Freundes war. Das Stück wird noch heute in Chevening aufbewahrt und ist in gewissen Beziehungen höchst merkwürdig. Es kommt kein Liebesverhältniß darin vor. Die ganze Handlung ist politischer Natur, und merkwürdiger Weise beruht das Interesse auf einem Streit um eine Regentschaft. Auf der einen Seite steht ein treuer Diener der Krone, auf der andern ein ehrgeiziger und gewissenloser Verschwörer. Zuletzt erscheint der König, den man vermißt hatte, wieder, übernimmt auf's Neue die Gewalt und belohnt den treuen Vertheidiger seiner Rechte. Wer über dieses Trauerspiel bloß nach innern Gründen urtheilte, der würde ohne Zaudern die Ueberzeugung aussprechen, daß es von irgend einem Dichterlinge und Pittianer in der Zeit der Feste geschrieben worden sei, mit denen man 1789 die Wiederherstellung Georg's III. feierte.

Die Freude, mit der Wilhelm's Eltern die rasche Entwicklung seiner geistigen Kräfte betrachteten, wurde durch Befürchtungen wegen seiner Gesundheit getrübt. Er schoß mit beunruhigender Schnelle in die Höhe, war oft krank und immer schwächlich, und man befürchtete, daß es unmöglich sein werde, einen so großen, schmächtigen und schwachen Knaben zu erhalten. Seine ärztlichen Rathgeber verschrieben ihm Portwein, und es wird gesagt, daß er diese angenehme Arznei mit vierzehn Jahren in Mengen zu sich zu nehmen pflegte, die man in unserm enthaltsamen Zeitalter bei einem ausgewachsenen Mann für mehr als hinreichend halten würde. Diese Diät, die wahrscheinlich unter hundert Knaben neunundneunzig getödtet haben würde, scheint der eigenthümlichen Natur Wilhelm's vortrefflich zugesagt zu haben, denn mit fünfzehn Jahren wurde er von Kränklichkeiten nicht ferner belästigt, und obgleich er nie ein starker Mann wurde, blieb er doch während der langen Jahre, die für ihn unter Arbeiten und Sorgen verflossen, in denen er seine Sommer in London verlebte und Nachts im Parlament zu kämpfen hatte, erträglich gesund. Die Zartheit seines Körpers war muthmaßlich der Grund, daß er nicht wie andere Knaben desselben Ranges erzogen wurde. Fast alle die ausgezeichneten englischen Staatsmänner oder Redner, welche später seine Verbündeten oder seine Gegner waren — North, Fox, Shelburne, Windham, Grey, Wellesley, Grenville, Sheridan und Canning — erhielten ihre Bildung in großen öffentlichen Schulen. Lord Chatham selbst war ein ausgezeichneter Schüler von Eton, und wer das gewesen ist, pflegt seine Verpflichtungen gegen Eton selten zu vergessen. Wilhelm's Schwäche forderte aber eine Aufmerksamkeit und liebevolle Behandlung, die man bloß im Elternhause findet. Er wurde daher unter dem väterlichen Dache erzogen. Ein Geistlicher Namens Wilson leitete seine Studien, die trotz häufiger Unterbrechungen durch Krankheiten einen außerordentlichen Erfolg hatten. Er hatte sein fünfzehntes Jahr noch nicht vollendet, als er in den alten Sprachen und in der Mathematik Kenntnisse besaß, wie sehr wenige Jünglinge von achtzehn Jahren sie zur Hochschule mitbringen. Man schickte ihn deshalb schon 1773 in die Pembroke-Halle zu Cambridge. Ein so junger Student erforderte mehr als die gewöhnliche Sorgfalt, die ein Collegienlehrer seinen Zöglingen zu widmen pflegt. Der Hofmeister, den man mit der Regelung von Wilhelm's akademischem Leben beauftragte, war ein Baccalaureus der freien Künste Namens Pretyman, der im vorhergehenden Jahre die höchste für Studenten erreichbare Auszeichnung erhalten hatte und, obgleich er weder ein einnehmendes Aeußere noch glänzende Geistesgaben besaß, höchst scharfsinnig und fleißig, ein tüchtiger Kenner der alten Sprachen und ein vorzüglicher Geometer war. Pretyman war in Cambridge länger als zwei Jahre der unzertrennliche Gefährte und fast der einzige Gesellschafter seines Zöglings. Zwischen dem Paar entstand eine innige und dauernde Freundschaft. Der Schüler sah sich, ehe er sein achtundzwanzigstes Jahr vollendet hatte, im Stande, seinen Lehrer zum Bischof von Lincoln und zum Decan von St. Paul zu machen, und der Lehrer bewies seine Dank-

barkeit, indem er ein Leben des Schülers schrieb, welches der Auszeichnung genießt, die schlechteste Biographie der Welt von diesem Umfang zu sein.

Ehe Pitt einen akademischen Grad erhielt, hatte er kaum irgend einen Bekannten, besuchte die Capelle regelmäßig Morgens und Abends, aß jeden Mittag in der Halle und ging nicht ein einziges Mal in eine Abendgesellschaft. Siebenzehn Jahre alt wurde er, der übeln Sitte jener Zeit gemäß, kraft seines Geburtsrechtes und ohne Prüfung zum Magister der freien Künste ernannt. Einige Jahre lang behielt er seine Wohnung im Collegium noch bei und widmete sich unter Pretyman's Leitung den Studien des Orts mit Nachdruck, während er sich zwanglos in die beste akademische Gesellschaft mischte.

Der Wissensvorrath, den Pitt in diesem Theile seines Lebens sammelte, war ein wahrhaft außerordentlicher. In ihm bestand auch Alles, was er je besaß, da er in sehr früher Zeit zu viele Geschäfte bekam, um für Bücher Mußestunden übrig zu haben. Das Buch, an dem er das größte Gefallen fand, waren Newton's Principia. Seine Vorliebe für die Mathematik wurde sogar zu einer solchen Leidenschaft, daß seine Lehrer, welche selbst ausgezeichnete Mathematiker waren, sie mehr bekämpfen als ermuntern zu müssen glaubten. Von der Feinheit und Schnelligkeit, mit der er Probleme löste, sagte der tüchtigste der Professoren, welche in jener Zeit bei den Disputationen den Vorsitz führten und die Prüfungen im Senat vornahmen, daß sie auf der Hochschule beispiellos sei. Die Bekanntschaft des Jünglings mit dem classischen Alterthum war nicht minder bemerkenswerth. In einer Beziehung war er allerdings selbst dann im Nachtheil, wenn man ihn mit Studirenden zweiten und dritten Ranges verglich. Als Wilson sein Lehrer war, hatte er nie in den alten Sprachen gedichtet und erreichte daher nie jene Geläufigkeit im Versbau, welche lebhafte junge Menschen, deren Kenntniß der Sprachen und der Literaturen Griechenlands und Roms eine bloß oberflächliche ist, zuweilen besitzen. Er wäre durchaus nicht im Stande gewesen, etwas Aehnliches wie die rührende Elegie, mit der Wellesley von Eton Abschied nahm, oder wie die virgilianischen Hexameter, in denen Canning die Pilgerreise nach Mekka beschrieb, zu dichten. Dagegen möchten wir bezweifeln, daß ein Gelehrter von zwanzig Jahren jemals gründlicher und tiefer in die beiden großen Sprachen der alten gebildeten Welt eingedrungen sei. Die Leichtigkeit, mit der er den Sinn der verwickeltsten Sätze der attischen Schriftsteller auffaßte, setzte ergraute Kritiker in Erstaunen. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, mit allen noch vorhandenen Dichtungen Griechenlands genau bekannt zu werden und ruhte nicht eher, bis er Lycophron's Cassandra, das dunkelste Werk der ganzen alten Literatur, bewältigt hatte. Diese sonderbare Rhapsodie, deren Schwierigkeiten viele ausgezeichnete Gelehrte in Verwirrung gebracht und zurückgeschreckt haben, „las er," wie sein Hofmeister sagt, „im ersten Augenblicke so ohne Anstand, daß ich, wenn ich nicht selbst Zeuge gewesen wäre, nicht geglaubt haben würde, der menschliche Verstand sei einer solchen Leistung fähig."

Der modernen Literatur schenkte Pitt verhältnißmäßig wenig Aufmerksamkeit. Mit Ausnahme des Französischen, in dem er nur sehr unvollkommen bewandert war, kannte er keine lebende Sprache. Mit einigen wenigen der besten englischen Schriftsteller, namentlich mit Shakspeare und Milton, war er vertraut. Die Verhandlung im Pandämonium war verdienter Weise eine seiner Lieblingsstellen, und seine Jugendfreunde sprachen noch lange nach seinem Tode von dem richtigen Schwung und dem melodischen Tonfall, mit dem sie ihn die unvergleichliche Rede Belial's hatten vortragen hören. Allerdings war er von Kindheit auf in der Kunst, seine von Natur reine und tiefe Stimme gut zu verwenden, sorgfältig angeleitet worden. Sein Vater, dessen Reden jener Kunst keinen geringen Theil ihrer Wirkung verdankten, war ein höchst verständiger und geistvoller Lehrer gewesen. In einer spätern Zeit pflegten die Witzbolde bei Brookes, die es ärgerte, daß sie Nacht für Nacht sehen mußten, welchen mächtigen und bezaubernden Eindruck Pitt's wohlklingende Stimme auf die Reihen der Landedelleute übte, ihm den Vorwurf zu machen, daß er sich „von Papa im Lehnsessel habe einschulen lassen."

In der That war seine Erziehung ganz geeignet, einen großen parlamentarischen Redner aus ihm zu bilden. Man hört gegen die classischen Studien, welche bei dem Unterricht der gebildeten Jugend des englischen Südens so viele Zeit in Anspruch nehmen, oft einwenden, daß sie den jungen Mann hinderten, seine Muttersprache beherrschen zu

lernen, und daß man nicht selten einem Herrn von großer Begabung begegne, der eine ciceronianische Prosa und horazische Verse schreibe, für den es aber unmöglich sei, seine Gedanken in reinem, klarem und kräftigem Englisch auszudrücken. Einiges Wahre liegt in dieser Bemerkung vielleicht. Pitt's classische Studien wurden jedoch auf eine eigene Weise betrieben und hatten die Wirkung, seinen englischen Wörterschatz zu bereichern und ihm in der Kunst, richtige englische Sätze zu bauen, eine wunderbare Gewandtheit zu verschaffen. Er hatte die Gewohnheit, eine oder zwei Seiten eines griechischen oder römischen Schriftstellers zu überblicken, sich mit dem Sinn vertraut zu machen und die Stelle sodann in englischer Sprache rasch hinter einander vorzutragen. Diese Gewohnheit nahm er unter seinem Lehrer Wilson an und setzte sie unter Pretyman fort. Es ist nicht auffallend, daß ein junger Mann mit bedeutenden Gaben, der sich zehn Jahre lang täglich auf diese Weise übte, eine fast beispiellose Gewalt erlangte, seine Gedanken ohne Vorbereitung in wohlgewählte und wohlgeordnete Worte zu bringen.

Unter allen Ueberresten des Alterthums waren die Reden diejenigen, welchen er die gespannteste Aufmerksamkeit widmete. Seine Lieblingsbeschäftigung bestand darin, Reden, die in derselben Sache für und wider gehalten worden sind, mit einander zu vergleichen, sie zu zergliedern und zu untersuchen, welche Beweisgründe des ersten Redners der zweite widerlegt, welche er umgangen und welche er nicht berührt habe. In dieser Zeit studirte er die parlamentarische Fechtkunst nicht bloß in Büchern. Wenn er zu Hause war, hatte er häufige Gelegenheiten, in Westminster wichtigen Verhandlungen beizuwohnen und hörte sie nicht bloß mit Theilnahme und Genuß, sondern mit derselben gespannten Wißbegierde, mit der ein fleißiger Zögling in Guy's Krankenhause bei einer schwierigen Operation jede Handbewegung eines großen Wundarztes bewacht. Bei einer dieser Gelegenheiten stand Pitt, dessen Fähigkeiten bisher nur seiner eigenen Familie und einem kleinen Kreise von Universitätsfreunden bekannt waren, im Oberhause auf den Stufen des Thrones neben Fox, der zehn Jahre mehr zählte und bereits der größte Parteiführer und einer der größten Redner war, die in England jemals aufgetreten sind. Fox erzählte später oft, bei dem Fortgange der Verhandlung habe sich Pitt wiederholt zu ihm gewendet und gesagt: „Wahrhaftig, Herr Fox, darauf ließe sich so antworten;“ oder: „Ja, aber er setzt sich diesem Einwande aus.“ Welche einzelne Ausstellungen er machte, hatte Fox vergessen, aber er erklärte, daß die Frühreife eines Jünglings, der während der ganzen Sitzungen weiter Nichts zu denken schien, als wie die Reden beider Parteien widerlegt werden könnten, ihn betroffen gemacht habe.

Einer der Besuche des jungen Mannes im Oberhause wurde ein trauriges und unvergeßliches Ereigniß seines Lebens. Er hatte sein neunzehntes Jahr nicht ganz vollendet, als er seinen Vater am 7. April 1788 nach Westminster begleitete. Es war bekannt geworden, daß Frankreich die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkannt habe. Der Herzog von Richmond wollte seine Ueberzeugung aussprechen, daß man jeden Gedanken an eine Unterjochung dieser Staaten aufgeben müsse. Chatham hatte stets behauptet, daß der Widerstand der Colonien gegen das Mutterland ein berechtigter sei. Er fürchtete jedoch, wenn auch mit Unrecht, daß es an dem Tage, wo man ihre Unabhängigkeit anerkenne, mit Englands Größe vorbei sein werde. Von Jahren und Körperschwächen niedergedrückt, beschloß er troß der Bitten seiner Familie an seinem Platze zu sein. Sein Sohn führte ihn zu einem Sitze. Die Aufregung und die Anstrengung waren für den alten Mann zu stark. In demselben Augenblicke, als er die Peers anredete, fiel er in Krämpfen zurück. Wenige Wochen später wurde sein Leichnam mit düsterm Pomp zur Abtei geführt. Der Lieblingssohn des verstorbenen Staatsmannes folgte dem Sarge als erster Leidtragender und sah ihn in dem Querschiffe einsenken, wo auch er einst ruhen sollte.

Sein älterer Bruder, der jetzige Graf von Chatham, hatte hinreichende Mittel, aber auch nicht mehr, die Würde seines Standes aufrecht zu erhalten. Die übrigen Mitglieder der Familie waren dürftig versorgt. Wilhelm hatte wenig mehr als dreihundert Pfund jährlich. Es war daher nothwendig, daß er einen Beruf wählte. Er hatte seine Studienzeit bereits vollendet und im Frühlinge 1780 wurde er volljährig. Er verließ nun Cambridge, bestimmte sich für den Advocatenstand, bezog ein Zimmer in Lincolns-Inn und wohnte den Gerichtssitzungen im Westen bei.

Im Herbste jenes Jahres trat eine allgemeine Wahl ein und er meldete sich als Candidat für die Hochschule, erhielt jedoch die wenigsten Stimmen. Die ernsten Doctoren, welche damals in Scharlach gekleidet auf den Bänken von Golgatha saßen, sollen es für eine große Anmaßung erklärt haben, daß ein so junger Mann nach einer so großen Auszeichnung strebe. Er kam übrigens doch in's Parlament, indem Sir James Lowther auf die Bitten eines alten Freundes der Familie, des Herzogs von Rutland, ihm die Stimmen des Fleckens Appleby verschaffte.

England war damals in einer solchen Gefahr, daß selbst ein gefaßter Geist in Verwirrung gerathen konnte. Vergebens hatte man gegen die aufgestandenen Colonisten Nordamerika's Heer auf Heer geschickt. In den geregelten Schlachten waren die geschulten Truppen des Mutterlandes im Vortheile gewesen. Aber durch geregelte Schlachten ließ sich ein solcher Streit nicht entscheiden. Ein bewaffnetes Volk, das den Hunger und das Weltmeer zu Verbündeten hatte, war nicht zu überwinden. Inzwischen hatte das Haus Bourbon, nachdem es wenige Jahre zuvor durch Chatham's Kraft und Genie bis in den Staub erniedrigt worden war, die Gelegenheit zur Rache ergriffen. Frankreich und Spanien waren gegen uns im Bunde und neuerdings war auch Holland ihnen beigetreten. Die Herrschaft über das Mittelmeer war für eine Zeit verloren gegangen. Kaum vermochte sich die englische Flagge im Canal zu behaupten. Die nordischen Mächte nannten sich neutral, aber ihre Haltung hatte etwas Drohendes. Im Osten war Haider in's Carnatic herabgestiegen, hatte Baillie's kleines Heer vernichtet und bis zu den Wällen des Georgforts Schrecken verbreitet. Die Unzufriedenheit Irlands drohte mit nichts Geringerem als mit einem Bürgerkriege. In England war das Ansehen der Regierung auf den tiefsten Punkt gesunken. Der König und das Unterhaus waren gleich unbeliebt. Der Ruf nach Parlamentsreformen ließ sich eben so heftig vernehmen, wie im Herbst von 1830. Furchtbare Verbindungen, deren Führer nicht gewöhnliche Demagogen, sondern Männer von hohem Range, von fleckenlosem Rufe und von ausgezeichneten Fähigkeiten waren, forderten Veränderungen im System der Volksvertretung. Durch die Ohnmacht und die Unentschlossenheit der Regierung ermuthigt, hatte der Pöbel neulich alle Schranken durchbrochen, die Häuser des Parlaments belagert, Peers gestoßen, Bischöfe gejagt, die Wohnungen von Gesandten angegriffen, Gefängnisse geöffnet, Gebäude niedergerissen oder verbrannt. London hatte einige Tage lang den Anblick einer erstürmten Stadt dargeboten, und es war nöthig geworden, unter den Bäumen des James-Parks ein Lager zu bilden.

Trotz dieser Gefahren und Schwierigkeiten im Inlande und Auslande blieb Georg III. mit einer Festigkeit, die mit Tugend oder Weisheit wenig Verwandtes hatte, dem Entschlusse treu, die amerikanischen Rebellen mit den Waffen niederzuwerfen, und seine Minister ordneten ihr Urtheil dem seinigen unter. Einige von ihnen wurden wahrscheinlich durch Selbstsucht und Geldgier bestimmt, aber ihr Führer Lord North, ein Mann von hohem Ehrgefühl, liebenswürdigem Charakter, gewinnenden Manieren, lebhaftem Witz und ausgezeichneten Talenten für Geschäfte und die Debatte, muß von allen schmutzigen Beweggründen frei gesprochen werden. Er blieb auf einem Posten, von dem er sich längst fortsehnte und dem er wiederholt zu entschlüpfen versucht hatte, bloß deshalb, weil er nicht Kraft genug besaß, den Bitten und Vorwürfen des Königs zu widerstehen, welcher allen Gründen durch die leidenschaftliche Frage Stillschweigen gebot, ob irgend ein Edelmann, irgend ein Mann von Muth es über sich gewinnen könne, einen gnädigen Herrscher in der Stunde der Gefahr zu verlassen.

Die Opposition bestand aus zwei Parteien, welche einst einander feindlich gewesen waren und sich sehr langsam, wie sich bald zeigte, auch sehr unvollständig versöhnt hatten, in dieser Zeit aber einträchtig zusammenzugehen schienen. Die zahlreichere dieser Parteien bestand aus der großen Körperschaft der Whig-Aristokraten. Ihr Führer war der Marquis Karl von Rockingham, ein verständiger und tugendhafter Mann, der an Reichthum und an parlamentarischem Einfluß unter dem englischen Adel sehr wenige seines Gleichen hatte, aber an einer nervösen Furchtsamkeit litt, welche ihn hinderte, an der Debatte einen hervorragenden Antheil zu nehmen. Im Unterhause wurden die Anhänger Rockingham's von Fox geführt, dessen zügellose Sitten und zerrüttete Verhältnisse das allgemeine Stadtgespräch waren, der aber durch sein hohes Genie, seine Anmuth, sein edles und liebe-

volles Herz bei denen, welche die Verirrungen seines Privatlebens am tiefsten beklagten, Liebe und Bewunderung erzwang. Burke, der Fox an Weite des Blickes, an Ausdehnung des Wissens und an Glanz der Phantasie überlegen war, aber ihm in jener Art von Logik und in jener Art von Redekunst, von der große Versammlungen ergriffen und überzeugt werden, nachstand, blieb gern der bloße Gehilfe eines jungen Führers, dessen Vater er hätte sein können.

Der kleinere Theil der Opposition bestand aus den alten Anhängern Chatham's. Der Führer derselben war der Graf Wilhelm von Shelburne, ausgezeichnet als Staatsmann und als Freund der Wissenschaften und der schönen Literatur. Mit ihm verbanden sich Lord Camden, der früher Großsiegelbewahrer gewesen war, und dessen Redlichkeit, Tüchtigkeit und Kenntnisse des Staatsrechts sich allgemeine Achtung erzwangen, Barré, ein beredter und scharfer Redner, endlich Dunning, der lange der erste englische Anwalt gewesen war. Zu dieser Partei fühlte sich Pitt naturgemäß hingezogen.

Am 26. Februar 1781 hielt er für Burke's Plan ökonomischer Reform seine erste Rede. Fox erhob sich in demselben Momente, ließ ihm aber augenblicklich das Wort. Das stolze und doch lebhafte Benehmen des jungen Mannes, seine vollkommene Selbstbeherrschung, die Schlagfertigkeit, mit der er auf frühere Redner Bezug nahm, die wohlklingenden Töne seiner Stimme, und der tadellose Bau seiner, aus dem Stegreife gesprochenen Sätze erstaunten und entzückten seine Zuhörer. Burke war bis zu Thränen gerührt und rief: „Das ist kein Span von dem alten Blocke, es ist der alte Block selbst.“ „Pitt wird einer der ersten Redner des Parlaments werden,“ sagte ein Mitglied der Opposition zu Fox. „Er ist es bereits,“ antwortete Fox, in dessen Seele für Neid kein Platz war. Es ist eine merkwürdige Thatsache, deren sich einige, erst jüngst von uns Geschiedene lebhaft erinnerten, daß bald nach dieser Debatte Pitt von Fox bei Brookes zum Mitglied vorgeschlagen wurde.

Während dieser Sitzung sprach Pitt noch zweimal und erhielt sich den Ruf, den er bei seinem ersten Auftreten erworben hatte, vollständig. Im Sommer nach der Vertagung wohnte er wieder den Gerichtssitzungen bei, trat selbst einige Male auf, und zeichnete sich dabei so aus, daß Buller als Richter, und Dunning als Anwalt ihm die höchsten Lobsprüche ertheilten.

Am 27. November versammelte sich das Parlament wieder. Bloß zwei Tage vorher war die Nachricht eingetroffen, daß Cornwallis mit seinem Heere die Waffen gestreckt habe, und es mußte daher eine neue Thronrede entworfen werden. Mit Ausnahme des Königs war jetzt Jedermann überzeugt, daß es reiner Wahnsinn sei, an eine Unterwerfung der Vereinigten Staaten zu denken. Bei den Adreßverhandlungen sprach Pitt noch kräftiger und glänzender, als bei irgend einer frühern Gelegenheit. Seine Verbündeten spendeten ihm warmen Beifall, aber man bemerkte, daß Niemand von seiner Partei ihn so laut lobte, als Heinrich Dundas, der Lordadvocat für Schottland, der für die Regierung sprach. Dieser gewandte und wetterwendische Staatsmann sah den nahen Fall der Regierung, mit der er verbunden war, deutlich voraus, und setzte sich in Bereitschaft, für seine Person dem Einsturze zu entgehen. An diesem Tage begann seine Verbindung mit Pitt, die bald zu einer innigen Vertraulichkeit wurde und so lange dauerte, bis der Tod sie löste.

Etwa vierzehn Tage später sprach Pitt über das Heerbudget. Auf der Ministerbank waren Zeichen von Uneinigkeit bemerklich geworden. Lord Georg Germaine, der Minister, der mit der Leitung des Krieges in Amerika besonders beauftragt war, hatte eine Sprache geführt, die sich mit der Erklärung des ersten Lords der Schatzkammer nicht leicht in Einklang bringen ließ. Pitt machte auf diese Verschiedenheit mit Nachdruck und Schärfe aufmerksam. Lord Georg und Lord North begannen mit einander zu flüstern, und Welbore Ellis, ein alter Beamter, der seit den Tagen Heinrich Pelham's fast in jedem Vierteljahre Gehalt bezogen hatte, bog sich zwischen sie nieder, um ein Wort mit einzumischen. Solche Unterbrechungen bringen zuweilen alte Redner in Verwirrung. Pitt hielt inne, blickte auf die Gruppe und sagte mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart: „Ich werde warten, bis Nestor den Streit Agamemnon's mit Achilles geschlichtet hat.“

Nach verschiedenen Niederlagen und nach Siegen, die von Niederlagen schwer zu unterscheiden waren, trat das Ministerium zurück. Der König willigte mürrisch und widerstrebend ein, sich Rockingham als ersten Minister gefallen zu lassen. Fox und Shelburne wurden Staatssecretäre. Lord John Cavendish, einer der

aufrichtigsten und ehrenhaftesten Männer, wurde Schatzcanzler. Thurlow, den seine Charakterkraft und seine Talente zum Dictator des Oberhauses gemacht hatten, behielt das große Siegel.

Pitt ließ man durch Shelburne die Stelle eines Viceschatzmeisters für Irland anbieten. Sie war eine der bequemsten und bestbesoldeten, welche die Krone zu vergeben hatte, aber er lehnte sie ohne Zaudern ab. Der junge Staatsmann hatte beschlossen, keinen Posten anzunehmen, mit dem nicht ein Sitz im Cabinete verbunden sei, und wenige Tage später sprach er dies im Unterhause offen aus. Man darf nicht vergessen, daß das Cabinet damals eine viel kleinere und gewähltere Körperschaft als gegenwärtig war. Wir haben Cabinets von sechzehn Personen gesehen. In der Zeit unserer Großväter galt ein Cabinet von zehn bis elf Personen für ungeziemend groß. Sieben war die gewöhnliche Zahl. Selbst Burke, der die einträgliche Stelle eines Zahlmeisters angenommen hatte, saß nicht im Cabinet. Viele hielten Pitt's Erklärung daher für unschicklich. Er bereute selbst, daß er sie gemacht hatte. Die Worte, sagte er privatim, seien ihm in der Hitze der Debatte entschlüpft, und er habe sie kaum ausgesprochen, als er die Welt darum gegeben haben würde, wenn er sie habe zurücknehmen können. Beim Publicum schadeten sie ihm übrigens nicht. Der zweite Wilhelm Pitt, sagte man, hat bewiesen, daß er sowohl den Geist als den Muth des ersten geerbt hat. Vielleicht lag im Sohne wie im Vater zu viel Stolz, aber nichts Schmutziges oder Gemeines. Man mochte es bei einem jungen Rechtsgelehrten, der dreihundert Pfund Einkommen hatte und ein fremdes Zimmer bewohnte, Anmaßung nennen, daß er 5000 Pfund jährlich bloß aus dem Grunde zurückwies, weil er für Pläne, die er nicht mit entworfen hatte, nicht sprechen und stimmen wollte, aber ohne Frage war eine solche Anmaßung von Würde nicht weit entfernt.

Pitt unterstützte Rockingham's Verwaltung im Allgemeinen, versäumte indessen keine Gelegenheit, jenen Ultrawhigs, welche durch die Verfolgung gegen Wilkes und die Wahl von Middlesex in's Leben gerufen und durch den unglücklichen Gang des Krieges wie durch den Sieg der republicanischen Grundsätze in Amerika sowohl hinsichtlich ihrer Zahl als ihrer Stimmung furchtbar geworden waren, den Hof zu machen. Er sprach für einen Antrag, die Dauer der Parlamente abzukürzen. Er forderte einen Ausschuß, der den Zustand der Volksvertretung untersuche, und bekannte sich in der Rede, mit der er seinen Antrag einführte, als einen Feind der kleinen Burgflecken, der festen Burgen der Wahlbestechungen, denen alle Unglücksfälle der Nation zuzuschreiben seien und die, wie er in einem jener bündigen und vollklingenden Sprüche, die er fast zahllos zu seiner Verfügung hatte, sagte, mit Englands Wachsthum gewachsen wären, durch seine Kraft sich gekräftigt, aber mit seinem Schwächerwerden sich nicht geschwächt hätten, mit seinem Verfall nicht in Verfall gekommen wären. Bei dieser Gelegenheit wurde er von Fox unterstützt. Der Antrag wurde in Anwesenheit von mehr als dreihundert Mitgliedern bloß von zwanzig Stimmen Mehrheit abgewiesen. Eine so gute Abstimmung wurde den Reformern bis zum Jahre 1831 nie wieder zu Theil.

Die neue Verwaltung war an geistiger Kraft stark und beliebter als irgend ein Ministerium, das seit dem ersten Regierungsjahre Georg's III. die Geschäfte geführt hatte, aber der König haßte sie, das Parlament unterstützte sie zaudernd und sie wurde von innern Zwistigkeiten zerrissen. Der Canzler stieß fast bei allen seinen Amtsgenossen auf Abneigung und Mißtrauen. Die beiden Staatssecretäre betrachteten sich gegenseitig mit keinen freundlichen Gefühlen. Die Grenzlinien zwischen ihren Aemtern waren nicht genau gezogen und es kam daher zu Eifersüchteleien, Uebergriffen und Klagen. Rockingham vermochte weiter Nichts zu thun, als in seinem Cabinet Frieden zu erhalten, und ehe drei Monate vergingen, starb er.

In einem Augenblick war Alles in Verwirrung. Die Anhänger des verstorbenen Staatsmannes betrachteten den Herzog von Portland als ihren Führer. Der König stellte Shelburne an die Spitze des Schatzamtes. Fox, Lord John Cavendish und Burke legten augenblicklich ihre Stellen nieder und dem neuen ersten Minister blieb es überlassen, aus sehr mangelhaftem Stoff eine Verwaltung zu bilden. Sein Talent für die Parlamentsverhandlungen war groß, aber an der Stelle, wo dieses Talent am nöthigsten war, konnte er nicht sein. Es wurde nöthig, irgend ein Mitglied des Unterhauses ausfindig zu machen, welches den großen Rednern der Opposition die Spitze zu bieten vermöge, und Pitt allein besaß den Muth und die Beredtsam-

keit, deren man dazu bedurfte. Man bot ihm das hohe Amt eines Schatzcanzlers und er nahm es an. Er hatte kaum sein dreiundzwanzigstes Jahr vollendet.

Das Parlament wurde schleunigst vertagt. Während der Ferien wurden die Friedensunterhandlungen, die unter Rockingham begonnen hatten, erfolgreich beendet. England erkannte die Unabhängigkeit der aufgestandenen Colonien an und trat seinen europäischen Gegnern einige Plätze im Mittelmeere und im Golf von Mexiko ab. Die Bedingungen, die es erhielt, waren so vortheilhaft und ehrenvoll, als die Kriegsereignisse sie erwarten ließen, oder als man sie wahrscheinlich erlangt hätte, wenn man bei einem Kampf gegen eine unermeßliche Ueberzahl beharrte. Alle die Theile, die der Sitz seiner Lebenskraft waren, alle wirklichen Quellen seiner Macht blieben unverletzt. Auch seine Würde bewahrte England, denn es trat dem Hause Bourbon bloß einen Theil von dem ab, was es von ihm in frühern Kriegen erobert hatte. Es behielt sein unvermindertes ostindisches Reich und trotz der mächtigsten Anstrengungen von zwei großen Monarchien wehte seine Flagge auf dem Felsen von Gibraltar fort. Es besteht nicht der leiseste Grund für die Annahme, daß Fox, wenn er im Amt geblieben wäre, einen Augenblick gezaudert haben würde, unter solchen Bedingungen Frieden zu schließen. Unglücklicherweise ließ sich dieser große und höchst liebenswürdige Mann in dieser Krisis von seinen Leidenschaften zu einem Irrthum verleiten, der sein Genie und seine Tugenden für sein Vaterland auf eine lange Reihe von Jahren fast nutzlos machte.

Er sah, daß das Unterhaus in drei Parteien getheilt sei, in seine eigene, in die von North und in die von Shelburne, daß keine dieser drei Parteien Kraft genug besitze, um allein stehen zu können, daß mithin, wenn sich nicht zwei derselben vereinigten, eine traurig schwache Verwaltung, oder noch wahrscheinlicher eine rasche Aufeinanderfolge traurig schwacher Verwaltungen stattfinden werde, und zwar in einer Zeit, wo eine starke Regierung für die Wohlfahrt und das Ansehen der Nation wesentlich sei. Es war mithin nothwendig und recht, daß eine Verbindung eintrete. Gegen jede der unter den drei Parteien möglichen Verbindungen gab es Einwände. Von allen möglichen Verbindungen war eine zwischen Shelburne und Fox ohne Zweifel diejenige, gegen welche sich die wenigsten Einwände erheben ließen. Die Anhänger Beider würden sie allgemein gebilligt haben. Sie ließ sich zu Stande bringen, ohne daß einer der beiden Theile irgend welche politische Grundsätze opferte. Unglücklicher Weise waren in der letzten Zeit Streitigkeiten vorgekommen, die in Fox eine tiefe Abneigung und Mißtrauen gegen Shelburne zurückgelassen hatten. Pitt versuchte zu vermitteln und war beauftragt, Fox zur Rückkehr in den Dienst der Krone einzuladen. „Wird Lord Shelburne erster Minister bleiben?“ fragte Fox. Pitt antwortete bejahend. „Ich kann unmöglich unter ihm dienen,“ entgegnete Fox. „Dann hat die Unterhandlung ein Ende,“ sagte Pitt, „denn ich kann ihn nicht verrathen.“ Die beiden Staatsmänner trennten sich und trafen nie wieder in einem Privatzimmer zusammen.

Da Fox und seine Freunde mit Shelburne nicht unterhandeln mochten, so blieb Nichts übrig, als mit North anzuknüpfen. Der verhängnißvolle Bund, der schlechthin „die Coalition“ genannt wird, kam zu Stande. Nicht drei Vierteljahre waren verflossen, seit Fox und Burke North mit einer Anklage bedroht und ihn Tag für Tag als den willkürlichsten, bestechlichsten und unfähigsten aller Minister beschrieben hatten. Jetzt verbündeten sie sich mit ihm, um einen Staatsmann zu stürzen, von dem sie in keiner einzigen wichtigen Frage abwichen. Sie waren nicht einmal so klug und so geduldig, auf eine Gelegenheit zu warten, bei der sie, ohne sich selbst untreu zu werden, im Verein mit ihren alten Feinden der Regierung entgegentreten konnten. Damit dem Aergerniß Nichts fehle, beschlossen die großen Redner, die sieben Jahre lang gegen den Krieg gedonnert hatten, sich mit den Urhebern jenes Krieges zum Ausspruch eines Tadels gegen den Frieden zu verbinden.

Das Parlament trat vor der Weihnachtszeit von 1782 zusammen. Indessen kam der Januar 1783 heran, ehe die Friedenspräliminarien unterzeichnet wurden. Am 17. Februar zog das Haus der Gemeinen dieselben in Betracht. Seit einigen Tagen waren Gerüchte umgegangen, daß Fox und North einen Bund geschlossen hätten, und die Verhandlung ließ nur zu deutlich hervortreten, daß die Sache sich so verhalte. Nicht genug, daß Pitt unwohl war, erhob er sich erst, als er selbst und seine Zuhörer bereits ermüdet waren, so daß er weniger glücklich als bei frühern Gelegenheiten war. Seine

Bewunderer gestanden, daß seine Rede schwach und oberflächlich gewesen sei. Er vergaß sich so weit, Sheridan den Rath zu geben, daß er sich auf die Unterhaltung des Theaterpublicums beschränken möge. Dieser unedle Spott verschaffte Sheridan Gelegenheit, mit bestem Erfolg einen Gegenangriff zu machen. „Nach dem, was ich heute gesehen und gehört habe," sagte er, „fühle ich mich stark versucht, mit dem großen Dichter Ben Jonson zu wetteifern und einen zweiten Ungezogenen Knaben auf die Bühne zu bringen." Bei der Abstimmung wurde die Adresse, welche die Anhänger der Regierung vorgeschlagen hatten, mit einer Mehrheit von sechzehn Stimmen verworfen.

Pitt war nicht der Mann, der sich durch eine einzige Niederlage entmuthigen oder durch die heftigste Erwiederung niederwerfen ließ. Als die Opposition einige Tage später einen unmittelbaren Tadel der Verträge beantragte, sprach er mit einer Beredtsamkeit, Kraft und Würde, welche seinen Ruf und seine Beliebtheit höher denn je hoben. Auf den Bund zwischen Fox und North spielte er in einer Sprache an, die bei seinen Anhängern lärmenden Beifall hervorrief. „Wenn diese Unglück verheißende und unnatürliche Heirath noch nicht vollzogen ist," sagte er, „so kenne ich ein gerechtes und gesetzliches Ehehinderniß und thue im Namen der öffentlichen Wohlfahrt gegen das Aufgebot Einsprache."

Die Minister blieben abermals in der Minderheit und Shelburne reichte folglich seine Entlassung ein. Sie wurde angenommen, aber der König kämpfte einen langen und harten Kampf, ehe er sich die Bedingungen gefallen ließ, die ihm von Fox, dessen hohen Geist und mächtigen Verstand er noch mehr verabscheute, als seine Fehler, aufgezwungen wurden. Der erste Platz im Schatzamte wurde Pitt wiederholt angeboten, aber von ihm standhaft ausgeschlagen, so verlockend der Antrag auch war. Der junge Mann, dessen Verstand eben so früh wie seine Beredtsamkeit gereift war, sah ein, daß seine Zeit kommen werde, indessen noch nicht gekommen sei, und war gegen die ungestümen Vorstellungen und die Vorwürfe des Königs taub. Georg III. klagte bitter über Pitt's Kleinmuth und versuchte die Coalition zu sprengen. Alle Verführungskünste wurden gegen North angewendet, aber vergebens. Mehrere Wochen lang blieb das Land ohne Regierung. Erst als alle Künste gescheitert waren und das Unterhaus ein drohendes Ansehen anzunehmen anfing, gab der König nach. Der Herzog von Portland wurde zum ersten Lord des Schatzes erklärt. Thurlow erhielt seine Entlassung. Fox und North wurden mit anscheinend gleicher Macht Staatssecretäre, aber thatsächlich war Fox erster Minister.

Man war bereits hoch im Jahre, ehe die neuen Anordnungen ihren Abschluß gefunden hatten, und für den Rest der Sitzung ließ sich nichts Wichtiges mehr vornehmen. Pitt, der jetzt auf den Oppositionsbänken saß, empfahl zum zweiten Male die Frage der Parlamentsreform den Gemeinen zur Erwägung. Er beantragte, daß man das Haus um hundert Vertreter der Grafschaften und um verschiedene Mitglieder für große Städte vermehre und die Bestimmung treffe, daß jeder Wahlort, von dem es sich ergebe, daß die Mehrheit der Wähler sich habe bestechen lassen, sein Wahlrecht verliere. Der Antrag wurde mit 293 gegen 149 Stimmen abgelehnt.

Nach der Vertagung machte Pitt dem Festlande den ersten und letzten Besuch. Sein Reisegefährte war einer seiner vertrautesten Freunde, ein junger Mann seines Alters, der sich im Parlament bereits durch eine gewinnende natürliche Beredtsamkeit, die durch die lieblichste und der feinsten Modulation fähige Stimme gehoben wurde, ausgezeichnet hatte, und dessen liebevolles Herz, glänzender Witz und gewinnende Manieren ihn zum köstlichsten Gesellschafter machten — Wilhelm Wilberforce. Es war die Zeit der französischen Anglomanie, und Literaten und Modedamen machten in Paris auf den Sohn des großen Chatham förmlich Jagd und zwangen ihn sehr wider seinen Willen zu politischen Erörterungen. Ein merkwürdiger Ausspruch, der ihm auf dieser Reise entfiel, hat sich erhalten. Ein französischer Edelmann sprach sein Erstaunen aus, wie Fox, ein Mann des Vergnügens, der durch den Würfelbecher und durch Wettrennen zu Grunde gerichtet worden sei, auf das englische Volk einen so unermeßlichen Einfluß üben könne. „Sie haben nicht unter dem Stab des Zauberers gestanden," sagte Pitt.

Im November 1783 versammelte sich das Parlament wieder. Im Unterhause besaß die Regierung eine unwiderstehliche Macht und im Oberhause schien ihre Stellung eine kaum weniger günstige zu sein, aber in Wahr-

heit war sie auf allen Seiten von Gefahren umringt. Der König wartete ungeduldig auf den Augenblick, wo er sich von einem Joch befreien könne, dessen Druck ihm so unerträglich war, daß er mehrmals ernstlich an einen Rückzug nach Hannover gedacht hatte, und der König wünschte einen Ministerwechsel nicht sehnlicher als die Nation. Fox und North hatten einen verhängnißvollen Irrthum begangen. Sie hätten wissen sollen, daß Verbindungen zwischen Parteien, die sich lange feindlich gewesen sind, bloß dann Erfolg haben, wenn der Wunsch nach einem Bündniß die untern Reihen Beider durchdringt. Vereinigen sich die Führer, ehe unter ihren Anhängern eine Neigung zur Verständigung besteht, so spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß in beiden Lagern eine Meuterei ausbrechen und die beiden rebellirenden Heere einen Waffenstillstand mit einander schließen werden, um sich an denen zu rächen, von denen sie verrathen worden zu sein glauben. So geschah es im Jahre 1783. Zu Anfang jenes ereignißvollen Jahres war North das anerkannte Haupt der alten Torypartei gewesen, die, obgleich der unglückliche Ausgang des amerikanischen Krieges sie für den Augenblick zu Boden geworfen hatte, noch immer große Macht im Staat besaß. Auf ihn hatten die Hochschulen, die Geistlichkeit und jener zahlreiche Haufen von Landedelleuten, der sich auf den Ruf: „Kirche und König!“ sammelte, lange mit Ehrfurcht und Vertrauen geblickt. Auf der andern Seite war Fox der Abgott der Whigs und der sämmtlichen protestantischen Dissenter gewesen. Die Coalition entfernte auf der Stelle die eifrigsten Tories von North und die eifrigsten Whigs von Fox. Die Oxforder Hochschule, die ihre Billigung der Rechtgläubigkeit North's durch seine Wahl zum Canzler ausgesprochen hatte, und die Londoner Altstadt, die seit zweiundzwanzig Jahren mit dem Hof Krieg führte, waren gleich empört. Die Landedelleute und Landpfarrer, welche die Grundsätze der Cavaliere des vorigen Jahrhunderts geerbt hatten, konnten ihrem alten Führer nicht vergeben, daß er sich mit schlechten Unterthanen vereinigt habe, um gegen den König Gewalt zu üben. Die Mitglieder der Gesellschaft der Bill of Rights und die Reformvereine wütheten, als sie hörten, daß ihr Lieblingsredner den eifrigsten Vorkämpfer der Tyrannei und der Bestechungen seinen edeln Freund nenne. Zwei große Classen waren mit einem Male ohne Haupt und richteten Beide ihre Blicke auf Pitt. Die eine Partei sah in ihm den einzigen Mann, der den König zu retten im Stande sei, die andere den einzigen Mann, der das Parlament zu reinigen vermöge. Auf der einen Seite unterstützten ihn der Erzbischof Markham, der Prediger des göttlichen Rechts, und Jenkinson, der Hauptmann der Prätorianerbande der Königsfreunde, auf der andern Seite Jebb und Priestley, Sawbridge und Cartwright, Jakob Wilkes und Horne Tooke. Im Unterhause blieben die Reihen der ministeriellen Mehrheit dennoch unvermindert und man hielt es für unmöglich, daß irgend ein Staatsmann es wagen werde, einer solchen Mehrheit zu trotzen. Kein Fürst des Hauses Hannover hatte jemals, wie man ihn auch gereizt haben mochte, von dem Parlament an das Volk Berufung eingelegt. Die Minister glaubten daher trotz der finstern Blicke und der halb unterdrückten unzufriedenen Worte, mit denen ihre Andeutungen im Privatgespräch aufgenommen wurden und trotz des tadelnden Geschreis, das jeden Tag aus jedem Winkel des Königreichs lauter erscholl, sicher zu sein.

Ihre Zuversicht auf ihre Macht war eine so große, daß sie, sobald das Parlament versammelt war, einen auffallend kühnen und originellen Plan über die Regierung des ostindisch-englischen Gebiets vorlegten. Sie schlugen vor, daß die Autorität, die bis dahin von der Ostindischen Gesellschaft über jene Gebiete ausgeübt worden war, auf sieben Bevollmächtigte übertragen werde, die das Parlament ernenne und die von der Krone nicht entfernt werden könnten. Graf Fitzwilliam, Fox's vertrautester Freund, sollte in dieser Behörde den Vorsitz führen und der älteste Sohn Lord North's einer der Räthe sein.

Sobald die Umrisse dieses Plans bekannt wurden, entlud sich der ganze Haß, den die Coalition erregt hatte, mit betäubender Gewalt. Die Frage, die man als die entscheidende hätte betrachten sollen, war ohne Zweifel die, ob der vorgeschlagene Wechsel den dreißig Millionen Unterthanen der Gesellschaft schädlich oder nützlich sein werde. Von dieser Frage kann man nicht sagen, daß sie auch nur ernstlich erörtert worden sei. Burke — mochte er nun bei den Schlüssen, zu denen er gelangte, Recht oder Unrecht haben — erwarb sich wenigstens das Verdienst, den Gegenstand vom rechten Gesichtspunkte zu betrachten und seine Zuhörer ohne Erfolg an

jene zahlreiche Bevölkerung zu erinnern, deren tägliche Nahrung an Reis vielleicht von einer Abstimmung des englischen Parlaments abhänge. Er sprach, und sogar mit mehr als gewöhnlicher Kraft der Gedanken und der Sprache, von der Verwüstung Rohilkands, von der Plünderung der Stadt Benares und von der schlechten Verwaltung, welche die Wasserbehälter des dem König und dem Volk gleichmäßig verhaßt sei, und habe einen Plan entworfen, der ihn von Beiden unabhängig machen werde. Einige gaben ihm den Namen Cromwell, Andere nannten ihn Carlo Khan. Wilberforce nannte den Entwurf mit seinem gewöhnlichen Glück im Ausdruck und mit einer bei ihm sehr ungewöhnlichen Bitterkeit den echten



Wilhelm Pitt.

Carnatics habe verfallen lassen, aber er konnte sich kaum Gehör verschaffen. Die streitenden Parteien — wir müssen es zu ihrer Schande gestehen — wollten bloß von englischen Rücksichten hören. Außerhalb des Parlaments war das Geschrei, das sich gegen die Minister erhob, ein fast allgemeines. Stadt und Land waren derselben Meinung. Die Körperschaften eiferten gegen die Verletzung des Freibriefs der größten Körperschaft im Königreiche. Die Tories und Demokraten verbanden sich, die vorgeschlagene Behörde eine verfassungswidrige zu nennen. Sie sollte aus Geschöpfen von Fox bestehen. Das Gesetz hatte den Zweck, nicht der Krone, sondern ihm persönlich, mochte er nun Minister sein oder zur Opposition gehören, eine ungeheure Gewalt, ein Recht der Vergebung von eben so vielen Stellen, als vom Schatzamt und von der Admiralität abhingen, und die Entscheidung über die Wahlen von fünfzig Orten zu übertragen. Er wisse, sagte man, daß er Sprößling der Coalition, da er die Züge beider Eltern trage, von dem einen Theil die Selbstsucht, von dem andern die Gewaltthätigkeit habe. Trotz aller Opposition wurde das Gesetz in allen Stadien von einer bedeutenden Mehrheit unterstützt, rasch berathen und den Lords zugeschickt. Zum allgemeinen Erstaunen schlug die Opposition, als im Oberhause auf die zweite Lesung angetragen wurde, eine Vertagung vor und setzte sie mit siebenundachtzig gegen neunundsiebenzig Stimmen durch. Die Ursache dieses plötzlichen Umschlags wurde bald bekannt. Pitt's Vetter, Graf Temple, war im Schloß gewesen und dort ermächtigt worden, zu verbreiten, daß der König alle die, welche für das Gesetz stimmen würden, als seine Feinde betrachte. Der schimpfliche Auftrag wurde ausgeführt und augenblicklich ging eine Gruppe von Lords, welche zugleich Kammerherren waren, von Bischöfen, denen an einer Versetzung lag, und von schottischen Peers, welche wiederge-

wählt zu werden wünschten, auf die andere Seite über. An einem spätern Tage verwarfen die Lords das Gesetz. Sogleich erhielten Fox und North Befehl, ihre Siegel durch ihre Unterstaatssecretäre in's Schloß zu schicken, und Pitt wurde zum Schatzcanzler und zum ersten Lord des Schatzes ernannt.

Man glaubte allgemein, daß unmittelbar eine Auflösung des Parlaments erfolgen werde. Pitt faßte aber den weisen Entschluß, dem allgemeinen Volksgefühl Zeit zur Gewinnung von Kraft zu lassen. In diesem Punkte war er mit seinem Verwandten Temple verschiedener Meinung. Die Folge war, daß Temple, der eines der Staatssecretariate erhalten hatte, achtundvierzig Stunden später sein Amt niederlegte und die neue Verwaltung auf diese Art einer großen Last von Unbeliebtheit entledigte, denn alle Männer von Ehre und richtigem Urtheil mißbilligten die Weise, wie das ostindische Gesetz beseitigt worden war, wie stark ihr Widerwille gegen dasselbe auch sein mochte. Temple nahm ein Aergerniß mit sich fort, das die besten Freunde der neuen Verwaltung nur beklagen konnten. Der Ruf des jungen ersten Ministers bewahrte seine Reinheit. Er konnte völlig wahrheitsgemäß erklären: seien verfassungswidrige Schritte vorgekommen, so habe er keinen Theil an ihnen gehabt.

Er war übrigens von Schwierigkeiten und Gefahren umgeben. Im Oberhause besaß er allerdings die Mehrheit und dort konnte kein Redner der Opposition für einen ebenbürtigen Gegner Thurlow's, der jetzt wieder Canzler war, oder Camden's, der den Sohn seines alten Freundes Chatham von Herzen unterstützte, gelten. Aber im Unterhause gab es unter den Beamten, die rund um Pitt saßen, keinen einzigen ausgezeichneten Redner. Sein nützlichster Gehilfe war Dundas, der allerdings nicht beredt war, aber sich durch Verstand, Kenntnisse, Schlagfertigkeit und Kühnheit auszeichnete. Auf den Bänken gegenüber drängte sich eine starke Mehrheit, die Fox, unterstützt von Burke, North und Sheridan, zum Führer hatte. So stark das Herz des jungen Ministers war, sank es ihm doch beinahe. In der Nacht, die auf Temple's Rücktritt folgte, schloß er die Augen nicht eine Minute. Wie groß seine innere Erregung aber auch sein mochte, verriethen seine Sprache und sein Benehmen Nichts als unbesiegliche Festigkeit und stolze Zuversicht zu seiner Kraft. Sein Kampf mit dem Unterhause dauerte vom 17. December 1783 bis zum 8. März 1784. Bei sechzehn Abstimmungen siegte die Opposition. Immer und immer wieder drang man in den König, seine Minister zu entlassen. Er wollte aber lieber nach Deutschland gehen als nachgeben. Pitt's Entschlossenheit wankte nicht ein Mal. Die Nation sprach sich immer heftiger und fast wüthend zu seinen Gunsten aus. Adressen, die ihm die öffentliche Unterstützung versprachen, liefen täglich aus jedem Theile des Königreichs ein. Das Bürgerrecht der Londoner Altstadt wurde ihm ertheilt und die Urkunde in einer goldenen Capsel überreicht. Er begab sich in voller Gala auf das Stadthaus, um für diese Auszeichnung zu danken. In der Kaufmannshalle gab man ihm ein glänzendes Festmahl und die Ladenbesitzer des Strandes und der Fleetstraße beleuchteten ihre Häuser ihm zu Ehren. Diese Dinge konnten ihres Eindrucks auf das Unterhaus nicht verfehlen. Die Reihen der Mehrheit begannen zu wanken; einige Mitglieder gingen zum Feinde über, andere schlichen sich weg, viele waren dafür, daß man capitulire, so lange es noch möglich sei, mit Kriegsehren zu capituliren. Es wurden Unterhandlungen eröffnet, deren Zweck die Bildung einer Verwaltung auf breiter Grundlage war, allein sie hatten kaum begonnen, als sie wieder abgebrochen wurden. Die Opposition verlangte als Vorbedingung des Friedens, daß Pitt das Schatzamt abgebe, und diese Forderung zu erfüllen weigerte er sich standhaft. Während man darüber stritt, wurde die Buchhalterei der Schatzkammer, eine Sinecure auf Lebenszeit mit dreitausend Pfund Einnahme und mit der Verfügung über einen Sitz im Unterhause verbunden, erledigt. Der Schatzcanzler hatte die Stelle zu vergeben und Niemand zweifelte, daß er sich selbst ernennen werde, wie ihn auch Niemand tadeln durfte, wenn er so handelte, denn man hat solche Sinecuren stets damit entschuldigt, daß sie einige Männer von bedeutender Begabung und geringem Einkommen in den Stand setzten, ohne Beruf zu leben und sich dem Dienst des Staats zu widmen. Trotz der Vorstellungen seiner Freunde gab Pitt die Buchhalterstelle dem Oberst Barré, einem alten Anhänger seines Vaters, der sich durch Talent und Beredtsamkeit auszeichnete, aber arm und blind war. Durch diese Anordnung wurde ein Gnadengehalt, den Rockingham's Verwaltung Barré bewilligt hatte, der Staatscasse erspart. Nie gab es einen

glücklichern politischen Griff. Ueber Verträge, Kriege, Expeditionen, Zollsätze, Budgets wird sich immer streiten lassen. Die Politik, welche die eine Hälfte der Nation billigt, wird vielleicht von der andern Hälfte verdammt. Aber Uneigennützigkeit in Geldsachen wird von Jedermann begriffen. Es liegt Größe darin, wenn ein Mann, der bloß dreihundert Pfund jährlich hat, den Beweis liefert, daß er dreitausend Pfund jährlich im Vergleich mit dem Interesse des Staats und mit der öffentlichen Achtung wie bloßen Staub unter seinen Füßen betrachtet. Pitt erhielt seinen Lohn. Niemals wurde ein Minister gehässiger verleumdet, aber selbst als es bekannt wurde, daß Schulden ihn zu Boden drückten, während Millionen durch seine Hände gingen und die reichsten Magnaten des Königreichs ihn um Marquisate und Hosenbandorden baten, wagten seine bittersten Feinde ihn nie anzuklagen, daß er sich auf unrechte Weise Geld verschaffe.

Endlich kam die heiße Schlacht zum Schlusse. Eine neue Beschwerde, die Burke mit bewunderungswürdiger Gewandtheit entworfen hatte, wurde am 8. März in einem gefüllten Hause mit einer Stimme Mehrheit angenommen. Hätte man den Versuch wiederholt, so würden die Mitglieder der Coalition wahrscheinlich in der Minderheit geblieben sein. Allein das Budget war bewilligt, das Meutereigesetz angenommen worden, und das Parlament wurde aufgelöst.

Die zum Volk gehörenden Wählerschaften des ganzen Reichs standen im Allgemeinen voll Begeisterung auf der Seite der neuen Verwaltung. Hundertundsechzehn Abgeordnete der Coalition verloren ihre Sitze. Der erste Lord des Schatzes erhielt für seine Person von der Hochschule Cambridge die meisten Stimmen. Sein junger Freund Wilberforce wurde in der großen Grafschaft York gewählt, obgleich ihm der ganze Einfluß der Fitzwilliam, Cavendish, Dundas und Savile entgegenarbeitete. Mitten unter diesen Siegen vollendete Pitt sein fünfundzwanzigstes Jahr. Er war jetzt der mächtigste Unterthan, den England seit vielen Menschenaltern gesehen hatte. Er besaß im Cabinet eine unumschränkte Herrschaft und war zugleich der Liebling des Königs, des Parlaments und der Nation. Weder sein Vater, noch Walpole, noch Marlborough waren jemals so mächtig gewesen.

Diese Erzählung ist jetzt zu einem Punkte gelangt, wo ein ausführliches Leben Pitt's zu einer Geschichte Englands oder vielmehr der ganzen gebildeten Welt werden würde, und für eine solche Geschichte ist hier kein Raum. Hier muß eine ganz flüchtige Skizze genügen, in der alle die Punkte hervortreten, welche jeden Leser, der mit dem allgemeinen Gang der Ereignisse bereits vertraut ist, in den Stand setzen, sich von dem Charakter des Mannes, von dem so viel abhing, eine richtige Vorstellung zu machen.

Wollen wir über Pitt's Vorzüge und Mängel ein gerechtes Urtheil fällen, so dürfen wir nie vergessen, daß er zu einer eigenthümlichen Classe von Staatsmännern gehörte und mit einem eigenthümlichen Maßstabe gemessen werden muß. Wir werden ihn nicht leicht unparteiisch würdigen können, wenn wir ihn mit Männern wie Ximenes und Sully, Richelieu und Oxenstierna, Johann de Witt und Warren Hastings vergleichen. Die Mittel, durch welche diese Politiker große Gemeinwesen beherrschten, waren von einer ganz andern Art als die, welche Pitt anzuwenden gezwungen war. Einige Talente, in deren Besitz zu sein sie nie zeigen konnten, weil ihnen die Gelegenheit dazu fehlte, waren bei ihm in einem außerordentlichen Grade entwickelt. Auf der andern Seite stand er in einigen Fähigkeiten, denen sie einen großen Theil ihres Rufs verdankten, unbedingt unter ihnen. Sie machten die Geschäfte auf ihrer Stube ab, oder unter Behörden, die aus einigen vertrauten Räthen bestanden. Es war sein Loos, in einem Zeitalter und in einem Lande geboren zu sein, wo die parlamentarische Regierung fest begründet war. Von Kindheit auf war seine ganze Ausbildung eine solche gewesen, daß sie ihn befähigte, an der parlamentarischen Regierung Antheil zu nehmen, und von den ersten Tagen seines Mannesalters bis zu seinem Tode wurden alle Kräfte seines mächtigen Geistes in der Arbeit der parlamentarischen Regierung fast beständig geübt. So wurde er der größte Meister der gesammten Kunst der parlamentarischen Regierung, den es jemals gegeben hat, größer als Montague oder Walpole, größer als sein Vater Chatham und sein Nebenbuhler Fox, größer als einer seiner beiden erlauchten Nachfolger, Canning und Peel.

Die parlamentarische Regierung hat wie jede andere menschliche Erfindung ihre Vortheile und ihre Nachtheile. Bei den Vortheilen brauchen wir nicht lange zu verweilen. Die Geschichte Englands während der hundert-

undsiebenzig Jahre, welche verflossen sind, seit das Unterhaus zur mächtigsten Körperschaft im Staate geworden ist, sein unermeßlicher und immer zunehmender Wohlstand, seine Freiheit, seine Ruhe, seine Größe in den Künsten, in den Wissenschaften, in den Waffen, sein Uebergewicht zur See, die Wunder seines öffentlichen Credits, seine amerikanischen, afrikanischen, asiatischen und australischen Reiche beweisen die Vortrefflichkeit seiner Einrichtungen vollständig. Allein diese Einrichtungen, so vortrefflich sie auch sind, können durchaus nicht vollkommen genannt werden. Die parlamentarische Regierung ist eine Regierung durch das Wort. Unter einer solchen Regierung ist die Rednergabe die geschätzteste aller der Eigenschaften, welche ein Politiker besitzen kann, und jene Gabe kann im höchsten Grade vorhanden sein, ohne daß Urtheilskraft, Willensstärke, Gewandtheit im Erkennen der Charaktere der Menschen und der Zeichen der Zeit, Kenntniß der Grundregeln der Gesetzgebung und der Nationalökonomie und irgend ein Talent für die Diplomatie oder den Krieg mit ihr verbunden ist. Ja es kann sich ereignen, daß eben die geistigen Fähigkeiten, welche den Reden eines Staatsmannes einen eigenthümlichen Reiz verleihen, mit den Eigenschaften, die ihn befähigen würden, einer dringenden Noth rasch und fest zu begegnen, unvereinbar sind. So war es bei Karl Townshend. So war es bei Windham. Es war ein Hochgenuß, diesen geistreichen und vollendeten Rednern zuzuhören. Aber in einer gefährlichen Krisis würden sie in allen Eigenschaften des Herrschers einem Manne wie Oliver Cromwell, der Unsinn schwatzte, oder wie Wilhelm der Schweigsame, der gar nicht sprach, weit nachgestanden haben. Wenn die parlamentarische Regierung einmal besteht, wird ein Karl Townshend oder ein Windham fast immer weit größern Einfluß üben, als Männer, wie der große Protector von England oder der Gründer der batavischen Republik. In einem Talent für eine solche parlamentarische Regierung wird, obgleich es von dem Talent eines guten Verwaltungsbeamten oder Richters gänzlich verschieden ist, die Hauptbefähigung für ein Amt in der Verwaltung oder im Gerichtswesen liegen. Aus dem Buch der Würden ließe sich eine seltsame Liste von Canzlern zusammenstellen, welche die Grundsätze des Canzleiwesens nicht kannten, von ersten Lords der Admiralität, die in den Regeln der Schifffahrt nicht bewandert waren, von Colonialministern, welche die Namen der Colonien nicht im Gedächtniß behielten, von Lords des Schatzes, welche von dem Unterschiede zwischen fundirter und schwebender Schuld Nichts wußten, und von Secretären des indischen Amts, welche nicht zu sagen vermochten, ob die Mahratten Mohamedaner oder Hindu seien. Aus diesen Gründen haben manche Personen, welche bloß die eine Seite der Frage zu sehen im Stande sind, die parlamentarische Regierung ein unbedingtes Uebel genannt und die Behauptung aufgestellt, daß die Verwaltung eine viel bessere sein werde, wenn man die Gewalt, die jetzt von einer großen Versammlung ausgeübt werde, einer einzigen Person übertrage. Verständige Männer werden wahrscheinlich der Ansicht sein, daß das Heilmittel schlimmer als die Krankheit sein und wenig Gewinn erwachsen würde, wenn man Karl Townshend und Windham mit dem Friedensfürsten oder dem armen Sklaven und Hund Steenie vertauschte.

Pitt war im vollsten Sinne des Worts der Mann der parlamentarischen Regierung, der Typus seiner Classe, der Liebling, das verzogene Kind des Unterhauses. Für das Unterhaus hegte er eine ererbte, eine kindliche Liebe. Während seiner ganzen Kinderjahre kam das Unterhaus ihm und seinen Erziehern nicht aus den Gedanken. Wenn er auf seines Vaters Knie declamirte, wenn er Thucydides und Cicero in's Englische übersetzte, wenn er die großen attischen Reden über die Gesandtschaft und für die Krone analysirte, bildete er sich ununterbrochen für die Kämpfe im Unterhause aus. Mit einundzwanzig Jahren war er ein ausgezeichnetes Mitglied des Unterhauses. Ehe er fünfundzwanzig Jahre zählte, hatte die Gewandtheit, die er im Unterhause entwickelte, ihn zum mächtigsten Unterthan in Europa gemacht. Es wäre für ihn und sein Vaterland ein Glück gewesen, wenn seine Erhebung sich hinausgeschoben hätte. Acht oder zehn Jahre, in denen er zum Lesen und Nachdenken, zu Reisen im Auslande, zum geselligen Verkehr und zum freien und zwangslosen Gedankenaustausch mit einer bunten Gesellschaft von Genossen Muße und Gelegenheit gehabt hätte, würden die Lücken ausgefüllt haben, die ohne seine Schuld in seinem mächtigen Geiste geblieben waren. Er besaß alle Kenntnisse, die sich von ihm erwarten ließen, das heißt alle Kenntnisse, die sich in Cam-

bridge erwerben lassen, und alle Kenntnisse, die Jemand als Schatzcanzler und erster Lord des Schatzes sich aneignen kann. Aber die allgemeine Bildung, die er von der Hochschule mitbrachte, war, so ungewöhnlich sie bei einem Jüngling genannt werden mußte, im Vergleich mit Fox's Kenntnissen doch gering, und im Vergleich mit den massenhaften, glänzenden und mannigfaltigen Schätzen, die Burke in seinem umfassenden Geiste aufgespeichert hatte, gradezu bettelhaft. Sobald Pitt Minister wurde, hatte er keine Muße, mehr zu lernen, als für die Zwecke des Tags, der über ihm hinzog, nothwendig war. Er war von erfahrenen und geschickten Beamten umgeben. Er konnte in jedem Augenblick über ihre thätigste Hilfe verfügen. Aus den Vorräthen, welche sie ihm zuführten, sammelte sein kräftiger Geist rasch den Stoff zu einem guten Vortrag im Parlament, und das war genug. Gesetzgebung und Verwaltung waren ihm untergeordnete Gegenstände. Der Arbeit, Gesetze zu entwerfen, Verträge abzuschließen, Flotten und Heere auszurüsten, Züge abgehen zu lassen, widmete er bloß die Neigen seiner Zeit und die Hefen seines feinen Verstandes. Die Kraft und der Saft seines Geistes wurde vollständig in einer andern Richtung verwendet. Wenn das Unterhaus überzeugt und überredet werden sollte, dann strengte er alle seine Kräfte an.

Unser Urtheil über seine Gaben müssen wir hauptsächlich nach der Ueberlieferung bilden, denn keiner der ausgezeichneten Redner des vorigen Zeitalters hat durch den Berichterstatter mehr als Pitt gelitten. Selbst während er noch lebte, bemerkten Kritiker, daß seine Beredtsamkeit nicht auf dem Papier wiederzugeben sei, daß man ihn hören müsse, um sie zu schätzen. Mehr als einmal wendeten sie auf ihn die Worte an, mit denen Tacitus das Schicksal eines Senators beschreibt, dessen Redegabe im augusteischen Zeitalter bewundert wurde: „Des Hatterius fließende und volltönende Rede ist mit ihm zugleich erloschen." Es sind übrigens Zeugnisse genug vorhanden, daß die Natur Pitt die Talente eines großen Redners verliehen hatte und daß diese Talente in einer höchst eigenthümlichen Weise entwickelt worden waren, zuerst durch seine Erziehung und dann durch die hohe amtliche Stellung, zu der er früh emporstieg und in der er während des größern Theils seines öffentlichen Lebens blieb.

Bei seinem ersten Auftreten im Parlament zeigte er sich allen Zeitgenossen in Herrschaft über die Sprache überlegen. Er konnte ohne Vorbereitung eine lange Reihe abgerundeter und stattlicher Perioden sprechen, ohne je wegen eines Worts innezuhalten, ohne je ein Wort zu wiederholen, wobei seine Stimme wie eine Glocke klang und seine Aussprache eine so deutliche war, daß nicht ein Buchstabe verloren ging. Er hatte nicht die Weite der Seele und weniger Reichthum der Einbildungskraft als Burke, weniger Geist als Windham, weniger Witz als Sheridan, weniger dialektische Kraft und weniger von jener höchsten Art von Beredtsamkeit, die aus einer Mischung von Verstand und Leidenschaft besteht, als Fox. Dennoch stellte das fast einstimmige Urtheil Derer, welche jene merkwürdigen Männer oft hörten, Pitt als Redner über Burke, über Windham, über Sheridan und nicht unter Fox. Sein Vortrag war gewählt und glänzend. Im Spott wurde er wahrscheinlich von keinem Redner des Alterthums oder der Neuzeit übertroffen und machte von dieser furchtbaren Waffe einen schonungslosen Gebrauch. In zwei Theilen der Redekunst, die für einen Staatsminister vom höchsten Werth sind, war er merkwürdig erfahren. Niemand wußte besser, wo er verständlich und wo er dunkel sein müsse. Wenn er verstanden zu werden wünschte, so mißlang es ihm nie, verstanden zu werden. Es war ihm ein Leichtes, seinen Zuhörern eine vielleicht nicht genaue oder tiefe, aber klare und überzeugende Ansicht des ausgedehntesten und verwickeltsten Gegenstandes darzubieten. Nichts stand an der unrechten Stelle, Nichts wurde vergessen, die kleinsten Einzelheiten, Zeitangaben und Geldsummen behielt er treu im Gedächtnisse. Selbst verwickelte Finanzfragen erschienen, wenn er sie erläuterte, dem einfachsten Mann unter seinen Zuhörern als leicht. Wünschte er auf der andern Seite nicht deutlich zu sein — und Niemand, der an der Spitze der Geschäfte steht, wünscht immer deutlich zu sein — so hatte er eine merkwürdige Gabe, auf eine solche Weise Nichts zu sagen, daß er seinen Zuhörern den Eindruck machte, als hätten sie recht viel gehört. Er war der einzige Mann, der ohne Aufzeichnungen über das Budget zu sprechen im Stande war, und zugleich der einzige Mann, um, wie Windham sagte, die geflissentlichst ausweichendste und unbedeutendste aller menschlichen Ausarbeitungen, nämlich

eine Thronrede, ohne Vorbereitung vorzutragen.

Die Wirkung von Reden wird stets in hohem Grade vom Charakter des Redners abhängen. Es gab vielleicht nie zwei Redner, deren Reden mehr von dem Duft, den sittliche Eigenschaften mittheilen, mehr von dem, was man den Seelenkern nennen kann, hatten, als Fox und Pitt. Fox's Reden verdanken einen großen Theil ihres Reizes jener Wärme und Weichheit des Herzens, jenem Mitgefühl mit menschlichen Leiden, jener Bewunderung alles Großen und Schönen, jenem Haß gegen Grausamkeit und Ungerechtigkeit, die uns selbst in den mangelhaftesten Niederschriften anziehen und entzücken. Auf der andern Seite konnte Niemand Pitt hören, ohne in ihm einen Mann von hohem, unerschrockenem und gebieterischem Geist zu erkennen, der das Bewußtsein seiner Rechtschaffenheit und geistigen Ueberlegenheit habe, und der gemeinen Fehler der Furcht und des Lasters unfähig, aber zu sehr geneigt sei, Verachtung zu empfinden und zu verrathen. In der That war Stolz das Gefühl, das den ganzen Mann durchdrang, in den harten und strengen Zügen seines Gesichts zu lesen war und sich in der Art aussprach, wie er ging, wie er saß, wie er stand und vorzüglich wie er sich verbeugte. Natürlich schlug ein solcher Stolz manche Wunden. Es läßt sich zuversichtlich behaupten, daß in allen den zehntausend Angriffen, die in den Zeitungen auf Fox gemacht wurden, nicht ein Wort steht, welches verriethe, daß der Geschmähte einen einzigen persönlichen Feind gehabt habe. Auf der andern Seite gab es verschiedene bedeutende Männer, zum Beispiel Cumberland, Boswell und Mathias, welche für Pitt Vorliebe gehabt hatten und bis auf den letzten Augenblick seine Politik billigten und seine Verwaltung unterstützten, aber durch den Hochmuth, mit dem er sie behandelte, so beleidigt wurden, daß sie darüber in Druckschriften klagten. So bitter dieser Stolz von Einzelnen empfunden wurde, flößte er der großen Masse seiner Anhänger im Parlament und im Lande Ehrfurcht und Vertrauen ein. Sie beurtheilten ihn so, wie er sich selbst schätzte. Sie sahen, daß sein Selbstgefühl nicht das eines Emporkömmlings sei, der, von seinem Glück und vom Beifall der Menge berauscht, so wie das Glück sich wende, von seiner Anmaßung zu verächtlicher Kriecherei herabsinken werde. Es war der Stolz des Mannes mit großer Seele, den Aristoteles in der Ethik so schön beschreibt, des Mannes, der sich hoher Dinge werth hält, weil er in der That Werth besitzt. Dieser Stolz entsprang aus dem Bewußtsein großer Kräfte und großer Tugenden und wurde nie so offen zur Schau getragen, als mitten unter Schwierigkeiten und Gefahren, die jeden gewöhnlichen Geist entmuthigt und niedergebeugt haben würden. Ueberdies stand er mit einem Ehrgeiz, dem keine niedrige Begehrlichkeit beigemischt war, in innigster Verbindung. Es lag etwas Edles in der cynischen Verachtung, mit der der mächtige Minister Reichthümer und Titel unter Männer, welche Werth auf sie legten, nach rechts und nach links austheilte, während er sie sich aus dem Wege schob. Für seine Person arm, war er von Freunden umgeben, denen er dreitausend, viertausend, zehntausend Pfund jährlich verliehen hatte. Für seine Person ein schlichter Minister, hatte er mehr Lords gemacht, als jemals drei Minister vor ihm. Der Hosenbandorden, nach dem die ersten Herzöge des Königreichs strebten, wurde ihm wiederholt und immer vergebens angeboten.

Die Reinheit seines Privatlebens vermehrte den Glanz seines öffentlichen Rufs bedeutend. In den Beziehungen des Sohns, Bruders, Oheims, Hausherrn und Freundes benahm er sich musterhaft. In dem kleinen Kreise seiner vertrauten Genossen war er liebenswürdig und theilnehmend, selbst muthwillig. Sie liebten ihn aufrichtig, trauerten lange um ihn und wollten kaum zugeben, daß ein Mann, der gegen sie so freundlich und herzlich sei, gegen Andere hart und hochmüthig sein könne. Allerdings ging er im Genuß des Weins, den er in früher Jugend als Arznei zu betrachten gezwungen wurde und der für ihn zu einem nothwendigen Bedürfniß geworden war, zu weit. Es geschah aber selten, daß in seinem Ton oder in seinen Bewegungen eine Andeutung einer ungeziemenden Ausschweifung hervortrat, und in der That waren zwei Flaschen Portwein für ihn nicht viel mehr als zwei Tassen Thee. Als er zuerst in die Clubs der Jakobsstraße eingeführt wurde, hatte er eine große Vorliebe für das Spiel verrathen, war jedoch so klug und so standhaft gewesen, innezuhalten, ehe die Vorliebe die Macht einer Gewohnheit erlangt hatte. Von der Leidenschaft, die über die Jugend eine höchst tyrannische Herrschaft auszuüben pflegt, war er frei. Wahrscheinlich ist dies zum Theil seinem Temperament und

zum Theil seiner Stellung zuzuschreiben. Er hatte einen schwächlichen Körper und war schüchtern und zu viel beschäftigt. Seine Sittenstrenge lieferte Possenreißern von dem Schlage eines Peter Pindar und Hauptmann Morris einen unerschöpflichen Stoff für Späße, die nicht der zartesten Art waren. Die große Mehrzahl der englischen Mittelclassen vermochte darin aber keinen Spaß zu sehen. Sie lobten den jungen Staatsmann mit Wärme, daß er seine Leidenschaften beherrschte und seine Schwächen, wenn er solche hatte, in ein anständiges Dunkel hüllte, und würden von ihm durchaus nicht besser gedacht haben, wenn er sich gegen die Spöttereien seiner Gegner dadurch geschützt hätte, daß er eine Nancy Parsons oder Marianne Clark unter seinen Schutz nahm.

Den Lobreden der Schöngeister und Dichter ist kein Antheil an der ungeheuren Volksbeliebtheit beizulegen, deren Pitt lange genoß. Man hätte eigentlich erwarten sollen, daß ein Mann von Genie, Gelehrsamkeit und Geschmack, ein Redner, der oft mit Cicero verglichen wurde und sogar der Vertreter einer großen Hochschule war, eine besondere Freude darin finden werde, ausgezeichnete Schriftsteller, welcher Partei sie auch angehören möchten, zu seinen Freunden zu machen. Aus Liebe zur Literatur hatte Augustus auf Pompejaner Wohlthaten gehäuft, Somers Eidweigerer beschützt, Harley das Glück von Whigs gegründet. Pitt ließ sich durch sie nicht bewegen, auch nur Pittianern Gunst zu erweisen. Er hatte ohne Frage Recht, wenn er dachte, daß man es der Dichtkunst, der Geschichte und Philosophie eben so wie dem Cattun und den Messerwaaren im Allgemeinen selbst überlassen müsse, sich ihren Preis auf dem Markte zu machen, und daß es sowohl für den Staat als für die Literatur schlimm sein würde, wenn man Literaten daran gewöhnte, ihre Belohnung vom Staat zu erwarten. Gewiß kann es nichts Einfältigeres und Verderblicheres geben, als die öffentlichen Gelder in Geschenken zu verschwenden, welche keinen andern Zweck haben, als Leute, deren eigentlicher Lebensberuf im Abwiegen von Colonialwaaren und im Abmessen von Ellenwaaren besteht, zu verleiten, daß sie schlechte oder mittelmäßige Bücher schreiben. Wenn aber auch die richtige Regel die ist, daß man die Belohnung der Schriftsteller ihren Lesern überläßt, so wird es doch in jedem Menschenalter einige Ausnahmen von dieser Regel geben. Diese einzelnen Fälle von der Masse abzuscheiden, bildet eine Beschäftigung, die eines großen und feingebildeten Ministers wohl würdig ist, und Pitt würde es sicherlich nicht schwer geworden sein, solche Fälle herauszufinden. Während er Macht besaß, war der größte Philologe des Zeitalters, sein eigener Studiengenosse von Cambridge her, gezwungen, durch die niedrigste literarische Lohnarbeit sein Brot zu verdienen, und Jahre, die zur Herstellung eines fast reinen Textes des gesammten tragischen und komischen Drama's der Athener dienen konnten, zum Schreiben von Erbärmlichkeiten für das Morning Chronicle zu verwenden. Der größte Geschichtschreiber des Zeitalters wurde durch Armuth gezwungen, sein Vaterland zu verlassen, und vollendete sein unsterbliches Werk an den Ufern des Genfer Sees. Hier könnte man den Minister, der diese ausgezeichneten Männer vernachlässigte, mit den politischen Ansichten Parson's und mit Gibbon's Unglauben entschuldigen. Es gab jedoch andere Fälle, wo eine solche Rechtfertigung nicht Platz griff. Pitt war kaum in den Besitz einer schrankenlosen Gewalt gelangt, als ein alter Mann von der höchsten Bedeutung, der mit seinen Schriften sehr wenig verdient hatte und unter einer Last von Schwächen und Sorgen in's Grab sank, 500 bis 600 Pfund brauchte, um während des einen oder der zwei Winter, die ihm noch blieben, im milden Klima Italiens leichter Luft schöpfen zu können. Nicht ein Pfennig war für ihn zu erlangen, und vor Weihnachten hatte der Verfasser des englischen Wörterbuchs und der Lebensbeschreibungen der englischen Dichter in den Flußnebeln und im Kohlendampf der Fleetstraße seinen letzten Athemzug gethan. Wenige Monate nach Johnson's Tod erschien sein Gedicht „Die Aufgabe,“ ohne Vergleich das beste dichterische Werk, welches einer der damals lebenden Engländer geschrieben hat, und überdies eine Dichtung, die in jedem Menschen mit natürlichem Gefühl fast unfehlbar Achtung und Mitleid für den Dichter, einen tugendhaften und genialen Mann, der dürftig mit Mitteln versehen war und den die grausamste aller Krankheiten des menschlichen Körpers unfähig gemacht hatte, sich durch angestrengte und fortgesetzte Arbeiten selbst zu ernähren, hervorrufen mußte. Nirgends war Pitt mit mehr Begeisterung oder in Versen, die des Gegenstandes würdiger waren, gepriesen worden, als in diesem

Gedicht. Dennoch begnügte sich Chatham's Sohn damit, das Buch zu lesen und zu bewundern, und ließ den Verfasser zu Grunde gehen. Das Gnadengehalt, das dem armen Cowper lange nach dieser Zeit erlaubte, sein düsteres Leben unbelästigt von Gläubigern und Gerichtsdienern zu schließen, verdankte er der kräftigen Verwendung Lord Spencer's. Welch ein Gegensatz zwischen der Art, wie Pitt gegen Johnson handelte, und der Art, wie sich Lord Grey gegen seinen politischen Feind Scott benahm, als Scott, von Unglück und Krankheit geschwächt, den Rath erhielt, die Wirkung der italienischen Luft zu versuchen! Welch ein Gegensatz zwischen der Art, wie Pitt gegen Cowper handelte, und dem Benehmen Burke's, eines unvermögenden Mannes ohne Amt, gegen Crabbe! Selbst Dundas, der keinen Anspruch auf Geschmack an der Literatur machte und zufrieden war, wenn man ihn für einen hartköpfigen und etwas plumpen Geschäftsmann hielt, war im Vergleich mit seinem beredten und classisch gebildeten Freunde ein Mäcenas und ein Leo. Dundas machte Burns zu einem Accisebeamten mit siebenzig Pfund Gehalt, und so viel that Pitt während seiner langen Amtsführung für die Ermuthigung der Literatur nicht. Selbst diejenigen, welche vielleicht der Ansicht sind, daß es im Allgemeinen nicht zu den Pflichten einer Regierung gehöre, literarisches Verdienst zu belohnen, werden kaum leugnen, daß eine Regierung, die viele reiche Kirchenpfründen zu vergeben hat, bei der Vertheilung derselben gehalten ist, Geistliche, deren Schriften der Sache des Glaubens große Vortheile gebracht haben, nicht zu übersehen. Pitt scheint es nie in den Sinn gekommen zu sein, daß er irgend eine solche Verpflichtung habe. Alle theologischen Werke der zahlreichen Bischöfe, die er ernannte oder versetzte, sind nicht so viel werth, als fünfzig Seiten der Paulinischen Stunden oder der Natürlichen Theologie oder der Ansichten über die Zeugnisse für das Christenthum. Und grade für Paley hatte der allmächtige Minister nie die kleinste Pfründe. Die Künstler wurden von Pitt mit derselben Verachtung behandelt wie die Schriftsteller. Für die Malerei that er einfach Nichts. Die Bildhauer, die man dazu ausersehen hatte, die vom Parlament beschlossenen Monumente auszuführen, mußten lange Jahre im Vorzimmer des Ministers warten, ehe sie einen Pfennig von ihm erhielten. Einer von ihnen, der vierzehn Jahre lang umsonst um Bezahlung gebeten hatte, war so kühn, dem König eine Denkschrift zu überreichen, und nun gewährte man ihm endlich in übelster Laune sein Recht. Die Architekten mußte man mit unbedingter Nothwendigkeit beschäftigen, und fast sieht es so aus, als habe man die schlechtesten verwendet, die sich auffinden ließen. Während seiner langen Verwaltung wurde kein einziges schönes öffentliches Gebäude irgend welcher Art und in irgend welchem Stil errichtet. Es läßt sich zuversichtlich behaupten, daß kein Minister, dessen Fähigkeiten und Kenntnisse mit den seinigen einen Vergleich aushalten können, jemals solche kalte Verachtung gegen Alles bewiesen hat, was in den Künsten und in der Literatur ausgezeichnet ist.

Seine erste Verwaltung dauerte siebenzehn Jahre. Diese lange Periode wird durch eine stark hervortretende Grenzlinie in zwei fast ziemlich gleiche Theile geschieden. Der erste Theil endete und der zweite begann im Herbste von 1792. In beiden Zeithälften entfaltete Pitt die Talente eines parlamentarischen Führers im höchsten Grade. Während der ersten Hälfte war er ein glücklicher und in vielen Beziehungen gewandter Verwaltungsmann. Während der zweiten Hälfte hatte er es mit Schwierigkeiten zu thun, die zu besiegen er vollständig unfähig war, aber seine Beredtsamkeit und seine Meisterschaft in der Taktik des Unterhauses entzogen seine Unfähigkeit den Augen der Menge.

Die acht Jahre, welche auf die allgemeinen Wahlen von 1784 folgten, waren so ruhig und gesegnet, als irgend welche andere acht Jahre in der ganzen englischen Geschichte. Benachbarte Nationen, die jüngsthin gegen uns in den Waffen gestanden hatten und sich schmeichelten, daß mit dem Verlust unserer amerikanischen Niederlassungen die Hauptquelle unsers Reichthums und unserer Macht versiegt sei, erkannten mit Verwunderung und Aerger, daß England reicher und mächtiger denn je sei. Sein Handel hatte zugenommen. Seine Manufacturen blühten. Sein Schatz war zum Ueberfließen voll. Man hegte allgemein die höchst eitle Befürchtung, daß die öffentliche Schuld, obgleich sie nicht ein Drittheil der Schuld betrug, die wir gegenwärtig mit Leichtigkeit tragen, für die Kraft der Nation zu schwer sein werde. Durch Vernunftgründe würden sich diese Befürchtungen vielleicht kaum haben beseitigen lassen. Pitt entfernte sie aber durch ein Kunststück. Es

glückte ihm, zuerst sich selbst und dann die ganze Nation, einschließlich seiner Gegner, zu überzeugen, daß eine neue Tilgungscasse, deren Unterschiede von der alten in lauter Verschlechterungen bestanden, vermöge irgend einer dem Geld innewohnenden geheimnißvollen Fortpflanzungskraft den Staatsgläubigern große Summen in die Taschen spielen werde, die nicht aus den Taschen der Steuerpflichtigen kämen. Von einer Gefahr geschreckt, die keine Gefahr war, begrüßte das Land ein Heilmittel, das kein Heilmittel war, mit Entzücken und grenzenlosem Vertrauen. Der Minister wurde fast allgemein als der größte Finanzmann in den Himmel gehoben. Inzwischen entdeckten beide Zweige des Hauses Bourbon, daß England noch derselbe furchtbare Gegner sei, der es früher gewesen war. Frankreich hatte den Plan entworfen, Holland zu seinem Vasallen zu machen. Aber England mischte sich ein und Frankreich trat zurück. Spanien machte dem Handel unserer Kaufleute mit den Gegenden in der Nähe des Oregongebiets gewaltsam ein Ende. Aber England waffnete und Spanien trat zurück. Im Inlande herrschte eine tiefe Ruhe. Der König war zum ersten Male beliebt. In den ganzen dreiundzwanzig Jahren, die seiner Thronbesteigung folgten, war er von seinen Unterthanen nicht geliebt worden. Seine häuslichen Tugenden erkannte man an, urtheilte aber allgemein, daß die guten Eigenschaften, die ihn im Privatleben auszeichneten, seinem politischen Charakter mangelten. Als Herrscher war er empfindlich, unversöhnlich, hartnäckig und verschlagen. Unter seiner Herrschaft hatte das Land grausame Leiden und Unfälle erfahren, und jeder dieser Schläge wurde seinen starken Antipathien und seinem störrischen Beharren im Unrecht zugeschrieben. Ein Staatsmann nach dem andern klagte, daß er durch königliche Zuvorkommenheiten, Versprechungen und Bitten bewogen worden sei, in einer schwierigen Zeit die Leitung der Geschäfte zu übernehmen, und kaum habe er, nicht ohne seinem Ruf zu schaden und sich seine besten Freunde zu entfremden, den Dienst verrichtet, für den man ihn brauchte, so habe sein undankbarer Herr begonnen, gegen ihn zu intriguiren und Stimmen gegen ihn zu werben. Grenville, Rockingham und Chatham, Männer von dem verschiedensten Charakter, aber alle drei aufrichtig und hochherzig, stimmten in dem Urtheil überein, daß der Fürst, unter dem sie nach einander die höchste Regierungsstelle bekleidet hatten, der falscheste Mensch sei. Sein Vertrauen, sagten sie, setze er nicht in die bekannten und verantwortlichen Rathgeber, denen er die Amtssiegel übergeben habe, sondern in geheime Rathgeber, welche verstohlen auf der Hintertreppe in sein Gemach schlichen. Im Parlament wurden seine Minister, während sie sich gegen die Frontangriffe der Opposition zu vertheidigen hatten, fortwährend von einer feilen Bande Miethstruppen, die sich seine Freunde nannten, in der Seite oder im Rücken angefallen. Diese Männer besaßen einträgliche königliche Stellen und sprachen und stimmten beständig gegen Gesetze, mit deren Einbringung der König den ersten Lord des Schatzes oder den Staatssecretär beauftragt hatte. Dieser geheime Einfluß nahm an dem Tage ein Ende, an dem Pitt an die Spitze der Geschäfte gestellt wurde. Sein stolzes und ehrgeiziges Herz ließ sich durch den bloßen Schein von Macht nicht befriedigen. Jeder Versuch, ihn bei Hof zu untergraben, jede meuterische Bewegung unter seinen Anhängern im Unterhause wurde gewiß sofort niedergeschlagen. Er brauchte bloß seine Entlassung einzureichen, um alle seine Forderungen erfüllt zu sehen, denn er und er allein stand zwischen dem König und der Coalition. Er war daher nicht viel weniger als Majordomus des Palastes. Die Nation rief dem König lauten Beifall zu, daß er die Weisheit besitze, einem so vortrefflichen Minister volles Vertrauen zu schenken. Jetzt begannen die Privattugenden Sr. Majestät, ihre volle Wirkung zu äußern. Er wurde allgemein als das Muster eines achtbaren, ehrlichen, gutmüthigen, nüchternen und frommen Landedelmanns betrachtet. Er stand früh auf, war bei Tisch mäßig, bewahrte seiner Frau streng die Treue, fehlte nie in der Kirche und blieb dort nie das Responsum schuldig. Sein Volk betete aus ganzem Herzen, daß er lange herrschen möge, und betete um so herzlicher, als seine Tugenden durch die Laster und Thorheiten des Prinzen von Wales, der mit den Häuptern der Opposition in inniger Vertraulichkeit lebte, in das hellste Licht gesetzt wurden.

Mit welcher Stärke dies Gefühl im Volke lebe, sprach sich bei einer großen Gelegenheit bezeichnend aus. Im Herbste des Jahres 1788 wurde der König geisteskrank. Die Opposition, die begierig nach dem Ministerium strebte, beging die große Unvorsichtigkeit, die Behauptung aufzustellen, daß der Thronerbe

nach den englischen Staatsgrundgesetzen das Recht habe, mit der vollen Gewalt des Königthums die Regentschaft zu führen. Pitt behauptete dagegen, das Staatsrecht bestimme, wenn ein König wegen Unmündigkeit, Krankheit oder Abwesenheit unfähig sei, die königlichen Functionen auszuüben, so hätten die Stände des Reichs zu entscheiden, wer sein Stellvertreter sein und mit welchem Theile der ausübenden Gewalt er bekleidet werden solle. Es kam zu einem langen und heftigen Streit, in dem Pitt von der großen Mehrzahl des Volks mit derselben Begeisterung, wie in den ersten Monaten seiner Verwaltung, unterstützt wurde. Die Tories lobten ihn einstimmig, daß er das Krankenbett eines tugendhaften und unglücklichen Herrschers gegen eine ungetreue Partei und einen pflichtvergessenen Sohn vertheidige. Nicht wenige Whigs lobten ihn, daß er das Ansehen des Parlaments und die Grundsätze der Revolution gegen eine Lehre aufrecht erhalte, die mit der servilen Theorie der Unantastbarkeit des Erbrechts nur zu viel Aehnlichkeit zu haben schien. Die Mittelclasse, die stets auf der Seite des Anstandes und der häuslichen Tugenden steht, sah mit Abscheu eine Regierung kommen, die jener Karl's II. gleichen werde. Der Palast, der seit dreißig Jahren das Muster eines englischen Hauses gewesen war, sollte zu einer Pest im Staate, zu einer Schule der Ausschweifung werden. Auf das Mittagsessen des guten Königs, das aus Hammelfleisch und Limonade bestand und um drei Uhr vorüber war, sollten mitternächtliche Bankets folgen, von denen man die Gäste sprachlos forttrage. Auf das Trictrac des guten Königs, das er mit seinem Stallmeister um ein wenig Silber spielte, sollten Pharaotische folgen, an denen junge Patricier als reiche Leute Platz nahmen, um als Bettler aufzustehen. Das Versammlungszimmer, aus dem das Stirnrunzeln der Königin eine ganze Generation schwacher Schönheiten vertrieben hatte, sollte wieder werden, was es in den Tagen Barbara Palmers und Louisens von Querouaille gewesen war. Ja, so streng man im Publicum die vielen unerlaubten Verbindungen des Prinzen beurtheilte, gab doch sein einziges tugendhaftes Verhältniß noch weit mehr Anstoß. Selbst in ernsten und frommen Kreisen nahm man an seinen protestantischen Mätressen weniger Aergerniß als an seiner katholischen Gemahlin. Daß er Regent werden müsse, wagte Niemand zu leugnen. Aber er und seine Freunde waren so unbeliebt, daß Pitt mit allgemeiner Billigung vorschlagen konnte, die Vollmachten des Regenten mit Beschränkungen zu umgeben, denen man einen geliebten und geachteten Prinzen unmöglich hätte unterwerfen können. Einige selbstsüchtige Männer rechneten mit Bestimmtheit auf einen Ministerwechsel und gingen zur Opposition über. Aber die Mehrheit schloß, durch diese Abfälle gereinigt, ihre Reihen und bot dem Feinde eine festere Schlachtordnung denn je dar. Bei jeder Abstimmung siegte Pitt. Als endlich nach einer stürmischen dreiwöchentlichen Zwischenregierung, recht eigentlich am Vorabend der Einsetzung des Regenten, angekündigt wurde, daß der König hergestellt sei, war die Nation vor Entzücken außer sich. Am Abend des Tages, an dem Georg III. seine Functionen wieder übernahm, erhellte eine freiwillige Beleuchtung, die allgemeinste, die man jemals in England gesehen hatte, den ganzen ungeheuern Raum von Highgate bis Tooting und von Hammersmith bis Greenwich. An dem Tage, wo er in der Domkirche der Hauptstadt sein Dankgebet hielt, reichten alle Pferde und Wagen in einem Umkreise von hundert Meilen um London nicht aus, die Menschenmengen zu befördern, die ihn durch die Straßen fahren sehen wollten. Eine zweite Beleuchtung folgte, welche sogar die erste an Pracht übertraf. Pitt vermochte sich nur schwer den lärmenden Huldigungen unzähliger Menschen zu entziehen, die seinen Wagen durchaus von der Paulskirche nach der Downingstraße ziehen wollten. Dies war der Augenblick, in dem sein Ruf und sein Glück ihren Scheidepunkt erreicht hatten. Im Schloß hatte er denselben Einfluß, welchen Carr oder Villiers ausgeübt hatten. Seine Herrschaft über das Parlament war unumschränkter als jene Walpole's oder Pelham's gewesen war. Zugleich stand er in der Gunst des Pöbels eben so hoch, wie früher Wilkes oder Sacheverell. Nichts hob seinen Ruf mehr, als seine edle Armuth. Es war wohl bekannt, daß er, wenn er nach mehr als fünfjähriger schrankenloser Herrschaft seine Entlassung erhalten hätte, kaum so viel besessen haben würde, um die Miethe für die paar Zimmer bezahlen zu können, in denen er, wie er heiter erklärte, die Laufbahn des Anwalts fortsetzen wollte. Seine Bewunderer wollten übrigens keineswegs dulden, daß sein tägliches Brot von seiner täglichen Arbeit abhinge. Die Geldgeschenke, die in der Lon-

doner Altstadt seiner Annahme harrten, würden allein hingereicht haben, ihn zu einem reichen Manne zu machen.

Zu dieser Höhe von Macht und Ruhm hatte sich der außerordentliche Mann mit neunundzwanzig Jahren erhoben. Jetzt hatte die Fluth ihren Wendepunkt erreicht. Bloß zehn Tage nach dem Triumphzuge aus der Paulskirche traten in Versailles die französischen Generalstaaten nach einer Unterbrechung, die hundertvierundsiebzig Jahre gedauert hatte, wieder zusammen.

Die Natur der großen Revolution, welche nun folgte, wurde in England lange sehr mangelhaft verstanden. Burke sah viel weiter als irgend einer seiner Zeitgenossen, aber was sein Scharfsinn entdeckte, das wurde durch seine Einbildungskraft und seine Leidenschaften in ein gebrochenes Licht gestellt und mit falschen Farben umgeben. Bis jetzt konnte es nichts Milderes und Verfassungsmäßigeres geben, als Pitt's innere Politik. Es ließ sich ihm nicht eine einzige Handlung vorwerfen, die auf einen willkürlichen Geist oder auf Argwohn gegen das Volk deutete. Er hatte vom Parlament nie außergewöhnliche Vollmachten verlangt. Die gewöhnlichen Vollmachten, mit denen die Verfassung die ausübende Gewalt bekleidet, hatte er nie auf eine harte Weise gebraucht. Er hatte sich nie eine einzige politische Verfolgung erlaubt, die man sogar heute als eine Unterdrückung betrachten würde. Die einzige Maßregel während der ersten acht Jahre seiner Verwaltung, die so gedeutet werden könnte, war die Verfolgung gegen Stockdale, und diese fiel nicht der Regierung, sondern den Führern der Opposition zur Last. Als Minister hatte Pitt das Pfand gelöst, das er bei seinem Eintritt in das öffentliche Leben den Freunden der Parlamentsreform gegeben hatte. 1785 hatte er einen verständigen Plan einer verbesserten Volksvertretung in's Parlament gebracht und den König bewogen, sich nicht bloß jeder Aeußerung gegen diesen Plan zu enthalten, sondern ihn auch in der Thronrede den beiden Häusern zu empfehlen.*) Sein Versuch scheiterte, doch läßt es sich kaum bezweifeln, daß Pitt, wenn die französische Revolution in der öffentlichen Meinung nicht einen heftigen Rückschlag hervorgerufen hätte, das große Werk, welches Lord Grey später bloß durch Mittel, welche eine Zeitlang die Grundlagen des Reiches in ihren Tiefen erschütterten, zu vollenden vermochte, mit geringen Schwierigkeiten und ohne alle Gefahr durchgesetzt haben würde. Als die Schändlichkeiten des Sclavenhandels im Parlament zum ersten Male zur Sprache kamen, war kein Negerfreund eifriger als Pitt. Als Wilberforce wegen Krankheit nicht öffentlich erscheinen konnte, füllte sein Freund, der Minister, seinen Platz auf das Wirksamste aus. Ein menschenfreundliches Gesetz, welches die Schrecken des Zwischenbecks milderte, wurde 1788 durch Pitt's Beredtsamkeit und Entschlossenheit gegen den Widerspruch einiger seiner Amtsgenossen durchgesetzt, und man sollte ihm zu Ehren nie vergessen, daß er, um dieses Ziel zu erreichen, das Haus trotz manchen Murrens noch lange versammelt hielt, nachdem die Vertrauensvoten gegeben und die Geschäfte der Regierung erledigt worden waren. 1791 vertheidigte er in herzlicher Gemeinschaft mit Fox den richtigen Verfassungsgrundsatz, daß eine Anklage durch eine Parlamentsauflösung nicht aufgehoben wird. Im Laufe desselben Jahres stritten die beiden großen Nebenbuhler in einer weit wichtigeren Sache Seite an Seite. Sie theilen sich in die hohe Ehre, unsern Gesetzen die unschätzbare Bestimmung hinzugefügt zu haben, welche die Freiheit der Presse unter den Schutz der Geschworenen stellt. Bei einer Gelegenheit, und nur bei dieser, handelte Pitt während der ersten Hälfte seiner langen Verwaltung auf eine Weise, die eines erleuchteten Whigs unwürdig war. Bei der Debatte über die Testacte ließ er sich herab, dem Herrn, dem er diente, der Hochschule, die er vertrat, und den großen Körperschaften der Geistlichen und Landedelleute, deren Unterstützung ihn trug, dadurch zu Gefallen zu sein, daß er, allerdings mit wenig Wärme und gar keiner Härte, wie ein Tory sprach. Mit dieser einzigen Ausnahme war sein Benehmen vom Ende des Jahres 1783 bis zur Mitte des Jahres 1792 das eines ehrlichen Freundes der bürgerlichen und der Glaubensfreiheit.

Während dieser Periode deutete ferner Nichts darauf hin, daß er den Krieg liebte, oder irgend ein Uebelwollen gegen ein benachbartes Volk hegte. Diejenigen französischen

*) Die Rede, mit der der König die Sitzung von 1785 eröffnete, schloß mit dem Versprechen, daß Seine Majestät jeder Maßregel, von der sich eine Befestigung der wahren Grundsätze der Verfassung erwarten lasse, seinen herzlichen Beifall schenken werde. Diese Worte wurden damals auf Pitt's Reformbill bezogen.

Schriftsteller, welche ihn als einen Hannibal schildern, der als Kind seinem Vater ewigen Haß gegen Frankreich geschworen und die Häupter der Jakobiner durch geheimnißvolle Ränke und verschwenderische Geschenke zu den Ausschweifungen verleitet habe, welche die Revolution schändeten, und die von ihm behaupten, daß er der eigentliche Urheber der ersten Coalition sei, kennen weder seinen Charakter noch seine Geschichte. Er war so weit davon entfernt, ein Todfeind Frankreichs zu sein, daß seine lobenswerthen Versuche, durch einen weisen und freisinnigen Handelsvertrag eine innigere Verbindung mit jenem Lande herbeizuführen, ihm den strengen Tadel der Opposition zuzogen. Man sagte ihm im Unterhause, er sei ein entarteter Sohn und seine Parteilichkeit für die Erbfeinde unserer Insel müsse die Ruhe seines großen Vaters im Grabe stören.

Und dieser Mann, dessen Name, wenn er das Glück gehabt hätte, 1792 zu sterben, jetzt mit den Namen Frieden, Freiheit, Menschenliebe, gemäßigte Reform, milde und verfassungsmäßige Verwaltung verbunden sein würde, mußte es erleben, daß man ihn mit Willkürregierung, mit der harten Ausführung harter Maßregeln, mit fremden Gesetzen, mit tyrannischen Schritten, mit der Aufhebung des persönlichen Schutzes, mit grausamen Strafen gegen politische Wühler, mit unverantwortlichen Verfolgungen gegen andere Feinde und mit den kostspieligsten, blutigsten Kriegen der neuern Geschichte identisch machte. Er erlebte es, daß man ihn als den finstern Unterdrücker Englands und den unermüdlichen Ruhestörer Europa's schmähte. Dichter, die seine frühern Jahre mit den spätern in Gegensatz brachten, verglichen ihn bald mit den gefallenen Engeln, bald mit dem Apostel, der küßte, um zu verrathen. Ein großer Satiriker legte den Teufeln des Hungers, des Mordes und des Feuers die Worte in den Mund, sie seien die Diener Eines, dessen Name aus vier Buchstaben bestehe, und würden ihrem Herrn volle Beweise ihrer Dankbarkeit geben. Der Hunger wollte so lange an der Menge nagen, bis sie sich im Wahnsinn gegen ihn erhebe. Der Teufel des Mordes wollte sie zwingen, ihn Glied für Glied zu zerreißen. Das Feuer rühmte sich, daß es allein ihn nach Verdienst belohnen könne, indem es sich in alle Ewigkeit um ihn schlinge. Die französische Presse und die französische Rednerbühne schrieben dem Ungeheuer Pitt und seinen Guineen jedes Verbrechen zu, durch das Frankreich entehrt, und jedes Unglück, von dem es heimgesucht wurde. So lange die Jakobiner herrschten, war er es, der die Gironde bestach, Lyon und Bordeaux gegen den Convent zu den Waffen rief, Paris aufwiegelte, Lepelletier zu ermorden, und Cecilie Regnault den Dolch gegen Robespierre in die Hand drückte. Als der Rückschlag des Thermidors eintrat, wurden alle Greuel der Schreckensherrschaft ihm zugeschrieben. Collot d'Herbois und Fouquier Thinville hatten von ihm Gnadengehalte bezogen. Er war es, der die Septembermörder gedungen, Marat seine Blutschriften, Barrère seine Carmagnolen in die Feder gesprochen, Lebon bezahlt hatte, daß er Arras mit Blut überschwemme, und Carrier, daß er die Loire durch Leichen aufstaue.

Die Wahrheit ist, daß er weder den Krieg noch die Willkürherrschaft liebte. Er war ein Freund des Friedens und der Freiheit, der durch einen Druck, gegen den anzukämpfen für die höchste Kraft des Willens und des Verstandes kaum möglich war, aus der Laufbahn, auf die seine Fähigkeiten und Kenntnisse ihn hinwiesen, hinausgetrieben, und zu einer Politik gezwungen wurde, die seinen Gefühlen widerstrebte und seinen Talenten ungünstig war.

Die Anklage der Abtrünnigkeit ist eine gröblich ungerechte. Jemand deshalb einen Abtrünnigen zu nennen, weil er mit der großen Mehrzahl seiner Zeitgenossen seine Ansichten ändert, ist dasselbe, als wenn man ihn einen orientalischen Reisenden nennt, weil er mit dem Erdball und Allem, was auf ihm ist, immer von Westen gegen Osten geht. Zwischen dem Frühling von 1789 und dem Schluß des Jahres 1792 ging mit der öffentlichen Meinung Englands ein großer Umschwung vor. Wenn der Wechsel in Pitt's Gesinnung besondere Aufmerksamkeit erregte, so war der Grund nicht der, daß er sich mehr als seine Nachbarn geändert hätte, denn er änderte sich in der That weniger als sie, sondern daß er eine sichtbarere Stellung annahm und bis zu Bonaparte's Auftreten der Mann war, der in den Augen der Bewohner der ganzen gebildeten Welt den größten Raum ausfüllte. Eine kurze Zeit lang blickte die Nation, und Pitt mit ihr, mit Theilnahme und Billigung auf die französische Revolution. Bald aber riefen die ungeheuren Vermögenseinziehungen, das gewaltsame Wegkehren alter Einrichtungen, die Herrschaft der Clubs und die

Barbareien des Pöbels, den Hunger und Haß wahnsinnig machten, einen Rückschlag hervor. Der Hof, der hohe und niedere Adel, die Geistlichen, die Fabricanten und Kaufleute, kurz neunzehn Zwanzigstel aller derer, welche ganze Dächer über dem Kopf hatten und ganze Kleider trugen, wurden heftige und unduldsame Antijakobiner. Dieses Gefühl wurde zuletzt bei den Gegnern des Ministers eben so stark wie bei seinen Anhängern. Vergebens versuchte Fox seine Partei im Zügel zu halten. Sein ganzes Genie, sein ganzer unermeßlicher persönlicher Einfluß vermochte sie nicht von einer allgemeinen Meuterei abzuhalten. Burke gab das Beispiel des Aufstandes und mit ihm vereinigten sich in nicht langer Zeit Portland, Spencer, Fitzwilliam, Loughborough, Carlisle, Malmesbury, Windham und Elliot. Im Unterhause verminderten sich die Anhänger des großen Staatmannes, Whigs und Redners von hundertundsechzig bis auf fünfzig. Im Oberhause blieben ihm nicht mehr als zehn bis zwölf politische Freunde. Es kann kein Zweifel sein, daß auf den ministeriellen Banken eine ähnliche Meuterei ausgebrochen wäre, wenn Pitt dem allgemeinen Wunsch einen hartnäckigen Widerstand geleistet hätte. Zugleich von seinem Herrn und seinen Amtsgenossen, von alten Freunden und alten Gegnern gedrängt, gab er die Politik, die seinem Herzen theuer war, langsam und widerstrebend auf. Er bemühte sich nach Kräften, den europäischen Krieg abzuwenden. Als dieser Krieg ausbrach, schmeichelte er sich noch mit der Hoffnung, daß sein Vaterland nicht daran Theil zu nehmen brauchen werde. Im Frühling von 1792 sprach er dem Parlament seinen Glückwunsch zu der Aussicht auf einen langen und tiefen Frieden aus und bewies seine Aufrichtigkeit, indem er große Steuernachlässe beantragte. Bis zum Ende jenes Jahres hielt er an der Hoffnung fest, daß England neutral bleiben könne. Die Leidenschaften, die auf beiden Seiten des Canals wütheten, duldeten aber keinen Zügel. In den französischen Republicanern glühte ein Fanatismus gleich jenem der Muselmänner, die mit dem Koran in der einen, und mit dem Schwert in der andern Hand erobernd und bekehrend im Osten bis zur Bai von Bengalen und im Westen bis zu den Säulen des Herkules vordrangen. In England wurden die höhern und mittlern Classen von einem Eifer belebt, der nicht minder gewaltig war, als jener der Kreuzfahrer, die zu Clermont den Ruf: „Gott will es!“ erhoben. Der Impuls, der die beiden Völker zu einem Zusammenstoße trieb, ließ sich durch das Ansehen oder die Fähigkeiten eines einzelnen Mannes nicht aufhalten. Da Pitt vor seinen Genossen stand und sie hoch überragte, so schien er sie zu leiten. In der That wurde er von ihnen gewaltsam fortgeschoben, und hätte er sich etwas mehr gegen sie gestemmt, als er that, so würde er aus ihrem Wege gestoßen oder unter ihre Füße getreten worden sein.

Er gab dem Strom nach, und von diesem Tage an begann sein Unglück. Es ist gewiß, daß er bloß zwischen zwei logisch richtigen Systemen zu wählen hatte. Da er sich nicht dafür entschied, Seite an Seite mit Fox der öffentlichen Meinung zu widerstehen, so mußte er Burke's Rath folgen und jene Meinung in vollster Ausdehnung für sich ausnutzen. Wenn es unmöglich war, den Frieden zu erhalten, so mußte er die einzige Politik annehmen, die zum Siege führen konnte. Er mußte einen heiligen Krieg für Glauben, Sitte, Eigenthum, Ordnung und Völkerrecht verkünden und so den Jakobinern eine der ihrigen gleiche Energie entgegensetzen. Unglücklicherweise suchte er einen Mittelweg aufzufinden und entdeckte einen, der von beiden Extremen das Schlechteste vereinigte. Er führte Krieg, wollte aber den eigenthümlichen Charakter desselben nie begreifen. Er verblendete sich hartnäckig gegen die einfache Thatsache, daß der Staat, den er bekämpfte, zugleich eine Secte sei, und daß der neue Streit Englands und Frankreichs von ganz anderer Beschaffenheit sei, als die alten Zerwürfnisse wegen amerikanischer Niederlassungen und holländischer Festungen. Er hatte eine wahnwitzige Begeisterung, einen schrankenlosen Ehrgeiz, eine ruhelose Thätigkeit, den wildesten und verwegensten Neuerungstrieb zu bekämpfen und handelte so, als ob er mit den Dirnen und Gecken des alten Hofs von Versailles, mit Frau von Pompadour und mit dem Abbé von Bernis zu thun habe. Es war kläglich, wenn man ihn einem bewundernden Zuhörerkreise Jahr auf Jahr erklären hörte, daß die elende Republik erschöpft sei, daß sie nicht länger ausdauern könne, daß ihr Credit dahin und ihr Papiergeld grade so werthvoll sei, als das Papier, aus dem es bestehe; als ob eine Regierung, die grundsätzlich von Raub lebte, Credit gebraucht hätte, als ob ein Alboin nicht ganz Italien in eine Wüste ver-

wandeln könnte, ehe er eine fünfprocentige Anleihe zu Stande brächte, und als ob Attila's Schatzscheine auf Pari gestanden hätten. Ein Mann, der die Natur des Streites so gründlich mißverstand, konnte diesen Kampf unmöglich mit Glück führen. So groß Pitt's Fähigkeiten waren, verwaltete er das Militärwesen wie ein Schwätzer. Er stand an der Spitze einer Nation, die einen Kampf auf Leben und Tod ausfocht, einer Nation, die sich durch alle die körperlichen und geistigen Eigenschaften, von denen die Vortrefflichkeit der Soldaten abhängt, im höchsten Grade auszeichnet. Die Hilfsquellen, die ihm zu Gebote standen, waren unerschöpflich. Das Parlament war im Bewilligen von Geld und Menschen noch eifriger, als er im Fordern. In einer so dringenden Lage und mit solchen Mitteln würde ein Staatsmann wie Richelieu, Louvois, Chatham oder Wellesley in wenigen Monaten eines der schönsten Heere der Welt geschaffen und bald genug Generale entdeckt und angestellt haben, die des Oberbefehls über ein solches Heer würdig waren. Deutschland hätte durch ein zweites Blenheim gerettet, Flandern durch ein zweites Ramillies wieder erobert werden können, durch ein zweites Poitiers ließen sich die royalistischen und katholischen Provinzen Frankreichs von einem verabscheuten Joch befreien und bis zu den Thoren von Paris konnte Schrecken verbreitet werden. Thatsächlich stellten sich die Dinge so, daß die englische Armee unter Pitt nach einem achtjährigen Kriege, nach einem ungeheuren Blutvergießen, nach einer Verschwendung von Geld, welche die Kosten des amerikanischen Krieges, des siebenjährigen Krieges, des österreichischen Erbfolgekrieges, des spanischen Erbfolgekrieges zusammen weit übertraf, zum Gelächter für ganz Europa wurde. Sie konnte sich keiner einzigen glänzenden Waffenthat rühmen. Sie hatte sich auf dem Festlande nie gezeigt, als um geschlagen und gejagt, um gezwungen zu werden, sich entweder wieder einzuschiffen oder die Waffen zu strecken. Die Eroberung irgend einer westindischen Zuckerinsel und das Zersprengen eines Haufens halbnackter irischer Bauern, das waren die glänzendsten Siege, welche die englischen Truppen unter Pitt's Auspicien erfochten.

Die englische Flotte war durch keine schlechte Leitung zu Grunde zu richten. Was durch Fehler in einer langen Periode geschehen konnte, das geschah. Der Graf von Chatham, der außer der brüderlichen Parteilichkeit keinen einzigen Anspruch auf ein hohes Amt besaß, wurde zum ersten Lord der Admiralität gemacht, und während zwei Kriegsjahren, in denen die Existenz des Staates recht eigentlich von der Tüchtigkeit der Flotte abhing, in diesem wichtigen Posten erhalten. Er fuhr so lange fort, die Zeit, die er dem öffentlichen Dienste widmen sollte, zu vertändeln und zu verschlafen, bis der ganze Handelsstand, so gern er die Regierung zu unterstützen pflegt, bittere Klage führte, daß unsere Flagge unserm Handel keinen Schutz mehr verleihe. Zum Glück ersetzte man ihn durch den Grafen Georg Spencer, einen der Whigführer, welche bei der großen, durch die französische Revolution hervorgerufenen Spaltung Burke gefolgt waren. Lord Spencer stand als Redner vielen seiner Amtsgenossen nach, war aber unter ihnen entschieden der beste Verwaltungsmann. Ihm verdankte man, daß eine lange Reihe von traurigen und im vollsten Wortsinn demüthigenden Tagen in dem kurzen Zeitraum von elf Monaten zweimal durch Dankgebete für große Siege unterbrochen wurde.

Es klingt vielleicht seltsam, wenn wir sagen, daß die Unfähigkeit, welche Pitt bei der Leitung des Krieges in jeder Beziehung an den Tag legte, in gewissem Sinne der entscheidendste Beweis ist, daß er wahrhaft außerordentliche Fähigkeiten besaß. Dies ist jedoch die einfachste Wahrheit, denn sicherlich würde der zehnte Theil seiner Irrthümer und Unfälle der Macht und dem Einfluß jedes Ministers, der die Talente eines parlamentarischen Führers nicht im höchsten Grade besessen hätte, verhängnißvoll geworden sein. Während seine Pläne vereitelt, seine Vorhersagungen Lügen gestraft wurden, während die Bündnisse, die er mit Mühe geschlossen hatte, in Stücke zerfielen, während die Expeditionen, die er mit ungeheuren Kosten abgehen ließ, mit Flucht und Schande endeten, während der Feind, den er ohne Kraft bekämpfte, Flandern und Brabant, die Kurfürstenthümer Mainz und Trier, Holland, Piemont, Ligurien und die Lombardei unterjochte, wurde seine Herrschaft über das Unterhaus zu einer mehr und mehr unbeschränkten. Dort war sein Reich. Dort waren seine Siege, sein Lodi und Arcole, sein Rivoli und Marengo. Wenn irgend ein großes Unglück, eine von den Verbündeten verlorene große Schlacht, die Verbindung eines neuen Departements mit der französischen Republik, ein blutiger Auf-

stand in Irland, eine Meuterei auf der Flotte, ein panischer Schrecken in der Altstadt, ein Sturm auf die Bank in den Reihen der Mehrheit Unzufriedenheit verbreitete, so dauerte dies bloß so lange, bis er von der Ministerbank aufstand, sein stolzes Haupt emporrichtete, den Arm mit einer gebietenden Geberde ausstreckte und in tiefen und wohlklingenden Tönen die erhabene Sprache unvertilgbarer Hoffnung und unbeugsamer Entschlossenheit hören ließ. So folgte während einer langen und unglücklichen Periode auf jeden Unfall, der draußen vorkam, regelmäßig ein Triumph innerhalb des Parlaments. Zuletzt hatte er gar keine Opposition gegen sich. Von der großen Partei, die ihn während der ersten acht Jahre seiner Verwaltung bekämpft hatte, stand jetzt mehr als die Hälfte, mit seinem alten Nebenbuhler, dem Herzog von Portland an der Spitze, unter seinen Fahnen, und der Ueberrest hatte nach langen vergeblichen Kämpfen das Schlachtfeld in Verzweiflung geräumt. Fox hatte sich in den Schatten des Annenhügels zurückgezogen und dort in der Gesellschaft von Freunden, die ihm durch keinen Schicksalswechsel entfremdet werden konnten, einer Frau, die er zärtlich liebte, und der erhabenen Todten von Athen, Rom und Florenz volle Entschädigung für alle Mißgeschicke seines Lebens gefunden. Sitzung auf Sitzung folgte, ohne daß kaum einmal eine Stimmenzählung vorgenommen wurde. In dem ereignißvollen Jahre 1799 bestand die größte Minderheit, die sich gegen die Regierung aufbringen ließ, aus fünfundzwanzig Stimmen.

In seiner innern Politik ließ es Pitt in dieser Zeit an Kraft nicht fehlen. Während er dem französischen Jakobinismus einen so schwachen Widerstand leistete, hielt er den englischen Jakobinismus mit starker Hand nieder. Der Schutz der persönlichen Freiheit wurde mehrmals auf Zeit aufgehoben. Oeffentliche Versammlungen wurden schwerem Zwange unterworfen. Die Regierung erhielt vom Parlament die Macht, Fremde, die sich böser Anschläge verdächtig machten, aus dem Lande zu schicken, und ließ dieselbe nicht unbenutzt. Schriftsteller, welche gegen die Monarchie und die Aristokratie schrieben, wurden ohne Gnade geächtet und bestraft. Für einen Republicaner war es kaum gerathen, seine politische Meinung in einer Schenke bei seinen Beefsteaks und seiner Flasche Porter zu äußern. Die alten schottischen Gesetze gegen Aufruhr, die von den Engländern für barbarisch erklärt wurden und die man unter einer Reihe von Regierungen hatte einrosten lassen, wurden jetzt gereinigt und neugeschärft. Gebildete und wohlerzogene Männer wurden wegen Gesetzübertretungen, die man in Westminster als leichte Vergehen behandelt haben würde, gemeinschaftlich mit schweren Verbrechern nach Botanybai geschickt. Einige Reformer, die sich zu ausschweifenden Meinungen bekannten und eine maßlose Sprache führten, aber nie an einen gewaltsamen Umsturz der Regierung gedacht hatten, wurden des Hochverraths angeklagt und bloß durch den gewissenhaften Spruch der Geschworenen vom Galgen gerettet. Diese Strenge wurde damals von Schwarzsehern, welche die Furcht grausam gemacht hatte, laut gepriesen, wird aber von der Nachwelt ganz anders beurtheilt werden. In der That waren die Engländer, welche eine Revolution wünschten, selbst der Zahl nach nicht furchtbar und in jeder andern Beziehung eine ganz verächtliche Partei ohne Waffen, Geld, Plan, Organisation und Führer. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß Pitt, den die Unterstützung der großen Masse der Nation stark machte, den unruhigen Geist der unzufriedenen Minderheit durch eine feste, aber maßvolle Anwendung der gewöhnlichen Gesetze leicht im Zaume halten konnte. Die Kraft, die er während des unglücklichen Theils seines Lebens bewies, war nicht an der Zeit und nicht an dem rechten Orte. In seinem Kampfe mit dem auswärtigen Feinde, der ihm wirklich Furcht einflößen mußte, war er Nichts als Schwäche und Langsamkeit, während er dem inneren Feinde, den er ohne Gefahr verachten konnte, alle seine Energie und Entschlossenheit aufbewahrte.

Bloß ein Theil von Pitt's Verfahren während der letzten acht Jahre des vorigen Jahrhunderts verdient hohes Lob. Er war der erste englische Minister, der zu Gunsten Irlands Großes im Schilde führte. Die Art, wie die katholische Bevölkerung jenes unglücklichen Landes seit vielen Menschenaltern danieder gehalten worden war, erschien ihm als ungerecht und grausam. Einem Manne von seinen Fähigkeiten konnte es unmöglich entgehen, daß die Katholiken in einem Streit gegen die Jakobiner seine natürlichen Verbündeten seien. Hätte er ganz nach Wunsch handeln können, so ist es wahrscheinlich, daß eine weise und freisinnige Politik den Aufstand von 1798 verhindert haben würde. Aber er stieß auf große, vielleicht unübersteig-

liche Schwierigkeiten, und es war mehr sein Unglück als sein Fehler, daß die Katholiken den Jakobinern in die Arme geworfen wurden. Es kam zu einer dritten großen Schilderhebung des irischen gegen das englische Element, die nicht weniger furchtbar als die Aufstände von 1641 und 1689 war. Die Engländer blieben Sieger, und Pitt hatte nun, wie vor ihm Oliver Cromwell und Wilhelm von Oranien, zu erwägen, welcher Gebrauch vom Siege gemacht werden sollte. Wir lassen seinem Gedächtniß bloß Gerechtigkeit widerfahren, wenn wir sagen, daß das große und einfache, gerechte und menschliche System, für das er sich entschied, allein hinreicht, ihm unter den Staatsmännern einen hohen Platz anzuweisen. Er beschloß, Irland zu einem Königreiche mit England zu machen, zugleich aber die katholischen Laien von allen bürgerlichen Rechtsnachtheilen zu befreien und der katholischen Geistlichkeit eine öffentliche Unterstützung zu bewilligen. Wäre er im Stand gewesen, diese edeln Pläne auszuführen, so würde die Union den Namen in der That verdient haben. Sie würde sich in den Gedanken der großen Mehrheit der Irländer mit den Begriffen der bürgerlichen und religiösen Freiheit unzertrennlich verbunden haben, und das alte Parlament hätte bloß im Andenken einer kleinen Gesellschaft verabschiedeter Stellenverkäufer und Unterdrücker fortgelebt, während die Masse der Nation es mit dem Ekel und der Verachtung betrachtet haben würde, die der tyrannischsten und bestechlichsten Versammlung, welche es je in Europa gab, mit Recht gebührte. Allein Pitt vermochte bloß die eine Hälfte seines Planes auszuführen. Es gelang ihm, die Zustimmung der Parlamente beider Länder zur Union zu erlangen, aber jene Versöhnung der Volksstämme und Secten, ohne welche die Union bloß ein Name blieb, wurde nicht erreicht. Er wußte sehr wohl, daß er im Schloß wahrscheinlich auf Schwierigkeiten stieß. Er schmeichelte sich jedoch, daß er diese Schwierigkeiten durch eine vorsichtige und gewandte Behandlung würde beseitigen können. Unglücklicherweise gab es in hohen Stellen Verräther und Ohrenbläser, welche nicht duldeten, daß er seine Zeit und seine Mittel wählte, sondern seinen Plan dem König vorzeitig enthüllten und dies in einer Weise thaten, welche nicht besser gewählt werden konnte, um einen schwachen und kranken Geist zu reizen und zu beunruhigen. Der König gab sich der unvernünftigen Einbildung hin, daß sein Krönungseid ihn verpflichte, jedem Gesetz, welches die Katholiken von ihren Rechtsnachtheilen befreie, seine Zustimmung zu versagen. Mit Vernunftgründen war ihm nicht beizukommen. Dundas versuchte ihm den Gegenstand zu erörtern, erhielt aber zur Antwort, daß er seine schottische Philosophie für sich behalten möge. Pitt und seine tüchtigsten Amtsgenossen reichten ihre Entlassung ein, und der König mußte eine neue Anordnung treffen. Inzwischen war aber in Folge seines Kummers und Aergers die Krankheit zurückgekehrt, die ihn schon früher einmal zur Erfüllung seiner Functionen unfähig gemacht hatte. Er versammelte seine Familie, las ihr den Krönungseid vor und sagte ihr, wenn er denselben breche, so werde die Krone sofort an das Haus Savoyen übergehen. Erst nach einer mehrwöchentlichen Zwischenregierung erlangte er den vollen Gebrauch seiner geringen Geisteskräfte wieder, und konnte nun endlich ein Ministerium nach seinem Herzen bilden.

Der Stoff, aus dem er die Verwaltung bilden mußte, war weder tüchtig noch glänzend. Die an Zahl schwache, aber an Talenten aller Art reiche Partei, welche der innern und äußeren Politik seiner letzten Rathgeber feindlich gewesen, konnte er nicht benutzen, weil sie, obgleich sie in allen Punkten, wo er mit diesen Rathgebern übereingestimmt hatte, abweichender Meinung gewesen war, grade in der Frage, welche sein Mißfallen erregte, mit Pitt von Herzen übereinstimmte. Es blieb ihm Nichts übrig, als aus den Hinterreihen des alten Ministeriums die Vorderreihen des neuen Ministeriums zu bilden. In einem an parlamentarischen Talenten vorzugsweise fruchtbaren Zeitalter wurde ein Cabinet gebildet, welches kaum einen einzigen Mann enthielt, der auch nur für ein parlamentarisches Talent zweiten Ranges hätte gelten können. Die wichtigsten Staatsämter wurden der anständigen und fleißigen Mittelmäßigkeit anvertraut. Heinrich Addington stand an der Spitze des Schatzes. Er war ein Jugendfreund, ja ein Erbfreund Pitt's, und Pitt's Einfluß hatte ihm, als er noch ein junger Mann war, den Vorsitz im Unterhause verschafft. Man gab allgemein zu, daß er der beste Sprecher sei, den es seit Onslow's Rücktritt gegeben habe. Aber die Natur hatte ihm wahrhaft ausgezeichnete Fähigkeiten verweigert, und die hohe achtbare Stellung, in der er lange mit Ehren thätig gewesen war, hatte ihn für die Erfüllung seiner neuen

Pflichten eher unfähig als fähig gemacht. Er hatte die Aufgabe gehabt, unparteiisch zwischen streitenden Gruppen zu stehen. Er hatte an dem Wortkriege keinen Antheil genommen und war von den großen Rednern, welche von rechts und von links gegen einander donnerten, stets mit besonderer Achtung angeredet worden. Es war daher nicht auffallend, daß er, als er zum ersten Male mit kräftigen und scharfen Gegnern zu thun bekam, welche ohne alle Umstände schwere Schläge austheilten, sich linkisch und verwirrt benahm, und daß die würdige Amtsmiene, die er in seinem frühern Posten angenommen und noch nicht abgelegt hatte, seine Hilflosigkeit lächerlich und kläglich erscheinen ließ. Nichts desto weniger schien seine Macht monatelang festzustehen. Er war ein Liebling des Königs, dem er an geistiger Beschränktheit glich und mehr gehorchte, als Pitt je gethan hatte. Die Nation wurde durch einen Frieden mit Frankreich in die beste Laune versetzt. Die Begeisterung, mit der die obern und die mittlern Classen in den Krieg gegangen waren, hatte sich selbst verzehrt. Der Jakobinismus war nicht mehr furchtbar. Ueberall trat ein starker Rückschlag gegen die sogenannte gottlose und anarchische Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts ein. Bonaparte, der jetzt erster Consul war, baute aus den Trümmern der alten Einrichtungen eine neue Kirche und einen neuen Ritterorden geschäftig auf. Daß sein selbstsüchtiger Ehrgeiz nur durch die Herrschaft über die ganze gebildete Welt befriedigt werden könne, ahnte noch Niemand, und selbst weise Männer sahen keinen Grund, weshalb er nicht ein eben so guter Nachbar, als irgend ein Fürst des Hauses Bourbon sein könne. Der Friede von Amiens wurde deshalb von der großen Mehrzahl des englischen Volks mit ausschweifender Freude begrüßt. Die Volksbeliebtheit des Ministers war in diesem Augenblicke unermeßlich. Sein Mangel an parlamentarischem Talent war jetzt von geringer Wichtigkeit, denn es gab kaum einen Gegner. Die alte Opposition war über den Frieden entzückt und betrachtete ihn mit Gunst. Allerdings hatten einige frühere Minister eine neue Opposition gebildet, die im Oberhause von Grenville und im Unterhause von Windham geführt wurde, sie verfügte aber kaum über zehn Stimmen und wurde im Lande nicht günstig beurtheilt. In Pitt sahen die Minister ihre festeste Stütze. Er grollte nicht wie mehrere seiner Amtsgenossen. Er hatte sich über die Gewissensbedenken, die im Gemüthe des Königs entstanden waren, mit der größten Achtung ausgesprochen und seinen Nachfolgern jede Hilfe zugesagt, die in seiner Macht liege. Privatim stand ihnen sein Rath immer zu Gebote. Im Parlament nahm er seinen Sitz auf der Bank hinter ihnen und vertheidigte sie bei mehr als einer Debatte mit einer Kraft, die der ihrigen weit überlegen war. Der König wußte den Werth eines solchen Beistandes vollkommen zu würdigen. Einmal nahm er den alten und den neuen Minister im Schloß bei Seite. „Wenn wir Drei zusammenhalten,“ sagte er, „so wird Alles gut gehen.“

Die menschliche Natur müßte nicht sein, wie sie ist, und insbesondere hätten Pitt und Addington nicht sein müssen, wie sie waren, wenn diese Verbindung hätte von Dauer sein sollen. Pitt war sich seiner überlegenen Kräfte bewußt und dachte sich, daß der Platz, den er besessen habe, jetzt von einer bloßen Puppe eingenommen werde, die er dahin gebracht habe, die er lenken werde, so lange es ihm gefalle, sie dort zu lassen, und die er zur Seite schleudern dürfe, sobald er zu seiner Stelle zurückzukehren wünsche. Es dauerte auch nicht lange, so begann er sich nach der aufgegebenen Macht zu sehnen. Er war so früh zur höchsten Gewalt im Staate gelangt und hatte sie so lange besessen, daß sie für ihn zu einer Nothwendigkeit geworden war. In der Zurückgezogenheit wurden ihm die Tage zu einer Last. Er war nicht im Stande, die Genüsse und Sorgen des Ehrgeizes wie Fox in der Gesellschaft von Euripides und Herodot zu vergessen. Sein Stolz hielt ihn davon ab, selbst seinen besten Freunden zu vertrauen, daß er wieder Minister zu werden wünsche. Er hielt es aber für sonderbar, fast für undankbar, daß ein Mann, den er als seinen Stellvertreter betrachtete, seinen Wunsch nicht errieth und ihm nicht zuvorkam.

Auf der andern Seite war Addington durchaus nicht geneigt, von seiner hohen Stellung herabzusteigen. Er unterlag einer Täuschung, die mit jener Abu Hassan's im arabischen Märchen viel Aehnlichkeit hatte. Sein kurzes und eingebildetes Kaliphat verdrehte ihm den Kopf. Er nahm seine Erhebung ganz ernstlich, schrieb sie seinen Verdiensten zu und betrachtete sich als ein Mitglied des großen Triumvirats englischer Staatsmänner, das einem Pitt und Fox ebenbürtig sei.

Bei diesen Ansichten des frühern und jetzi-

gen Ministers war ein Bruch unvermeidlich, und es fehlte nicht an Personen, welche geneigt waren, diesen Bruch rasch und auf eine heftige Weise herbeizuführen. Einige dieser Personen verwundeten Addington's Stolz, indem sie ihn als einen Lackeien darstellten, der auf der Ministerbank einen Platz aufheben müsse, bis sein Herr es angemessen finde, zu kommen. Andere nahmen jede Gelegenheit wahr, ihn auf Pitt's Kosten zu loben. Pitt hatte einen langen, blutigen, kostspieligen und unglücklichen Krieg geführt. Addington hatte Frieden geschlossen. Pitt hatte die constitutionellen Freiheiten der Engländer suspendirt. Unter Addington genoß man dieser Freiheiten wieder. Pitt hatte die öffentlichen Hilfsquellen erschöpft. Addington pflegte sie sorglich. Zuweilen zeigte es sich nur zu deutlich, daß diese Schmeicheleien Addington nicht unangenehm waren. Pitt wurde kalt und zurückhaltend. Monate lang hielt er sich fern von London. Inzwischen bemühten sich seine vertrautesten Freunde, trotz seiner Erklärungen, daß er sich nicht beklage und nach keinem Amte strebe, einen Ministerwechsel herbeizuführen. Sein Lieblingszögling, Georg Canning, ein junger glühender und ehrgeiziger Mann, mit großen Kräften und großen Tugenden begabt, aber zu unruhigen Temperaments und mit einem für sein Glück zu beißenden Witz ausgestattet, war unermüdlich. Er sprach, schrieb, intriguirte, suchte eine große Anzahl von Regierungsanhängern dahin zu bringen, daß sie in einem Rundschreiben einen Ministerwechsel forderten, und machte auf Addington und dessen Verwandte in einer Reihe geistreicher Pasquinaden Jagd. Die Parteigänger des Ministers antworteten mit gleicher Bitterkeit, wenn nicht mit gleicher Lebhaftigkeit. Pitt konnte dem Streite nur dadurch fern bleiben, daß er der Politik gänzlich entsagte, und dies wurde für ihn bald zu einer Unmöglichkeit. Hätte sich Napoleon damit begnügt, den ersten Platz unter den Herrschern des Continents einzunehmen, und einen Feldherrnruf größer als Turenne und Marlborough zu besitzen, und hätte er sich der schönen Aufgabe gewidmet, Frankreich durch eine milde Verwaltung und durch eine weise Gesetzgebung glücklich zu machen, so hätte unser Vaterland eine Regierung mit guten Absichten und schwachen Fähigkeiten noch lange ertragen können. Unglücklicher Weise war der Friede von Amiens kaum unterzeichnet worden, als der rastlose Ehrgeiz und die unerträgliche Anmaßung des Ersten Consuls die große Mehrzahl des englischen Volks überzeugten, daß der so warm bewillkommnete Friede Nichts als ein unsicherer Waffenstillstand sei. So wie es immer offenbarer wurde, daß ein Krieg um die Ehre und Unabhängigkeit, ja um die Existenz der Nation nahe bevorstehe, blickte man mit steigendem Unbehagen auf das schwache und träge Cabinet, das gegen einen Feind kämpfen sollte, der eine größere Macht als Ludwig XIV. besaß und damit mehr Genie als Friedrich der Große verband. Es ist richtig, daß Addington leicht ein besserer Kriegsminister als Pitt und unmöglich ein schlechterer sein konnte. Pitt hatte die öffentliche Meinung aber bezaubert. Die Beredtsamkeit, der Verstand, die ruhige und hochmüthige Festigkeit, die er lange Jahre im Parlament entfaltete, hatten die Welt zu dem Glauben verleitet, daß er zur Leitung jedes Theils der Verwaltung wie geschaffen sei, so daß man selbst nach den kläglichen Unfällen von Dünkirchen, Quiberon und vom Helder sich einbildete, er sei der einzige Staatsmann, der es mit Bonaparte aufzunehmen vermöge. Diese Meinung war nirgends stärker vertreten, als unter Addington's eigenen Amtsgenossen. Man drang so stark in ihn, daß er nachgeben mußte, aber noch indem er dies that, bewies er, wie wenig er seine Stelle kenne. Er machte den Vorschlag, daß man irgend einen unbedeutenden Edelmann zum ersten Lord des Schatzes und zum nominellen Haupt der Verwaltung machen, die wirkliche Gewalt aber ihm und Pitt unter den Namen von Staatssecretären zu gleichen Theilen übertragen solle. Wie sich erwarten ließ, weigerte sich Pitt, einen solchen Plan auch nur zu erörtern und sprach davon mit bitterm Spotte. „Welche Secretärstelle wurde Ihnen angeboten?“ fragte sein Freund Wilberforce. „Wahrhaftig, ich war nicht so neugierig, mich danach zu erkundigen,“ antwortete Pitt. Addington wurde so in Furcht gesetzt, daß er höher bot. Er willigte ein, Pitt das Schatzamt abzutreten, jedoch unter der Bedingung, daß keine umfassende Veränderung im Ministerium eintrete. Pitt wollte von diesen Beschränkungen Nichts hören. Nun kam ein Streit, wie er nach mündlich geführten Unterhandlungen selbst dann, wenn die Unterhändler Männer vom strengsten Ehrgefühl sind, leicht entsteht. Pitt gab eine Darstellung der Vorgänge, Addington eine

andere, und obgleich die Abweichungen nicht der Art waren, daß man auf irgend einer Seite eine geflissentliche Verletzung der Wahrheit hätte annehmen müssen, wurden Beide doch höchlich erbittert.

Inzwischen gelangte das Zerwürfniß mit dem Ersten Consul zu einer Krisis. Am 16. Mai 1803 forderte der König das Unterhaus in einer Botschaft auf, ihn im Widerstande gegen die ehrgeizige und ländersüchtige Politik Frankreichs zu unterstützen, und am 22. zog das Haus diese Botschaft in Erwägung.

Pitt hatte jetzt Monate lang in der Zurückgezogenheit gelebt. Seit er zum letzten Male im Parlamente gesprochen hatte, war eine allgemeine Wahl eingetreten, und es gab zweihundert Mitglieder, welche ihn nie gehört hatten. Es war bekannt, daß er bei dieser Gelegenheit an seinem Platze sein werde, und die Neugier stieg auf den höchsten Punkt. Unglücklicher Weise waren die Schnellschreiber an diesem Tage in Folge eines Mißverständnisses von der Galerie ausgeschlossen, so daß die Zeitungen über die Verhandlungen bloß magere Berichte brachten. Wir wissen jedoch aus anderen Erzählungen, was vorging, namentlich aus einem höchst interessanten, bis jetzt ungedruckten Briefe, den ein junges Mitglied, Johann Wilhelm Ward, später Graf von Dudley, geschrieben hat. Als Pitt aufstand, wurde er mit lautem Zuruf empfangen. Bei jeder Pause seiner Rede fand ein Ausbruch von Beifall Statt. Der Schluß soll einer der lebendigsten und prächtigsten gewesen sein, die man je im Parlamente gehört habe. „Pitt's Rede," schrieb Fox einige Tage später, „wurde allgemein und mit Recht bewundert. Ich halte sie für das Beste, was er je in diesem Stil gesprochen hat." Die Debatte wurde vertagt, und am zweiten Tage antwortete Fox mit einer Rede, von der die eifrigsten Pittianer anerkennen mußten, daß durch sie zweifelhaft geworden sei, wem die Palme der Beredtsamkeit gebühre. Addington spielte zwischen den beiden großen Nebenbuhlern eine klägliche Figur, und man bemerkte, daß Pitt, als er die Gemeinen ermahnte, der Regierung im Kampf gegen Frankreich treu zur Seite zu stehen, kein Wort sprach, das von Achtung oder Freundschaft für den ersten Minister zeugte.

Unmittelbar darauf wurde der Krieg erklärt. Der Erste Consul drohte, an der Spitze der Eroberer von Belgien und Italien in England zu landen, und bildete in der Nähe des Canals ein großes Lager. Auf der andern Seite dieser Straße war die ganze Bevölkerung unserer Insel bereit, sich wie ein Mann zur Vertheidigung des heimischen Bodens zu erheben. Gleich andern großen Zeitlagen unserer Geschichte, z. B. gleich der Zeitlage von 1660 und der von 1688, erzeugte auch diese bei redlichen und patriotischen Männern eine allgemeine Neigung, alte Streitigkeiten zu vergessen und Jedermann als Freund zu betrachten, der in dieser drohenden Gefahr seinen Theil an der Rettung des Staates zu tragen entschlossen sei. Eine Verbindung aller ersten Männer des Landes würde in diesem Augenblick eben so beliebt geworden sein, als die Coalition von 1783 unbeliebt gewesen war. Der König war der einzige Mann seines Reiches, der mit dem Cabinet, in dem es keine ihm überlegene geistige Größe gab, völlig zufrieden war, und er dachte so wenig daran, alle seine tüchtigsten Unterthanen in's Ministerium aufzunehmen, daß er sie im Gegentheil sämmtlich auszuschließen wünschte.

Einige Monate vergingen, bevor die verschiedenen Parteien, welche die Regierung mit Widerwillen und Verachtung betrachteten, zu einer Verständigung gelangten. Im Frühling des Jahres 1804 wurde es aber offenbar, daß das schwächste aller Ministerien die stärkste aller Oppositionen gegen sich haben werde, eine Opposition aus drei Parteien bestehend, von denen jede einzeln vermöge ihres Talents furchtbar war und die vereint auch durch ihre Zahl furchtbar wurden. Die Partei, die unter Grenville und Windham gegen den Frieden opponirt hatte, und die Partei, die unter Fox gegen die Erneuerung des Kriegs gewesen war, stimmten in der Ansicht überein, daß die gegenwärtige Verwaltung weder einen guten Frieden schließen, noch einen tüchtigen Krieg führen könne. Pitt hatte 1802 gegen Grenville's Partei den Frieden, und 1803 gegen Fox's Partei den Krieg vertheidigt. Von der Fähigkeit des Cabinets und insbesondere seines Hauptes, große Angelegenheiten zu leiten, dachte er aber eben so gering, wie Fox oder Grenville. Fragen, bei denen alle Feinde der Regierung einträchtig mit einander gehen konnten, ließen sich leicht finden. Der unglückliche erste Lord des Schatzes, der in der ersten Zeit seiner Verwaltung auf der einen Seite Pitt und auf der andern Fox zur Unterstützung gehabt hatte, mußte jetzt Pitt antworten und dann

antwortete ihm Fox. Zwei scharfe Debatten, bei denen er fast in die Minderheit kam, verleibeten ihm seinen Posten. Ueberdies war bekannt, daß das Oberhaus ihm noch feindlicher als das Unterhaus sei, daß die schottischen Wahlpeers schwankten und unter den Bischöfen Zeichen von Meuterei hervortraten. Im Cabinet selbst gab es Zwistigkeit und sogar noch etwas Schlimmeres — Verrath. Man mußte nachgeben, das Ministerium wurde aufgelöst, und Pitt erhielt den Auftrag, eine Verwaltung zu bilden.

Pitt war der Meinung, daß jetzt eine Gelegenheit da sei, wie sie sich nie zuvor dargeboten habe, und nie wiederkommen werde, alle ausgezeichneten Talente des Königreichs im öffentlichen Dienst unter ehrenvollen Bedingungen zu vereinigen. Die Leidenschaften, welche die französische Revolution erzeugt hatte, waren erloschen. Der Wahnsinn des Neuerers und der Wahnsinn des Schwarzsehers hatten beide ihre Zeit gehabt. Der Jakobinismus und der Antijakobinismus waren zugleich aus der Mode gekommen. Der freisinnigste Staatsmann urtheilte über die Zeit, daß sie für Pläne von Parlamentsreformen nicht günstig sei, und der conservativste Staatsmann behauptete nicht, daß ein Bedürfniß nach strengen Gesetzen und Freiheitsbeschränkungen vorhanden sei. Der große Kampf für die Unabhängigkeit und die Nationalehre beschäftigte alle Gemüther, und da Jedermann die Pflicht anerkannte, diesen Kampf mit Kraft durchzuführen, so ließen sich alle Streitigkeiten über verhältnißmäßig unbedeutende Dinge auf eine gelegenere Zeit verschieben. Diese Betrachtungen machten auf Pitt einen starken Eindruck, so daß er ein Ministerium bilden wollte, das alle ersten Männer des Landes in sich schließe. Den Schatz behielt er sich vor und Fox sollte einen etwa gleichen Antheil an der Gewalt erhalten.

Der Plan war vortrefflich, aber der König wollte davon Nichts hören. Beschränkt, hartnäckig, unversöhnlich und damals halbverrückt, weigerte er sich unbedingt, Fox in seinen Dienst aufzunehmen. Jeder Andere, selbst Männer, welche in dem, was Se. Majestät für Jakobinismus hielt, eben so weit wie Fox, ja weiter gegangen waren, Sheridan, Grey, Erskine, sollten gnädig aufgenommen werden, aber Fox nie. Pitt bemühte sich mehrere Stunden lang vergebens, diesen sinnlosen Widerwillen durch Vernunftgründe zu besiegen. Daß er dabei vollständig aufrichtig war, läßt sich nicht bezweifeln, aber er mußte nicht bloß aufrichtig, sondern auch beharrlich sein. Hätte er seinen festen Entschluß erklärt, ohne Fox nicht in's Amt treten zu wollen, so würde die Hartnäckigkeit des Königs verschwunden sein, wie sie einige Monate später dem unbeugsamen Willen Lord Grenville's gegenüber verschwand. Pitt gab in einer unglücklichen Stunde nach. Er schmeichelte sich mit der Hoffnung, wenn er der Hilfe seines berühmten Nebenbuhlers auch entsage, so werde doch für die Bildung einer kräftigen Verwaltung noch Stoff genug bleiben. Die Erwartung wurde grausam vereitelt. Fox beschwor seine Freunde, persönliche Rücksichten außer Frage zu lassen, und erklärte, daß er ein tüchtiges und patriotisches Ministerium, wenn man ihn auch davon ausschließe, mit der größten Herzlichkeit unterstützen werde. Allein nicht bloß seine Freunde, sondern auch Grenville und dessen Anhänger antworteten mit einer Stimme, daß die Frage nicht persönlich sei, daß ein großer constitutioneller Grundsatz in Frage komme, und daß sie kein Amt annähmen, so lange ein Mann, der dem Staate die ausgezeichnetsten Dienste leisten könne, bloß deshalb in die Acht gethan werde, weil er bei Hof unbeliebt sei. Pitt blieb nur noch das Eine übrig, aus den Trümmern von Addington's schwacher Verwaltung ein Ministerium zu bilden. Der kleine Kreis seiner persönlichen Anhänger lieferte ihm einige nützliche Gehilfen, namentlich Dundas, der zum Grafen Melville ernannt worden war, Lord Harrowsby und Canning.

Auf diese wenig verheißende Art trat Pitt sein zweites Ministerium an. Der ganze Gang dieser Verwaltung war mit dem Anfang aus einem Guß. Fast jeder Monat brachte irgend ein neues Unglück oder eine Schande. Zu dem Kriege mit Frankreich kam bald ein Krieg mit Spanien. Die Gegner des Ministers waren zahlreich, talentvoll und thätig. Seine nützlichsten Gehilfen verlor er bald. Eine Krankheit beraubte ihn der Unterstützung des Lords Harrowsby. Man entdeckte, daß Lord Melville bei öffentlichen Geldgeschäften mit einem höchst strafbaren Leichtsinn verfahren sei. Das Unterhaus sprach einen Tadel gegen ihn aus; man trieb ihn aus dem Amte, warf ihn aus dem geheimen Rath und stellte ihn unter Anklage. Der Schlag traf Pitt schwer. Er füge ihm einen tiefen Schmerz zu, sagte er im Parlament, und wie er das Wort Schmerz

aussprach, zitterten seine Lippen, seine Stimme versagte, er hielt inne und seine Zuhörer glaubten, daß er in Thränen ausbrechen werde. Hätte Eldon solche Thränen vergossen, so würden sie bloß Gelächter hervorgerufen haben. Hätte der warmblütige und offenherzige Fox sie vergossen, so würden sie Theilnahme, jedoch kein Erstaunen erregt haben. Aber eine Thräne von Pitt wäre etwas Ungeheures gewesen. Er unterdrückte seine Bewegung übrigens und fuhr mit seiner gewöhnlichen majestätischen Selbstbeherrschung fort.

Seine Verlegenheiten zwangen ihn, zu verschiedenen Hilfsmitteln zu greifen. Einmal überredete er Addington, ein Amt und eine Peerie anzunehmen, allein die Regierung wurde dadurch nicht stärker. Obgleich Addington der Form nach sich versöhnte, war es ihm unmöglich, die Vergangenheit zu vergessen. So lange er im Amte blieb, war er eben so empfindlich als eifersüchtig und trat bald zurück. Ein anderes Mal erneuerte Pitt seine Bemühungen, die Abneigung seines Herrn gegen Fox zu überwinden, und es ging das Gerücht, daß die Hartnäckigkeit des Königs allmälig verschwinde. Inzwischen wurde es dem Minister unmöglich, den Verfall seiner Gesundheit und die beständige Sorge, die an seinem Herzen nagte, den Augen der Welt zu entziehen. Sein Schlaf war ein unruhiger. Die Speisen hörten auf ihn zu nähren. Alle, die ihm im Park begegneten, oder in der Downingstraße Unterredungen mit ihm hatten, sahen ihm sein Elend im Gesicht an. Der auffallende Blick, der ihm während seiner letzten Lebensmonate eigen war, wurde von Wilberforce, der ihn den Austerlitz-Blick zu nennen pflegte, oft geschildert.

Die geistigen Fähigkeiten Pitt's blieben eben so dieselben, wie die stolze Unerschrockenheit seiner Seele. Er hatte Alles auf ein großes Wagniß gesetzt. Es war ihm gelungen, einen zweiten mächtigen Bund gegen das französische Uebergewicht zu Stande zu bringen. Er hoffte, daß die vereinigten Kräfte Oesterreichs, Rußlands und Englands dem Ehrgeiz des gemeinschaftlichen Feindes eine unübersteigliche Schranke setzen würden. Aber Napoleon's Genie und Energie trugen den Sieg davon. Während die englischen Truppen sich zur Einschiffung nach Deutschland vorbereiteten, während die Russen langsam von Polen heranzogen, führte er mit einer im modernen Kriege unerhörten Geschwindigkeit 100,000 Mann von den Ufern des Weltmeeres zum Schwarzwalde und zwang ein großes österreichisches Heer, in Ulm die Waffen zu strecken. Den ersten schwachen Gerüchten von diesem Unglück wollte Pitt keinen Glauben schenken. Die Befürchtungen seiner Umgebung machten ihn zornig. „Glauben Sie kein Wort davon," sagte er, „es ist Nichts als Täuschung." Am nächsten Tage erhielt er eine holländische Zeitung, welche die Capitulation enthielt. Er verstand kein Holländisch. Es war Sonntag und die öffentlichen Behörden hatten geschlossen. Er trug das Papier zu Lord Malmesbury, der in Holland Gesandter gewesen war, und dieser übersetzte es ihm. Pitt versuchte sich aufzuraffen, aber der Stoß war zu stark, und er entfernte sich mit dem Tod in den Zügen.

Vier Tage später kam die Nachricht von der Schlacht von Trafalgar und schien ihn einen Augenblick neu zu beleben. Achtundvierzig Stunden nach der öffentlichen Verkündigung dieses glorreichsten und traurigsten aller Siege kam der Lord Mayors-Tag, und Pitt speiste im Stadthause. Seine Beliebtheit hatte abgenommen, aber bei dieser Gelegenheit begrüßte ihn die Menge, die durch die letzte Nachricht in große Aufregung gerathen war, mit Begeisterung, spannte ihm in Cheapside die Pferde aus und zog seinen Wagen durch die Königsstraße. Als seine Gesundheit getrunken wurde, dankte er mit einigen jener stattlichen Sprüche, welche ihm zahllos zur Verfügung standen. Mehrere seiner Zuhörer gruben sich seine Worte in das Herz ein, denn sie waren die letzten, die er jemals öffentlich sprach: „Lassen Sie uns hoffen, daß England, nachdem es sich selbst durch seine Thatkraft gerettet hat, Europa durch sein Beispiel retten möge!"

Das Glück dauerte bloß einen Augenblick. Bald wurde durch Austerlitz vollendet, was in Ulm begonen hatte. Pitt war zu Anfang Decembers nach Bath gegangen, um dort Kraft für die nahe Sitzung zu schöpfen. Während er dort auf seinem Sopha siechte, kam die Nachricht, daß in Mähren eine entscheidende Schlacht geliefert und verloren worden sei, daß die Coalition sich aufgelöst habe, daß das Festland zu Frankreichs Füßen liege. Er sank unter dem Streiche nieder. Zehn Tage später war er so abgemagert, daß seine vertrautesten Freunde ihn kaum erkannten. Er ging von Bath in kleinen Tagereisen nach London, und erreichte am 11. Januar 1806

sein Landhaus zu Putney. Das Parlament sollte am 21. zusammentreten. Am 20. sollte in der Downingstraße, im Hause des ersten Lords des Schatzes das Minister-Essen stattfinden, und die Karten waren bereits ausgetragen. Aber die Tage des großen Ministers waren gezählt. Es gab für die Erhaltung seines Lebens nur noch eine einzige, sehr schwache Möglichkeit, wenn er sein Amt niederlegte und mehrere Monate in tiefer Ruhe verlebte. Seine Amtsgenossen machten ihm ganz kurze Besuche und enthielten sich jeder Aeußerung über Politik. Sein Geist, der seit langer Zeit an die Herrschaft gewöhnt war, vermochte selbst in dieser Noth Hoffnungen, welche Jedermann außer ihm als leere erkannte, nicht aufzugeben. An dem Tage, wo er in Putney bettlägerig wurde, kehrte der Marquis Wellesley, den er stets geliebt, dem er die Regierung über Indien übertragen hatte und dessen Verwaltung eine außerordentlich tüchtige, kräftige und erfolgreiche gewesen war, nach einer achtjährigen Abwesenheit nach London zurück. Die Freunde sahen sich noch einmal wieder. Es war eine rührende Zusammenkunft und ein letzter Abschied. Pitt schien davon keine Ahnung zu haben. Er glaubte in der Wiedergenesung zu sein, sprach lebhaft und mit hellem Geist über verschiedene Gegenstände, und hielt Arthur, dem Bruder des Marquis, eine warme und wohlverdiente Lobrede. „Ich habe nie einen Officier gesehen,“ sagte er, „mit dem sich so gut sprechen ließ.“ Die Aufregung und Anstrengung dieser Unterredung war für den Kranken zu stark. Er wurde ohnmächtig, und Lord Wellesley verließ das Haus mit der Ueberzeugung, daß das Ende nahe sei.

Die Parlamentsmitglieder trafen jetzt in Menge ein. Die Führer der Opposition versammelten sich, um über ihr Verfahren am ersten Sitzungstage zu berathen. Wie die Sprache der Thronrede und der Adresse, welche die Antwort geben solle, lauten werde, ließ sich leicht errathen. Ein Amendement, das die Politik der Regierung verdammte, wurde vorbereitet und der Vorschlag gemacht, daß Lord Heinrich Petty, ein junger Edelmann, der in der Achtung seines Vaterlandes bereits die Stelle einnahm, welche er nach dem Verlauf von mehr als einem halben Jahrhundert noch heute einnimmt, es im Unterhause stellen solle. Es widerstrebte ihm jedoch, als der Ankläger eines Mannes aufzutreten, der sich nicht selbst vertheidigen konnte. Lord Grenville, der durch Lord Wellesley von Pitt's Zustand unterrichtet worden war und tief darüber trauerte, bat dringend um Schonung, und Fox war so edel und gutmüthig, seine Stimme gegen einen Angriff auf seinen jetzt hilflosen Nebenbuhler zu erheben. „Sunt lacrymae rerum,“ sagte er, „et mentem mortalia tangunt.“ Am ersten Tage fand mithin keine Debatte Statt. Am Abend ging das Gerücht, daß Pitt besser sei. Am nächsten Morgen erklärten seine Aerzte jedoch, daß es keine Hoffnung gäbe. Die hohen Geistesgaben, auf die er nur zu stolz gewesen war, begannen ihn jetzt zu verlassen. Sein alter Lehrer und Freund, der Bischof von Lincoln unterrichtete ihn von seiner Gefahr und gab ihm den Rath des Trostes und des Glaubens, den ein geschwächter und verdunkelter Geist anzunehmen im Stande war. Man erzählte Geschichten von frommen Gesinnungen, die der Sterbende mit Gluth ausgesprochen habe. Bei Allen, welche ihn kannten, konnten die Erzählungen keinen Glauben finden. Wilberforce erklärte es für unmöglich, daß sie wahr sein könnten, und fügte hinzu: „Pitt war ein Mann, der über solche Dinge nicht Alles sagte, was er dachte.“ In vielen Reden beim Nachtisch, in Elegien von der Grubstraße und in akademischen Preisgedichten und Preisreden wurde behauptet, daß der große Minister mit dem Ausrufe: „O mein Vaterland!“ gestorben sei. Dies war eine Fabel, aber wahr ist, daß die letzten Worte, die er mit Bewußtsein sprach, abgebrochene Klagen über den drohenden Zustand der öffentlichen Angelegenheiten waren. Er starb am Morgen des 23. Januars 1806, den fünfundzwanzigsten Jahrestag des Tages, an dem er zuerst im Parlament erschien. Er stand in seinem siebenundvierzigsten Jahre, und war fast neunzehn Jahre lang erster Lord des Schatzes und anerkanntes Oberhaupt der Verwaltung gewesen. Seit es in England eine parlamentarische Regierung gibt, hat kein englischer Staatsmann die höchste Gewalt so lange besessen. Allerdings war Walpole länger denn zwanzig Jahre erster Lord des Schatzes, aber als leitender Minister konnte man ihn erst nach geraumer Zeit betrachten.

Im Unterhause wurde der Antrag gestellt, Pitt durch ein öffentliches Begräbniß und ein Denkmal zu ehren. Fox widersprach in einer Rede, die als ein Muster guten Geschmacks und richtigen Gefühls studirt zu werden verdient. Die Aufgabe war die gehässigste, die

einem Redner zufallen kann, aber sie wurde mit einer Menschlichkeit und Zartheit gelöst, welche die trauernden Freunde des Geschiedenen warm anerkannten. Der Antrag wurde mit 288 gegen 89 Stimmen angenommen.

Der 22. Februar wurde für das Begräbniß bestimmt. Nachdem die Leiche zwei Tage in der Gemalten Kammer ausgestellt gewesen war, wurde sie mit großem Pomp in das nördliche Querschiff der Abtei getragen. Ein glänzender Zug von Prinzen, Edelleuten, Bischöfen und Geheimen Räthen folgte. Man hatte Pitt sein Grab in der Nähe der Stelle gegraben, wo sein großer Vater lag, und auch in der Nähe der Stelle, wo sein großer Nebenbuhler bald liegen sollte. Die Trauer der Umstehenden war größer, als bei gewöhnlichen Leidtragenden, denn er, den man dem Staube übergab, war an Kummer und Aengsten gestorben, die keiner der Ueberlebenden ganz von sich abzuweisen vermochte. Wilberforce, der dem Leichenwagen das Banner vorantrug, beschrieb die traurige Ceremonie mit tiefem Gefühl. Als sich der Sarg in die Erde senkte, sagte er, schien das Adlergesicht Chatham's von oben herab mit Bestürzung in das dunkle Haus zu schauen, welches Alles aufnahm, was von so viel Macht und Ruhm übrig blieb.

Alle Parteien des Unterhauses betheiligten sich an der Bewilligung von vierzig Tausend Pfund zur Befriedigung von Pitt's Gläubigern. Einige seiner Bewunderer sahen in der Größe seiner Verlegenheiten einen Umstand, der für ihn höchst ehrenvoll sei, aber Männer von richtigem Urtheil werden anderer Meinung sein. Allerdings ist es weit besser, daß ein großer Minister seine Verachtung gegen das Geld bis zum Uebermaß treibe, als daß er seine Hände mit unrechtmäßigem Gewinn beschmutze. Aber für einen Mann, den das Land mit einem Einkommen versehen hat, das für seine Bequemlichkeit und Würde mehr als hinreicht, ist es weder recht noch schicklich, diesem Lande eine große Schuld zu hinterlassen, die bloß durch Nachlässigkeit und Verschwendung enstanden ist. Als erster Lord des Schatzes und Schatzcanzler hatte Pitt, außer einer vortrefflichen Wohnung, nie weniger als sechstausend Pfund jährlich. 1792 wurde er durch das freundliche Drängen seines königlichen Herrn gezwungen, das lebenslängliche Amt eines Wächters der fünf Häfen anzunehmen, das seine Einnahmen um beinahe viertausend Pfund vermehrte. Er hatte weder Weib noch Kind, weder arme Verwandte noch kostspielige Neigungen und auch keine langen Wahlrechnungen zu bezahlen. Hätte er der Regelung seines Haushalts nur eine Viertelstunde wöchentlich gewidmet, so würden seine Ausgaben in ihren Schranken geblieben sein. Hatte er für diesen Zweck nicht einmal eine Viertelstunde wöchentlich übrig, so besaß er zahlreiche Freunde, vortreffliche Geschäftsmänner, welche stolz darauf gewesen wären, seine Hausverwalter zu sein. Einer dieser Freunde, das Oberhaupt eines großen Handelshauses in der Altstadt, machte einen Versuch, in seinen Haushalt Ordnung zu bringen, jedoch ohne Erfolg. Er fand, daß die Verschwendung der Bedienten fast fabelhaft sei. Nach den Rechnungen der Fleischer wurden an Fleisch neun Centner wöchentlich verbraucht. Was an Geflügel, Fischen und Thee verzehrt wurde, stand damit im Verhältniß. Pitt's Ruf würde höher stehen, wenn er mit der Uneigennützigkeit eines Pericles und de Witt auch ihre würdige Enthaltsamkeit verbunden hätte.

Pitt's Andenken ist unzählige Mal, oft mit Recht, oft mit Unrecht, angegriffen worden, hat aber durch seine Gegner viel weniger gelitten, als durch seine Lobredner. Denn viele Jahre lang ist sein Name der Erkennungsruf einer Classe von Menschen gewesen, mit der er in einer jener schrecklichen Zeitlagen, welche allen gewöhnlichen Unterschied verwischen, gelegentlich und vorübergehend verbunden war, von der er aber bei fast allen großen Principfragen völlig abwich. Die Gegner der Parlamentsreform nannten sich Pittianer, weil sie sich nicht erinnern mochten, daß Pitt dreimal auf Parlamentsreform angetragen habe und daß man von ihm, wenn er die Durchführung derselben, während die durch die französische Revolution hervorgerufenen Leidenschaften wütheten, auch nicht gerathen hielt, doch kein Wort kenne, welches darauf hindeute, daß er nicht entschlossen gewesen sei, die Frage in einer passendern Zeit zum vierten Male vorzubringen. An Pitt's Geburtstage wurde das Hoch auf die protestantische Herrschaft von Pittianern ausgebracht, denen es nicht unbekannt sein durfte, daß Pitt sein Amt niederlegte, weil er die Emancipation der Katholiken nicht durchsetzen konnte. Die Vertheidiger der Testacte nannten sich Pittianer, obgleich sie wissen mußten, daß Pitt Georg III. die Abschaffung jenes Gesetzes mit unwiderleglichen Gründen em-

pfohlen habe. Die Feinde des Freihandels nannten sich Pittianer, obgleich Pitt die Grundsätze Adam Smith's tiefer als Fox oder Grey in sich aufgenommen hatte. Sogar die Sclavenhändler beriefen sich auf Pitt, dessen Beredtsamkeit nie glänzender hervortrat, als wenn er von den Leiden des Negers sprach. Dieser mythische Pitt, der dem echten Pitt so wenig gleicht, als der Karl der Große Ariosto's dem Karl Eginhard's, hat seine Zeit gehabt. Die Geschichte wird den wahren Pitt gegen die Verleumdungen schützen, die sich unter den Schein der Anbetung verstecken, und ihn so schildern, wie er war, als einen Mann mit großen Talenten, ehrlichen Absichten und freisinnigen Meinungen, der in geistiger und sittlicher Beziehung für die Stelle eines parlamentarischen Führers vorzugsweise geeignet war und die Regierung eines ruhigen und glücklichen Landes mit Klugheit und Mäßigung führen konnte, aber dringenden Lagen, die einen überraschenden und furchtbaren Charakter hatten, nicht gewachsen war und in solchen Lagen schweren Irrthümern verfiel, indem er auf der einen Seite zu schwach und auf der andern zu streng war.

Die Entwicklung der Moden.

Die deutsche Trachten- und Modenwelt. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte von Jakob Falke. Zwei Bände. Leipzig. Verlag von Gustav Mayer.

Die Darstellung des Entwicklungsganges, durch welchen die Bekleidungsformen von den Uranfängen aus ältesten Zeiten bis zu ihrer heutigen Gestaltung fortgeschritten sind, bildet unstreitig einen der wichtigsten Theile der Culturgeschichte. Kaum ist das erste Bedürfniß nach nothdürftiger Bedeckung, sowie nach Schutz gegen klimatische Strenge fühlbar geworden, so entsteht auch zugleich der Wunsch nach Ausschmückung und Putz, wie wir dies bei den rohesten Völkerschaften beobachten können. Die Phantasie bemächtigt sich dieser, sowie jeder Naturanforderung, um sie je nach der mehr oder weniger veredelten geistigen Anschauung zu gestalten und weiterzubilden. Wie bei den untergeordneteren, eines geistigen Fortschritts entbehrenden Classen der Menschheit die Kleidung selbst bis in die kleinsten Einzelheiten etwas allgemein Angenommenes ist, dessen feststehende Eigenthümlichkeit unverrückt durch Jahrhunderte sich erhält, so erleidet bei den culturfähigen und sich unaufhörlich fortentwickelnden Stämmen mit dem gesammten Bildungsgang auch die Sitte der Bekleidung nicht nur im Allgemeinen eine fortdauernde Umwandlung, die gewissermaßen den Grad der allgemeinen Geschmacksbildung anzeigt, sondern jeder Einzelne prägt seine innerste Individualität gleichsam in seiner Tracht aus, so daß man hier wohl ein bekanntes Sprichwort dahin umändern könnte: „Zeige mir wie Du dich kleidest, und ich sage Dir wer Du bist."

Das vorgenannte Werk, dessen hoher Werth nicht genug zu schätzen ist, soll uns Gelegenheit geben, durch einen kurzen Ueberblick des Inhalts einen Abriß der Geschichte der Moden aufzustellen.

Schon bei unsern deutschen Urvätern bemerken wir den bestimmten Keim der Culturfähigkeit in der Art ihrer körperlichen Pflege. Wie sich die gänzliche Unfähigkeit zu höherer Entwicklung bei den sogenannten wilden Völkerschaften in der geistigen und körperlichen Trägheit, und fast durchgängig durch ekelhafte Anhäufung des Schmutzes, sowie Scheu vor Ordnung und Reinlichkeit kundgibt, wobei der Contrast des glänzenden Schmuckes an Gold und Federn auf den fettglänzenden, bemalten Körpern die Verkehrtheit noch auffallender macht, so zeichnet den Germanen frühzeitig die große Reinlichkeit aus, die ihn zum häufigen Baden und Waschen führt, so daß sich bei ihm der erste Begriff von physischem Wohlgefallen mit richtigem Gefühl der Frische und Gesundheit in der äußeren Erscheinung zuwendet. Das lange blonde Haar war der Stolz und der Schmuck von Mann und Weib, und mit diesem natürlichen Schmuck verband sich sogleich eine höhere Bedeutung, die dem äußeren Glanz den inneren Werth verlieh, denn nur der freie Mann durfte das Haar in seiner ganzen Länge und Fülle tragen, und der Verlust der Freiheit wurde durch das Abscheren des Haares symbolisirt. Als Schmuck wurde goldglänzendes Erz zu Hals- und Armringen geformt, aber auch mit diesem verbanden unsere Urväter eine schöne Bedeutung, denn der Schmuck wurde zu Geschenken und Pfändern der Treue verwendet und vertauscht.

Schon am Hofe Karl's des Großen begegnen wir einer überraschenden Pracht, ob-

gleich der Kaiser selbst an seiner charakteristischen Einfachheit festhält. In einem großen Lobgedicht, welches Angilbert, ein Zeitgenosse Karl's des Großen, verfaßt hat, wird ein Auszug des kaiserlichen Hofes zur Jagd beschrieben und wir erfahren dabei, daß die Gemahlin Karl's, sowie seine Töchter in den kostbarsten und reichsten Anzügen prangen: goldene Kopfbinden, seidene und purpurne Mäntel, geziert mit Pelzwerk und Gemmen, und mit goldenen Nadeln befestigt, umhüllen die anmuthvollen Gestalten, deren Schönheit in lebhafter Weise geschildert wird. Die feinen weißen Hände wollen dann allerdings wenig zu dem traditionellen Fleiße der Kaiserstöchter passen, deren Beschäftigung am Spinnrocken und Webestuhl überhaupt wohl mehr als eine Modearbeit betrachtet werden muß. Auch die Söhne des Kaisers und der gesammte Hofstaat treten äußerst glänzend auf, ja selbst das Geschirr der Pferde ist reich mit Edelsteinen besetzt.

Karl der Große eiferte übrigens häufig gegen das Ueberhandnehmen des Kleiderluxus bei seiner Umgebung. Als er einst, so wird uns erzählt, in einer Gegend des nördlichen Italiens wegen der Einsetzung eines Bischofs längere Zeit verweilte, da sagte er an einem Festtage nach der Feier der Messe zu den Kriegern: „Um nicht in Müssiggang hinlebend der Trägheit zu verfallen, laßt uns auf die Jagd gehen, bis wir Etwas erbeuten, und laßt uns Alle in der Kleidung hinziehen, die wir jetzt anhaben.“ Es war aber ein kalter Regentag, und Karl selbst hatte einen Schafpelz an von nicht viel größerm Werth, als jener Mantel des heiligen Martin, mit welchem angethan dieser mit bloßen Armen Gott das Opfer unter göttlichem Beifall dargebracht haben soll. Die Uebrigen aber gingen, da Festtage waren, und sie grade von Padua kamen, wohin eben Venetianer von jenseit des Meeres alle Reichthümer des Ostens gebracht hatten, gekleidet in Häute phönicischer Vögel, — welche weichen Flaum hatten — mit Seide eingefaßt, dann geziert mit der Hals- und Rückenhaut und den Schwanzfedern der Pfauen, und mit tyrischem Purpur oder orangefarbenen Streifen besetzt, Andere in Marder- oder Hermelinfelle gehüllt: so durchstreiften sie den Wald, und zerfetzt von Baumzweigen und Dornen, vom Regen durchnäßt, auch durch das Blut der Thiere und die frisch abgezogenen Häute beschmutzt, kehrten sie zurück. Da sprach der listige Karl: „Keiner von uns zieht seinen Pelz aus, bis wir zum Schlafen gehen, damit er auf unserm Leibe besser trocknen könne.“ Nach diesem Befehl sorgte jeder mehr für seinen Leib als sein Kleid und suchte sich überall ein Feuer, um sich zu erwärmen. Bald aber zurückkehrend und im Dienste des Herrn bis tief in die Nacht verweilend, wurden sie endlich nach Haus entlassen. Und da sie nun anfingen, die feinen Felle oder die noch dünneren Seidenstoffe auszuziehen, machten sich die Brüche der Falten und Nähte weithin hörbar, wie wenn man dünnes Holz zerbricht, und sie seufzten, jammerten und klagten, daß sie so viel Geld an einem einzigen Tage verloren hätten. Vom Kaiser aber erhielten sie den Befehl, sich am nächsten Tage wieder in demselben Pelze vorzustellen. Das geschah, und da nun Alle nicht in schönen Gewändern glänzten, sondern von Lumpen und farbloser Häßlichkeit starrten, so sprach der verständige Karl zu seinem Cämmerer: „Nimm jetzt meinen Pelz und bring ihn uns vor Augen.“ Unversehrt und glänzend wurde er hereingebracht, und er nahm ihn in die Hand, zeigte ihn allen Anwesenden und sprach: „O ihr thörichtsten aller Menschen, welches Pelzwerk ist nun kostbarer und nützlicher, meines hier, das ich für einen Schilling gekauft habe, oder Eures da, welches nicht nur Pfunde, sondern viele Talente gekostet hat?“ Da schlugen sie die Augen nieder und mochten nicht seinen schrecklichen Blick ertragen.

Unter Karl dem Großen wurde auch bereits das erste Aufwandgesetz vom Jahre 808 erlassen. Darin waren die höchsten Preise für einzelne Bekleidungsstücke festgesetzt, und große Strafen für Uebertretungsfälle bestimmt.

Unter den ersten Nachfolgern des großen Kaisers traten römisch-griechische Elemente in die Sitten der Deutschen ein und wirkten auch auf die Trachten. Man begann damals allgemein statt des Erzes oder der goldglänzenden Bronze das Gold zu Schmucksachen zu verwenden. Mit der von außen eindringenden christlichen Weltanschauung fanden fremdländische Sitten und Gebräuche Eingang. „Schon Karl der Kahle (gestorben 877) war der einfachen Sitte seines Großvaters entfremdet. Von seinem Kaiserzug nach Italien, so erzählen die Jahrbücher aus dem Kloster Fulda, hatte er neue und ungewöhnliche Tracht mitgebracht, denn mit einem dalmatischen Talar bekleidet, der bis zu den

Füßen herabhing, und mit einem Gürtel darüber, auch den Kopf in eine seidene Hülle gehüllt und darüber das Diadem gesetzt, pflegte er an Sonn- und Festtagen zur Kirche zu schreiten. Das war die Kleidung, wie sie die Griechen in Byzanz trugen, welche von der Tracht der römischen Kaiserzeit völlig in der Richtung des orientalischen Geschmacks abgewichen waren. Auf einem Miniaturbild einer in Rom befindlichen Bibelhandschrift sitzt er auf dem Thron in königlichem Ornat, auf dem Haupt die goldene, mit Edelsteinen besetzte Krone, in der Hand den Reichsapfel; zu den Seiten stehen seine Gemahlin und die Waffenträger. Nach fränkischer Weise trägt er kurzes Haar und einen Schnurrbart, Kinn und Wangen aber glatt geschoren. Eine blaue, in vierblattartigen Mustern höchst einfach goldgestickte, an den Armen enganliegende Tunica, deren breite, goldene Säume unten und am Handgelenk mit Edelsteinen besetzt sind, reicht ziemlich tief über die Knie herab. Auch der lange rothe Mantel, nach alter Weise auf der rechten Schulter mit einer goldenen Agraffe befestigt, hat ringsherum und am Hals, wo der Rand ein wenig umgelegt ist, goldene, mit Edelsteinen besetzte Borten. Die Schuhe, welche fast den ganzen Fuß bedecken, sind vergoldet oder von Goldstoff. Die enganliegende rothe Beinbekleidung ist mit feinen goldenen Schnüren im Kreuz umwunden. Nicht viel ist in dieser Tracht, was sie noch von der römisch-italischen unterscheiden dürfte. Uebrigens ist zu berücksichtigen, daß es der königliche Ornat ist, den er trägt; und darum geben seine Begleiter, sein Schild- und Schwertträger, die jedenfalls vornehme Franken sind, noch mehr Nationales zu erkennen."

Unter den Ottonen erhielten die griechischen Elemente noch mehr Einfluß und Ausdehnung, obgleich die als weibisch verschrieene Kleidung viele Gegner fand. Eine seltsame Ausgeburt der Mode war das damals zuerst auftretende sogenannte miparti, welches die Männer trugen und wonach die ganze Kleidung von oben bis unten in der Farbe getheilt war, so daß die vordere Seite roth, und die Rückseite blau erschien. Bei der weiteren Ausbildung dieser Mode waren sogar einzelne Stücke der Theilung unterworfen, so daß oft das rechte Bein vorn roth und hinten grün, und das linke umgekehrt ausstaffirt war. Im zehnten und elften Jahrhundert hatte der Luxus der Toilette bereits eine sehr verderbte und raffinirte Höhe erreicht. Selbst unter den Klostergeistlichen hatte die Eitelkeit, trotz des Gelübdes der Armuth, so sehr überhand genommen, daß der Erzbischof Adalbert von Rheims sich genöthigt sah, gegen die auffallende und anstößige Kleidung der Mönche zu Felde zu ziehen.

Vom zwölften Jahrhundert an tritt durch den Frauendienst ein gewaltiger Umschwung in der christlich-germanischen Weltanschauung ein. Die Minne und die Frauen sind der Gegenstand des höchsten irdischen Ringens und mit dieser Herrschaft der zarten Empfindung gewinnt ein gesitteter zartfühlender Geschmack in der Kleidung die Oberhand. Anfänglich geht dieser Frauencultus so weit, daß auch die Schönheit der Männer in weiblicher Weise geschildert wird, und schlanke, zarte Gestalten über Alles geschätzt werden. Auch kommt in dieser Zeit das Färben der Haare und Bemalen des Gesichts wieder auf, und gewinnt einen so bedeutenden Einfluß, daß die Geistlichkeit öffentlich dagegen eifert. Bei der Frauenkleidung wurde nun zum erstenmale die Taille bemerklich; jedoch noch nicht fest eingeschnürt, sondern nur, wie der ganze obere Theil der Kleidung, sich eng an die Formen des Körpers anschmiegend. Der Rock fiel in vielen wohlgelegten Falten hernieder.

Mit dem Sinken des Ritterdienstes veränderte sich die Kleidung der Damen wieder in so fern, daß sie strenger verhüllt erschienen. In dieser Zeit begegnen wir abermals der getheilten Tracht und bald auch einer noch viel seltsameren: der Schellentracht, bei welcher die Ohren mit den Augen zugleich auf den einherschreitenden, geputzten Mann aufmerksam gemacht wurden.

Die Stoffe, welche man im Mittelalter hauptsächlich zur Kleidung verwendete, waren meistens Wollstoffe, Seide, Sammt und Leinwand. Letztere wurde jedoch fast einzig von den niedern Ständen getragen. Auch wurde vielerlei Pelzwerk verwendet. „Der feinste Wollstoff war der Scharlach. Seine gewöhnlichen Farben waren Roth und Braun; doch werden, wenn auch seltner, daneben andere, wie Grün, Blau, Weiß erwähnt. Es scheint daher fast, als ob der Name vom Stoff auf die Farbe übergegangen sei. Neben dem Scharlach gab es eine Menge anderer Wollstoffe in den verschiedenartigsten Abstufungen bis zu den gröbsten Arten, Fries oder Loden: so die leichte Serge, der Fritschal, der Bar-

tagan (Bergan), der Buckeram aus Ziegenhaaren, der Schürbrant, die Sei und der Seit, ursprünglich ein Mantelstoff, der Kamelot, aus Kameelhaaren und Wolle, der, schon damals viel gebraucht, nach Namen und Stoff sich bis auf die Gegenwart erhalten hat.[4] Von der Seide wird aus damaliger Zeit viel erzählt, sie erhielt viele Namen und sollte aus allen erdenklichen Orten der Welt herkommen. Der Pfellel, der Baldachin, der Siglat und der Sendal sind verschiedene Seidenstoffe. In gleicher und fast noch größerer Ehre als die Seide stand der Sammt, der ebenfalls zu den verschiedenartigsten Kleidungsstücken verwendet wurde. — Eine totale Umänderung der deutschen Modenwelt geschah um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, gleich nach dem furchtbaren Wüthen der Pest und den sich daran knüpfenden Judenschlächtereien, fanatischen Aufzügen und anderen Ereignissen. Damals griff eine furchtbare Entartung in allen Verhältnissen um sich; ein Realismus, der bald zum crassesten Materialismus wurde, erfaßte Kunst und Leben. Auch die Geistlichkeit verfiel großentheils der allgemeinen Entsittlichung. Indeß hörte der bessere Theil der Geistlichkeit nicht auf, in mannigfacher Weise, von der Canzel wie im Beichtstuhl, so wie durch angedrohte Strafen, selbst der Hölle, namentlich gegen die ausgelassenen und schamlosen Kleidertrachten Opposition zu machen. In Frankreich bedrohte sie selbst die Schneider und Putzmacherinnen mit dem Kirchenbann. Die Zustände waren überall gleich. Um dem maßlosen Aufwand entgegenzutreten, wurden in vielen Städten die Kleiderordnungen erlassen, die zwar anfänglich wenig Berücksichtigung fanden, bis sie eine Zeitlang mit der größten Strenge aufrecht erhalten wurden. Allmälig paßte man sie dann wieder mehr dem Zeitgeschmack an, und der Luxus stieg auf's Neue bis zu einer verderblichen Höhe. Viele angesehene Familien hatten sich bereits ruinirt, als gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eine Umänderung vom Adel ausging. Die Ritterschaft verbot nämlich die allzu kostbaren Kleider bei den Turnieren, und als in den letzten Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts sich endlich auch das Reich als solches genöthigt sah, von dem wachsenden Uebel Notiz zu nehmen, wurde im Jahre 1498 auf dem Reichstag zu Freiburg im Breisgau die Angelegenheit vorgenommen und in's Einzelne ausgearbeitet. Da wurde denn den einzelnen Ständen genau vorgeschrieben, wie sie sich zu kleiden hatten. Da jedoch die Durchführung dieser Beschlüsse von dem guten Willen der einzelnen Fürsten und Städte abhing, und sich darin kein großer Eifer kundgab, so mußte die Angelegenheit im Jahre 1500 auf dem Reichstag zu Augsburg wieder vorgenommen werden. Nun wurde den Kurfürsten, Fürsten oder andern Obrigkeiten, weß Würden, Wesen oder Standes sie seien, bei Vermeidung kaiserlicher Ungnade und Strafe aufgegeben, daß sie die Reichstagsbeschlüsse in Betreff der Ueberflüssigkeit der Kleider in ihren Landen in Ausführung zu bringen hätten und zwar bis Sonntag Lätare des Jahres 1501. — Auch diese Verordnung war nicht von langer Wirksamkeit und sank bald in Vergessenheit.

Seltsamer Weise begegnen sich in dieser Zeit der Entartung in den Moden bei beiden Geschlechtern zwei Extreme. Bei den Frauen wurde die obere Hälfte des Körpers in sehr enge Kleider gepreßt, während der Rock ziemlich weit und mit einer langen Schleppe versehen war. Bei den Männern dagegen kamen die unanständig engen Beinkleider auf und die Kopftracht bestand in dem sogenannten Kugelhut oder der Gugel, einer Art Kapuze mit einem großen Kragen. Diese Kapuze bedeckte den Kopf und ließ Nichts davon sehen, als das rings umrahmte Gesicht. In Böhmen trieb man die Vermummung sogar so weit, daß man die Gugel vor dem ganzen Gesicht zuknöpfte und nur die Augen aus Löchern heraussahen; zum Gespräch, zum Essen und Trinken mußte das Gesicht aufgeknöpft werden.

Bei der engen Kleidung erhielt nun für den ernstern Mann der Mantel oder Oberrock eine ganz besondere Bedeutung. Er tritt unter verschiedenen Namen und in verschiedenen Formen auf. Von mäßiger Weite, über den Hüften gegürtet, fällt er bis zu den Füßen herab. Später wird er denn auch kürzer und die Aermel von mannigfaltiger Form und Weite. Verschiedene Abnormitäten in der Kleidung machen sich ebenfalls im fünfzehnten Jahrhundert geltend. So die Zacken oder Zotteln an Kragen und Saum, die Schnabelschuhe und die bereits erwähnte Schellentracht, welche große Verbreitung erfuhr. „Die lärmende, überfröhliche Festlust, der ausgelassene Jubel, der in jener Zeit an den Höfen wie in den Städten herrschte und wie ein Rausch in toller Weinlaune weder Gesetz

noch Sitte und Sittlichkeit kannte und achtete — die Sittengeschichte weiß viel davon zu erzählen, auch ohne der Mummereien und Narrenfeste zu gedenken — dieses Uebermaß der Lust war es, was die Schellentracht hervorrief und zur üppigen Blüthe trieb, nicht aber, wie man glaubt, die Absicht der hohen Herren, von fern schon ihre Ankunft durch lautes Geklingel anzumelden, um im Gedränge Platz zu finden."

Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts war es der Hof von Burgund, welcher in Angelegenheiten der Mode für die höhern Stände den Ton angab.

Das Eigenthümlichste und Barockste zugleich an der Damentracht in den Niederlanden waren die hohen Hauben, und sie vorzugsweise mögen einen Gradmesser des Geschmacks und der Sinnesrichtung ihrer Trägerinnen abgeben. Ganz im Gegensatz gegen das frühere Mittelalter, welches auf das Haar einen außerordentlichen Werth legte und es in freier Lockenfülle über Schultern und Nacken herabfallen ließ, strichen es die burgundischen Damen aufwärts und suchten es unter hohen Gebäuden zu bergen. Nicht einmal die deutsche Mode, welche es in goldene Netzhauben an beiden Ohren eingeschlossen trug, fand Gnade. Nichts sollte sichtbar werden und was sich vordrängte, wurde abgeschnitten, ausgerissen oder abgebrannt. „Die Frauen," heißt es da gelegentlich in einer väterlichen Warnung, — „gleichen den gehörnten Hirschen, welche den Kopf senken, wenn sie in den Wald hineingehen. Wenn sie an der Thür der Kirche ankommen und man bietet ihnen geweihtes Wasser, so nehmen sie keine Rücksicht darauf, wohl aber auf ihre Hörner, die sie abzubrechen fürchten und welche sie zwingen, sich zu bücken." Diese Modethorheiten aus Burgund und den Niederlanden erlangen dadurch ein allgemeines Interesse, daß man ihnen auf so vielen der besten Bilder aus jener Zeit begegnet.

In Deutschland that indeß die Mode gewaltige Schritte in Bezug auf Enge, Kürze und Entblößung. „Die Chronisten, die Dichter, die Prediger sind des Entsetzens in gleicher Weise voll und schildern zuweilen mit harten und offenkundigen Worten. Die weisen Väter in den Städten mühten sich vergebens ab, auf gesetzlichem Wege dem Uebel zu steuern. Noch am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bricht Sebastian Brant in die Worte aus:

> Pfui Schand der deutschen Nation,
> Was die Natur verdeckt will ha'n,
> Daß man das blößt und sehen läßt."

Die Decolletirung der Frauen hatte damals einen unbegreiflichen Grad erreicht. Der Gürtel war hoch angebracht und das Kleid hatte einen Ausschnitt, der sich vorn bis unter die Brust und im Rücken bis auf den Gürtel herabsenkte. Noch merkwürdiger ist jedoch, daß auch die Männer der Mode der bloßen Arme und des Decolletirens folgten und die jungen Stutzer ihre nackten Schultern und den freien Hals zeigten. Allerdings fand diese Sitte nur bei den jüngern Leuten Anklang, denn der ehrbare Mann konnte sich damit nicht verständigen. Mit dem kurzen Mäntelchen, der ausgeschnittenen bunten Jacke, dem enganliegenden buntscheckigen Beinkleid und langspitzigen Schuhen stolzirte damals der Stutzer einher, dazu kam das bartlose Gesicht, umflossen von einer Fülle duftender, schöngebrannter Locken, die auf die nackten Schultern wallten, auf dem Haar ein bunter Reif mit hoher Feder oder einen goldenen Blumenkranz, goldene Ketten um den entblößten Hals und die halben Arme nackt. Nach und nach drang diese Entartung selbst bis in die untern Classen ein; da trat ein ernstes Ereigniß in der Weltgeschichte auf und warf Sitten und Gebräuche über den Haufen. Die Reformation brachte Ernst und Charakter in die zerfahrene Welt, und wenngleich auch hierbei anfänglich mancherlei Extreme zu Tage kamen, so ging der gewaltige Einfluß doch nicht ohne bedeutende Wirkung vorüber.

Die enganliegenden Kleider hemmten jede freie Bewegung und daher fühlten zuerst die Landsknechte bei ihrem Soldatenleben das Bedürfniß nach Befreiung oder Erleichterung. Die zuerst eingeführte Aushilfe war eine sehr einfache. Man schlitzte zuerst die Beinkleider, bald auch die Aermel und endlich alle Kleidertheile auf und ließ anfänglich die Unterkleider durchschimmern, bis die Mode das Unterlegen von seidenen Stoffen aufbrachte, die alsdann in Puffen aus den Schlitzen hervorsahen. Nach und nach stieg der Luxus mit diesen untergelegten Stoffen, die faltig und flatternd durch die Oeffnungen gezogen wurden und bis auf die Füße herabhingen. Die Geistlichen hatten bald wieder ihre liebe Noth und predigten gegen den Hosenteufel. Da man zu dem Futter die kostbarsten Stoffe bauschig in großer Menge verwendete, so

wurde die Pluderhose ein sehr theures Kleidungsstück. „Es rauschete, wenn die Hosenhelden kamen, als wenn der Elbstrom durch die Brücke oder über ein Wehr liefe."

Während die Pluderhose aufkam, verlor sich nach und nach die starke Decolletirung. Anfangs wurde der Ausschnitt sowohl bei Männern als Frauen durch ein untergelegtes, oft gesticktes Bruststück ausgefüllt, nach und nach wuchs denn auch die Kleidung bis zum Hals herauf und bei den Männern ward die alte Unsitte endlich völlig abgeschafft, wonach auch die Frauen sich wieder bis hoch zum Hals verhüllten.

Durch Karl V. fanden nun auch spanische Trachten in Deutschland Eingang und der Reifrock erschien als die nothwendige Beigabe zu einer vornehmen Frauenkleidung. In Spanien bestand eine strenge Kleiderordnung, und da die schöne Prinzessin Elisabeth als Gemahlin Philipp's II. an den strengen und traurigen Hof von Madrid ging, konnte sie Putz und Kleidung nicht mehr erfinderisch verändern. Sie entschädigte sich dafür, wie erzählt wird, durch beständigen Wechsel der Kleider: keines trug sie zweimal und doch waren sie so kostbar, daß das wohlfeilste wenigstens drei- bis vierhundert Thaler kostete. Diesen realistischen Zug konnte Schiller in seinem Don Carlos nicht verwerthen!

Der Reifrock des sechzehnten Jahrhunderts unterschied sich von dem des achtzehnten und der heutigen Crinoline, daß jener fast durchaus ohne Falten über sein Untergestell ausgespannt war, starrend von Seide oder Brokat. Der Reifrock selbst bestand aus Draht, Fischbein oder Eisenreifen und die Dame, welche ihn trug, glich einer Handglocke oder einem umgestürzten Pokale. Dazu kamen dann die unförmlichen gestärkten Halskragen und Krausen, so daß die ganze Toilette etwas höchst Steifes und Ceremoniöses erhielt. Da konnten nun die Geistlichen sagen: „Der Weiber Kleidung ist jetzt köstlich, aber ehrbar gemacht."

Ein Ereigniß für die Weiterbildung der Moden war die Einführung des Strumpfes, der vom Beinkleid getrennt seine selbständige Existenz begann und bald von Mann und Frau getragen wurde. Die kurzen Beinkleider waren nun erfunden. Zwickel zierten die schön durchbrochenen Strümpfe und das Strumpfband brachte vom Hofe der englischen Königin Elisabeth aus der Welt einen Orden. Auch das Taschentuch als Luxusgegenstand erscheint von dieser Zeit an und wird auf's Feinste parfümirt. Nichts gleicht jedoch dem außerordentlichen Luxus, welcher mit Schmuck aller Art gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts getrieben wurde, denn aus dieser Zeit, der Blüthe deutscher Renaissance, stammen die reichsten und wunderbarsten Arbeiten der Goldschmiedekunst, welche, ursprünglich bestimmt, Haus und Tafel prunkvoll zu verzieren, nunmehr die kostbarsten Raritäten der Kunstcabinete sind. Man kann sich nur schwer einen Begriff von der ungeheuren Verschwendung machen, welche damals mit Edelsteinen und Perlen getrieben wurde.

Im immerwährenden Wechsel kam nun auf die sorgfältige und kunstvolle Haartracht vorhergehender Zeiten die Sitte, das Haar in freien Locken herabfallen zu lassen. Auch trat die Decolletirung und Entblößung der Arme wieder auf.

Von besonderem Einfluß auf die Mode war stets das Verhältniß, in welchem während gewisser Perioden die Männerwelt zu dem schönen Geschlechte stand. So blieb denn auch die Mätressenwirthschaft im siebzehnten Jahrhundert am französischen Hofe nicht ohne Wirkung nach dieser Seite hin. Damals griff die Sucht nach falschem Schein um sich; die Galanterie verlangte äußerlich die lächerlichste Unterwürfigkeit den Frauen gegenüber, während man das ganze Geschlecht innerlich verachten zu dürfen glaubte. Die steifsten Ceremonien entstanden bei den geselligen Zusammenkünften, Unnatur und Geziertheit blickten überall hervor: Dem entsprachen die beschnittenen Hecken, die enggeschnürten langen Taillen, die Schönpflästerchen und namentlich die Perrücke. Letztere wurde bald ein höchst wichtiger Gegenstand der Toilette; anfangs suchte sie möglichst treu ein natürliches gelocktes Haar zu copiren, bald jedoch wuchs sie heran und wurde zur Alonge- und Staatsperrücke. „Der erste König von Preußen, bekanntlich der beste Schüler Ludwig's XIV. in der Etikette und im Glanz des Hofwesens, suchte die Perrückenfabrication auch in Berlin heimisch zu machen und legte dabei allen Perrückenträgern eine Steuer auf. Die große blonde Alongeperrücke zu tragen, konnte freilich nicht Jedermanns Sache sein, denn in ihrer vollsten Schönheit kostete sie tausend Thaler und nur Paris allein verstand es oder erfreute sich wenigstens dieses Rufes, sie in kunstreicher Vollendung zu verfertigen. Die Unze des dazu gehörigen Frauenhaares kam in erster Qualität an Farbe und Länge

auf vierzig bis fünfzig Livres. Die grandiose Form der Alongeperrücke hielt sich unverändert wohl ein Menschenalter durch. Doch nahm sie allmälig eine zweigetheilte Form an und wurde dann so getragen, daß der eine Flügel nach vorn über die Schulter geworfen wurde, während der andere sich den vollen Rücken hinab ergoß. Diese gewaltigen Flügel mußten sich jedoch Beschränkungen gefallen lassen, denn das neue Jahrhundert und der Geist des Zopfes regte sich. Reiten, Fechten und Tanzen derangirte die Perrücke zu sehr und es mußte daher ein Mittel gefunden werden, um dies zu hindern. Hier verfuhr der Deutsche, der reinen Nothwendigkeit folgend, einmal selbständig und erfand den Zopf. Der Franzose ahmte die neue Erfindung in seiner Art nach und arrangirte aus Seide den Haarbeutel mit zierlicher Schleife."

Bei den Frauenmoden kam gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts wieder die starke Decolletirung auf, die von Sittenrichtern und selbst von Aerzten vielfach angegriffen wurde. Der entblößte Arm wurde theilweise vom verlängerten Handschuh bedeckt, Schminke und Schönpflästerchen vielfach angewendet. Die Modethorheit hatte damals so sehr alle vernünftigen Schönheitsbegriffe verdrängt, daß die darstellenden Personen beim Theater Götter und Göttinnen im modischen Costüm repräsentirten. Man konnte den „Herrn Cato" sehen mit der Staatsperrücke und dem dreieckigen Hütchen, den Degen an der Seite. Ja nicht einmal Christus und die Erzväter blieben ungeschoren; auch sie trugen wohl die Perrücke und das kleine Bärtchen à la royale. Mit der echt deutschen Erfindung des Zopfes geschah ein Schritt zur Entfernung der falschen Perrücken und zur Wiedereinsetzung des eigenen Haares in seine Rechte. „Es ist höchst bezeichnend, daß der erste Friedrich Wilhelm von Preußen es sein mußte, trotz seiner deutschesten Gesinnung und anerkannt tüchtigen Eigenschaften, welcher den Kamaschendienst auf die Spitze trieb, denn er war zu gleicher Zeit der eigenwilligste Autokrat und kann als der Erfinder des Zopfes bezeichnet werden, der ja allgemein als das prägnanteste Symbol dieser Zeit gilt." Lange dauerte es, bis der Zopf sich zur Geltung gebracht hatte und diese neue Mode hatte damals so erbitterte Gegner, daß uns Beispiele von Zopfabschneidern aufbewahrt sind.

Wichtige und entschieden auf die neue Zeit hindeutende Veränderungen traten in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bei der Männertracht ein. Das Wamms wurde zur Weste und der Rock zum Frack, und da diese umgeänderten Kleidungsstücke nicht mehr gegen den Wechsel der Witterung genügen konnten, so griff man zum Mantel und gestaltete ihn zum Sürtout um. Die Tabatiere und der Stock gehörten damals unumgänglich zur vollständigen Toilette. Während indeß die Männer durch den Zopf die Frisur vereinfachten, erweiterten die Damen dieselbe in's Groteske. Da gab es Frisuren à la Flore, auf denen sich oben ein von Haaren geflochtener, mit Blumen gefüllter Korb befand, à la Pomme mit Früchten, à la Ceres, à la Minerva mit künstlichem Helm und dergleichen mehr. Bereits zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts tritt der Reifrock zum zweiten Male in der Geschichte der Moden auf. „Anfangs profilirte sich der Reifrock, wie er unten einen Kreis bildete, in der Höhe gleich einem Halbkreise, so daß also die ganze untere Hälfte einer Dame völlig die Gestalt einer Halbkugel hatte. Aber dies Maß war noch zu bescheiden; theils wuchs der Reifrock an Ausdehnung, theils hob er sich an den Seiten über den Hüften, so daß Arme und Ellenbogen bequem darauf ruhen konnten. Da nun seine Ausdehnung so gewaltig wurde, daß er nicht die Thüren, nicht einmal die Flügelthüren der Palastsäle passiren konnte, so erfanden die Damen ein Mittel, die schwierigen engen Passagen zu defiliren. Die hintere und vordere Seite wurden flacher zusammengedrückt, wodurch freilich die Gestalt en face noch an Ungeheuerlichkeit gewann; aber wenn die Dame nun eine Schwenkung machte, so konnte sie mit einiger Unbequemlichkeit Thüren und Corridore wie ein Schiff die Canäle passiren." Die Crinoline wurde gar bald allgemein und kam bei Bürgerfrauen und auf dem Lande in Aufnahme; die Frau Pastorin in Fürstenau führte sogar einen Proceß, weil sie zwei Sitze für sich in Anspruch nehmen wollte.

Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts rief Goethe, der gewaltige Reformator im Reiche des Geistes, auch eine Umwälzung in der Mode hervor. Es entstand die Periode der Sentimentalität, die Zeit Werther's, des blauen Fracks mit Messingknöpfen, der gelben Weste, der Stulpenstiefeln und Lederbeinkleider. Der runde Cylinderhut, Frack und Stiefeln waren die

Kennzeichen des gemäßigten Mannes, während zugleich eine geniale Ungebundenheit in der Kleidung, offene Haare, offene Brust und Knotenstock das jugendliche Drängen nach freieren Verhältnissen verrieth.

Mit dem Ausbruch der französischen Revolution entstand auch im Bereiche der Moden eine Umwälzung. Griechische und römische Elemente sollten den herrschenden Geschmack verdrängen; die Schnürbrust fällt und die Taille rückt weit herauf, die Hauben und Frisuren müssen Coiffüren im griechischen Geschmack weichen und der Reifrock macht dem engen Kleide Platz. Bald sprach man in Paris nicht mehr von einer Robe, sondern nur noch von der Tunica. Einzelne Damen, die den Ton angaben, suchten wirklich sich in kühner Weise zu gräcisiren. „So erschien die schöne, im vollsten Ebenmaß gewachsene Madame Tallien, deren politische Rolle bekanntlich nicht gering war, auf einem Balle in der großen Oper in einer weißatlaßnen Tunica auf dem bloßen Leibe, die über das linke Knie heraufgeschürzt war und das ganze Bein bis an die Obertheile bloß zeigte; um die Hüfte trug sie einen kostbaren, gestickten, blauatlaßnen Schurz; die Tunica ohne Aermel war über beiden Schultern durch Agraffen festgehalten; die ganz bloßen Arme hatten dreifache Armbänder; an jedem Finger und jeder Fußzehe steckte ein Ring; die Haare waren in ein durchbrochenes Casquet, mit Perlen und Edelsteinen besetzt, gefaßt; Alles war mit Diamanten und Juwelen übersäet, unter den Füßen waren natürlich Sandalen." Auch in Deutschland fand die Nuditätenmode Anklang und selbst im Winter sollte ein einziges dünnes Gewand genügen.

Aber eben da griechische Formen und Nacktheit in freilich schon entarteter Blüthe standen, so heißt es gegen Ende des Werkes, um 1804 und 1805 trat die Reaction und dann die Restauration ein, womit die Mode ihren modernen Entwicklungsgang in strenger, aber heute noch nicht abgeschlossener Linie betritt. Zwar griff das Kaiserreich nochmals in die Vergangenheit zurück und die Zeit des Roccoco kam mit Schnallenschuhen und seidenen Strümpfen, bald aber trat die Reaction ein und setzte den Frack wieder in seine Rechte ein.

Den Schluß des interessanten Buches bildet eine übersichtliche Betrachtung des Farbenwechsels in der Mode. Während der Gräcomanie im Anfang unseres Jahrhunderts kam Weiß fast zur alleinigen Herrschaft. Als dann bei der Reaction und Restauration die Farben wieder Eingang fanden, geschah dies auf seltsame Art. Zunächst erhielten alle diejenigen Theile Farbe, mit welchen das Griechenthum Nichts zu thun hat. So waren z. B. vor dem Jahre 1810 Damen ganz in der weißen Tunica gekleidet, mit gelben oder olivengrünen Schuhen und dazu blauen, grünen oder braunen Handschuhen. Auch Hut und Gürtel erhielten Farbe, bis endlich wieder farbige Kleider folgten.

Ueber die Persönlichkeit Rousseau's.

Von

Hermann Hettner.

Das Leben Rousseau's ist bis in seine geheimsten Einzelheiten bekannt. Rousseau selbst hat es in seinen „Confessions" mit beispielloser Offenheit enthüllt. Zahlreiche Briefschaften und die mannigfachsten Denkwürdigkeiten der Zeitgenossen dienen als Berichtigung und Ergänzung.

Jean Jacques Rousseau wurde am 28. Juni 1712 zu Genf geboren. Selten hat Jemand ein so bewegtes und unstetes Jugendleben geführt. Seine Mutter, eine gebildete Frau, war bei seiner Geburt gestorben. Der Vater, ein handwerkstüchtiger Genfer Uhrmacher, war fleißig und über seinen Stand hinaus geistig regsam, aber unbesonnen und nur vom Augenblick zum Augenblicke lebend. Rousseau's Kindheit entbehrt des gleichmäßig ruhigen, stillwaltenden Familienglückes, und dieser traurige Umstand ist für sein ganzes Wesen entscheidend geworden. Seine Einbildungskraft wurde frühzeitig durch unpassende, gierig und zufällig zusammengeraffte Bücher überreizt. Der geregelte, einförmige Gang eines gewöhnlichen bürgerlichen Berufes erschien dem aufgeweckten Knaben unerträglich. Zu allem Unglück mußte sein Vater wegen strafwürdiger Ehrenhändel aus Genf flüchten. So sehen wir Rousseau, kaum den Knabenschuhen entwachsen, im wildesten Abenteurerleben. Er trat bei einem Anwalt als Schreiber ein; er hält nicht aus. Man thut ihn zu einem Kupferstecher in die Lehre; er entrinnt. Fünfzehn Jahre alt, entläuft er in die weite Welt. Zwei Tage irrt er rathlos umher, dann

flüchtet er zu M. de Pontverre, dem katholischen Geistlichen von Consignon, eine Meile von Genf entfernt. Dieser, ein eifriger Bekehrer, schickt ihn mit Empfehlungsbriefen nach Annecy an Madame de Warens, welche ebenfalls kurz vorher zum Katholicismus übergetreten war und von einer kleinen Pension lebte, die der König von Sardinien Neubekehrten ausgesetzt hatte; diese, eine äußerst gutmüthige, aber schwache und beschränkte Frau, wirkt im Vereine mit Geistlichen dahin, ihn für den Katholicismus zu bestimmen. Stellung heranzubilden; Rousseau jedoch zeigt sich auch hier jeder Gunst unwürdig, lohnt mit Undank und Unverschämtheit und zieht es vor, mit einem Genfer Jugendgespielen wieder das Weite zu suchen. Bald kehrt er in das Haus der Frau von Warens zurück, 1730. Ein Versuch, ihn zum Geistlichen zu erziehen, mißglückt abermals. Besser wirken Musikstudien. Kurz darauf wirft sich Rousseau zum Musiklehrer in Lausanne und Neufchatel auf, irrt dann eine Zeitlang mit einem Glücksritter umher, welcher sich für einen griechischen



Rousseau.

Rousseau wird in ein Kloster geschickt und tritt dort am 21. April 1728, sechzehn Jahre alt, über; vergl. Gaberel, Rousseau et les Genevois, S. 57. Hatte Rousseau bei diesem Schritt auf weltlichen Vortheil gehofft, so sah er sich schmählich betrogen. Er war so rathlos wie vorher. Er wird Diener bei einer alten vornehmen Dame. Wie es aber um die sittliche Beschaffenheit des jungen Abenteurers aussah, erhellt daraus, daß er in diesem Hause einen Diebstahl beging und dann ein unschuldiges Mädchen in den Verdacht dieses Diebstahls brachte; Rousseau selbst gibt als Gegenstand ein seidenes Band an, andere Nachrichten wollen wissen, es sei ein Silberbesteck oder ein Diamant gewesen. Dann lebt Rousseau von 1728—1730 im Dienste des Grafen von Gouron. Man wurde aufmerksam auf seine hervorragenden Fähigkeiten, man suchte ihn durch Unterricht für eine höhere Prälaten und Archimandrecten von Jerusalem ausgab, läßt sich sodann als Erzieher eines jungen schweizerischen Militärs vorschlagen, kehrt dann aber bald wieder zu Madame Warens, der treubewährten Wohlthäterin, zurück. Diese war indessen nach Chambery übergesiedelt. Nun folgen für Rousseau einige glückliche Jahre selbstvergessenen Stillebens. Zuerst allerdings wiederholt er den Versuch, sich als Schreiber im Steueramt, dann als Musiklehrer sein Brot selbst zu verdienen, doch wird er dieser Beschäftigungen bald müde. Er lebt auf Kosten der Madame Warens und zieht mit ihr auf ein Landgut, „Aux Charmettes.“ Madame Warens wird aus der „Mutter“ zur Geliebten, und es trübt sein Glück nicht wesentlich, daß er den Besitz mit dem Diener des Hauses theilt. Sein träumerischer Hang zur Idylle findet in den ländlichen Arbeiten und Vergnügungen seine vollste

Befriedigung. Und hier ist es auch, wo Rousseau's Bildungstrieb zum ersten Male eine feste Richtung gewinnt. Plutarch war die Begeisterung seiner Knabenjahre gewesen, in Annecy hatte er sich in den englischen Spectator, in Puffendorf, St. Evermond, in die Henriade, in Bayle, la Bruyère und St. Rochefoucault vertieft und eben so hatte er dort durch den Abbé Gaime bereits die Keime jener religiösen Empfindungsweise in sich aufgenommen, welche er später zum Andenken dieses Lehrers in dem Glaubensbekenntnisse eines savoyischen Vicars niederlegte; zuletzt lernt er Mathematik und Latein, studirt die Logik des Port Royal und liest dann die Werke von Locke, Leibnitz, Mallebranche, Descartes. Mit Recht hat Villemann in der vierundzwanzigsten Vorlesung seiner Literaturgeschichte mit Hinweisung auf Rousseau's Brief an Père Lamy darauf aufmerksam gemacht, daß jedenfalls diese Studien noch einen viel weitern Kreis umfaßten und die Grundlage für alle seine spätern Ansichten wurden. Inzwischen tauchten bereits Lustspiele und Opernversuche auf. Der Plan höherer Wirksamkeit trat entschieden in den Vordergrund. Bald aber fand diese stille Vorbereitungszeit ein unerwartetes Ende. Wegen seiner zerrütteten Gesundheit geht Rousseau 1737 nach Montpellier. Nach einiger Zeit zu Madame Warens zurückkehrend, findet er einen Galan vor, welcher ihm sichtlich ihre frühere Gunst entzogen hat. Der Aufenthalt wird ihm verleidet. Er versucht sein Glück als Hauslehrer in Lyon. Und 1741 geht er nach Paris.

Damit beginnt die zweite Epoche seines Lebens. Zuerst allerdings bleibt Rousseau noch immer derselbe rathlose Abenteurer. Er war nach Paris gekommen in der Meinung, eine neue und zweckmäßigere Art musikalischer Noten erfunden zu haben; auf diese Erfindung wollte er seinen Lebensunterhalt gründen. Rameau überzeugte ihn von der Unzulänglichkeit derselben. Er machte die ersten Schriftstellerbekanntschaften mit Marevaux, Mably, Fontenelle und dem eben auftretenden Diderot. Allerlei wunderliche Absichten durchzogen ihn. Bald wollte er als reisender Declamator, bald als berühmter Schauspieler sein Brot verdienen. Bald ging er unmittelbar auf sein Ziel als Operndichter los; aber die „Muses galantes“ hatten nur wenig Erfolg. Im Mai 1743 erhielt er die Stelle eines Privatsecretärs bei Graf Montaigü, dem französischen Gesandten in Venedig; es ist eine gehässige Erfindung Voltaire's, wenn dieser später das Gerücht aussprengte, Rousseau sei auch diesmal nur Lakai gewesen. Nach kurzer Frist entzweite er sich mit dem Gesandten und wendete sich wieder nach Paris. Nun wurde er Secretär bei dem Generalpächter Franceuil und dessen Schwiegermutter, Madame Düpin; Beide benutzten ihn für schriftstellerische Arbeiten, für welche sie viel Ehrgeiz, aber wenig eigene Begabung besaßen. Inzwischen war er auch für sich selbst sehr thätig. Er schrieb das Lustspiel L'engagement téméraire und die Allée de Sylvie, und unterhielt den lebhaftesten Verkehr mit Diderot, Condillac, d'Alembert, Raynal, Grimm und Holbach; er machte sogar mit Diderot den Versuch zu einer Zeitschrift „Le Persiffleur,“ aber nur die erste Nummer erschien. An sprubelnden Ideen fehlte es nicht; aber er wußte immer noch nicht recht, was er mit sich beginnen solle. Die Denkwürdigkeiten der Madame d'Epinay, mit welcher er durch ihren Schwager Franceuil in Verbindung gekommen war, schildern ihn (Th. 1, S. 201 — 205) um diese Zeit als einen seltsamen, geistreichen, aber linkischen Mann von braunem Teint und feurigen Augen, welcher bereits die vollste Aufmerksamkeit auf sich zog, oft aber durch plötzlich hervortretende Eitelkeit verletzte. Schon damals pflegten ihn seine Freunde scherzweise den Bären zu nennen.

In das Jahr 1745 fällt der Beginn seines Verhältnisses zu Therese Levasseur. Sie war ein Schenkmädchen aus Orleans, welche er in einem Pariser Speisehause kennen gelernt hatte. Er lebte mit ihr bis an seinen Tod zusammen, obgleich er sie erst spät als seine Gattin anerkannte. Sie war so beschränkt, daß sie nicht einmal die zwölf Monatsnamen erlernte, nie eine Ziffer erkannte, nie den Betrag der einzelnen Münzsorten begriff; aber Rousseau sehnte sich nach einem Ersatz für seine „Mama,“ und Therese ihrerseits war so treuherzig und so durchaus auf das Wesen Rousseau's eingehend, daß Rousseau nichts desto weniger sehr glücklich mit ihr lebte und sogar noch eine widerwärtige alte Mutter und einen zwar gutmüthigen, aber kranken Vater mit ihr in den Kauf nahm. Rousseau mochte oft genug fühlen, wie schwer es sei, sich an ein geistloses Wesen gefesselt zu sehen; im Emil gibt er seinem Zögling den wohlmeinenden Rath, sich nicht mit einer nichtdenkenden Frau zu verheirathen, denn es sei das Härteste für Denjenigen, der sich in seinem Hause ge-

falle, sich in demselben in sich selbst verschließen zu müssen und sich mit Niemand verständigen zu können. Aber dann pflegte er sich wieder zu trösten, daß, wie er auch an jener Stelle im Emil fortfährt, ein einfaches und kräftig erzogenes Mädchen jedenfalls besser sei als ein schöngeistiges, das aus ihrem Hause einen Gerichtshof der Literatur mache. Rousseau lebte mit Therese in jenem traulichen Zusammensein, in welchem die süße Gewohnheit das Glück der Liebe ersetzt. Man denkt unwillkürlich an jene tiefgefühlten Worte, welche Goethe (Bd. 3, S. 336) aus ähnlicher Lebenserfahrung schrieb: „Es ist einer eigenen Betrachtung werth, daß die Gewohnheit sich vollkommen an die Stelle einer Liebesleidenschaft setzen kann; es gehört viel dazu, ein gewohntes Verhältniß aufzugeben, es besteht gegen alles Widerwärtige; Mißvergnügen, Unwillen, Zorn vermögen Nichts gegen dasselbe, ja es überdauert die Verachtung, den Haß." —

Endlich im Jahre 1749 erschien die erste bedeutende Schrift Rousseau's, die Abhandlung über die Verderblichkeit der Bildung. Rousseau wurde ein berühmter Mann. Es ist überraschend und für sein tiefstes Wesen bezeichnend, was für eine Anwendung er von dieser Berühmtheit machte. Er war zu ernst, um auf die Schriftstellerei seinen Lebensunterhalt zu stellen; das Amt eines Cassiers, welches ihm Franceuil übertragen hatte, stand mit seiner Neigung im unüberwindlichsten Widerspruch. Er beschloß daher, seine Nahrung mit Notenabschreiben zu suchen; fest überzeugt, daß, wie er selbst im achten Buche der Confessionen sagt, ein Abschreiber von solchem Ruf nie Mangel an Beschäftigung haben werde. Er war nach seinem eigenen Geständniß (Memoires de Madame d'Epinay, Th. 2, S. 303) übereilt und nachlässig in dieser Arbeit, zuweilen aber gibt er sich die Miene, auf diese Geschicklichkeit mehr Werth zu legen, als auf seine Schriften. St. Marc Girardin urtheilt nicht zu hart, wenn er (Revue des deux mondes, 1832, Mai, S. 503) die ganze Sache eine unwürdige Komödie nennt. Die Besteller wußten so gut wie der Schreiber, daß dieser auf seinen Namen zähle, um Kunden herbeizulocken; sie befriedigten ihre Neugier und bezahlten diese Neugier durch Geschenke an Therese und deren Mutter. Rousseau, welcher die Stelle eines Arbeiters spielen wollte, spielte die Rolle eines Bettlers. Wie schlicht und edel erscheint Spinoza, sich in geräuschloser Zurückgezogenheit sein Brot mit Brillenschleifen erwerbend.

Nun erscheinen le Devin du Village 1752, der Discours sur l'origine de l'inégalité 1753, der Discours sur l'économie politique. In dieser Zeit reiste Rousseau nach Genf. Mit Freude und ehrenvoller Anerkennung wurde er von seinen Mitbürgern empfangen. Um so tiefer schmerzte es ihn, durch seinen Uebertritt zum Katholicismus das Genfer Bürgerrecht verscherzt zu haben. Er gewann es sich wieder, indem er zum Calvinismus zurücktrat; vergl. Gaberel a. a. O. S. 61. Seitdem legte er sich den stolzen Namen des Citoyen de Genève bei.

Rousseau lebte fortan wieder in Paris. Im Jahre 1756 aber vertauschte er Paris mit einem kleinen Gartenhäuschen im Walde von Montmorency, welches den Namen der Eremitage führte. Es gehörte der Madame d'Epinay. Einst hatte Rousseau geäußert, er wolle sich die Eremitage zur Wohnung wählen, wenn er es einmal zu hundert Pistolen Rente bringe; jetzt bot ihm Madame d'Epinay diese Wohnung an, da man Rousseau als Vorsteher der öffentlichen Stadtbibliothek mit zwölfhundert Livres Gehalt nach Genf berufen hatte und ihn die Pariser Freunde doch an Paris fesseln wollten. Rousseau macht zuerst Einwendung, er will in keinerlei Abhängigkeit kommen; zuletzt gibt er nach. Dieser Aufenthalt in Montmorency ist ein bedeutender Wendepunkt seines Lebens. Seine Liebe zur Natur und zur Waldeinsamkeit hatte sich hier das höchste und friedlichste Glück erträumt; eine leidvolle Verkettung der Umstände und die jähe Ungezügeltheit seines Wesens brachte ihm Sturm und Verderben. Alle Schwächen und Schäden seines Charakters kamen zu offenem Ausbruch. Die Büste und das Porträt Rousseau's, welche noch jetzt jenes Gartenhäuschen zieren, haben etwas unendlich Trauerndes, zugleich aber auch etwas Lauerndes, Verbissenes, um nicht zu sagen Abstoßendes.

Es sind drei verschiedene Ereignisse, welche hier in Betracht kommen, doch hängen sie unter einander genau zusammen. Es ist die Liebe Rousseau's zur Gräfin d'Houdetot, der Bruch Rousseau's mit Diderot und der Bruch Rousseau's mit Grimm und Mad. d'Epinay. Rousseau erzählt alle diese unglücklichen Verwickelungen im neunten Buche seiner Confessionen, und hat mit wenig beneidenswerther Meisterschaft es trefflich verstanden, die Unkunde der Nachwelt zu seinem Vortheil aus-

zubeuten. Aber in der neuern Zeit sind auch die Berichte der Gegner veröffentlicht worden, unter welchen die Mémoires et Correspondance de Madame d'Epinay, 3 Bände, Paris 1818, die wichtigsten sind. Es ist Nichts als unverständige Bewunderungssucht, wenn Venedey in seiner Schrift über Rousseau auch heute noch unverrückt den Standpunkt der Confessionen aufrecht erhalten will. Einsichtig und alle Umstände billig erwägend ist die Darstellung, welche St. Marc Girardin in der Revue des deux mondes 1853, September S. 1077 ff. und December 865 ff. gegeben hat.

Zuerst die Liebe Rousseau's für Madame d'Houdetot. Rousseau hatte sie bei ihrer Schwägerin, Madame d'Epinay, kennen gelernt. Madame d'Houdetot war nicht schön, aber anmuthig und naiv heiter. Sie war unglücklich verheirathet und liebte St. Lambert, den Dichter der Jahreszeiten. St. Lambert befand sich damals in der Armee; Madame d'Houdetot war allein und traurig. Sie liebte es, von ihrer Trauer zu sprechen und sprach von dieser Trauer auch gern zu Rousseau. Rousseau schrieb damals an der Neuen Heloise; er war, wie er sich ausdrückte, trunken von Liebe, aber von einer Liebe ohne Gegenstand. Bald sah er in Madame d'Houdetot die Julie seiner Dichtung. Sprach sie von ihrer liebenden Sehnsucht nach dem entfernten Geliebten, so empfand Rousseau dieselbe Sehnsucht nach ihr, die ihm so nah und doch so fern war. Der Vertraute wollte der Geliebte werden. Er ermahnte die Gräfin im Namen der Tugend, von St. Lambert zu lassen; aber die aufgeregten Gefühle suchte er für sich selbst zu gewinnen. Erst spät gewahrte sie die Absichten Rousseau's, aber nie ist sie einen Augenblick schwankend geworden. Rousseau dagegen verlor sich in die zügelloseste Sinnlichkeit. „Meine ganze Maschine," erzählt er, kam in die furchtbarste Unordnung; „drei Monate unausgesetzter Aufreizung und steter Entbehrung brachten mich in eine Erschöpfung, von welcher ich mich erst nach einigen Jahren erholt habe." Girardin bemerkt treffend: „Was soll man von einem Manne sagen, dessen Liebe die Liebe eines Satyrs ist und der uns durch die Schilderung solcher Liebe zu rühren meint?"

Sodann der Bruch mit Diderot. Dieser Bruch war wohl für die Dauer unvermeidlich, in so treuer Freundschaft beide Männer auch ihre ersten aufstrebenden Mannesjahre mit einander verlebt hatten; es war der tiefe Gegensatz verschiedener Denkweise. Der Eine wetterte mit zornmuthigem Eifer gegen die Materialisten; der Andere vergrub sich immer tiefer in den Materialismus. Es scheint auch, als habe Diderot, weil er anfänglich mit seiner größern Weltbildung Rousseau überlegen war, länger als billig eine gewisse Bevormundung beibehalten. Diderot konnte Rousseau's Vorliebe für die Landeinsamkeit nicht begreifen und mischte sich mit unberufener Geschäftigkeit in Rousseau's Aufenthaltspläne, besonders weil er es für herzlos hielt, daß die alte achtzigjährige Mutter Theresens den Winter in kalter abgelegener Wohnung zubringen solle. Aber daraus folgt noch nicht, daß, wie Rousseau in den Confessionen sagt, Diderot und seine Freunde ein Complott geschlossen hätten, ihn aus der Eremitage zu vertreiben, um ihn desto ungestörter in Paris quälen zu können. Und doch hatte sich in Rousseau dieser thörichte Argwohn festgesetzt. Unglücklicherweise hatte Diderot in dem eben erscheinenden Fils naturel den Satz ausgesprochen, daß nur der Schlechte die Einsamkeit liebe; Rousseau bezog diesen Ausspruch unmittelbar auf sich und stellte Diderot zur Rede. Diderot antwortete barsch. Einstweilen führte Madame d'Epinay eine Versöhnung herbei. Rousseau beleidigte durch neue Selbstsucht. Als er zur Wiederanknüpfung des alten Verhältnisses bei Diderot in Paris einen Besuch machte, benutzte er diesen hauptsächlich, ihm seinen Roman zur Begutachtung vorzulesen; als aber Diderot seinerseits nun ebenfalls ihm einen schriftstellerischen Entwurf vorlegen wollte, brach er plötzlich auf und entschuldigte sich mit übergroßer Ermüdung; vergl. Mém. de Mad. d'Epinay Bd. 3 S. 74. Trotzdem erwiederte Diderot den Besuch. Die Versöhnung erfolgte; aber es geschah, was bei solchen Versöhnungen meist zu geschehen pflegt, der Stachel gegenseitigen Argwohns und der innern Entfremdung blieb. Verhängnißvoller wurde der Winter 1757—58. Das Verhältniß Rousseau's zur Gräfin d'Houdetot war gelöst. Madame d'Epinay, Grimm und Diderot suchten Rousseau für einige Zeit aus der Nähe der Gräfin zu entfernen und schlugen ihm daher vor, Madame d'Epinay, welche den berühmten Genfer Arzt Tronchin aufsuchen wollte, nach Genf zu begleiten. Niemand wird Rousseau verargen, daß er diesen Vorschlag zurückwies; aber niedrig und klein war

es, daß er das von Therese aufgefangene Gerücht, Madame d'Epinay wolle in Genf ein heimliches Wochenbett halten, geschwätzig weiter verbreitete, obgleich er sehr wohl wußte, daß auch der Gemahl der Madame d'Epinay an dieser Reise theilnehme. Dazu noch ein weiterer Mißgriff. Diderot hatte Rousseau gebeten, an St. Lambert einen entschuldigenden Brief über sein Benehmen gegen die Gräfin d'Houdetot zu schreiben; Rousseau schrieb zwar, aber herausfordernd und beleidigend. Diderot besuchte Rousseau auf's Neue; der Besuch endete mit völliger Entzweiung. Rousseau nahm keinen Anstand, seinen Bruch mit Diderot auf eine höchst auffällige Weise sogleich der Oeffentlichkeit vorzulegen. Er schrieb die Vorrede zu seinem Sendschreiben an d'Alembert, und diese Vorrede enthält, scheinbar um die Schwäche der Schrift zu entschuldigen, die berühmte Stelle: „Ich hatte einst einen strengen und einsichtsvollen Aristarch; ich habe ihn nicht mehr, ich will ihn nicht mehr; aber ich werde nie aufhören, diesen Verlust zu bedauern, denn der verlorene Freund fehlt noch mehr meinem Herzen als meinen Schriften.“ Und in einer Anmerkung fügt er aus Jesus Sirach 32, 26 den Spruch bei: „Wenn Du gleich ein Schwert zuckest wider Deinen Freund, so machst Du es nicht so böse als mit Schmähen, denn Ihr könnt wohl wieder Freunde werden, wenn Du ihn nicht meidest und redest mit ihm, denn man kann Alles versöhnen, ausgenommen die Schmach, Verachtung, Offenbarung der Heimlichkeit und böse Tücke; solche Stücke verjagen den Freund.“ Diderot ließ diesen Angriff unbeantwortet. Erst spät im Leben Seneca's gab er eine Entgegnung.

Zuletzt der Bruch mit Grimm und Madame d'Epinay. Ein anonymer Brief hatte St. Lambert von den häufigen vertrauten Zusammenkünften Rousseau's mit der Gräfin unterrichtet. Es ist nach Allem, was wir wissen, mit Sicherheit anzunehmen, daß Therese die Urheberin dieses Briefes war. Rousseau aber redete sich ein, Madame d'Epinay diesen Brief zuschreiben zu müssen. Er äußerte zwar später gegen Madame d'Epinay, sich von dem Ungrund dieses entwürdigenden Verdachts überzeugt zu haben; aber er änderte weder sein Betragen, noch gab er diesen Verdacht wirklich auf. Madame d'Epinay fühlte sich auf's Tiefste verletzt. Grimm schürte. Man kann nicht sagen, daß Grimm gehässig gegen Rousseau war, obgleich sich durch Rousseau's Schilderungen diese Meinung überall festgesetzt hat; Grimm's Urtheil über Rousseau ist jederzeit richtig und begründet, aber ohne Wohlwollen. Es kam zu heftigen Erörterungen. Mit trotziger Verlegenheit wurden von Rousseau die Entschuldigungen vorgebracht, mit beleidigender Kälte wurden sie von den Andern aufgenommen. Nun erfährt Madame d'Epinay, daß Rousseau seine verdächtigende Anklage gegen Diderot wiederholt hat. Dazu die Zwischenträgereien auf Anlaß der Genfer Reise. Die Entzweiung war entschieden. Rousseau schreibt an Madame d'Epinay: „Ich wollte die Eremitage verlassen und ich mußte es; aber man behauptet, ich solle bis zum Frühjahre bleiben, und da meine Freunde es wollen, werde ich es thun, falls Ihr zustimmt.“ Madame d'Epinay antwortet: „Da Ihr die Eremitage verlassen wolltet und solltet, so bin ich verwundert, daß Eure Freunde Euch zurückgehalten haben; ich für meine Person frage meine Freunde nie um meine Pflichten.“ Rousseau verließ sofort die Eremitage.

Von jetzt ab ist das Leben Rousseau's eine unausgesetzte Leidensgeschichte. Arge äußere Stürme zogen sich über seinem Haupte zusammen; einen noch ärgern Feind hatte er an seinem eigenen Innern. Sein Herz war auf's Tiefste verwundet. Er wurde von Tag zu Tag immer argwöhnischer und schwarzsichtiger. Zuletzt führte ihn diese wachsende Verbitterung zu einer störrischen Selbstvereinsamung, welche alle seine besten Kräfte verzehrte.

Rousseau bezog eine kleine Gartenwohnung in Mont Louis bei Montmorency. Dort blieb er von 1758—62. Auf's Neue erquickte ihn die stille Abgeschiedenheit in den kühlen Thalgründen und waldigen Höhen der nächsten Umgebung, ja eine Zeitlang trug sogar das Bewußtsein, ohne Freund zu sein, zu seinem Behagen bei. „Des Reizes warmer Zuneigung beraubt,“ sagt er, „fühlte ich mich auch frei von deren beengenden Banden.“ Der Herzog und die Herzogin von Luxemburg, welche das Schloß Montmorency bewohnten, kamen ihm mit großer Gunst entgegen; sie stellten ihm in der Mitte des Parkes das sogenannte kleine Schloß zur Verfügung, und Rousseau vollendete in dieser Zeit die Neue Heloise, den Gesellschaftsvertrag und den Emil. Aber die grüblerische Selbstquälerei, die sich seiner bemächtigt hatte, wankte und wich nicht. Bald machte er sich Vorwürfe, daß er trotz seiner demokratischen Grundstimmung sich wider Willen in ein Freundschaftsverhältniß zu den Großen und Mächtigen versetzt sah; bald

stiegen die mahnenden Schatten seiner Vergangenheit vor seiner erhitzten Phantasie auf; bald fühlte er sich bis zum Tode krank und ermüdet und sehnte sich nach Erlösung von seinen Qualen. Er haßte das Leben und die Menschen. In welchen furchtbaren Wahnsinn sich Rousseau bereits hineingewühlt hatte, sehen wir deutlich an den Briefen, in denen er sich über die zufälligen Hemmnisse beklagt, welche den Druck des Emil verzögerten. Welch schwarzsichtiger Argwohn, welche gehässige Verdrehung des offen vorliegenden Thatbestandes! Es bedurfte nur geringer Anlässe, um diese Krankheit unheilbar zu machen. Und diese Anlässe blieben leider nicht aus. Als der Emil erschienen war, wurde das Buch öffentlich verbrannt und gegen den Verfasser mit einem persönlichen Verhaftsbefehl eingeschritten. Begünstigt durch seine vornehmen Freunde, den Herzog von Luxemburg und den Prinzen von Conti, flüchtete Rousseau aus Frankreich. Seitdem aber fand er nirgends eine bleibende Stätte mehr.

Der Flüchtling wanderte in die Schweiz. Auf der freien Erde der Heimath wollte er gesunden und ausruhen. Aber in Genf hatte man auf Grund französischen Einflusses den Emil öffentlich verbrannt und gegen den Verfasser einen Verhaftsbefehl erlassen, und eben so wenig wollte man ihm im Canton Bern einen längern Aufenthalt gestatten. Er ging nach Motiers im Fürstenthume Neufchatel. Er gewann den wirksamen Schutz Friedrich's des Großen und die warme Freundschaft des Statthalters Marechal Lord George Keith. Fast schien es, als wolle endlich der ersehnte Friede bei ihm einkehren. Er schrieb hier seine berühmteste Streitschrift, die Lettres de la Montagne, er machte Vorstudien für die Gesetzgebung, welche die Corsen von ihm verlangt hatten; im Uebrigen aber gab er sich ganz jenem entzückenden Stillleben hin, das von früher Jugend sein schönster Traum war. Er schweifte botanisirend in der schönen Umgebung umher, er saß im Kreise der Bäuerinnen, Schnürriemen flechtend. Aber lange sollte dieses harmlose Glück nicht dauern. Obgleich Rousseau sich in allen Formen zur protestantischen Landeskirche hielt, verfolgten ihn doch der Kirchenrath, der Pfarrer und die Gemeinde als einen erklärten Religionsfeind. Das aufgehetzte Volk machte Angriffe auf sein Haus und seine persönliche Sicherheit; ja es ist wahrscheinlich, daß sogar Rousseau's Therese sich an diesen Hetzereien betheiligte; vergl. Gaberel a. a. O. S. 21. Rousseau mußte abermals fliehen. Das geschah im Sommer 1765. Er wählte die kleine einsame Petersinsel im Bieler See. In holdem Nichtsthun, in träumerischer Naturempfindung genoß er, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, die Ruhe mit Leidenschaft. Aber schon nach einem Monat erhielt er von der Berner Regierung den Befehl, die Insel zu verlassen.

Wohl war Rousseau beklagenswerth. Auch eine weniger reizbare Natur hätten solche unausgesetzte Stürme gebeugt und gebrochen. Rousseau war zerrüttet in seinem tiefsten Wesen. Er war krank, geistig und körperlich. Müde und abgehetzt ersehnte er den Tod; er glaubte sich jeden Tag am Vorabend desselben; und doch mußte er darauf sinnen, sein Leben mühselig hinzuschleppen. Verbannt und geächtet von allen Seiten, wußte er nicht, wohin sich wenden. Die verschiedensten Pläne zogen ihm durch den Sinn. Er dachte an Italien, an Corsica, an Berlin. Ohne bestimmten Entschluß wendete er sich nach Straßburg, dort fand er Briefe seiner Freundin, der Gräfin Boufflers, und David Hume's, welche ihn dringend einluden, mit Hume nach England zu gehen. Der Prinz Conti hatte ihm die Erlaubniß ausgewirkt, Paris berühren zu dürfen. Dort traf er am 17. December ein. Am 3. Januar 1766 traten Hume und Rousseau die gemeinsame Reise an.

Der Wurm aber, welcher an Rousseau nagte, grub immer tiefer. Die Freundschaft mit Hume, welche so warm begonnen hatte, löste sich in kurzer Zeit. Es ist unerquicklich, den Streit zwischen Hume und Rousseau weit zu verfolgen. Briefe, Denkwürdigkeiten und persönliche Rechenschaftsberichte geben hinlänglichen Einblick. Sicher ist, daß Hume sich einige Rücksichtslosigkeiten zu Schulden kommen ließ, welche Rousseau zu dem Wahne verleiteten, als stehe Hume mit seinen Feinden in offenem Bündniß; jedoch ist nicht weniger wahr, daß Rousseau in seinem Betragen immer absonderlicher und unleidlicher wurde. In Zufälligkeiten sah er Absicht, in Geringfügigkeiten Grund zu schwerer Verdächtigung. Rousseau bezog das Landhaus seines neugewonnenen Freundes Davenport zu Wooton in der Grafschaft Derby. Aber schon am 1. Mai 1767 verließ er es wieder und kehrte nach Frankreich zurück. Wer mag ergründen, was in Rousseau's Seele vorging? Der Abschiedsbrief an Davenport läßt errathen, daß

die Hausbewohner an seinem Verhältniß zu Theresen Anstoß genommen; in seinem Briefe an Lord Conway spricht aber Rousseau sogar den Verdacht aus, die Regierung Englands sei gegen ihn verschworen. Vielleicht ist Rousseau in dieser Zeit von ernster Seelenstörung nicht freizusprechen. Wenigstens hat, wie Corangis, ein Freund Rousseau's, erzählt, Rousseau später selbst eingestanden, er habe in England einen Anfall von Wahnsinn gehabt.

Unter dem angenommen Namen „Renau" ging Rousseau nach Schloß Trie, einer Besitzung des Prinzen Conti. Seine Stimmung war unheilbar. Selbst mit seinem letzten Freunde, dem Buchhändler du Peyrou, zerfiel er. Schon nach wenig Monaten verließ er das Schloß, weil er sich verachtet und verfolgt wähnte. Er ging nach Lyon, nach Grenoble, nach Chambery. Nirgends Rast und Friede. Es ist der zermalmendste Trübsinn, wenn Rousseau in dieser Zeit schreibt: „Wenn ich reise, bereitet man vorher Alles vor, um überall über mich verfügen zu können; man bezeichnet mich den Vorübergehenden, den Kutschern, den Gastwirthen, man sorgt dafür, solch schauderhafte Sachen über mich zu verbreiten, daß mit jedem Schritt, den ich thue, und bei jedem Gegenstand, den ich sehe, meine Seele zerrissen werde; und was über meine Begriffe geht, ist, daß Alles dies mit der Zustimmung der ganzen Nation geschieht, und daß nicht nur meine angeblichen Freunde, sondern selbst ehrbare Leute an diesen Verfolgungen theilnehmen." Im Jahre 1770 kehrte Rousseau wieder nach Paris zurück. Er bewohnte wieder die Rue Platrière, welche jetzt seinen Namen führt. Er ernährte sich mit Notenabschreiben und beendete die „Confessions," welche er in Motiers und in England begonnen. Armuth bedrückte ihn mehr und mehr. Dazu tiefgreifende Zerwürfnisse mit Therese. Es war ein trauriges, todtkrankes Dasein. Man kannte Rousseau's Vorliebe für das Landleben; viele vornehme Verehrer stellten ihm ihre Landsitze zur Verfügung. Im Mai 1778 entschloß sich Rousseau, einer solchen wiederholten Einladung des Marquis von Girardin zu folgen; er ging nach Ermenonville. Es ist rührend, zu sehen, wie unter den grünen Bäumen die Lebenslust wieder aufflammt, aber es war das letzte Aufflammen des erlöschenden Lichtes. Am 3. Juni 1778 starb Rousseau, plötzlich und unerwartet. Es ist nicht klar, ob eines natürlichen Todes oder durch Selbstvergiftung.

Wir scheiden von Rousseau nicht ohne das tiefste Mitleid und doch können wir ihn von tragischer Schuld nicht freisprechen. Es ist oberflächlich, wenn die Lobredner Rousseau's sich ausschließlich an seine Größe, die Tadler hingegen sich eben so ausschließlich an seine Fehler und Schwächen halten. Die Aufgabe besteht vielmehr darin, den Räthselhaften in seinem Wesen zu enträthseln und Schuld und Größe auf ihre innere Einheit und gemeinsame Wurzel zurückzuführen.

Diese innere Einheit aber ist vorhanden. Es war die geschichtliche Bedeutung Rousseau's, daß er den Idealismus des Herzens rettete und die unveräußerlichen Rechte desselben zum Grund und Maß aller Bildung und Ordnung machte. Aber dieser Idealismus ist noch in seinem ersten unklaren Erwachen. Er kennt nur sich allein; was sich ihm entgegenstellt, gilt ihm als nichtig und vernichtenswerth. Er zieht sich scheu und krankhaft zurück vor der Rauhheit der Wirklichkeit. Er weiß für diese tiefberechtigte Innerlichkeit und Freiheit die Nothwendigkeit sittlicher Selbstbeschränkung nicht zu gewinnen. Die durchgebildete Besonnenheit, die Sophrosyne fehlt.

Wie liebenswürdig zeigt sich dieser Idealismus in Rousseau's schwärmerischer Naturempfindung, in seiner begeisterten Vorliebe für das Landleben und träumerische Waldeinsamkeit! „Von welchen Zeiten," ruft er in seinem dritten Briefe an Malesherbes aus, „glaubt Ihr, daß ich mir sie am liebsten in die Erinnerung zurückrufe? Es ist nicht die Lust meiner Jugend, sie war zu selten, zu sehr mit Bitterkeit verbunden, sie ist schon zu fern von mir; es ist die Wonne meiner Zurückgezogenheit, es sind meine einsamen Spaziergänge, es sind jene schnell vorübereilenden, aber kostbaren Tage, welche ich ganz allein zubrachte, einsam mit mir, mit meiner guten, schlichten Therese, mit einem geliebten Hunde, meiner alten Katze, mit den Thieren des Waldes, mit der Natur und deren unfaßbarem Schöpfer. Wenn ich vor Sonnenaufgang aufstand, das Erwachen des Tages zu sehen, da war es mein erster Wunsch, daß nicht Briefe, nicht Besuche den süßen Tag stören möchten. Ich eilte schnell in den Wald hinein. Wie jauchzte ich auf! Ich suchte mir irgend einen wilden Ort, wo Nichts mir die Hand der Menschen zeigte, wo kein Dritter trennend zwischen mich und die Natur trat. Das Gold des Ginster, das Purpur der Sonnenstrahlen erfüllte mein Herz und Auge mit gerührtem Entzücken; die Ma-

jestät der Bäume, die mich mit ihrem Schatten bedeckten, die Zartheit der Sträuche, welche mich umgaben, die überraschende Mannigfaltigkeit der Kräuter und Blumen, welche sich unter meinen Schritten beugten, hielten meinen Geist in unausgesetzter Spannung und Bewunderung. Meine Einbildungskraft war geschäftig, diese schöne Erde mit Wesen zu bevölkern, welche nach meinem Herzen waren: ich bildete mir eine Gesellschaft, deren ich mich nicht unwürdig meinte, ich erträumte mir ein goldenes Zeitalter und erweichte mich bis zu Thränen über die wahren Vergnügungen des Menschenlebens, über diese köstlichen, reinen Vergnügungen, welche so nah und doch der Menschheit jetzt so weit entrückt sind." Und dies sind nicht leere Worte. Schon als Knabe weinte Rousseau vor Freude, als er, den dumpfen Mauern Turins entronnen, wieder zu Madame Warens zurückkehrt und dort ein Zimmer findet, das die Aussicht auf grüne Gärten hat. Mit welcher hinreißenden Genußseligkeit weiß Rousseau das liebliche Stillleben in den Charmettes zu schildern! Wie erquickt und entzückt ihn das waldige Montmorency! Und wie treu bewährt sich dieselbe Stimmung, als der rastlos umhergetriebene Dulder endlich auf der weltabgeschiedenen Petersinsel eine friedvolle Freistätte gefunden zu haben hofft. Mit welcher Zauberkraft stehen in der Neuen Heloise die hochragenden Alpen, der blaue See, die stillen Waldverstecke von Clares vor uns! Rousseau sprach mit dieser sonnenfrischen Naturempfindung für die ganze Zeit das erlösende Wort aus. Die beschreibende Dichtung wurde gestürzt, die französische Gartenkunst mit ihrer gradlinigen Künstelei erhielt den Todesstoß; die verknöcherte, der Natur entfrembete Salonwelt baute Gartenhäuser auf grünen Berghalden oder an den Ufern der Seen und Bäche. Von allen Zweigen erschallte der Jubelruf von Frühling und Waldeslust.

Wie liebenswürdig ist dieser Idealismus in Rousseau's unzerstörbarer Lust an der holdseligen Ungebundenheit des heitern Wanderlebens, am Abenteuern und Vagabundiren! Ist es nicht, als hörten wir den herrlichen Taugenichts Eichendorff's sprechen, wenn Rousseau in den Confessionen erzählt, daß er als Knabe auf der Reise von Genf nach Annecy, welche er füglich in einem Tage zurücklegen konnte, drei Tage zubrachte und daß er kein Schloß zur Rechten und kein Schloß zur Linken sah, unter dessen Fenstern er nicht gesungen hätte, verwundert, daß nicht ein schönes Fräulein erschien, ihm für die Süßigkeit seiner Stimme und für seine lockenden Lieder mit liebetrunkenem Blicke oder vielleicht gar mit warmem Kuß zu danken? Und auch nachdem diese träumende Jugendromantik längst in ihm verklungen, ist Rousseau am glücklichsten und am meisten er selbst auf einsamer Wanderung. „Nie," sagt er im vierten Buch der Confessionen, „habe ich so viel gedacht, so viel empfunden, so viel gelebt als auf solchen Reisen. Das Gehen weckt und beseelt meine Gedanken, der Körper muß in Thätigkeit sein, wenn mein Geist thätig sein soll. Der Anblick der Landschaft, die bunte Folge angenehmer Fernsichten, die frische Luft, die gute Gesundheit, welche mir das Gehen bringt, die Ungebundenheit des Wirthshauslebens, die Entfernung von Allem, was mich meine Abhängigkeit fühlen läßt, befreit meine Seele, gibt mir größere Spannkraft und Kühnheit des Denkens, wirft mich in die Unermeßlichkeit der Dinge. Ich denke mich als Herr und Meister der ganzen Natur, mein Herz schweift von Gegenstand zu Gegenstand und berauscht sich an dem, was ihm gefällt. Was für Kraft und Frische in meinen Farben, was für Gewalt in meinem Ausdruck! Aber wie hätte ich diese Stimmung aufschreiben können? Warum mir den Genuß des Gegenstandes rauben, um Andern zu sagen, was ich empfunden und genossen? Was kümmerten mich Leser und Publicum, was kümmerte mich die ganze Welt? Ankommend dachte ich nur, gut zu essen, fortgehend dachte ich nur, wacker zu marschiren. Ich fühlte, daß ein neues Paradies mich erwartete; ich ging, es aufzusuchen." Und wie tief dichterisch beschreibt er jenes Nachtlager, welches er in der Nähe von Lyon im Freien aufschlug! „Ich streckte mich behaglich auf eine Bank aus, den Himmel meines Bettes bildete eine Baumkrone, eine Nachtigall saß dicht über mir und ich schlief unter ihrem Gesange ein. Mein Schlaf war süß, mein Traum noch süßer. Es war halber Tag. Als meine Augen sich öffneten, sahen sie Wasser, Waldesgrün und eine wunderliebliche Landschaft. Ich erholte mich, ich fühlte Hunger und ich ging heiter in die Stadt, entschlossen, die wenigen Geldstücke, welche ich noch besaß, auf ein gutes Frühstück zu verwenden."

Und wie liebenswürdig endlich ist dieser Idealismus in Rousseau's treuinniger Hingebung an das stille Glück friedlich beschränkter Lebenszustände, an die Idylle des Bürger-

und Bauernlebens! Aus dem Volke hervorgegangen, hängt er an ihm mit tiefster Seele. Am wohlsten ist ihm bei seinen einfachen Mahlen mit seiner Therese. Wenn er in Montmorency an der herzoglichen Tafel gespeist hat, ist es ihm Erquickung und Bedürfniß, sich wieder unter die Bürger und Bauern zu mischen und deren harmlose Freude zu theilen. Man hat über diese Züge unverständig gespöttelt. Man hätte lieber erkennen sollen, daß dieses Suchen nach unverfälschter Natur und Ursprünglichkeit und die Freude an ihr seine eigenste Wesensnothwendigkeit ist.

Aber wie verletzend die Kehrseite! Wie entstellt und verzerrt sich das Bild, wenn dieser träumerischen Ungebundenheit das geringste äußere Hemmniß, die Härte der Wirklichkeit, beschränkend entgegentritt! „Unter allen Besitzungen ist ein eigen Herz die kostbarste und unter Tausenden haben sie kaum Zwei," dieses Losungswort der Sturm- und Drangperiode hat in Rousseau seinen geschichtlichen Ursprung. Aber dieses eigene Herz wird verzogen und verhätschelt wie ein krankes Kind und geht an dieser Verzärtelung zu Grunde.

Daher die ungemessene Eitelkeit.

Wir sehen diese Eitelkeit schon im äußern Behaben. Rousseau hat die Gedrücktheit, welche ihm aus seinen Jugendverhältnissen anhaftete, niemals verloren. Er suchte dieses Gefühl unter jener seltsamen, aber leicht erklärlichen Barschheit zu verbergen, für welche die deutsche Sprache den sehr bezeichnenden Namen „Bettelstolz" hat. Berauscht von den Triumphen seines Ruhmes und eifrig bemüht, sein Verdienst desto eindringlicher vor Augen zu stellen, brüstet er sich gern mit seiner Armuth und liebt, sie prahlerisch zur Schau zu tragen. Wenn dann die Reichen und Vornehmen kommen, um ihn in ihre Gunst zu ziehen, so erfreut er sich dieser Gunst mit geschmeichelter Selbstgefälligkeit, wacht aber mit peinlichem Argwohn, ob irgendwie seine persönliche Würde und Unabhängigkeit darunter leide, und wird, wenn er sie gefährdet wähnt, grob, verletzend und undankbar. Es ist verrätherisch, wenn Rousseau in den Confessionen sagt: „Wider meinen Willen in die große Welt geworfen, deren Ton ich weder besaß noch mir aneignen konnte, beschloß ich, einen Ton anzunehmen, welcher mir ganz allein angehörte; die thörichte und abgeschmackte Schüchternheit, welche aus der Furcht entstand, gegen die gesellschaftlichen Gebräuche zu verstoßen, konnte ich nicht überwinden; ich faßte mir daher den Muth, diese Gebräuche mit Füßen zu treten: ich wurde cynisch, aber cynisch aus Scham; ich gab vor, die Sitte zu verachten, weil ich nicht im Stande war, sie zu befolgen." Dieser ihm allein angehörige Ton erstreckte sich bei Rousseau sogar bis auf die Kleidung. Am Hofe zu Versailles erschien er bei der Aufführung seiner Oper unrasirt und im nachlässigen Alltagsanzug. In seinem Alter kleidete er sich als Armenier. Als Socrates den Cyniker Antisthenes mit zerlumptem Gewand an sich vorübergehen sah, rief er ihm zu: „Antisthenes, aus den Löchern Deines Gewandes guckt die Eitelkeit!" Aehnlich dachte der Marschall Keith, als Rousseau zum ersten Male im Kaftan bei ihm eintrat; er lächelte und berührte die Vermummung nicht. Voltaire nannte Rousseau einen Diogenes, der sich zuweilen wie Plato ausdrücke.

Und vermessener noch ist der Hochmuth, welcher sich bei Rousseau als Tugendstolz geberdete. Es ist nicht zufällig, daß Rousseau seit langer Zeit wieder der Erste war, welcher es wagte, seine eigene Lebensbeschreibung zu schreiben. Die Stimmung, welche in diesen Selbstbekenntnissen vorwaltet, ist nicht wie in Goethe's Dichtung und Wahrheit die Stimmung unbefangenen, thatsächlichen, beschaulichen Rückblickes; es ist die Stimmung pharisäischer Selbstgenügsamkeit, zunächst darauf berechnet, sich bei der Nachwelt vor den Beschuldigungen seiner Feinde zu rechtfertigen, sodann aber sich immer mehr und mehr in eine eitle Schönmalerei mit heuchlerischer Offenheit verlierend, um erhabene Tugendbetrachtungen anstellen zu können. Tagebücher und Selbstbekenntnisse werden, wenn sie mit Stetigkeit fortgesetzt werden, immer den Fluch der Eitelkeit an sich tragen; man steht vor dem Spiegel, man stellt sich in künstliche Attitüde, man denkt und gestaltet sich als Romanheld. Nie aber hat sich diese Selbstbespiegelung greller gezeigt, als in Rousseau. Rousseau schrieb keinen Brief, welchen er nicht zuvor erst sorgfältig entworfen und umgearbeitet hätte, selbst die Liebesbriefe an Madame d'Houdetot sind nachweislich doppelt geschrieben. Erst vor wenig Jahren hat die Revue suisse (October 1850) den in der öffentlichen Bibliothek zu Neufchatel befindlichen ersten Entwurf des Anfangs der Confessionen veröffentlicht, welcher deutlich darthut, wie berechnet und ausgeklügelt die Vertheilung von Licht und Schatten ist. Und wie wundersam selbstbewußt

klingt die letzte, dem Drucke übergebene Fassung derselben! Sie lautet: „Ich unternehme ein Werk, das seines Gleichen nicht gehabt hat noch haben wird. Meinen Mitmenschen will ich einen Menschen zeigen ganz in seiner wahren Natur; dieser Mensch bin ich, ich ganz allein. Ich kenne mein Herz und kenne die Herzen der Andern. Ich bin nicht gemacht, wie irgend einer von denen, die ich gesehen habe; ich wage zu glauben, daß ich nicht bin wie irgend einer von denen, welche vorhanden sind. Bin ich nicht ein Besserer wie sie, so bin ich wenigstens ein Anderer. Die Posaune des jüngsten Gerichts erschalle, wann sie wolle; mit diesem Buch in der Hand will ich mich vor den Weltenrichter stellen und laut sagen: „Dies ist, was ich gethan, was ich gedacht habe, was ich war.“ Ich habe das Gute und das Böse mit gleichem Freimuth offenbart; ich habe weder etwas Böses verschwiegen, noch etwas Gutes hinzugefügt, und ist es mir begegnet, irgendwie gleichgiltige Ausschmückung anzuwenden, so geschieht dies nur, um nicht durch einen Fehler meines Gedächtnisses eine Lücke in der Erzählung zu verursachen. Ich zeige mich, wie ich war; verächtlich und niedrig, wenn ich es gewesen; aber auch gut, edelherzig und erhaben; mein ganzes Inneres ist entschleiert! Ewiger Gott, versammele um mich die unzählige Menge meiner Mitmenschen, auf daß sie mich hören; sie mögen über das Unwürdige in mir seufzen, über das Gemeine in mir erröthen, aber ein Jeglicher enthülle vor Deinem Throne mit gleicher Aufrichtigkeit sein Herz und dann sage ein Einziger von ihnen, wenn er kann: „ich war besser, denn dieser.“ Und solchen Aussprüchen begegnen wir überall. Ganz ähnlich lautet der Schluß des ersten Briefes an Malesherbes: „Ich kenne meine großen Fehler und ich fühle lebhaft meine Laster; trotz alledem aber werde ich sterben voll Vertrauen zum höchsten Wesen, überzeugt, daß von allen Menschen, welche ich in meinem Leben beobachtet habe, keiner besser war als ich.“ An eine Mad. B. schreibt er am 16. März 1770: „Ihr habt meinen Schriften immer Achtung gezollt; eben so viel Achtung würdet Ihr meinem Leben zollen, wenn es Euch bekannt, und mehr noch meinem Herzen, wenn es Euch geöffnet wäre; es gab niemals ein zärtlicheres, ein besseres, ein gerechteres Herz, Bosheit und Haß nahten sich ihm niemals.“ Und an Madame de la Tour schreibt er: „Wer sich nicht für mich begeistert, ist meiner nicht würdig.“

Daher auch in seinem Verhalten zu Andern die ungezügelte Selbstsucht. In eitler Ueberschwenglichkeit hatte sich Rousseau eine Phantasiewelt erträumt, in welcher alle Wesen ihm dienstwillig waren. Nur konnte er den Uebergang nicht finden in die widerspenstige Wirklichkeit. Er glaubt für sich eine ganz besondere Ausnahmestellung in Anspruch nehmen zu dürfen. Im Jahre 1737 schreibt Rousseau an Grimm: „Niemand setzt sich in meine Lage, Niemand will begreifen, daß ich ein Wesen ganz für mich bin, das durchaus nicht den Charakter, die Grundsätze, die Triebfedern der Andern hat und das man daher auch nicht nach ihren Regeln beurtheilen darf.“ Und in demselben Sinne schreibt er am 15. Juli 1762 an Moultou: „O, wie hat sich die Vorsehung in mir geirrt! Warum hat sie mich unter Menschen geboren werden lassen und hat mich doch von einer andern Art gebildet, als diese?“ Rousseau kennt nur seine Rechte, seine Neigungen, aber keine Pflichten. „Alles reizt meinen Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit,“ schreibt er in seinem ersten Briefe an Malesherbes, „die geringsten Pflichten des Lebens sind mir unerträglich; ein Wort zu sagen, einen Brief zu schreiben, einen Besuch zu machen, in so weit diese Dinge als äußere Forderungen auftreten, sind für mich Todespein.“ Selbst da, wo er sich mit seiner Laune und seiner Willkür in die nichtswürdigsten Fehler, Laster und Verbrechen wirft, tröstet er sich mit dem pharisäischen Trotze seiner unendlichen Empfindungsfähigkeit. Das Gefühl ist Alles, die That ist Nichts! Aus dem Geständniß der tiefsten Sündhaftigkeit webt er sich sofort einen Heiligenschein. Wenn irgendwo, so sehen wir hier die Wahrheit des Goethe'schen Wortes, daß, kommt die Gelegenheit erst, aus dem empfindsamen Volk schlechte Gesellen werden. Nie ist ein Mensch wandelbarer in seiner Freundschaft gewesen, als Rousseau. Alle seine Verbindungen beginnen mit hingebender Wärme und enden mit unverzeihlicher Gewaltsamkeit. Und doch prahlt Rousseau ohne Unterlaß von seinem freundschaftsbedürftigen Herzen und will sich und Andere glauben machen, es sei nur die Schuld äußern und zufälligen Unglücks, den rechten und echten, seiner würdigen Freund nicht gefunden zu haben. Nie ist ein Mensch undankbarer gegen seine Wohlthäter gewesen. Er klagt sich selbst auf's Schärfste z. B. seines Undanks gegen Madame Warens an, dann aber fügt

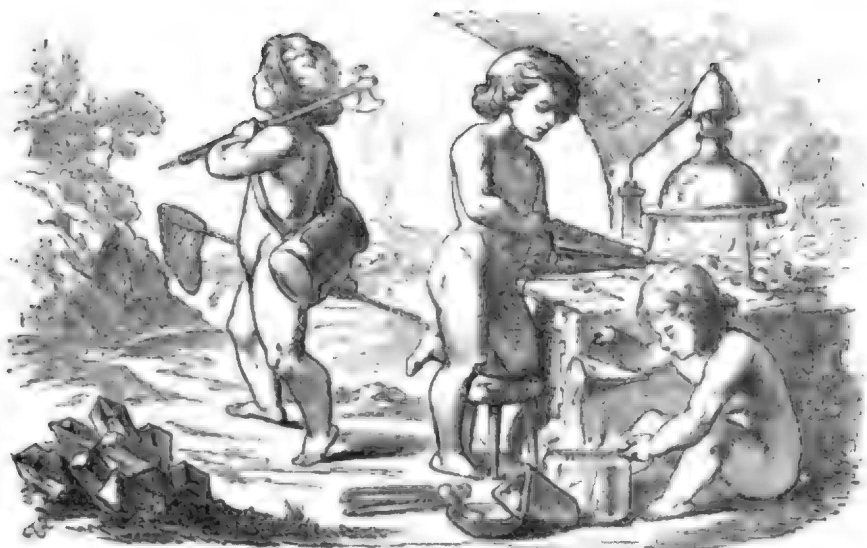
er entschuldigend hinzu: „Diese Undankbarkeit hat zu sehr mein Herz zerrissen, als daß dieses Herz das Herz eines Undankbaren sein könnte.“ Nie ist ein Mensch ein schlechterer Vater gewesen. Fünf Kinder hat Rousseau ruhigen und kalten Blutes erbarmungslos in das Findelhaus ausgesetzt. Rousseau selbst weiß im Emil ganz vortrefflich, daß, wer die Vaterpflichten nicht erfüllen kann, auch nicht das Recht hat, Vater zu werden, und daß weder Armuth, noch Arbeit, noch sonst irgend eine Rücksicht Jemand der Pflicht der Erziehung überhebt; aber nichts desto weniger macht er in Briefen und in den Confessionen die verschiedensten Versuche, bald durch eine Hinweisung, daß er geschaudert habe, seine Kinder durch Therese erziehen zu lassen, bald durch die Betrachtung, daß er als Bürger der platonischen Republik seine Kinder als öffentliches Gemeingut der öffentlichen Erziehung übergeben zu müssen geglaubt habe, seine Ruchlosigkeit zu beschönigen; ja im achten Buch der Confessionen entblödet er sich sogar nicht, zu sagen: „Nie in seinem Leben konnte J. J. Rousseau auch nur einen Augenblick ein Mensch ohne Gefühl, ohne Herz, ein unnatürlicher Vater sein.“ Es fehlt an Worten, solche Niederträchtigkeit zu brandmarken. Solche Irrgänge des schönseligen Lebens sind Stoff für Pitaval.

Daher auch die Reizbarkeit, der Argwohn, die krankhafte Menschenverachtung.

„Als ich jung war,“ schreibt Rousseau in seinem zweiten Briefe an Malesherbes, „glaubte ich in der Welt dieselben Menschen zu finden, welche ich in meinen Büchern fand; als ich erfahrener wurde, verlor ich immer mehr diese Hoffnung. Aergerlich über die Ungerechtigkeit, welche ich erduldet, betrübt über die Unordnungen, in welche mich das Beispiel Anderer oder die Macht der Ereignisse hineingezogen hatte, faßte ich eine Mißachtung gegen das Jahrhundert und meine Zeitgenossen; fühlend, daß ich niemals unter ihnen eine Lage erringen würde, welche mein Herz befriedigen könne, löste ich mich allmälig los von der Gesellschaft der Menschen; ich bildete mir eine andere Gesellschaft in meiner Einbildungskraft und erfreute mich an dieser um so mehr, da ich sie ohne Mühe und Gefahr genießen konnte und immer sicher war, sie so zu finden, wie ich sie bedurfte.“ Die Wirklichkeit mit ihrer innern Vernunft und Unumstößlichkeit ist stärker als das schwache, eigenwillige Herz mit seiner schrankenlosen Sophistik. Der Zwiespalt bleibt in Rousseau ungelöst. Es ist ein unausgesetzter, aufreibender Kampf, in welchem das Ich unterliegt.

Fassen wir in dieser Weise die innere zweischneidige Natur Rousseau's als die Erhebung und als die gewaltthätige und einseitige Ueberstürzung der aus langer Erstarrung erwachenden Innerlichkeit, so haben wir nicht bloß in Rousseau selbst die vermißte innere Einheit wiedergefunden, sondern der Charakter Rousseau's gewinnt zugleich eine tiefere, weltgeschichtliche, fast möchte man sagen, typische Bedeutung. Die Geschichte Rousseau's ist die Krankheitsgeschichte der überschwenglichen, nur auf sich selbst gestellten, gegen alle nothwendigen Bedingungen und Gesetze des wirklichen Weltlaufs gekehrten Gefühlsseligkeit. In dieser Beziehung ist es in der That äußerst merkwürdig, daß Rousseau selbst seine innere Verwandtschaft mit Tasso herausahnte, ja im 77. Verse des 12. Gesanges in Tasso's befreitem Jerusalem sein Lebensschicksal ganz bestimmt vorausgesagt wähnte. Tasso und Rousseau leiden Beide an der gleichen Ueberschwenglichkeit und gehen in der gleichen Tragik unter. Hier haben die Byron und Puschkin mit ihrem vielbesungenen Weltschmerz und ihrer Zerrissenheit ihre Ahnen und zugleich den strafenden Richterspruch der Geschichte.

Einem größern Genius war es vorbehalten, denselben Kampf durchzukämpfen und ihn zu siegreicher Lösung zu bringen. Dieser Genius war Goethe. Der Werther steht ganz und gar in der Anschauung und Empfindung Rousseau's und ist unmittelbar aus dieser hervorgegangen. Die dramatische Leidensgeschichte Tasso's führt den Kampf weiter; Tasso, wie er in Goethe's Tragödie erscheint, tritt bereits aus seiner selbstsüchtigen Phantastik heraus und fügt sich in die Uebermacht der Wirklichkeit, wenn auch noch widerwilligen und tiefverwundeten Herzens. Der Sieg endlich sind die Lehrjahre Wilhelm Meister's. Dieser größte deutsche Roman ist die Bildung und Erziehung eines Menschen, welcher nach Schiller's Ausdruck vom unbestimmten Ideal in ein bestimmtes werkthätiges Leben tritt, ohne die idealisirende Kraft dabei einzubüßen. Das ist die wahre und wirkliche Versöhnung zwischen Ideal und Leben; und in diesem Sinne ist es gemeint, wenn man sagt, daß die höchste Weisheit und Meisterschaft des Lebens in der Beschränkung liege.



Zweite Abtheilung.

Die

Polarisation des Lichts

und die Anwendung desselben

zur

Bestimmung des Zuckergehalts in Auflösungen.

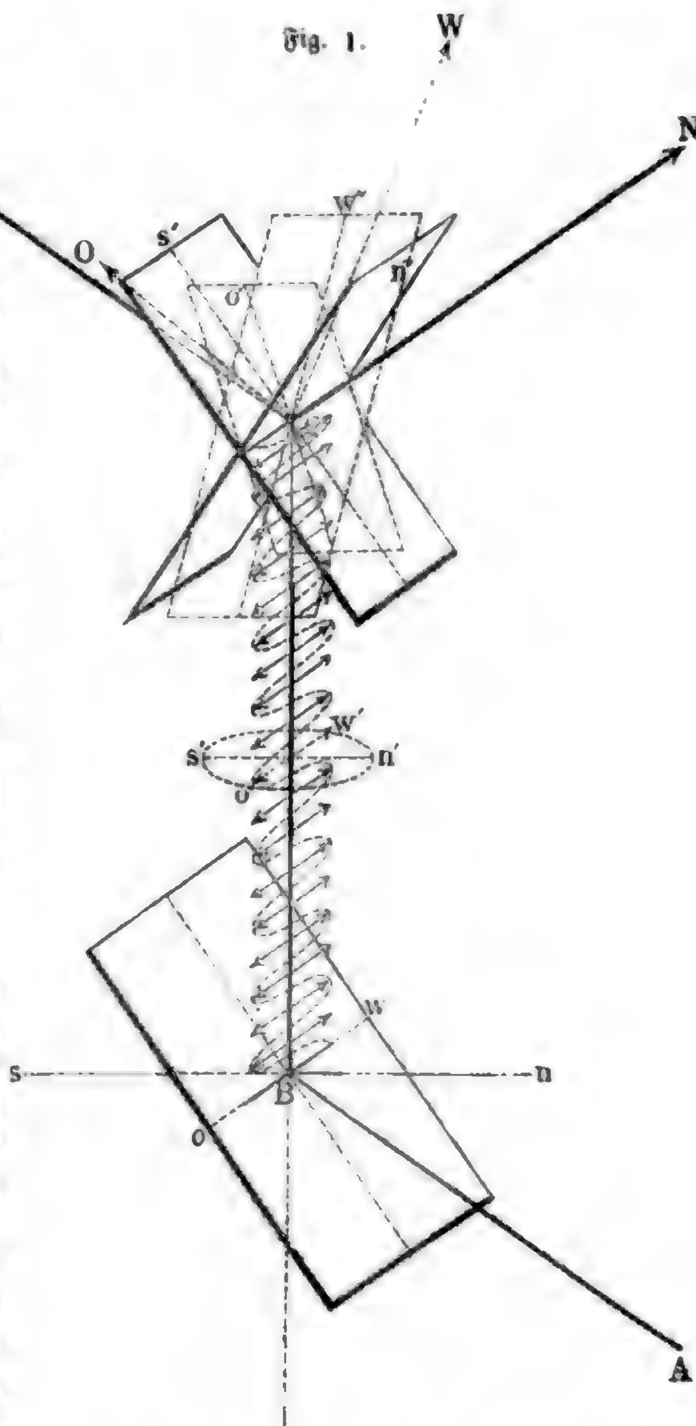
Von August Uhde.

Als im Jahre 1811 Malus in Paris das eigenthümliche Verhalten des Lichts entdeckte, welches er dessen Polarisation nannte, konnte er voraussehen, daß diese schöne Entdeckung in verschiedene Gebiete der Wissenschaft ein neues Licht werfen würde: daß sie aber schon nach wenigen Decennien auf Mittel führen würde, einem ausgedehnten Industriezweige wichtige Dienste zu leisten, mochte er schwerlich ahnen. Und doch, wo ist jetzt wohl eine Zuckerfabrik, welche nicht ihr Lichtpolarisations-Instrument besäße? — wo man nicht täglich, wie die Praktiker, freilich seltsam genug, aber mit der ihnen eigenen prägnanten Kürze sich ausdrücken, „den Zuckersaft polarisirte?“

Die Polarisation des Lichts hat durch diese Anwendung, welche es dem Techniker möglich macht, den Procentgehalt seines Rübensaftes oder Rohproductes binnen wenigen Minuten mit größerer Schärfe zu bestimmen, als die beste chemische Analyse mit großen Umständen und großem Zeitverluste es zu leisten vermöchte, mehr Anerkennung und Ruf erlangt, als die zahlreichen und merkwürdigen Aufschlüsse, welche die Wissenschaft ihrem Studium verdankt, ihr jemals hätten verschaffen können. Wer anders aber als die Wissenschaft hat dem Praktiker jenes werthvolle Instrument in die Hand gegeben, das jetzt zum Gemeingut des Gewerbes und des Handels geworden ist? Wer anders als jene mühsamen und planvollen Arbeiten, jene feinen und scharfsinnigen Combinationen der Physiker, welche mit rastlosem Eifer, nur um ihren Wissensdurst zu befriedigen, einer Erscheinung nachspürten, die nur an und für sich der Erforschung werth zu sein und nicht entfernt eine nutzbare Verwendung für die Bedürfnisse des Lebens zu versprechen schien? Und welchen weiten Weg von der ersten Entdeckung der einfachen Thatsache hatte die Wissenschaft zurückzulegen, ehe sie, von einer gelegentlichen Beobachtung geleitet, ein so sinnreich und kunstvoll zusammengesetztes Instrument, wie es der Lichtpolarisations-Apparat für die Untersuchung des Zuckersaftes ist, herzustellen und dem Praktiker zu übergeben im Stande war? — Eins von den vielen Beispielen, welche beweisen, daß jede Entdeckung in den Naturwissenschaften über kurz oder lang auch zu einer nützlichen Anwendung für die Zwecke des alltäglichen Lebens führen kann und daß die Praktiker nicht wohl thun, die Forschungen auf anscheinend von ihren Interessen weit abgelegenen Gebieten der Wissenschaft als nutzloses Abmühen unfruchtbarer Gelehrsamkeit geringzuschätzen.

Eine gründliche Erklärung des Instruments, welches durch Erscheinungen der Lichtpolarisation den Gehalt einer Zuckerlösung an krystallisirbarem Zucker zu bestimmen dient, würde freilich nicht viel weniger als die ganze umfangreiche Lehre von der Polarisation des Lichts erfordern. Das Wesen dieser Erschei-

nung selbst aber und derjenigen Modificationen dieser Erscheinung, auf welchen jene Anwendung beruht, wollen wir in Folgendem deutlich zu machen versuchen.



Wenn ein Lichtstrahl von der Oberfläche durchsichtiger Körper, wie Glas, Wasser u. s. w. unter gewissen Winkeln gespiegelt wird, — allerdings auch unter andern später anzuführenden Umständen, — so nimmt er Eigenschaften an, welche ihn von gewöhnlichem Lichte unterscheiden. Um die Sache faßlicher zu machen, wollen wir, an die nebenstehende Figur 1 anknüpfend, von einem ganz besondern Falle ausgehen. —

Ein Lichtstrahl AB falle in einer von Norden nach Süden gehenden Verticalebene auf einen hinten geschwärzten (nicht mit Folie belegten) Glasspiegel B so auf, daß er vertical in der Richtung B C nach oben zurückgeworfen wird. Bekanntlich wird ein Lichtstrahl von einem ebenen Spiegel in der Ebene zurückgeworfen, welche durch den einfallenden Strahl und ein im Punkte des Eintreffens auf die Spiegelfläche errichtetes Loth geht, und unter demselben Winkel gegen die Spiegelebene (oder auch gegen jenes Loth), unter welchem er einfällt.

Der Strahl komme von der Nordseite und der Spiegel B sei gegen ihn (B A), also auch gegen den zurückgeworfenen Strahl (B C) unter einem Winkel von beiläufig 35 Grad (genauer 35 Grad 25 Min.) geneigt. Eine Horizontallinie in der Ebene des Spiegels, gleichsam die Axe, um welche man sich diese Ebene in die richtige Lage gedreht denken könnte, o w, geht also von Ost nach West. In einem beliebigen Punkte C werde nun der reflectirte Strahl von einem zweiten Spiegel unter gleicher Neigung aufgefangen. Man stelle sich vor, dieser zweite Spiegel werde mit Beibehaltung seiner Neigung rund um den verticalen Strahl nach allen Weltgegenden hin gedreht. Gezeichnet ist er nur in den vier Hauptlagen, so daß seine Reflexionsebene gegen Süden, Osten, Norden und Westen gekehrt ist. Wäre nun der Lichtstrahl ein gewöhnlicher, so würde er von dem zweiten Spiegel in allen diesen Lagen auf's Neue reflectirt werden. In den vier gezeichneten Stellungen müßte er nach den Richtungen C S, C O, C N und C W, d. h. in einer der beiden Verticalebenen von Süden nach Norden oder von Osten nach Westen gegen Süden, Osten, Norden oder Westen reflectirt werden. Er wird aber in Wirklichkeit nur nach den beiden Richtungen C S und C N, gegen Süden und Norden, vollständig reflectirt, in den beiden andern Richtungen gegen Osten und Westen, C O und C W, aber vollständig ausgelöscht. In allen übrigen Zwischenlagen des Spiegels wird er mehr oder minder verdunkelt, und zwar um so mehr, je mehr sich die Ebene der zweiten Reflexion der Verticalebene von Ost nach West nähert.

Der von dem ersten Spiegel B reflectirte

Strahl BC ist also kein gewöhnlicher Lichtstrahl mehr, sondern er hat verschiedene Seiten: seine Nord- und Südseite verhalten sich anders als seine Ost- und Westseite. Trifft die Nord- oder Südseite des reflectirten Strahles den zweiten Spiegel in paralleler Lage, so wird der Strahl auch zum zweiten Male vollständig reflectirt. Dies geschieht, wenn der zweite Spiegel mit dem ersten parallel gegen Süden oder in grade entgegengesetzter Lage gegen Norden gekehrt ist, wenn also eine durch den Strahl gelegte Axe von Ost nach West eben so mit der Ebene des zweiten wie mit der Ebene des ersten Spiegels zusammenfällt. Fällt dagegen die Ost- oder Westseite des reflectirten Strahls parallel mit der Ebene des zweiten Spiegels auf (mithin die Nord- oder Südseite desselben rechtwinklig gegen eine Horizontallinie im Spiegel), so wird der Strahl vollständig ausgelöscht oder verdunkelt. Dies geschieht, wenn der zweite Spiegel selbst gegen Westen oder Osten gekehrt ist, wenn also seine Reflexionsebene die des ersten Spiegels rechtwinklig kreuzt. In allen Zwischenstellungen fängt der zweite Spiegel die eine oder andere Seite des reflectirten Strahls mehr oder minder schräg geneigt gegen seine horizontale Axe auf, und alsdann wird der Lichtstrahl um so vollständiger auch zum zweiten Male reflectirt, je mehr die Lage des Spiegels einer der beiden zuerst beschriebenen sich nähert, um so vollständiger ausgelöscht, je mehr diese Lage einer der beiden zuletzt beschriebenen nahekommt.

Die Unterscheidung einer nördlichen und südlichen, im Gegensatz zu einer östlichen und westlichen Seite des Lichtstrahls ist nur der leichter verständlichen Bezeichnung wegen gewählt. Ein Lichtstrahl, welcher von der Oberfläche eines durchsichtigen Körpers unter einem bestimmten Winkel, gleichviel in welcher Richtung, reflectirt ist, zeigt überhaupt in zwei auf einander senkrechten Querschnittslinien ein verschiedenes Verhalten: von einem zweiten, unter gleichem Winkel gegen ihn geneigten Spiegel parallel der Querschnittslinie aufgefangen, welche der ersten Spiegelebene selbst parallel ist, wird er zum zweiten Male vollständig reflectirt; von dem zweiten Spiegel aber in einer Lage aufgefangen, welche die eben bezeichnete rechtwinklig kreuzt, wird er vollständig oder doch fast vollständig verdunkelt, ausgelöscht oder vernichtet. Ein Lichtstrahl von dieser Beschaffenheit heißt polarisirt und die Erscheinung selbst die Polarisation des Lichts.

Die Erscheinung der Polarisation tritt vollständig nur dann hervor, wenn der Winkel, unter welchem der Lichtstrahl auf den ersten polarisirenden Spiegel fällt, eine bestimmte Größe besitzt. Je nach der Substanz des Spiegels, der den Lichtstrahl polarisiren soll, ändert sich auch die Größe dieses Winkels, des Polarisationswinkels. Er ist ein anderer für Glas als für Wasser, Oel, Obsidian u. dgl., ein anderer für verschiedene Glassorten. — Aendert man die Neigung desselben Spiegels gegen den Lichtstrahl, so zeigen sich die Erscheinungen der Polarisation auch nur unvollkommen, um so unvollkommener, je weiter man von dem Winkel der vollständigen Polarisation abweicht. Der Lichtstrahl wird nur unvollkommen polarisirt. In der Lage, in welcher er bei vollständiger Polarisation durch den zweiten Spiegel völlig ausgelöscht oder verschluckt werden würde, zeigt er sich nun nur mehr oder weniger verdunkelt oder getrübt.

Völlig undurchsichtige Substanzen, wie die Metalle, polarisiren das Licht überhaupt nicht. Metallspiegel oder mit Folie belegte Glasspiegel sind deshalb für diese Versuche unbrauchbar. Nur solche Substanzen polarisiren das Licht, welche in gewissem Grade durchsichtig oder durchscheinend sind. Der Spiegel muß das auffallende Licht in zwei Theile zerlegen: einen Theil, welcher zurückgeworfen und einen Theil, welcher in das Innere des Körpers eingelassen und gebrochen wird. Man hat gefunden, daß der zurückgeworfene Strahl am vollständigsten polarisirt wird, wenn er rechtwinklig auf dem gebrochenen steht.

Auch der von dem durchsichtigen Spiegel durchgelassene und gebrochene Strahl ist polarisirt, minder vollkommen freilich, als der gespiegelte Strahl. Man kann ihn dadurch vollständiger polarisiren, daß man ihn durch mehrere Platten, Scheiben oder Schichten durchsichtiger Körper, z. B. durch mehrere (zehn bis zwölf) auf einander gelegte Glasplatten gehen läßt, also ihn wiederholten Brechungen und Spiegelungen unter dem geeigneten Winkel unterwirft. — Die Polarisation des gebrochenen Strahls ist immer rechtwinklig auf die Polarisation des gespiegelten Strahls. Dasselbe Verhalten, welches dem einen in einer gewissen Richtung eigen ist, zeigt der andere in der rechtwinklig da-

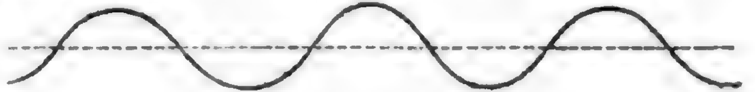
gegen gesetzten Richtung: wird z. B. der eine beim Auffallen auf den Spiegel in west-östlicher Richtung verdunkelt, so wird der andere beim Auffallen in süd-nördlicher Richtung verdunkelt, und umgekehrt.

Viele Krystalle, wie z. B. die Krystalle von Kalk- oder Doppelspath, Gips, Glimmer, Bergkrystall, Topas, Turmalin (Schörl) u. a. besitzen die Eigenschaft der doppelten Strahlenbrechung, d. h. sie zerlegen das unter gewissen Neigungen gegen ihre Flächen auffallende Licht beim Hindurchgehen durch sie in zwei getrennte, nach verschiedenen Richtungen hindurchgehende Strahlen, so daß man beim Hindurchsehen durch sie in gewissen Richtungen die dahinterliegenden Gegenstände doppelt sieht. Beide durch die doppelte Strahlenbrechung getrennte Strahlen zeigen sich polarisirt, und zwar immer der eine rechtwinklig auf die Polarisationsrichtung des anderen. — Man hat aus solchen doppelt brechenden Krystallen, namentlich dem Kalkspath und dem Turmalin, Platten oder Prismen herzustellen gewußt, welche nur den einen der gebrochenen Strahlen zum Auge gelangen lassen, den anderen aber zur Seite ablenken oder auslöschen. Apparate dieser Art, wie namentlich das aus Kalkspath verfertigte Nicol'sche Prisma (nach seinem Erfinder benannt) sind in vielen Fällen sehr bequem, theils um sich polarisirtes Licht zu verschaffen, theils um polarisirtes Licht weiter zu untersuchen.

Was ist nun die Ursache oder der Grund dieser merkwürdigen Erscheinung der Polarisation des Lichtes? oder worin besteht diese eigenthümliche Modification des Lichtes?

Durch eine Reihe der überzeugendsten Versuche und Schlüsse darf als ausgemacht angenommen werden, daß die Lichterscheinung durch die unglaublich rasche oscillirende oder vibrirende Bewegung einer uns sonst nicht wahrnehmbaren Materie, die wir Lichtäther nennen, hervorgebracht wird. Diese Materie ist nicht schwer, unwägbar, nicht durch den Gefühls- oder Tastsinn wahrzunehmen, nicht tastbar, also nichts Körperliches, und entzieht sich auch der Wahrnehmung durch alle übrigen Sinne. Sie erfüllt den ganzen, sogenannten leeren Weltraum und durchdringt alle Körper, welche das Licht fortzupflanzen vermögen. Man mag sie sich als äußerst fein und dünn und dabei im höchsten Grade elastisch, vielleicht den dünnsten Luftarten ähnlich vorstellen. Nur ihre Bewegungen empfindet das Auge als Licht, gleichwie das Ohr die Schwingungen oder Vibrationen der Körper, namentlich der Luft, als Ton oder Schall wahrnimmt. Auch die Bewegungen des Lichtäthers, die den Eindruck des Lichts hervorbringen, sind hin- und hergehende Schwingungen oder Vibrationen, und zwar rechtwinklig auf die Richtung des Lichtstrahls. Indem diese Schwingungen in grader Linie von Punkt zu Punkt fortschreiten, entsteht eine wellenförmige Bewegung, gleichwie im Wasser durch die auf- und niedergehende Bewegung der Wassertheile an der Oberfläche fortschreitende Wellen sich erzeugen, oder wie in einer gespannten elastischen Saite durch auf einander folgende Querschwingungen wellenförmige Bewegungen entstehen von einer Form wie sie Figur 2 andeutet. Die Wellen des

Fig. 2.



Lichtäthers sind so fein, daß ihrer 40,000 bis 70,000 auf die Länge eines Zolls gehen.

Und trotz dieser verschwindenden Kleinheit der einzelnen Lichtwelle schreitet das Licht doch in einer Secunde etwa 42,000 Meilen weit fort. Man kann daraus schließen, wie ungeheuer rasch die Lichtwellen auf einander folgen. Wie nun ein Ton um so höher wird, je rascher die ihn erzeugenden Wellen auf einander folgen, oder je kürzer diese Wellen sind, so erscheint das Licht, je nachdem seine Wellen mehr oder minder rasch auf einander folgen, oder kürzer oder länger sind, verschieden gefärbt.

Die Farben des Regenbogens in allen Uebergängen vom Roth durch Gelb, Grün, Blau zum Violett entstehen durch die verschiedenen Abstufungen der Geschwindigkeit oder Länge der Lichtwellen, welche diesen Eindruck hervorbringen. Das rothe Licht ist dasjenige, welches die längsten oder langsamsten Wellen hat. Die Farbe geht in zahllosen Nüancen vom Roth durch Gelb, Grün, Blau zum Violett über, wenn die Wellen rascher oder kürzer werden. Violettes Licht hat die raschesten oder kürzesten Wellen, fast doppelt so rasche oder nur halb so lange Wellen als rothes Licht. Im weißen oder farblosen Licht ist Licht von den verschiedensten Wellenlängen oder von allen möglichen Geschwindigkeiten

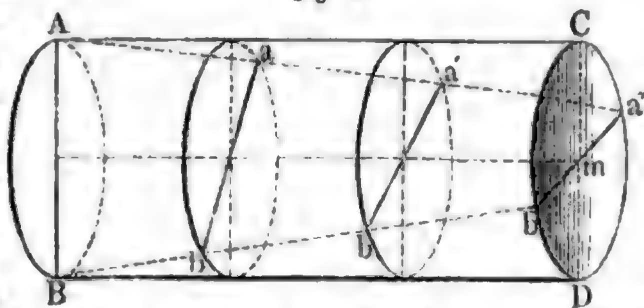
der Wellen vereinigt: es ist in Licht von den verschiedensten Farben zerlegbar. Gleichartiges oder homogenes Licht ist solches, welches durch Wellen von einer einzigen bestimmten Länge oder Geschwindigkeit hervorgebracht wird: gleichartiges Licht hat also nur eine Farbennüance, es ist einfach oder nicht in Licht von verschiedenen Farben zerlegbar.

Gewöhnliches Licht, gleichviel ob farbloses oder gefärbtes, zusammengesetztes oder einfaches, unterscheidet sich nun von dem *polarisirten* darin, daß bei jenem die Schwingungen des Aethers rechtwinklig auf den Lichtstrahl nach *allen* Richtungen rund um denselben vor sich gehen, bei diesem, dem polarisirten Lichte, dagegen *nur in einer bestimmten, durch den Strahl gelegten Ebene*. Wenn z. B. in der obigen Annahme der Lichtstrahl A B (Figur 1), welcher in einer von Norden nach Süden gehenden Ebene einfällt, durch Reflexion in dem Spiegel B polarisirt ist, so bewegen sich in dem polarisirten Strahle B C die Aethertheilchen nur noch hin- und herschwingend in der von Ost nach West gehenden Ebene O W, wie es durch die punktirten Pfeilstriche und Wellenlinien angedeutet ist. Diese Schwingungen fallen also parallel der Spiegelebene auf den zweiten Spiegel C, wenn derselbe gegen Süden oder Norden gekehrt ist, rechtwinklig gegen jene Ebene aber, wenn der Spiegel gegen Osten oder Westen gekehrt ist. In der ersten Lage setzen die Schwingungen sich parallel den vorigen auch nach der zweiten Reflexion in den Strahlen C F und C N fort und bleiben sichtbar: in der zweiten Lage aber, wo sie rechtwinklig gegen die zweite Spiegelebene anstoßen, werden sie vernichtet, und in den Richtungen C O und C W, in welcher ein gewöhnlicher Lichtstrahl ebenfalls reflectirt werden und sichtbar bleiben würde, erscheint das Licht ausgelöscht. Ein polarisirter Lichtstrahl ist nach dieser Erklärung ein solcher, dessen Schwingungen, rechtwinklig auf die Richtung des Strahls, nur in einer bestimmten durch denselben gelegten Ebene vor sich gehen. Diese Schwingungsebene ist bei den durch Reflexion polarisirten Lichtstrahlen rechtwinklig auf der Ebene, in welcher die Spiegelung erfolgt; bei den durch einfache Brechung polarisirten Strahlen aber fällt sie mit der Ebene zusammen, in welcher die Brechung erfolgt.

Begreiflicherweise ist hier der Ort nicht, die vorstehenden Angaben aus der Vibrationstheorie des Lichts auch hier zu rechtfertigen. Dem Uneingeweihten mag diese ganze Theorie künstlich und selbst gewagt erscheinen. Nichtsdestoweniger gehört sie zu denjenigen Hypothesen der Naturlehre, welche auf den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit Anspruch machen dürfen. Denn nicht bloß, daß sie alle Erscheinungen, welche in ihr Gebiet gehören, am ungezwungensten und vollständigsten und mit der geringsten Zahl von Voraussetzungen zu erklären vermag, so hat sie auch vielfach schon die entscheidende Probe bestanden, daß aus ihr gewisse Ergebnisse vorausgesagt sind, welche nachher der Versuch vollkommen bestätigt hat. — Für den vorliegenden Zweck beschränken wir uns darauf, aus den angeführten Thatsachen und Theorien wenigstens noch die Grundzüge des im Eingange erwähnten Verfahrens zu erklären, welches die Erscheinungen der Lichtpolarisation zur Bestimmung des Zuckergehalts in Auflösungen benutzt.

Wenn polarisirtes Licht durch eine Zuckerlösung hindurchgeht, so bleibt die Polarisationsebene oder die Ebene, in welcher die Aethertheilchen hin- und herschwingen, nicht in derselben Lage, sondern sie wird beim Fortschreiten des Strahls *gedreht*, und zwar *nach rechts herum*, wie der Zeiger einer Uhr. Angenommen, die Röhre A B C D (Figur 3)

Fig. 3.



sei an beiden Enden durch Glasplatten geschlossen und mit Zuckerlösung gefüllt. An dem Ende A B trete polarisirtes Licht ein, dessen Polarisationsebene vertical sei, also durch die grade Linie A B gehe, so daß die Schwingungen des Lichtäthers mit dieser Richtung zusammenfallen. Wäre nun die Röhre leer, oder mit Luft, reinem Wasser oder einer andern Flüssigkeit, welche auf das Licht keinen ungewöhnlichen Einfluß übt, gefüllt, so würde das Licht, nachdem es parallel der Axe durch die Röhre hindurchgegangen ist, beim Austritte am anderen Ende der Röhre noch eben so polarisirt sein, wie beim Eintreten in dieselbe, so nämlich, daß seine Polarisationsebene oder die Richtung seiner

Schwingungen noch vertical geblieben wäre, also mit C D zusammenfiele.

Statt dessen zeigt sich, wenn das Licht durch die Zuckerlösung gegangen ist, die Richtung seiner Polarisationsebene oder Schwingungen nach rechts herum gedreht, etwa in die Lage a″ b″, so daß sie nun mit der anfänglichen Richtung C D den Winkel C m a″ macht. Und in diese Lage ist sie nicht plötzlich, sondern allmälig übergegangen, so daß sie beim Fortschreiten des Lichts durch die Röhre in den gezeichneten Querschnitten nach und nach in die Lage a b, a′ b′ und a″ b″ kommt. Die Richtung der Polarisation A B macht also beim Durchgange des Lichts durch die Zuckerlösung eine Schraubenwindung, und zwar nach rechts herum in der Richtung von C nach a″. Von diesem Vorgange überzeugt man sich, indem man polarisirtes Licht nach seinem Austritte aus der Zuckerlösung durch einen zweiten Polarisationsapparat untersucht. Bei einfachem, gleichartigem oder einfarbigem Lichte zeigen sich alsdann die Erscheinungen der größten Helligkeit oder Verdunkelung nicht in der Richtung der ursprünglichen Polarisation und der darauf rechtwinklig stehenden, sondern in zwei Lagen, welche von diesen um einen bestimmten Winkel und zwar nach rechts hin abweichen. Die Lösungen von krystallisirbarem Zucker, und in ähnlicher Weise die von Weinsteinsäure, so wie Citronenöl und mehrere andere Flüssigkeiten drehen die Polarisationsebene des Lichtes nach rechts herum, während die Lösungen von Milchzucker, Terpentinöl und andere Flüssigkeiten dieselbe nach links drehen.

Die Drehung der Polarisationsebene des Lichts in Zuckerlösungen von gleichartiger Beschaffenheit wird um so größer, je länger die Flüssigkeitssäule ist, durch welche das polarisirte Licht hindurchgehen muß. Sie wird aber auch in demselben Maße größer, in welchem die Flüssigkeit mehr Zucker aufgelöst enthält. Indem man also Zuckerlösungen von verschiedenem Procentgehalte in Röhren von derselben Länge füllt, läßt sich aus der Größe des Ablenkungswinkels, um welchen die Polarisationsebene des hindurchgehenden polarisirten Lichtes aus ihrer ursprünglichen Lage gedreht wird, auf den Procentgehalt der Lösung an reinem krystallisirbarem Zucker schließen. Man braucht nur zu wissen, um einen wie großen Winkel eine Zuckerlösung von bestimmtem Procentgehalt und bestimmter Länge jene Ebene dreht. Wird dann der Winkel gemessen, um welchen eine andere Zuckerlösung von gleicher Länge (in derselben Röhre) die Polarisationsebene des hindurchgehenden Lichtes von ihrer anfänglichen Richtung ablenkt, so gibt das Verhältniß beider Winkel auch das Verhältniß des Procentgehaltes beider Auflösungen an reinem Zucker, und daraus wird durch eine leichte Rechnung der Zuckergehalt der untersuchten Auflösung gefunden. Das ist das Wesen der Bestimmung des Zuckergehalts von Auflösungen durch polarisirtes Licht.

Bei den jetzt meistens gebräuchlichen Apparaten zu dieser Bestimmung werden zwei sogenannte Nicol'sche, aus Kalkspath verfertigte Prismen angewandt, welche nur in einer Richtung polarisirtes Licht durch sich hindurchlassen, das eine vor die mit der Zuckerlösung gefüllte Röhre gestellt, um das in dieselbe eintretende Licht zu polarisiren, das zweite hinter die Röhre gestellt, um die Lage der Polarisationsebene des austretenden Lichts zu bestimmen und durch den damit verbundenen Winkelmeßapparat den Winkel zu messen, welchen die Polarisationsebenen des ein- und austretenden Strahls mit einander einschließen.

Bei den zuletzt beschriebenen Erscheinungen wurde vorausgesetzt, daß das polarisirte Licht, welches man durch die Zuckerlösung hindurchgehen läßt, gleichartiges oder einfarbiges sei. Die Erscheinungen fallen anders aus, wenn man, wie es gewöhnlich geschieht, weißes oder farbloses Licht anwendet. Das weiße oder farblose Licht ist, wie oben bemerkt, eine Zusammensetzung aller möglichen Farben in allen den Nüancen, welche der Regenbogen zeigt. Polarisirtes Licht von verschiedenen Farben ändert aber beim Durchgehen durch dieselbe Zuckerlösung (oder durch jeden anderen Körper von ähnlicher Einwirkung) die Lage seiner Polarisationsebene, je nach der Farbe, in geringerem oder größerem Maße: rothes Licht am wenigsten, und in zunehmendem Maße gelbes, grünes, blaues, violettes Licht, in der Ordnung wie die Farben des Regenbogens auf einander folgen, am stärksten violettes Licht, und dieses mehr als doppelt so viel wie rothes Licht. Die Polarisationsebene des Lichtes von jeder besonderen Farbe wird also um so weniger gedreht, je länger und langsamer seine Wellen, um so mehr, je kürzer und rascher seine Wellen sind. Beim Austreten aus der Zuckerlösung haben daher die Polarisationsebenen der verschiedenen Bestandtheile des weißen Lichts Drehungen um sehr ver-

schiedene Winkel erfahren, und indem man alle diese Lichtarten durch denselben zweiten Polarisationsapparat, den sogenannten Zerlegungsapparat, gehen läßt, wird das Licht der einen Farbe vermöge der Lage seiner Polarisationsebene in derselben Stellung völlig ausgelöscht, während das Licht der anderen Farben nur mehr oder weniger verdunkelt wird oder ganz hell bleibt. Die übrig bleibenden Farben geben beim Hindurchsehen durch den zweiten Apparat einen gemischten Farbenton, welcher mit der Stellung dieses Apparates wechselt, je nachdem die eine oder andere, am vollständigsten durchgelassene Farbe vorherrscht. Bei keiner Stellung des zweiten Polarisationsapparates tritt aber mehr eine vollständige Verdunkelung des einfallenden Lichtes ein, wie es unter denselben Umständen beim einfarbigen oder gleichartigen Lichte geschah.

Unter den gemischten Farbentönen zeigt sich nun einer als vorzugsweise leicht erkennbar, in der Art, daß bei der geringsten Drehung des Zerlegungsapparates, gewöhnlich eines Nicol'schen Prisma's, nach der einen oder anderen Seite sofort eine auffällig verschiedene Farbe eintritt. Dieser empfindliche Farbenton ist ein tiefes Pupurviolett, eine Mischfarbe, in welcher von den Bestandtheilen des weißen Lichts alles Gelb vollständig fehlt, und dieser Farbenton geht bei der geringsten Drehung des Zerlegungsapparates nach der einen Seite in entschiedenes Roth, nach der anderen Seite in entschiedenes Blau über. Man hat deshalb jene Farbe die Uebergangsfarbe (teinte de passage) genannt, und zum Merkzeichen gewählt, bis wohin man das Nicol'sche Prisma oder überhaupt den Zerlegungsapparat zu drehen hat, um den Winkel zu messen, um welchen sich die Polarisationsebene des Lichts beim Durchgange durch die zu untersuchende Zuckerlösung gedreht hat. Man stellt zu dem Ende das Nicol'sche Prisma so ein, daß die Uebergangsfarbe in der Mitte des Gesichtsfeldes und auf der einen Seite desselben Roth, auf der anderen Seite Blau erscheint.

Die beschriebene Art der Beobachtung ist im Wesentlichen diejenige, welche Mitscherlich dem von ihm erfundenen und nach ihm benannten Polarisationsinstrumente zum Grunde gelegt hat. Eine genauere Beschreibung dieses Instrumentes so wie der Art, wie mit demselben die erforderlichen Messungen angestellt und aus diesen die Angaben über den Zuckergehalt der untersuchten Auflösung berechnet werden, wird man hier nicht erwarten.

Noch ein anderes Hilfsmittel der Beobachtung wird in dem von Soleil erfundenen Polarisationsinstrumente zu demselben Zwecke angewandt. Es würde aber zu weit führen, auch dieses Verfahren aus seinen physikalischen Grundlagen zu erläutern. Darin stimmen die verschiedenen Beobachtungsmethoden zur Bestimmung des Zuckergehalts in Auflösungen vermittelst der Erscheinungen der Lichtpolarisation überein, daß sie den Winkel zu messen suchen, um welchen solche Lösungen die Polarisationsebene des durch sie geleiteten polarisirten Lichtes drehen. Die Gesetze dieser Drehung und der Lichtpolarisation überhaupt sind die physikalischen Grundlagen jener Methoden, und mehr als diese aus einander zu setzen und die Möglichkeit ihrer Anwendung zu dem angegebenen Zwecke zu zeigen, lag nicht im Plane dieser Abhandlung.

Die

Eingeborenen der Nikobaren.

Ein Beitrag zur Kenntniß der Bewohner dieser Inselgruppe.

Aus den Mittheilungen, welche Dr. Karl Scherzer der Wiener k. k. geographischen Gesellschaft gemacht hat.

Der Aufenthalt der Fregatte Novara auf den Nikobaren, jenem herrlichen, so glücklich gelegenen Archipel, — dessen bereits Marco Polo und zwei mohamedanische Reisende des neunten Jahrhunderts erwähnen, und der gleichwohl bis heute noch in seinen meisten Theilen unbekannt und undurchforscht ist — war, geboten durch unabweisbare Umstände, leider nur ein kurzer. Von den 32 Tagen, welche die Expedition auf den Besuch dieser Inselgruppe verwendete, konnten nur sechzehn von den Naturforschern wissenschaftlichen Beobachtungen am Lande gewidmet werden. Eine völlige Unwirthbarkeit und Unsicherheit der betretenen Punkte, so wie das arg verschrieene, Europäern angeblich so feindliche Klima gestatteten außerdem nicht, auf dem Lande zu übernachten, sondern erhoben, im Interesse des allgemeinen Gesundheitszustandes, die Rückkehr zur Fregatte vor Sonnenuntergang und die tägliche Aus- und Einschiffung zur dringenden Nothwendigkeit. Durch dieses Ver-

fahren, welches sich allerdings in der Folge als höchst wichtig erwies, gingen aber kostbare Morgen- und Abendstunden für die Arbeiten auf dem Lande verloren. Die Witterung war allerdings die günstigste, die man sich wünschen konnte. Während der ganzen Dauer des Aufenthaltes regnete es nur ein einziges Mal. Die gesundheitsschädlichen Dünste, welche diese dichten Urwälder während der Regenzeit in ungeheuren Massen aushauchen müssen, waren jetzt durch monatelange Trockenheit auf jenes Minimum reducirt, das einer Waldvegetation nie fehlt, die in den Urwäldern Central-Amerika's, an den Ufern des Sarapiqui und in den Wildnissen des Montagua wohl tropisch-gewaltiger und ehrfurchtgebietender, nirgends aber dichter und undurchdringlicher vorkommen wie hier. Aber dieselben Witterungsverhältnisse, welche die Anwesenheit auf den einzelnen Inseln weniger unbehaglich und minder gesundheitsfeindlich machten, wurden zugleich die Ursache einer schwerfälligen Fortbewegung. Was jedoch den flüchtigen Aufenthalt auf diesen Inseln, namentlich in ethnographischer Beziehung, noch unfruchtbarer machte, war die außerordentliche Furchtsamkeit und Angst, welche die Eingebornen jedesmal beim ersten, ungewohnten Anblick von Europäern erfaßt, besonders wenn diese auf einem so imposanten Kriegsfahrzeug daherkommen, wie die Reisenden auf der Novara. Beim Besuch jeder neuen Insel wiederholte sich die seltsame Erscheinung, daß zuerst die ganze Einwohnerschaft aus ihren erbärmlichen Ansiedlungen dicht am Ufer, scheu wie aufgeschrecktes Hochwild nach einem Versteck im Urwald flüchtete, daß allmälig einzelne Mannsgestalten, wahrscheinlich die beherztesten und furchtlosesten unter ihnen, zum Vorschein kamen, daß der Anblick von Weibern, Greisen und Kindern aber den Reisenden völlig versagt blieb.

Die Eingebornen der Nikobarengruppe, deren Gesammtzahl auf 5- bis 6000 Seelen geschätzt wird, sind große, wohlproportionirte Menschen von einer dunkelbronzenen Hautfarbe, welche durch die häufige Sitte, sich den Körper mit dem Oele der Cocosnuß zu beschmieren, vielfach eine glänzende Tinte und einen eigenthümlichen Geruch erhält. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß, wie die Fetteinreibungen der Indianerstämme am obern Mississippi in der Absicht geschehen, ihre nackten Körper gegen die directe Kälte zu schützen, die Einbalsamirung der Nikobaren mit Cocosnußöl vielleicht ihrer Ansicht nach eine übermäßige Hautausdünstung und Hautkrankheiten verhindern soll. Das Bemalen des Gesichtes scheint nicht so häufig vorzukommen als frühere Schriftsteller über die Nikobaren angeben. Wir sahen nur einen einzigen Eingebornen im Dorfe Malacca auf der Insel Nankaurie, der sich Stirn und Wangen mit dem rothen Färbestoff der Samenkörner der Bixa Orellana beschmiert hatte. Tättowirungen sind mir niemals aufgefallen, und selbst den schönen, zuweilen wahrhaft kunstvollen Hautpunktirungen der sie besuchenden Birmesen und Malayen auf Händen und Füßen scheinen sie keinen Geschmack abzugewinnen. Leberflecke auf der Brust und auf den Armen sind eine ziemlich häufige Erscheinung. — Die Stirn der Nikobaren ist leicht gewölbt, in vielen Fällen sogar schön geformt, fällt aber etwas zurück; ihr Gesicht ist in der Regel breit, und nähert sich, wenn man die ziemlich starken Jochbeine nicht berücksichtigt, der ovalen Form. Die Nase ist von gewöhnlicher Größe, aber immer ungemein breit und ohne feinen Schnitt; einzelne Individuen fand ich auffallend langnasig. Durch den ekelerregenden Gebrauch des unaufhörlichen Betelkauens erscheint der große Mund krankhaft verändert.

Bei einzelnen Individuen hat diese garstige Sitte eine derartige Deformität in den Zähnen zur Folge gehabt, daß dieselben nur wie eine dicke bösartige Geschwulst zwischen den dicken aufgeschwollenen Lippen hervortreten. Auf der Insel Treis hat Dr. Schwarz einen ältern Eingebornen gesehen, dem das übermäßige Betelkauen die Zunge bereits in ähnlicher Weise angegriffen hatte wie die Zähne. Das Kinn ist gewöhnlich, ohne hervorstechenden Charakter, etwas zurückweichend. Die Jochbeine sind breit und hervorragend, die Jochbrücke hat eine ziemlich starke Bogenspannung. Die Ohren sind klein, die Ohrläppchen dagegen so breit durchbohrt, um ein einen Zoll dickes Bambusröhrchen als Verzierung darin tragen zu können.

Einzelne benutzen diese breite Oeffnung, um Cigarren aufzubewahren. Die spärlichen Augenbrauen wölben sich nicht über den ganzen Bogen des betreffenden Augenhöhlenrandes. Das Haar ist meistentheils schön schwarz, dicht und weich, manchmal auf beiden Seiten weit herabfallend. Der Bart ist bei den Nikobaren sehr spärlich, und Fälle eines Schnur- oder Spitzbartes sind seltene Ausnahmen. Indeß scheint ein Bart auch nicht grade zu den

Dingen zu gehören, welche das Schönheitsideal eines Nikobaren ausmachen. Wenigstens sah ich die Eingebornen, so oft sie Gelegenheit fanden, aus meinem Etui eine Schere zu erhaschen, stets eifrig bemüht, sich selbst der wenigen Haare zu entledigen, welche auf der Oberlippe, zu beiden Seiten des Mundes und in der Mitte des Kinns zuweilen schüchtern zum Vorschein kamen. Ihr Gesichtsausdruck ist im Allgemeinen ernst, ruhig, gleichgiltig. Ich sah in ihren Zügen niemals eine Bewegung, die eine Freude über ein erhaltenes Geschenk zu erkennen gegeben hätte, auch wenn sie erst noch so großes Verlangen nach dessen Besitz zeigten. Die einzige Bewegung, welche manchmal im Allgemeinen so gleichgiltige Gesichter verriethen, war ein Ausdruck der Angst und Besorgniß, wenn sie eine große Anzahl bewaffneter Menschen auf der Insel landen sahen. Die große Physiognomien-Aehnlichkeit der einzelnen Individuen rührt wohl, wie bei den Indianern Central- und Südamerika's von den engen Heirathen her, welche unwillkürlich stattfinden müssen, wo, wie auf den nikobarischen Inseln, ein paar hundert Menschen oft die ganze Bevölkerung eines Eilandes ausmachen, und ein Verkehr mit den Nachbarinseln ein so beschränkter ist.

Was Fontana's Angabe betrifft, daß die Eingebornen sich niemals die Nägel schneiden, dagegen ihre Augenbrauen abrasiren, so habe ich auf keiner der von uns besuchten Inseln dieselbe bestätigt gefunden, wenngleich einzelne Individuen wahrscheinlich in Nachäffung der malayischen und chinesischen Sitten bisweilen ganz ungewöhnlich lange Nägel haben. Verkrüppelte oder in ihrer Entwickelung zurückgebliebene Individuen sah ich bloß zwei; zu erstern gehört ein Eingeborner auf Kar-Nikobar, dem durch eine Verrenkung der Armspeichen im Handwurzelgelenke der linke Arm völlig abgemagert und lahm war; zu den zweiten eine Art Zwerg auf derselben Insel, mit Markirung kindlicher Fettleibigkeit an den Extremitäten und mit so schwülstigen verkürzten Fingern, daß er im Ort der Kurzfingerige (Kiúta-Kunti) genannt wird. Einen interessanten Blick in die Behandlung der Armen und Arbeitsunfähigen von Seite der Bewohner Kar-Nikobar's mag die Antwort eines Eingebornen auf meine Frage geben, wer wohl für den armen, unbeholfenen Kurzfinger sorge? — „Ich, wir Alle," antwortete der bronzfarbige Halbwilde, und machte dadurch den weißen Sohn der Cultur fast erröthen, der sich dabei an die irischen Hungergestalten und das Erzgebirge erinnerte! — Was der Ethnograph der Galathea über das Vorkommen der Hängebäuche berichtet, fanden wir durch persönliche Wahrnehmung auf keiner der besuchten Inseln bestätigt, obgleich uns eine Anzahl sehr wohlbeleibter Gestalten zu Gesichte kam. Ueber das muthmaßliche, zeitweilige Auftreten verheerender Seuchen vermochte ich zu keiner Gewißheit zu gelangen; indeß haben sie in ihrer Sprache ein Wort für Pocken, wovon ich mich durch die Confrontation eines Malayen, dessen Gesicht von den Narben dieser bösartigen Krankheit fürchterlich entstellt war, persönlich überzeugte.

Die Kleidung der Männer ist eine außerordentlich einfache; dieselbe besteht in nichts anderm, als einem langen, sehr schmalen Streifen blauer Leinwand, den sie um den Leib winden und zwischen den Beinen nach rückwärts ziehen, am Gürtel befestigen und hinten herabhängen lassen; eine Sitte, welche dem schwedischen Reisenden Keoping, der im Jahre 1647 am Bord eines holländischen Schiffes auf der Fahrt nach Osten an den nikobarischen Inseln anlegte, zur Annahme verleitete, daß diese Inseln von Menschen bewohnt wären, welche Schwänze gleich Katzen hätten und dieselben auch in gleicher Weise bewegten.

Obwohl bei einem Klima von einer jährlichen Durchschnittswärme von 27 Grad Celsius das Bedürfniß einer Körperbekleidung völlig wegfällt, so tragen doch die Eingebornen ein außerordentliches Verlangen nach europäischen Kleidungsstücken, und wenn es überhaupt möglich ist, ihren kalten gleichgiltig-unbeweglichen Gesichtern irgend einen Zug der Befriedigung abzulocken, so kann diese gewiß nur durch die Beschenkung mit einem Hemd, einem Rock oder einem runden schwarzen Seidenhut geschehen. Da aber die Eingebornen selten mehr als ein Kleidungsstück zum Geschenk bekommen, und oft so manches Jahr wieder vergeht, bis sich zu diesem ein zweites findet und allmälig der Anzug complett wird, so erscheinen die Nikobaren vor den Fremden in den wunderlichsten Aufzügen, bald ganz nackt, bloß einen runden schwarzen Hut am Kopf, oder ohne Hemd, Hose und Kopfbedeckung in einem Frack gespreizt daherstolzirend, der am plumpen nackten Leib des braunen Natursohnes weit mehr das Ansehen einer Zwangsjacke hat, als das eines Toilettenstückes. Zum Beweise, wie weit in dieser

Beziehung die Eitelkeit der Eingebornen geht, mag folgendes Beispiel dienen: Der Häuptling des Dorfes Saoui auf der Insel Kar-Nikobar wurde mit einer Phantasie-Uniform aus ziemlich schwerem groben Tuche beschenkt, deren Tragen dem bisher höchstens mit einem Leinwandhemd bekleideten Halbwilden bei der hohen Temperatur des Klima's und dem Mißverhältniße, welches zwischen der Größe des Kleidungsstückes und der Körperbeschaffenheit des wohlbeleibten Häuptlings bestand, offenbar äußerst unbehaglich fallen mußte. Gleichwohl bestachen ihn die buntfarbigen Aufschläge und der Schimmer der Metallknöpfe, kurz das Exotische des Rockes dermaßen, daß er, so lange wir in Saoui verweilten, stets in dieser bunten Uniform erschien, und zwar stets bis zum Hals zugeknöpft, und mit einer leinwandenen Unterhose und einem schwarzen Filzhut den Anzug complettirend!

Ueberhaupt tragen die Eingebornen bei der Wahl eines Kleidungsstückes mehr der Eitelkeit als dem wahren Bedürfnisse und der Zweckmäßigkeit Rechnung. Ein großer, runder weißer Hut mit breiter Krempe, den ich einem Eingebornen schenkte, fand nicht den geringsten Anklang, obwohl derselbe durch Farbe und Form weit mehr gegen die directe Einwirkung der Sonenstrahlen schützte, als ein hoher, schmalkrempiger, schwarzer, modischer Seidenhut, auf dessen Besitz die Bewohner von Kar-Nikobar und Nankauri einen ganz besondern Werth legen. Im Tauschhandel geben sie für eine solche oft schon ganz abgenutzte Kopfbedeckung 1600 Cocosnüsse, während sie für ein langes breites Stück buntfarbigen Mousselin, in welches sie ihre Todten zu hüllen pflegen, nur 1200 reife Cocosnüsse bieten. Der idealste Kopfputz der Nikobaren ist ein Stirnband aus getrocknetem Bast, das ihnen ein äußerst malerisches Ansehen gibt, Zierrathen, Halsschnüre, Glasperlen sah ich sie nur wenig tragen, kaum zwei oder drei junge Männer hatten Hals und Hände mit ziemlich massiven Ringen aus Silber und Eisendraht verziert. Mag sein, daß die meisten ihren nationalen Schmuck abgelegt hatten, oder daß die Sitte sich zu schmücken hauptsächlich ein Vorrecht des weiblichen Theiles der Bevölkerung ist. Leider habe ich nur eine einzige Nikobarin zu sehen bekommen, und zwar auf der Insel Nankauri, im Dorfe Inuang; sie war an einen Eingebornen aus Pulo Pinang verheirathet, der auf einer grade daselbst vor Anker liegenden Barke als Koch diente. Die nikobarischen Frauen sollen im Allgemeinen — was auch Dr. Hochstetter, der während eines Ausfluges nach der Insel Trinket in einem Canot der Eingebornen mehrere Weiber unter ihren Familien zufällig überraschte, bestätigt — noch garstiger und von einem weit derberen Aussehen sein, als die Männer; sie haben die Haare abgeschoren und gehen, mit Ausnahme eines Stückes Leinwand, das sie, wie die Indianerinnen Mittelamerika's, mehrere Male um den Leib winden, völlig nackt. Indeß glaube ich, daß einem Reisenden auch der Anblick des weiblichen Geschlechtes nicht so lange versagt bleibt, als es für den Anfang den Anschein hat. Die Eingebornen gewöhnen sich nämlich leicht an das Hinzutreten eines fremden Elementes, sobald sie sich nur von ihrem ersten Schrecken erholt und überzeugt haben, daß man ihnen nichts zu Leide thun will. Als wir fünf Tage nach unserem ersten Besuch auf Kar-Nikobar an der entgegengesetzten Seite der Insel (der Ostküste) landeten, bemerkten die Eingebornen, „sie fürchten sich jetzt nicht mehr vor uns, da wir bereits ein zweites Mal hier seien!“ Eine ähnliche Erfahrung machte ein junger Franzose von der Insel Bourbon, der, um eine Ladung reifer Cocosnüsse für ein sardinisches Schiff vollzumachen, sich seit zehn Tagen erst auf Kar-Nikobar aufhielt und vor dem sie keine Hehl mehr machten, ihm ihre Familien zeigten und Augenzeuge bei ihren Festen sein ließen.

Die Wohnungen der Nikobaren sind größtentheils runde, bienenkorbartige Hütten, die auf einer Anzahl 6 bis 8 Fuß hoher Pfähle ruhen, so daß man in das Innere derselben nur auf einer Leiter gelangen kann, welche in der Regel aus zierlich verbundenen Bambusstäben zusammengefügt ist. Einfach wie der Bau dieser Hütte ist, entbehrt dieselbe dennoch nicht, namentlich auf der Insel Kar-Nikobar, eine gewisse Zierlichkeit, ich möchte fast sagen Eleganz, und die Bedachung aus Palmenstroh sowohl, wie die aus Palmenstäben und Rotanggeflecht gebildeten Wände sind Spuren einer Industrie, welche selbst einem civilisirten Volke zur Ehre gereichen würde. Jede Hütte besteht nur aus einem einzigen Raume, welcher der Familie nicht nur zum Wohnen und zur Schlafstelle, sondern gleichzeitig auch zur Küche dient. Darum erscheint auch das Innere stets völlig angeräuchert und hat meist das Ansehen eines großen umfangreichen Schornsteins. Allein diese au-

genfeindliche Sitte mag wenigstens nicht ohne wohlthätige Wirkung auf die Gesundheit der Bewohner sein, indem der häufige Rauch, besonders während der feuchten Jahreszeit, nicht ohne Einfluß auf die vom Boden aufsteigenden bösen Dünste bleiben dürfte.

Eine Anzahl von Speeren und Harpunen, die zwischen den Fugen der Wände der Nikobarenhütte stecken, eine Menge ausgehöhlter Cocosschalen, die als Trinkgefäße dienen, und ein paar plumpe, irdene, unglasirte, leicht zerbrechliche Kochgeschirre zur Bereitung und Aufbewahrung des aus der Pandanusfrucht gewonnenen Breies, ein Hauptnahrungsmittel der Eingebornen, so wie einige runde, zierlich aus Rotang geflochtene Körbe und Kistchen aus Palmenscheiden machen fast das ganze Möbelment einer Nikobaren-Behausung aus, wenn man nicht die vielen ringsherum hangenden, roh geschnitzten Talismane, gegen die so sehr gefürchteten Teufelsbesuche, gleichfalls dazunehmen will. Niemals bemerkte ich im Innern einer solchen Hütte eine Bank, einen Stuhl, einen Tisch oder eine Bettstelle, nicht einmal eine Hängematte, die doch selbst in der Kabane des ärmsten westindischen Negers oder centralamerikanischen Aboriginers nicht fehlten. Nur ein einziges Mal sah ich einen Häuptling im Dorfe Saoui auf Kar-Nikobar von einem schaukelartigen Sitz Gebrauch machen, der aus einem schmalen schwanken Brettchen und zwei Tauen aus der Faser der Cocosnußschale bestand, welche mit dem einen Ende am Brett, mit dem andern auf dem Dachbalken der Hütte befestigt waren.

Im Allgemeinen kauern oder hocken die Eingebornen auf der Erde, oder sitzen auf einer zufällig am Boden liegenden Cocosnuß, während sie sich des Nachts auf eine Blüthenscheide der Arekapalme hinstrecken und ihrem Kopf höchstens ein Stück hartes Holz zur Unterlage dient.

Eine solche Hütte, die ungefähr 20 Klafter im Unfang hat, und von denen 6 bis 7 ein Dorf ausmachen, beherbergt in der Regel 8 bis 10 Menschen, obwohl eine Familie im strengsten Sinne des Worts schwerlich aus mehr als 5 bis 6 Personen bestehend angenommen werden kann. Da die Nikobaren äußerst gastfreundlich sind, sich einander häufig besuchen und gegenseitig zu Festen einladen, so soll es vorkommen, daß manchesmal zwanzig und mehr Menschen in einer solchen Hütte die Nacht zubringen.

Zwei Gewächse bilden, obgleich sie nicht zu den nahrungsspendenden Vegetabilien gezählt werden können, gleichwohl eine Hauptbedingung für die Existenz der Eingebornen. Es sind dies die Arekapalme und der Betel-Pfefferstrauch.

Die Nuß der Arekapalme (Areca Catechu) und das grüne Blatt des Betelstrauches (Piper betle) bilden nämlich nebst gebranntem Korallenkalk die Hauptingredienzien des Betels, jener merkwürdigen Kaucomposition, welche für die Völker Ostindiens und der angrenzenden Inseln von einem Luxusartikel zu einem Gegenstande des ersten Bedürfnisses geworden ist. Die Arekapalme, mit ganz grade emporsteigendem Stamme und einer ungemein eleganten Krone geschmückt, ist auf der ganzen Inselgruppe einheimisch, und kommt daselbst in großer Menge vor. Dieselbe könnte bei dem ungeheuern Verbrauche ihrer Früchte als Kaumittel sowohl, wie in der Heilwissenschaft, wenn die Eingebornen nur etwas Sinn für Cultur hätten, einen reichlichen Gewinn abwerfenden Handelsartikel bilden. Der Betelstrauch dagegen scheint erst — wenigstens auf einigen Inseln, von der malayischen Halbinsel eingeführt worden zu sein. Wenigstens erzählte mir ein malayischer Schiffscapitän Namens Abong aus Pulo Pinang, den ich an der Nordküste von Groß-Nikobar grade mit einer Ladung von Cocosnüssen und Trepang beschäftigt fand, daß die grüne Betelpflanze sonst im Verkehr mit den Eingebornen von Groß-Nikobar oder Sambelong einen vortheilhaften Tauschartikel ausmacht, und daß er selbst noch vor einer Anzahl von Jahren frische Pflanzen dieses Pfefferstrauches zum Anbau nach jener Insel brachte und gegen Cocosnüsse vertauschte. Dermalen wird diese, sich leicht ohne alle Pflege verbreitende Kletterpflanze in solcher Menge angetroffen, daß nicht nur deren Einfuhr schon lange aufgehört hat, sondern sogar nur ein Theil des Blätterertrages von der geringen Bevölkerung verbraucht werden kann.

Mir bleibt es immer ein Räthsel, worin wohl der große Genuß des Betelkauens bestehen mag, daß dieser ekeleregende Gebrauch eine so ungeheure Verbreitung vom ärmsten Sclaven bis zum reichsten Fürsten Indiens erlangte, Arme wie Reiche, ja Frauen und Kinder eben so wie Männer zu fesseln im Stande ist, als mir der Zufall eine Stelle aus einem Sanskritgedichte (Hytopedesa, S. 89) in die Hand spielte, welche die dreizehn Cardinaleigenschaften des Betelblattes in folgender Weise schildert:

„Betel ist scharf, bitter, gewürzig, süß, laugenhaft, herb, carminativ, ein Phlegmazerstörer, Wurmantidot, ein Verdufter des Athems, eine Zierde des Mundes, ein Beseitiger von Unreinigkeiten, ein Anfacher der Flamme der Liebe! O Freund! diese dreizehn Eigenschaften sind selbst im Himmel schwer wieder zu begegnen.“

Es wäre immerhin eine interessante Aufgabe, den Einfluß zu untersuchen, den das beständige Kauen des Betels auf die Verdauung der Eingebornen der Nikobaren und die Entwicklung ihrer Kauorgane hervorbringt, welche dadurch fortwährend in so gewaltiger Bewegung erhalten werden.

Was uns Allen bei den Nikobaren ganz besonders auffiel, war die furchtbare Entartung ihrer Zähne, während dieselben bei andern betelkauenden Völkern gleich dem Zahnfleische und den Lippen bloß ganz dunkelroth gefärbt sind. Ich schrieb dies anfänglich der Verschiedenheit der gekauten Ingredienzien zu, habe mich aber zu wiederholten Malen überzeugt, daß der Betel der Nikobaren aus nichts anderem besteht, als aus einem Stückchen Arekanuß (hijáh), das in ein grünes, mit etwas Kalk schön bestrichenes aromatisches Betelblatt (hakéi) gewickelt und so in den Mund genommen wird.

Die Hindus mischen dagegen zu diesen Ingredienzien, die sie fortwährend in eleganten Dosen bei sich führen, eine aus dem Mark der Acacia Catechu, einer Mimosenart, gewonnene abstringirende Substanz (früher terra japonica genannt, weil man sie erst für ein Mineralproduct hielt), zuweilen fügen sie zur gewöhnlichen Kaucomposition auch ein von der Melaleuca cajeputi gewonnenes Harz und etwas Taback hinzu.

Die Ursache der so fürchterlich zerstörenden Wirkung des Betels auf Zähne und Lippen der Nikobaren dürfte wahrscheinlich in einem verschiedenen Mischungsverhältniß der Kausubstanzen, vielleicht im Verbrauch einer größern Quantität von Kalk liegen. Was hingegen über die Sitte der Nikobaren, ihre Zähne zu feilen und sie mit gewissen ätzenden Stoffen einzureiben, verlautet, beruht ausschließlich auf einer Vermuthung, die ich weder durch persönliche Beobachtung, noch durch die Aussage der Eingebornen und der grade auf Nankauri und Groß-Nikobar anwesenden malayischen Kaufleute bestätigt fand.

In gesellschaftlicher wie in geistiger Beziehung erblicken wir die Bewohner der Nikobaren noch völlig im Zustande der Kindheit des Menschengeschlechtes. Sie pflegen sehr frühzeitig zu heirathen, nehmen nur ein Weib, altern aber ungemein rasch. Von einigen Hundert Eingebornen, mit denen ich während meines Aufenthaltes auf den verschiedenen Inseln zusammentraf, war kaum einer älter als vierzig Jahre, die meisten waren, nach einer oberflächlichen Schätzung 20 — 30 Jahre alt. Wenn man also nicht voraussetzt, daß sämmtliche alte Männer, gleich den Weibern und Kindern die Flucht ergreifen, was bei der gewöhnlichen Gebrechlichkeit des Alters wohl nicht leicht anzunehmen ist, so dürften die Eingebornen kein sehr hohes Lebensalter erreichen. Dagegen wage ich bei der Kürze des Aufenthaltes und dem nur äußerst flüchtigen Verkehr mit den Eingebornen keine Meinung auszusprechen über die Entwicklung oder Abnahme der Bevölkerung, die durchschnittliche Zahl der Kinder, die Behandlung der Alten, der Frauen und Kranken.

Von der heilwirkenden Kraft gewisser Urwaldpflanzen haben die Eingebornen nur sehr wenig Kenntniß. Was sie an Medicin besitzen, haben sie größtentheils durch englische Schiffscapitäne aus Europa erhalten. Obwohl sie auf deren Besitz ein ungeheures Gewicht legen, so schaden ihnen diese Medicinen doch mehr als sie ihnen nützen, weil sie dieselben nicht zu gebrauchen verstehen und oft die unsinnigsten Anwendungen davon machen. Wahrscheinlich hat sich einmal ein Schiffscapitän, um ihren Zudringlichkeiten zu entgehen, seiner entbehrlichsten Artikel wie Castoröl, Epsomsalz, Kampfergeist, Terpentin, Pfeffermünze, Cölnerwasser u. s. w. entledigt, und nun begehren sie Heilstoffe von jedem spätern Besucher. Ein Eingeborner bat mich einmal inständig um etwas Terpentingeist. Als ich ihn fragte, was er damit anzufangen gedenke, erwiederte er, er wolle sich den Körper damit einreiben, und einige Tropfen innerlich einnehmen, weil er glaube, daß dies ein vortreffliches Mittel gegen Brustweh sei! — Unter solchen Umständen kann man sich leicht eine Vorstellung von der Thätigkeit des einheimischen Doctors (Manlúena) machen, der nicht im geringsten verständiger oder unterrichteter als der Rest der Bevölkerung ist. Sein Hauptantheil an der Behandlung der Kranken besteht auch mehr in einer mechanischen als geistigen Thätigkeit. Von der Meinung befangen, daß

jede Krankheit durch einen bösen Geist auf dessen eigenen Antrieb oder durch Anstiftung eines Dritten in den Körper hineingezaubert wurde, versucht der Manluena oder Doctor durch heftiges Drücken, Pressen und Kneten der Glieder den Krankheitsstoff bei den Fingerspitzen oder Fußzehen wieder aus dem Körper herauszutreiben. Ich ließ einmal auf der Insel Groß-Nikobar einen solchen Curversuch zur Unterhaltung meiner Gefährten und meiner eigenen Ueberzeugung an mir selber anstellen, indem ich plötzlich heftiges Gliederreißen vorgab und einen eben anwesenden Manluena bat, mich durch seine Kunst, die ich zu schätzen, d. h. zu honoriren wüßte, davon zu befreien. Der einheimische Doctor begann sogleich mich am Arme mit beiden Händen zu kneten; dabei schrie, heulte und pfiff er unaufhörlich, wie um den bösen Geist herauszulocken, und machte zu seinen Anstrengungen die possirlichsten Geberden. Der Pfiff, den er hervorzubringen wußte, war ein ganz eigenthümlicher, ungemein klangvoller. So seltsam diese Curmethode uns auch vorkam, so bin ich doch überzeugt, daß dieselbe bei einheimischen Kranken noch bei weitem geräuschvoller und mit einem viel größern äußern Apparate vor sich geht. So z. B. soll der Doctor immer mit einer Lanze oder einem Speere vor dem Lager des Kranken erscheinen. Wird der Kranke besser, so hat er den Iwi durchbohrt, stirbt dagegen der Kranke, so hat sich der Manluena vor dem starken Gegner zurückziehen müssen. Diese Heilversuche sollen indeß nur selten so glücklich für den Patienten ausfallen, wie der an mir angestellte. Sobald die Eingebornen einmal ernstlich von einer Krankheit befallen werden, sollen sie rasch zu Grunde gehen. Jedoch habe ich niemals von Grausamkeiten erzählen hören, welche sich die Verwandten und Freunde des Opfers gegen den unglücklichen Curirer erlauben, was auch um so unwahrscheinlicher ist, als es, wenn dies wirklich der Fall wäre, bei den geringen Vortheilen und Sporteln eines Heilkünstlers unter diesen armen Bewohnern, schwerlich mehr einen einzigen Manluena auf ganz Nikobarien geben würde! Das Hauptkennzeichen eines Doctoren auf den südlichen Inseln sind ungewöhnlich lange herabfallende Haare. Als ich einen Eingebornen frug, welche Eigenschaften wohl nöthig seien, um ein Doctor werden zu können, antwortete mir derselbe ganz trocken und naiv, man müsse der Sohn eines Doctors sein. Aus dieser Antwort geht hervor, daß Doctorwürde und Wissenschaft auf den Nikobaren nur gewissen Familien erblich ist. Ich fand diese Angabe später bestätigt, indem ich erfuhr, daß der junge Manluena, der meine Arme auf Groß-Nikobar so fürchterlich knetete und abdrückte, der Sohn eines alten Doctors von der Insel Kondul war, und seinen Charakter bloß diesem verwandtschaftlichen Verhältnisse verdanke.

Die
Stadt Plurs bei Chiavenna,
ein zu erwartendes Herculanum aus dem siebenzehnten Jahrhundert.

Von Dr. Jakob Nöggerath.

In meinem Aufsatze: „Der Topfstein," welcher S. 508 ff. im dritten Bande der „Illustrirten Deutschen Monatshefte" abgedruckt ist, erwähnte ich gelegentlich des fürchterlichen Ereignisses, daß im Jahre 1618 durch den Zusammensturz des Berges Conto das wohlhabende Städtchen Plurs bei Chiavenna nebst dem benachbarten Dorfe Schilano mit einer unglücklichen Einwohnerschaft von 2430 Menschen unter mächtigen Felsmassen und Trümmern begraben worden sei. Ich machte dabei darauf aufmerksam, daß es nicht sehr schwierig zu sein scheine, durch bergmännische Arbeiten in die begrabene Stadt zu gelangen, welches sich durch die Werthsachen, die hier zu finden sein würden, reichlich lohnen müßte. In dem Sammelwerke: „Die gesammten Naturwissenschaften von Dippel, Gottlieb, Koppe, Lottner, Mädler, Masius, Nauck, Nöggerath, Quenstedt und Nußdorf," 3. Band, S. 159, bin ich später noch einmal hierauf zurückgekommen, und habe zu der Wiederausgrabung dieser Stadt gewissermaßen aufgefordert. Es ist freilich kaum vorauszusetzen, daß meine Schriften in jenen Winkel am südlichen Fuße des Splügen gelangt sein werden, aber auch dort wird es in unserer Zeit Menschen geben, welche Unternehmungsgeist besitzen und ihren Vortheil einsehen. In der That hat man grade jetzt Hand an die Ausgrabung von Plurs gelegt, um die hier vergrabenen Schätze zu heben, wie sich dieses aus vorliegenden detaillirten Nachrichten ergibt.

Anfangs dieses Jahres vereinigten sich eine Anzahl Bewohner zu diesem Zwecke. Man leitete eine Strecke weit den Fluß Maira ab und grub dann in seinem trockengelegten Bette. Einige Fuß tief unter der Erde fand man Balken, Mauern, eine Glocke, ein großes silbernes Kreuz und mehrere andere Sachen. Die Glocke, 27 Zoll hoch und von 33 Zoll Durchmesser, trägt eine Umschrift mit der Jahreszahl 1597, Brustbilder von Heiligen, ein Basrelief, Christus am Kreuze, Johannes auf der einen und Maria auf der andern Seite darstellend. Sie hat einen ausgezeichnet hellen, wohlklingenden Ton. Beim Graben des Canals zur Ableitung der Maira kam auch eine mit großen Steinen gepflasterte Straße zum Vorschein, deren Richtung schräg in's Thal läuft. Es sind dieses unbezweifelt Reste der alten Straße, welche zur Römerzeit vom Comersee über den Septimer nach Curia (Chur) führte und auf welcher auch deutsche Heere manchmal nach Italien zogen. Der alte Hauptpaß des Septimer ist erst durch die neuen Straßen über den Bernhardin und Splügen ganz in den Hintergrund getreten.

Nach meiner frühern eigenen Anschauung des verschütteten Plurs glaube ich kaum, daß man durch bloßes Ausgraben leicht und ökonomisch zum Zwecke gelangen wird; bergmännische Arbeiten, Schächte und Stollen, scheinen mir nothwendig zu werden.

Bei dieser Veranlassung verdient die ebenfalls durch einen Bergsturz verschüttete römische Stadt Veleja, südlich von Piacenza und westlich von Parma in einem Thale gelegen, in Erinnerung gebracht zu werden, welche im Jahre 1757 wieder aufgegraben wurde. In einem Aufsatze von mir: „Die sogenannte Bodenerhöhung oder Untersuchung der allgemeinen Verhältnisse, welche das Vergrabensein von Bauresten und andern Alterthümern hervorgebracht haben“ (in „Karsten und von Dechen, Archiv für Mineralogie, Geognosie u. s. w.,“ 25. Band, S. 285 ff.) theilte ich folgendes Allgemeine über dieses Ereigniß mit:

„Plinius erwähnt ihrer (dieser Stadt) bloß gelegentlich an einer Stelle, wo er von dem hohen Alter der Menschen spricht, und führt merkwürdige Beispiele davon aus dieser Stadt an. Die Stelle, wo sie gelegen hatte, war nicht einmal bekannt. Die aufgefundene Tabula Trajana, ein in Erz gehauenes Denkmal einer Stiftung Trajan's, machte die Aufmerksamkeit rege, und es gelang durch fortgesetzte Ausgrabungen, einen großen Theil der ehemaligen Stadt aufzudecken. Veleja (Veleianum oppidum, wie Plinius sie nennt) war keine der vornehmen Städte, hat aber doch, wie die Ausgrabungen gezeigt haben, ansehnliche Bauwerke, kostbare Pflaster, Theater, Brunnen, Statuen und dergleichen Denkmäler von römischem Luxus aufzuweisen. Nicht bloß ein einziges gewaltsames Ereigniß hatte diese Stadt zerstört, sondern das Verschütten derselben muß allmälig und während eines langen Zeitraumes erfolgt sein, denn man hat in ihr, außer in einigen alten Gräbern, keine menschlichen Gebeine und Gegenstände von Werth, und nur ganz wenige Kunstwerke gefunden. Selbst von den Gebäuden fand man nur die untersten Theile des Mauerwerks und nicht einmal das Material von eingestürzten obern Theilen. Es ist daher mit Gewißheit anzunehmen, daß die Einwohner von Veleja, durch die nach und nach vorschreitende Zerstörung des benachbarten Berges gewarnt, ihre Wohnungen allmälig verlassen, geleert und zum Theil abgebrochen haben, um sich an einem andern sichern Orte wieder anzubauen.“

Das Herculanum aus dem siebenzehnten Jahrhundert, Plurs mit Schilano, sind dagegen mit einem Schlage durch den zusammengestürzten Berg Conto überdeckt worden, und wenn diese Orte wieder gehörig zugänglich gemacht werden, so werden wir darin nicht allein eine vollständige Anschauung der häuslichen Einrichtungen gewinnen, wie solche in dieser Gegend vor 240 Jahren beschaffen gewesen sind, sondern es werden sich auch Sachen von Werth vorfinden, da Plurs nach erhaltenen geschichtlichen Nachrichten zu jener Zeit einen lebendigen und ausgebreiteten Handelsverkehr hatte, und seine Pracht und sein Reichthum als glänzend beschrieben sind. Diese werden freilich nicht über den allgemeinen Maßstab jener Zeit hinausgehen, müssen aber doch sehr dazu verlocken, das Werk der Ausgrabung ernstlich zu betreiben. Wahrscheinlich wird man auch schreckliche Scenen aufdecken, welche sich bei dem Untergange so vieler Menschenleben ereignet haben. Es ist in der That kaum zu begreifen, daß zu jenen Ausgrabungen nicht schon viel früher Anstrengungen gemacht worden sind, zumal die in dieser Gegend betriebene Gewinnung des Topfsteines doch auch gewissermaßen ein bergmännisches Gewerbe und daher die Arbeit

in der Erde und auf dem Gestein hier nicht fremd ist. Seit dem Untergange von Plurs ist die Fabrication der Topfsteingeschirre in der Gegend viel beschränkter geworden, die Einwohner der unglücklichen Stadt hatten sie und die Fäden des auswärtigen Vertriebes dieser Waare fast ausschließlich in den Händen; auch war damals die Concurrenz mit metallenen Geschirren viel geringer als jetzt.

Die Pflanzenwelt

im

Entwicklungsgange der Erde.

Von F. Dippel in Idar.

Wie Reiche entstehen und vergehen, wie ganze Völkerstämme, Geschlechter und Familien kommen und gehen, wie einzelne Gattungen und Arten der Thierwelt im Laufe der Zeit von der Erde verschwinden und gänzlich aussterben, so in der Pflanzenwelt. Ist auch der Wechsel, welcher in dieser Weise bei den bekannten Pflanzen des Erdkreises seit historischer Zeit stattgefunden hat, kaum in die Augen fallend und wenig beachtet worden, war es auch erst den neuesten Beobachtungen vorbehalten, über die Verdrängung wildwachsender Pflanzen durch die immer weiter fortschreitende Cultur und über das allmälige Aussterben mancher Pflanzenfamilien Kunde zu geben, so tritt er dagegen um so entschiedener hervor, wenn wir die Geschichte der Vegetabilien während des Entwickelungsganges der festen Erdrinde betrachten.

Schlagen wir zu dem Ende die Blätter der Bildungsgeschichte unseres Planeten auf, für deren Entzifferung die unermüdliche Forschung der neueren und neuesten Zeit den Schlüssel geliefert hat. Auf jeder Seite geben diese in ihren Schriftzeichen, „den Versteinerungen," welche fast unverwüstlich, in der Regel erst nach unendlich langen Zeiträumen der Zerstörung anheimfallen, Zeugniß von den Wandlungen des Pflanzenlebens. Sie lassen uns deutlich erkennen, daß, je weiter wir zurückgehen in jene dunkeln Zeiten der Vorwelt, desto verschiedener die Repräsentanten der Pflanzendecke sich gestaltet finden im Vergleiche mit denen der Jetztzeit, während, je näher wir der gegenwärtigen Periode kommen, jene sich mehr und mehr in den Typen ihrer Familien, Gattungen und Arten den letztern nähern. Sie führen uns die Entwicklungsphasen an dem geistigen Auge vorüber, welche die Pflanzendecke zu durchlaufen hatte, ehe sie zu ihrer heutigen Gestaltung gelangte, welche innig verknüpft ist mit dem gegenwärtigen physischen Zustande der Erdoberfläche. Ein gleiches Verhältniß waltete von jeher; so weit auch die geologische Forschung zurückgehen mag, immer standen die Pflanzengebilde mit dem jeweiligen Entwicklungszustande der Erdrinde im engsten Zusammenhange.

Sobald das Wasser sich geschieden hatte, als Meer den noch heißen Erdkern bedeckend, während eine zwar immer noch sehr dichte, aber für das Sonnenlicht doch nicht mehr gänzlich undurchdringbare Atmosphäre sich darüber breitete, waren die Grundbedingungen des organischen Zeugungsprocesses: Licht, Wärme, Luft und Wasser gegeben und es entwickelte sich das niedere vegetabilische Leben. In dem Meere, welches noch fast die ganze Erdfeste überfluthete, während nur einzelne, nackte Felseninseln aus demselben emporstarrten, entstanden als Erstlinge der Pflanzenwelt die Meerespflanzen, ähnlich unsern heutigen Meeresalgen, Tangen und Fucoideen. Zunächst folgten auf den über den Meeresspiegel sich erhebenden, unter dem Einflusse der gewaltig niederströmenden, an mineralischen Säuren reichen Regengüsse und dem mächtigen Wogendrange des stürmischen Meeres, verwitternden Theilen des Festlandes, die noch zum größten Theile häufigen und lange andauernden Ueberschwemmungen ausgesetzt waren und des für das höhere Pflanzenleben unbedingt nothwendigen Humus völlig entbehrten, niedrige Wasser- und Sumpfpflanzen und Flechten. Erst als der feste Boden mehr und mehr emporgestiegen war, so daß einzelne inselartige Erhebungen ständig als Festland von dem Meere geschieden blieben, ohne den Zerstörungen häufig wiederkehrender Ueberfluthungen ausgesetzt zu sein, und nachdem ihnen von der vorhergehenden Vegetation der nothwendige Humus geliefert worden war, traten nach und nach die einfacher organisirten, in gedämpftem Lichte gedeihenden Landpflanzen auf. Begünstigt durch die herrschende Wärme und die feuchtwarme, sehr kohlensäurereiche Lufthülle entfalteten sich dieselben in einer kaum vergleichbaren Ueppigkeit. Hierher gehören namentlich die

den jüngsten Schichten des Uebergangsgebirges und dem Steinkohlengebirge angehörenden Sporenpflanzen nebst einzelnen unsern Cykadeen, Nadelbäumen, Gräsern, und Palmen vergleichbaren Formen der Samenpflanzen.

In der Secundärepoche, wo eine reinere, weniger dichte Atmosphäre den Strahlen der Sonne schon einen leichtern Durchgang gestattete und diese ihren belebenden Einfluß in höherem Grade zu äußern vermochten, folgten jenen die Zweikeimblättrigen, welche jedoch noch von den zwar damals schon sich vermindernden und nur mehr in wenigen Repräsentanten auftretenden Gefäß-Sporenpflanzen, namentlich aber von den Nacktsamern und Einkeimblättrigen bedeutend überwogen wurden.

Weit mehr noch als in der vorigen, traten in der tertiären Epoche, wo die Erdoberfläche sich immer mehr ihrer jetzigen Gestalt näherte und die Atmosphäre sich reinigte, während die Sonne ihre Herrschaft am Himmel antrat, die das Dämmerlicht liebenden eigenthümlichen, wunderbaren Pflanzenformen der frühesten Zeiten zurück und es beginnen solche vorzuherrschen, welche denen der gegenwärtigen Schöpfung ähnlich erscheinen. Die obengenannten Sporenpflanzen, die Farren ausgenommen, dauern nur noch in ganz vereinzelten Repräsentanten fort; dagegen erscheinen immer mehr jener Familien der ein- und zweikeimblättrigen Gewächse, welche noch der Flora der Gegenwart angehören. Wir nennen nur die Familien der Buchen, Weiden, Ahorne, Hülsenfrüchte u. s. f.

Endlich erhielt nach Ablagerung der letzten Schichten der tertiären Epoche die Erdoberfläche ihre jetzige Gestalt, mit ihrem Unterschiede der Zonen, mit dem Wechsel der Jahreszeiten und der dadurch bedingten Pflanzendecke, in welcher die zweikeimblättrigen Samenpflanzen alle andern überwiegen, sowohl an Zahl der Individuen, an Mannigfaltigkeit der Formen, wie an Reichthum der Familien, Gattungen und Arten.

So folgten während der verschiedenen vorhistorischen Bildungsperioden der Erde, deren man acht: die Uebergangsperiode, Steinkohlenperiode, Zechsteinperiode, Triasperiode, Juraperiode, Kreideperiode, Molassenperiode und Diluvialperiode unterscheidet, in ununterbrochener Entwicklungsreihe auf die einfacher organisirten Gewächse stets zusammengesetztere, wenn man will höher organisirte. Aeltere Formen verschwanden gänzlich, neuere erschienen, es reihten sich Typen an Typen, Familien an Familien, Gattungen an Gattungen, bis herauf in die Jetztzeit, so daß die Pflanzenwelt der Vorwelt mit denen der Gegenwart eine vollständige, nirgend unterbrochene Kette bildet.

Wenden wir uns nach diesem vorläufigen kurzen Ueberblicke nun zu den Abtheilungen und Gruppen des Pflanzenreiches, um deren Auftreten und Verbreitung in der Urwelt näher zu betrachten! —

Am frühesten und in den ältesten Gebirgsschichten fast einzig und allein, treten, wie aus der einleitenden Betrachtung schon erhellt, die Sporenpflanzen (Linné's Kryptogamen) als Versteinerungen auf.

Von den niedersten Gewächsen dieser großen Abtheilung, von den **Pilzen**, die bekanntlich aus einem sehr zarten, flockigen oder fadenförmigen Gewebe bestehen, welches wenig oder gar nicht geeignet erscheint, in fossilem Zustande erhalten zu bleiben, sind nur höchst wenige und zweifelhafte Spuren in den festen Erdschichten vorhanden. So sollen sich in dem Bernsteine und im Innern einer tertiären Pflanze Spuren von Fadenpilzen, auf manchen Blättern einer Cykadee des Lias und einiger Holzpflanzen des Tertiärgebirges Flecken vorfinden, welche man als von Kugel- und Bauchpilzen herrührend zu betrachten geneigt ist. Aehnlich verhalten sich die Flechten, von denen man nur ganz vereinzelte Reste in der Liaskohle bei Bayreuth aufgefunden haben will.

Von höherer geologischer Bedeutung erscheinen die **Algen**. Hier sind es zunächst die einzelligen, mikroskopisch kleinen (etwa 40,000 Millionen gehen auf einen Cubikzoll), sich in unglaublicher Menge vermehrenden **Kieselalgen**, deren äußere, aus der im Wasser höchst schwierig löslichen Kieselerde bestehende Hülle „**Kieselschale**“ sie vorzugsweise zur Erhaltung während der unermeßlich langen Zeiträume der Erdbildungsgeschichte tauglich machte. Von den ältern Quarz- und Kieselschiefern, in denen zwar jetzt derartige Reste durchaus nicht mehr erkennbar sind, verdanken offenbar manche den Resten von Stab- und Stückelalgen ihren Ursprung. Selbst in einigen vulcanischen Tuffen in dem Traß der Eiffel, so wie in dem Bimssteine von Eger finden sich Ueberreste davon. In dem secundären Gebirge treffen wir diese Pflänzchen in manchen Hornsteinen und Kieselschiefern der Steinkohlenformation, in dem Berchtesgadener

Steinsalze der Trias, in den Feuersteinen, den Kalken, Mergeln der Juraformation, der Kreide u. s. w. Bei weitem überwiegend ist jedoch deren Vorkommen in der tertiären Epoche gewesen. Sie finden sich als Einschlüsse in dem Harze der Bernsteine und manche Mergel, namentlich aber bergen die offenbar aus Binnenseeen und größeren Flüssen abgesetzten Süßwasserbildungen des Kieselguhres und Polirschiefers unendliche Mengen ihrer Kieselschalen. So sind z. B. der Polirschiefer von Bilin, der ein in schiefrigen Massen von 14 Fuß Mächtigkeit abgelagertes, zerreibliches Mehl bildet, eben so die ähnlichen, umfassenden Schichten am Habichtswalde bei Cassel als ein unzweifelhaftes Product der Stückelalgen (Diatomeen) erkannt. Die eine halbe Quadratmeile einnehmenden, über 20 Fuß mächtigen Kieselguhrlager bei Oberohe im Lüneburgischen werden von gleichen Kieselschalen gebildet, eben so die Polirerde von Tripolis, das Bergmehl von Santa Fiora in Toscana. Ganze Stadttheile von Berlin und Potsdam stehen auf derartigen Schichten und in der Gegenwart werden ganze Meeresküsten, Häfen und Flußbette durch ungeheure Ablagerungen dieser winzigen Vegetabilien, welche sich alljährlich daselbst bilden, unter Schlamm gesetzt.

Die Fadenalgen oder Conserven mußten wohl gleichfalls in bedeutender Menge die Binnengewässer früherer Erdperioden bevölkert haben; ihr Gewebe unterliegt jedoch so leicht der Verwesung, daß unzweifelhafte Ueberreste von ihnen in den Gebirgsschichten nur höchst selten anzutreffen und schwierig zu erkennen sind. Ob die in den sogenannten Mochasteinen oder Moosachaten vorkommenden Zeichnungen, welche oft eine täuschende Aehnlichkeit mit Ansammlungen von Fadenalgen haben, gänzlich dem Vorhandensein der letztern zuzuschreiben sind oder nicht, muß sorgfältigen mikroskopischen Untersuchungen anheimgestellt bleiben. Hier und da kommen wenigstens die Chalcedone unter solchen äußeren Verhältnissen in den Gebirgsschichten vor, daß organische Einschlüsse zum mindesten nicht ein Ding der Unmöglichkeit wären.*) Daß jene Zeichnungen immer und einzig von Krystallconglomeraten herrühren, ist immerhin zu bezweifeln. In den kohlenführenden Schichten des Wälderthones, der Kreide, so wie in dem Kreidetuff der Insel Bornholm kommen manche unzweifelhafte Formen von Conserven vor, unter denen eine im letzgenanntem Gesteine erscheinende Art unserer jetzt lebenden Conferva linum ähnliche, aus haarförmigen Fäden bestehende Büschel bildet.

Häufiger als die voranstehenden und weiter, auch in den älteren Schichtensystemen verbreitet, sind die Tange. Schon in der ältesten secundären Formation in dem Uebergangsgebirge erscheinen unzweifelhafte Ueberreste derselben und bilden, wo sie in größeren Massen verschüttet wurden und verkohlten, ganz eigenthümliche glänzende Kohlen, die Anthracite und Graphite, wovon die letztern das Material für unsere Bleistifte liefern. In der älteren Grauwacke des Rheinlandes, in der jüngern Schlesiens und Sachsens trifft man vorzugsweise dem Knorpeltange (Chondrus) ähnliche Formen, deren bald in weichem Schiefer, bald in härterem Sandsteine vorkommende Ueberreste, bald dünne nur an ihren glänzenden Flächen erkennbare Abdrücke, bald Steinkerne bilden, welche jedoch äußerlich fast gar keine Spur mehr von Pflanzenstructur bewahrt haben. Im Steinkohlengebirge verschwinden ihre Spuren fast gänzlich unter der Masse der übrigen Einschlüsse. Dagegen treten dieselben wieder im Kupferschiefergebirge in unserer Caulerpa ähnlichen Formen mit unregelmäßig gefiederten Zweigen und dicken, röhrenförmigen Blättern auf, und ziehen sich von da an durch die ganze secundäre und tertiäre Periode, durch die Lias-, Keuper-,

Fig. 1.

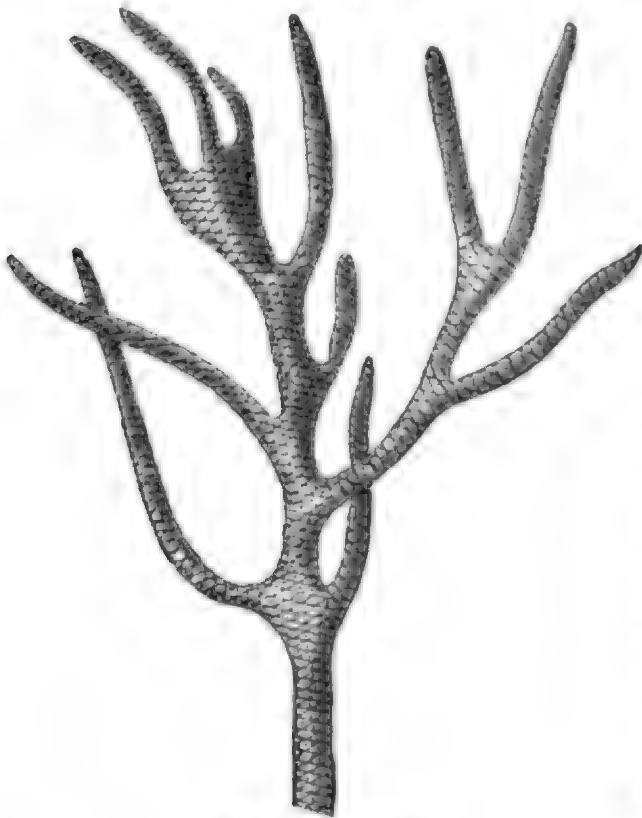


Chondrites virgatus.

Jura-, Kreide-, Braunkohlen-, Melassenformation in unsern heutigen Beeren-, Riemen-, Leder- und Blüthentangen verwandten Gattungen hin, deren Ueberreste hie und da auf das Schönste erhalten sind, so daß man an manchen Exemplaren noch die Sporangien

*) Der Verfasser ist eben mit der Untersuchung dieser Steine beschäftigt und hat unzweifelhafte Algen gefunden, muß aber das Endurtheil bis zur Vollendung seiner Arbeit verschieben.

Fig. 2.



Baliostichus ornatus.

zu erkennen im Stande war. Ausgezeichnet reich an Tangüberresten, welche deren Schieferflächen mit ihren gabelig getheilten Blättern auf weite Strecken hin fast ganz bedecken, sind namentlich die untersten Lagen des Posidonienschiefers, so wie manche Schiefer- und Sandsteinschichten des Kreidegebirges, denen man deshalb den Namen Fucoidenschiefer und Fucoidensandstein beigelegt hat.

Die Charen oder Armleuchter, in süßem und salzigem Wasser wachsende, den Schachtelhalmen ähnliche, nur aus Zellen bestehende Sumpfpflänzchen mit wirtelständigen Aesten nehmen vielseitig an der Bildung der Kalktuffe des Diluviums Theil, in denen man sie nicht selten mit Früchten findet. Höchst interessant sind die in den untern, aus Binnengewässern abgesetzten Schichten des älteren Tertiärgebirges vorkommenden zierlichen Sporangien von Charen, welche unter dem Namen Gyrogoniten bekannt sind. Dieselben bilden elliptische oder kugelrunde, aus fünf spiralig gewundenen Zellen bestehende Sporengehäuse, welche nicht größer als ein Stecknadelknopf, aber so häufig sind, daß ganze Schichten des obern Grobkalkes von ihnen gleichsam durchwirkt erscheinen.

Von Lebermoosen sind nur wenige, unsern Jungermannien ähnliche Formen in dem Bernstein aufgefunden worden; auch von den Laubmoosen kennt man in fossilem Zustande außer einer im Wälderthone vorkommenden Art nur solche, welche aus dem Tertiärgebirge herrühren. Mit Bestimmtheit sind jedoch nur diejenigen aus dem Bernsteine zu erkennen.

Die Bärlappgewächse machten den, wenigstens an Masse bedeutend überwiegenden Bestandtheil der Vegetation in der Uebergangs- und Steinkohlenformation aus, und bildeten, den reinen Palmenwäldern entfernt zu vergleichende, im Ganzen einen noch weit nacktern und einförmigern Anblick gewährende Waldstrecken, welche auf sumpfigen Flächen während nur weniger Monate in üppigster Fülle emporschossen, fast eben so schnell aber auch wieder in sich zusammensanken, verrotteten, von Schlammströmen fortgerissen, begraben und im Laufe der Jahrtausende zu Kohlen umgewandelt wurden.

Aus dem Uebergangsgebirge sind nur die Knorrien zu erwähnen, deren Ueberreste meistens in der feinkörnigen Grauwacke vorkommen, von denen indessen auch Steinkerne aufgefunden werden, welche aus grobkörnigem Conglomerat gebildet, ihre innere Structur vollständig bewahrt haben. Die runden oder zusammengedrückten Stammstücke von verschiedener Größe, sind auf ihrer Oberfläche mit spiralig angeordneten, undeutlich gezeichneten, meist länglich runden Blattnarben bedeckt. Nur in seltenen Fällen blieben außerdem am Umfange Blattstrunken ähnliche Hervorragungen stehen.

Im Steinkohlengebirge treten zuerst und zwar weit verbreitet die unsern gegenwärtigen Bärlappgewächsen näher stehenden Lepidodendren auf. Sie bildeten meist baumartige, schlanke, beschuppte Stämme, deren Kronenäste stets gabelig verästelt und häufig noch bis zu den feinsten Verzweigungen zu verfolgen sind. Die Blattnarben, welche selbst an den Wurzelstücken der Stammreste nie fehlen, bilden stets Spirallien, sind länglich rund, ½ bis 1 Zoll lang und stehen auf rautenförmigen oder dreieckigen, den Blattkissen vergleichbaren Wülsten. Theilweise sind die schmalen, lanzettförmigen, mehrere Zolle bis über einen Fuß langen Blätter selbst noch erhalten und erscheinen dann in Form langer Nadeln oder grasartiger Streifen. Im Innern der Steinkerne läßt sich nicht selten der aus Treppengefäßen bestehende, von schmalen Lagen parenchymatischer Zellen durchschnittene Gefäßbündelring erkennen. Die Gewächse

Fig. 3.



Lepidodendron rimosum.

dieser Gattung gehörten zu den Riesen der urweltlichen Flora, für die unsere heutigen Bärlappe, eine einzige auf Sumatra wachsende ungeheuerliche Art ausgenommen, keinen Vergleich mehr gewähren. Man hat von

Fig. 4.



Lepidodendron elegans.

ihnen Stammstücke gefunden, deren Durchmesser nicht weniger als 3 bis 4 Fuß betrug, so daß man dem entsprechend ihre Höhe mindestens auf 80 bis 100 Fuß anschlagen darf. Sind dieses freilich auch nur seltene Funde, so gehören doch Stammstücke von 1 Fuß Durchmesser keineswegs zu den Ungewöhnlichkeiten.

In den jüngern secundären Formationen verschwinden die Lepidodendren fast gänzlich, dagegen ragen noch, wenn auch nur vereinzelt, Reste von unsern jetzigen Lycopodien sehr nahe verwandten Formen, welchen man daher den Namen Lycopodites beigelegt hat, bis in die Kohlenschichten des braunen Jura herauf. Fast gleich stark verbreitet wie die vorhergehenden Pflanzen waren die im Wuchse bedeutend von ihnen abweichenden Stigmarien. Man findet von ihnen theils einzelne Zweigstücke mit Blättern oder mit

Fig. 5.



Stigmaria ficoides.

rundlichen, mehr oder minder deutlich erkennbaren Blattnarben, welche in regelmäßig fünfeckiger Stellung über die Oberfläche vertheilt sind, theils eigenthümliche holzartige Scheiben von 2 bis 4 Fuß Durchmesser. Von diesem, meist in der Mitte vertieften, auf der Unterseite mit Spuren von Wurzeln versehenen Mittelstocke strahlten oft 10 bis 15 gabelig getheilte, kriechende in eine stumpfe Spitze endigende Aeste aus, welche 20 bis 30 Fuß Länge erreichten und deren Blätter man manchmal bis auf 3 Fuß weit verfolgen kann.

Aehnliche in gewaltigen Dimensionen erhaltene Reste bilden die Sigillarien. Sie nahmen, nach der ungeheuren Anzahl ihrer Ueberreste zu schließen, unter den Bärlappgewächsen den bei Weitem überwiegenden

Antheil an der Bildung der Steinkohlenwälder. Ihre Stämme, welche sich wie bei den Lepidodendren an der Spitze gabelig theilten, erreichten bei einer Dicke von 3 bis 5 Fuß mindestens eine Höhe von 60 Fuß und darüber. Sie liegen in der Regel horizontal in den Schichten und sind von dem gewaltigen, auf ihnen lastenden Drucke der darüber liegenden Gesteinsschichten platt gedrückt; doch trifft man auch aufrecht stehende Stämme mit vollkommen erhaltener Walzenform. Die Außenfläche ist meist gefurcht und mit abwechselnden, in regelmäßigen Reihen stehenden, flachen Blattstielnarben bedeckt. Letztere sind gewöhnlich von einer symmetrischen, ovalen oder rautenähnlichen Form und werden von drei zu den Blättern gehenden Gefäßbündeln durchbohrt. Ueber die Blätter herrscht noch einige Ungewißheit: doch hat man in der Nähe der Stämme, ja über den Blattnarben liegende lange, bandförmige, mit einem Mittelnerv versehene, unsern Grasblättern gleichende Blätter gefunden, welche wohl den Sigillarien angehört haben mögen. Das Innere der Stämme bildet eine Holzaxe, welche in der Regel ringsum, bis zur äußern Kohlenrinde mit Schlamm, in dem Saarbrücker Steinkohlengebirge mit einer Thoneisensteinmasse umgeben sind.*)

Neben den den Charakter höchster Oede und Einförmigkeit tragenden Bärlappgewächsen und den später zu betrachtenden kahlen Schachtelhalmen repräsentirten die Farrenkräuter in den frühesten Erdepochen den Typus der eigentlichen Waldbäume. Sie bildeten in den Urwäldern jener Zeit theils ausgebreitete, üppig grünende, den sumpfigen Untergrund bedeckende Büsche, theils ließen sie auf braunen, schlanken, palmenähnlichen, von unten bis oben mit Blattstielresten bedeckten Stämmen, ihre gefiederten, aus zierlichen ganzen oder getheilten Blättchen gebildeten, mehrere Fuß langen, saftiggrünen Wedelbüsche im Winde spielen. Fast alle Steinkohlenschichten Deutschlands, Frankreichs, Englands, Asiens, Nord- und Südamerika's, Australiens, ja mancher Inseln des heutigen Polarmeeres liefern uns reiche Beiträge zur Kenntniß der fossilen Flora dieser Classe des Gewächsreiches. Namentlich sind es die mannigfach gestalteten Wedel, welche, oft bis zu den zartesten Trieben erhalten, sich in den Schieferthonen ausbreiten. Außer denselben, aber meist von ihnen getrennt und in den Sandsteinschichten der betreffenden Formationen abgelagert, findet man auch Stammstücke in verkieseltem Zustande. Leider fehlt diesen aber in den meisten Fällen die Rinde mit den Blattnarben, so daß ihre nähere Bestimmung nur schwierig auszuführen ist. Auch den sonst gut erhaltenen Wedeln mangeln in der Regel die zur genauen Bestimmung der Gattungen und Arten unentbehrlichen, auf der Unterseite der Wedel von deren Adern und Nerven entspringenden, mannigfach gruppirten Fruchthäufchen, so daß man sich bei ihrer Unterscheidung vorzugsweise an den Verschiedenheiten in dem Umrisse der Fiederblättchen und dem Verlaufe der Nerven genügen lassen muß. Von den auf diesen Grundlagen constituirten fossilen Gattungen wollen wir nur einige der interessantern nach Form und Verbreitung betrachten. Am häufigsten und am weitesten verbreitet tritt Pecopteris auf. Sie hat zwei- bis dreifach gefiederte Wedel mit einem deutlich bis zur äußersten Spitze durch die Mitte der ganz randigen oder gezähnelten Fiederblättchen verlaufenden Hauptnerven, von denen unter einem rechten oder nahe zu rechten Winkel einfache oder gabelig getheilte Seitennerven abgehen. War auch diese Gattung mit ihren meisten Arten hauptsächlich zur Zeit des Steinkohlengebirges verbreitet,

Fig. 6.



Pecopteris arborescens.

*) Die Bergleute nennen die letztere „Eisenmänner."

so haben doch auch spätere Formationen ausgezeichnete Formen derselben aufzuweisen. Im bunten Sandstein finden sich neben einer unzweifelhaften Pecopteris Reste einer ganz nahe stehenden Art (Anemopteris). Der Keupersand und die Lettenkohlenschichten, der braune und weiße Jura in ihren Sandsteinen und Schieferthonen, der Wälderthon und die Kreide enthalten zahlreiche, wenn auch nicht mehr so vollkommen, wie im Steinkohlengebirge erhaltene Reste derselben; ja bis in die Braunkohlenformation hinauf sollen sich dieselben erhalten haben. Sphenopteris hat gleichfalls zwei- bis dreifach gefiederte Wedel mit lappig getheilten, manchmal fast handförmig zerschnittenen Blättchen, in denen die undeutlichen Nerven von dem Grunde aus sich fächerförmig in Bogenlinien nach Außen verbreiten. Nächst der Steinkohlenformation finden sich Arten dieser Gattung in dem bunten Sandsteine, im Keupersand, in dem untern Liaskohlenschiefer und in dem Wälderthon der Kreide. Einen nach der Blattspitze hin allmälig verschwindenden oder auch hie und da kaum mehr als solchen erkennbaren Mittelnerv, von welchem feine, in sehr spitzen Winkeln mehrfach sich theilende, gebogene Seitennerven auslaufen, besitzen die zu den Gattungen Neuropteris und Odontopteris gehörigen Farren. Von ihnen haben erstere ein- bis zweifach gefiederte Wedel mit herzförmigen, meist ganz randigen Blättchen, während die der letztern zweifiedrig sind und sehr zarte, am Grunde ganz an die Blattspindel angewachsene Blättchen haben. Aus beiden Gattungen finden sich Arten in der Steinkohlenformation sowohl, als in dem bunten Sandstein, im Lias und Jura, ja selbst im böhmischen Tertiärgebirge. Bei Cyclopteris, Schizopteris und Noeggerathia fehlt den Fiederchen der Mittelnerv gänzlich. Die Wedel der erstern sind ungetheilt, fast kreisrund, mit zahlreichen aus dem Blattgrunde hervortretenden, sich theilenden Nerven. Schizopteris hat fein gestreifte, unregelmäßige, Noeggerathia fiederspaltige Wedel mit ovalen, an dem keilförmigen Grunde gestielten Fiederchen. Von diesen Gattungen finden sich die haupt-

Fig. 9.



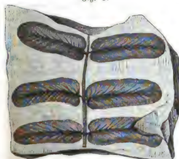
Odontopteris minor.

Fig. 7.



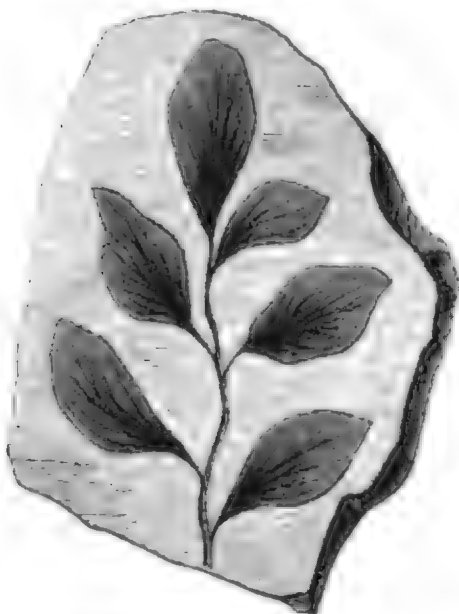
Sphenopteris Schlotheimii.

Fig. 8.



Neuropteris squarrosum.

Fig. 10.



Cyclopteris rhomboidalis.

sächlichsten Reste in der Steinkohlenformation. Glossopteris, Plebopteris und Clathropteris bilden drei am häufigsten in der Keuper- und Liasformation vorkommende Gattungen mit ungetheilten Blättchen und netzförmig verzweigten Nerven, so daß man dieselben bei ihrer bedeutenden Größe hie und da für Dikotyledonblätter hielt. Eine gleichfalls nur in secundären Formationen, namentlich im Keuper und Jura vorkommende Gattung Taenopteris steht unsern Streifen- und Zungenfarren sehr nahe und zeichnet sich durch ihre zungenförmigen, oft mehrere Zoll langen, einfachen Wedel mit rechtwinklig von dem dicken Mittelnerv abgehenden Seitennerven aus.

Von den in den Sandsteinen des Steinkohlengebirges, so wie in dem Rothliegenden des Kupferschiefergebirges aufgefundenen Stämmen, welche nicht zu den Sigillarien und Stigmarien zu zählen sind, hat man eine Anzahl als Canlopteris, Lepidendron u. s. w. unterschiedene, sicher als Farrenstämme erkannt, da sich dieselben, wo sie noch vorhanden sind, durch ihre Blattnarben so wie durch ihre innere Structur als solche zu erkennen gehen. Letztere bildet in der Mitte des Stammes ein lockeres Zellgewebe, welches nach Außen ein lückenhafter Gefäßbündelkreis umgibt, von dem aus an jeder Lücke seine Gefäßbündel nach den Blattstielnarben verlaufen. Hierher gehören auch die von den ältern Versteinerungskundigen Wurm- oder Madensteine, auch Stern- oder Staarsteine genannten in dem Steinkohlengebirge und im Todtliegenden vorkommenden verkieselten, unter dem Namen Psaronien bekannten Holzstämme. Sie enthalten im Centrum des Stammes ein 6- bis 7stralig es Gefäßbündel, umgeben von Parenchymgewebe, in dem nach Außen hin zerstreute, unregelmäßige, von einem Ringe dunkler Bastzellen umgebene Gefäßbündel stehen, wodurch sie fast gänzlich den Stammdurchschnitten noch lebender baumartiger Farrenkräuter gleichen.

(Schluß folgt.)

Literarisches.

Eine Reise durch die neapolitanische Provinz Basilicata und die angrenzenden Gegenden von Dr. C. W. Schnars. St. Gallen, Verlag von Scheitlin u. Zollikofer. 1859.

Der Charakter einer Nation prägt sich auch durch den Reisezweck aus. Der französische Tourist, sagt man, macht eine Reise zum Vergnügen, der englische aus Hang zur Abenteuerei oder zur Sonderbarkeit, der Deutsche, um zu lernen. Indem wir keiner Nation Beobachtungsgabe und Lernbegierde absprechen, so trifft jene Behauptung bei dem Deutschen doch wohl allermeist zu. Der Deutsche beobachtet und forscht auf Reisen eben so sehr, wie er daheim in seiner Studirstube denkt und grübelt. So auch unser Tourist, der Verfasser dieser Reisebeschreibung en miniature. Im leichten Schmelz der Erzählung gibt der Verfasser Bericht von seiner interessanten Tour durch jenen südlichen Theil des Gartens von Europa. In gemüthlichem Ton seine Schilderungen entwerfend, versetzt er den Leser lebhaft in jene Gegend. Er erzählt von seinen Reisen und Begegnissen, liefert Kunde von Alterthümern und Denkmälern, vergleicht alte geschichtliche Erinnerungen mit der neuern Zeitgeschichte, und unterläßt nicht, auch die physische Beschaffenheit des Landes und den Charakter und die Sitten seiner Bewohner selbst bis in die feinsten Umrisse anzudeuten. Er theilt auch wohl mehrere, noch unbekannte Einzelheiten der Basilicata mit. Die Reisebeschreibung ist eben so nützlich, wie anziehend.



Dritte Abtheilung.

Ueber die

antike statuarische Genrebildnerei.

Von

J. Overbeck in Leipzig.

„Die griechische Kunst ist in ihrem Wesen so sehr eine aus dem Innern hervorgehende Production und hangt in ihrer geschichtlichen Entwickelung so sehr mit Religion, Mythologie und Poesie zusammen, daß die Darstellung des äußeren, erfahrungsmäßigen Lebens in ihr immer nur eine untergeordnete Stelle einnehmen konnte."

Mit diesem Satze, mit dem Otfried Müller in seinem Handbuche der Archäologie der Kunst die Besprechung der antiken Kunstdarstellungen aus dem Gebiete des realen Menschenlebens eröffnet, spricht er ohne Frage die allgemeine Ansicht über die Kreise aus, in denen sich die alte Kunst bewegte, und aus denen sie die Gegenstände ihrer unsterblichen Schöpfungen gewählt hat. Ja die allgemeine Meinung geht über das, was der große Archäolog in wissenschaftlich präciser und maßvoller Weise ausspricht, nicht selten weit hinaus; der gebildete Kunstfreund, der von der Antike reden hört, denkt nicht allein zuerst und zumeist an Götter- und Heroenstatuen, an Werke wie den Apoll von Belvedere, die mediceische Venus, den Laokoon, den Torso oder wie die Giebelgruppen des Parthenon: für Viele fallen die Grenzen der griechischen Plastik mit denjenigen der Idealbildnerei in Eins zusammen, und nur zu oft hört man den Idealismus als die Seele und das Grundprincip nicht allein gewisser Perioden und Schulen der antiken Bildhauerei ansprechen, was ganz in der Ordnung wäre, sondern als die Seele und das Grundprincip der antiken Kunst in Bausch und Bogen, was erweislich irrthümlich ist.

Nun bin ich freilich keineswegs gesonnen, dem oben angeführten Satze Müller's und der mit demselben übereinstimmenden allgemeinen Ansicht zu widersprechen, vielmehr erkenne auch ich an, und wie könnte ich als Kunsthistoriker anders, daß die mythisch-idealen Gegenstände nicht allein die antike Plastik in ganz überwiegendem Maße beschäftigt, sondern auch, daß sie denselben bei weitem die günstigste Gelegenheit zur vollsten Entfaltung ihrer Kräfte geboten haben; es ist über allen Zweifel erhaben, daß die griechische Kunst auf dem Gebiete der idealen Gegenstände ihre erhabensten und gewaltigsten Werke geschaffen hat, ja man kann und muß weiter gehen, es muß auch hier anerkannt und ausgesprochen werden, daß gleichwie die idealen Darstellungen der antiken Plastik es sind, mit denen die Kunstproductionen irgend einer Zeit und irgend eines Volkes am wenigsten haben wetteifern können, und in aller Zukunft am wenigsten im Stande sein werden zu rivalisiren, sie, die Götter- und Heroenbilder und die durch sie bedingte und an ihnen herausgebildete Auffassungs- und Darstellungsweise das eigentliche weltgeschichtliche Moment der alten Kunst bilden.

Untergeordnet also ist und bleibt der Rang, welchen die außermythischen Darstellungen unter

den Productionen der antiken Kunst einnehmen, gleichwohl dürfen sie nicht unterschätzt werden. Wie Hochbedeutsames die antike Kunst auch im Gebiete der außermythischen, der realen und erfahrungsmäßig gegebenen Gegenstände hervorgebracht hat, dies möchte ich zunächst durch den Hinweis auf die Porträtbildnerei vergegenwärtigen, welche, um nur das Eine hervorzuheben, auf die moderne Plastik, die ja vorwiegend auf die monumentale Porträtbildnerei angewiesen ist, einen kaum minder großen und tiefgreifenden Einfluß ausgeübt hat, als die Idealbildnerei, wenngleich dieser Einfluß keineswegs immer ein günstiger und erfreulicher und wenngleich er keineswegs in allen Fällen der rechten Art und aus den rechten Quellen abgeleitet gewesen ist.

Aber nicht allein in der Porträtbildnerei hat die antike Plastik ewige Musterwerke hervorgebracht, auch unter ihren historischen Darstellungen sind Monumente, welche sich den höchsten Leistungen der Kunst aller Völker und Zeiten an die Seite stellen können, und nicht minder umfassen die Darstellungen von Thieren Werke, deren Ruhm die alte Welt erfüllte und der bis in unsere Tage fortklingt.

Und so hat denn die antike Plastik auch auf dem Gebiete der Sitten- und Charakterbilder aus dem Alltagsleben, die wir, eine genauere Begriffsbestimmung vorbehaltend, der herrschenden Terminologie gemäß als Genrebilder bezeichnen müssen, nicht allein zahlreiche, fast möchte man sagen zahllose, sondern vortreffliche, schöne und in mannigfachem Betracht erfreuliche und bedeutende Werke hervorgebracht. Jenen Griff in's volle Menschenleben, den der Theaterdirector im Faustprolog dem Dichter anempfiehlt, ihn hat die antike Kunst sich nicht entgehen lassen, und auch sie hat in ihren Schöpfungen bewiesen, daß dieses Menschenleben, wo man es packt, interessant sei.

Diese Thatsache ist allerdings weniger bekannt als manche andere. Nicht nur der gebildete Laie weiß wenig von diesen Sitten- und Charakterbildern aus dem Alltagsleben, auch unsere Künstler kennen ihrer nur die geringste Zahl, und selbst die antike Kunstwissenschaft hat sie bisher mehr als irgend welche Gattung der alten Kunstproduction vernachlässigt.

Gesammelt freilich und verzeichnet sind auch sie, und wer die betreffenden Paragraphen in Müller's Handbuch auch nur flüchtig ansehen will, der wird sich auch hier dem Eindruck einer fast unbegreiflichen Fruchtbarkeit nicht zu entziehen vermögen. Weiter sind diese Darstellungen von der Alterthumswissenschaft für die griechischen Privatalterthümer vielfach ausgebeutet und es ist ihrer wenigstens eine Auswahl in Zeichnungen veröffentlicht, welche eine Verbreitung in weitem Kreise finden konnten. Ich will nur beispielsweise Panofkas „Bilder antiken Lebens“ anführen. Aber man ist bei den bisherigen Sammlungen dieser Monumente und bei den an dieselben angeknüpften Erörterungen, sei es über Einzelheiten des Costüms, sei es über Besonderheiten des täglichen Lebens und der Sitte, folgerichtiger Weise nur von dem antiquarischen Gesichtspunkte ausgegangen, hat einzig nach dem dargestellten Gegenstande als solchem gefragt, hat die Monumente als Illustrationen behandelt und benutzt, und sich wenig darum gekümmert, wie sie als Kunstwerke sich verhalten. Von einer eingänglichen Behandlung derselben aus dem künstlerischen Gesichtspunkte ist mir wenigstens Nichts bekannt geworden.

Es fehlt, so viel ich weiß, bisher eine umfassende geschichtliche Darstellung der griechischen Genrebildnerei; es ist noch nicht erörtert und festgestellt, welchen Zeiten und Schulen diese Monumente oder welchen Zeiten und Schulen gewisse Classen derselben angehören. Es fehlt eine Statistik der antiken Genrebildnerei nach den technischen Gattungen, es fehlt vor Allem eine eindringliche und unbefangene Prüfung des Geistes, welcher sich in diesen Sitten- und Charakterbildern des Alltagslebens, sei es in ihrer Gesammtheit, sei es in ihren einzelnen Classen nach historischer, technischer und gegenständlicher Unterscheidung offenbart, es fehlt endlich eine ästhetische Würdigung ihres rein künstlerischen Werthes und ihres Verhältnisses zu der überwiegenden Idealbildnerei, und den aus denselben geflossenen Gesetzen der Auffassung und Darstellung.

Wenn ich demnach hier wesentlich zum ersten Male den Versuch mache, die griechische statuarische Genrebildnerei vom künstlerischen Standpunkt aus zu erörtern, so darf ich wohl auf nachsichtige Beurtheilung meiner vielleicht sehr fragmentarischen Leistung und zugleich darauf hoffen, daß meinem Gegenstande der Reiz der Neuheit nicht ganz abgehe. Schon diese Umstände hätten die Wahl meines Themas bestimmen können, mein Hauptmotiv aber, die Bilder aus dem Alltagsleben zum Gegenstande einer Besprechung zu wählen, ist ein anderes gewesen, über das ich mich aufrichtig erklären will.

Ich wünschte, auf dem kürzesten Wege und durch so wenige gelehrte Erklärungen und Voruntersuchungen wie immer möglich zum Mitgenuß der zu besprechenden Kunstwerke zu führen. Der Genuß eines Kunstwerkes aber hangt von dessen Verständniß ab, und dieses Verständniß ist bei den antiken Götterbildern nicht so leicht zu vermitteln, wie Manche glauben mögen. Am wenigsten genügt hier die unter uns verbreitete Kenntniß der poetischen Mythologie; denn die griechischen Götterbilder sind keineswegs nur eine künstlerische Wiedergabe der dichterischen Darstellungen der Götter, sie ruhen auf dem tieferen Grunde des wirklichen religiösen Glaubens und Cultus, von dem oft nur leise Nachklänge bis in die poetischen Schilderungen reichen, und den zu erforschen, und von dem aus das Götterbild würdigend zu genießen, in vielen Fällen der gründlichste Kenner des Alterthums sich nicht gewachsen fühlt.

Anders ist es mit den Darstellungen aus dem Alltagsleben. Das Alltagsleben der Griechen war freilich ebenfalls in vielen Einzelheiten anders gestaltet als das unsere, aber einmal erklären sich die meisten Eigenthümlichkeiten der antiken Sitte entweder selbst oder sie lassen sich mit wenigen Worten erläutern, und sodann bietet das Thun und Treiben der alten Welt, wie es sich in den Genrebildern spiegelt, abgesehen davon, daß es sich doch im Großen und Ganzen um dieselben Interessen drehte wie das unsere, auch in hundert Specialitäten, wie z. B. in den Spielen der Kinder, denen Kreisel und Tonnenreif, Knöchel und Ball so bekannt waren wie den unsern, die überraschendsten Analogien mit unserm eigenen Thun und Treiben. Und während uns die Götterbilder der alten Kunst fremd und feierlich gegenüberstehen, heimeln uns die Darstellungen aus dem wirklichen Leben an und bringen sie uns die Alten menschlich nahe. Auf diesem Gebiete also ist das Verständniß des Gegenstandes in den meisten Fällen durch die bloße Anschauung gegeben und wir sind im Stande, die Darstellung als solche unmittelbar zu genießen und künstlerisch zu würdigen.

Dazu kommt nun noch das Andere, daß wir es hier mit einer Gattung künstlerischer Schöpfungen zu thun haben, mit der unsere moderne Kunst ungleich leichter und vollkommener zu wetteifern vermag als mit den Darstellungen mythisch idealen Gegenstandes, bei denen wir es besten Falls zu einer Reproduction antiker Formen oder antiker poetischer Ideen bringen. Es kommt also zu allem übrigen Reiz, den die Betrachtung der antiken Genrebilder darbietet, noch derjenige einer naheliegenden Vergleichung mit den Leistungen unserer Zeit.

Und so will ich denn wohlgemuth an's Werk gehen und es versuchen, die Geschichte der antiken statuarischen Genrebildnerei, auf die ich mich der Stofffülle wegen beschränken muß, in Umrissen zu skizziren, von den bedeutendsten erhaltenen Werken dieser Gattung zu reden und endlich dieselben aus künstlerischem und ästhetischem Gesichtspunkte zu würdigen.

Beginnen aber muß ich mit einer bündigen Erklärung darüber, was ich unter einem Genrebilde verstehe; denn über den Begriff des Genre ist man keineswegs durchaus einverstanden, und namentlich wird derselbe meistens viel zu eng gefaßt.

Es ist dies sogar bei einem Manne wie Danzel, dem bekannten vortrefflichen Biographen Gottsched's und Lessing's der Fall, welcher in einem eigenen kleinen Aufsatze in seinen von Jahn herausgegebenen Abhandlungen (Leipzig, 1855) nicht allein die Existenz, sondern sogar die Möglichkeit der statuarischen Genrebildnerei in der antiken Kunst in Abrede stellte. Zum Theil stammt dies allerdings aus mangelnder positiver Kenntniß, welche Danzel selber eingesteht und beklagt, und welche die Philosophie da, wo es sich um Thatsachen und um historisch abgeschlossene Erscheinungen handelt, durch keine Speculation und durch keine logische Construction zu ersetzen vermag; hauptsächlich aber trieb Danzel zu seiner Negation der Möglichkeit des antiken statuarischen Genre der Umstand, daß er die Vorstellungen vom Genre, die er sich an der niederländischen Genremalerei gebildet hatte, durch die antike Plastik begreiflicher Weise nicht gedeckt fand.

Um also keinem Mißverständniß meiner Ansichten Raum zu geben, erkläre ich das Genrebild als diejenige Darstellung aus dem Kreise der allgemein menschlichen Zustände, Handlungen und Leiden, bei welcher der Schwerpunkt der Empfindung und Darstellung auf die Veranschaulichung der äußerlichen und innerlichen, namentlich der gemüthlichen Situation des oder der Dargestellten fällt. Und aus des berühmten Aesthetikers Vischer Besprechung der Genrebildnerei (Aesthetik III. S. 663) füge ich noch die richtige Bemerkung hinzu, daß das Sitten- oder Genrebild keines-

wegs bloß sogenannten niedrigen Inhalt habe, sondern daß alles Bedeutende, was die Geschichte bewegt, in ihm auch da sei, und daß jede höchste Empfindung, jedes tiefste Leid neben dem anspruchlosesten Thun in ihm zur Anschauung kommen könne.

Ich hoffe, daß meiner Erklärung und diesen Bemerkungen Vischer's über das Genrebild zugestimmt werden werde; hält man aber meine Erklärung für richtig, so versteht sich zunächst die Möglichkeit des statuarischen Genrebildes von selbst, so sehr es sich auch vom Genregemälde unterscheiden mag, und ich wäre in der That begierig zu erfahren, welches Form- und Stilgesetz die Plastik hindern sollte, an irgend einem freierfundenen Individuum eine Handlung aus dem Bereiche des bezeichneten Kreises so darzustellen, daß dem Beschauer eben diese Handlung und die Situation des Handelnden in der frappantesten Weise als der Schwerpunkt der künstlerischen Erfindung entgegentritt. Ich bin dabei weit entfernt zu leugnen, daß es, auch abgesehen vom Porträt, plastische Darstellungen aus dem Kreise der Gegenstände des erfahrungsmäßigen Lebens gebe, denen das letztgenannte, entscheidende Kriterium des Genrehaften abgeht, und bei denen der Schwerpunkt der künstlerischen Erfindung nicht sowohl auf die dargestellte Situation als auf die Form der dargestellten Körper fällt; andere, bei deren Betrachtung wir zweifeln mögen, was der Künstler mit denselben gewollt habe, und welcher Kunstgattung wir sie zurechnen sollen. Aber abgesehen davon, daß es sich bei diesen letzteren um eine mehr oder weniger klare Tendenz der künstlerischen Absicht und um eine mehr oder weniger klare Auffassung des Beschauers handeln kann, wird durch solche halbschlächtige Werke gegen die Existenz des ganz kategorischen statuarischen Genrebildes eben so wenig bewiesen, wie durch das Vorhandensein von Thierpflanzen und Pflanzenthieren, Zoophyten und Phytozoen gegen die Kategorien Pflanze und Thier bewiesen wird.

Was nun zunächst die Geschichte der Genrebildnerei in Griechenland anlangt, so kommt O. Jahn, der Einzige, der sich bisher um dieselbe bemüht hat, in einer in den Berichten der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften (1849, S. 41 ff.) gedruckten Abhandlung darüber zu einem Ergebniß, das ich, so weit das im engsten Rahmen möglich ist, mittheilen muß.

Jahn lehrt, daß allerdings die Genrebildnerei der Kunst vor Alexander fremd geblieben sei, von da abwärts aber gelte dieser Satz nicht in gleicher Ausdehnung. So lange die griechische Kunst sich als eine rein nationale entwickelte und zur Zeit ihrer größten und kräftigsten Blüthe sei ihr Charakter nicht der des Individualismus gewesen, die Aufgaben der Kunst seien nicht von Einzelnen, sondern vom Volke ausgegangen, wodurch der Künstler genöthigt worden sei, sich als den Repräsentanten seines Volkes anzusehen, dessen Zustimmung er nur dann gewiß war, wenn er dem, was Alle dunkel ahnten, in lebhafter Gestalt den wahren Ausdruck verlieh. Diese allgemeine nationale Grundlage des Denkens und Empfindens aber sei der Mythus gewesen, und aus seinem Kreise habe der Künstler seine Aufgaben wählen müssen; auf diesem Wege habe er seine Darstellungen aus dem Gebiete des Zufälligen in dasjenige der poetischen Nothwendigkeit erhoben. Seit Alexander haben sich die Grundlagen des Lebens und der Kunst dahin geändert, daß der Individualität mehr Spielraum gestattet worden sei. Die Aufgaben seien der Kunst nicht mehr vom Volke, sondern von einzelnen Vornehmen gestellt worden, nach deren Beifall man strebte. So seien denn auch die Aufgaben der Kunst nicht mehr im großartigen Geiste aufgefaßt, sondern es habe sich neben der Freiheit auch die Beschränktheit des Individuellen offenbart. Dazu sei die Vorliebe einer überfeinerten Cultur für Naturzustände gekommen, welche Darstellungen verlangte, in denen man der naiven Unschuld solcher Zustände begegnete. Besonders bei den Römern, die von Natur nicht für die Kunst geschaffen waren, habe dann diese Richtung am ehesten auf Empfänglichkeit rechnen können, weil sie dem Beschauer am wenigsten Anstrengung im Genuß zumuthete und weil sie ganz besonders geeignet war, seinen praktischen Anforderungen zu genügen, indem sie sich zum Schmucke alles dessen, womit üppige Genußsucht ihn umgab, willig darbot und hier einen reichen Spielraum fand.

Ich will keineswegs in Abrede stellen, daß diese Darlegung manches Wahre enthalte, und vor allen Dingen erkenne ich an, daß sie im Resultat wie in dessen Begründung sehr plausibel klingt, dennoch kann ich ihr in vielen Einzelheiten und vor Allem im Hauptresultat nicht beistimmen. Diesem Hauptresultat, nämlich daß die Genrebildnerei der makedonischen und römischen Zeit angehöre,

stelle ich zunächst als bloße Thatsache, die wir zu erklären suchen müssen, entgegen: Die Genrebildnerei, und Gleiches gilt von der Genremalerei, gehört in ihrer Hauptentwicklung der eigentlichen höchsten Blüthezeit der griechischen Kunst in der Periode von den Perserkriegen bis auf die ersten Nachfolger Alexander's an, und zwar fällt ihre größte Entfaltung in die zweite Hälfte dieser großen Periode, von dem peloponnesischen Kriege abwärts, also in die Zeit des Praxiteles, Skopas und Lysippos.

Diese meine für Viele gewiß überraschende Behauptung gründet sich, das muß ich sogleich hervorheben, nicht auf die uns erhaltenen antiken Genrebilder. Diese stammen freilich zu neun Zehntheilen aus der Zeit der griechisch-römischen Kunst, also aus der Periode, in welche Jahn die Hauptentwicklung der Genrebildnerei verlegt; aber nach der Entstehungszeit der uns erhaltenen Monumente dürfen wir überhaupt in der Kunstgeschichte nicht urtheilen. Denn was ich eben von den Genrebildern gesagt habe, das gilt gleicherweise und in gleichem Maße auch von allen übrigen Gattungen der alten Sculpturen; neun Zehntheile unseres gesammten Antikenbesitzes stammen aus der römischen Kaiserzeit, und demnach müßten wir nach Maßgabe der erhaltenen Monumente die Hauptperiode und die Blüthezeit der gesammten alten Plastik eben in die römische Kaiserzeit verlegen. Dies zu thun fällt natürlich keinem vernünftigen Menschen ein, selbst denen nicht, welche die Entstehung eines Laokoon in Titus' Zeit für möglich halten. Es ist längst erkannt und allgemein anerkannt, daß die Hauptmasse unserer Antiken Copien oder mehr oder weniger freie Nachbildungen von Originalwerken aus jenen Epochen der griechischen Kunst sind, welche uns in den schriftlichen Ueberlieferungen der Alten als diejenigen der höchsten Blüthe und der vollsten und freiesten Entwicklung bezeichnet werden; es ist der Kunstgeschichtsforschung bereits gelungen, für eine große Zahl dieser Copien und Nachbildungen die Originale und Vorbilder unter den Werken der großen Meister der frühern Blütheperiode und unter denen ihrer Schüler und Genossen nachzuweisen, und die Zahl der Statuen, die man in der Erfindung wie in der Ausführung der nach Rom übergesiedelten griechischen und der römischen Kunst zuschreibt, ist, wenn wir von der Porträtbildnerei absehen, verhältnißmäßig äußerst beschränkt. Auf die Erfindung aber, nicht auf die nachahmende Reproduction eines Werkes kommt es bei dessen historischer Beurtheilung an. Dies gilt nun wie von den Götter- und Heroenbildern, so auch von den statuarischen Genrebildern. Die Zahl derjenigen, welche man nach verschiedenen Merkmalen als in der römischen Zeit nicht nur gemacht, sondern auch erfunden zu halten hat, ist sehr gering. Und andererseits nennen unsere schriftlichen Ueberlieferungen aus dieser Periode und aus der alexandrinischen nicht eines einzigen Künstlers Namen, der sich als Genrebildner hervorgethan hätte, nicht ein einziges Werk aus dieser Kunstgattung, welches zu irgend welcher Anerkennung gelangt wäre. Alle Künstler, die auf diesem Gebiete Vorzügliches geleistet haben, alle statuarischen Genrebilder, welche die antike Kunstgeschichtsschreibung in ihre Annalen eingetragen hat, gehören der Periode zwischen den Perserkriegen und Alexander an.

Aus den frühern Perioden der griechischen Kunstgeschichte bis auf die Perserkriege ist uns nicht allein von statuarischer Genrebildnerei, sondern, wenn wir von der homerischen Beschreibung des Achilleusschildes absehen, auf dem allerdings nach dem Dichter in Relief echte und wohlgewählte Genrebilder dargestellt waren, von plastischer Genrebildnerei überhaupt Nichts und eben so wenig irgend Etwas von Genremalerei überliefert, die allerdings unter den Vasengemälden keineswegs fehlt, während uns der ganze Charakter dieser frühern Epochen nicht erlaubt, das Schweigen unserer Quellen über statuarische und Reliefgenrebilder für zufällig zu halten.

Der erste berühmte Künstler, den wir als Genrebildner thätig finden, ist Myron, der Meister der weltbekannten Kuh, ein etwas älterer Zeitgenosse des großen Phidias und ein Künstler von durchaus naturalistischer Richtung. Unter seinen Werken finden wir zwei Genrestatuen, eine athletische, den berühmten, in manchen Copien auf uns gekommenen Diskoswerfer und sodann ein recht eigentliches Genrebild, eine trunkene alte Frau, des Meisters einziges Werk in Marmor, das in Smyrna stand und vielleicht in zwei Nachbildungen uns überliefert ist, deren eine im capitolinischen Museum, die andere in München sich befindet. Während die alten Griechen im Genusse des Weines mäßig waren und es sehr selten weiter kommen ließen als bis zu jener weinselig erhobenen Stimmung, in der Anakreon dichtete und Alcibiades zum platonischen

Gastmahl kam, gefallen sich die alten Sittenschilderer und namentlich die boshaften Komödiendichter darin, von den Frauen zu berichten, daß sie dem Weinschlauch sehr ergeben und nicht immer im Stande gewesen seien, bei ihrem zum Theil heimlichen Genuß der edeln Gottesgabe die rechte Grenze einzuhalten. Wie viel hiervon Verleumdung sei, haben wir hier nicht zu untersuchen, Myron scheint an die Sache geglaubt zu haben und hat sie in seinem genannten Werke mit so vortrefflichem Humor behandelt, daß wir das Widrige des Gegenstandes vergessend, uns an seiner drastischen Wiedergabe nur freuen können.

Liebenswürdiger auch dem Gegenstande nach erscheinen uns zwei Genrebilder von Myron's Sohn und Schüler Lykios. Es waren dies zwei Knabenstatuen, die wir wohl als Pendants fassen dürfen und die beide religiöse Functionen darstellten. Der eine dieser Knaben hielt ein Weihwasserbecken, aus welchem der Priester die Gemeine vor dem Opfer mit Weihwasser übersprengte, der andere blies in einem Kohlenbecken, welches zur Darbringung des Weihrauchs diente, das erlöschende Feuer an. Mehr als dies wird uns von diesen Statuen nicht berichtet und wir müssen auf unsere Phantasie recurriren, um uns dieselben vorstellig zu machen. Denken wir uns nun den erstern Knaben, wie er voll naiver Frömmigkeit eifrig das ihm übertragene Amt, das vielleicht nicht ganz leichte Becken zu halten, wahrnimmt, so gewährt das ein Bild, welches, plastisch ausgeführt, sowohl durch die Hervorhebung der körperlichen Thätigkeit wie durch die Darstellung der gemüthlichen Erregung reizend und anmuthig genug sein mochte. Und nicht minder günstig für eine naiv-heitere plastische Darstellung scheint die Situation des zweiten Knaben erfunden, der in christlichen Chorknaben in ähnlicher Handlung in der modernen Kunst seine Analoga findet. Die Gegenstände an sich sind freilich von untergeordneter Bedeutung, aber es müßte uns Alles täuschen oder der antike Künstler hat es verstanden, auch hierbei das Triviale und Gleichgiltige zu vermeiden und Momente aus dem Menschenleben herauszugreifen, bei denen eine körperlich wohl abgeschlossene Handlung in Verbindung mit einer Bewegung des Gemüths die Theilnahme des Beschauers wahrhaft zu fesseln wußte.

Dem Räucherknaben des Lykios scheint sodann eine Statue des Styppax, der wahrscheinlich ebenfalls Myron's Schule angehörte, dem Gegenstande nach nahe verwandt. Wir kennen sie unter dem Namen des Eingeweiderösters und wissen von ihr, daß sie einen Mann darstellte, welcher Eingeweide röstend das Feuer aus vollen Backen anblies. Auch dies ist ein Genrebild aus religiösem Kreise, denn auch die Röstung der edeln Eingeweide zur Vorkost vor dem Opferschmause gehörte zu den Acten des Opfers. Bei aller Verwandtschaft dieser Statue mit derjenigen des Lykios treten zwischen beiden doch nicht unwesentliche Differenzen hervor. Zunächst in der Stellung; denn das Rösten von Eingeweiden kann füglich nur über der Flamme eines Herdes oder Altars vor sich gehen, deren Anfachung eine vorgebeugte Haltung bedingt, sodann in der doppelten Thätigkeit des Eingeweiderösters, der, indem er die Flammen anblies, zugleich die zu bratenden Stücke mit aufmerksamer Vorsicht halten mußte; sodann finden wir einen Unterschied des Alters, so fern die Statue des Lykios einen Knaben, die des Styppax einen Mann darstellte, und dieser Altersunterschied führt endlich auf eine Verschiedenheit in der Auffassung, indem der naive Eifer des Knaben bei dem Erwachsenen durch eine angespanntere Thätigkeit ersetzt wird, auf die uns auch die Angabe führt, er habe das Feuer aus vollen Backen angeblasen. War dies Alles aber fein durchgeführt, so begreift es sich, wie ein solches lebendiges, vielleicht leise komisches Genrebild seinen Meister berühmt machen konnte.

Einen wesentlich verschiedenen Charakter des Genre finden wir in einer Statue des Kresilas von Kydonia auf Kreta, der, wenn er nicht ebenfalls Myron's Schule angehört, jedenfalls in der Zeit, von der wir reden, in Athen thätig war. Diese Statue des Kresilas stellte einen sterbenden Verwundeten dar, bei dem man erkennen konnte, wie viel vom schwindenden Leben noch vorhanden war. Ich muß erwähnen, daß man in dieser Statue ein Porträt, dasjenige des attischen Feldherrn Diitrephes hat erkennen wollen, aber ich darf auch nicht verhehlen, daß ich dies für platterdings unmöglich und für gründlich verkehrt halten muß, wofür ich allerdings die Gründe, die ich an einem andern Orte (Geschichte der griechischen Plastik, Bd. 1. S. 294 f.) entwickelt habe, hier nicht wiederholen kann. Meiner Ueberzeugung nach ist auch dieser sterbende Verwundete, dessen Bedeutung wir uns einigermaßen durch den berühmten sogenannten „sterbenden Fechter" vergegenwärtigen

können, obgleich dieser sicher keine Nachbildung des Werkes des Kresilas war, ein Genrebild, eine Situationsdarstellung an einem erfundenen Individuum gewesen. Und zwar eine Darstellung, in der die ganze Tendenz der Erfindung und Composition auf die Veranschaulichung des matten Hinsinkens im Sterben, des langsam schwindenden Lebens, der letzten Athemzüge gerichtet war.

Der Vollständigkeit wegen darf ich eine besonders formschöne Knabenstatue von Strongylion aus derselben Zeit und demselben Kunstkreise nicht unerwähnt lassen, obgleich wir über deren Handlung nicht unterrichtet sind. Sehen wir also von diesem Werke ab, so finden wir in dem Kunstkreise des Myron und seiner Genossenschaft um die Zeit der Perserkriege außer dem athletischen Genre, einer Classe, deren Annahme ich weiterhin rechtfertigen werde, schon das komische, das naiv heitere und das pathetische Genre vertreten.

Blicken wir nun in weitern Kreisen der alten Künstler umher, so werden wir unter den Werken des großen Idealbildners Phidias nach Genrebildern zu suchen uns kaum getrauen, dennoch finden wir unter denselben außer einigen Athletenbildern, welche den Thron seines olympischen Zeus schmückten und die Kampfarten in Olympia darstellend, offenbar diesem Kreise angehören, wenigstens eine Statue, für welche ich die Bezeichnung als Genrebild frageweise in Vorschlag bringen muß. Es war dies eine Priesterin mit dem Tempelschlüssel, die in unsern Quellen nicht individuell benannt noch als Porträt bezeichnet wird und die wir nach der Analogie zunächst einer Statue des Euphranor von gleichem Gegenstande, sodann von nicht wenigen andern antiken Statuen, die uns als „anbetende Frauen“ genannt werden, und endlich nach weiterer Analogie etwa von Kirchgängerinnen unter den modernen Genrebildern als Genrebild füglich denken können. Unter den Werken der Schüler des großen Hauptes der attischen Schule finden wir nur ein paar Athletendarstellungen, die wir als Genrebilder anzusprechen uns berufen fühlen können.

Ganz unzweifelhafte Genrebilder dagegen bieten uns die Werke des Hauptes der argivischen Schule, des Polyklet. Ich will hier nicht von dessen Kanon oder Speerträger reden, denn in dieser Statue scheint allerdings der Schwerpunkt der Darstellung nicht auf die Situation zu fallen, die vielmehr nur eine untergeordnete Trägerin des Hauptzweckes des Meisters gewesen zu sein scheint: einen vollendet schönen Jünglingskörper darzustellen; ich will auch auf die übrigen Athletenstatuen Polyklet's kein zu großes Gewicht legen, wohl aber sind Genrebilder Polyklet's Kanephoren, d. h. Korbträgerinnen, wie sie in dem panathenäischen Festzuge Athens einherzogen, Statuen, die wir uns zum Theil nach erhaltenen Darstellungen dieses Gegenstandes, zum Theil nach dem, was wir über den Kunstcharakter des Meisters wissen, nur als vollendet anmuthige Repräsentantinnen frommerregter weiblicher Jugend denken dürfen. Ein Genrebild, und zwar ein recht echtes, war ferner die Gruppe knöchelspielender Knaben, die Plinius gelegentlich als das vollendetste Kunstwerk Griechenlands preist, die man sich demgemäß auch nur als eine Darstellung voll naiver Anmuth denken kann, und die man niemals in einer fragmentirten Gruppe knöchelnder und beim Knöchelspiel in Streit gerathener Jungen im britischen Museum, auf die ich zurückkomme, hätte wiedererkennen sollen, einem Werke so voll von derbem und drastischem Humor, daß man nichts weniger Polykletisches erdenken kann.

Unter den Werken der zahlreichen Schüler Polyklet's, unter denen aber wenige zu der Bedeutung und dem Ruhme der Genossen des Phidias gelangten, finden wir kein einziges Genrebild, sondern nur einige Athletenstatuen, die wir dieser Kunstgattung zurechnen dürfen, die ich für jetzt übergehe. Die Thatsache aber mußte ich erwähnen, weil auch sie zur Bestätigung der Ansicht dient, welche ich über die Stellung der Genrebildnerei zu den andern Kunstgattungen vortragen werde.

In den bisher betrachteten Werken haben wir die uns literarisch bekannten Genrebilder der Meister aus der ersten Hälfte der Blüthezeit der Kunst bis zum peloponnesischen Kriege kennen gelernt.

Ungleich zahlreicher sind die Genrebilder, wie schon bemerkt, in der zweiten Hälfte dieser großen Epoche bis auf Alexander, zu der wir uns jetzt in möglichst kurzer Betrachtung wenden.

Ueber die Werke dieser spätern Künstler sind wir noch weniger genau unterrichtet als über die der frühern. Nur einige Arbeiten großer Meister muß ich hervorheben, so die zwei Statuen einer weinenden Matrone und einer lachenden Buhlerin von Praxiteles, of-



Betender Knabe.

fenbare Gegenstücke und eben so offenbare Genrebilder, was sie auch dann bleiben, wenn die Buhlerin Phryne's Züge trug. Denn offenbar kam es dem Künstler — er ist der große Darsteller der Affecte und Leidenschaften — hier auf den Contrast des Ausdrucks einer bevorzugten leichtfertigen Schönen und einer vernachlässigten und gekränkten edleren Weiblichkeit an, also auf die Veranschaulichung der gemüthlichen Situation der Dargestellten. Auch zwei andere Statuen des Praxiteles, ein sich bekränzendes und ein Schmuck anlegendes Mädchen glaube ich hierher rechnen zu dürfen und es kann gewiß nicht schwer sein, sich dieselben in reizender Anmuth vorzustellen. Weniger leicht mögen wir begreifen, worin der Reiz der Darstellung weinender Frauen bestanden haben mag, die wir unter den Werken mancher Künstler wiederfinden, obwohl das Motiv zu diesen Darstellungen sich in einer Zeit wie diese, in der das überhand nehmende Hetärenwesen den Frieden und das Glück der Häuslichkeit untergrub, recht wohl denken läßt. Aber nicht nur die Darstellungen weinender Frauen, auch diejenigen von Kriegern, Jägern, Betenden und Opfernden und zwar Männern und Weibern finden wir unter den Werken oder als die Werke einer ganzen Reihe von mehr als zwanzig Künstlern dieser Periode angegeben. Und wenn wir uns durch die bloße Namennennung oder kategorienweise Anführung dieser Werke auch wenig erregt fühlen und durch sie nicht im Stande sind, die Art und den künstlerischen Werth dieser Schöpfungen zu beurtheilen, so beweisen sie doch jedenfalls die starke Entwicklung der Genrebildnerei in dieser Periode, und ein Blick auf die vorstehende Abbildung des berühmten betenden Knaben, der auch nichts Anderes als solch ein „Betender" ist, ein Blick auf diese fließend schönen Formen und den innigen

und reinen Ausdruck hingegebener Frömmigkeit kann uns ahnen lassen, wie meisterliche und staunenswerthe Leistungen unter diesen wenig beachteten Werken gewesen sein mögen.

Es bleiben mir nur noch wenige Statuen bestimmteren Charakters zu erwähnen übrig, unter denen als ein recht echtes und drastisches Genrebild eine Knabenstatue von Leochares voranstehen möge, deren Handlung wir freilich nicht kennen, deren Charakter aber durch die Angabe bestimmt wird, daß ihr der Künstler den prägnantesten Ausdruck einer verschmitzten und, um mit Schiller zu reden, „confiscirten" Bedientennatur aufgeprägt hatte. Sodann muß ich ein Genrebild ganz anderer Natur und eines ergreifend pathetischen Gehaltes hervorheben, die Darstellung eines Kindes, welches seine sterbende Mutter auf die zärtlichste Weise liebkoste. Es war dies das Werk eines Künstlers Eubulos, dessen Zeit wir direct nicht kennen, der aber mit großer Wahrscheinlichkeit in die Periode gesetzt werden darf, von der wir reden, da unter den Bildern eines der größten Maler dieser Zeit, des Aristeides von Theben, ein der Gruppe des Eubulos nahe verwandter Gegenstand vorkommt, so daß der Gedanke an einen Wettstreit des Bildners mit dem Maler nahe genug liegt.

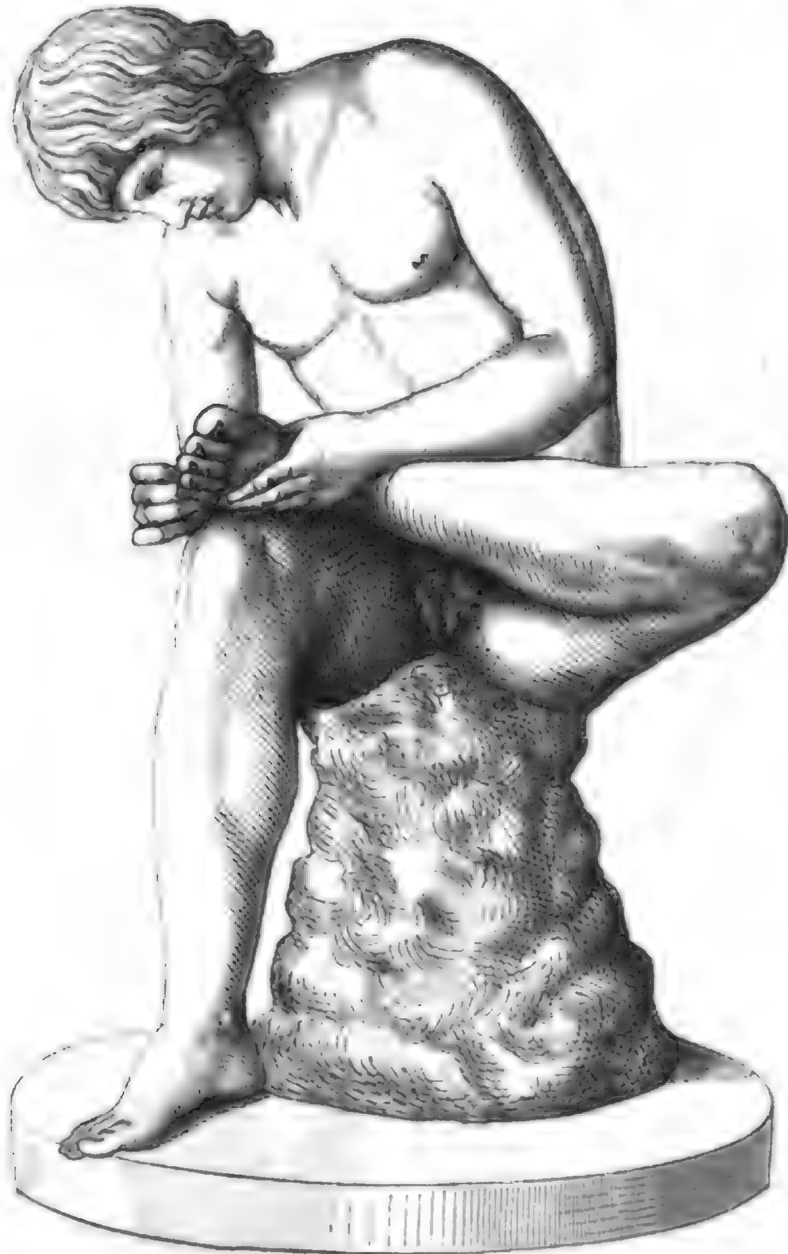
Ganz übergehen darf ich nun auch nicht, daß unter den Werken des Lysippos, des Hofbildhauers Alexander's und unter den Werken seiner Schule einige Genrebilder sich finden, bei Lysippos, außer dem berühmten Apoxyomenos, einem Athleten, der sich mit dem Schabeisen vom Staube des Ringplatzes reinigt, und den wir in einer vortrefflichen Copie besitzen, die Statue einer trunkenen Flötenspielerin, so recht eine Darstellung aus der Mitte des verderbten socialen Lebens dieser Periode. Aus Lysippos Schule aber kennen wir von Euthykrates einen Koch mit Körben, wahrscheinlich mit Fischen oder Wildpret, für den sich unter den erhaltenen Statuen Analoga finden, und eine erotische Gruppe, auf die ich nicht näher eingehen kann, die ich aber als unzweifelhaftes Genrebild erwähnen mußte. Auch darf ich den „Betenden" eines andern Schülers des Lysippos, des Boëdes, nicht ver-



Knabe mit der Gans.

gessen, den man in dem betenden Knaben hat wiedererkennen wollen, was wenigstens in so weit gerechtfertigt ist, als der betende Knabe durchaus die der lysippischen Schule eigenen Körperproportionen zeigt.

Und so komme ich denn mit der Besprechung der Werke des Boëthos von Chalkedon, der wenigstens sehr wahrscheinlich der Zeit vor Alexander, spätestens derjenigen gleich nach Alexander angehört, zum Schlusse dieser Uebersicht der namhaften Genrebildner und ihrer Werke. Von diesem Boëthos ist der kostbare Knabe mit der Gans, den wir in einer Reihe von Copien besitzen, und der zu sehr vielen freiern Wiederholungen des Motivs den Anstoß gegeben hat. Hier haben wir nun ein so echtes Genrebild wie jemals eins erfunden ist, ein Bild zugleich des frischesten Kindesübermuths, das mit eben so vortrefflichem Humor und eben so tiefer Innigkeit erfunden ist, wie wir es meisterhaft ausgeführt finden. Der derbe Junge von etwa drei Jahren hat den vor ihm fliehenden Vogel, der doch fast eben so groß ist wie sein Verfolger, im Laufe eingeholt und hält ihn fest, wie er ihn auf's Gerathewohl zugreifend gepackt hat. Und das ist keine Kleinigkeit; laut schreiend ringt der Vogel, sich aus den umstrickenden Armen zu befreien, und das Kind muß sich den Anstrengungen des Gefangenen mit der ganzen Wucht seines lieblichen Körpers entgegenstemmen. Dabei ist ihm die Sache grade eben so wichtig, wie weiland Herakles die Erwürgung des nemeischen Löwen, sein Gesicht strahlt vor Eifer, und ein Hauch von Siegesfreudigkeit ist über dasselbe ausgegossen. Die Stellung konnte nicht besser ersonnen werden, und die Formen des Kindeskörpers gehören zu dem Vollendetsten, was antike und moderne Kunst auf diesem Gebiete



Dornauszieher.

hervorgebracht hat. Dabei ist das Ganze so rund und nett, so in sich geschlossen, und so völlig aus sich selbst klar, ist der Künstler mit so viel Geist und so liebenswürdigem Gemüth auf die Kinderwelt mit ihrer Frische und Ausgelassenheit eingegangen, daß sein Werk, trotz der Geringfügigkeit des Gegenstandes doch nicht allein unsere Blicke zu fesseln, sondern auch unser Herz mit eigenthümlicher Rührung zu bewegen weiß.

Demselben Meister nun verdanken wir vielleicht auch den berühmten Dornauszieher, eine Vermuthung, für welche meine Gründe anzugeben, uns hier unnützer Weise aufhalten würde (vergleiche Geschichte der griechischen Plastik Bd. II. Seite 101). Auch dies ist ein echtes Genrebild, auch dies ein an sich wenig bedeutender Gegenstand, aber wie reizvoll ist er behandelt! Bei der Hütung seiner Heerde etwa hat sich der Knabe einen Dorn in den Fuß getreten, vorsichtig ist er bis zum ersten Steinhaufen im Felde geschlichen, auf den er sich niedergesetzt hat, um nun mit der größten Zartheit und der höchsten chirurgischen Eleganz, deren er fähig ist, den schmerzenden Dorn herauszuziehen, ganz Aufmerksamkeit, ganz Spannung, Alles um sich nicht allein, sondern auch seinen Schmerz vergessend; denn daß der Künstler in dem anmuthigen Köpfchen jeden Zug von Schmerz vermieden hat, was auf den ersten Blick auffallen kann, das ist höchste Feinheit des künstlerischen Verstandes! Denn jetzt ist die Situation nicht nur, sondern es bleibt auch unsere Stimmung ungetrübt, Alles ist einheitlich und vollendet klar, und dabei sind die Formen des Körpers der Art, daß sie nicht naturwahrer gedacht werden können. Wahrlich, Welcker hat Recht, Werke wie der Knabe mit der Gans und der Dornauszieher athmen schon in der besten Kunstzeit den reinsten Geist der Idylle!

Wir stehen am Ende unserer kunstgeschichtlichen Betrachtungen, denn, wie gesagt, ein späterer Genrebildner als Boëthos wird uns nicht genannt, und unter den Werken der Künstler der Diadochenzeit nicht minder wie derer, welche die griechische Kunst nach Rom verpflanzten, finden wir neben der Idealbildnerei wohl die eigentlich pathetische und die historische Kunst in hoher Ausbildung, von Genrebildern dagegen keine Spur, wenngleich ich nicht leugnen will, daß bei den Götterbildern einiger der in Italien thätigen griechischen Meister sich eine einigermaßen genrehafte Behandlung findet, welche aber in dem Mangel einer tieferen und lebendigen religiösen Auffassung ihre Erklärung findet.

Und nun das Resultat dieser kunsthistorischen Uebersicht. Können wir noch glauben, daß die Genrebildnerei in ihrer Hauptentwickelung den späteren Perioden nach Alexander angehört? Können wir noch behaupten wollen, die Genrebildnerei sei aus einer Entartung des nationalen Kunstgeistes hervorgegangen, und deswegen erst da aufgetreten, wo der Sinn für die höhere, ideale Production erloschen war? Ich glaube nicht, daß wir dies dürfen, ich glaube vielmehr, daß, wenn wir uns unbefangen und vorurtheilslos dem hingeben, was uns die Thatsachen lehren, uns die Genrebildnerei als die reife Frucht des von keinerlei Rücksichten auf das Publicum, seien es heilige oder profane, ideale oder materielle, eingeschränkten künstlerischen Schaffenstriebes und Behagens erscheinen wird, und ich glaube ferner, daß dies Resultat nichts Auffallendes mehr hat, wenn man die Genrebildnerei nur in dem höheren und edleren Sinn auffaßt, in dem wir sie aufgefaßt haben. Eben als die reife Frucht der künstlerischen freien Schöpferlust finden wir die Genrebildnerei in der Periode der höchsten Kunstblüthe entwickelt, eben deswegen finden wir sie entweder bei solchen Künstlern, die wie Myron und die Seinen, sich ohnehin überwiegend an das wirkliche Leben hielten, oder bei den großen Meistern der idealen Richtung, bei denen der Genius allseitig schöpferisch auftritt, nicht aber bei ihren weniger bedeutenden Schülern, welche nur, indem sie einer bestimmten Fährte folgten, sich des Gelingens versichert halten mochten. —

Wir wenden uns zu einer gedrängten Uebersicht über die erhaltenen statuarischen Genrebilder, welche, obgleich vielleicht allesammt in römischer Zeit entstanden, also beweisend, daß man an diesen Gebilden wie an den noch ungleich zahlreichern Nachahmungen der griechischen Götterdarstellungen in Rom Geschmack fand, doch das gewonnene kunsthistorische Resultat nicht beeinträchtigen oder wieder in Frage stellen können. Denn sie erscheinen in durchaus überwiegendem Maße als in einem Geiste erfunden, der dem, welchen wir in den geschichtlich datirten Genrebildern gefunden haben, so nahe verwandt ist, daß wir sie, auch wo sie sich nicht als directe Copien bekannter früherer Originale kennzeichnen, wie die verschiedenen Exemplare des Knaben mit der Gans, nur als Reproductionen von uns

unbekannten Vorbildern aus der Blüthezeit betrachten können, auf's Bestimmteste aber in Abrede stellen müssen, daß sie in ihrer großen Mehrzahl die Producte einer neuen und vom echten nationalen Geiste der früheren Zeit entarteten Kunstrichtung seien.

Was zunächst die Gegenstände der Genrestatuen anlangt, so haben so ziemlich alle Lebenskreise in denselben ihre Vertreter, die zarteste Kindheit wie das hohe Alter, das männliche wie das weibliche Geschlecht, eine ganze Reihe von Ständen und Berufsarten: wir finden Bauern und Hirten, Jäger und Fischer, Athleten und Krieger, Schauspieler, Tänzerinnen, Musiker und nicht wenige Personen, die mit dem religiösen Cultus zu thun haben oder mit Cultfunctionen betraut sind.

Aber nicht diesen Classen will ich bei meiner Darstellung folgen, sondern es versuchen, derselben diejenigen zum Grunde zu legen, welche den Geist der Genrebildnerei angehen.

Ich stelle voran die Athletenbilder und zwar als eine innerlich begründete Kategorie, nicht etwa weil ich diese Statuen für die echtesten, als vielmehr weil ich sie für die zweifelhaftesten Genrebilder halte. Leugnen, daß sie Genrebilder oder daß Genrebilder unter ihnen seien, möchte ich jedoch nicht. — Es ist Jedermann bekannt, daß die Sieger in den großen nationalen Spielen, namentlich in Olympia und Delphi unter Anderem durch eine am Kampforte aufgestellte Statue geehrt wurden, und es wird auch den Meisten gewiß nicht unbekannt sein, daß diese Statuen nicht porträtähnlich, was das Gesicht anlangt, gebildet werden durften. Hieraus erwuchs den Künstlern die Aufgabe, das Individuum durch eine feine Hervorhebung der Kampfesweise und der Umstände, welche den Sieg herbeigeführt hatten, zu charakterisiren. So kam es schon bei diesen Statuen wesentlich auf die Darstellung der Situation an und einige Statuen, von denen wir Kunde haben, beweisen, daß die Situation in der schärfsten Weise hervorgehoben wurde. Näherten sich also schon diese Sta-



Trunkene Alte des Capitols.



Schweineschlachten.

tuen dem Wesen des Genrebildes, so mußte es nahe liegen, nun auch Athletenbilder ganz frei zu erfinden, bei denen die Veranschaulichung der durch die Kampfart bedingten Situation geradezu den Schwerpunkt abgab, die also im eigentlichen Wortsinn Genrebilder waren. Daß derartige athletische Genrebilder unter den auf uns gekommenen sind, dies kann dem Myronischen Diskoswerfer gegenüber nicht bezweifelt werden, wie viele man ihrer anerkennen will, das hangt freilich davon ab, bei wie vielen man die genrehafte Auffassung oder vielmehr die Darstellung schöner Jugend als Hauptaugenmerk des Künstlers anerkennen will. Jedenfalls steht fest, daß mit sehr wenigen Ausnahmen alle Athletenbilder, die wir besitzen, Copien nach Originalen früherer Epochen sind und daß sie dieser immerhin zweifelhaften Gattung von Genrebildern angehören; Porträtstatuen sind es nicht, was hier zu beweisen zu lange aufhalten würde.

Zweifelhaft vertreten ist auch das pathetische Genre in einer Reihe von Statuen kämpfender, verwundeter und sterbender Krieger, Statuen, in denen man die von Plinius neben Jägern, Betenden und Opfernden genannten Bewaffneten wiedererkennen könnte, die man freilich aber auch als Reste größerer historischer Compositionen betrachten kann, der Art, wie jene Gallierschlachten der pergamenischen Schule, denen der sogenannte sterbende Fechter angehörte.

Unzweifelhaft dagegen und reichlich genug finden wir das komische Genre wieder, und zwar so, daß die humoristische Tendenz bald überwiegender, bald mehr begleitend auftritt. Ich kann nur wenige Beispiele hervorheben und will damit beginnen, hier die trunkene alte Frau des capitolinischen Museums (III. 37) vorzuführen. Platt auf dem Boden sitzend, weil die Füße ihr den sichern Dienst versagen, grinst sie den Beschauer mit weinseligem Lächeln an und drückt die große Flasche, die neben ihr steht, wie ein geliebtes Kindlein in ihre Arme: „Ich und mein Fläschchen sind immer beisammen, Niemand versteht sich so herrlich wie wir!“ Das sollte freilich nicht so sein, aber daß uns die Alte ihre verbotene Neigung mit dieser seligen Unbefangenheit zeigt, daß sie uns mit einer Miene anschaut, als wollte sie sagen: Ihr armen tugendsamen Thoren! Darin liegt die unübertreffliche Komik dieser Darstellung und das, was uns mit dem Häßlichen des Gegenstandes aussöhnt. — Ich will sogleich das

nicht minder kostbare im britischen Museum (II. 31) bewahrte Bruchstück der Gruppe von Jungen anschließen, die sich beim Knöchelspiel erzürnt haben. Erhalten ist nur der eine der beiden Zankenden, welcher den Arm des andern mit beiden Händen gepackt hat, ein echter Gassenbube mit einer grundgemeinen Physiognomie, gewiß nicht schön, aber voll Leben und Wahrheit und Individualismus; in der Stellung des Körpers sowohl wie im Ausdrucke des Gesichts mit drastischer Derbheit behandelt und dabei mit einer Komik übergossen, die ich nicht zu schildern brauche, weil sie jedem Beschauer entgegenleuchtet. — Ein paar Statuen keifender alter Weiber, die man früher anders deutete, die aber jetzt von den ersten Autoritäten als Genrebilder im Sinne der Komödie anerkannt werden (s. Welcker im Rhein. Mus. 9. 278 f.), und ein paar Statuen maskirter Komiker, welche in ihrer Intention über die bloße Kostümdarstellung hinausgehen und wirklich komisch wirken, will ich nur im Vorbeigehen erwähnen und will mir nur erlauben, hier noch auf eine Gruppe in Neapel (Mus. Borbon.) aufmerksam zu machen, welche ein Schweineschlachten darstellt und zwar durch zwei Männer, von denen der ältere in voller Behaglichkeit den guten Braten vorausahnt, während der jüngere mit wahrhaft burlesker Komik sich zu dem Kopfe des geschlachteten Thieres vorbeugt, zu sehen und zu lauschen, ob es denn auch recht ordentlich todt sei. —



Knabe mit der Maske

Indem wir zu den naiv heitern Genrebildern von dem Geiste wie der Knabe mit der Gans übergehen, scheiden wir noch nicht vom Humor, nur daß er uns feiner und veredelter entgegentritt. Dies gilt im besondern Maße von der Statue eines Knaben im capitolinischen Museum (3. 40), der unter einer quer über den Kopf gestülpten gewaltigen und bärtigen Maske uns mit vollem Kindergesicht

anlacht und der nicht „Genius der Tragödie" genannt werden darf, sondern nach Maßgabe anderer Darstellungen in Relief und Malerei zu beurtheilen ist, in denen Kinder einander oder Erwachsene mit vorgehaltenen Masken zu schrecken suchen. — Voll heiterer Laune ist auch die freilich Amor benannte Statue eines Knaben im Vatican (Pio-Clem. 3), der mit dem schalkhaftesten Ausdrucke nach einem Schmetterlinge greift, der sich neben ihn auf einen Baumstumpf gesetzt hat. Und eben so ist voll heitern Humors die Statue eines Knaben aus der casa della seconda fontana di Musaico in Pompeji, der eine Ente aus dem Bassin geholt hat und nun voll komischen Schreckens auf das rings ihn umgebende Wasser schaut, in das er sich in seinem Eifer, das Thier zu fangen, zu tief hineingewagt hat. Diese Statue bringt mich auf eine Reihe von Genrebildern der anmuthigsten Art, die ich nur im Allgemeinen anführen kann; denn es ist gewiß keine leichte Aufgabe, die Statuen und Gruppen von Kindern mit verschiedenen Vögeln auch nur zu zählen, die Knaben, die mit Gänsen ringen oder Enten und andere Vögel zärtlich umarmen, liebkosen, als werthen Besitz sorgfältig einhertragen oder freudig, als wollten sie dieselben zeigen, emporhalten. Unter diesen Werken sind Bilder, in welchen die Unschuld und die Innigkeit der Kindernatur nach der feinsten Beobachtung in wahrhaft rührender Weise zur Anschauung gebracht ist, während andern ein mehr komischer Charakter aufgeprägt ist. Haben wir so das Gebiet des anmuthig schönen Genres betreten, so darf ich die Statuen von Kindern mit Blumen und Früchten, die sie im Gewandbausch einhertragen oder in jubelnder Lust emporhalten, nicht unerwähnt lassen, Bildwerke, die man mit großem Unrechte mythologisch als bacchische Genien und dergleichen benannt hat. Vor Allem aber muß ich auf Statuen wie die des knöchelnden Mädchens (z. B. in Berlin) aufmerksam machen, denen sich aus den Kreisen des reifern Alters gar anmuthige Korbträgerinnen, Tänzerinnen und zum Bade sich vorbereitende Mädchen anschließen.

Rein idyllischer Natur wie der Dornauszieher sind Statuen wie die eines am Rande des Wassers vom Schlafe überwältigten Fischerknaben im Vatican (Mus. Pio-Clem. 3. 33), oder wie die mehrfach wiederholten von Hirten, welche die Syrinx oder Flöte probiren, oder die Lämmer im Arme daher tragen, oder von ihrer Heerde umgeben in vollem dolce far niente daliegen. Auch hier spielt der Humor



Astragalspielerin.



Kuhmelker des Vatican.

hinein, wie z. B. in jener Gruppe im Vatican (Pio-Clem. 7. 30), die uns einen Bauern zeigt, der platt am Boden sitzend seine Kuh melken will, der aber nicht dazu kommen kann, weil das Thier, das er an einem Stricke festzuhalten sucht, nicht ruhig stehen will.

Ich könnte so noch eine gute Weile fortfahren, hier mehr oder weniger trefflich erfundene Genrebilder zu nennen und vorzuweisen, ehe ich genöthigt wäre, zu den nüchternen und prosaischen Darstellungen verschiedener Berufsarten zu greifen, deren wir nicht wenige in Jägern mit Wild, in Fischern mit Körben voll Fische, in einem ein Kalb ausweidenden Bauern und in andern derartigen Statuen besitzen. Aber es mag und muß genug sein und ist vielleicht schon zu viel gewesen. Die Versicherung aber kann ich geben, daß, wer die große Reihe der Producte der griechischen Genrebilderei durchmustern könnte, sich nicht allein von deren reichlicher Entwicklung überzeugen, sondern auch mit mir sagen würde, daß unter diesen Hunderten von Darstellungen sehr wenige sind, welche je nach ihrer Art einen ergreifenden, ernsten, rührenden oder heitern Eindruck auf unser Gemüth zu machen verfehlen, dagegen sehr viele, die unsere Seele mit unwiderstehlicher Kraft anziehen und fesseln, während sie zugleich dem Auge die wohlgefälligsten Formen darbieten. In fast allen griechischen Genrebildern ist Stimmung, in den meisten ist Gemüth und in vielen Geist, der echteste künstlerische Geist, den man sich denken mag.

Der beschränkte Raum verbietet mir, auf die Gesetze der statuarischen Genrebildnerei, die wir aus den antiken Genrestatuen abziehen können, und auf eine Vergleichung dieser Gesetze mit denen der Genremalerei einzugehen, aber ich darf mein Thema nicht verlassen, ehe ich mit ein paar flüchtigen Worten der mythologischen Genrebildnerei, des Genres in mythologischer Einkleidung gedacht habe, welches für die Ausdehnung des Geschmacks an dieser Kunstgattung, und zwar sicherlich nicht erst in der nachalexandrinischen Zeit beredtes Zeugniß ablegt. Man darf das mythologische Genre nicht in der Ausdehnung verstehen, welche ihm Vischer in seiner Aesthetik (3. 666) gibt, im Gegentheil müssen wir uns hüten, in Beziehung auf die Kunst der Alten, denen der mythische Begriff und die mythische Idee lebendig war, nicht Bildwerke in den Kreis des Genrehaften zu ziehen, denen ein wahrhaft und innerlich mythisches Moment zum Grunde liegt. Aber auch wenn wir die Bezeichnung des mythischen Genre für die alte Kunst auf diejenigen Bildwerke beschränken, in denen kein oder fast kein Accent auf das Mythische, aller dagegen oder der meiste auf die durchaus rein menschliche Handlung und Situation fällt, auf diejenigen Bildwerke, die eine wissenschaftliche Kunst-

mythologie nicht in ihren eigentlichen Stoff aufnehmen darf, auch dann noch bleibt uns eine sehr ansehnliche Reihe von mythischen Genrebildern übrig, bei denen es Nichts verfängt, daß die handelnden Personen durch ein Paar spitze Ohren und ein Schwänzchen zu Satyrn oder durch ein Paar Flügelchen zu Eroten geworden sind, während sie in jeder Weise handeln wie Menschen und wir nur jene Zuthaten hinwegzunehmen brauchen, um die reinsten Genrebilder vor uns zu haben, Genrebilder, zu denen wir in den meisten Fällen die nach Gegenstand und Composition augenfälligsten Parallelen unter den früher besprochenen finden. Hier liegt nicht mythischer Stoff vor, hier hat der Bildner nur äußerlich die mythische Einkleidung gewählt, um das allgemeine Menschliche der Situation frei von jeder, auch der leichtesten Fessel des Costüms zur Anschauung zu bringen. Der bacchische und der erotische Kreis bieten hunderte solcher Genrebilder.

Ich bin am Ende und es bleibt mir Nichts, als die Hoffnung auszusprechen, dieser erste Versuch meiner Behandlung der griechischen Genrebildnerei werde dazu beitragen, manches Vorurtheil über die antike Genrebildnerei zu erschüttern und für deren erneute und gründlichere Behandlung ein kleines Bischen Propaganda zu machen.

Eine psychologische Curiosität.

Von

Adolf Glaser.

Es gibt häufig Persönlichkeiten, die bei nicht unbedeutenden, aber gänzlich vernachlässigten Talenten oder geistigen Anlagen so wenig Selbständigkeit des Charakters besitzen, daß es ganz auf die äußern Umstände ankommt, ob sie völlig untergehen oder zu einer Geltung aufsteigen, welcher ihr Verdienst keineswegs gleichkommt, deren sie sich jedoch mit der größten Unbefangenheit erfreuen, ohne in ihrer Eitelkeit im mindesten an ihrer vollständigen Berechtigung zu zweifeln. Schlummert in solchen Menschen ein wirklich genialer Funke, den sie selbst nicht achten, so mühen sich oft Andere vergeblich ab, diesen Funken zum wohlthätigen Feuer zu entfachen; durch jeden kleinen Strahl glauben solche Enthusiasten ihr hingebendes Bemühen gefördert und gekrönt, aber endlich zeigt es sich, daß die geborgte Kraft doch nie den Mangel eigener Willensstärke zu ersetzen vermag, daß weder das Talent allein, noch die Sehnsucht und das Ringen nach dem Ideal allein ausreicht, sondern beides zusammenfließen muß in einem auserwählten Menschengeiste. Das Talent kommt von der Natur, es ist Gottesgabe; der Begriff des Ideals und mit diesem das Ringen und die ewige Sehnsucht nach Vollendung muß eingepflanzt werden, so lange das Gefühl noch jung und der Geist noch empfänglich ist. Grade hieraus erkennen wir die Doppelwirkung in der Menschheit und die Erklärung, warum der Mensch, wenn er noch so vollkommen aus der Hand der Natur hervorgeht, Nichts wäre ohne die Einwirkung, welche ihm durch die Erziehung zu Theil wird, ohne die geistige Wiedergeburt im Leben.

Der Erscheinung solcher verlorenen Talente begegnet man sehr oft auf den Seitenwegen unserer Literaturgeschichte; eine der interessantesten, weil sie durch gegenseitige Selbsttäuschung mit den bedeutenden Geistern einer ganzen großen Zeitperiode in Verbindung stand, ist Anna Luise Karsch, deren Gedichte für uns wenig Werth mehr haben, deren Lebensgeschichte dagegen eine unerschöpfliche Fundgrube für Welt und Menschenkenntniß bildet. Diese Frau war zuletzt so sicher im Bewußtsein ihrer Geltung, daß sie sich tödtlich verletzt fühlte, wenn ein Kritiker ihre Gedichte tadelte, und ihre Eitelkeit erlitt manchen Stoß, als endlich der gemachte Enthusiasmus für sie zu erkalten anfing. In einem ihrer Briefe an J. A. Ebert in Braunschweig findet sich eine Stelle, welche in der seltsamen Manier der Karschin, halb Vers halb Prosa, gegen einen Recensenten gerichtet ist. Sie lautet:

„Der Criticus hält meiner Verse Fluß,
Vor so was mattes und geringes,
Daß ich ihn selbst verachten muß;
Und dennoch rührt mein Vers die Seelen
Von nicht gemeiner Art, sie können ihren Schmerz
Und ihre Freude nicht verhehlen.
O Freund! es muß an etwas fehlen:
Der Criticus hat wohl kein Herz.

Ja, ganz gewiß haben diese Leute anstatt des Herzens einen Gözenklumpen, der Kunst heißt, und oft noch eine andere Personage, die sich nicht allemahl nennen läßt, im Busen sitzen; ich könnte Ihnen davon ein ganz neues Beispiel sagen, aber es ist nicht angenehm, von unangenehmen Dingen zu schwazen."

Wie gereizt und giftig, wie entfernt von Zweifeln am eigenen Werthe spricht sie sich hier aus! Und doch war ihr ganzes dichterisches Schaffen nur Schein, und selbst der Enthusiasmus für Friedrich den Großen wurde ihr von Gleim und Ramler eingeflößt. Wie die Seherin von Prevorst, unter dem anhaltenden Einfluß der Kerner'schen Experimente, mit ihrer krankhaft reizbaren Nervenbildung, zu der felsenfesten Ueberzeugung gebracht wurde, daß die überspannte Thätigkeit ihres aus allen Schranken tretenden Seelenlebens eine höhere mystische Bedeutung habe, so hatte man die Karschin, deren ganze Begabung nur eine improvisatorische war, wie sie bei den untern Classen in Italien häufig vorkommt, in die Idee hineingetrieben, sie sei eine große Dichterin, eine deutsche Sappho; und wie die erwähnte Seherin zuletzt nach keinem Orte blicken konnte, ohne daß ihre überreizten Nerven denselben mit Geistern umgaben und erfüllten, so umhing die gesteigerte Einbildungskraft der Karschin jedes triviale Erlebniß mit geschraubten poetischen Floskeln und in ihren Briefen wechselt unaufhörlich die nüchternste Prosa mit der überschwenglichsten Afterpoesie.

Wie wäre es auch möglich gewesen, daß ein Wesen mit so ungeregelter Phantasie, unter Verhältnissen aufgewachsen, die jede Bildung verhinderten, den gemeinsten Einflüssen ausgesetzt, zu voller geistiger Klarheit hätte kommen sollen? Sie sah sich plötzlich, wie durch ein Wunder, aus der entwürdigendsten Lage, nachdem sie bereits zweimal von ganz niedrig gesinnten Männern geschieden war, nach Berlin versetzt und mit Dichtern, Gelehrten und Fürsten in Verbindung gebracht. Natürlicherweise mußte jede richtige Würdigung der Dinge bei ihr unmöglich bleiben. In ihrem glücklichen Leichtsinn lebte sie sorglos dahin, glaubte von sich, was man ihr sagte, und wie in schlimmen Zeiten, so entschwanden auch in ihren glücklichsten Tagen die nächstliegenden Dinge ganz aus ihren Blicken, während sie ihren Liebhabereien und Neigungen nachhing.

Gewiß ist, daß solche Erscheinungen wie die Karschin zu den interessantesten teleologischen Erörterungen Veranlassung geben. — Was hätte aus ihr werden können, wäre sie unter andern Verhältnissen aufgewachsen? Da sie ein unzweifelhaftes formelles Talent von der Natur, ein kindliches Herz und reiche Lebensschicksale hatte, weshalb ward ihr dies Alles in so überstürzender und planloser Weise zugetheilt? Waren hier nicht die Bedingungen gegeben und der Erfolg zugleich vernichtet? — Der nachfolgende Brief von der Karschin, worin sie den Tod eines ihrer Gönner in Berlin meldet, zeigt sie in mannigfaltigen Beziehungen. Gerichtet an Ebert, einen der geachtetsten Gelehrten, enthält er Nachrichten von Dichtern und Rednern, denen sie persönlich nahe stand und zeigt auch, neben ihrer gewöhnlichen komischen Selbstüberschätzung, wie freundlich ihr der edle Herzog Ferdinand von Braunschweig geneigt war.

Berlin den 14. November 1772.

Was ich befürchtet, ist geschehn:
Ach Ebert! Er ist hingegangen
Zum Vater, welchen wir nur in der Hoffnung sehn.
Mein Stahl ist fort — und kein Verlangen,
Kein Seufzen, keine Thränenfluth
Bringt Ihn zurück in dieses Leben.
Ich bitte dieses Lied an Deinen Gräf*) zu geben,
Auch er war meinem Freunde gut,
Auch er wird brüderlich ihn klagen,
Denn Sie umarmten sich in ihren Jünglingstagen
Wie zween Knaben die ein Weib zur Welt gebahr.
Der Lenz hat fünfzigmal das Jahr
Mit Blumen ausgeschmückt, seitdem sie sich verbunden,
Und ihre Freundschaft nahm nicht ab,
Bis einer aus der Welt verschwunden,
Auf den Befehl, den Gott unwiderruflich gab.

Ich hoffe, daß Sie mein hochgeehrtester Freund, denjenigen offnen Brief bekommen haben, den ich heute vor vierzehn Tagen an Sie schrieb, ich war so verwegen dieses Blatt in einen Brief an Sr. Durchlaucht den Herzog Ferdinand beizuschließen; ich befürchtete nicht, daß dieser großmüthige Prinz darüber unwillig werde, dies kann er nicht, er muß es mir verzeihen.

Er lud Dich bald darauf an seine Tafel ein,
Gab Dir den Brief mit einer holden Miene,
Und sprach: wann schreiben wir an diese kleine, kühne,
Verwegne Versemacherin;
Ich habe sie bereits verwöhnet,
Sie weiß, daß ich zu gütig bin,
Und wenn sie lange sich nach meinem Briefe sehnet,
So fürcht ich nur, sie wird verzagt,
Und glaubt nicht ohne Grund, daß sie zuviel gewagt.

Ja freylich, wagte ich sehr viel, aber ich weiß auch, daß Ferdinand Sie lieb hat, und wenn man Jemanden liebt, alsdann ist es einem angenehm, ihm etwas einzuhändigen, wovon man denkt, daß es ihm nicht ganz gleichgültig sey, und ganz gleichgültig konnte Ihnen mein Brief nicht sein, denn ich schrieb ihn aus der Fülle meines Herzens, nach dem großen Vergnügen, welches mir Ihr poetisches Sendschreiben gemacht hatte. Wir alle, die wir zu Berlin etwas Gefühl haben, wir erinnern uns nicht, jemals etwas niedlicheres gelesen zu haben, mich hat

*) Ebert's Schwiegervater.

dieser Brief besonders überrascht, weil ich niemahls wußte, auch niemals geglaubt habe, daß Sie Verse machten. Die ganze erste Hälfte des Briefes ist voll von hinreißenden Schönheiten, und das letzte Viertheil auch, die Lobsprüche der Dichter sind Ihnen ein wenig schwer geworden, und nicht so honigfließend, als die vorhergehenden und nachfolgenden Verse. Demohnerachtet ist der ganze Brief unvergleichlich und wenn ich Ihnen gestehe, daß ich tausendmahl wünschte, ihn selbst, oder doch einen ähnlichen geschrieben zu haben, so können Sie dies Geständniß anstatt alles Lobes annehmen, welches sich darüber sagen ließe. Spalding hat diesen Brief in der letzten Priesterversammlung vorgelesen, bey welcher sich der seelige Stahl befand, und sprach mir den Sonntag darauf mit Entzückung davon, als ich ihn frug, ob er dieses Meisterstück der Empfindsamkeit und Naivität gesehen hätte. Sie können, Sie müssen sich ihn selbst vorstellen, in der Miene, mit welcher er mir diese Frage beantwortete, der vortreffliche Mann. Gott erhalte ihn noch lange bei der Munterkeit, in welcher sich seine Gesichtszüge itzt zeigen, er wird lange den ehrlichen Stahl bedauern. Ich verlohr viel in ihm, sein Haus war immer meine sicherste Zuflucht, ich achtete zur Zeit des Winters keine Kälte, kein Schneegestöber, keine rauhen feuchten Winde, und des Sommers keine brennende Hitze, ich ging fast alle Tage an seinen Tisch und versüßte mir den Weg durch die Vorstellung des freundlichen Blicks, mit welchem er mich willkommen hieß; nach der Mahlzeit begab ich mich in die Kammer eines guten Mädchens, die sein Hauswesen führte, daselbst konnte ich lesen, schreiben und thun, was ich wollte. Es ist vorbey, und mein Dank folgt ihm in die Ewigkeit nach. Ich empfehle mich Ihnen, erwarte Ihre Grüße mit den Grüßen meines Helden vereinigt, und bin mit Wahrhaftiger herzlicher Hochachtung Ihre

ergebenste Freundin
A. L. Karschin.

Die Versammlung der deutschen Künstler in Braunschweig.

Die vierte Zusammenkunft der großen deutschen Künstlergenossenschaft fand in diesem Jahre in Braunschweig Statt und mit ihr zugleich hielt die Verbindung für geschichtliche Kunst daselbst ihre fünfte Hauptversammlung. Bei den Verhandlungen der Künstlergenossenschaft wurde beschlossen, im Jahre 1861 eine große Ausstellung zu veranstalten, deren Charakter wieder wie im vorigen Jahre zu München der einer historischen sein werde. Als Ort der nächsten Zusammenkunft wurde Düsseldorf gewählt und sollen erst von dort aus über den Ort für die nächste Ausstellung genauere Bestimmungen getroffen werden. Einstweilen waren Dresden und Berlin in Aussicht gestellt. In der Eröffnungsrede machte der Präsident, Herr F. Dietz aus München, der Versammlung die Mittheilung, daß sie sich durch den Erfolg der vorjährigen Münchener Ausstellung bereits im Besitz eines Capitals befände, dessen Verwaltung und Verwendung der Genossenschaft Pflichten und Rechte auferlege. Ein von München gestellter, auch von W. von Kaulbach unterstützter Antrag, die Verbindung möge die von ihr zu erwerbenden Bilder dem germanischen Museum in Nürnberg zuweisen, wurde vorläufig zur weiteren Berathung bei der folgenden Zusammenkunft angenommen.

Die Verbindung für historische Kunst hatte bei ihrer diesjährigen Zusammenkunft, unter Präsidium des Kammerherrn von Dalwigk aus Oldenburg, die Aufgabe, von einer Anzahl eingesandter Skizzen die beste auszusuchen und alsdann deren Ausführung in Auftrag zu geben. Die zwei nächstbesten sollten als Skizzen angekauft oder mit Prämien belohnt werden. Die erste Wahl fiel auf eine Skizze von Scholtz in Dresden, welche überaus reich an Figuren und charakteristisch in der Auffassung war. Sie stellt das Gastmahl der Generale Wallenstein's beim Grafen Terzky dar. Die beiden Prämien wurden einer Skizze von Julius Hübner „Bonifacius, die heilige Eiche fällend“ und einer andern von Carl Sohn „Stephanus vor dem hohen Rathe“ zuertheilt. Ein Antrag, welcher von Karlsruhe aus gestellt war, die Bilder, welche die Verbindung erwirbt, dem germanischen Museum in Nürnberg zu überlassen, wurde einstimmig abgelehnt. Auch diese Verbindung, welche in den letzten Jahren stets sich den Versammlungen der Künstlergenossenschaft angeschlossen hat, wird im nächsten Jahre in Düsseldorf wieder zusammentreten.

Die Enthüllung des Kaulbach'schen Wandgemäldes in der Karthäuserkirche zu Nürnberg.

Die Herstellung und zweckgemäße Einrichtung der alten Karthause zu Nürnberg, des eigenthümlich erworbenen Sitzes des germanischen Museums, ist nun durch die vollendete Restauration der dazu gehörigen Kirche zu einem vorläufigen Abschluß gekommen. In eine Kunsthalle umgewandelt, konnte das ehrwürdige Gebäude zu seiner neuen Bestim-

mung keine schönere Weihe empfangen, als ihm in dem großen Wandgemälde Wilhelm von Kaulbach's gegeben ist, das dieser deutsche Meister in den letzten Wochen persönlich in der Karthäuserkirche ausführte. Am Abend des 18. August fand die feierliche Enthüllung des Bildes Statt, womit zugleich die Einweihung der Kirche zu einer germanischen Kunsthalle verbunden wurde. Eine zahlreiche Gesellschaft von Freunden der deutschen Sache hatte sich dazu eingefunden. Nach dem Vortrage der Weber'schen Jubelouverture von Seiten des städtischen Orchesters legte der Freiherr von Aufseß in einer kurzen Rede, die mit einem Hoch auf den König Max, den landesherrlichen Schützer des Museums, eröffnet wurde, die Bedeutung des Festes dar, gab eine Erklärung des Bildes nach seiner historischen und symbolischen Bedeutung, und unter lebhaftem Hoch auf den großen Künstler, der es geschaffen, Tusch des Orchesters und Gesang des Liederkranzes wurde rasch die Hülle entfernt, die bis dahin das Bild den Blicken der Zuschauer verborgen hatte. Ungetheilte Bewunderung wurde der herrlichen Schöpfung zu Theil, die den größten Meisterwerken des berühmten Künstlers sich auf's Würdigste anreiht. Das Gemälde stellt Kaiser Otto III. dar, wie er in die Kaisergruft zu Aachen hinabsteigt und staunend die Leiche Karl's des Großen, mit allen äußern Abzeichen der kaiserlichen Herrlichkeit, sitzend auf einem Thronsessel erblickt. Gegen die von oben hereinbrechende matte Tageshelle sticht wunderbar der lichte Fackelschein im Vordergrunde ab, der, wie er auf den todten Kaiser fällt, sich ungezwungen auf das Licht deuten läßt, das die Wissenschaft auf die wieder ausgegrabenen Schätze der deutschen Vergangenheit ausstrahlt. Die Aufgabe, deren Lösung das germanische Museum sich vorgesetzt, konnte bildlich nicht schöner und treffender ausgesprochen werden. — Man darf dies Werk unbedingt das größte Opfer nennen, das bis jetzt von einem Manne der deutschen Sache des Museums dargebracht worden ist. Wenn mit gleicher Selbstverleugnung jeder Deutsche nach dem Maß seiner Kräfte eine Gabe auf dem Altar des Vaterlandes niederlegte: welch ein Tempel deutscher Kunst und Wissenschaft, welch ein Ehrendenkmal einheitlichen thatkräftigen Strebens würde binnen wenigen Jahren errichtet sein!

Literarisches.

Englischer Literaturbericht.

Die unmittelbaren Einwirkungen der Gegenwart und ihrer politischen Gestaltungen, von denen die Zeitungen der Natur der Sache nach am stärksten getroffen werden, erstrecken sich auch auf die Bücher und rufen eine Literatur hervor, die dem Interesse des Augenblicks dient, und eben darum eben so lebhaft besprochen als rasch vergessen wird. Seit dem Frieden von Villafranca beherrscht der Gedanke, daß der nächste französische Krieg nicht dem Rhein, sondern England gelten werde, alle Gemüther. Hat Hans Busk (The Navies of the World) in den französischen Arsenalen richtig beobachtet, so hat England von einem Angriff zur See Alles zu befürchten. Die jüngere Seemacht ist der älteren hoch über den Kopf gewachsen, und die Energie, die jenseits des Canals noch fortwährend entwickelt wird, läßt es nicht als wahrscheinlich erscheinen, daß das nachhinkende England seinen Nebenbuhler einholen wird. In diesem Augenblicke verfügt Frankreich über 33, England über 32 Linienschraubenschiffe, Frankreich über 57, England über 34 Dampffregatten. Die neuen englischen Schraubenlinienschiffe, welche 80 Kanonen führen, sollten aus der Liste ganz gestrichen werden, da sie verbaut sind. Um die Ungleichheit noch größer zu machen, sind die französischen Uebungen in Geschwadern seit der Zeit des Prinzen Joinville immer höchst zweckmäßig geleitet worden, während die englischen Flotten nur darum ausgelaufen zu sein scheinen, um den Admiralen Gelegenheit zu verschaffen, neue Beweise von Unbeholfenheit und zopfigem Wesen zu liefern. Was Busk in dieser Beziehung sagt, ist nur eine weitere Ausführung dessen, was der Naval Peer (Lyndhurst) vor einiger Zeit angedeutet hatte. Mit den Vertheidigungsmitteln, die England nach einer feindlichen Landung besitzt, beschäftigt sich eine ganze Reihe von Büchern. Da gibt es Erörterungen über strategische Linien und feste Stellungen, Abhandlungen über den Nutzen, den man aus den Baumgängen, Gräbern und Hecken der Felder ziehen kann, Erörterungen über den Werth der heutigen Waffen, Unterweisungen, in einer Spanne Zeit ein tüchtiger Schütze zu werden &c. &c. Auch an Anklagen gegen das bisherige System fehlt es nicht. Ein Ungenannter behandelt in einem faßlichen Buche (Always ready) das Capitel des Hochmuths der königlichen Marine. Sie gibt ihre Schiffe nie zu Transporten her, und ihre Officiere lassen sich gegen die Handelsschiffe Grobheiten und Vernachlässigungen zu Schulden kommen, unter denen das englische Heer in der Krim schwer zu leiden hatte. Wie

häufig englische Truppen durch den Hochmuth und die ihm entspringenden Unterlassungssünden ihrer Officiere zu Grunde gegangen sind, beweist Miß Martineau in ihrem England and her soldiers. Zum Glück ist der englische Soldat eine unverwüstliche Natur. Man scheint ihn systematisch verderben zu wollen, aber er erhält sich in seiner Erniedrigung eine Kraft und Lebhaftigkeit, die Conolly, ein englischer Hackländer, in The romance of the Ranks mit lebhaften Farben geschildert hat.

Die italienische Frage, so lebhaft sie die Zeitungen beschäftigt, ist auf dem Büchermarkt kaum vertreten. Das einzige erwähnenswerthe Werk über Zustände der apenninischen Halbinsel ist Denis O'Donovan's Memories of Rome. Für den Verfasser, einen katholischen Irländer, ist Rom als der Mittelpunkt des Glaubens und als ein Museum aller möglichen Alterthümer und Kunstwerke ein Heiligthum, dessen stiller Friede weder durch politische Reformen, noch durch moderne industrielle Arbeiten gestört werden darf. Die Römer sind bekanntlich anderer Meinung und protestiren in diesem Augenblick gegen jene Auffassung mit Kanonen und Bajonetten. Nachträge über die Geschichte des indischen Aufstandes erscheinen allwöchentlich. Der werthvollste ist The Cruise of the Pearl, eine Geschichte der Marinebrigade, die unter Peel mit solcher Auszeichnung gefochten hat. Eine Dame erzählt in Campaigning Experiences in Rajpootana and Centralindia ihre persönlichen Erlebnisse als Begleiterin des 8. Husarenregiments, das Monate lang, Roß und Reiter ermattend, hinter Tantia Topi herjagte. Interessant ist Robert Macdonald's Personal Narrative of Military Travel in Turkey and Persia, da es die Anschauungen orientalischer Verhältnisse wiedergibt, die ein englischer Sergeant beim Einüben persischer und türkischer Recruten gewann.

Das wichtigste geschichtliche Werk der letzten Zeit ist Gorham Palfrey's History of New England. Die Schicksale der Pilgerväter, die sich auf der Maiblume einschifften und die Gründer der ersten Republik der Welt wurden, sind oft erzählt worden, aber erst Palfrey hat alle die zahlreichen Quellen der Geschichte Neu-Englands benutzt, die in den Archiven und Privatsammlungen der alten und der neuen Welt versteckt sind. Die Vorgeschichte Amerika's beleuchtet Wilson, der bekannte Gegner Prescott's, in einem neuen Buche A New History of the Conquest of Mexico. Für ihn sind die alten Denkmäler in Yukatan und andern Gebieten unverwerfliche Zeugnisse einer alten Cultur, die von den Phöniciern gebracht wurde. In den Gräbern der Pharaonen hat man die Beweise gefunden, daß die ältesten Völker mit Segelschiffen fuhren. Mit solchen Fahrzeugen besiegten die Phönicier die Schrecken des großen Oceans und benutzten den Weg über die Landenge von Panama zu einem gewinnbringenden Verkehr mit Japan, China, Ostindien und den Inseln der Südsee. Wer über die Masse alter Städte nachdenkt, meint Herr Wilson, die man auf dem Isthmus entdeckt hat, wird nicht daran zweifeln, daß dieser Verkehr wirklich bestanden hat. Wie aber ging der Weg nach Amerika wieder verloren? Einfach dadurch, daß Barbaren (Griechen und Römer!) die Welt unterjochten, und das Segelschiff durch das Ruderschiff verdrängten.

Von Biographien sind zwei zu erwähnen. Shelley's Wittwe hat das Leben des großen Dichters geschrieben, weil der Gelehrte, den sie mit der vor einiger Zeit im Buchhandel erschienenen Biographie beauftragte, ihren bescheidensten Erwartungen nicht entsprach. Leider liefert sie Nichts als Material, aus dem eine bessere Hand ein naturwahres Lebensbild formen kann. William Cole's Leben des Schauspielers Karl Kean ist ein schlechtes Buch. Als Kean einst wegen einer beißenden Kritik seiner Leistungen Thränen vergoß, gab ihm ein erfahrener College den Rath: „Schreiben Sie künftig die Kritiken selbst." Diesen Rath hat Kean befolgt und einen Mittelsmann gefunden, der der Welt unter seinem Namen sagt, wie der Schauspieler über sich und seine großen Verdienste denkt.

Die englischen Romandichterinnen theilen sich in Schulen ein. Die Schule der Minerva-Presse ist die älteste und besteht seit einem Menschenalter. Sie vertritt das romantische Princip und gefällt sich in der Anhäufung von spannenden Scenen und Begebenheiten, bei denen auf Wahrscheinlichkeit keine allzu große Rücksicht genommen wird. Ihr neuestes Erzeugniß ist Millicent Neville von Julia Tilt. Eine zweite Schule, deren Gründerinnen Miß Young und Miß Sewell sind, legt auf die Anmuth der Darstellung und das stilistische Talent das größte Gewicht. Sie wird unter den neuesten Erzeugnissen durch den Roman Some Years after repräsentirt. Eine neue Schule folgt den Wegen der Romanliteratur des kaiserlichen Frankreichs und nimmt ihre Heldinnen aus den Kreisen der Gefallenen. Out of the Depths ist eine Probe dieser modernen Romanart, die den Wunsch nicht entstehen läßt, daß sie Wurzeln schlagen möge.



Vierte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Ueber die

allgemeine Verbreitung des Arseniks.

Von

Fr. A. Walchner.

Bei der chemischen Untersuchung von Eisenerzen, die ich in meiner Stellung als Mitglied der badischen Bergwerksdirection auszuführen die Obliegenheit hatte, beobachtete ich einst bei einem thonigen Brauneisenstein aus der Juraformation von Britzingen, bei Müllheim im badischen Oberland, einen auffallenden Arsenik-Gehalt. Zunächst fand ich diesen bald hierauf bei der Untersuchung der Eisenerze von Wiesloch und Nußloch unfern Heidelberg, welche dort im Muschelkalk in der oberen Abtheilung der Galmei-Lagerstätte vorkommen, und endlich auch bei der Prüfung der Eisenerze von Michelstadt im Odenwald, welche gleichfalls dem Muschelkalk angehören. Eine genaue Untersuchung der Art des Arsenikvorkommens in diesen Brauneisensteinen zeigte, daß es als Arseniksäure mit Eisenoxydhydrat zu derjenigen basischen Verbindung vereinigt ist, welche der Chemiker „sechszehntel-arseniksaures Eisenoxyd" nennt. Sie besteht aus 7,28 Arseniksäure, 79,04 Eisenoxyd und 13,68 Wasser, hat Ockerfarbe, ist unlöslich im Wasser und wird selbst durch anhaltende Behandlung mit Kalilauge in der Wärme nicht vollständig zersetzt. Diese Arsenikverbindung ist es, welche in manchen Brauneisensteinen des Muschelkalks und des Jura, die gewöhnlich etwas thonig und öfters löcherig, porös, sinterartig sind, als Beimengung vorkommt. Bei den Erzen der genannten Orte ist diese in einem solchen Verhältnisse vorhanden, daß sie, ungeachtet ihres hohen Eisengehaltes, nicht verhüttet werden können. Sie geben nämlich, wie einige Schmelzversuche zeigten, ein Eisen von ganz schlechter Beschaffenheit. Der Arsenikgehalt geht beim Verschmelzen zum größten Theil in das Roheisen über, ist in demselben metallisch als Arsenikeisen enthalten, welches durch keinerlei Frischarbeit ausgeschieden werden kann und in das Stabeisen übergeht. Dadurch wird dieses rissig, unganz, spröde und ist brüchig in der Hitze und in der Kälte und kaum schweißbar. Rinmann, der geschätzte ältere schwedische Eisenhüttenmann, erwähnt schon in seiner „Geschichte des Eisens" des Vorkommens arsenikalischer Eisenerze. Er ist der Meinung, es lasse sich das Arsenik durch Rösten entfernen, und schlägt daher eine sorgfältige Röstarbeit als Mittel zur Benutzung solcher Erze vor. Allein die Erfahrung hat dieses widerlegt und das Unzureichende selbst der sorgfältigsten und wiederholten Röstarbeit dargethan. Man muß ein für alle Mal auf die Verhüttung solcher Erze verzichten, selbst wenn sie nur ½ Procent der beschriebenen Arsenikverbindung enthalten.

Durch solche Erfahrungen auf das Vor-

kommen des Arsenits in Eisenerzen aufmerksam gemacht, prüfte ich nun der Reihe nach alle hüttenmännisch angewendeten Arten derselben auf diesen Gehalt. Es wurden Brauneisenstein der älteren Gebirgsbildungen, Spatheisenstein, Rotheisenstein, Eisenglanz, Magneteisenstein auf solche Weise untersucht; in allen wurde Arsenik gefunden, aber nur in Spuren und in kleinsten Mengen und nebenbei auch Kupfer-Minima, wie diese auch schon bei der Untersuchung der Erze von Wiesloch u. s. w. gefunden worden waren. Es wurden weiter die Linsenerze des unteren und mittleren Jura, die Bohnerze des oberen Jura und der Diluvialzeit in gleicher Richtung geprüft und diese gaben, so wie verschiedene Abänderungen von Raseneisenstein, das gleiche Resultat.

Da sich die Linsenerze so wie die Bohnerze als Quellenbildungen zu erkennen geben und die Raseneisensteine unter Quelleneinfluß fort und fort vor unseren Augen sich bilden; so konnte man nach der Analogie mit ziemlicher Sicherheit schließen: wenn die Absätze einstiger Eisenquellen Arsenik enthalten, so werden wohl auch die Absätze gegenwärtig fließender Eisenquellen einen Gehalt von jenem Metall haben. Es wurden jetzt die Ockerabsätze vieler Mineralquellen, welche das Eisen in Verbindung mit Kohlensäure und Quellsäure in Lösung haben, gesammelt und sorgfältig chemisch untersucht. Es waren die Ocker von Rippoltsau, Griesbach, Petersthal, Rothenfels am Schwarzwald, von Lamscheid am Hundsrücken, von Canstadt, Ems, Schwalbach, Wiesbaden, Kissingen, Pyrmont. Sie alle gaben einen kleinsten Gehalt an Arsenik zu erkennen und zugleich auch von Kupfer.

Es konnte Besorgniß erregen, daß die genannten Metalle in jenen Quellen nachgewiesen wurden. „Das Arsenik, dieses Giftmetall, dessen zerstörender Einfluß auf den menschlichen Körper zur Ausübung schwerer Verbrechen so oft schon angewendet worden ist und das schon so viele Unglücksfälle herbeigeführt hat, dieses Arsenik kann nur eine höchst gefährliche Beimengung eines Mineralwassers sein," so äußerten sich Manche. Diese Nachweisung kam ganz unerwartet und war sehr unwillkommen. Es fehlte nicht an Vorwürfen von Seiten der Quelleneigenthümer. Aber es sind nur Millionstel von Arsenik in jenen Quellen vorhanden. Angenommen, eine Quelle enthalte 2 Millionstel Gran Arsenik = 0,000002 in 1 Pfund Wasser, so müßten während einer Curzeit 62,500 Gläser zu 1/2 Pfund getrunken werden, wenn in dieser ganzen Zeit 1/16 Gran aufgenommen werden sollte. Das ist aber eine Dosis, in welcher das Arsenik schon längst als Arzneimittel in der Heilkunde mit sehr günstigem Erfolg angewendet wird. Vor diesen Erfahrungen schwindet nicht nur jede Besorgniß, sondern sie führen uns auch zur Erklärung mancher eigenthümlicher Wirkungen solcher eisenhaltiger Mineralwasser, auf Drüsen-Organe, auf das Haut- und Nervensystem, die wir den andern Bestandtheilen derselben nicht zuzuschreiben vermögen, und es wird in der That unsere Einsicht in die wahre Beschaffenheit und in die Ursachen der Wirksamkeit dieser Wasser in dem Grade vermehrt, in welchem unsere Kenntniß von ihrer Zusammensetzung fortschreitet.

Betrachten wir den Felsenbau, so sehen wir die mehrsten Felsen eigenthümlich gefärbt, gelb, grün, roth, braun, in den mannigfaltigsten Nüancen. Da diese Färbungen durch Eisen bewirkt sind und die bis dahin erhaltenen Resultate dargethan haben, daß Arsenik und Kupfer in kleinsten Quantitäten das Eisen begleiten; so wurden die Untersuchungen auch auf die eisenhaltigen Felsgebilde ausgedehnt und sowohl sedimentäre, als plutonische und vulcanische Gesteine in den Kreis der chemischen Analyse gezogen. Thonige, kieselige, kalkige, feldspathige, augitische, trachytische Gesteine, Laven und vulcanische Schlacken von verschiedenem Eisengehalt, zeigten ganz dasselbe, was die Ockerabsätze der Mineralwasser hatten zu erkennen gegeben. Auch bei den Gesteinen ist das in ihnen enthaltene Eisen von kleinsten Quantitäten von Arsenik und Kupfer begleitet. Der Gehalt an letzterem beträgt mitunter auf 10 Gramme einige Centigramme und darüber. Das Arsenik dagegen ist in vielen Gesteinen nur in Spuren vorhanden, in anderen in Hunderttausendsteln oder Millionsteln.

Wenn wir erwägen, daß die erdigen, lockeren Mineralkörper, die verschiedenen Thon- und Lehmarten, so wie die Ackererde, aus der Verwitterung, d. i. aus der chemischen und mechanischen Umwandlung der Felsen hervorgehen, und wenn wir sehen, wie vorzugsweise jene eisenhaltigen Gesteine, welche das Oxydul des Eisens, oder Magneteisen, oder aber Schwefelkies enthalten, diese Umwand-

lung erleiden, indem ihr Eisengehalt durch den Einfluß der Atmosphäre sich in Eisenoxydhydrat verwandelt, dabei sein Volumen vergrößert und nach Art des Eises zertheilend wirkt; wenn wir ferner bei der Auflockerung und Zerstörung der Felsen, die darin eingeschlossenen und zerstreut liegenden Eisenerze, Magneteisenstein, Eisenglanz u. s. w. der zerfallenen Gesteinmasse untermengt finden; wenn wir endlich Eisenlagerstätten sammt ihrer Felsumgebung zerstört, in Schutt und lockeres Hauswerk und allmälig in erdige, zerreibliche Gebilde umgewandelt sehen: so werden wir, beim Anblick der gelben und braunen Eisenfarben derselben, bei der Betrachtung der Eisenfarben, welche verschiedene Thone und vorwaltend die Ackererde haben, und mit Berücksichtigung der gemachten und geschilderten Erfahrungen, zu dem Schluß hingeführt, daß auch alle diese erdigen Mineralkörper in Folge ihres Eisengehaltes, dessen Begleiter, Arsenik und Kupfer, enthalten werden. Es hat ihre chemische Prüfung dieses auch bestätigt. Die verschiedenartigsten eisenhaltigen Thone, Lehmarten, Töpfer- und Ziegelerden, Ackererden, von den verschiedensten Orten, wenn nur eisenhaltig, gaben den Gehalt an jenen Begleitern des Eisens zu erkennen. Das quantitative Verhältniß stellte sich eben so wie bei der Untersuchung der Felsarten heraus. Das Arsenik ist hier ebenfalls in der Verbindung des sechszehntel-arseniksauren Eisenoxyds vorhanden.

Da man in den meteorischen Massen, die aus dem Weltraum auf unseren Planeten herabfallen, bereits 18 der wohlbekannten irdischen Stoffe und unter diesen allezeit das Eisen aufgefunden hat, so lag die Frage nahe: ob bei den Himmelskörpern wohl auch auf gleiche Weise, wie auf unserer Erde, das Eisen von kleinsten Quantitäten Arsenik und Kupfer begleitet sei? Zur Entscheidung dieser Frage wurde zunächst das Pallasische Meteoreisen einer chemischen Untersuchung unterworfen. Sie gab seinen Gehalt an Arsenik auf das Bestimmteste zu erkennen und legte zugleich einen Kupfergehalt dar, welchen indessen schon Berzelius nachgewiesen hatte. In den Peridotkörnern, welche in Blasenräumen des Pallasischen Meteoreisens liegen, hatte früher Ch. Rumler von Wien einen Arsenikgehalt gefunden. Weiter untersuchte ich ein mexicanisches Meteoreisen, das mein Freund und College Sommerschu von Yanhuitlan bei Oaxaca mitgebracht hatte.*) Es gab dieselben Resultate, wie das Meteoreisen von Pallas.

Aus vorstehenden Untersuchungen ergibt sich nun als einfaches Resultat die universelle Verbreitung des Arseniks, als Begleiter des Eisens, über die ganze Oberfläche der Erde. Auch für die planetarischen Körper dürfen wir dieses annehmen. Allüberall auf der Erde, und so weit wir die Stoffe der Körper des unendlichen Himmelsraumes zu untersuchen vermögen, kann man, wo Eisen ist, seine Begleiter, Arsenik und Kupfer finden.

Die Methode der chemischen Untersuchung, welche zu diesem Resultat geführt hat, ist höchst einfach. Man löst den zu untersuchenden Körper gradezu in Salzsäure auf, wenn er darin löslich ist, andernfalls nach vorangegangener Schmelzung mit einem Gemenge von kohlensaurem Kali und kohlensaurem Natron. Durch die klare salzsaure Auflösung wird sodann, behufs der Ausscheidung von Arsenik und Kupfer, ein Strom von Schwefelwasserstoff geleitet. Weil aber durch das in der Lösung vorhandene Eisenoxyd, während es auf Oxydul reducirt wird, eine starke Schwefelausscheidung erfolgt, welche sich mit dem gefällten Schwefelarsenik und Schwefelkupfer vermengt und die sowohl die charakteristischen Farben dieser Metallniederschläge verdeckt als auch deren spätere chemische Behandlung erschwert; so setzt man zur Lösung, ehe man Schwefelwasserstoff durchleitet, schwefligsaures Ammoniak und kocht sie kurze Zeit damit. Das Eisenoxyd wird dadurch auf Oxydul reducirt und die starke Schwefelausscheidung unterbleibt. Der gewaschene Strom von Schwefelwasserstoff muß durch die kalte Lösung während einiger Stunden, überhaupt so lange geleitet werden, bis sie, nach längerem Stehen in bedecktem Gefäße, noch stark nach Schwefelwasserstoff riecht. Dabei ist man der vollkommenen Ausscheidung von Arsenik und Kupfer sicher. Man sammelt den Niederschlag auf einem kleinen Filter, wäscht ihn gut aus mit Wasser, dem etwas

*) Es war von einer großen Eisenmasse abgenommen worden, welche einem indianischen Schmied als Ambos dient. Der Indianer hatte sie im nahen Gebirge aufgefunden. Er hält den Ort geheim, wo er sie fand. Der Geistliche seines Wohnorts erlaubte ihm den erwähnten Gebrauch seines Fundes mit Auflage der Verpflichtung, in die Kirche des Dorfes alljährlich drei Pfund Wachskerzen abzuliefern. Dieses Meteoreisen ist dicht, zähe und geschmeidig und hat einen beträchtlichen Nickel-Gehalt.

Schwefelwasserstoff beigefügt ist und trocknet ihn.

Zur Ermittelung der Gegenwart der beiden fraglichen Metalle in demselben, genügt schon eine einfache Löthrohrprobe. Man löst eine kleine Quantität des Niederschlags in einer Phosphorsalz-Kugel in der äußeren Flamme auf und wendet sofort die Reductionshitze unter Zusatz von Stanniol an. Ist die Reduction erfolgt, so läßt man die Kugel, unter aufmerksamer Betrachtung, erkalten, nachdem man, so wie sie aus dem Feuer genommen ist, daran gerochen hat. Es gibt sich jetzt der durchdringende Arsenikgeruch zu erkennen, wenn dieses Metall in dem Niederschlag enthalten ist. Bei der Abkühlung zeigt die Kugel zuerst die rothe Kupferfarbe, wenn dieses Metall vorhanden, und gleich darauf schlägt sich graues metallisches Arsenik nieder und färbt die erkaltete Phosphorsalz-Kugel aschgrau. Beim Wiedererhitzen derselben im Reductionsfeuer treten diese Reactionen noch einmal hervor. Die rothe Färbung des Phosphorsalzes nach der Reduction, ist ein eben so sicheres Zeichen der Gegenwart des Kupfers als wie der widrige knoblauchartige Geruch das Arsenik anzeigt. Weitere chemische Prüfungen des Niederschlags bleiben dem Chemiker vorbehalten.

Die ermittelten Thatsachen sind zunächst für den Eisenhüttenmann und für den Arzt beachtenswerth. Wenn dem Letzteren in den arsenikführenden Mineralwässern auch nur winzige Quantitäten dieses Metalls dargeboten sind, so darf man nicht vergessen, daß wir ja den homöopathischen Dosen die Wirksamkeit nicht absprechen können. Insbesondere sind aber für den Richter die gefundenen Resultate wichtig. Wenn bei Vergiftungsprocessen das Arsenik nachgewiesen werden soll, insbesondere durch chemische Untersuchung von Cadavern oder Theilen derselben, die schon begraben lagen, wobei leicht etwas von der umgebenden Erde mit in die Untersuchung kommt, und wenn bei dieser nur sehr geringe Mengen des Giftes gefunden werden; so muß man mit großer Vorsicht arbeiten und jedenfalls die Erde des Grabes für sich genau untersuchen. Dieselbe Vorsicht ist zu beobachten, wenn in einem solchen Fall Eisentheile irgend welcher Art in den Kreis der chemischen Untersuchung gezogen werden.

Ein Rückblick auf den Proceß Lafarge, vor den Geschworenen zu Tulle, bringt uns in Erinnerung, wie die beigezogenen Chemiker sich für den Thatbestand einer Arsenikvergiftung aussprachen. Doch führten sie dabei noch besonders an: „es könnte das im Cadaver gefundene Arsenik wohl auch aus der Erde abstammen, worin die Leiche begraben war.“ Sie gingen aber aus einander, ohne sich der Lösung dieser wichtigen Frage zuzuwenden. Jetzt ist sie gelöst.

Die Rolle des Bodens

nach dem neuesten Stande des landwirthschaftlichen Wissens.

Von Dr. K. Fraas.

Wie die Wirthschaftslehre vom Boden als Standort spricht und den Baum, auf welchem der indische Schneider seine Werkstätte hat, seinen Grund und Boden nennt, oder das Wasser, worin Jemand fischt oder das eine Maschine treibt, — so ungefähr ist dem Landwirthe Boden Alles, was seinen Pflanzen den Standort verleiht, er mag nun Reis im Sumpf bauen oder, wie die Alten, den Lotus im Wasser, oder Buchweizen im Moore, oder Vanille auf Bäumen, Lakmusflechten auf Felsen! Weil nun der Boden als Standort die augenscheinlich größte Bedeutung hat, ist man verführt worden, demselben auch für die Ernährung der Pflanzen, die ohne eigene Bewegung fest in ihm haften, den größten Werth zuzuweisen, was nicht ganz richtig ist. Denn allmälig hat man kennen gelernt, daß die Luft, die leicht beweglich und immer das Gleichgewicht ihrer Bestandtheile durch Ausgleichung einhaltend die ganze Pflanzenwelt umfluthet, mehr zur Ernährung der Pflanzen beiträgt, wenn auch der Boden es wieder ist, der diese Luftnahrung größtentheils vermittelt. Grade durch die neueste Entdeckung der großen Absorptionskraft der Bodentheile für gewisse gasförmige und flüssige wie feste pflanzennährende Stoffe ist dieser Dienst, den der Boden leistet, erst recht in's Klare gestellt worden. Der Boden besteht zuletzt aus lauter Stoffen, welche die Pflanzen zu ernähren im Stande sind. Er besteht z. B. aus Kieselerde und Kalkerde, die sich in den Pflanzen wiederfinden, aus Schwefelsäure und Phosphorsäure ꝛc.

Also kann der Boden offenbar selbst Pflanzennahrung sein! Man nimmt mit einer Ernte Kartoffeln, Kraut und Knollen, über 120 Pfund solcher Bestandtheile des Bodens vom Felde weg und zwar von einem Tagewerke zu 40,000 Quadratfuß oder 1/3 Hektare ungefähr. Wenn das Feld nur aus diesen Bestandtheilen zusammengesetzt ist und 1 Cubikfuß Erde 50 Pfund wiegt, so würden die Kartoffeln in 16,666 Jahren das ganze Tagewerk zu 1 Fuß tief verzehrt haben, wenn man nämlich alle Jahre dieselbe Ernte bekäme und keinerlei Art Dünger zugeführt würde. Die Kartoffeln würden in dieser Zeit 2 Millionen Pfund Erde verspeist haben und diese Erde würde da sein, wo man die Kartoffeln selbst wieder verspeist hat.

Aber der Boden ist nicht bloß selbst Nahrung, er ist auch der wichtigste Speisemeister der Pflanzen, der ihre Nahrung ihnen immer zur passenden Zeit mittelst der Feuchtigkeit aus Luft und Untergrund, dann der Wärme aus denselben Quellen zutheilt, also die mittelst Düngung zugeführte aufbewahrt, zurückhält, und zwar eben so mit der von der Luft wie der künstlich zugeführten verfährt. Der Boden ist endlich der Vermittler der klimatischen Einflüsse und der Träger der physischen Eigenschaften, der allerwichtigsten Bedingung für den Pflanzenbau.

Grade wegen dieser letzten Bedeutung wirkt er auf die Vertheilung der wildwachsenden Pflanzen am meisten. Die Vertheilung dieser Pflanzen über die ganze Erde ist bekanntlich an das Klima und Alles, was darauf Einfluß hat, gebunden, und wie im Großen jenes die Hauptursache der Verschiedenheit der Pflanzenwelt ist, so ist der Boden mit seinen physischen Eigenschaften im Kleinen die Ursache, warum eine Pflanze in diesem feuchten, schweren Boden wächst, er mag nun Kiesel- oder Thon- oder Kalkschlamm, Kiesel- oder Kalkletten sein, — oder in jenem lockeren, trocknen, warmen, sandigen, woraus auch immer die Sandstückchen bestehen mögen. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß gewisse Pflanzen, wilde wie angebaute, nicht eine besondere Vorliebe für irgend einen Bestandtheil hätten, also die eine für Kieselerde, die andere für Kali oder für Kalk, für Magnesia oder Schwefel.

Untersuchungen lehrten, daß eine kalkliebende Pflanze auf einem an Kalk reichen Boden viel mehr, oft doppelt so viel, Kalk in sich aufnimmt, als auf kalkarmen Boden, obgleich sie auf letzterem doch auch gedeiht. Die Pflanze kann sich bis zu einem gewissem Grade selbst ihre Nahrung auswählen und sie thut dies im natürlichen Vorkommen am leichtesten, weil ungestört durch allerlei Zumischung oder Düngung. Aber sie findet auch fast überall ihren Bedarf in genügender Menge, wenn auch grade nicht zu der Massenbildung, wie sie der Landwirth will, und endlich kann sie einen Stoff durch einen andern auch ersetzen.

Darum kommen auch die Pflanzen je nach dem verschiedenen Klima in verschiedenen Ländern auch auf verschiedenem Boden vor, und eine Granitpflanze in Schweden wird eine Kalkpflanze in den Alpen; eine Kieselpflanze für den Sommer in Deutschland wird eine Kalkpflanze, die im Winter in Griechenland ihr einjähriges Dasein bei derselben Feuchtigkeit wie im Sommer Deutschlands rasch vollbringt.

Je rascher der Boden die Bedingungen zum Wachsthum der Pflanzen außer Luft- und Erdnahrung geben kann, je passender er Wärme und Feuchtigkeit der alle sonstige Nahrung besitzenden Pflanze zuströmen läßt, um so günstiger wirkt er auch für den Pflanzenbau und darum ersetzt ein guter Boden in Etwas das Klima — und der Dünger verbessert wieder den Boden, d. h. er hilft ihm in seiner Verbesserung des Klima. Darum braucht man in kältern Ländern mehr Dünger als in wärmeren. Bei schlechtem Wetter wird schlechte Kost viel weniger gut vertragen, als bei gutem, und selbst der Mensch gedeiht in wärmeren Ländern bei weniger und schlechterer Nahrung eben so gut, wie in kalten bei guter.



Fünfte Abtheilung.

Neuestes aus der Ferne.

Der Zambesi.

Von Livingstone sind Nachrichten eingetroffen, nach denen der Zambesi durchaus nicht so zu Schiffahrtszwecken geeignet ist, wie man erwartete. Der berühmte Reisende nahm von London ein Dampfboot Ma Robert mit, dem sein Erbauer einen Tiefgang von nur sechzehn Zoll gegeben hatte. Durch die starke Ladung, die man dem Schiff geben mußte, wurde dasselbe allerdings tiefer in's Wasser gedrückt, aber nicht so stark, daß man nicht die Hoffnung hätte hegen dürfen, weit im Flusse aufwärts zu kommen. Die Erfahrung hat dem nicht entsprochen. Auf der Fahrt nach Tete mußte der Ma Robert zweimal umkehren, und erreichte er auch beim dritten Male das Ziel, so zeigten sich doch Schwierigkeiten, welche den Gedanken einer regelmäßigen Schifffahrtsverbindung zwischen dem Meere und den Orten am obern und mittleren Flußlaufe nicht aufkommen lassen. Der Zambesi hat eine Breite von drei englischen Meilen und zahllose Inseln liegen in seinem Bette. Trotz seiner Seichtigkeit, auf die schon die große Breite schließen läßt, hat er eine starke Strömung und unterwühlt seine Ufer. Livingstone beobachtete, daß von einer Insel täglich sieben Fuß breit Erde herabgerissen wurde. So entstehen fortwährend Sand- und Schlammbänke, zwischen denen die Strömung sich neue Wege suchen muß. Außerdem gibt es in verhältnißmäßig geringer Entfernung vom Meere Stromschnellen, und Livingstone's Erwartungen, daß der Zambesi einen Weg tief in's Innere öffnen werde, sind durch dieses Alles sehr herabgestimmt worden.

Dr. Cuny und das Land Fur.

Dar Fur, das Land Fur, ist das Gebiet zwischen dem egyptischen Kordofan und ~~zwischen~~ Waday. Die Südgrenze wird vom Keilak (Omm el Timan), einem großen, aber in der heißen Jahreszeit wasserarmen Zuflusse des Nils, gebildet. Browne, Escayrac und Perron haben einige Nachrichten über das Land gegeben. Browne ist der einzige Europäer, der Darfur selbst gesehen hat (1793 — 1796). Die andern Schriftsteller zogen Erkundigungen bei Mekkapilgern ein, Perron übersetzte das Reisewerk des Scheichs Mohamed el Tunsy. Der größte Theil ist mit Waldgestrüpp, Dorngesträuch und niedrigen Gummibäumen, bewachsen, über das hie und da ein riesiger Baobab hervorragt. In den Lichtungen liegen die Dörfer, zum Schutz gegen wilde Thiere von Dornenhecken umgeben. Jedes Gehöft besteht aus mehreren Wohnungen für den Sommer und für den Winter. In der guten Jahreszeit begnügt sich der Eingeborene mit einer leichten Strohhütte, während der Regen schützt er sich durch festere Wände mit einem starken kegelförmigen Dache. Bis vor Kurzem waren die Einwohner Heiden, jetzt haben sie sich zum Islam bekehrt. Die Menschenopfer, die von der heidnischen Zeit herstammten, hat erst der jetzige Sultan Hossein abgeschafft. Die Verfassung

ist die eines Lehnsstaats. Unter dem Sultan stehen viele Fürsten mit größerem oder geringerem Landbesitze, die häufig im Aufstande gegen ihn sind. Werden sie besiegt, so schickt man sie nach dem wilden Marrahgebirge, das sich bis zur südlichen Grenze zieht, in die Verbannung. Die dortigen Einwohner sind die streitbarsten des Landes, und aus ihnen wählt der Sultan seine Leibwache. Er hat zwei Geschütze, denen aber die Lafetten fehlen, und auch der Flinten gibt es wenige. Die Waffen sind noch die alten nationalen: Lanzen, Wurfspieße und Schilde, zu denen die Kaufleute der Karawanen noch den türkischen Säbel fügen. Die Trommel ist das Ehrenzeichen des Heeres, die Signale gibt man mit dem Muschelhorne. Der Reichthum des Landes an Gold, Kupfer und Eisen wird als außerordentlich geschildert. In jedem Jahre gehen Karawanen aus Darfur nach Egypten. Ihr Ausgangspunkt ist Kobbe, die erste Handelsstadt von Darfur, ihr Ziel Siut. Zu den Waaren, welche sie bringen, gehören auch Sclaven, die trotz des egyptischen Verbotes des Sclavenhandels immer noch eingeführt werden.

In Siut lebte seit etwa zwanzig Jahren der Franzose Cuny als Oberarzt. Vor längerer Zeit bot sich ihm eine Gelegenheit, nach Darfur zu gelangen, indem Sultan Hossein ihn aufforderte, nach seiner Hauptstadt Tendelti zu kommen und seine kranke Mutter zu heilen. Unglücklicher Weise wurden die egyptischen Kaufleute besorgt, daß der Europäer ihrem Handel schaden könne, und erwirkten bei dem rohen Abbas Pascha ein Verbot der Reise. Cuny gab den Plan, Darfur zu erforschen, nicht auf, und die Kunde von dem Schicksale Eduard Vogel's wurde ihm ein neuer Sporn. In Darfur ließen sich gewiß Nachrichten über den unglücklichen Reisenden einziehen. Im vorigen Jahre ging Dr. Cuny nach El Obeid (Lobeidh) in Kordofan, am 26. Mai 1858 brach er von dort auf. Darfur ist von El Obeid noch sieben Tagereisen entfernt. Cuny überschritt glücklich die Grenze und erreichte auch Kobbe. Seitdem hörte man Nichts mehr von ihm, bis Kaufleute aus Darfur vor kurzer Zeit die Nachricht nach Siut brachten, daß er gestorben sei. Wohin seine Tagebücher gekommen sein mögen, ist noch nicht bekannt geworden. Mit seinem Tode schwindet wieder eine Aussicht, Gewißheit über Vogel's Schicksal zu erlangen.

Hahn und Rath bei den Ovampo.

Der Südwesten Afrika's gehört bereits zu den bekannteren Gegenden des Welttheils, doch ist jeder Beitrag zu seiner näheren Kenntniß willkommen, und einen solchen Beitrag liefert uns die Reise, welche die Glaubensboten Hahn und Rath 1857 von Neu-Bremen aus gegen Norden gemacht haben. Der größte Theil des Gebietes, das sie durchzogen, wird von Buschmännern bewohnt. Man versteht unter diesem Namen alle die gelbbraunen Eingeborenen hottentottischer Abkunft, welche in kleinen Haufen zerstreut leben und kein Vieh besitzen. Alle an sie angrenzenden Stämme behandeln sie mit Verachtung, und sie sind dadurch verschlossen und mißtrauisch geworden. Sie leben von den kastanienähnlichen Früchten eines Rankengewächses, von Wurzeln, von einer platten Bohne, die geröstet sehr angenehm schmeckt, von kleinen Zwiebeln, von Honig und besonders von wildem Geflügel, welches sie in Schlingen geschickt fangen. Unter 20 Grad 10 Minuten südlicher Breite ist die Südgrenze der Palmen, die hier noch keine eigentlichen Stämme haben, bis zu 19 Grad 13 Minuten reicht die wilde Baumwolle. Das Crocodil beginnt unter 18 Grad 35 Minuten zu erscheinen, wonach die Meinung, daß der Cunene seine Südgrenze bezeichne, zu berichtigen ist. Indem die Reisenden dem Laufe des Omuramba folgten, sahen sie eines Tages Pelikane gegen Westen fliegen und schlossen daraus, daß dort ein großes Wasser vorhanden sein müsse. Wirklich fanden sie einen See, der einen Umfang von sieben deutschen Meilen hat. Nangoro, der oft genannte Häuptling der Ovampo, empfing sie sehr schlecht und verweigerte ihnen die Erlaubniß zur Reise an den Cunene. Als sie ihren Rückweg antraten, ließ er sie überfallen, aber obgleich der Reisenden nur 30 und der Ovampos etwa 800 waren, trug das Feuergewehr doch den Sieg davon.

Der amerikanische Isthmus.

Moritz Wagner bespricht in einem größern Aufsatze, den er der Allgemeinen Zeitung eingeschickt hat, unter anderm auch die Canalisirungsfrage. Ein dreimonatlicher Aufenthalt mit guten Meßinstrumenten und Fernröhren in den Cordilleren hat ihm die Ueberzeugung verschafft, daß alle die Punkte, die von Chevalier, Cullen, Gisborne und Hopkins em-

pfohlen wurden, zum Canalbau nicht zu benutzen sind. Es existirt dort in der ganzen Cordillere vom Cerro Trinidad bis zur Grenze von Costa-Rica keine Einsenkung, kein Querthal, keine Stromspalte, deren Scheitelpunkt unter 2000 Fuß Meereshöhe hätte. In Uebereinstimmung mit Oberst Totten, dem Erbauer der Eisenbahn von Aspinwall nach Panama, hält Moritz Wagner eine Linie, die in der Nähe jener Eisenbahn aufgefunden worden ist, für die günstigste. Er faßt seine Ansicht in folgenden vier Punkten zusammen:

1. Ein Canal zwischen der Limonbai und dem Golf von Panama für Schiffe vom stärksten Tonnengehalt ist durch die Thäler der Flüsse Chagres, Obispo und Rio-Grande, nahebei der Linie der Eisenbahn folgend, ausführbar. Der obere Lauf des Chagresflusses bietet auch in den trockensten Monaten eine genügende Wassermasse zur Speisung des Canals dar.

2. Der Canal wäre zwar ohne Schleusen ausführbar, doch würde dadurch eine unverhältnißmäßige Vermehrung der Kosten entstehen. Für die nördliche Abtheilung genügen zwölf Schleusen.

3. Die Kosten werden sich auf etwa achtzig Millionen Dollars belaufen.

4. Der Bau kann vor 12 — 14 Jahren nicht vollendet werden.

Russische und englische Beziehungen in Centralasien.

Die Fortschritte der Russen in Asien sind jetzt so weit gediehen, daß England alle seine Kräfte anstrengt, um nicht überflügelt zu werden. Der Folgen, welche die Besitznahme des Amurlandes für Sibirien, das jetzt aus seiner Isolirung herausgerissen worden ist, für die chinesischen Grenzländer und für Nordamerika, dessen Handel sich bereits bis nach Nertschinsk ausbreitet, schon gehabt hat und mit der Zeit immer ausgedehnter haben wird, haben wir mehrmals erwähnt. Gegenwärtig reicht das russische Amurland bis zum 45. Breitengrade, wo am Flusse Usen, der nur zwei Monate im Jahre mit Eis belegt ist, der neue Hafen Wladimir angelegt worden, und begreift einen Theil der japanischen Insel Krafto oder Saghalien. Weiter gegen Westen hat der russische Kaiser durch die Unterwerfung der Kalkasmongolen, welche vier Millionen Köpfe zählen, die Herrschaft über die Mongolei und über alle großen Wüstenwege erworben. Am bedenklichsten für die englischen Interessen sind aber die russischen Fortschritte im unabhängigen Turkestan, dessen Bezeichnung als „unabhängig" übrigens jetzt zu streichen ist. Das caspische Meer und der Aralsee sind russische Binnenseen geworden, auf denen Rußland allein bewaffnete Schiffe unterhält. Am Aralsee erheben sich zwei Festungen, Aralsk und Perowsk, und auf seinen beiden großen Zuflüssen Sir Darja und Amu Darja hat sich ein lebhafter russischer Handel entwickelt. Der Khan von Chiwa hat russische Officiere in sein Heer aufgenommen und läßt auf seinem Gebiet russische Festungen erbauen. Kokand ist dem Kaiser von Rußland halb, die große Kirgisenhorde ist ihm ganz unterworfen, und der Khan von Buchara hat mit ihm einen Freundschaftsbund geschlossen. Am Sir Darja haben die Russen reiche Steinkohlenlager gefunden, den Amu beschiffen sie bis Chulm, das heißt bis zu den Ausläufern des Hindukoh, in einer bis auf wenige Tagereisen zusammenschrumpfenden Entfernung von Kabul.

Diesen Fortschritten der Russen arbeiten die Engländer vom Indus her entgegen. Sie haben den Hafen Karratschi's in Sindh ausgetieft und eine Jahresmesse für die Kaufleute aus Centralasien eingerichtet. Bald wird der Telegraphendraht Nachrichten aus Europa gedankenschnell nach Karratschi bringen, bald eine Eisenbahn am Indus hinaufführen und vielleicht in nicht zu langer Zeit in der Hafenstadt mit der Euphratbahn in Verbindung treten. In der letzten Zeit hat sich der Handel von Karratschi jährlich um zwanzig Procent gehoben. Gelegentlich kommt eine Karawane von 5000 Kameelen hinter einander von Buchara, und man rechnet, daß jährlich vier solcher riesigen Waarenzüge eintreffen. Der ganze Umsatz in Karratschi wird auf eine Million Pfund Sterling veranschlagt. Durch Buchara steht der Indus auch mit Rußland, woher Gold und Pelze kommen, und mit Kaschgar und Yarkand in Verbindung. Man hofft in England, daß man durch die Concurrenz Karratschi's den russischen Handel in Centralasien mit der Zeit lahm legen werde. Wie dem auch sei, den Vortheil hat das englische und russische Ringen gewiß, daß das asiatische Binnenland in die Strömungen der Zeit hineingezogen wird.

Die Novara-Expedition.

Die österreichische Fregatte Novara ist am 26 August, im Ehrengeleite von vierzehn

Kriegsschiffen, im Hafen von Triest angekommen. Die kaiserliche Yacht Phantasie (mit Sr. kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Ferdinand Maximilian und seiner Gemahlin am Bord) und die Corvette Dandolo waren der erdumsegelnden Novara bis nach Gravosa entgegengekommen, wo eine festliche Begrüßung stattfand. Der Erzherzog Marine-Obercommandant ließ sich Stab und Mannschaft vorstellen, und richtete an jeden der Officiere und Naturforscher einige Worte des Wohlwollens und der Befriedigung. Die ganze Mannschaft avancirte um einen Grad, alle Cadetten zu Officieren; der Befehlshaber der Expedition, Commodore Wüllerstorf-Urbair wurde zum Commandeur des Ordens der eisernen Krone, der Commandant der Fregatte, Capitän Pöck, zum Ritter desselben Ordens ernannt. In der Nähe der Rhede von Triest angekommen, wurde die Fregatte sowohl vom Lustschloß des Erzherzogs in Miramar wie vom Castell mit einundzwanzig Kanonensalven feierlich begrüßt. Die ganze Escadre gab ihr das Ehrengeleit bis nach der Bucht von Muggia, wie die Novara vor Anker ging.

Nach einigen Tagen des Aufenthaltes, während welchen sich sämmtliche Naturforscher und die meisten Officiere ausschifften, segelte die Novara nach Pola, um daselbst völlig abgerüstet zu werden. Die wissenschaftliche Commission aber wird erst jetzt ihre wichtigste Aufgabe zu lösen haben: nämlich das gesammelte naturhistorisch-literarische Material zu ordnen und zum Gemeingut der Wissenschaft so wie des gebildeten Leserkreises im Allgemeinen zu machen. Der Befehlshaber der Expedition wird die Ausarbeitung des nautischen, astronomischen, magnetischen und meteorologischen Theiles; die Herren Frauenfeld und Zelebor jene des zoologischen; Dr. Schwarz und Jellinek jene des botanischen, Dr. Scherzer jene des ethnographischen und statistisch-national-ökonomischen Theiles besorgen. Außerdem wird einer der Schiffsärzte der Expedition, Dr. E. Schwarz den pharmakognostisch-medicinischen Theil bearbeiten und Herr Selleny eine große Anzahl von Illustrationen für den descriptiven Theil sowohl wie für das große naturhistorische Prachtwerk und das Album liefern. Endlich ist es der Wunsch des durchlauchtigsten Marine-Obercommandanten, eine populäre Beschreibung der ganzen Weltfahrt — elegant und billig — auf Staatskosten herauszugeben, mit welcher Aufgabe Commodore von Wüllerstorf und Dr. K. Scherzer betraut worden sind. Dieser populäre Theil soll bereits im nächsten Frühjahr in der k. k. Staatsdruckerei erscheinen.

Die preußische Expedition nach Japan.

Kaum ist die österreichische Fregatte Novara zurückgekehrt, so wird eine preußische Expedition nach Japan angemeldet. Bleibt der Plan so bestehen, wie er entworfen worden ist, so wird das Unternehmen ein wissenschaftliches sein, hauptsächlich aber den Abschluß eines Handelsvertrags mit Japan in's Auge fassen.

Reisebriefe aus Rußland.

Geschrieben zur Zeit der Kaiserkrönung, Herbst 1856, von einem Augenzeugen.

Den 21. August 1856.

Heute früh stürmte der Ostwind. Es war kalt, aber die Sonne schien klar und hell, was einen belebenden Eindruck machte und den Blick aus meinem Fenster erheblich verschönerte. Die Neva ist ein majestätisch langsam dahinfließender, schöner Strom. Seine Wasser lagern in dem 100 Quadratmeilen großen Bassin des Onegasees alle schmutzigen Theile ab, und sind völlig klar, aber daß sie grün wären, wie der Rhein, habe ich bis jetzt nicht entdecken können. Das findet, so weit ich bemerkt habe, auch nur bei Flüssen Statt, die aus Kalkgebirgen entströmen. Das Wasser der Granitformation ist ganz farblos, und das der Schiefergebirge grau. Da es hier nirgends an Raum fehlt, so ankern auch die Kauffahrteischiffe nirgends dicht neben einander, sondern vertheilen sich auf weite Entfernungen; sehr selten streift ein kleines Dampfschiff noch oberhalb der Isaaksbrücke vorbei. Da sieht freilich die schmutzige, rasch bald bergab, bald landeinwärts fließende Themse anders aus, auf welcher fast so viele Dampfschiffe sich bewegen, wie hier Droschken in den Straßen. Die Neva ist ungefähr so breit wie der Rhein bei Cöln, theilt sich aber in der Stadt in verschiedene Arme. Man hat lange bezweifelt, daß es möglich sei, eine stehende Brücke über den Fluß zu schlagen. Wiederum ist es der vorige Kaiser, welcher das Werk ausgeführt hat. Die Nikolaus- oder Isaaksbrücke führt auf sechzehn steinernen Pfeilern mit eisernen Bogen vom Platz vor der Isaakskirche nach der Wasselmosky-

insel. Es muß sich noch zeigen, ob sie dem gewaltigen Eisgange standhalten werde. An einem Ende dieser prächtigen, etwa 700 Schritt langen Brücke hält Czar Peter auf dem großen Granitblock, welcher 35 Fuß lang, 20 Fuß breit und 14 Fuß hoch ist. Er ist eben in vollem Galopp hinaufgesprengt und parirt sein Roß, beide Vorderfüße desselben in der Luft. Der Schweif des Thieres wird gestreift durch eine zertretene Schlange, die aber sehr wichtig ist als dritter Stützpunkt für diesen Koloß, welcher in seinem Vordertheil äußerst dünn, hinten aber mit Blei ausgegossen ist, um das Gleichgewicht herzustellen. Der Kaiser streckt die Hand über das von ihm neueroberte Land und Meer aus. Die Inschrift: „Peter dem Ersten Katharina die Zweite" enthält ein stolzes Selbstlob der Letzteren. Am andern Ende, aber auch auf der Brücke selbst erhebt sich eine Capelle des heiligen Nikolaus, auf drei Seiten von mächtigen Spiegelscheiben umgeben, und sehr zierlich gebaut.

Vor zweihundert Jahren wußte kein Mensch in Europa Etwas von der Neva. Der Fluß hatte Jahrtausende durch unbetretene Wälder geströmt. Er trug kein Fahrzeug auf seinem Rücken, nur die finnischen Jäger streiften zuweilen an seinem Ufer. Jetzt ist die Neva weltberühmt, ist die Lebensader des russischen Reichs, trägt Kauffahrteiflotten und tränkt täglich 500,000 Menschen. Sie allein gibt klares Wasser, während alle Brunnen braunes, untrinkbares liefern. Freilich aber bedroht sie auch die Stadt mit steter Gefahr. Der finnische Meerbusen verengt sich trichterförmig nach Petersburg zu. Ein starker Westwind treibt die Fluthen mit großer Gewalt in diesen Schwalg hinein: sie drängen die des Stromes zurück und die Neva fließt rückwärts. Trifft das nun grade mit dem Eisgang zusammen, so wächst die Gefahr. Die Inseln werden zuerst überschwemmt, dann ergießt das Wasser sich über die Balustrade der gemauerten Quais, und da die höchsten Punkte der Stadt nur 15 Fuß über den gewöhnlichen Meeresspiegel sich erheben, wird Alles überschwemmt. An einzelnen Stellen der Stadt ist noch die Wasserhöhe von 1824 bezeichnet. Sie drang an manchen Stellen bis in das zweite Stockwerk. Viele Menschen kamen um, und lange dauerten die Seuchen, welche die nicht zu vertilgende Feuchtigkeit hinterließ. Eine Stadt von geschichtlicher Entwicklung würde nie an dieser schutzlosen Stätte erwachsen sein. Aber der eiserne Czar wollte es, und so mußten alle spätern Generationen die Consequenzen hinnehmen.

Schon um neun Uhr setzten wir uns heute in Bewegung, um den Winterpalast in Augenschein zu nehmen. Das Schloß bildet ein Viereck mit mehrern Höfen, ungefähr von der Größe des Berliner Schlosses, doch ist das Aeußere des Letztern viel imposanter. Es hat eine Etage mehr, und seine prachtvolle Kuppel. Der Winterpalast mit all seinen halb aus der Mauer hervortretenden Säulen ist ganz mit Kalk abgeputzt und mit einer garstigen, braungelben Farbe übermalt. Neben demselben liegt aber, durch Schwibbogen verbunden, das fast eben so große Schloß der Kaiserin Katharina, welchem sie den seltsamen Namen Eremitage gab. Mit diesem Schlosse und dem französischen Hause hat die kaiserliche Residenz längs der Neva eine Front von 800 Schritten. Man behauptet, daß in derselben 6000 Menschen leben, und fabelt sogar von Schafen und selbst Kühen, die auf seinen Dächern gehalten werden. Bekanntlich brannte der Winterpalast mit allen darin befindlichen Kunstschätzen ab, und wurde von Kaiser Nikolaus in Zeit von einem Jahre wieder erbaut. Die Räume mußten den ganzen Winter hindurch geheizt werden, um den Mörtel beim Bau in fließendem Zustande zu erhalten. Ein großer Saal stürzte denn auch ein, nachdem ihn der Kaiser eben verlassen. Wie dem auch sei, der Wille des Kaisers geschah, und der Palast steht fertig da. Er hat eine sehr schöne Treppe, und ist insofern prachtvoll, als er eine unglaubliche Reihe sehr großer Säle enthält. Einer hat 200 Fuß Länge. Die innere Ausschmückung läßt freilich viel zu wünschen übrig. Fast Alles ist weiß mit Gold, nur angetünchte Wände, denen nur die kolossalen, zum Theil sehr schönen Gemälde russischer Siege Schmuck verleihen. — Besonders geschmack- und prachtvoll sind dagegen die Gemächer, welche die kaiserliche Familie nach der Neva und dem Admiralitätsplatze zu selbst bewohnt, namentlich die der jetzigen Kaiserin-Mutter. Es scheint, daß der Kaiser Nikolaus Alles hervorgesucht hat, um ihr hier, hoch im Norden einen gemüthlichen, reizenden Aufenthalt zu verschaffen. Die Gemälde und Sculpturen sind die kostbarsten Meisterwerke aller Länder. Die Aussicht durch die wohlverwahrten Fenster mit großen Spiegelscheiben ist die prachtvollste, die man hier haben kann.

Ein Wintergarten mit rauschenden Fontainen schließt die schöne Zimmerreihe ab. Darüber, im dritten Stockwerk, liegen die Gemächer des Kaisers, ebenfalls sehr wohnlich, aber ohne große Pracht ausgestattet. Man sieht hier eine Menge Erinnerungen an Berlin und König Friedrich Wilhelm III.; der Kaiser Nikolaus hielt seinen Schwiegervater besonders hoch. — Hier hängen die großen Krüger'schen Bilder der Paraden von Berlin und Kalisch, und eine Menge ausgezeichneter Porträts. Hier war auch der Telegraph, durch welchen die Befehle des Selbstherrschers mit Blitzesschnelle die weiten Räume seines Reichs durcheilten. Eine Wendeltreppe führt in die Gemächer der Kaiserin herab. — Außerdem aber befindet sich im Hochparterre des Schlosses, ebenfalls an der nordwestlichen Ecke, ein einfenstriges gewölbtes Zimmer, in welchem eigentlich der gewaltige Imperator hausete, welcher über den zehnten Theil aller Erdbewohner herrscht, für dessen Heil griechische, katholische und protestantische Christen, Mohamedaner, Juden und Heiden in vier Welttheilen beten, und in dessen Landen die Sonne nie unter, in einigen Orten freilich aber auch ein halbes Jahr nicht aufgeht. Hier lebte der Mann, den sein Volk liebte, den Europa haßte, weil es ihn fürchtete, den es aber wider Willen achten mußte, dessen persönliches Auftreten die wildesten Volksaufstände dämpfte, vor dessen Gebot in der ersten Choleraepidemie die rasende Menge auf die Kniee sank, Gott um Verzeihung anflehte und ihre Rädelsführer auslieferte, dessen Wille schließlich Europa in einen Krieg verwickelte, der ihm selbst das Herz brach. Hier starb er.

Man hat dies Zimmer ganz so gelassen, wie der Kaiser es im letzten Augenblick gesehen. Das eiserne Feldbett mit denselben Bettüchern, dem groben persischen Shawl und dem Mantel, mit dem er sich zudeckte, die vielen kleinen Toilettengeräthe, die Becher und Karten von Sebastopol und Kronstadt, Alles liegt unverändert da, selbst die ganz zerrissenen Pantoffeln, die er, glaube ich, achtundzwanzig Jahre getragen und immer wieder flicken ließ. Der Wandkalender, welcher täglich gestellt wurde, zeigt auf seinen Todestag. Das Bett steht genau in der Mitte der Stube, und der letzte Blick des Monarchen fiel vielleicht noch durch die große Spiegelscheibe auf die breite, stolze Neva, der er die Fessel seiner Brücke angelegt hatte, auf die goldene Kuppel seiner Isaakskirche, und auf die Sonne, die hinter dem festen Bollwerk von Kronstadt in's Meer taucht. Der Gram über den Gang der Kriegsereignisse ist die Krankheit, an welcher Kaiser Nikolaus endete. Dieser antike Charakter konnte seinen Willen nicht beugen. Er mußte sterben.

Wir gingen dann zur Eremitage über, welche ganz neulich zu einem wahren Kunsttempel restaurirt ward. Die größten Kunstschätze, die berühmtesten Meisterwerke der Malerei und Sculptur aller Länder, zwanzigtausend geschnittene Steine, eine Menge Manuscripte, Antiken, Mosaiken und Juwelen sind hier, nicht wie in andern Museen, aufgestellt, sondern in unermeßlicher Menge von Zimmern und Sälen vertheilt, deren jeder selbst ein Kunstwerk von Schönheit und Geschmack ist. Es gibt keinen berühmten Maler, der hier nicht durch einige seiner vorzüglichsten Schöpfungen vertreten wäre. Raphael und Titian, Correggio und Carlo Dolce, Murillo und Velasquez, Rubens und Van Dyk, Tenier und Dow, Ruisdael und Claude Lorain füllen ganze Säle aus. Besonders von Titian scheinen mir die Bilder bewundernswerth. — Sehr merkwürdig sind Ausgrabungen, die man bei Kartsch in der Krim gemacht hat, wo 400 v. Chr. griechische Cultur blühte, bis die scythischen Völker sie vertilgten, und die goldene Horde der Tartaren dort nachmals lagerte. Es sind Sarkophage mit goldenen Schmucksachen von der feinsten Arbeit. Man fand unter Andern ein männliches Skelett mit goldener Krone. Das Gebiß war bis auf einen Zahn complet. Seine Gemahlin, die sich wahrscheinlich hatte erdrosseln lassen, war neben ihn gebettet. Unter ihren Schmucksachen befindet sich eine zierliche goldene Urne, auf welcher, sehr schön in Relief gearbeitet, der Gemahl abgebildet war, wie ihm ein colchischer Dentist einen Zahn ausbricht. — Ich verzichte auf die Beschreibung aller übrigen Herrlichkeiten; man hätte Wochen nöthig, um nur Alles zu besichtigen.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 38. November 1859.

Erste Abtheilung.



Friedrich v. Schiller. Charlotte v. Lengefeld.

Drei Tage aus dem Leben eines Dichters.

Zu Schiller's hundertjährigem Geburtstage.

Von
Heinrich Schwerdt.

I.

Es war im Sommer des Jahres 1783.

In einem kleinen, schmucklosen Zimmer saß ein junger Mann, die hohe, breite Stirn in die linke Hand gestützt, während der rechte Arm, schlaff herabgesunken, auf der Lehne eines altväterischen Stuhles ruhte. Die niedere Decke des engen Gemaches schien den aufstrebenden Geist zu drücken. Träumerisch blickten die übernächtig gerötheten Augen auf die wirr durch einander liegenden Schriften, welche den runden Tisch bedeckten, der auf einem zierlich gewundenen Fuße vor ihm stand. Auf den ärmlichen Geräthschaften, womit das Stübchen ausstaffirt war, hielten Trinkgefäße, Bücher und Kleidungsstücke trauliche Nachbarschaft. Selbst der mächtige Kachelofen, der jetzt von seinen winterlichen Strapazen ausruhte, war mit abgelegter Wäsche behangen. Schier verwundert schauten die alten Fürstenbilder, welche die kahlen Wände schmückten, auf die Junggesellenwirthschaft, die sich in dem Hinterstübchen der freiherrlichen Wohnung eingenistet.

Der junge hagere Mann mochte etwa vierundzwanzig Jahre alt sein. In den lichtbraunen, tiefliegenden Augen spielte ein wunderbarer Glanz und verklärte sein langes, kränkliches Antlitz mit einem stillen Zauber.

Jetzt erhob er den tiefgesenkten Kopf, strich gedankenvoll das röthlich blonde Haar, das leicht gelockt über den blendend weißen, entblößten Hals herabfiel, und griff nach der Schnupftabacksdose, die vor ihm auf dem Tische stand. Kaum hatte er jedoch den Deckel geöffnet, als er mit dem Fuße stampfte und die leere Dose ärgerlich auf einen Sessel warf. Dann sprang er auf und trat an's Fenster. Auf dem Wirthschaftshofe, den er überblickte, krähten die Hähne und schnatterten die Gänse. Hin und wieder huschte eine stämmige Bauerndirne von Stall zu Stall. Noch träufelten die Bäume von dem Regen, der über Nacht gefallen. Aber die aschgrauen Wolken, die seit mehren Tagen wie ein Leichentuch über dem Thale gehangen, rissen auseinander. Sonnige Grüße blitzten in das trübe Antlitz des jungen Mannes.

Er lächelte still vor sich hin, und über seine bleichen feingeschnittenen Lippen drängte sich das flüsternde Wort: Post nubila Phoebus! Und nun setzte er sich wieder in den Lehnstuhl und blätterte mit sichtlicher Befriedigung in den Papieren, die vor ihm lagen.

Er war in den letzten Monaten sehr fleißig gewesen. Die Einsamkeit des Landlebens hatte manche Frucht seines Geistes zu Tage gefördert. Das Trauerspiel: „Die Verschwörung des Fiesco“ war bereits gedruckt, obwohl er noch immer mit bessernder Hand daran feilte. Jetzt hatte er ein neues Drama unter der Feder, das er anfangs „Luise Millerin,“ hernach „Cabale und Liebe“ nannte. Es war der Vollendung nahe. Aber schon war sein rastloser Geist mit neuen Plänen erfüllt. Die Geschichte des spanischen Infanten Don Carlos sollte unter seiner schöpferischen Hand zu einem tiefergreifenden Bühnenspiele werden. Darüber hatte er die halbe Nacht gesessen und gedichtet, und als der Morgen ihn weckte, war er sofort wieder an den Schreibtisch geeilt. Indessen schienen doch die Schwingen seiner Phantasie gelähmt. Judith, die Botenfrau, sollte ihm leibliche und geistige Bedürfnisse zutragen. Er hatte sie schon gestern Abend erwartet. Sie war nicht gekommen.

Eine gewaltige Stimme dröhnte jetzt durch's Haus. Es war der Verwalter Vogt, der sich mit dem Gesinde herumzankte. Hatten etwa die Bauern ihre Schafe wieder auf die herrschaftlichen Wiesen getrieben? Zwar hatten die Gerichte einen schweren Trumpf darauf gesetzt, und der Gastwirth, der mit seinem Bullenbeißer dem Verwalter zu Leibe gegangen, war derb gezüchtigt worden: traue aber Jemand den Bauern, wenn sie der Gutsherrschaft gegenüber ein vermeintliches Recht prätendiren! Damals war der junge Dichter, wie ein Advocat, vermittelnd eingeschritten. Er hatte entschiedener auf die feindlichen Parteien eingewirkt, als die Knüttel, mit denen sie gegen einander zu Felde gezogen, als die Sturmglocke, die der Verwalter geläutet hatte.

Aber jetzt? — Eine flüchtige Röthe überzog des Dichters bleiche Züge, als ihn der wilde Lärm aus seinen träumerischen Betrachtungen aufschreckte. Er warf sein graues, fadenscheiniges Röcklein über und eilte in die Hausflur, wo sich Knechte und Mägde um einen Burschen versammelt hatten, über dessen Gesicht das Blut in dunkeln Tropfen rieselte. Der Verwalter schimpfte wie ein Rohrsperling über die Dummheit des unachtsamen Volkes und erklärte seinem Hausgenossen, vor dem er ehrerbietig sein schwarzes Käppchen zog, daß der Bursche durch Schuld eines Mitknechtes zu Fall gekommen. „Wundert mich nur,“ fügte er belfernd hinzu, „daß seine Hirnschale nicht entzweigeborsten.“ Der Doctor, wie sie den jungen Mann titulirten, untersuchte die klaffende Wunde. „Machen Sie Essigumschläge,“ verordnete er, „und gönnen Sie dem armen Jungen eine Stunde Ruhe. Er ist mit einem blauen Auge davongekommen. Nachmittags kann er wieder an die Arbeit gehen.“

„Weiß Gott, Herr Doctor!“ sagte der Verwalter, indem er wiederum sein Käppchen lüftete, „Sie sind durch alle Facultäten gelaufen.“

„So ist's, mein Lieber!“ entgegnete der Dichter mit trübem Lächeln. Dann erkundigte er sich, ob die Botenfrau noch nicht aus Meiningen zurückgekehrt sei. Der Verwalter wußte keinen Bescheid zu geben. „Fehlt Ihnen Etwas, womit ich aushelfen kann?“ fragte er mit unterwürfiger Artigkeit. „Die gnädige Frau hat mir's auf die Seele gebunden, daß Sie in ihrem Hause keinen Mangel leiden sollen.“

„Ich weiß die Fürsorge der Frau von Wolzogen, die so mütterlich sich ihres jungen

Freundes angenommen, gebührend zu schätzen. Können Sie aber, mein Werthester, Marokkoschnupftaback aus der Erde stampfen?" Der Verwalter zuckte lachend mit den Achseln: „Bedauere, daß ich kein Schnupfer bin." — „Können Sie meinen Hunger nach einer Geschichte des Don Carlos stillen?" — Der Verwalter sah ihn mit großen Augen an. „Weiß schon, mein Lieber!" entgegnete der Doctor, indem er den Verwalter lächelnd auf die Schulter klopfte. „Hier gilt die Losung: Butter und Käse, nur keine Bücher!"

Der Verwalter, den Doctor in sein Wohnzimmer nöthigend, zuckte abermals mit den Achseln. „Bücher und immer Bücher, Schreiben und immer Schreiben, — davon wird der Mensch nicht satt. Noch in später Nacht hab' ich Licht in Ihrem Zimmer gesehen. Die Haushälterin sagt mir, daß Sie starken Kaffee trinken, um sich munter zu erhalten. Herr Doctor, glauben Sie einem erfahrenen Manne, wenn er auch durch keine hohe Schule gegangen, das thut nicht gut. Sehen Sie einmal in den Spiegel: wie trüb' Ihr Blick! wie schlaff und bleich Ihre Züge! — Sonst haben wir doch manchmal Schach gespielt, oder sind mitsammen auf die Jagd gegangen. — Wissen Sie noch, wie Sie den großen Raubvogel schossen, der an dem Scheuerthore angenagelt ist?"

Der junge Mann hatte sich nachlässig in die Sophaecke gelehnt und stützte den Kopf in seine zarte, durchsichtige Hand. „Sie haben Recht," sagte er nach einer Pause, ohne aufzublicken. „Will heute einmal in die Berge laufen. Die frische Luft wird mir wohl thun." — Er stand auf, strich das lange Haar in den Nacken und öffnete das Fenster. „Wissen Sie was?" wendete er sich nach kurzem Schweigen an den Verwalter, indem er das Fenster wieder schloß, „ich will den alten Grafen von Henneberg in ihrer stattlichen Ruine eine Visite machen. Das verfallene Gemäuer hat schon lange wundersam auf mich herabgeschaut. Wer weiß, wie manche seltsame Geschichte es mir zu erzählen hat."

Der Verwalter lobte seinen Entschluß. „Sie haben die Reize unserer Gegend noch lange nicht ausgekostet. Und doch ist's ein freundlichtrautes Thal, worin unser Dörfchen liegt: rings ein Kranz von dunkeln Fichtenwäldern, dazwischen Feld und Wiesen, durch die ein lustig Bächlein an Weiden und Erlen vorüberhüpft. Das alte, reichsfreiherrliche Lehngut ist freilich verfallen. Darum haben auch die gnädige Frau, nach dem Ableben ihres Herrn Gemahls, des Geheimen Legationsrathes von Wolzogen, dieses Haus käuflich an sich gebracht, damit die Herrschaft eine Wohnung habe, wenn sie mit den vier gnädigen Herren Barons, die Gott erhalten möge, und mit dem allerliebsten Fräulein Tochter zuweilen in Bauerbach einkehrt, um die Verwaltung zu inspiciren."

„O das ist eine Frau," fiel der Dichter begeistert ein, „so lieb und brav und gut, als ob der Himmel einen Engel zur Erde gesendet! — Als ich im December vorigen Jahres hier ankam, war die Gegend von tiefem Schnee bedeckt. Schon sank die Nacht in's Thal. Ich war von der langen Reise zum Tod ermüdet und von der grimmigen Kälte halb erstarrt. Aber Einsamkeit und Freiheit lachten mir aus dem abgeschiedenen Thale entgegen, — mehr wollte ich nicht. Ich grüßte die Lichter, die in den zerstreuten Häusern flimmerten, wie liebe Freunde. Und als mich ein warmes Stübchen traulich aufnahm, als Sie, Herr Verwalter, mit zuvorkommender Dienstfertigkeit alle meine Wünsche erfüllten, weil mich die gnädige Frau Ihrer Obhut liebreich empfohlen; da war mir zu Muthe, wie dem Schiffbrüchigen, der auf einem lecken Boote doch noch in den Hafen einläuft. — Ja, hier habe ich's zum ersten Male in seinem ganzen Umfange gefühlt, wie gar wenig Zurüstung es erfordert, glücklich zu sein."

„Dennoch" — entgegnete der Verwalter — „scheint Ihnen die Einförmigkeit des Landlebens nicht mehr zu behagen. Sie schleichen trübsinnig umher, sind mißgestimmt und krankhaft aufgeregt."

„Wohl wahr!" bestätigte der Dichter mit einem tiefen Seufzer. „Mancherlei Grillen, fehlgeschlagene Hoffnungen, die Gespenster der Einsamkeit haben den Klang meines Gemüthes verstimmt. Es fehlt mir an aufheiternder Gesellschaft. Ich möchte oft meine tägliche Kost hingeben, wenn ich liebe Freunde um mich haben könnte."

„Ei, so gehen Sie doch unter Menschen. Sie sind überall wohl gelitten."

„Soll ich mich in die Dorfschenke setzen und mit den Bauern verkehren?"

„Bei Leibe nicht! Aber haben Sie nicht den Herrn Bibliothekar Reinwald, einen herzensguten, vortrefflichen Mann, wenn auch zuweilen so verdüstert, wie Sie selbst?"

„Ja, bei Gott! die Freundschaft dieses edeln Mannes ist ein reicher Schatz, der mir lange gefehlt. Er ist es werth, daß er mich mit allen meinen Schwächen und zertrümmerten Tugenden besitze, denn er duldet jene und ehrt diese mit Thränen. Aber Meiningen ist zwei Stunden entfernt. Wie selten, daß wir uns sehen! Wie selten, daß wir unsere Herzen austauschen können! Und wenn ich auch einmal hinübergehe, so starren mich die Kleinstädter wie einen Wundervogel an, dem sie die fremden Federn gar zu gern ausrupfen möchten.“

Der Verwalter lächelte verschmitzt und wagte, mit den Augen zwickernd, die leise Bemerkung: „Freilich scheinen der Herr Doctor Ritter in einem absonderlichen Duster zu schweben, hihihi! Man möchte doch gern wissen —“

„Was man nicht zu wissen braucht!“ fertigte der junge Mann die vorlaute Rede mit barschem Ernste ab.

Der Verwalter hustete und strich verlegen über die runzelige Stirn. Doctor Ritter aber griff nach der Thürklinke, und entfernte sich mit kurzem Gruß.

Siehe, da schritt die langerwartete Judith über den Hof. Der junge Mann trat ihr hastig entgegen, hörte kaum die redseligen Worte, womit sie ihre lange Abwesenheit entschuldigte, und nahm die Briefe und Packete, die sie ihm schmunzelnd darbot. Dabei sagte sie verwundert: „Einer an Herrn Doctor Ritter, und ein anderer an Herrn Doctor Schmidt: Wer ist nun der Rechte?“

„Schon gut, Judith. Das braucht Sie diesmal nicht zu wissen. Die Briefe sind in rechter Hand.“

Damit wollte der zweinamige Dichter in sein Zimmer gehen. Judith aber, aus der Ledertasche, die sie an ihrem Schurze trug, ein kleines Dütchen ziehend, rief ihm nach: „Noch Eins, Herr Doctor! Ein Loth Schnupftaback. Hätt's bald vergessen. Und dazu ein schönes Compliment, aber nicht eigentlich zum Schnupftaback, sondern zu den Büchern, die Herr Reinwald eingepackt. Wenn's nicht regnet, will er heut' noch herauskommen.“

Der Doctor freute sich dieser Nachricht, und trug, was er empfangen hatte, rasch von dannen.

Auf seiner Stube angelangt, öffnete er die Briefe, die ihm zugegangen. Zunächst erkannte er des Vaters Schriftzüge, und drückte sie in freudiger Erregung an die Lippen. Als er aber las und immer weiter las, füllten sich die Augen mit Thränen und ein unaussprechliches Weh krampfte seine Brust zusammen. Der Vater schrieb: „So lange Er, mein Sohn, Seine Rechnungen auf Einnahmen setzt, die erst kommen sollen, mithin dem Zufalle oder Nothfalle unterworfen sind, so lange wird Er im Gedränge verwickelt bleiben. Wiederum: So lange Er denkt, dieser oder jener Gulden oder Batzen wird es nicht ausmachen, daß ich so 'rauskomme, so lange werden Seine Schulden nicht geringer werden, und — das wäre mir leid, wenn Er sich nach einer schweren Kopfarbeit in Gesellschaft anderer guter Menschen nicht sollte erholen, erfreuen können. Bester Sohn, obschon mit vielen Verstandeskräften begabt, geht Er doch in dem, was zu einer wahren Größe und Zufriedenheit erforderlich, immer noch sehr irre. Die Verlegenheit, in welcher Er sich dermalen befindet, ist wahrlich ein Werk der höhern Vorsehung, um Ihn von dem allzu großen Vertrauen auf eigne Kräfte abzubringen, um Ihn mürbe zu machen, damit Er allen Eigensinn ablege, dem guten Rathe Seines Vaters und anderer wahren Freunde mehr folge, Jedermann mit Achtung, Höflichkeit und Dienstbeflissenheit begegne und je mehr und mehr überzeugt werde, daß unser Gnädigster Herzog bei Seiner Einschränkung es gut mit Ihm meinte, und daß es mit Seiner Verfassung besser stände, wenn Er sich gefügt hätte und im Lande geblieben wäre. Er hat überhaupt manchmal so närrische Launen, die Ihn bei Seinen besten Freunden unerträglich machen, Steifigkeiten, die den besten Mann zurückschrecken.“

In leidenschaftlicher Heftigkeit sprang der Doctor empor. Er konnte nicht weiter lesen. Die widersprechendsten Gefühle wogten in seiner Seele auf und ab.

Als er sich etwas beruhigt hatte, nahm er einen zweiten Brief, den seine ältere Schwester, Christophine, geschrieben. Das Mädchen hing an ihm mit schwärmerischer Liebe. Auch diesmal träufelten ihre herzlichen Worte lindernden Balsam in des Bruders offene Wunden. Zwar bat sie ihn mit dem eindringlichsten Ernste, daß er sparsamer werden, daß er aus dem Reich der Ideale in die geordneten Zustände eines nahrhaften Berufes herabsteigen möge; aber diese Mahnungen voll wohlgemeinter Zärtlichkeit griffen tiefer in sein Herz, als des Vaters gemessene Strenge. Dazu hatte sie den Eltern, ob sie auch das Wenige

nur schwer entbehren konnten, doch wieder eine kleine Unterstützung abgeschmeichelt, damit der ferne Sohn nicht Mangel leide. Dieser aber konnte sich nun einmal mit den ökonomischen Verhältnissen des alltäglichen Lebens nicht befreunden. Die kleinlichen Berechnungen hingen sich wie Blei an die Fittige seines aufstrebenden Geistes.

Lange brütete der Doctor still vor sich hin. Die Bücher, die er aus der herzoglichen Bibliothek in Meiningen geliehen, würdigte er kaum eines Blickes. Nur in einer französischen Geschichte des Don Carlos, die er zu seinem Trauerspiel benutzen wollte, hatte er flüchtig geblättert. Den Gedanken dieser Dichtung pflegte er, wie das Bild einer Geliebten, im Herzen zu tragen, und schwärmte damit in der Gegend umher.

Jetzt nahm er Hut und Stock, dem ersehnten Freunde entgegenzugehen. Sonst pflegte er wohl ein freundliches Wort mit den Bauern zu wechseln, die auf dem Feld geschäftig waren. Heute aber schritt er mit tiefgesenktem Kopfe schweigsam dahin und dankte kaum den Grüßen, die man hin und wieder ihm zurief.

Plötzlich erhob sich eine wohlbekannte Stimme: „Wohin so eilig, guter Freund?“ — und als der Doctor, in seinen finsteren Träumen gestört, fast ängstlich zusammenschrak, streckte ihm der Bibliothekar Reinwald die Hand entgegen und scherzte: „Hat Sie Cabale und Liebe umgarnt, oder liegen Sie mit Don Carlos in Geburtswehen?“

Der Doctor schloß den wackern Ehrenmann in die Arme. „Gott sei Dank, daß ich Sie habe und halte! Mein Herz zerspringt, wenn ich es nicht an Ihrer treuen Brust erleichtern darf. Ja, Sie müssen mit mir selbst und mit dem ganzen Menschengeschlecht mich wieder aussöhnen. Ich habe die halbe Welt mit den glühendsten Empfindungen umfaßt, und am Ende finde ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen halte.“

„Sie schwärmen, lieber Freund!“ tröstete der ungleich ältere, besonnene Mann. „Wer mag an diesem blauen, sonnigen Tage melancholisch sein?“

Der Doctor aber, ohne des Trostwortes zu achten, fuhr leidenschaftlich fort: „Selbst die Quelle der Poesie versiegt im trockenen Sande der Alltäglichkeit. Es scheint, Gedanken lassen sich nur durch Gedanken locken, und unsere Geisteskräfte müssen wie die Saiten eines Instrumentes durch Geister gespielt werden, wenn sie nicht erschlaffen sollen. Darum kann ich es der edeln Frau, auf deren Grund und Boden wir stehen, nicht hoch genug anschlagen, daß sie mich zunächst an Sie empfohlen hat. Und als ich mit dieser Empfehlung Sie aufsuchte und die ersten Worte mit Ihnen gewechselt hatte, da ging ich, der Flüchtling, meinem ländlichen Asyle mit dem tröstlichen Bewußtsein entgegen, daß ich einen Freund gefunden.“

Reinwald drückte mit tiefer Empfindung die Hand des jungen Mannes und fragte, was ihn denn heute so ungewöhnlich aufgeregt habe? Seiner innigsten Theilnahme dürfe er versichert sein.

Der Doctor nahm die Briefe, die er vor wenigen Stunden empfangen, ließ sie durch die Finger gleiten und legte mit bedeutsamen Schweigen das Schreiben seiner Schwester Christophine in die Hand des väterlichen Freundes.

Dieser stellte sich in den Schatten eines Baumes und las. Die schlichten und doch so überaus herzlichen Worte des verständigen Mädchens machten auf den gereiften Mann einen tiefen Eindruck. Er mochte sich gar nicht von den lieben Zeilen trennen. Ungeduldig schritt der Doctor auf und ab, und fragte endlich: „Nun, was meinen Sie dazu?“

„Herr, Sie haben eine Schwester,“ sagte Reinwald mit ungewöhnlichem Feuer, „die Sie in Gold fassen sollten. Dieser klare Verstand, dies fromme, treue Gemüth, — wahrhaftig, ich beneide Sie um diesen Schatz.“ Dann bat er um eine Abschrift des Briefes.

Während deß setzten sie ihren Weg nach Bauerbach fort. Die abwesende Schwester hatte den gegenwärtigen Bruder fast in den Hintergrund gedrängt.

Dieser entfaltete jetzt einen zweiten Brief und sagte mit bitterem Lächeln: „Von Frau von Wolzogen.“

Reinwald blickte seinem Freund in's trübe Antlitz. Er konnte sich den schneidendkalten Ton nicht enträthseln, womit dieser den Namen seiner edelmüthigen Beschützerin ausgesprochen, und fragte mit leisem Vorwurf: „Was ist das, Schiller!?“

Dieser schrak zusammen und legte hastig die Hand auf Reinwald's Mund. „Um's Himmels willen, diesen Namen nicht! — Die gnädige Frau hat mich dringend ersucht, meinen Aufenthalt möglichst geheim zu halten, weil der Herzog von Würtemberg, wenn er in Erfahrung bringe, daß sie dem flüchtigen Regimentsmedicus ein Asyl gewährt, diese

Großmuth auf irgend eine Weise ihren Kindern entgelten lassen könne. Heißt das nicht mit andern Worten: Lieber Schiller, Sie werden mir doch nach und nach lästig; wenn es Ihnen gefällig ist, mögen Sie gehen."

Reinwald schüttelte unwillig mit dem Kopfe. Schiller aber fuhr mit schneidender Stimme fort: „Wehe dem, den seine Umstände nöthigen, auf fremde Hilfe zu bauen! Die Frau Geheimeräthin versichert zwar, wie sehr sie gewünscht, ein Werkzeug in dem Plane meines künftigen Glückes zu sein; aber — ich werde, meint sie, selbst so viel Einsicht haben, daß ihre Pflichten gegen ihre Kinder, die vom Herzog vielfach unterstützt werden, und namentlich gegen die beiden Söhne, die noch auf der Karlsschule sind, allen andern Rücksichten vorgingen. Das ist mir genug! — Ich bin nun einmal der Narr des Schicksals! Alle meine Entwürfe scheitern. Irgend ein kindsköpfischer Teufel wirft mich wie seinen Spielball in der Welt herum."

Reinwald hatte Mühe, mit dem leidenschaftlich erregten Freunde in das Geleis ruhiger Ueberlegung einzulenken. Er konnte die Vorsicht der Frau von Wolzogen, die, nicht grade mit glänzenden Glücksgütern gesegnet, theilweise von fürstlicher Gnade abhängig war, nicht übel deuten. Die freundliche Warnung, die Schiller's unachtsame Rücksichtslosigkeit veranlaßt haben mochte, war gewiß nur gut gemeint. Allmälig ebnete auch des Freundes verständige Rede die stürmischen Wogen seines Gemüthes; und als sie vor dem langen, schmalen Hause standen, unter dessen schlichtem, gastfreundlichem Dache der bedrängte Dichter eine willkommene Freistätte gefunden, hatte er sich mit seiner edeln Wohlthäterin schon wieder ausgesöhnt.

„Doctor Ritter" bestellte einen Imbiß in die Gartenhütte. Dort saßen die Freunde und ließen Vergangenheit und Zukunft vor ihren Blicken bald in heiteren, bald in trüben Gestalten vorübergehen. Endlich bat Reinwald, daß ihm der jugendliche Freund doch einmal einen tiefern Blick in sein vielbewegtes Leben gestatten möge. Schiller fuhr mit der Hand über die Augen. Die goldenen Tage der Kindheit — wie er im großelterlichen Hause zu Marbach gespielt, wie er in Lorch den ersten Unterricht empfangen und „ein Pfarrer Moser" werden wollte, wie er in Ludwigsburg mit ausgeschnittenen Papierfiguren die rührendsten Schauspiele aufgeführt, — Alles ward vor seinen Blicken lebendig. Sein Vater, ein armer Feldscherer, der sich bis zum Hauptmann emporgeschwungen, war Garteninspector auf dem herzoglichen Lustschloß Solitüde geworden. Er konnte es dem Herzog Karl Eugen nicht weigern, als derselbe seinen Fritz, obgleich er ihn lieber auf der Canzel gesehen, in die Militärakademie aufnahm, die er in Stuttgart gegründet hatte. Aber weder Juristerei noch Medicin vermochten den unruhigen Geist des aufstrebenden Jünglings zu fesseln. Die Dichtkunst, obgleich in den Räumen der Akademie als „Sünde" verpönt, war sein Schooßkind, war seine Braut geworden.

Dort, in der engen Zelle, hatte Schiller unter Wonnen und Schmerzen sein erstes Trauerspiel: „Die Räuber," zur Welt geboren. Die geniale Dichtung zündete, packte. Aber es hatte lange gedauert, bevor man dem armen Dichter so viel Geld geborgt, daß er sie drucken lassen konnte. Wilhelm von Wolzogen, gleichfalls ein Zögling der Akademie, las sie brühwarm seiner Mutter vor, die sich abwechselnd in Stuttgart und Bauerbach aufhielt; der Buchhändler Schwan in Mannheim dem Baron von Dalberg, unter dessen einsichtsvoller Leitung das dortige Theater stand. „Die Räuber" wurden aufgeführt. Schiller, der mittlerweile zum Regimentsmedicus avancirt, reiste heimlich dorthin, und kehrte, entzückt über den Jubel, womit das neue Drama begrüßt worden war, aber auch mit innerem Widerstreben in sein „Stuttgarter Sibirien" zurück.

Dem Herzog von Würtemberg konnten diese Vorgänge nicht verborgen bleiben. Sofort empfing der Regimentsarzt die Weisung, daß er seinen brotlosen Künsten Valet sagen und jede Verbindung mit dem Auslande abbrechen solle. Aber trotz des strengen Verbotes fuhr Schiller abermals — und zwar mit Frau von Wolzogen, die an den Bestrebungen des jungen Dichters freundlichsten Antheil nahm — gen Mannheim, um bei wiederholter Aufführung der Räuber zugegen zu sein, und entwarf im Arreste, der nach seiner Rückkehr über ihn verhängt wurde, den Plan zu einem neuen Trauerspiel: „Cabale und Liebe."

Die Fesseln, in die man den aufstrebenden Geist in Stuttgart schnürte, drückten zu hart und schnitten zu tief, als daß sie der junge Dichter nicht kühn und trotzig abschütteln mochte. Er wendete sich an seinen Gönner, den Reichsbaron von Dalberg in Mannheim, daß er ihm eine Freistätte biete, wo die Flügel

seines Geistes nicht gewaltsam gelähmt und beschnitten würden. Keine Antwort. Er richtete eine unterthänige Bittschrift an den Herzog, daß er seinen strengen Befehl zurücknehmen möge. Sie ward abgewiesen.

Jetzt riß der letzte Faden, der ihn an die Heimath fesselte. In rücksichtsloser Begeisterung warf er sich dem Genius der Dichtkunst in die Arme und opferte ihm Alles, was er hatte und hoffte.

Mit dreiundzwanzig Gulden und zwei alten Pistolen flüchtete er im September 1782 nach Mannheim. Aber er konnte sich dort nicht lange halten, obgleich ihn der Buchhändler Schwan, der mit den „Räubern" gute Geschäfte machte, freundlich aufnahm. Da seine Baarschaft erschöpft war, ging er zu Fuß nach Frankfurt. Aber auch dort fand er keine bleibende Stätte. Alle seine Hoffnungen zerrannen wie Seifenblasen. Er war in schwerer Bedrängniß und wußte kaum noch, wo er sein Haupt hinlegen sollte.

Mit Gott und der Welt zerfallen, gedachte der arme Flüchtling nach Mannheim zurückzukehren. Weil er sich aber dort nicht sicher glaubte, rastete er im nahen Städtchen Oggersheim, wo er als Doctor Schmidt für einige Wochen Herberge nahm. Dort vollendete er sein Trauerspiel: „Die Verschwörung des Fiesco," und verkaufte es an den Buchhändler Schwan, der ihm für den Druckbogen einen Louisd'or zahlte. Dies Geld reichte grade hin, um in Oggersheim seine Schulden zu bezahlen.

Nun hatte seine Noth den höchsten Gipfel erreicht. Er mußte seine Uhr verkaufen, und wußte nicht aus, noch ein.

Da gedachte er der Frau von Wolzogen, die an seinem Schicksal so freundlichen Antheil genommen. Er schilderte ihr in einem Briefe seinen Kummer, seine Bedrängniß. Und die edelmüthige Frau bot dem unglücklichen Dichter auf ihrem abgeschiedenen Landsitz in Bauerbach eine willkommene Zufluchtsstätte.

Schiller packte seine wenigen Habseligkeiten zusammen, trank mit seinen Freunden noch eine Flasche Wein und wanderte im tiefsten Schnee nach Worms. Dort setzte er sich in einem leichten Ueberrock auf die Post und fuhr nach Meiningen, wo er bei Reinwald abstieg.

„Und da bin ich!" schloß der Dichter seine Erzählung, die von mancher Hin- und Herrede unterbrochen worden, und drückte seinem Freunde mit nassen Augen die Hand.

„Was aber nun?" fragte Reinwald voll theilnehmender Bekümmerniß. „Sie können hier nicht bleiben. Die Gegend, die nur im Sommer ein wenig von der Seite lächelt, gleicht wahrhaftig keiner Dichterinsel. Ihr strebsamer Geist verkümmert in dieser Abgeschiedenheit."

Schiller blickte ernst vor sich hin. Dann schüttelte er langsam das Haupt und sprach: „Es war eine Zeit, wo mich die Hoffnung eines unsterblichen Ruhmes so gut, wie ein Galakleid ein Frauenzimmer, gekitzelt hat. Aber ach, liebster Freund! wie klein ist doch die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu sein. Wenn ich es möglich machen kann, daß ich, ohne wieder einen Schritt in die Welt zu thun, 600 Gulden jährlich habe, so begräbt man mich in Bauerbach."

„Das wolle Gott nicht!" rief der Bibliothekar, indem er seinen Rock zusammenknöpfte, weil ein kühles Abendlüftchen durch die Laube zog.

Jetzt nahte der Verwalter Vogt und bat die Herren, sich in's Haus zu bemühen, um ein frugales Vesperbrod anzunehmen.

Bald entfernte sich Reinwald.

Auf dem Heimweg aber reifte der Entschluß in seiner Seele, an Schiller's Schwester und an die Frau Geheimräthin zu schreiben, daß man dem jungen Dichter einen andern Wirkungskreis anweise, sintemal er mit der Zeit in Bauerbach zu Grunde gehe, so erwünscht auch diese stille Bucht auf dem stürmischen Meer des Lebens ihm bisher gewesen.

II.

Fünf Jahre waren seitdem vorübergegangen.

Bald nach jenem Tage, wo die Freunde traulich mit einander verkehrt, hatte Friedrich Schiller nach siebenmonatlichem Aufenthalte Bauerbach verlassen, um mit dem Theater in Mannheim nähere Verbindung anzuknüpfen. Der Herzog von Würtemberg schien sich um seinen ehemaligen Regimentsmedicus nicht mehr zu kümmern. Wenn er auch nicht in seine Heimath zurückkehren durfte, so hatte er doch die Flüchtlingsmaske abgelegt.

Aber in Mannheim, wo er am 27. Juli 1783, geistesmatt und körperlich erschöpft, ankam, wurde er von einem schweren Fieber befallen, das ihn Monate lang auf's Krankenbett streckte. Als er sich langsam erholt,

gab er eine Zeitschrift heraus, unter dem Titel: „Rheinische Thalia," die er mit den Worten eröffnete: „Alle meine Verbindungen sind nunmehr aufgelöst. Das Publicum ist mir jetzt Alles. Ihm allein gehöre ich an. Keine andere Fessel will ich tragen, als den Ausspruch der Welt." Darin ließ er auch einige Scenen des Trauerspieles: „Don Carlos" abdrucken, welches er in Bauerbach begonnen hatte. Dem Herzog Karl August von Weimar widmete er das erste Heft der jungen Zeitschrift. Und als derselbe einmal die landgräfliche Familie in Darmstadt besuchte und dem Dichter huldreich gestattete, den ersten Act des neuen Trauerspieles vorzulesen, ward er, in ehrenvoller Anerkennung seines Talentes, von jenem großherzigen Fürsten zum „Rath" ernannt.

Aber auch in Leipzig hatten die Strahlen seines dichterischen Geistes gezündet. Man schickte ihm kleine Geschenke, die ihn so angenehm überraschten, daß er an Frau von Wolzogen schrieb: „Wenn ich mir denke, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen der Bewunderung zollt, dann, meine Theuerste, freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß."

Und in der That war dies Verhängniß immer noch hart genug. Der Kampf mit den Sorgen des täglichen Lebens war noch lange nicht ausgekämpft. Seine Seele war getheilt zwischen ökonomischen Rechnungen und zwischen den Gestalten seiner Phantasie. Jene kamen freilich stets zu kurz dabei.

Dazu fehlte ihm ein rechter Herzensfreund, der ihm, wie er sagte, stets zur Hand sei, wie ein Engel, ein Freund, der ihn verstehe, dem er seine aufkeimenden Ideen in der Geburt mittheilen könne. Dies innerliche Herzensbedürfniß trieb ihn 1785 nach Leipzig. Dort fand er, was ihm fehlte; obgleich die Geschmeißfliegen, die um ihn herumsummten und ihn wie ein Wunderthier angafften, nicht begreifen konnten, daß ein Mensch, der „die Räuber" gedichtet, wie andere Muttersöhne aussah.

Am innigsten fühlte er sich zu Körner hingezogen, der bald darauf als Oberconsistorialrath nach Dresden versetzt ward. Schiller folgte ihm, dem treuerprobten Freunde, dessen Herz er nie auf einem falschen Klange überrascht. Dort, in Körner's Weinberg, unfern des Dorfes Loschwitz, legte er an „Don Carlos" die letzte Hand, und begann die geschichtlichen Vorarbeiten, aus denen später seine Schrift über den Abfall der Niederlande hervorging.

Damit aber hatte er noch immer keine gesicherte Existenz gewonnen. Er richtete seine Blicke nach Weimar, wo sich unter Karl August's Scepter das goldene Zeitalter der deutschen Poesie erneuerte. Dort schien der Boden zu sein, wo seine Bestrebungen feste Wurzeln schlagen und zu schönen Früchten reifen durften.

Im Juli 1787 siedelte Schiller nach Weimar über. Im Verkehr mit den edelsten Geistern ging ihm dort ein höheres Dasein auf. Dennoch lebte er still und eingezogen und war zumeist unter staubigen Büchern begraben. Ach, und auch in Weimar verfolgten ihn des Lebens kleinliche Sorgen auf Tritt und Schritt. Wie oft behalf er sich mit einem schmalen Butterbrot und einem Gläslein Bier! Wie oft war seine Casse bis zur Ebbe erschöpft!

Aber die mütterliche Freundin in Bauerbach hatte des unsteten Flüchtlings nicht vergessen. Sie lud ihn zu einem Besuche ein. Ihr Sohn Wilhelm war von Stuttgart zurückgekehrt und sehnte sich, gleich seiner Mutter, nach dem lieben Dichter. Wie ein milder Sonnenblick fiel das freundliche Wort in Schiller's Brust. Die theuren Menschen, die er lange nicht gesehen, das traute Stüblein, worin er geschwärmt und geseufzt, die Gartenlaube, die ihn oft beschattet, selbst der Verwalter Vogt und Judith, die Botenfrau: — Alles ward vor seinen Blicken lebendig. Und Reinwald war unterdessen sein Schwager geworden. Wunderbar schlingt eine höhere Hand die Fäden des menschlichen Schicksals. Christophinens Brief, den sie dem Bruder einst geschrieben, hatte in der Seele des gereiften Mannes eine Saite berührt, die immer und immer nachklang, bis er eine schriftliche Verbindung mit dem edeln Mädchen anknüpfte. Um des Freundes willen! sagte er zu sich selbst; aber das eigne Herz hatte nicht minder seine Stimme dabei. Genug, der gelegentliche Briefwechsel führte zum Austausch freundschaftlicher Gesinnungen; und wie viele Berge und Thäler auch zwischen Meiningen und dem würtembergischen Lustschloß Solitüde gelegen waren, der flüchtige Dichter hatte sie gleich-

sam geebnet, und bald holte der Bibliothekar Reinwald dessen Schwester als Gattin heim. Schiller freute sich darüber in tiefster Seele. Dennoch hatte er die lieben, treuen Herzen weder zum Altare begleitet, noch ihr häusliches Glück mit eigenen Augen gesehen. Um so leichter entschloß er sich, wie auch die Herbststürme brausten, seine Feder aus der Hand zu legen und in die Arme der Freundschaft zu eilen.

O, und der seligen Tage, die er in Meiningen und Bauerbach lebte! Da war aller Groll des Schicksals verschmerzt. Ueber dem trauten Freundschaftskreise, den die edeln Seelen bildeten, schwebte der Engel des Glücks und des Friedens.

Wolzogen hatte sich erboten, seinen Freund nach Weimar zu begleiten, wenn er mit ihm den Rückweg über Rudolstadt einschlage. Dort lebte Frau von Lengefeld, die Wittwe eines hochverdienten Forstmannes, mit zwei liebenswürdigen Töchtern. Sie war mit der Wolzogen'schen Familie befreundet. Die Gäste durften eine willkommene Aufnahme erwarten. Schiller konnte sich der Mädchen kaum erinnern, obgleich sie einmal seine Eltern besucht und ihn selbst in Mannheim gesprochen hatten. Indessen war er gern bereit, die flüchtige Bekanntschaft zu erneuern.

Und so ritten denn an einem trüben Novemberabend 1787 zwei junge Männer dem Lengefeld'schen Hause zu, das sich an den Schloßberg in Rudolstadt lehnte. Der Eine verhüllte sein Gesicht mit dem Mantelkragen, den der Wind hin und her wehte. Dennoch erkannten ihn die Mädchen, die am Fenster standen. Es war Vetter Wilhelm aus Bauerbach. Auch Schiller's hohe, edle Gestalt tauchte allmälig in ihrem Gedächtnisse auf.

An den schönen Abend, den er in der achtbaren Familie verlebte, knüpfte sich des Dichters Zukunft.

Charlotte zählte 21 Jahre, Karoline war drei Jahre älter. Sie lebten in häuslicher Abgeschiedenheit, wie verzauberte Prinzessinnen, die auf Erlösung harren. Sie hatten viel gelesen und waren nicht ohne Empfindung, nicht ohne Geist. Lotte, wenn auch nicht von untadeliger Schönheit, hatte eine recht anmuthige Gestalt. Lange Ringellocken wallten über ihren blendendweißen Nacken. Der Ausdruck reinster Herzensgüte belebte ihre Züge; aus ihren schwärmerischen Augen leuchtete Unschuld und Wahrheit. Schiller bewunderte die Landschaften, die sie gezeichnet, und hörte mit Wohlgefallen, daß sie ihre Gefühle zuweilen in Verse kleide.

Die edle Herzogin Louise von Weimar gedachte sie als Hofdame anzunehmen. Deshalb hatte sich die Mutter mit den Töchtern eine Zeitlang in der Schweiz aufgehalten, damit sie der französischen Sprache mächtig werden möchten. Dem erwünschten Ziele näherzukommen, sollte Lotte in der nächsten Zeit nach Weimar gehen. Frau von Stein, die in Kochberg, nicht weit von Rudolstadt, ein Gut besaß, hatte sich ihrer freundlichst angenommen. Da sie die Wintermonate in Weimar verbrachte, sollte Fräulein von Lengefeld in ihrem Hause wohnen.

Die Hoffnung des baldigen Wiedersehens erleichterte den Abschied. Schiller aber sagte, als er in sein einsames Stübchen zurückkehrte: „Ein einziger Abend ist mir genug gewesen, um mich zu überzeugen, daß ich unter sehr edeln Menschen war. Nun wird die Erinnerung daran meine beste Gesellschaft sein."

Als der nächste Frühling in's Land kam, war es dem Dichter wie einer Schwalbe, die mit den „Seglern der Lüfte" von dannen ziehen möchte. Sein Kopf und sein Herz sehnten sich nach ländlicher Einsamkeit.

Da gedachte er des Rudolstädter Thales, dem ferne, blaue Gebirge und nahe waldumkränzte Höhen so großen Reiz verleihen. Ob auch die kleine Stadt langweilig und todt, die sanfte Krümmung des Flusses, die frischen, angebauten Thäler, die sich nach drei Seiten hin dem Auge öffnen, die freundlichen Dörfer, in den grünen Mantel wohlgepflegter Obstgärten gehüllt, und das fürstliche Schloß, das auf der Spitze eines weitschauenden Felsens gepflanzt ist, schmücken die Gegend mit einem so mannigfachen Zauber, daß sie des Dichters Phantasie zu einem Paradies verklärte.

Und er schrieb an Fräulein von Lengefeld, daß sie in einem der nahen Dörfer eine Wohnung miethen möge, wo er einige Monate in seliger Abgeschiedenheit von der Welt leben könne.

Mit Freuden unterzogen sich die Schwestern diesem Auftrag, und entschieden sich für Volkstädt, das, am Ufer der Saale, nur eine halbe Stunde von Rudolstadt entfernt ist. Hinter dem Dorfe erheben sich Berge, an deren Fuß liebliche Fruchtfelder sich hinziehen, die Gipfel mit dunkelm Holze bekränzt; an der andern Seite des Flusses schöne Wiesen und die Aussicht in ein weites, langes Thal. Das Haus, welches den Dichter aufnehmen sollte,

liegt rechter Hand am Eingange des Ortes, der altberühmten Porcellanfabrik gegenüber Der Cantor Unbehaun, ein wohlhabender. Mann, hatte es vor Kurzem erst erbaut. Als Lotte mit ihm Handels einig geworden, schrieb sie an ihren Freund: „Die Stube, die ich für Sie gemiethet, ist nicht sehr groß, aber reinlich und heiter. Auch die Stühle sind nicht ganz ländlich, denn sie sind beschlagen; eine Kammer daneben, wo das Bett stehen kann, und eine für den Bedienten nicht weit davon.“

Am 18. Mai 1788 zog Schiller in Volkstädt ein. Mit innerem Behagen übersah er aus den Fenstern seines Zimmers zunächst die Kirche, und darüber hinweg, jenseit des Flusses, eine kleine Anhöhe, die ein Laubwäldchen krönte; weiter hinab die Ufer der Saale, die sich in einem sanften Bogen durch die Wiesen krümmt und im Schatten uralter Bäume dahinfließt. Das Nebenfenster gewährte einen Blick in einen schmalen Hofraum, aus dem eine Pappel emporwuchs.

Der Cantor und seine Familie boten Alles auf, dem verehrten Gast den Aufenthalt in ihrem Hause angenehm zu machen. Jede lärmende Arbeit ward verschoben, bis er ausgegangen war. Und wenn er zuweilen erst in später Nacht zurückkehrte, ging ihm der sorgliche Hauswirth mit einer Laterne entgegen, damit er keinen Schaden nehme.

Und nun begann für den Dichter jene glückliche Zeit, die ihm den „Rudolstädter Sommer“ zu einem der angenehmsten seines Lebens machte. Vormittags pflegte er zu studiren, Nachmittags schrieb er Briefe oder ging spazieren, Abends besuchte er die Lengefeld'sche Familie. Bald arbeitete er am „Geisterseher,“ bald am „Menschenfeind,“ bald an der „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande.“ Dazwischen beförderte er seine „Briefe über Don Carlos“ zum Druck. — Dennoch nahm er in seiner ländlichen Einsamkeit mehr in sich auf, als daß er schöpferisch aus sich heraus förderte. Er sammelte mehr, als er verarbeitete.

War doch sein Herz mit seinem Geist in stetem Kampfe. Jenes schweifte nach Rudolstadt; da wollte sich auch dieser nicht am Schreibtisch fesseln lassen. Und so rang sich aus diesem Kampf allmälig der Entschluß hervor, aus dem trauten Dorfe in die nahe Stadt überzusiedeln. Bald war das Wetter zu stürmisch, wenn er die Lengefeld'sche Familie besuchen wollte, bald waren die Abende zu kühl, bald war der Weg zu schmutzig.

Schon in der ersten Hälfte des August führte Schiller seinen Vorsatz aus. Er bezog eine Wohnung im Hause des Rath Roß, das gleichfalls am Schloßberg gelegen war. Nun wurde der Verkehr mit der Lengefeld'schen Familie noch inniger, — und doch für den leidenschaftlichen Dichter nicht innig genug. Er klagte, als sich Charlotte seiner Nachbarschaft freute: „Wenn doch mein Logis dem Ihrigen gegenüber wäre! Dann brächte ich einen Spiegel in meinem Zimmer an, daß mir Ihr Bild grade vor dem Schreibtisch zu stehen käme, und ich mit Ihnen sprechen könnte, ohne daß es ein Mensch wüßte.“

Nur zu schnell flogen die schönen Tage vorüber. Schon hatten sich die Bäume entlaubt, und Schiller weilte noch immer. In der nächsten Woche endlich wollte er seine Rückreise nach Weimar antreten. Wie ungern er sich auch losriß, er durfte nicht länger zögern, wenn der Winter ihn nicht in seinem Sommeraufenthalt überraschen sollte. Da ward sein leichtbewegliches Gemüth von einer stillen Wehmuth beschlichen. Das Lengefeld'sche Haus war der Hafen geworden, wo sein bald dahin, bald dorthin verschlagenes Lebensschifflein Anker geworfen. Unter den schätzbaren Menschen, die hier beisammen lebten, hatte er Alles gefunden, was sein reicher Geist, was sein empfängliches Herz bedurfte. — Dennoch mußte geschieden sein.

Es war am 10. November 1788. Ein freundlicher Morgen grüßte über die Berge. Der Spätherbst hatte sein düsteres Antlitz zu einem Frühlingslächeln verklärt.

Schiller wollte noch einmal alle Plätze besuchen, die ihm lieb und theuer geworden. Erst gestern hatte ihn die Glockengießerei in Rudolstadt wohl Stunden lang gefesselt. Er war nicht eher von dannen gegangen, bis der metallene Kern sich blank und eben aus der Hülse schälte; und in stiller Nacht hatte sich die Arbeit des Meisters und der Gesellen vor seinem inneren Blick zu einem dichterischen Gebilde gestaltet.

Noch war es früh am Tage, als sich Schiller rüstete, von seinem lieben Hauswirth in Volkstädt Abschied zu nehmen. Das lange, gelbe Haar, das er nicht zu pudern und nicht zu locken pflegte, wie es die Mode der vornehmen Welt gebot, flatterte wirr um sein bleiches, fast geisterhaftes Gesicht. Da klopfte es leise an seine Thür. Als der Dichter öffnet, tritt mit schüchternem Knix ein Mädchen herein und reicht ihm einen schlichten Blumenstrauß. Es ist Hannel, die dem „gelehrten Mieths-

herrn" als Aufwärterin zur Hand gegangen. Dabei gratulirt sie in stammelnder Verwirrung zu seinem Geburtstag. Schiller ist überrascht. Seine Wangen färben sich mit hoher Röthe. Er hat der festlichen Bedeutung des zehnten Novembers noch gar nicht gedacht. Mit herzlichem Dank nimmt er die wohlgemeinte Gabe, und das Mädchen lacht über's ganze Gesicht, als der freundliche Herr ihrer sorgsamen Bedienung und insbesondere des großen Maienbaumes gedenkt, den sie am heiligen Pfingsttag in seine Stube zu Vollstädt gestellt, daß sich die grünen Zweige oben an der Decke bogen.

Und als sie noch mit einander verkehrten, klopfte es abermals, und ein Diener des Lengefeld'schen Hauses brachte eine schöne Empfehlung von der gnädigen Herrschaft und überreichte zur Feier des heutigen Tages eine kostbare Blumenvase und eine Zeichnung des Rudolstädter Thales von Charlottens Hand.

Hannel entfernte sich. Der Dichter aber, von den seligsten Empfindungen durchglüht, setzte sich flugs an den Schreibtisch und ergoß sein überwallendes Herz in die Worte: „Dank, innigsten Dank, daß Sie einen so freundlichen Antheil an meinem Geburtstag nehmen. Mir wird er vor vielen andern merkwürdig sein, weil Ihre Freundschaft in diesem Jahre für mich aufblühte. Ich möchte gern noch viel mit Ihnen reden, aber ich fürchte in einen Text zu gerathen, woraus kein Ausgang ist."

Nun litt's den Dichter nicht mehr in der engen Stube. Träumerisch wanderte er über den „Anger." Seine Seele, seine Füße schienen Flügel zu haben. Er ging am Ufer des Flusses hinauf, der Abdachung des Mühlberges zu. Dort war, als er noch in Vollstädt wohnte, sein Lieblingsplätzchen. Wie oft hatte er sich auf schwankem Boot über die Saale rudern lassen, um in dem wildverwachsenen Gebüsch saftige Walderdbeeren zu suchen oder auf zerborstenen Klippen zu sitzen und das bunte Naturgemälde, das sich rings entfaltete, in seine Seele aufzunehmen. Und wenn der Abend längere Schatten warf, trieb ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht zum Thal hinab. Da, wo sich ein Waldbach in den Fluß ergießt, erwarteten ihn die Schwestern. Sie drückten sich die Hände und schritten über die schmale Brücke, wie beglückte Geister, von denen die Bande der Erde abgefallen.

Nun war er hin, der schöne Sommer, und viele Freuden mit ihm! — Trübsinnig brachte Schiller Bücher und Papiere, die er in Vollstädt zurückgelassen, in Ordnung. „Im nächsten Jahre komme ich wieder!" sagte er zu den guten Menschen, die seinen Abschied beklagten. Dann kehrte er nach Rudolstadt zurück. Aber die Sonne, die seinen Pfad beschien, vermochte ihn nicht zu erheitern. Sie war ihm wie der letzte Blick eines lieben Freundes, der von uns scheiden will.

Lange kämpfte er mit sich selbst, ob dieser Tag, sein neunundzwanzigster Geburtstag, über seines Lebens Schicksal entscheiden solle. Bis jetzt hatte er die warmen Gefühle, die Lottchen in seinem Herzen geweckt, zwar nicht geflissentlich verborgen, er hatte aber auch noch nicht gewagt, sie auszusprechen. Die Standesverhältnisse schreckten ihn von einer Erklärung zurück. Durfte der arme Dichter mit seiner ungewissen Zukunft dem Fräulein von Lengefeld seine Hand bieten? Und wenn sie einschlug, mußte ihn nicht die Mutter zurückweisen, so lange er der Tochter keine angemessene Stellung sichern konnte?

Darum drängte er auch heute wieder die Gefühle seines Herzens, und ob es zerspringen sollte, gewaltsam zurück.

Daheim fand Schiller einen Brief, der eine lange Reise gemacht. Er kam aus Frankreich. Wilhelm von Wolzogen war dorthin gegangen, um sich für einen höhern Lebensberuf auszubilden. Er trug Karolinens Bild im Herzen; und wenn es auch noch lange dauern mochte, bevor er es auf den Altar seines häuslichen Glückes aufstellen durfte, so grüßte doch aus dunkler Ferne eine lichte Zukunft. Vor wenigen Monaten hatte Wilhelm seine unvergeßliche Mutter verloren. Schiller, welcher damals noch in Vollstädt wohnte, war von der Trauerbotschaft wie betäubt. Die Wehmuth, die des Sohnes Brief durchbebte, zitterte noch jetzt in seinem Herzen nach. Aber er freute sich auch, daß es dem fernen Freunde wohl ging und eilte in's Lengefeld'sche Haus, um die Grüße zu überbringen, die Wilhelm seinem Briefe eingeschlossen.

Ohnehin hatte Schiller Charlotten seit mehreren Tagen nicht gesehen. Sie war bei Frau von Stein in Kochberg gewesen. Das schöne Wetter hatte sie länger dort gefesselt, als verabredet war, so daß Schiller Schnee und Hagel herbeiwünschte, um sie nach Rudolstadt zurückzutreiben.

Um so herzlicher war jetzt das Wiedersehen, ob auch die Freude durch den nahen Abschied getrübt wurde. Schiller rühmte es mit begeisterten Lippen, wie im Lengefeld'schen Hause ein neues Leben für ihn aufgegangen. Lange hatte er den Reiz eines freien, freundschaftlichen Umganges entbehrt; hier fand er immer empfängliche Herzen für die Gedanken, die seine Seele erfüllten. Darum segnete er das Schicksal, das ihn hierhergeführt, und ward nicht müde, für die liebevolle Theilnahme zu danken, die sein Herz und sein Leben mit rosigem Schimmer verklärt.

Die Schwestern schlugen die Augen nieder, die in Thränen glänzten. Dann ließen sie all' die schönen Tage, die sie mit einander verlebt, noch einmal an dem Spiegel ihrer Seele vorübergehen.

Dennoch vermochte auch die freundliche Hoffnung des Wiedersehens die dunkeln Schatten nicht zu verscheuchen, die sich beklemmend auf die Seele legten. „Es ist schrecklich," seufzte Schiller, „ohne Menschen, ohne mitfühlende Herzen zu leben; aber es ist eben so schrecklich, sich an irgend ein Herz zu hängen, wo man, weil doch auf der Welt Nichts Bestand hat, nothwendig einmal sich losreißen und verbluten muß." Und er stützte seine hohe Stirn in die zitternde Hand. Man hätte einen Engel durch's Zimmer schweben hören, so stille war es in dem kleinen Kreise.

Es war spät geworden. Die Abschiedsstunde schlug. Und als man an der Thür stand und noch einmal die Hände sich drückten, preßte Schiller die Worte aus der Brust: „Ihr Andenken ist mir theuer, theurer, als ich es ausgesprochen, weil ich über Empfindungen nicht viele Worte mache. Auch das meinige, weiß ich, wird Ihnen werth sein. Leben Sie wohl! Leben Sie glücklich!"

III.

Die Studenten wogten in den engen Straßen auf und ab. Es war ein lauer Vollmondabend, der wie ein sternbesäter Teppich über Jena hing. Und immer mehr des Volkes sammelte sich mit geheimnißvollem Flüstern vor einem hohen Hause. Aber in dem Hause schien es leer und todt, und nur zwei Fenster waren matt erleuchtet. Horch! da ertönte aus dem wogenden Gedränge eine fröhliche Nachtmusik. Rechts und links öffneten sich die Fenster. „Wem gilt's?" fragte man herüber und hinüber. Und ehe noch die Antwort von Mund zu Munde lief, brachte einer der Studenten, sein Hütlein schwenkend und die Sporen an einander klirrend, dem Herrn Professor Friedrich Schiller ein donnerndes Hoch.

Dieser aber saß auf einem rothen Plüschsessel vor der Schreibcommode, die er gestern erst gekauft, und in überwallender Freude klopfte sein Herz. Die beiden alten Jungfern, in deren stattliche, hell tapezirte Zimmer er sich eingemiethet, huschten zur Treppe herauf und beglückwünschten mit redseligen Zungen ihren Miethsmann ob der Ehre, die ihm widerfuhr.

Ja, Schiller war im Mai 1789 Professor der Geschichte in Jena geworden. Die Schriften, die er in Volkstädt zu Tage gefördert, hatten ihm dazu verholfen. Und als er auf dem Katheder stand und die erste Vorlesung hielt, vermochte der beschränkte Hörsaal die zuströmenden Studenten nicht zu fassen. Sie zogen, Lehrer und Schüler, in ein anderes Local. Mit lautem Jubel wälzte sich der Strom durch die Johannisstraße, die von Studenten ganz besäet war. Alles kam in Allarm, selbst die Wache am Schlosse. Man glaubte, es sei Feuerlärm. Dem schüchternen Professor aber war's, als ob er Spießruthen laufe. Gegen 500 Zuhörer hatten sich um ihn versammelt. Selbst in der Hausflur drängte sich Kopf an Kopf. — Und nun hatten sie dem gefeierten Lehrer, der unter seinen Folianten saß, um sich in den ungewohnten Lebensberuf hineinzuarbeiten, als ehrende Anerkennung ein Ständchen gebracht.

Dennoch fühlte sich derselbe in seinem neuen Wirkungskreis nicht recht behaglich. Er hatte keinen festen Gehalt; und ob er sich auch noch so spärlich einrichtete und mit einem Mittagstisch sich begnügte, der ihn täglich nur zwei Groschen kostete, so stand doch immer, wenn er dichten und studiren wollte, die Sorge hinter ihm, wie ein Gespenst. Dazu fehlte es seinem Herzen an erfrischenden Berührungen. Niemand war, an den er sich freundschaftlich anschließen konnte. Es dünkte ihm, als sei er an eine fremde Küste verschlagen und verstehe die Sprache des Landes nicht. Zwar wurde er zuweilen in Gesellschaft geladen, und vergaß seine drückende Stimmung am Kartentisch. Aber die rechte Lebenssonne, der Umgang mit edeln Frauen, war ihm versagt.

Um so öfter schweiften seine Gedanken zum Saalthal hinauf und hafteten am Schloßberg in Rudolstadt. Dort lebten die beiden Schwestern in stiller Eingezogenheit, nachdem Frau von Lengefeld, als Erzieherin der fürstlichen Kinder, an den Hof berufen worden. Mit Schiller unterhielten sie einen sehr lebhaften Verkehr. Fast kein Posttag verging, ohne daß sie nicht Briefe wechselten. Lotte schrieb: „Mir ist's, als wären wir immer Freunde gewesen. Ihr Geist war mir zwar nie fremd, denn immer fühlte ich mich zu ihm gezogen, wenn ich von Ihnen las; aber nun ist es doch noch anders, denn jetzt wird es mir fast unmöglich, mir meine Freuden ohne Sie zu denken: und so wird's bleiben, nicht wahr? — Ihre Freundschaft erhellt mein Dasein eben so lieblich, wie die Abendsonne die Wolken erhellt." Karoline betheuerte: „Ihr Andenken umschwebt uns. Ich sehe gern nach Volkstädt hinüber. Gute Geister scheinen darüber zu walten. Warum sind wir nicht mehr bei einander? Ach der Strom unseres Lebens wird durch Winde getrieben, die wir nicht regieren. Grüßen Sie Wolzogen. Ich nehme an ihm den innigsten Antheil." Schiller aber schüttete in jedem Briefe sein reiches, volles Herz vor den liebenswüdigen Freundinnen aus und konnte seine Sehnsucht manchmal kaum bemeistern.

Da traf ihn, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, die geheimnißvolle Kunde: Frau von Lengefeld habe für ihre Tochter Charlotte eine sehr annehmbare Partie gefunden, ja es habe Lotte selbst ihr Herz bereits verschenkt. Schiller hatte sich schon oft mit diesem Gedanken gequält; jetzt legte er sich wie ein Alp auf seine Brust.

Aber bald darauf meldete ihm Lotte die frohe Botschaft: „Wir machen jetzt allerlei Reisepläne: Jena wird dabei nicht vergessen. Ich glaube, daß meiner Schwester eine Badecur in Lauchstädt zuträglich wäre, um die Nerven zu stärken. Da haben wir uns was Artiges ausgedacht. Lauchstädt ist nur eine Tagereise von Jena. Wäre vielleicht Körner eben in Leipzig, so kämen Sie nach Lauchstädt und er von Leipzig hin. Da sähen Sie Ihren Freund, und wir sähen Sie auch."

Der Plan verwirklichte sich; ja, er verwirklichte sich noch schöner, als Lotte vorgeschlagen. Die Schwestern nahmen ihren Weg über Jena und übernachteten dort in einem befreundeten Hause. Aber die Freude des Wiedersehens war nicht ungetrübt. Wohl feierte man im schönen Griesbach'schen Garten einen glücklichen Abend; dennoch wollte es nicht gelingen, auch nur eine unbewachte Minute zu erhaschen, um die Seelen gegenseitig auszutauschen. Schiller und Lotte waren vom Zwang der Gesellschaft niedergedrückt. Sie mußten Abschied nehmen. Kaum durften die Blicke, die sich in einander senkten, des Herzens Dolmetscher sein. Im einsamen Kämmerlein warf sich Lotte in die Arme der vertrauten Schwester und seufzte: „Wenn ich mich jemals versündigt, so ist dieser Abend eine Vergeltung des strafenden Himmels gewesen." Und Schiller schrieb einige Tage darauf nach Lauchstädt: „Ihr Aufenthalt in Jena war für mich nur ein Traum, und kein ganz fröhlicher Traum. Nie hatte ich Ihnen so viel sagen wollen, und nie habe ich Ihnen weniger gesagt. Was ich bei mir behalten mußte, drückte mich nieder; ich wurde Ihres Anblickes nicht froh. Kaum sollte man es denken, daß oft auch die übereinstimmendsten Menschen, die einander so schnell und leicht auffassen und so lebendig in einander leben, einen so weiten Weg zu einander haben. So nah' und doch so fern!"

Die Schwestern reisten ab. Aber selbst das wunderschöne, malerische Saalthal konnte den Mißmuth, welche der unheimliche Abend in ihnen zurückgelassen, nicht verscheuchen. Als sie weiter fuhren, und die Gegend immer einförmiger und häßlicher, der Weg immer morastiger wurde, so daß sie vor den Stößen des hin und her schwankenden Wagens nicht einmal lesen konnten, bereueten sie fast die Reise, die sie unternommen hatten.

Endlich, am 14. Juli, war das kleine Badestädtchen erreicht. Schon hatten sich viele Gäste dort versammelt. Man sprach davon, daß der Herzog Karl August von Weimar kommen werde, der sich gern in Lauchstädt aufhielt und einen glänzenden Kreis hochstehender Männer und Frauen um sich schaarte. Die Weimarische Schauspielertruppe war bereits eingetroffen und wollte in den nächsten Tagen Schiller's „Cabale und Liebe" aufführen.

Die Schwestern hatten eine bescheidene Wohnung gemiethet. Das kleine Haus, das Lotte in ihr Taschenbuch zeichnete, hatte nach der Gartenseite hin einen sehr ländlichen Anstrich, obwohl das beschränkte, aber niedliche Zimmer mit einer gewissen Eleganz ausgestattet war. Uebrigens fanden sie nur wenige Menschen, denen sie sich näher anschlossen.

Die meisten kamen ihnen so einfältig vor, daß keine Saite ihres Herzens berührt ward.

Die Badecur verlief ohne merkwürdige Ereignisse. Schon dachte man an baldige Heimkehr.

Da ward eines Morgens — es war am 3. August 1789 — den Fräulein von Lengefeld gemeldet, daß ein befreundeter Herr gestern Abend in Lauchstädt eingetroffen sei und den Schwestern, wenn sie es erlaubten, seine Aufwartung zu machen wünsche.

Charlottens Herz klopfte höher, ihr Antlitz überzog sich mit dunkler Gluth. Sie ahnte, wer es sei, und ihre Ahnung hatte sie nicht getäuscht.

Schiller trat ein. Fast hätte er die Arme geöffnet, die Schwestern zu umfah'n. Sie hatten ihn erwartet und sich schon seit einigen Tagen vor aller überlästigen Gesellschaft gehütet. Schiller aber hatte in Jena vorgegeben, daß er nach Leipzig reise, um dort mit Körner zusammmenzutreffen.

Nun waren sie allein, und dennoch schienen die Zungen gelähmt. Geraume Zeit drehte sich die Unterhaltung um gleichgiltige Dinge. Schon wieder ward der Dichter von dem bänglichen Gefühl beschlichen, daß Lotte's Herz nicht mehr frei sei.

Da schlug Karoline einen Spaziergang in die Wiesen vor. Sie wußte, daß ihre Schwester einem andern Verhältniß, das sich angekündigt hatte, durchaus abgeneigt sei, und daß sie ohne Schiller nicht leben möge; sie wußte aber auch, daß Schiller's ganzes Herz, daß alle seine Hoffnungen an dem Besitze ihrer Schwester hingen. Und bei den einfachen Gewohnheiten, worin sie erzogen, bei den geringen Ansprüchen, die sie an das Leben machten, durften sie einer glücklichen Zukunft entgegensehen. Darum wollte Karoline der freundliche Engel sein, der das furchtsame Geheimniß entschleierte, das Band der Zungen löste. Denn es lag im Wesen ihrer Schwester, daß sie oft eine seltsame Kälte zur Schau trug, so daß der schüchterne Freund die Geständnisse, die auf seinen Lippen schwebten, gewaltsam zurückzwang und sich fort und fort mit bangen Zweifeln quälte.

Lotte, wie gewöhnlich, blieb hinter den Beiden zurück. Als sie aber in's traute Stübchen zurückkehrten, machte sich Karoline bei den Wirthsleuten zu schaffen. Lotte und Schiller waren allein. Da zögerte er nicht länger, die geheimsten Falten seines Herzens zu öffnen, und Lotte hörte mit verschämter Freude das Wort, das sie schon längst erwartet. Mit zitternder Stimme und nassen Augen sicherte sie dem geliebten Manne Herz und Hand. Der Bund war geschlossen.

Und nun sagte Schiller mit glänzenden Blicken: „O wie schwer ist mir dieses Geheimniß geworden! Oft nahm ich meinen ganzen Muth zusammen und kam zu Ihnen mit dem Vorsatz, es zu entdecken; aber dieser Muth verließ mich, sobald ich Ihnen gegenüber stand. Ich hielt meine Wünsche für eigennützig; ich fürchtete, daß ich nur eine Glückseligkeit vor Augen hätte, — und dieser Gedanke scheuchte mich zurück. Konnte ich Ihnen nicht werden, was Sie mir waren, so hätte mein Leiden Sie betrübt, und ich hätte die schöne Harmonie unserer Freundschaft durch mein Geständniß zerstört, ich hätte auch das verloren, was ich hatte, Ihre reine, schwesterliche Freundschaft. Sie konnten sich einem Anderen schenken, aber Keiner konnte Sie reiner und zärtlicher lieben, als ich, Keinem konnte Ihre Glückseligkeit heiliger sein, als sie es mir war und immer sein wird. Mein ganzes Dasein, Alles, was in mir lebt, Alles, meine Theuerste! widme ich Ihnen, und wenn ich mich zu veredeln strebe, so geschieht's, um Ihrer immer würdiger zu werden, und Sie immer glücklicher zu machen. Unsere Freundschaft und Liebe wird unzerreißbar und ewig sein, wie die Gefühle, worauf wir sie gründen."

Er umschlang die Geliebte, während sie ihr Lockenköpfchen an seine Brust legte und mit tiefer Inbrunst flüsterte: „Der Gedanke, zu Ihrem Glück beitragen zu können, steht hell und glänzend vor meiner Seele. Kann es treue, innige Liebe, so ist der wärmste Wunsch meines Herzens erfüllt."

Es war eine selige Stunde, die sie mit einander feierten. Immer zärtlicher blickten sie sich in die Augen, immer rückhaltloser tauschten sie ihre geheimsten Empfindungen aus.

Nach langem und doch beredtem Schweigen nahm Schiller wieder das Wort: „Soll ich es Dir gestehen? Ich hielt Dich nicht mehr für ganz frei. Eine frühere Neigung, fürchtete ich, hätte Dich gebunden, und ihr Eindruck würde nicht mehr zu verlöschen sein. Vielleicht, wenn mir dieser Gedanke nicht vorgeschwebt, würde ich schneller in Deiner Seele gelesen haben. Oft war es mir, als wäre Nichts mehr zwischen uns, und Du fühltest, was Du mir wärest, und zuweilen, als wäre ich Dir Nichts, gar Nichts."

Lotte lächelte durch Thränen. „Also kam ich Dir kalt vor? mein Betragen zu abgemessen? — Du ahntest nicht, daß eben diese Kälte nur scheinbar war, nur eine Hülle, Empfindungen zu verbergen, die ich mir nicht gestehen wollte. Nein, Lieber, ich hatte keine frühere Neigung, die mich so fesselte, daß der Eindruck, den Du auf mich machtest, hätte schwächer sein können. Und wenn neuerdings ein ehrenvoller Antrag an mich herantrat — ich hätte mich wohl endlich dem Wunsche der Mutter zum Opfer gebracht, aber — glücklich wär' ich nicht geworden. Glücklich bin ich nur in Dir!" — und dabei drückte sie mit warmer Innigkeit seine Hand, die in der ihrigen ruhte. — „In Deiner Gemeinschaft wandele ich wie zwischen den Sternen des Himmels und den Blumen der Erde. Reich in Deinem Geiste wird der meinige sich freuen, dem Flug des Deinen zu folgen, und in Deinem und meinen Herzen wird ewiger Frühling der Liebe uns erblüh'n. Welche Aussicht in die Zukunft! — O mein Theurer, Einziger, Geliebter! Ich habe keinen Namen für Dich, der ausdrückt, was Du mir bist."

Jetzt trat Karoline ein. Mit schnellem Blick erkannte sie die selige Bedeutung dieser Stunde. Ohne Worte schloß sie Beide in ihre Arme.

So standen sie lange, die Glücklichen. Vor dem Fenster zwitscherte ein Schwalbenpaar, und auf dem Getäfel des Zimmers spielten die Schatten säuselnder Lindenblätter.

Endlich brach Schiller in die begeisterten Worte aus: „Dieser Tag ist der erste, wo ich mich ganz glücklich fühle. Nein, ich habe nie gewußt, was glücklich sein ist, als heute. Welche himmlische Aussicht liegt vor mir! Es waren schöne Stunden, als wir im vorigen Jahre meinen Geburtstag zusammen verlebten. Aber dieser Morgen, der endlich ein so langes, schmerzhaftes Stillschweigen brach, wo das entschiedene Wort gesprochen ward, das mein ganzes Wesen umgekehrt, dieser Morgen ist mir ein weit liebrerer, schönerer Tag, als der zehnte November. Was läge mir an meiner Geburt, wenn ich nicht zur Freude geboren wäre?"

Karoline suchte das Gespräch zu wenden. „Und die Mutter?" fragte sie besorgt. „Es muß ihr noch Geheimniß bleiben, was heute sich begeben hat, damit ihr unnöthige Sorgen erspart werden. Kommt Zeit, kommt Rath."

Schiller schlug die Augen nieder. Sollten sich von jener Seite her ungeahnte Wolken über die Sonne seines Glückes ziehen? „Freilich," — sagte er zögernd und fast kleinlaut — „wenn ich die Klugheit zu Rathe gezogen, so hätte ich warten sollen, bis die Umstände sich zu meinem Vortheil verändert. Aber," setzte er wehmüthig hinzu, „über dieser Klugheit wäre ich zu Grunde gegangen. Mein Herz und mein Kopf hätten diesen schwankenden Zustand nicht ausgehalten."

Die Schwestern trösteten. Wenn auch vorläufig eine feste Verbindung nicht möglich sei, — man wolle in Geduld ausharren, bis die Verhältnisse eine günstigere Wendung genommen. Dann werde auch das Mutterherz der Tochter Glück mit Ja und Amen segnen.

Allerdings war Schiller noch immer nicht so gestellt, daß er einen eignen Herd begründen konnte. Indessen hoffte er durch schriftstellerische Arbeiten jährlich 600 Thaler zu verdienen, und hatte sie in manchem Jahre schon verdient. Sodann wollte er den Herzog von Weimar um einen festen Gehalt ansprechen; und wenn derselbe auch nur 200 Thaler gab, so war dies ein dankenswerther Zuschuß, unabhängig von den Schwankungen des Zufalls. Fast eben so viel gedachte er durch seine akademischen Vorlesungen einzunehmen. Und wenn er 1000 Thaler hatte, so konnte er ohne Bedenken mit seiner „Lolo" zum Altare treten. Ja, und ob er es nach dem geringsten Anschlag nur auf 700 Thaler brachte, so ließ sich, wenn auch die Schwiegermutter Nichts dazu geben wollte, in den ersten Jahren leidlich davon leben. Ueberdies ging er mit dem Plane um, sich da oder dort, namentlich in Wien oder Berlin, niederzulassen, wo seinem Talente günstigere Sterne leuchten würden.

Mit diesen Hoffnungen schied er noch an demselben Tage aus Lauchstädt. Niemand wußte von dem Besuche des Dichters. In geheimster Seele bargen die Verlobten ihr Glück.

Aber dem erprobten Freunde mochte Schiller sein Herz nicht verschließen. Er reiste nach Leipzig, wo er mit Körner eine Zusammenkunft verabredet hatte. Und er lebte sie noch einmal durch, die seligen Minuten, die er in Lauchstädt genossen. Alles um ihn her hatte sich mit rosigem Lichte verklärt. „In einer neuen, schönen Welt," bekannte er dem theilnehmenden Freund, „schwebt meine Seele. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten. Frei und kühn durchschwärme ich die Gedankenwelt, da meine Seele ein Eigenthum hat und nicht mehr Ge-

fahr laufen kann, sich aus sich selbst zu verlieren. Meinem künftigen Schicksale sehe ich mit heiterem Muthe entgegen. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genuß meines Geistes leben, ja, ich hoffe, ich werde zu meiner Jugend zurückkehren: ein inneres Dichterleben gibt sie mir zurück."

Körner war glücklich mit dem glücklichen Freunde. Sie betraten in süßer Erinnerung noch einmal alle Wege, die der Dichter in Sturm und Sonnenschein gewandelt. Sie rasteten in Bauerbach, in Rudolstadt, in Lauchstädt. Schiller wußte kaum, wie ihm war. Der selige Morgen, den er verlebt, der Abend in des Freundes Armen, — so viel Freude gewährte ihm noch kein einziger Tag seines Lebens.

„Mögen nun auch trübe Tage kommen," rief er mit leuchtenden Blicken, „ich habe gelebt und geliebt!"

* * *

Auszug aus dem Kirchenbuche zu Wenigenjena: Am 22. Februar 1790 wurde in hiesiger Kirche der herzoglich meiningensche Hofrath und Professor zu Jena, Herr Johann Christoph Friedrich Schiller, mit Fräulein Charlotte Louise Antoinette von Lengefeld aus Rudolstadt nach einmaligem Aufgebot in der Stille copulirt von dem hiesigen Hilfsprediger Erhard Schmidt.

Viola.

Ein Blatt aus der Hauschronik eines Poeten.

(Nach einem amerikanischen Motiv)

Von

Levin Schücking.

I.

„Das ist eine hübsche Geschichte, liebes Weib — eine saubere Geschichte für einen soliden Ehemann und Familienvater!"

„Was hast Du, lieber Mann?"

„Da lies selber — es ist der Mühe werth, daß Du liesest, dies merkwürdige Billetdoux, welches ich eben bekommen!"

Meine Frau hörte auf, die silberne Kaffeekanne, die zum Frühstück gedient hatte, zu waschen, trocknete die Hände ab und las laut den folgenden Brief, den ich ihr reichte:

„Unsterblicher Sänger! Verzeihen Sie der lorbeerlosen Anbeterin vor Ihrem lyrischen Altar von unsterblichem Ruhm, welche so ohne alle Umschweife und so ganz ohne Entschuldigung — die nur in ihrem nicht zu unterdrückenden Enthusiasmus gefunden werden könnte — sich an Sie wendet. Obwohl die Freiheit, welche ich mir nehme, vielleicht ihres Gleichen nicht hat in dem Kreise, in dem die kühle Etikette ihren eisigen Scepter schwingt, so weiß ich doch, daß Ihre überschwengliche Güte mir verzeihen wird — Sie ruhen nun einmal auf der Gipfelhöhe des Ruhms, wo Sie weniger sich selbst als der ganzen Menschheit angehören; und so darf auch ein demüthiges Herz wie das meine, dessen tiefste Saiten Sie durch Ihre unsterblichen Lieder aufgestürmt haben, seinen Theil an Ihnen in Anspruch nehmen. — Ich brauche nicht zu sagen, daß ich mit überströmenden Augen und klopfendem Herzen jede Zeile gelesen habe, welche Ihre wunderbar reiche Feder zu dem großen Sängerconcert unserer Dichterheroen beigesteuert hat. Ja, noch mehr, göttlichster der lebenden Sänger — ich kann jedes Wort des Entzückens auswendig und des Nachts ruht die Miniaturausgabe Ihrer Gedichte mit Goldschnitt und gepreßtem blauen Maroquindeckel neben mir, an meinem Herzen! Im Namen künftiger Geschlechter lassen Sie mich Ihnen Dank sagen für die herz- und gemüthberauschenden Klänge, welche durch alle Zeiten hallen und an deren fernsten Ende ein Echo finden werden!

Mit welch unaussprechlicher Sympathie vertiefe ich mich in Ihre Leiden! Während ich schreibe, netzen dieses Blatt meine Thränen, denn ich las eben den bodenlosen Ausdruck einsamen Schmerzes und erschütternder Leidenschaft auf Seite 310 Ihrer Gedichte, überschrieben: „Das Weh des weltmüden Wanderers!" Es ist kein leeres Compliment, wenn ich sage, daß Homer, Dante und Oscar von Redwitz nicht einen Vers von den vielen übertreffen können, welche mich in Thränen badeten!

Aber ich frevle an Ihrer kostbaren Zeit. Nur noch ein Wort lassen Sie mich Ihnen sagen. Sie schließen jenes Gedicht mit dem Ausruf:

„O nur eine Herzensquelle,
Daraus mein Herz dürft' eine Labung schöpfen!"

Ich glaube, daß es meine Mission ist, diese „Herzensquelle" für Sie zu sein . . . Sie zu trösten auf Ihrem schmerzensreichen Lebensgang . . . das Leid Ihrer zu tief fühlenden Seele zu lindern!

Alles was ich wünsche ist, in Ihr tiefblaues Auge zu schauen, mit Ihnen über denselben blumenbestickten Rasen zu wandeln, mit Ihnen dieselbe Luft zu athmen. Ich werde deshalb bei Ihnen eintreffen in Ihrer „idyllischen Einsamkeit, geschützt vor allem Erdenlärm," die so hinreißend auf Seite 170 Ihrer Gedichte geschildert ist, am nächsten Montage um fünf Uhr Nachmittags, mit dem zweiten Nachmittagszuge — ich kann nicht früher, weil erst Montag meine neue Mantille von der Putzmacherin abgeliefert wird.

Mit ewiger Verehrung ihre sympathetische dualistische Seele

Viola Schneider."

Frau Hellborn, meine theure Gattin, riß auf's Allerweiteste ihre großen braunen Augen auf, jene Augen, aus denen ich so oft meine Begeisterung geschöpft . . . so weit, daß sie der Oeffnung jener andern schwarzen Quelle gleichkamen, aus der meine Gänsefeder schöpft.

„Und was willst Du nun anfangen?" sagte sie, und als ich, nicht eben mit dem geistreichsten Gesichte, meine absolute Rathlosigkeit durch Schweigen an den Tag legte, fuhr sie fort:

„Was wirst Du anfangen, frage ich Dich, Mann . . .?"

„Was ich anfangen will," versetzte ich endlich . . . „wahrhaftig . . . ich habe nicht die Spur von einer Vorstellung darüber . . ."

„Nun, so muß ich Dir sagen, Alfred, daß ich wohl eine Vorstellung davon hätte, was ich unter solchen Umständen thun müßte, wenn ich ein Mann wäre. Ich würde einen handfesten Polizisten auf der Station bereit halten und sie allsogleich wegen Bigamie oder wie man es nennt, wenn solch eine lasterhafte Person mit einer andern Frau Ehemann durchgeht, arretiren lassen."

Ich suchte Frau Hellborn klar zu machen, daß die Anklage auf Bigamie sich gegen meine Briefstellerin auf das vorliegende Beweisstück hin schwer würde durchführen lassen; um so mehr, da ich ja noch nicht mit ihr durchgegangen sei, und aller Wahrscheinlichkeit nach auch nicht durchgehen würde, so lange wenigstens — setzte ich mit einem schalkhaften Blick hinzu — ich im Herzen einer so hübschen kleinen Frau ein so gutes Plätzchen einnähme.

Dies besänftigte Frau Hellborn bedeutend.

„Welche Art von Geschöpf mag sie wohl sein, diese scandalöse Person!" sagte sie.

„Ich wette, sie ist eine lange, dünne, junge Dame im reiferen Mannesalter, mit einer verstohlenen Neigung für Brillen, mit kurzen Aermeln, ausgeschnittenen Kleidern und im Stande, mit Begleitung eines pleuritischen Fortepianos alle Arien aus der Euryanthe zu singen. Ich denke mir, sie schwärmt für Geibel, Puttlitz und, wie ich trotz meiner Bescheidenheit annehmen muß, am meisten für Alfred Hellborn; wenn Du nun noch hinzunimmst eine kleine Sympathie für junge Geistliche, die schwesterlicher Neigung und gestickter Pantoffeln bedürfen, so meine ich, Du hast sie vor Dir stehen."

„Aber sehr häßlich ist sie ganz gewiß!" fiel meine Frau ein.

„Ungeheuer, ganz ohne Zweifel," stimmte ich bei.

„Und sie ist im Stande, vierzehn Tage hier zu bleiben."

„O ein halbes Jahr, wenigstens — man wird sie gar nicht los werden können. Es wurde den Frauen immer so entsetzlich schwer, sich von mir loszureißen!"

„Uebermuth!" sagte meine Frau, indem sie mir einen leichten Schlag auf die Wange gab. — „Aber wir müssen doch rasch etwas thun!"

„Das ist richtig. Ich will mich darüber besinnen, und es Dir bei Tische sagen. Bis dahin muß ich gehen und meine Erdbeerenbeete ausjäten. Auf Wiedersehen, mein Herz!"

II.

Um hier eine Notiz über mich selbst — eine persönliche Bemerkung, wie der parlamentarische Ausdruck lautet, vorauszusenden, so darf ich annehmen, daß meine Gedichte dem geehrten Leser bekannt sind; entweder im Original oder durch die kritischen Journale, wenn mir hier auch zumeist das Schicksal widerfährt, in den Ueberschauartikeln, den sogenannten „Hinrichtungen," mit einem Dutzend Concurrenten zugleich abgethan zu werden. Das hindert aber nicht, daß man täglich mein Autograph verlangt; ja, ich bilde mir sogar ein, daß ich ein hübsches Geschäft mit meinen Haaren hätte machen können, wenn ich sie wie das transatlantische Kabeltau in Endchen verschiedener Länge zum Verkauf geschnitten und meinen Verehrern in der Zeitung angekündigt hätte. Es ist recht vergnüglich, so berühmt zu sein. Es schmeichelt immer, wenn man bei feierlichen Gelegenhei-

ten aufgefordert wird, die Festhymne zu schreiben, und noch mehr, wenn man hübsche junge Damen in Bädern oder auf den Dampfschiffen in seine Gedichte vertieft sieht.

Die Sache hat aber auch ihre Schattenseiten: es ist ein störender Gedanke, daß sich die Welt dafür interessirt, wie man die Nachtmütze aufsetzt, und mit athemloser Spannung zuhört, wenn Jemand ihr aus einander setzt, wie man sein Frühstück zu verzehren pflegt. Es ist leicht begreiflich, daß es Dinge gibt, die ein solider Mensch, wie berühmt er auch sei, doch privatim abzuthun liebt — nachdem die Kerze der Publicität ausgeblasen ist und ohne daß das große Publicum durch's Schlüsselloch blickt. Und doch bin ich nie im Stande gewesen, Dinge dieser Art in vollständiger Gemüthsruhe abzumachen. Es gibt ein nervöses Bewußtsein, merkwürdig zu sein, welches einen berühmten Dichter sich zu Bett legen, aufstehen, die Hände waschen läßt, als wenn das ganze Publicum des Stadttheaters an der andern Seite des Waschtisches säße.

Und dann — vielleicht weil meine Gedichte so merkwürdig lebenswahr und charakteristisch sind — hat es mir nie gelingen wollen, die Leute zu überzeugen, daß ich nicht jede Zeile, die ich geschrieben, vollständig ernst gemeint habe. Ich bin keine „Verlassene Seele;“ aber kann ich dem „Schmerzensschrei“ eines solchen unglücklichen Wesens nicht einen poetischen Ausdruck geben, wenn ich Lust habe, ohne daß ich selbst damit identificirt werde? Keine Möglichkeit! Kann ich nicht in einen lyrischen Erguß die „Klage des invaliden Arbeiters“ bringen? Unmöglich; denn wenn ich es thue, bringt die nächste Journalnotiz über mich die biographische Mittheilung, daß ich nach sicherem Vernehmen mich aus den traurigsten Lebensverhältnissen in die Höhe gearbeitet und ursprünglich ein jugendlicher Verkäufer von Gipsfiguren, betenden Knaben und mit dem Kopfe wackelnden Katzen gewesen, dessen Talente zufällig unter den folgenden höchst merkwürdigen Umständen zuerst entdeckt seien 2c. Und dann gibt es keine hysterische junge Dame, die mich nicht verehrt als den Träger des erhabensten und himmlischsten Seelenschmerzes, wegen der rührenden Liebesseufzer, die ich, der glückliche Gatte und Vater, heuchlerischer Weise in Vers und Reim gebracht.

Alfred Hellborn! Unsterblicher Sänger! Ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich Dich wegen dieses Deines Ruhmes ein unglückliches Geschöpf nennen soll oder nicht. Aber von allen übeln Folgen, die der Ruhm hat, kam sicherlich keine je an Schrecklichkeit der gegenwärtigen gleich. Ein Frauenzimmer, für dessen Raptus Dein Genius die volle Verantwortlichkeit trägt, kommt über Dich, will eine völlig unbestimmte Zeit lang bei Dir bleiben, und dabei fortwährend in der Stellung der Anbetung verharren!

Ich konnte vorgeben, meine Frau habe kein Frembenzimmer leer! Aber was half das? Hatte ich nicht schwarz auf weiß drucken lassen:

> Wie süß ist, schlafen in freier Luft,
> Den Mondschein um Euch und Rosenduft!

Die junge Dame war deshalb vielleicht ganz gefaßt darauf, mich ohne landesübliche Roßhaarmatratzen und Plümeaus zu finden, auf irgend einer Gartenbank die Nächte zubringend. — Es konnte sein, daß meine Frau nicht ein Stück Kaffeekuchen im Hause hatte — eine Demüthigung, welche, nebenbei gesagt, in Frau Hellborn's Vorstellung unter allen Bitterkeiten dieses irdischen Lebens ihres Gleichen nicht hat. Was verschlug das wieder:

> Die Walderdbeere soll Nahrung uns sein,
> Unser Tisch der bemooste Felsenstein!

Hatte ich das nicht selber geschrieben? Sicherlich, es gab kein Mittel, die junge Dame abzuschrecken!

Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf als ich meine Beete jätete. Es war beinahe Mittag, ich war bis zum dritten Beet gekommen, ohne den Entschluß zu einer entschlossenen That gefaßt zu haben.

Ich erhob mich, um mich von der schmerzlichen Ermüdung meines gebückten Rückens zu erholen, als ich Herrn Hellborn den jüngern, einen hoffnungsvollen jungen Mann, der die Ehre hat, mein Neffe zu sein, wahrnahm, wie er durch den Garten daherflanirt kam — er war auf mehrere Wochen zum Besuch bei mir, seiner Gesundheit wegen. Die Geschichte des jungen Menschen war eine traurige. Er hatte als der älteste Sohn reicher aber ehrlicher Eltern aus einer Umgebung des höchsten Luxus sich aufgeschwungen zu einer sehr ehrenhaften Stellung unter den gebildeten Männern der Gesellschaft. Durch eiserne Energie hatte er die Nachtheile und Hindernisse des Reichseins überwunden und war ein angestrengt arbeitender, eifriger, nützlicher Bursche geworden. Obwohl die Verhältnisse seiner Familie so waren, daß ich sie gekannt habe, genöthigt, von Austern

und Gänseleberpasteten fast die ganze Woche hindurch sich zu ernähren, während ihre einzige Vorrichtung, sich vor der Kälte eines strengen Winters zu schützen, in einigen wenigen schwarzen, giftdunstigen Löchern im Parketboden ihres Salons bestand, — war mein Neffe ein starker, gesunder und hübscher Bursche geworden. Ein auffallender Beweis, was männliche Entschlossenheit wider alle Hemmnisse des Schicksals auszurichten vermag!

In der letzten Zeit aber hatte eine schlimme Trübsal seine stille Seelenruhe überschattet. Er stand offenbar im Stadium jener kleinen Geistesstörung, jener Periode des Zahnens bei dem großgewordenen Kinde — der ersten Liebe. Und es erging ihm dabei sehr schlecht. Es griff in solchem Grade seinen Appetit und seinen Schlaf an, daß seine Eltern dachten, meine Landluft würde eine ersprießliche Veränderung für ihn sein, und so hatten sie ihn mir zuspedirt, mit dem Verlangen, ihn zu amüsiren, bis die Saison der Seebäder da sei, wohin er im hohen Sommer gehen sollte.

In dem Augenblick, wo ich meinen Neffen Arthur nun daherschlendern sah, kam mir ein Gedanke. Konnte nicht das Studium dieses interessanten zu erwartenden Frauenzimmers einen zerstreuenden Einfluß auf ihn ausüben? Konnte er nicht zu derselben Zeit mich von der mir bevorstehenden Prüfung befreien und für sich selbst durch die Analyse des Phänomens eine gesunde Beschäftigung gewinnen?

Einherwandelnd mit verschränkten Armen und einem Antlitz voll der anmuthigsten idyllischen Melancholie trat er an mich heran. Er nahm mich nicht eher wahr, als bis er auf meine besten Fruchtpflanzen getreten; dann sah er mich und fuhr zurück.

„Arthur,“ sagte ich, „Du weißt vor Langeweile nicht zu bleiben in dieser ländlichen Stille, gesteh es nur, mein Junge!“

„Die Wahrheit zu sagen,“ versetzte er, „es ist richtig, ganz ungeheuer richtig.“

„Ich dachte es mir. Nun, es ist vollkommen natürlich. Deine ganze trübe Lebenslage erklärt es. Du erblickst ein auffallend hübsches Mädchen auf dem Musikfeste; sie erwidert Deinen geblendeten Blick mit einem kühnen Augenaufschlag, dem ein Erröthen folgt; Deine Seele badet sich in ihrem Anblick, bis der letzte Accord aus dem Tannhäuser dahinstirbt; jeder von Euch geht nun seines Weges; Ihr seht Euch nie wieder; aber ihr Bild ist unauslöschlich und der Schluß, daß Ihr für einander geschaffen seid, daß Eure Existenz durch einander bedingt ist, steht mathematisch fest. Landluft, frisches Gemüse, meine Gesellschaft, Vermeidung der Abendluft, es will Alles Nichts dagegen helfen. Ist dem nicht so?“

„Ganz genau, Oheim!“

„Deshalb gehe ich dazu über, ein neues Mittel vorzuschlagen. Ich habe entdeckt, was Dir hilft, bis Du wieder in die Stadt zurückkommst und Deine Nachforschungen nach der schönen Unbekannten wieder aufnehmen kannst. Du bedarfst einer kleinen Aufregung und die habe ich für Dich in Petto!“

„Laß hören, worin sie besteht!“

Ich nahm aus meiner Brusttasche das kleine Weihrauchpacket, den Brief von Fräulein Viola Schneider und gab ihn meinem Neffen zu lesen. Die Lectüre ergötzte ihn offenbar sehr und mit einem spöttischen Blick auf mich gab er mir das Blatt zurück.

„Natürlich,“ fuhr ich fort, „bin ich in einiger Verlegenheit, mit welchem Gesicht ich solche Eröffnungen aufnehmen soll. Ich bin ein verheiratheter Mann, ein solider Hausvater, kühlen und ruhigen Geblüts in Angelegenheiten dieser Art. Ich bin allerdings ein Romantiker und mache Verse auf den Mondschein; hüte mich aber wohl, mir durch abendliche Spaziergänge im Mondlicht einen Rheumatismus zu holen; und was alle Arten von Geniestreichen angeht, so liegen sie längst hinter mir. Aber setzen wir den Fall, ich hätte einen Neffen — einen ziemlich hübsch aussehenden jungen Burschen, mit einer ausgebildeten Naturanlage für Geplapper mit jungen Mädchen und einem bewunderungswürdigen Talent für tolle Streiche. Setzen wir den Fall, er trüge denselben Namen wie ich, hätte einen Ansatz zu derselben intelligenten Stirn und hätte sich — in Folge von Ereignissen, welche wir hier nicht weiter erörtern wollen, denselben Blick romantischer Wehmuth angeeignet. Und kurz, setzen wir den Fall, er hätte es sich in den Kopf gesetzt, sich für seinen Onkel auszugeben, sich die Lyra dieses begabten Mannes zu borgen und für ein paar Tage in den Augen einer reizenden Bewundererin den Poeten zu spielen . . . nun, was meinst Du zu der Voraussetzung?“

„Ein ganz famoser Spaß! Du brauchtest nicht viel Ueberredungskunst aufzuwenden . . .“

„Du willst also?“

„Meinethalben!“

„Die Hand darauf!“

„Hier ist meine Hand. Wann kommt sie?“

„Wie Du gelesen hast, mit dem Fünfuhrzug, nächsten Montag Nachmittag. Deine Tante und ich wollen mit Dir nach der Station fahren, um sie kommen zu sehen. Spiele Deine Rolle gut, und es müßte seltsam zugehen, wenn wir nicht einen ganz merkwürdigen Spaß erlebten.“

Wir verließen den Garten, er mit einem um Vieles leichteren Schritt, ich, um meine Frau in den Plan einzuweihen. Sie hatte genug von einem Schalk, um ihn vortrefflich zu finden und versprach jetzt, für unsern schwärmerischen Gast das beste Zimmer herzurichten.

III.

Arthur begann die Inscenirung unserer kleinen Komödie mit einem ganz merkwürdigen Eifer. Er hatte nie in seinem Leben, in seinen allerschwächsten Stunden nicht, sich einfallen lassen, auch nur ein Sonett zu schreiben; deshalb klammerte er sich, um die Poetenrolle spielen zu können, an die Octavausgabe meiner Gedichte, bis er die schönsten Stellen ohne allen Anstand flüssig hersagen konnte. Er gewöhnte sein Haar daran, in der Mitte gescheitelt zu werden, warf die Halsbinde ab, schlug den Hemdkragen um und spielte den Zerstreuten, wenn er die Theetasse annehmen sollte. Es gelang ihm vortrefflich.

Am Montag Nachmittag begleiteten meine Gattin und ich ihn in meinem Wägelchen zur Eisenbahn. Nachdem wir die Pferde der Hut meines kleinen Grooms übergeben, stellten wir uns auf dem Perron auf. Wir hatten nicht die Pein langer Erwartung. Der Zug kam herangebraust, wurde gebremst, und begann nun seinen bunten Inhalt an Männern, Frauen, Kindern, Pappschachteln und Reisetaschen auszuspeien, die hier bleiben sollten. Aber umsonst durchspähte ich die Gruppen nach einem Wesen, das meiner Vorstellung von Viola Schneider entsprechen konnte. Es tauchten allerdings Brillen auf, aber sie sahen gar nicht aus, als ob sie nach einem Poeten ausschauten; auch waren ältliche junge Damen da, mit einem mehr oder minder melancholischen Ton in der Stimme; aber dieser Ton verlautbarte sich lediglich in allerlei Aeußerungen der Fürsorge für ihre Schachteln und Koffer; nach dem Wege zu Herrn Hellborn fragte keine.

Ich wollte mich grade zu Arthur und meiner Frau wenden mit der Bemerkung: es sieht aus wie eine Fopperei, als eine frische kindliche Stimme dicht hinter mir die Frage aussprach:

„Können Sie mir nicht sagen, welchen Weg ich nach dem Hause des Dichters Hellborn einschlagen muß?“

„Pst!“ flüsterte ich hastig, indem ich Arthur mit dem Ellenbogen anstieß, „jetzt gilts!“

„Ich bin Hellborn, mein Fräulein!“ sagte der junge Mann ohne Zögern, indem er sich zu der kleinen verschleierten Gestalt wandte, welche die Frage geäußert hatte. „Darf ich annehmen, daß ich mit meiner schönen Correspondentin rede?“

Das weibliche Wesen vor uns warf ihren Schleier mit einer schmalen Hand zurück, welche vor Aufregung zitterte; und das Gesicht, welches sie dabei enthüllte, war nichts weniger als das einer Gorgo oder einer alten Sphinx, sondern das eines etwa achtzehnjährigen, sehr, wirklich sehr hübschen Mädchens, das bis unter die Haarwurzeln erröthete und offenbar im Zustande einer höchst peinlichen aber auch höchst anmuthigen Verlegenheit war.

Aber was ist Hellborn junior denn in diesem Augenblick in die Krone gefahren? Was in aller Welt hat die kleine schüchterne Sylphide an sich, um einen jungen Mann vor allen Leuten so außer Fassung zu bringen — so ganz und gar, daß er alle Farbe verliert und sich wie krampfhaft an meinen Arm anklammert?

„Das ist sie — das ist sie!“ flüstert er mir in's Ohr — „sie, die Dame, die ich auf dem Gesangfest sah!“

Ja — wer hätte das ahnen können! Für den ersten Augenblick dachte ich nur daran, daß diese plötzliche Entdeckung ihm allen Muth nehmen würde zur Ausführung unseres Planes — daß er die prächtige Gelegenheit, die ihm geboten, sich durch die Finger würde schlüpfen lassen. Aber nein, er übertraf bald meine kühnsten Hoffnungen. Wie im Augenblick überschauend, welche Vortheile darin lagen, wenn er aus einem poetischen Nimbus heraus den Hof machen könne, gewann er seine ganze Selbstbeherrschung wieder und ergriff die Hand von Fräulein Viola Schneider.

„Erlauben Sie mir,“ nahm er das Wort, „Sie zu meinem Wagen zu führen, mein holdes Fräulein — es ist nur das bescheidene

Fahrzeug eines anspruchlosen Poeten, aber es wird geweiht, wenn es Ihnen dient!"

Die Beiden gingen voran, meine Frau und ich dicht hinter ihnen; und dabei warfen wir gegenseitig uns sehr verwunderte Blicke von der Seite zu.

„Sie ist nicht ganz so häßlich, wie Du behauptet hast, Madame Hellborn!" sagte ich leise.

„Noch eine so lange dünne Person im reiferen Mannesalter, wie Du sie Dir vorstelltest," entgegnete lächelnd meine Frau.

Wir mußten Beide bekennen, das Ideal, welches wir uns von ihr gemacht, war unrichtig. Sie war ein Mädchen, wie gesagt, von ungefähr achtzehn Jahren mit großen träumerischen braunen Augen, in denen eine eigenthümliche Sanftmuth lag; ein höchst anziehendes Gesichtchen, das eure eigenen Gedanken wiederspiegelte, wenn man ernsthaft zu ihr sprach — und wer hätte anders zu einem solchen Wesen sprechen mögen? Und ihre elfenhafte Figur war just eine solche, die man nicht im Mindesten verwundert sein würde, in irgend einer tiefen Waldeinsamkeit anzutreffen, über die Spitzen der Gräser und Blumen einherschreitend, ohne sie niederzubeugen, Thau schlürfend und von den Bienen sich Feenmärchen erzählen lassend.

Arthur hob das junge Mädchen in unser Gefährt, schwang sich auf den Vorderplatz neben sie, und nachdem seine Tante und ich hinten aufgestiegen waren, wandte er sich mit einer ganz merkwürdigen Gleichmüthigkeit zu uns um und sagte lächelnd:

„Fräulein Schneider, erlauben Sie mir, Sie mit einem Onkel und einer Tante von mir bekannt zu machen, die Beide das Unglück haben, taubstumm geboren zu sein. Sie waren lange Zeit in der Taubstummenanstalt des Doctors Hartwich in M., wo sie einander zuerst kennen lernten. Zum guten Glück haben sie ihren traurigen Naturfehler in so weit überwunden, daß sie Alles verstehen, was Sie ihnen sagen, dadurch daß sie Ihre Lippen beobachten . . . sie sind aber leider ganz unfähig, zu —"

Der abscheuliche durchtriebene Spitzbube. — Ich wußte was er im Begriff war zu sagen: zu sprechen, wollte er sagen. Meine Frau und ich sahen einander erschrocken an, in der Ahnung des fürchterlichen Bannes, der, weiß der Himmel für wie lange, auf unsere Zunge gelegt werden sollte, und deshalb ergriff ich Arthur am Arm, schüttelte ihn und, nach meinem Taschenbuch greifend, schrieb ich rasch hinein:

„Um's Himmelswillen, sag wenigstens, daß wir ein wenig sprechen können, wenn auch unzusammenhängend."

Der Schelm sah uns mit einem spöttischen Lächeln an und schrieb unter meine Worte:

„Wenn sie nun alt und häßlich gewesen wäre — wer würde dann das Vergnügen gehabt haben? Ich denke, für das Risico, das ich auf mich genommen habe, können wir uns etwas aufrechnen!"

Meine Frau und ich saßen im wörtlichsten Sinne stumm da. Arthur schlug auf die Pferde, und sich wieder an seine Nachbarin wendend, vollendete er seinen Satz: „sie sind vollständig unfähig, einen articulirten Ton zu äußern," und das junge Mädchen schüttelte uns Beiden die Hand, über die Rückenlehne ihres Sitzes hin, mit einem Gesichte voll kindlichen Mitleids.

„Die armen, armen Leute," sagte sie zu dem vermaledeiten Schalk. „Und sie sehen doch so freundlich und so intelligent aus. Die Dame hat ein hübsches Gesicht und der Herr ein sehr gesundes belebtes Antlitz, obwohl ich ihn freilich nicht für einen nahen Verwandten eines Dichters gehalten hätte!"

„Weshalb nicht, meine hübsche Freundin?"

Viola erröthete. „Ich sollte es nicht sagen, wenn der arme Mann Ihr Onkel ist; aber seine Physiognomie hat etwas so Prosaisches . . . hat er jemals etwas von Ihren wundervollen Gedichten gelesen?"

„Ich will ihn fragen. Onkel, haben Sie jemals etwas von meinen wundervollen Gedichten gelesen?"

Ich war schon wüthend genug auf ihn, und dies letzte wurde gesagt mit einer solchen heuchlerischen Accomodation an meine vorgebliche Naturschwäche, daß ich fühlte, wie ich ganz roth im Gesichte ward; ich machte eine beleidigende Gesticulation des Abscheus, indem ich auf den Schmutz unter unsern Wagenrädern deutete.

„Er sagt, Fräulein Schneider, daß er es nie gethan und sie für ganz unnützes schlechtes Zeug hält."

„Oh, das ist ja ein Ungeheuer! Wie gutmüthig sind Sie, daß sie ihn bei sich haben!"

„Das fühlt er auch wohl. Nicht wahr, Onkel!"

Glücklicher Weise lenkte das Fräulein die Unterhaltung bald auf etwas Anderes.

„Wissen Sie, Herr Hellborn," sagte das junge Mädchen zu meinem Neffen, „daß in gewisser Beziehung Sie für mich... ich weiß kaum, wie ich es ausdrücken soll — etwas wie eine Ueberraschung für mich sind!"

„Eine unangenehme doch nicht?"

„Nein, oh nein, das nicht. Aber als ich heute im Eisenbahnwaggon saß, dachte ich darüber nach, was für einen auffallenden Schritt ich mache. Sie müssen es nicht weiter sagen, aber mein Vormund weiß Nichts davon, daß ich zu Ihnen gereist bin. Ich stehe mit meinem Vormund nicht auf dem besten Fuße — aber man hat solch einen gestrengen Herrn nun einmal nöthig, wenn man weiter keine nahen Angehörigen besitzt. Ich dachte also darüber nach, was die Leute sagen würden, wenn sie wüßten, daß ich durchgegangen oder besser just eben im Durchgehen begriffen sei. Und dann sagte ich mir, vielleicht ist der Dichter Hellborn am Ende ganz ein Mensch wie alle Anderen; ganz so z. B. wie der dicke Herr mit der Flaschennase da hinten in der Ecke; vielleicht hat er einen rechten Drachen von Frau, die mich unverschämt und weiß der Himmel, was sonst noch nennt, weil ich komme, um zu sehen, wie ein Dichter aussieht, ohne daß ich eingeladen bin. Vielleicht empfängt er mich äußerst kühl und zugeknöpft, und sie bittet mich nicht einmal, abzulegen und mich zu setzen. Von dieser Seite hatte ich die Sache früher noch gar nicht betrachtet und ich kam plötzlich in die größte Gemüthsbewegung darüber... ich entschloß mich fast, gar nicht zu fragen, wo Sie wohnten, und an der Station zu warten, bis der nächste Zug zurückfahre, um mich mit ihm wieder nach Hause zu machen. Und nun ist mir so außerordentlich leicht und fröhlich zu Muthe, da Sie gar nicht so sind, wie ich fürchtete, sondern in jeder Beziehung ganz wie ich hoffte, daß Sie sein würden — ausgenommen..."

„Ausgenommen, was, mein Fräulein?"

Das junge Mädchen erröthete auf's Tiefste, als sie zögernd antwortete:

„Ausgenommen, daß Sie viel jünger sind, und viel besser aussehen, als Ihr Porträt. — Sie gleichen dem Porträt, welches von Ihnen herausgekommen ist, nicht im Mindesten!"

Dies war sehr schmeichelhaft anzuhören für den taubstummen Mann auf der hinteren Bank. In der That blickte mein treues Weib mich mit einem Ausdruck von Entrüstung an, die sich nur mit Mühe sprachlos erhielt. Das in Rede stehende Porträt war angefertigt vor etwa zwanzig Jahren, unmittelbar nach meiner Verheirathung: es gab höchst treu meine Züge wieder, grade so wie ich aussah, als meine geliebte Gattin vor meiner Liebenswürdigkeit die Flagge gestrichen hatte. Ein berühmtes Mitglied der Münchener Akademie hatte es gemalt und sich eine Ehre daraus gemacht. Ich hatte sechs frisch aufgeblühte Rosen daran gewendet, die ich im Knopfloch trug, bei jeder Sitzung eine neue. Jede Locke war kunstvoll und sorgsam in der gehörigen pittoresken Anordnung gekräuselt und mit echter Bärenfettpomade festgehalten. Und nun anhören zu müssen, wie hinter meinem Rücken einem jungen Stutzer, der sein Haar an den Schläfen glatt fest pflastert und einen Backenbart wie einen Rollkuchen trägt, zugeflüstert wird, er sehe viel jünger und besser aus! O Zeiten, o Sitten!

Natürlicher Weise befanden sich Frau Hellborn und ich in der allerheitersten Stimmung, als unser Gefähr durch das Thor meines Landhauses rollte. Zur offenbaren Verwunderung meiner poesiebegeisterten Verehrerin, oder vielmehr der Verehrerin meines Neffen, fand sie diese ländliche Einsamkeit nicht grade im Zustande absolut romantischer Verwilderung, sondern als einen Landsitz wie es ihrer viele gibt, mit Kieswegen, Rosenstöcken, Blumenparterres und einem kleinen, einen ganz verkünstelten Zustand der Gesellschaft andeutenden Treibhaus. Sie selbst wurde untergebracht in einem sehr civilisirten und niedlichen Schlafzimmerchen, und während sie hier der Herstellung ihrer durch die Reise derangirten Toilette oblag, benutzten Frau Hellborn und ich die Gelegenheit, am andern Ende des Hauses unsere Ansicht über das Betragen des Herrn Hellborn junior in einer sehr wenig taubstummen Art und Weise auszutauschen, und sie ihm persönlich unter die Nase zu reiben.

Hellborn junior aber hielt eine sehr lebhafte Vertheidigungsrede.

„Finden Sie sich doch nur ganz kurze Zeit in die bequeme Rolle," sagte er; „ich selbst verliere allein dabei, wenn ich die sanften und freundlichen Töne aus dem Munde meiner liebenswürdigen Tante und die inspirirten Gedanken meines Onkels nicht höre; aber denken Sie, was Sie dabei gewinnen. Darauf können Sie sich verlassen, die junge Dame, welche jetzt dem Fräulein Viola Schnei-

der das Haar frisch aufbindet, ist nach kurzer Zeit Madame Hellborn junior; nun können Sie gegenwärtig sein bei allen den pikanten Scenen unserer Courmacherei, und Sie, mein lyrischer Ohm, welchen Genuß werden Sie haben, die allmälige Entwicklung eines kleinen Drama's auf der Grundlage dieses Scherzes zu beobachten, das Sie nur niederzuschreiben brauchen, um allen ihren früheren Ruhm zu verdunkeln. Stellen Sie sich's nur vor — und welche prächtigen Titel lassen sich dafür erfinden: „Die süße Täuschung, Dithyrambe eines Taubstummen“ oder: „Der falsche Hellborn und seine Heirath mit einem musentollen Fräulein . . .“

„Du bist doch ein wahrer Spitzbube!“ unterbrach ich ihn.

„Sie können es in jede beliebige Form gießen,“ fuhr er fort, ohne sich stören zu lassen: „in ein fünfactiges Lustspiel; in eine poetische Erzählung in zehn Gesängen in dem Ton von Byron's Don Juan; oder zarter, schwärmerischer, à la Amaranth . . .“

„Frau,“ sagte ich, „der junge Schlingel wagt es, mich ganz unverschämt aufzuziehen — aber im Grunde hat er nicht Unrecht, ich hätte Lust, mich in die Rolle, welche er uns aufoctroyiren will, zu ergeben . . .“

„Du hast gut reden,“ versetzte meine noch immer unversöhnte Frau — „Du weißt Dich zu entschädigen, wenn Du jetzt den Mund hältst, und später Gedichte daraus machst; ich bin aber weiter Nichts als eine Frau und kein Poet, meine Zunge will sich Bewegung machen, ich habe mich nicht darauf eingeübt, auf das Stummsein!“

Trotz dieses Protestes mußte aber meine kleine Hausfrau am Ende doch den ungestümen Bitten des verliebten jungen Neffen nachgeben, der sich nun einmal in den Kopf gesetzt zu haben schien, es hänge sein Glück davon ab, daß die Sache so bleibe, wie er sie geordnet hatte!

IV.

Die Dinge nahmen den angenehmsten Verlauf. Meine gute Frau und ich selber wurden beim fortwährenden Anblick eines immer inniger werdenden Liebeshandels mit all dem Duft und Sonnenlicht, das ihn wie ein ewiges Frühlingsblühen zu umgeben schien, aus den kühlen gemäßigten Ehegefühlen, die uns allmälig zu umdämmern begonnen, wieder herausgerissen und selber wieder jung dabei. Viola war wirklich ein unbeschreiblich liebenswürdiges Geschöpf; in ihrem Wesen war Nichts von dem Ueberschwenglichen, Gezierten, Verschrobenen, was in ihrem Briefe gelegen; oder, wenn der Enthusiasmus, der sich darin aussprach, wirklich ihr eigen war, so erschien er jetzt, wo wir sie kannten, nicht überschwenglich mehr. Es war auch auffallend, wie sie eigentlich sehr wenig auf meine Gedichte zurückkam und selten davon redete; wenn sie sie auswendig konnte, so zeigte sie es wenigstens nicht, denn ich hörte nie, daß sie eine Stelle daraus citirte. Vom Wesen eines Blaustrumpfs hatte sie nicht das Mindeste an sich; ihre Natur war eine völlig Andere. Es war nichts Berechnetes, nichts Prätentiöses in ihr. Sie hatte allen Reiz des völlig Unbewußten, und gab sich ganz ihren Impulsen hin: aber sie gerieth nie in Verlegenheit, wie es die meisten Charaktere dieser Art fünfzig Mal im Tage thun; denn so sehr sie ihren Einfällen nachgab, es war Nichts dabei, worüber sie hätte erröthen und verlegen werden können. Ich dankte aber doch dem Himmel, daß er sie wie eine frisch aus dem Schaum geborene Göttin an unsere poetischen Küsten geworfen. Es waren gewiß wenig Stellen in der Welt, wo sie besser verstanden werden konnte: anderswo würde sie bei anstandsvollen Individuen aus den respectablen Sphären des Philisterthums „schrecklich“ gefunden worden sein, und höchstens hätte man sie achselzuckend ertragen — man hätte mit Kopfschütteln Nachsicht gegen sie geübt — bei uns war viel eher, ihrem anmuthigen Wesen gegenüber, das Gefühl da, daß wir mit unserer Unfrische und Trockenheit die seien, welche der Nachsicht bedürften!

In den Nachmittagsstunden eines schönen verschleierten und träumerischen Tages saßen die beiden jungen Leute zusammen auf dem Rasen zwischen den mächtigen Wurzeln meiner Lieblingsulme, plaudernd, scherzend, sich neckend und darüber die Welt um sich her vergessend, wie gewöhnlich, während meine Frau und ich, — mit dem angeblichen Amüsement von Stricken und Lesen beschäftigt — auf einer unsern daneben angebrachten Bank saßen. Nach einer Weile hörte ich Viola sagen:

„Sie müssen mir einen Gefallen thun, Herr Hellborn, Sie müssen mir einen Vers aus dem Stegreif machen!“

Bei diesen Worten begegnete sich mein Blick mit dem meines Neffen, der einen höchst komischen Schrecken ausdrückte. Ich stieß einige

maliciöse Gurgeltöne aus, und nahm dann den Anschein an, als entführen sie mir vor Entzücken über eine Stelle in „Schleiermacher's Reden,“ die ich just vor mir hatte.

Arthur warf einen bittenden Blick auf mich und antwortete mit einer verzweiflungsvollen Heiterkeit:

„Lieben Sie denn Improvisationen? Ich meine, es sind doch gewöhnlich die flachsten Fadheiten, welche man erdenken kann. Ich weiß die Zeit nicht mehr, wo ich eine gemacht habe.“

„Aber versuchen Sie es jetzt, nur ein einziges Mal,“ versetzte Viola. „Ich las eine Notiz vor längerer Zeit in einem Journal, ich glaube, es war die Novellenzeitung, worin gesagt wurde, Sie hätten eine merkwürdige Stärke darin, so daß Sie nur von den italienischen Improvisatoren übertroffen würden. Kommen Sie — ich will es aufschreiben, damit ich Sie immer daran erinnern kann!“

Und das junge Mädchen zog ein Notizbuch, so groß wie ein Visitenkartentäschchen, und einen Stift wie eine Stecknadel hervor.

Arthur holte tief Athem, und dann, mit einem plötzlichen Entschluß, für das schreckliche Risico, worauf er seine Lorbeeren setzte, auch möglichst viel zu gewinnen, sagte er:

„Nun wohl, ich will es auf eine Bedingung hin thun; Sie sollen mir eine Gunst gewähren und zwar vorher ... ich würde sie doch früher oder später ohne Erlaubniß mir haben nehmen müssen, denn sie wird mir mit jeder Minute unentbehrlicher. Sie müssen mir ... einen ihrer süßesten Küsse geben!“

Das junge Mädchen erröthete bis unter die Haarwurzeln, warf einen scheuen Seitenblick auf mich und meine Frau, sah uns offenbar mit großer Befriedigung ganz außerordentlich beschäftigt und erinnerte sich, zu ihrer Beruhigung, daß wir taubstumm seien; dann machte sie den bezauberndsten kleinen Mund, und sagte, zu Arthur aufblickend, mit ihren Augen höchst vernehmlich: „Nun wohl, wenn Sie denn nun einmal durchaus müssen ...!“

Der junge Mann hatte diese rasche Bereitwilligkeit offenbar nicht erwartet; er hatte wohl nie so direct und unumwunden um einen Kuß gebeten und ihn nie so unbefangen und offenherzig zugestanden erhalten. Aber er fand sich sehr gut in diese neue Phase eines Frauencharakters. Und als seine Lippen sich auf die Viola's senkten, wie eine Biene sich in den Kelch einer Waldblume stürzt — da war ich, über den Rand meiner Brille fortspähend, neugierig, ob er jetzt noch wohl an seine Improvisation denke. Er versicherte mich später, daß der störende Gedanke daran in jenem Augenblick vollständig aus seinem Gemüthe verschwunden gewesen!

Wenn das der Fall und wenn er die Zögerung nicht benutzte, sich ein wenig vorzubereiten, so muß ich gestehen, daß der kleine Gott Cupido ihn auf merkwürdige Weise begeisterte; denn vorher hätte ich ihn nie für fähig gehalten, aus dem Gleichklang der Worte Sonne und Wonne, oder Liebe und Triebe auch nur den geringsten Nutzen zu ziehen.

„Und nun meinen Vers,“ sagte Viola, „er muß aber sehr schön sein, denn Sie unartiger Poet haben mir den Strauß an meiner Brust ganz zerdrückt.“

Mit einem verzweiflungsvollen Enthusiasmus, der jedoch gegen das Ende seiner Declamation hin immer kühler wurde und den Spuren geistiger Anstrengung wich, begann Arthur:

Die Rosen sagen, die ich Dir zerbrochen, — —
Mehr als mein Mund vermöcht' in vielen Wochen.
Sie brachen — — welkten — — berührt von meinem Herzen:
Es muß anstecken wohl mit seinen Schmerzen!

Viola klatschte mit den Händen.

„Also so improvisirt man?“ sagte sie. „Es ist sehr spaßhaft. Aber es ist hübsch. Ist es eines von Ihren besten?“

„Besser als etwas, was ich jemals gemacht habe. Besser als eines meiner gedruckten Gedichte!“

Arthur blickte zu mir herüber mit einem triumphirenden Blick, der meinen Sarkasmus zu Boden schlug. Ich stieß diesmal keine Gutturaltöne aus; aber meine Frau that es, in einer zustimmenden, ihre Befriedigung ausdrückenden Weise, wie Frauen sich eben befriedigt fühlen, wenn sie eine Angelegenheit dieser Art auf dem rechten gewiesenen Wege sehen. Viola schrieb sich den Vers auf, und Arthur auch; er hat seitdem Gedichte in Journale und den Musenalmanach geliefert, ein auffallendes Beispiel, wie schlummernde Talente plötzlich durch ein hübsches, verliebtes, junges Mädchen aufgeweckt werden können!

Am Tage darauf ward ein kleiner Ausflug in ein von meiner ländlichen Besitzung nicht fernes anmuthiges Gebirgsthal unternommen. Wir mußten dazu auf die Eisenbahnstation fahren, um eine Station weit

den nächsten Zug zu benutzen. Als wir von dem Ausflug zurückgekommen waren, und den Zug verlassen hatten, blieben wir eine Weile stehen, die herausströmenden Passagiere zu betrachten — für uns Leute vom Lande war dies immer ein fesselndes Vergnügen. Unter denen, welche die Waggons verließen, bemerkte ich einen langen, dünnen Burschen mit einem Pack Anschlagzettel unter dem Arme, und einem sehr „klebrigen" Topf mit Kleister in der Hand. Viola und Arthur waren durch die Menge von uns, meiner Frau und mir, getrennt und bemerkten ihn nicht. Wir sahen ihm zu, wie er an einer der Ecken des Stationsgebäudes eines seiner Blätter anzukleben begann.

„Vielleicht wird eine Thierbude angekündigt," sagte meine Frau. „Die Kinder, die nächste Woche aus dem Institute kommen, werden ihre Freude an den Affen haben — wir müssen mit ihnen hierher fahren."

Es war aber gar keine Rede von einer Thierbude; auch nicht im Mindesten von Affen . . . mit überaus bestürzten Mienen sahen wir uns an, als wir entdeckten, daß es etwas durchaus Anderes war!

Ich ließ meine Frau neben dem Placat stehen und lief, meinen Neffen zu suchen. Nach einigen Grimassen, mit denen ich eine Entschuldigung gegen Viola auszudrücken suchte, die sie sich interpretiren mochte so gut sie konnte, zog ich ihn bei Seite und flüsterte ihm zu, er möge augenblicklich seine Tante aufsuchen, und unterdeß nahm ich die junge Dame unter meinen Schutz, während er davon eilte.

Als er neben seiner Tante angekommen war, las er — mit welchen Gefühlen, mag der Leser sich selbst ausdenken — die folgende Bekanntmachung:

„Hundert Thaler Belohnung.

Die obige Summe wird als Belohnung für Denjenigen ausgesetzt, der sichere Anzeigen geben kann, welche auf die Spur einer jungen Dame Namens Viola Schneider führen, die am vorigen Montag, den 17. dieses Monats, das Haus ihres Vormunds in R. verließ und seit diesem Augenblick verschwunden ist."

Hierauf folgte die Personalbeschreibung nebst Angaben ihrer Kleidung. Dann wurde hinzugesetzt, daß um die Zeit ihrer Entfernung sie die Absicht gehabt habe, ihre Tante, gleichen Namens mit ihr, in B. zu besuchen, daß sie jedoch bei dieser nicht angekommen sei. Unterschrieben war der Zettel: Valentin Breßler, Rentner zu R.

„Nun, was sagst Du dazu?!" fragte meine Frau, als er gelesen hatte.

Die einzige Meinung, welche Arthur zu äußern wagte, war die, daß dies eine höchst merkwürdige Geschichte sei.

Seine Tante stimmte ihm darin vollkommen bei.

„Und was willst Du jetzt thun?" fuhr sie fort.

„Ihrem Vormund die gewünschten Nachrichten geben und die hundert Thaler in Anspruch nehmen. Diesen Betrag will ich dazu verwenden, Ihnen einen schönen Zobelpelz für nächste Weihnachten zu kaufen, zur Belohnung, daß Sie so hübsch die Dumme, Taube, Stumme gespielt haben!"

„Du willst also zurücktreten . . ."

„Warten Sie nur bis morgen früh," liebe Tante, „um zu sehen, wie ich zurücktreten werde . . ." und jetzt ergriff der junge Mann den Burschen mit den Zetteln an der Schulter.

„Ihr braucht mit der Eisenbahn nicht weiter zu fahren," sagte er. „Macht nur, daß Ihr mit dem nächsten Zuge wieder nach R. kommt und meldet dem Herrn Breßler, er solle mich morgen um Mittag hier auf dieser Station treffen — mein Name ist für's Erste nicht nöthig — ich will ihm die Nachricht geben, die er begehrt."

Der Bursche starrte den jungen Mann an, als ob er glaube, man wolle ihn zum Besten haben — aber Arthur zog ruhig den Pack Zettel ihm unter dem Arme fort und ließ ihm dadurch keine Wahl, bezahlte ihn dafür nach der Taxe von zwei Pfennig das Stück, und sagte: „Geht und vergeßt Euren Auftrag nicht!" Dann riß er den noch nassen Anschlag von der Mauer herab und kehrte mit seiner Tante zu mir zurück.

Am selben Abende saßen wir zusammen nach dem Thee an einem offenen, auf die Veranda hinausgehenden Fenster. Arthur und Viola hatten sich auf einer kleinen gepolsterten Bank ohne Rückenlehne niedergelassen; es war ihr Lieblingssitz, denn die Bank ohne Lehne gewährte Arthur den hübschesten Vorwand, die Taille des jungen Mädchens mit seinem Arme zu stützen. Sie legte ihre Hand auf seine Schulter und blickte ihm entzückt in's Gesicht, während er eines von meinen Gedichten recitirte. Er that dies heute, glaube ich, zum ersten Male; denn da sie es bisher nicht übermäßig dringend ver-

langt, hatte er sich damit auch nicht angestrengt. Als er zu Ende war, sagte er mit einem ernsten Tone der Stimme:

„Sagen Sie mir einmal, Viola, ganz aufrichtig, als Sie abreisten um hierher zu gehen, was fühlten Sie da für den als A. Hellborn bekannten Dichter — schildern Sie mir genau, was Sie empfanden, wenn Sie es vermögen!"

Sie dachte einen Augenblick nach, dann sagte sie:

„Es war große Bewunderung — Ehrfurcht vor Ihrem Geiste."

„Sie würden also grade eben so gut hierher gekommen sein, wenn Sie von mir gewußt hätten, ich sei ein Familienvater, ein alter, längst verheiratheter Mann!"

Ich konnte wahrnehmen, daß Viola die in diesen Worten liegende Andeutung wohl verstand, denn trotz des Mondscheins bemerkte ich, daß ihr Gesicht plötzlich purpurroth wurde, und mit einer Bewegung wie des verwundeten Stolzes, oder als ob sie ein getäuschtes Vertrauen wieder entziehen wollte, nahm sie ihre Hand von der Schulter des jungen Mannes fort und sagte etwas gereizt:

„Ich kam hierher, um den Dichter kennen zu lernen, mir fiel nicht ein zu denken, daß er ein junger Mann sei!"

„Zürnen Sie mir nicht ... weshalb ich so fragte, werden Sie sogleich begreifen. Sie sind jetzt eine Reihe von Tagen hier gewesen ... als Ihr Brief kam, machte ich mich darauf gefaßt, einen — nun einen rechten Blaustrumpf empfangen zu müssen ... aber, Viola, jeder Tag, den Sie hier zubrachten, hat mich unauflöslicher an Sie gefesselt ... Sie sind mir lieber geworden als aller Ruhm, den ich erwerben könnte, wenn ich ein Homer wäre. Und nun sagen Sie mir offen, aus Ihrem tiefen, treuen Frauenherzen — ist irgend Etwas wie ein solcher Wechsel des Gefühls auch in Ihnen vorgegangen ... sind Sie mir auch ein wenig gut? Lieben Sie mich?"

Sie wechselte wieder die Farbe, sie wurde so blaß wie das Mondlicht, welches die beiden jungen Leute übersilberte, und ihre Lippe zitterte, als sie nach einigen Augenblicken hervorstotterte:

„Es ist Alles wie ein langer schöner Traum gewesen ... aber ich erwache jetzt daraus — ich weiß, was es ist ... was mir das Herz schwillt ... ich liebe Sie von ganzer Seele!"

Ich überwand mich noch zu rechter Zeit, um nicht ein fröhliches, lautes Hurrah! auszustoßen. Sie hätten es aber wahrscheinlich doch nicht gehört, oder irgend etwas Anderes, außer dem Schlage ihrer eigenen Herzen, die jetzt dicht an einander schlugen in dem Rausche der ersten Liebesumarmung.

Arthur sprach zuerst wieder:

„Und Sie sind sicher, Viola, ganz sicher, daß es nicht Bewunderung für meine Talente ist, weshalb Sie mich lieben?"

„Wenn Sie auch nie eine Silbe geschrieben hätten — wenn Sie die Poesie haßten — wenn Sie so unbekannt und talentlos wären wie Ihr armer Onkel — so würde ich Sie grade eben so sehr lieben!"

„Ich danke Dir, liebe, liebe Viola," rief Arthur entzückt aus. „Und nun darf ich wagen, Dir ein Geständniß zu machen. Vergib mir, wenn Du es kannst — aber was Du eben voraussetztest — sieh, das ist leider eine unbestreitbare Thatsache. Ich bin nicht der Hellborn, der ein Dichter ist, ich bin auch nicht ein klein Bischen berühmt — ich bin Nichts, als ein junger Mann, der von ganzer Seele Dein ist — Viola, kannst Du mich dennoch lieben?"

„Wie — was in aller Welt wollen Sie damit sagen?"

„Daß ich eine Maske getragen habe, mein Liebchen, so lange wie Du hier gewesen bist — ich habe Dich glauben machen, daß ich der Dichter sei, nur weil ich fürchtete, daß Du sonst nie, nie an mich denken, Dich nicht um mich kümmern, nie mich lieben würdest. Denn wie würdest Du, versunken in das Anschauen des unsterblichen, glorreichen Onkels, den obscuren Neffen beachtet haben? Es war freilich abscheulich, solch einen Betrug zu spielen; aber stelle Dir auch vor, welche Versuchung es war, wenn ich mir sagen durfte, daß ich so das Glück eines ganzen Lebens erringen könnte!"

„Ich bin starr vor Verwunderung," rief Viola aus — „wer ist denn der Dichter?"

„Der Dichter ist mein Onkel Hellborn, der grade hinter uns auf dem Divan sitzt ..."

„Der Taubstumme ... so ist er gar nicht taub und stumm ...?"

„Nicht im allermindesten und eben so wenig meine Tante! Können Sie mir vergeben, Viola? Sprechen Sie?"

„Sie sind aber doch ein ganz abscheulicher, ganz grenzenlos unverschämter Mensch," rief sie jetzt aus. „Sie falscher Diamant, Sie unechte Glasperle, Sie ... ich bin so böse auf Sie, daß ich gar nicht reden kann!"

„Viola" — sagte Arthur mit einem fle-

hentlichen, rührenden Tone . . . „es ist wirklich so wie ich fürchtete! Ich habe freilich zu viel gesündigt, um Vergebung hoffen zu dürfen. Ich bin Ihrer nicht würdig — ich muß mein ganzes übriges Leben hindurch die thörichte Verwegenheit bereuen, durch welche ich Sie verloren habe . . . ich will Sie verlassen . . . gleich morgen . . .“

Er wollte in der That aufstehen, um sie zu verlassen und machte dabei ein Gesicht, das wirklich die tiefste Niedergeschlagenheit ausdrückte. Aber in diesem Augenblick wurden die widerstreitenden Gefühle in Viola's Busen zu mächtig, um schweigend bleiben zu können und mit jenem Mittel der Erleichterung, das den Frauen zu Gebote steht, warf sie sich an Arthur's Brust und brach schluchzend in die Worte aus:

„O nein, nein, nein — gehe nicht, gehe nicht — ich liebe Dich ja — und — nun ja, ich will es auch frei heraussagen: eine kleine Täuschung habe ich auch begangen . . .“

„Du auch, Liebchen?“ rief Arthur verwundert und zugleich voll Jubel aus, indem er beide Hände auf ihre Schulter legend ihr voll in das liebliche Augenpaar sah, das sie beschämt auf den Boden richtete.

„Wie Du nicht der Dichter Hellborn,“ sagte sie, „so bin ich nicht die Viola Schneider, welche den Brief an Deinen Onkel richtete . . . Das war meine Tante . . . ich war all diese Tage her immer so ängstlich, daß Du mich innerlich verspotten und verlachen müßtest wegen des überspannten Briefes . . .“

„Wahrhaftig!“ fiel Arthur ein, „einige Versuchung dazu war allerdings da — wenn Du nicht eben Du gewesen wärest!“

„Meine Tante,“ fuhr Viola fort, „die meine Pathe ist, und deren Namen ich trage, schrieb den Brief. Sie hatte mich in das Geheimniß eingeweiht, als sie neulich bei meinem Vormunde in R. zum Besuch war. Sie reiste in ihren Wohnort V. ab, um von dort hierher zu kommen. Aber am andern Tage schrieb sie mir, daß sie einen Anfall ihrer schrecklichen rheumatischen Leiden bekommen habe, die sie zwängen, auf das grenzenlose Glück, ihren bewunderten Dichter zu sehen, zu verzichten: zugleich sandte sie mir als Einlage einen Brief, worin sie ihre Verzweiflung darüber in einer rührenden Weise an den Tag legte. Sie wollte, die gute Tante, daß ich an dieser schönen Sprache und diesen erhabenen Empfindungen mich erfreuen und belehren sollte — vielleicht auch ihn ein wenig bewundern — wenn ich ihn gelesen, sollte ich ihn schließen und an Herrn Hellborn absenden. — Aber es war an demselben Tage, an welchem ich ihn erhielt, ein Ereigniß eingetreten, das mich bewog, den Brief in's Feuer zu werfen, mich auf die Eisenbahn zu setzen, und mich dahin zu flüchten, wo ich wußte, daß man ein Fräulein Viola Schneider mit gastlicher Zuvorkommenheit erwarte . . .“

Ich konnte in diesem Augenblick meine taubstumme Rolle keinen Augenblick länger ertragen. Die Dinge nahmen eine Wendung, daß ich in ein lautes Hurrah, in ein helles Lachen, kurz in einen Freudenjubel ausbrach, in welchen ich meine Frau durch eine stürmische Umarmung mit hineinriß, und den mein Neffe noch zu überjubeln verstand.

„Nun,“ sagte ich dann zu Arthur, „nun dieser Punkt auf eine für unsere theure Viola so überaus günstige Weise erledigt ist, magst Du doppelt Deiner Tante danken, daß sie sich in mich verliebt und vor langen zwanzig Jahren für sich in Beschlag genommen hat, denn sonst hätte ich Dich wahrhaftig nicht zum Statthalter und Alter Ego während dieses lieben Besuches in meinem Hause gemacht!“

Am andern Morgen, als wir das Frühstück beendet hatten, sagte Arthur zu seiner Braut, die mit ihrem taubenhaften Gesichtchen neben ihm saß:

„Ich möchte Dir einen kleinen Ausflug für heute vorschlagen, Viola — um Jemanden eine höchst angenehme Ueberraschung zu bereiten. Dein Vormund ist, wie ich zufällig gestern erfuhr, etwas besorgt über Deine Abwesenheit, und um ihn zu beruhigen, habe ich ihn eingeladen, mit dem Zwölf-Uhrzug nach unserer Eisenbahnstation zu kommen und Nachrichten von Dir entgegen zu nehmen. Willst Du mit mir gehen, um ihn zu sprechen?“

Viola sah etwas verlegen aus. Dann sagte sie: „Theure Taubstummen, wollt Ihr mir versprechen, in der That ganz stumm zu sein, wenn ich Euch Etwas erzähle — Du auch, Arthur? Ich habe bisher keine Silbe davon gesagt, damit es nicht auskomme, was ich um die Welt nicht möchte; jetzt aber bleibt es — in der Familie! Grade den Abend zuvor, ehe ich durchging, machte mir mein Vormund, Herr Breßler, einen Heiraths-

antrag ... so ungefähr wie eine Proposition zu einem Handelsgeschäft. Wenn ich einwilligte, versprach er mir großmüthig ein Treibhaus in seinem Garten bauen lassen zu wollen. Ich wurde zu Tode erschrocken und wußte gar nicht, was ich antworten sollte ... ich weiß auch keine Silbe mehr von dem, was ich hervorstotterte, nur so viel, daß ich am andern Tage in meiner Angst in einen Eisenbahnwaggon flüchtete — und hierher kam, um hier — nun das Uebrige habe ich schon gestern gestanden ... Wie wird mein Vormund nun auf mich böse sein, wenn er mich sieht! Aber die Idee, daß ich die Mama des jungen Herrn August Breßler werden sollte, der den ganzen Tag Nichts thut als Cigarrenrauchen und zu träge ist, sich die Hände zu waschen — es war zu schrecklich ...“

„Dem also,“ fiel Arthur lachend ein, „verdanke ich's, daß Du zu uns kamst!“

Sie nickte mit dem Kopfe und sagte dann: „Doch trotzdem will ich mitgehen, wenn Du's willst, Herz — nur laß Dich nicht von ihm ärgern und gerathe nicht in Zorn, wenn er unangenehm wird!“

Arthur versprach das Beste.

Sie fuhren in meinem Wägelchen hinüber. Herr Breßler, erzählten sie, als sie zurückkamen, hatte sich richtig eingestellt: er hatte, als ihm die Lage der Dinge ausführlich mitgetheilt worden, allerdings einen Versuch gemacht, unangenehm zu werden; dann aber hatte Viola ihr Köpfchen aufgesetzt und ihre festen Entschlüsse ausgesprochen; und Arthur war zu der geschäftlichen Seite der Sache übergegangen, hatte ihm seine Vermögensumstände detaillirt und auf diesem Wege den Dr. Bartolo unserer reizenden Rosine in einen kühl und vernünftig denkenden Mann umgeschaffen. Und so waren sie zurückgekehrt mit seinem vollen Segen — so daß zwischen ihnen und ihrem vollen Glücke Nichts stand, als das allerdings sehr gegründete, sehr beunruhigende Bedenken, was die schwärmerische Tante dazu sagen werde, daß ihre kecke Nichte ihre Rolle bei ihrem Lieblingsdichter gespielt habe! Ich weiß auch nicht, wie die beiden Leutchen sich mit ihr abgefunden haben — ich weiß nur, daß mein Neffe jetzt eine gewisse Achtung vor meinen Gedichten hat ... meine Verse waren ja das Vorspiel zu der süßen Musik, die noch immer die ehelich verbundenen Herzen Arthur's und Viola's füllt!

Deutsche Märchen

von

K. Simrock.

Der Mann im Pflug.

Ein junger König von Portugal hatte eine wunderschöne Gemahlin, des Königs Tochter von England. Ihm stand aber immer der Sinn nach fernen fremden Ländern und wenn ein Schiff in seinen Hafen lief, wurden die Pilger und Kaufleute schon am Ufer von des Königs Amtleuten bewillkommt und in sein Schloß geführt, damit sie ihm erzählten, was sie auf ihren Reisen Wunderbares gesehen und erlebt hätten. Daran konnte er sich nicht satt hören: es nahm ihm so die Gedanken ein, daß er Tag und Nacht nicht ruhen mochte vor Begierde, auch einmal selbst die Welt zu sehen und ihre Wunder zu erfahren. Er ließ denn auch wirklich ein Schiff ausrüsten und bat seine Gemahlin, ihm auf ein Jahr Urlaub zu gewähren; er werde diese Frist gewissenhaft innehalten. Die Königin erschrak und hielt flehentlich an, daß er bei ihr bliebe. Sie könne nicht ohne ihn leben; auch bedürfe sie seines Schutzes in dem fremden Lande, wo ihr Niemand hold sei. „Doch wollt' ich dieser Gefahr nicht achten,“ fuhr sie fort, „wenn ich nicht für Dich, mein Geliebter, zittern müßte. Die Welt ist voll Untreu und Gefahren und wenig Gutes ahnt mir von dieser Reise.“ Aber der junge König sprach: „Um mich darfst Du unbesorgt sein, Ich kenne keine Furcht für mich selber. Aber um Dich ist mir doch bange; nicht weil ich Dich nicht sicher wüßte in meinem Lande, wo Du statt meiner gebietest, sondern weil es im Sprichwort heißt, daß die Frauen langes Haar und kurzen Sinn haben. Doch bitte ich Dich nur um das Eine, daß Du mir Deine Treue dieses kurze Jahr über bewahrst. Kehr' ich dann nicht zurück und sende Dir auch keine Botschaft, so bist Du frei und magst über Deine Hand und dieses Königreich verfügen wie Dir gefällt. Als die Königin hörte, daß er von seinem Entschluß nicht abzubringen sei, weinte sie bitterlich, denn sie liebte ihren Gemahl von ganzem Herzen. „Nicht dieses Jahr allein,“ rief sie, „alle die Tage meines Lebens will ich auf Dich warten. Weil Du aber um meine Treue besorgt bist, so kann ich Dich hierüber völlig beruhigen. Nimm dieses Hemd und leg es

an: so lange das weiß und rein bleibt, so lange ist auch meine Ehre und Treue rein und fleckenlos."

Als er nun zu Schiff gehen sollte, begleitete sie ihn an den Strand, nahm einen schmerzlich bewegten Aschied von ihm und als der Anker gelichtet wurde, blieb sie am Ufer stehen und blickte ihm so lange nach, bis der letzte Schimmer der weißen Segel sich im Duft der Ferne verlor. Da sang sie leise vor sich hin:

Mein Schatz, mein einzig Gut,
Das ich nicht missen kann,
Fahr in des Himmels Hut,
Du herzgeliebter Mann.
Ade, Vergißmeinnicht,
Das Blümlein hab in Acht;
Ich denke nur an Dich:
Ade, zu guter Nacht!

Der junge König von Portugal fuhr nun von Lande zu Lande, von Küste zu Küste, und besuchte das heilige Grab und alle die Stätten, von denen er je hatte sagen hören. Als aber das Jahr zur Neige ging, gedachte er seines Versprechens und befahl seinem Steuermann, den Seeweg nach Portugal zu nehmen. Als sie aber einen Tag gefahren waren, wurden sie von drei Caperschiffen aufgebracht und nach tapferer Gegenwehr übermannt und gebunden auf den Boden des Schiffes geworfen. Seine Gefährten schickte man auf den Sclavenmarkt; ihn selber aber schenkten die Seeräuber dem Sultan von Babylon. Der wußte von keinem Mitleid mit den Christenhunden, sondern ließ den König wie ein Thier in den Pflug spannen, und gab ihm einen Treiber bei, der die Peitsche unbarmherzig über ihn schwang, daß er das Feld mit seinem Schweiß und Blut düngte. Länger als ein Jahr hatte er diese Qual ertragen, als eines Tages der Sultan auf einem Spaziergang durch seinen Garten an ihm vorüberkam. Da nahm er der Gelegenheit wahr, that einen Fußfall vor dem Sultan und bot hohes Lösegeld für seine Freiheit: „Gewiß werden meine Unterthanen und mein treues Weib daheim zu zahlen bereit sein, was Du forderst, um mich aus so grausamer Knechtschaft zu erlösen." „Schweig, Christenhund," rief der Sultan, „wie magst Du von grausamer Knechtschaft sprechen? Man sieht es ja Deinem Hembe an, daß Du heute noch wenig Schweiß in meinem Dienste vergossen hast." Aber der Sclave erwiederte: „Dieses Hemb, Sultan, trage ich nun über Jahr und Tag: so lange ich in Deinem Dienste das Feld umackere, ist kein anderes Gewand an meinen Leib gekommen und immer bleibt es weiß und rein. Als ich von Hause fuhr, gab es mir meine Gemahlin und sagte, an ihm sollte ich erkennen, daß sie mir unverbrüchliche Treue bewahre, denn so lange sie ihrer Ehre hüte, so lange werde auch dieses Hemb rein und unbefleckt bleiben." Als dies der Sultan hörte, wollte er es nicht glauben; als aber der Treiber versicherte, der Sclave habe nie ein anderes Hembe getragen und noch sei es so rein als am ersten Tage, erstaunte er über das Wunder und schwur bei seinem Barte, er müsse die Königin von Portugal kennen lernen, um ihre Treue auf die Probe zu stellen. Er ließ auch sogleich ein Schiff ausrüsten und fuhr nach Lissabon, wo er Mittags ankam und der Königin melden ließ, der König von Babylon wünsche sie zu sprechen. Da ließ sie ihm zurücksagen, heute könne er sie nicht mehr sehen; aber morgen um die elfte Stunde werde sie ihn empfangen. Sie empfing ihn aber nicht anders, als im Angesicht des ganzen Hofes. Da trat er von Gold und Edelsteinen strahlend vor sie hin und bot ihr Herz und Hand und den mächtigsten Thron der Welt. „Verschmäht mich nicht," sprach er, „denn nie wird Euch wieder ein solches Glück geboten. Wißt, daß in meinen Reichen die Sonne nicht untergeht, und daß ich drei Welttheilen gebiete. Kein Kaiser in der Christenheit darf sich mir vergleichen." Da sprach die Königin zu ihm: „Herr, ich bin vermählt; aber wär' ich auch frei, so bin ich Christin und Ihr Heide." Der Sultan entgegnete: „Frau, das hindert nicht; Ihr würdet nicht die einzige Christin unter meinen Gemahlinnen sein. Wenn es aber Euer Glaube mit sich bringt, daß Euer Mann nur Euch vermählt sei, so will ich meinen ganzen Harem entlassen und Euch allein zur Sultanin haben. Was Eure eigene Vermählung belangt, so ist Euer Mann mein Sclave, der, in meinen Pflug gespannt, mir das Feld ackert. Es kostet mich einen Wink, so ist dies Hinderniß gehoben. Wünscht Ihr jedoch, daß er am Leben bleibe, so will ich ihm die Freiheit schenken und ein Schiff ausrüsten lassen, das ihn unverletzt nach Portugal bringe. Aber der Preis dafür sei Eure Hand." Als die Königin dies von ihrem Manne hörte, wäre sie vor Schrecken fast in Ohnmacht gefallen. Sie faßte sich aber wieder und sprach: Alle meine Schätze biete

ich Euch zum Lösegeld meines Mannes; aber meine Hand könnt Ihr nicht gewinnen. Ich weiß auch, daß mein Herr und Gemahl um solchen Preis Freiheit und Leben nicht erkaufen möchte." Damit ließ sie ihn stehen und ging weinend hinaus; und als er sie nochmals und zwar allein zu sprechen verlangte, ließ sie ihm sagen, er dürfe ihr nie wieder vor die Augen kommen.

Während er nun zu seinem Schiffe zurückging, verhängte sich die Königin das Antlitz mit einem Schleier und eilte in den Wald hinaus zu einem Einsiedler, bei dem sie oft Trost und Rath gefunden hatte. Der ließ es ihr auch heute nicht daran fehlen, gab ihr eine Harfe und eines Spielmanns Bart und Kleider, in welchen er selbst einst die Welt durchzogen hatte. In diesen ging sie an das Meer, wo des Sultans Schiffe lagen, setzte sich auf einen Stein und fing an zu singen:

Was fehlet Dir, mein Herz,
Daß Du so in mir schlägest?
Wie kommt es, daß Du Dich
So heftig in mir regest?
Warum erhebst Du Dich
Mit solcher starken Macht
Und störest mir die Ruh,
Den süßen Schlaf bei Nacht?

Als der Sultan den Spielmann singen hörte, ward er aufmerksam und ging hinzu, denn solchen Gesang und solches Spiel hatte er in seinem Leben noch nicht vernommen. Der Spielmann that, als sähe er ihn nicht und fuhr fort zu singen:

Ich weiß die Ursach schon,
Was will ich lange fragen!
Mich hat ein jäher Sturm
In tiefes Leid verschlagen.
Es fallen über mich
Die Unglückswellen her,
Ich schwebe voller Angst
Auf einem wilden Meer.

„Willst Du mit über See, Spielmann?" fragte der Sultan. „Nein," sagte er, „was sollt' ich in einem fremden Lande?" „Du singst ja, als schwebtest Du schon auf dem Meere." „Das sind nur so meine Gedanken," entgegnete der Spielmann. „Höre," sagte der Sultan, „Du kannst Dein Glück machen, wenn Du mit mir fährst. Wisse, ich bin der Sultan von Babylon, der mächtigste König auf Erden." Der Spielmann weigerte sich; aber der Sultan ließ nicht nach, in ihn zu dringen; er versprach, ihn wieder heimzusenden, sobald es ihm gefiele, er wolle ihm auch jeden Wunsch erfüllen, was er auch zum Lohne begehre, und beschwor ihm das bei seinem Barte. Da ließ sich der Spielmann endlich bereden und ging mit ihm zu Schiffe. Unterwegs mußte er ihm alle seine Lieder singen und der Sultan konnte sie nicht oft genug hören. Als sie nach Babylon kamen, ließ er ihm alle Ehre anthun; auch mußte er bei Tafel an seiner Seite sitzen, dazu überhäufte er ihn mit Geschenken; und das Gleiche thaten die Herren an seinem Hofe und alle Fürsten des Landes, die seinen Gesang nicht genug bewundern konnten.

Da ging eines Tages der Sultan mit ihm durch seinen Rosengarten spazieren und blieb bei einem Manne stehen, der in den Pflug gespannt war. „Sieh," sprach er zu ihm, „dies ist der König von Portugal; thut es Dir nicht leid, daß der König Deines Landes hier den Pflug ziehen muß?" „Ich bin nicht von Portugal," sagte der Spielmann, „sondern aus England gebürtig; aber wir Spielleute haben keine Heimath: wir ziehen von Lande zu Lande und überall heißt man uns willkommen. Doch wäre ich gern wieder jenseits des Meeres: das Verlangen danach läßt mich nicht schlafen:

Es störet mir die Ruh,
Den süßen Schlaf bei Nacht."

„Gefällt es Dir nicht in unserm Lande?" fragte der Sultan. „Es kann nirgendwo schöner sein," antwortete der Spielmann, „als in diesem Rosengarten." Da fing er an zu singen:

Ich kam vor kurzer Zeit
In einen schönen Garten,
Da blühten weit und breit
Viel Blumen aller Arten.
Doch eine Rose war,
Die mir zumeist gefiel:
Die blühte wunderbar
Auf ihrem Dornenstiel.

Der Sultan fragte, welche Rose er meine. Da zeigte er ihm eine und der Sultan brach sie ihm. Da sang der Spielmann:

Du edle Rose gut,
Die Du in Dornen sitzest,
Wie bitter bis auf's Blut
Du mir den Busen ritzest,
So freut mich doch Dein Schein
Und Deiner Farben Pracht,
Und flüstre voller Pein:
Ade, zu guter Nacht!

Damit gingen sie aus dem Garten und der Spielmann sang:

Jetzt muß ich ganz betrübt
Aus diesem Garten gehen
Und was ich stets geliebt
In schweren Banden sehen;

Doch zögest Du mit mir,
So blickt' ich nicht zurück:
Nur dort, nur dort, nicht hier
Blüht mir des Lebens Glück.

Seit diesem Tage ward der Spielmann immer stiller und trauriger; auch seine Lieder klangen täglich harmvoller und rührender. Dabei zehrte er sichtlich ab und die Blässe seiner Wangen verrieth, daß er an einer Krankheit leide, die nur jenseits des Meeres geheilt werden könne. Als er daher vor den Sultan trat mit der Bitte, er möchte ihn doch heimschicken, konnte er es nicht abschlagen und sagte: „Lieber Spielmann, wenn ich nicht sähe, wie weit es mit Dir ist, so böte ich Dir alle Schätze meiner Kammer, damit Du bei mir bliebest. Da aber das Heimweh Dich nicht länger hier duldet, so zieh in Frieden; sage mir aber, welchen Lohn Du für Deine Lieder begehrst; Du weißt, ich habe bei meinem Bart geschworen, Dir keine Bitte zu versagen." Der Spielmann sprach: „Herr, Ihr habt mich hier reich genug beschenkt: ich habe mein Lebenlang davon zu zehren. Wenn Ihr mir aber eine Wohlthat erzeigen wollt, so schenkt mir einen Eurer Christensclaven, damit ich auf der Heimreise einen treuen Begleiter habe." Da ließ der König alle seine Sclaven herbeibringen und darunter war auch jener Mann, der ihm den Pflug zog. Der Spielmann ging durch ihre Reihen, sah sich Mann für Mann prüfend an und wählte endlich den König von Portugal. Daran nahm der Sultan kein Arg; vielmehr ließ er ihm und seinem Reisegefährten ein prächtiges Schiff ausrüsten und reich mit Schätzen beladen. Da beurlaubte sich der Spielmann von dem Sultan und allen Herren des Hofes und stellte sich, als bestiege er mit dem Könige von Portugal das Schiff; stahl sich aber heimlich hinweg und pilgerte erst zu Fuß nach dem heiligen Grabe, denn diese Wallfahrt hatte er für das glückliche Gelingen seines Vorhabens schon im Walde bei dem Einsiedel gelobt. Wie aber das Sprichwort ein wahres Wort ist, daß Kirchengehen nicht säumt, so gab es ihm Gott zu Lohn, daß er noch vor dem König von Portugal in Lissabon anlangte. Erst am andern Tage kam auch dieser in den Hafen gesegelt und ward von seiner Gemahlin, die schon am Strande stand, mit tausend Freuden empfangen.

Es konnte aber dem König nicht lange verborgen bleiben, daß die Königin über Jahr und Tag aus dem Lande gewesen war; auch fehlte es nicht an falschen Zungen, die sie deshalb der Untreue bezüchtigten. Der König wollte ihnen jedoch kein Gehör geben, weil das Hemd, das er in der Gefangenschaft getragen und auch jetzt nicht vom Leibe ließ, noch so weiß und rein war wie frischer Schnee. Allein die Anklagen wurden immer dringender: da riß ihn endlich die Eifersucht hin, ihr über Tisch die Frage vorzulegen, wo sie über Jahr und Tag gewesen sei. Da bedeckte die Königin ihr Angesicht mit einem Tuche, stand auf und ging weinend aus dem Saale. Schon hatte der König Befehl gegeben, sie gefangen zu nehmen, als der Spielmann hereintrat und zu singen begann:

Jetzt muß ich ganz betrübt
Zu meinem Grabe gehen
Und bald, was ich geliebt,
In fremden Armen sehen.
Ist das der Treuen Lohn,
Daß sie Dich frei gemacht?
Doch klingt mein heller Ton:
Ade, zu guter Nacht!

Der König, der den Spielmann sogleich erkannt hatte, verstand doch den Sinn seines Liedes nicht. Aber dieser fuhr fort zu singen:

O Rose voller Pracht,
Die Du in Dornen sitzest,
Wie bitter mit Verdacht
Du mir den Busen ritzest!
Ich habe Dich erlöst
Aus fernem Türkenland:
Für Lieb und Treue stößt
Mich von sich Deine Hand.

Hiermit ließ er das Spielmannskleid von seinen Schultern fallen und in königlichem Schmuck stand die Königin von Portugal vor ihnen da. Erstaunt und betroffen sprang der König von seinem Sitze, fiel ihr zu Füßen, küßte den Saum ihres Gewandes und bat ihr unter vielen Thränen sein Unrecht ab. Dann ergriff er selber die Harfe und sang knieend:

Du meiner Seele Bild,
Wie hab ich mich vergangen!
Der Reue Thräne quillt,
Roth färbt mir Schuld die Wangen.
Ich küsse Fuß und Hand,
Den Saum Dir am Gewand.
Im Staube lieg' ich hier:
Vergib, Geliebte, mir!

Du hast mich frei gemacht
Von Ketten und von Banden,
Mich in mein Reich gebracht
Aus großer Noth und Schanden.
All, all mein Leben lang
Will ich Dir sagen Dank,
Dein treuer Diener sein,
Herzallerliebste mein!

Die Königin hob ihn auf, zog ihn an ihr Herz und küßte ihm die Thränen von den Wangen. Der König erzählte seinen Tischgenossen und dann auch dem ganzen Volke vom Altan des Schlosses, was die Königin für ihn gewagt hatte und wie er ihr allein sein Reich und seine Freiheit verdanke. Auf ihren Wunsch und um die Freude dieses Tages nicht zu trüben, verzieh er auch allen ihren Anklägern. Da war großer Jubel im ganzen Lande. Die Hauptstadt ward mit Fahnen und rothen Tüchern geschmückt und das neu verbundene Königspaar im Triumph über Markt und Straßen geführt. Nun genossen sie erst ihres Glücks und gedachten bis in hohes Alter gern der überstandenen Trübsale.

Karl Gutzkow.

Unter den Formen und Wandlungen, welche der Begriff des Heldenhaften annimmt, bezeichnet Thomas Carlyle als eine der jüngsten den Schriftsteller — „so lange," fährt er fort, „diese wunderbare Kunst der Schrift, oder der Schnellschrift, welche wir Buchdrucken nennen, besteht, läßt sich auch erwarten, daß er als eine der Hauptformen des Heldenthümlichen für alle kommende Zeit fortdauern wird." Dies Heldenhafte ist der beständige, unermüdliche Kampf gegen den Irrthum und den Schein der Dinge, die innere Aufrichtigkeit, das Suchen nach Wahrheit. Nicht immer findet der Suchende das Licht, er fällt, er unterliegt, aber er erhebt sich wieder, er steht wieder in der ersten Reihe der Kämpfenden — eine schwierige, schlüpfrige Bahn, auf der das Erklimmen der Höhe nur mit Aufopferungen, nach vielem Straucheln zu erreichen ist.

Niemand unter den Schreibenden unserer Tage kommt diesem Begriffe so nahe, als Karl Gutzkow. Wenn eine spätere Zeit einmal mit freigewordenem Geiste auf die unserige zurückblickt, wird sie in Gutzkow den Typus eines „schriftstellernden Helden" erkennen, den Carlyle mit Unrecht in Goethe suchte, mit seiner hellen wie dunkeln Seite. Dunkel — denn der Schriftsteller ist durchaus abhängig von seiner Epoche, oft von ihren kleinsten, unscheinbarsten Interessen, er muß der Noth des Lebens, der Laune des Publicums bald minder, bald mehr opfern, nicht kann er, in die sichere Stellung Goethe's sich einwiegend, von der Höhe des Musenberges das Getümmel des Marktes überschauen, er würde seinem Beruf ungetreu werden, stände er nicht inmitten desselben. Der glücklichere Dichter concentrirt sich, arbeitet in der Stille, zwei- dreimal formt er eine Iphigenia um, der Schriftsteller zersplittert sich, bei jeder auftauchenden Frage verlangt die Menge eine Antwort, eine Meinung von ihm. Diese Nothwendigkeit, fortwährend zu kämpfen, anzuregen, zu fesseln, wird zuletzt zu einem Zauberbann, dem der einmal Gefangene sich nicht mehr entzieht. Dann knüpft ihn nicht allein die Existenzfrage an dies vielseitige unermüdliche Schaffen, es ist ihm sein Höchstes, Theuerstes geworden, wie der Redner in großen Versammlungen oft wider seinen Willen sprechen, so muß er schreiben. Die Gedanken, möcht' ich sagen, ersticken ihn sonst. Dem Dichter bleibt auch in seiner verkümmertsten Erscheinung noch ein Abglanz der Freiheit, der Schriftsteller steht im Dienste der Zeit, ihr Gladiator oder ihr Bannerträger, gleichviel, er ist ihr immer leibeigen. Nur zu oft läßt sich seiner Arbeit das Mechanische, der Druck des Nothwendigen ansehen — Proletarierarbeit, wie diese gefertigt und belohnt, aber zuweilen ist sie angehaucht von dem Athem der höchsten Götter, welche die Zeitgenossen verehren, zuweilen ist Schwung, Adel, Größe in ihr, die sie neben und über die herrlichsten Schöpfungen der Vergangenheit stellen.

Solches Dasein schafft sich nicht der Wille des Einzelnen, der Zufall, die Umstände bringen es verbunden mit ihm hervor. Gutzkow ist durch die Julirevolution Schriftsteller geworden. „Ich hatte," schrieb er 1835 zu Mannheim im Gefängniß, „Alles um Priester, Volkslehrer, Jugendlehrer, vielleicht noch Größeres zu werden; Nichts um ein Dichter, was ich wider Willen und zufällig wurde." Er erkannte sich wenigstens darin richtig, daß sein Wesen die Wirkung auf Andere sucht und gleichsam zur Selbstberuhigung bedarf; er verkannte, daß in ihm eine seelische Saite klang, die so oder so unter jeder Verhüllung seines äußern Menschen einmal widergetönt hätte. — Karl Gutzkow ist am 17. März 1811 zu Berlin, im Akademiegebäude, geboren. Sein Vater war Leibbereiter des Prinzen Wilhelm, dann Beamter im Ministerium des General von Boyen. Leidlich beschränkt, kleinbürgerlich, aber doch vielfach

anregend, waren die Beziehungen und Verhältnisse, unter denen er groß ward, er hat sie selbst in seinem liebenswürdigsten Buche „Aus der Knabenzeit“ anziehend geschildert, so lauschig und traulich, wie die Lieblingsplätze seiner Kindheit. Berlin und die Mark sind für poetische Anschauung und landschaftliche Schönheit übel berufene Orte; doch mit hinüber und herüber in diesen Verhältnissen ... schade, daß diese Selbstbekenntnisse der frühsten Jugend grade an dem Punkte abbrechen, wo die Wissenschaft ihre Macht auf ihn auszuüben begann. Das Buch „Aus der Knabenzeit“ endet 1821, mit seinem Eintritt in das Friedrich-Werder'sche Gymnasium; zehn weitere Jahre sind Gutzkow dann in strengen



Karl Gutzkow.

Unrecht; der Landschaft fehlen zwar die großartigen wie die romantischen Ansichten, aber nicht die feinen, dem Auge wohlgefälligen Contouren, Berlin besitzt keine rauschende, glänzende Poesie, nichts Farbiges, allein es ist reich an idyllischen Plätzen, an einsamen, abgeschlossenen Gärten, voll Gegensätze, die anregend auf ein jugendliches Gemüth wirken, damals in Gutzkow's Jugend noch stärker, lebendiger wirken mußten, je unvermittelter und reicher sie neben einander standen. Es war zugleich eine Stadt der Helden und der Gelehrten, eines glänzenden vornehmen Lebens und der Beschränktheit norddeutscher Handwerker. Das Geschick warf den Knaben Studien hier und auf der Berliner Universität verflossen.

Wie er selbst auch darüber denken mag, diese Studien der Theologie und Philosophie haben ihn nie wieder losgelassen, sie geben allen seinen Werken einen lehrhaften, didaktischen Anhauch. Seine Ideale stammen nicht aus dem Gedanken der Schönheit allein, sie sind zugleich Ideale der erreichten oder doch zu erreichenden Tugend. Es ist thöricht, das Wesen eines Menschen ewig „Tendenz“ zu nennen. Wenn Schiller Menschen und Dinge mit vorwiegend historischem Blick betrachtete, so sucht sie Gutzkow in die Beleuchtung zu stellen, die von den verschiedenen Anschauun-

gen des Christenthums, der neueren Philosophie, der socialen Lehren ausströmt. Nicht äußerlich und willkürlich nimmt er diese Elemente auf, sie sind von den Tagen her, als er Hegel und Schleiermacher hörte, die Lust seines Lebens geblieben. Daß sie auch zu Fragen des Tages wurden, daß nicht mehr ein kleiner Hörsal, eine kleine Kirche den Gedanken des Absoluten, die Forschung nach der Wahrheit des Christenthums umschloß, bestimmte dann das Loos des angehenden Schriftstellers. In allen bedeutenderen Werken Gutzkow's kehrt die religiöse Frage wieder, in: „Maha Guru," seinem ersten Roman, in „Wally," in „Uriel Acosta," in den „Rittern vom Geist," sie beschäftigt ihn ausschließlich in seinem noch unvollendeten Werke „der Zauberer von Rom." Sie durchdringt sein Denken, sie bewegt sein Gemüth, in irgend einer Verhüllung tritt sie überall auf. Von der Ironie beginnend, durch Zweifel und Hindernisse jeder Art sich muthig hindurchschlagend, will sie eine freie Höhe erreichen, wo vor dem Lichte einer edleren und reineren Gottesverehrung die Nebel des Irdischen, des an die Kirche gefesselten Geistes zerstieben. Maha Guru, der zum Dalai Lama erhobene tibetanische Jüngling, konnte in dem Gegensatze seiner Göttlichkeit und seiner Leiblichkeit sich nur durch das Aufgeben des Göttlichen retten, Wally starb verzweifelnd, im Trachten nach Gott, der sich ihr entzog, in Uriel Acosta, der schönsten Blüthe dieser Entwicklung, steht der Einzelne, der sich frei über die Satzung des Glaubens erheben will, den objectiven, auch für ihn sittlichen und heiligen Mächten des Lebens gegenüber, der Familie; der Kampf, der bisher ein einsamer, für sich abgeschlossener gewesen, tritt damit auf die Bühne der Welt, es handelt sich nicht mehr um die Verneinung, nicht mehr um den Zweifel, eine neue Anschauung ist da, ein neues Gottesbewußtsein, das nach Geltung ringt. Die Keime all' dieser Blüthen lagen in der Seele des neunzehnjährigen jungen Mannes, der am 3. August 1830 in der Aula der Universität bei der feierlichen Begehung des königlichen Geburtstages vernahm, daß er die von der philosophischen Facultät gestellte Aufgabe gelöst und den Preis gewonnen habe... er selbst hörte nur mit halbem Ohre hin, ihn erfüllten zum ersten Mal in seinem Leben die politischen Neuigkeiten, die Kunde der Julirevolution. An jenem Tage, erzählte er später, las er zuerst eine Zeitung. Fortan hatte seine abstracte Wissenschaft eine Richtung auf das Leben, die Zeit erhalten.

Die Philosophie ist eine Vorschule der Kritik, damals zumeist, wo Alles, Staat, Religion und Gesellschaft an den Rand des Abgrundes gedrängt zu sein schien, aus dem Zusammenbrechen der alten neue Formen und Gestaltungen erwartet wurden. Der Kampf um diese Zukunft konnte, bei der Geringfügigkeit der eigentlich politischen Debatte, nur in der Literatur geführt werden. Die Kritik, die Wolfgang Menzel im Literaturblatte gegen Goethe und die herrschenden Tagesschriftsteller begonnen, fesselte die Aufmerksamkeit der Strebenden, der Jugend — die mechanisch gewordene, leere Kunstthätigkeit sollte von einem neuen, gedankenreichen Inhalte begeistigt, die abstracte, reine Schönheit durch das Ideal der Tugend, der wahren Menschlichkeit ersetzt werden. Es war, als ob wieder die Titanen die Sitze der alten Götter stürmen wollten. Die polemische Ader in Gutzkow wurde mächtig von solchen Vorspielen der Schlacht, die Alle erwarteten, angeregt, er trat mit Menzel in Verbindung, er ging 1831 nach Stuttgart. Ein zweiter Faden schlingt sich damit durch das Gewebe seiner Laufbahn, die journalistische Thätigkeit. Wenn man nur den außerordentlichen, doch mehr feingespitzten, als mächtigen Verstand, die Fähigkeiten, den Interessen jedes Tages, jeder Richtung die allgemeine, anregende Seite abzulauschen und sie vertheidigend oder bekämpfend darzustellen und zu entwickeln, zuletzt die geistige Unruhe und das Kriegerische in Gutzkow anerkennt: so wird man geneigt sein, auch in diesen Arbeiten seinen Werth und seinen Ruhm zu finden. Er hat so oft an der Spitze eines Journals gestanden, so oft kritische und politische Feldzüge geführt, daß sein Bild sich wohl in dieser Form eines „Journalisten für immer" bei oberflächlichen Betrachtern festsetzen konnte. Doch offenbart sich in dieser Thätigkeit nur die eine, mehr negative Richtung seines Geistes; weil sie am schärfsten und eckigsten sich herausgebildet hat, gilt sie für den ganzen Menschen; er geht auf in „Polemik" und „Verstand," ja er schafft wohl gar, wie behauptet worden, mit dem Verstande das Gemüth seiner Helden! Allein man braucht nur sein erstes Werk „Briefe eines Narren an eine Närrin"

zu durchblättern, um sich von der ursprünglichen sentimentalen und weich zerfließenden Stimmung Gutzkow's zu überzeugen. Erst seine Kritik gegen die Andern machte ihn kritisch gegen sich selbst. In der Betrachtung des Fremden gewann er den eindringlichen, freilich auch den „bösen“ Blick, sein eigenes Herz, seine Wallungen, seine Schöpfungen mißtrauisch, zweifelnd, selbstquälerisch zu betrachten und zu zerlegen. Um sie im Einzelnen zu würdigen, ist Gutzkow's journalistische Thätigkeit zu reich und umfassend, sie hat sich mit einer ihm eingeborenen und für seine poetische Begabung nicht allzugünstigen Theilnahme an jeden Namen, an jede Thatsache seit nunmehr achtundzwanzig Jahren gewandt, ihr Wesen zu erkennen, ihre Räthsel zu lösen gesucht. Es ist klar, daß hier nicht Alles echtes Gold, daß geringere Metalle sich mit den edelsten mischen, seine „Oeffentlichen Charaktere,“ seine „Säcularbilder,“ „Briefe aus Paris,“ „Wiener Eindrücke“ gehören hierher. Vielfach und bedeutend sind die Anregungen, die sie gewähren, in einer meist vollgelungenen Darstellung findet die feinste Beobachtung der Zeitgenossen und der Verhältnisse ihren Ausdruck. Nicht immer theilen wir die Ansichten des Verfassers, wir glauben nicht an die Freiheit, die er dem Menschen in seinen Handlungen gibt, glauben nicht, daß die Geschichte mehr ein Werk der Leidenschaft, als der Nothwendigkeit sei, allein dieser Widerspruch verleiht seinen Schriften vielleicht noch einen höheren Reiz. Auch sie wollen im Zusammenhang ihrer Zeit begriffen sein; man erkennt, wie Jeder jetzt aus Heine und Börne sieht, um welch' theuren Preis Deutschland die liberalen Gedanken damals erkaufte. In der Julirevolution, in den französischen Phrasen wurde etwas wie eine neue Erhebung des Menschengeschlechtes gesehen, das Nationale als vollständig veraltet und geistlos in das Meer der allgemeinen Freiheit geworfen. Es muß Gutzkow zum Verdienst angerechnet werden, daß er im Ganzen und Großen sein deutsches Wesen aus dieser Zerfahrenheit rettete, nicht wie Heine in der traurigen Schwärmerei für eine Nation unterging, die nur dazu bestimmt ist, das römische Prätorianerthum und die Triumphzüge der Tyrannen nachäffend noch einmal heraufzuführen.

Die äußeren, von Frankreich kommenden Anregungen, die innere Unruhe, dasselbe ehrgeizige Streben nach Anerkennung, dieselbe Vorliebe für die „große Zukunft“ und ihre Ideale schufen das Junge Deutschland. Unter dem Namen der Guelfen haben sich einst in Mailand die Dominicaner und ihre heftigsten Gegner, die waldensischen Ketzer, gegen den deutschen Kaiser geeinigt, ähnlich stellte man von Seiten der Polizei und des Staates mehrere junge Schriftsteller unter das Schwert dieses Namens. Gutzkow, seit 1833 mit Menzel zerfallen, hatte „Wally, die Zweiflerin“ geschrieben, der frühere Freund ihn nicht nur kritisch angegriffen, sondern als Verführer des Volkes, als Verächter der Religion angeklagt. Solche öffentliche, sich an die Staatsanwaltschaft wendende Beschuldigung war unerhört, der Streit, der um Goethe's „Werther“ getobt, erhob sich auch über Wally, freilich mit tragischem Ausgang. Jung Deutschland ward verfehmt, Gutzkow mußte 1835 im Gefängniß zu Mannheim drei Monate den kühnen Ausspruch büßen, „daß Gott den verzweifelnden Herzen am nächsten ist.“

Was das Junge Deutschland wollte, dachte — es ist in „Wally“ niedergelegt. Weder über ihren Inhalt, noch ihre krampfhafte, aber nicht unschöne Darstellung, weil sie eine von der Leidenschaft gesprengte Form ist, sind Wienbarg, Laube, Mundt und Heine hinausgegangen. Heine selbst bedeutet für die innerliche Entwicklung unserer Literatur wenig, er ist mit Goethe der größte, aber nicht der erste Liederdichter der Nation, er hat die Romatik nicht mehr als Elfenkönigin, er hat sie als Melusine mit dem Fischschwanz dargestellt. Gutzkow beklagt sich oft über das harte Urtheil, das die jetzt Lebenden über Jung Deutschland aussprechen, er vergißt, daß „Wally“ allein noch ein Denkmal jener Zeit ist. Die Thaten des Jungen Deutschland entspringen nicht aus der eigenen, sondern aus fremder Leidenschaft; die Lehre St. Simon's, die Romane der Sand sind die Quellen seiner Begeisterung. Was jenseits des Rheines wenigstens das Pathos des Herzens war, wurde diesseits zur Schminke des Gesichts. Als die Literatur bei uns wieder von nationalen Einflüssen ergriffen, die Vorbilder des Herrlichen und Schönen in Schiller, Goethe, Kleist und Tieck wieder das Maß der Schönheit wurden, verschwanden die Schemen, die — ich weiß nicht, welche tiefe Gedanken versinnlichen sollten. Auch Wally, von der Gutzkow selbst zugesteht, daß sie an Lelia erinnere, würde vergessen sein, enthielte sie nicht Etwas, das einem Glau-

bensbekenntnisse gleicht, enthüllte sich nicht schon in ihr eine Weltanschauung, die Gutzkow's Dichtung bedingt.

Mit Begeisterung gedenkt er der Jahre 1834 und 1835; nie hat ein schönerer Sommer über Deutschland gelächelt, reicher standen nie die Aehren, duftiger blühten nie die Blumen. Er selbst ist jung, von muthigen Gedanken beseelt, elektrisch durchzittert von dem Schlag einer, wie er sie damals ansah, großen That, dem Selbstmord der Charlotte Stieglitz. Eine Frau, die sich opfert, ihren Gatten zum Dichter, zu einem Sänger mit einem tragischen Geschick zu machen, ihm gleichsam den Lorbeer schon im Voraus durch ihren Tod zu gewinnen! Eine psychische Ueberspannung, die wohl zu einer poetischen Lösung auffordern konnte, die dann aber auch nur im Gebiete der Poesie, nicht in dem der Philosophie und Religion gesucht werden durfte. Freilich verschwände damit der Zauber, den die Literatur auf die Gesellschaft ausüben, der Zusammenhang, in dem sie mit der Gegenwart und der „Constituirung der Zukunft“ stehen wollte. Gutzkow's Wally stirbt keinem Gatten, nicht der Liebe, sie stirbt dem Zweifel, sie ist die Märtyrerin ihrer eigenen Unklarheit. Der Roman scheidet sich in zwei von einander unabhängige Theile, in dem ersten erlebt Wally Herzenswandlungen, in dem letzten Geistesirrungen. Aus der launenhaften, vornehmen Dame wird ein grübelnder, sich verzehrender Skeptiker. In jeder Hinsicht ist der erste Theil gerundeter, vorzüglicher, wenn auch nach Lelia gearbeitet, doch innerlich wahrer, als das Tagebuch Wally's, der Aufsatz Cäsar's über die Religion. Diese Seiten führten damals des Dichters Verurtheilung herbei, jetzt erscheinen sie ihm mehr als „Don-Quijoterie;“ auch ein Zeichen, wie Menschen, Dinge und Gesinnungen sich ändern. Wie gesagt, der poetische Werth der Wally ist nicht gering anzuschlagen und es ist zu bedauern, daß mitten im Lauf Gutzkow sein Ziel änderte. Wir sehen Wally schwanken zwischen den Forderungen ihres Herzens und den Launen ihres Geistes, Alles in ihr und um sie ist sprunghaft, abgebrochen, wie ihre Rede — sie jagt durch den sonnenhellen Wald, sie wirft die Ringe ihrer Ritter spielend von ihrer Reitgerte zu Boden, sie liebt, sie vermählt sich dem ungeliebten Mann. . . . Ist so das „moderne“ Leben? Ist es nur ein Traum? Und hier müssen, um eine Ansicht in das innerliche Schaffen Gutzkow's zu gewinnen, seine poetischen Arbeiten bis 1840, wo er sich fast ausschließlich der Bühne zu widmen begann, in den Kreis der Betrachtung gezogen werden: „Seraphine“ und seine vorzüglichste Novelle „Die Wellenbraut.“

Die Novelle Tieck's ist eine ironische Anschauung der Gesellschaft und steht über allen Gegensätzen. Ihr bedeutet die Sitte so viel oder besser so wenig, wie die Freiheit des Herzens. Im Reiche der Schönheit hören die socialen Conflicte auf, an ihre Stelle treten seelische Verwickelungen, deren letzter Kern auch nur der Laune des Poeten entspringt, nicht dem tiefsten Wesen des Menschen. Wenn diese Gestalten tragisch enden, so büßen sie keine Schuld, sondern erfahren die dämonische Macht des Mißgeschicks. Das Schicksal selbst besitzt nichts Heiliges und Reinigendes mehr, es zerstört keine Wesenheit, es löst nur ein Märchen auf, einen Traum, eine alte Geschichte. Nach der Seite des Inhaltes hin macht die Erzählung Gutzkow's einen Fortschritt. Sie nimmt Theil an ihren Helden, sie liebt, sie leidet und stirbt mit ihnen. Ein Blutstropfen aus seinem eigenen Herzen ist auf diese Seiten gefallen. Den Widerspruch zwischen Gemüth und Geist, zwischen „Herz und Welt,“ wie er ihn später bezeichnete, er hat ihn durchgekämpft, er schlug all' seine Schlachten. Diese glänzenden, lieblichen und gefährlichen Frauen in der Pracht des Reichthums, dem Schmuck der Bildung, Wally, Julie, Idaline, auch an ihm rauschten sie vorüber — und im Hintergrunde des festlichen Bildes stand einsam, verlassen, im verschossenen Gewande die erste, die Jugendliebe, die arme Marie, die traurige Seraphine. Hier müssen alle Accorde der Zeit widertönen; je reicher die Bildung dieser Gestalten ist, desto tiefer schmerzt sie der Zwiespalt, den sie nicht ausheilen können. Es gelingt ihnen, die Maske der Befriedigung oder der Kälte auf Augenblicke vorzunehmen, ruhig und resignirt zu erscheinen, bis die Vergangenheit plötzlich vor ihnen auftaucht und die Narben der Wunden sich öffnen. Gutzkow's Männer erinnern so oft an Werther, daß man über eine Kritik erstaunen muß, die immer nur „kühle Verstandesspeculation“ in diesen Ergüssen eines vielbewegten Gemüthslebens fand! Wie einen Panzer haben sie um ihr weiches, sentimentales Herz skeptische und verzweifelnde Ansichten, einen höhnischen Trotz, eine bittere

Weltverachtung gelegt, in der Gesellschaft spotten sie über Gottheit und Liebe, in ihrer Kammer weinen sie über die neue Heloise, über eine andere, für sie verlorene Charlotte. Wie viel Musik, wohllautende, entzückende Musik ist in den ersten Büchern des Romans „Seraphine," in dieser Geschichte eines armen Mädchens, die nach einander von zwei hochbegabten, aber im schroffsten Gegensatze zu einander stehenden Männern geliebt wird, jenen durch ihre Schwäche, diesen durch ihre kalte Härte auf immer von sich stößt! Es ist ein berauschender Hymnus, den Idaline am Tage ihrer Vermählung dem Manne schreibt, mit dem sie nur einmal zusammen über den See im Mondenschein gefahren und der durch den Zauber seiner Erscheinung ihr Herz aus seiner Erstarrung gelöst und sie auf immer beseelt hat. Auch dies kommt hinzu, daß diese Kämpfe des Gemüths nicht willkürlich von dem Dichter erfunden sind, daß sie niemals heftiger und zerstörender als in der modernen Gesellschaft sich offenbarten — warum bestreitet man trotzdem Gutzkow den so wohlverdienten Ruhm, am deutlichsten in seinem und der Zeitgenossen Herzen gelesen zu haben? Heine's „Weltschmerz," Lenau's Schwermuth, welche Bewunderung erweckten sie nicht? Und stieg Gutzkow nicht tiefer in den Schacht der Seele hinab, fand er nicht eine reichere Ausbeute? Aber hier berührt man die Achillesferse seines Schaffens. Seine Bildung ist sein Fluch. Er verflicht in das ursprünglich einfache Gewebe seiner Erfindung die mannigfaltigsten, wunderlichsten Fäden, die Herzensgeschichte Seraphinens verläuft zuletzt in politische und philosophische Gespräche und springt mit einem gräßlichen Zufall aus einander, so daß man nur den Eindruck einer niederfahrenden und verlöschenden Sternschnuppe behält. Nebenpersonen, unbedeutende Einzelheiten sollen der Haupthandlung das Colorit der Wirklichkeit geben, während ihre Grundfärbung doch idealistisch bleibt. Zu oft erwartet der sinnige Leser die seelische Entwickelung der Charaktere an einer Stelle, wo er eine Reihe feiner, unterhaltender aber dem eigentlichen Zweck fremder Beobachtungen antrifft. In „Maha-Guru" sind mit dieser Vorliebe die zu Lhassa residirenden Chinesen geschildert; „die Diaconissin," eines der letzten Werke Gutzkow's, das in dem Tagebuch Constanzens ein schönes Zeichen edelster Empfindungen gibt, leidet an dem gleichen Fehler zu weit gedehnter Episoden.

Darum wird es Gutzkow so schwer, einen reinen, von allen Theorien und dem Kunstwerke fernliegenden Gedanken freien Eindruck absoluter Schönheit hervorzubringen. Seine Muse wirbelt mit dem Saume ihres nachschleppenden Gewandes den Staub der Erde empor, sie wandelt in dieser Wolke, sie schwebt nicht darüber. Weil sie eine kämpfende ist, die wie Pallas Athene neben Diomedes im dahinfliegenden Wagen steht und den Wurf seiner Lanze richtet, erfährt sie auch das Geschick der Streitenden, ihre glänzenden Waffen erblinden, ihr Antlitz droht nur, es versöhnt nicht mehr. So büßt der Einzelne die Schuld der Zeit. Diejenigen indeß, die ihn richten, sollten doch zuerst ihn inmitten dieses Schlachtstaubes zu erkennen suchen, einmal den Menschen von der Rüstung lösen. Konnte der junge, heroische Schriftsteller, der in Kerkerhaft die Tendenz des Jahrhunderts gebüßt, feige von ihr abfallen, sich hinter die „schöne Form" verstecken, nachdem er die Zukunft der Kunst in der Bereicherung und Vertiefung des Inhaltes prophezeiht? Schmachteten denn nicht Alle einem jubelnden Erlösungswort entgegen ... einer edleren Menschlichkeit, einer freieren Liebe? Ihren pathetischen Ausdruck hatten diese Hoffnungen und Begriffe in George Sand's Indiana, Lelia, Valentine erhalten, Gutzkow nahm sie nur kritisch, aphoristisch auf. Die Moral seines Herzens ist angehaucht von dem Schimmer der neuen Gedanken, aber nicht durchleuchtet, in ihr sind für diese wilden und heftigen Neuerungen der gemüthlichen Elemente zu viel. Wie man auch seine ersten poetischen Werke betrachten mag, man sieht überall kein volles Licht, nur gebrochene Strahlen. An Feinheit und Ausrundung der Composition, an dem specifisch „Schönen" stehen „Wally," „Seraphine," „die Wellenbraut" eben so gewiß den besten Novellen Tieck's nach, wie sie dieselben an lebendiger Wirklichkeit, Leidenschaft und geistigem Gehalt übertreffen.

Seit 1836 in Frankfurt am Main verheirathet, hat Gutzkow die nächsten zehn Jahre dort, in Hamburg, auf Reisen nach Paris und Norditalien in unermüdlicher Thätigkeit verbracht. Seine Arbeitskraft und die Wandlungsfähigkeit seines Talents machen nicht seine Bedeutung aus, aber sie sind nicht zu übersehen. Außer den Werken, die ich schon nannte, außer der journalistischen „Spreu,"

die jeder Tag von ihm forderte und wieder verwehte, schrieb er damals seine „Studien zur Philosophie der That und des Ereignisses," die er noch im Gefängniß begonnen, eine warme Anerkennung Goethe's („Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte"), ein trefflich erzähltes „Leben Börne's," in dem sich der Ernst und die Mannhaftigkeit seines Charakters widerspiegelt, den mißlungenen komischen Roman „Blasedow und seine Söhne." Gutzkow's Witz ist zu bitter für eine komische Weltbetrachtung; Jean Paul's Gestalten tanzen beständig zwischen Wirklichkeit und Traum, die Gutzkow's streifen immer an die Satyre. Wieder verschlingen Arabesken die im Nebel zerfließende Handlung, wieder drängt sich der ganze Fleiß des Dichters, die Fülle seiner Anschauungen in bevorzugten Capiteln zusammen, diese fortwährenden Anläufe ermatten den Leser und scheinen den Dichter selbst zuletzt ermattet zu haben.

Indeß fortan ist Gutzkow nicht mehr auf dem Felde der Erzählung, sondern auf der Bühne zu suchen. Das Leben dieses Schriftstellers verfließt auch unter den „zwölf Arbeiten," welche die griechische Sage ihren größten Helden vollführen ließ. Aeußerlich mochte ihn die Nothwendigkeit, seine Familie von seinem literarischen Erwerb zu erhalten, zu der Bühne treiben, die leichteren und reicheren Gewinn versprach, innerlich drängte ihn Alles dazu. Das Volk kennt Gutzkow nur als dramatischen Schriftsteller, seine anderen Werke sind ein ausschließliches Eigenthum der Gebildeten. Auf die Masse wirkt allein das Pathetische oder das Triviale. Gutzkow erreicht weder das Eine noch sinkt er zu dem Andern herab, selbst die Verirrungen seines Geschmackes haben einen geistigen Zug. Und hier war das Publicum auf der richtigen Spur des Löwen. Den Verfall des deutschen Theaters hat Gutzkow mit mächtiger Hand aufgehalten, er erneuert nicht allein die eingehende kritische Debatte darüber, er führt ihm neue Stoffe zu, er macht die Bühne zum Kampfplatz der modernen Gedanken. Seiner eigenen Poesie gewinnt er darum keine neue Seiten ab, er schafft ihr eine bessere, wirkungsreichere Form. Die inneren Gegensätze des Lebens, das psychologische Problem des Herzens wagt er zuerst dramatisch zu gestalten. Die Familienstücke Iffland's sind idyllischer Natur, sie bewegen sich um Aeußerlichkeiten, um die grell gezeichneten Charaktere des moralisch Guten und Bösen, Gutzkow knüpft an Lessing's „Emilia Galotti" wieder an. Der Mensch spricht sich aus, nicht mehr der Hofrath, der Jäger, der Spieler. Wir Alle empfanden die Wunden, welche „die Welt" Werner schlug, wir Alle irrten einmal von dem stillen Veilchen Agathe zu der glänzenden Rose Sidonie, wie Ottfried, auch in uns kämpfte die Liebe des Herzens mit der des Geistes. Wer wollte sich für so bettelarm erklären, daß er nie in diesen Gefühlen geschwelgt, gelebt und gelitten? Welche Frau hätte, wenigstens in der Phantasie, nicht einen Augenblick wie Ella Rose zwischen dem Geliebten und dem Gatten geschwankt? Solche Gestalten tragen den Kern der Wahrheit in sich und verlieren ihren hohen Werth nicht, weil vielleicht ihre Gewänder sie nicht harmonisch genug drapiren. Sie rühren uns, denn wir erkennen in ihnen unser Fleisch, unser Blut, auch sie erfüllen, so weit die Form des gesellschaftlichen Dramas es gestattet, Shakespeare's Wort von der dramatischen Kunst: sie halten der Natur den Spiegel vor. In seinen Schauspielen: „Werner," „Ottfried," „Ella Rose," zeichnet Gutzkow in meisterhafter Ausführung das innere Leben der Zeit, in ihnen waltet der Flügelschlag der Seelen, die in Schmerzen, wie diese Tage es wollen, nach der Schönheit und der Freiheit trachten. Wie hoch eine strenge, aber gerechte Kritik einzelne Mängel der Composition, das Ausgebauschte und Ueberladene der Handlung anschlagen mag, das Echte und Poetische, das Originale darin kann sie nicht verkennen, am wenigsten in der Perle von Gutzkow's Dichtung, in „Uriel Acosta." Der Gegensatz des Glaubens, der in „Nathan" sich auf geschichtlichem Boden bewegt, tritt hier, nicht weil es Gutzkow wollte, sondern naturgemäß im Kreise der Familie auf. Es gibt keine Kreuzzüge, keine dreißigjährigen Glaubenskriege mehr. Am Herde des Hauses kann allein noch die Schlacht der Glaubensfreiheit geschlagen werden, nur hier sind noch Märtyrer möglich. Nie hat Gutzkow das Familienleben seelischer geschildert, nie ist seine Form reiner, seine Sprache edler gewesen.

Gleich schöpferisch bewies sich Gutzkow im Lustspiel. Mit „Zopf und Schwert" steigt die komische Muse im patriotischen Gewande auf die Bühne. Die uns so lang verschlossen war, unsere Geschichte, thut sich vor uns

auf. Die Rococozeit ist nur durch die Komödie wiederzugeben. In die heiterste Laune, den muntersten Scherz verwandelt sich der bisherige Ernst des Dichters. Gutzkow hat ein Auge für die Schnörkellinie, für die komischen Züge historischer Persönlichkeiten. Zu diesen Vorzügen kommt im „Urbild des Tartüffe" die Schilderung Molière's, eines seiner poetischen Meisterwerke, und eine auch ethisch uns ergreifende Handlung.

Eine so lange theatralische Laufbahn, die sich bis zum Jahre 1849 fast ununterbrochen, in seiner Stellung als Dramaturg des Dresdener Theaters seit 1846, und dann bis jetzt, wenn auch nur in Zwischenräumen, fortzog, konnte nicht ohne Niederlagen bleiben. Gutzkow arbeitete rasch, oft zu viel; sein erstes aufgeführtes Trauerspiel „Richard Savage" und „der dreizehnte November" errangen mit ihren melodramatischen Effecten vorübergehend Erfolg, ganz aber verkannte er das Wesen und die Grenze seines Talentes in den historischen Tragödien. „Patkul," „Pugatschew," „Wullenweber" sind wie „Nero" verfehlte Schöpfungen. Es war schon wunderlich, in „Nero" eine moderne Komödie und einen geschichtlichen Vorfall zusammenzuleimen, die Personen bald im antiken, bald im Stil des Jahres 1832 sich äußern zu lassen, allein man konnte das Ganze wie ein allegorisches Schattenspiel betrachten. In den anderen Trauerspielen ist die Uebertragung der liberalen Anschauungen, der Herzenskämpfe ernst gemeint. Nur läßt sich die Geschichte nicht so verklären; nie vermochte in Wullenweber's Tagen ein Mensch den Gedanken „eines freien Bundes für alles freie Denken und Handeln" zu hegen, nie war Patkul mehr als ein unruhiger, aufständischer, eitler Edelmann. Diese Conflicte, diese Helden schweben in der Luft. Nachdichten kann die Geschichte allein ein pathetischer Geist, Shakespeare, Schiller, selbst Goethe vermochte im „Götz" und „Egmont" nur die Schauspieleffecte, nicht die Tragödie einer geschichtlichen That darzustellen.

Jetzt hat sich Gutzkow wieder seiner journalistischen Thätigkeit und dem modernen Roman zugewandt. Seine „Ritter vom Geist" haben ihn an die Spitze der deutschen Literatur gestellt. Was ihm an der intensiv nur poetischen Wirkung fehlt, ersetzt sein umfassender Geist. Die „Ritter vom Geist" erfuhren die verschiedensten Beurtheilungen, die Gegner sahen in ihnen eine neue Auflage von Eugène Sue's „Geheimnissen von Paris" und verspotteten schon ihre neun Bände. Ueber den ästhetischen Werth eines „Culturbildes" ist schwer ein giltiges Urtheil zu fällen, da wir in den „Rittern" das erste und einzige besitzen. Diese Frage ist eine offene für die Zukunft, schwerlich würde Aristoteles aus den Tragödien des Aeschylos allein seine Theorie des Trauerspiels entwickelt haben. Das Gemälde einer Zeit läßt sich von den Zeitgenossen selber nicht auf das Maß, nicht auf den künstlerischen Abschluß eines vollendeten Romans führen, seiner Natur nach ist es zu weit für diese Grenzen. Ja, es hat nicht einmal einen nothwendigen Schluß, seine Fäden reichen in die fernste Zukunft. Dieser Bruch der ästhetischen Gesetze scheint ein der Gattung angeborener Fehler. Aber der Zauber eines solchen Gemäldes muß in anderen Reizen gesucht werden — es ist das Leben, das uns aus ihm anhaucht, dasselbe Leben, das wir führen, in dessen Beziehungen, Verwicklungen und Wogen wir stehen, dem wir die Fahne voran oder die Schleppe nachtragen, der Athem der Begeisterung ist es, der aus den „Rittern" uns entgegenweht, der Gedanke einer Verbrüderung der Besten, das dämmernde Roth eines schöneren Tages, das sie wie mit einer Glorie krönt und uns mit Hoffnungen und Zukunftsträumen erfüllt. Die Bewegung von 1848 fand in diesem Werk ihren poetischen Ausdruck, plastische Gestaltung, wir waren diese Dankmar und Egon, wir verkehrten mit Justus und Schlurck, wir sahen an den Tagen der „großen Demonstrationen," auf den Barricaden des März jenen unheimlichen Hackert dahinschleichen.... Und kannten wir sie nicht die holden, verstrickenden Gestalten, nicht Melanie und Helene? In ihnen vermählte sich das Leben harmonisch mit der Romantik, in ihnen klang aus, was Cäsar einst zu Wally geführt und dann von ihr getrieben, was Seraphine verschuldet und gelitten. Die Frage, die in dem tiefgefühlten Gedicht an Helene d'Azimont in den „Rittern" sich wendet —

„Ist es denn Dein innerstes Bedürfen
Andern Alles, Nichts Dir selbst zu sein?
Nichts der Frauen höchstem Liebesruhme,
Nichts, Helene, dem Entsagungsschmerz?"

schloß mit wehmüthigem Ausklang die tiefe Kluft zwischen Herz und Geist.

An Kunstwerth, an romantischem Schmelz sind die ersten drei Bände der „Ritter" vor-

züglicher, als die letzten, sie gehören mit wenigen Ausnahmen durchaus der Welt der Schönheit an. Später tritt der Fluß der Begebenheiten von den Höhen in die Ebene, er wird breiter, aber seine Ufer flacher, Aehrenfelder bedecken sie, aber es fehlen ihnen zu oft der rauschende Wald, die murmelnden Bäche, die aufragenden Felsen, die uns in seinem oberen Laufe entzückten. Hier gestattet der Raum keine Ausführung dieser Gedanken, keine vollständige Entwicklung der „Ritter vom Geist." Indeß, Jeder kennt sie; was er auch daran tadeln mag, er weiß, daß er, sie lesend, ein Stück Leben erlebte. Und so scheint sich auch Gutzkow's noch unvollendetes Werk „der Zauberer von Rom" zu gestalten, eine reiche und tief bewegte Welt.

Ueber keinen zeitgenössischen Schriftsteller schwankt das Urtheil so vielfach, als über Karl Gutzkow — darum, denken wir, weil er die Zeit in allen Formen und Wandlungen ihrer Ideen widerspiegelt, wie sie selbst, ewig anders erscheint. Und doch ist der Grund seiner Arbeiten und seines Wesens derselbe, die Sehnsucht, sich selbst klar zu werden, aus dem Gewirre des Daseins sein Ideal zu retten, das Herz mit dem Geiste zu versöhnen. Wäre er reicher an Witz, ärmer an Gemüth und dem Adel des Herzens, könnte man ihn mit Voltaire vergleichen. So aber ist er ureigen, verschlossen, hart und voll Stacheln nach außen, während im Innern eine heilige Flamme loht — gewiß, weder dem Manne noch seinem Lebenslaufe fehlt der heroische Zug.

Eine merkwürdige Geburtsjahrsreihe.

Es ist auffallend, wie viel Geburtstage berühmter Männer des vorigen Jahrhunderts sich in den Jahren neun finden. Vater Gleim wurde 1719 geboren, Lessing 1729, Schubart 1739, Goethe 1749, Schiller 1759, Arndt 1769, Oehlenschläger 1779, Rückert 1789, Heine 1799.

Aber damit ist die Zahl der Dichter- und Schriftstellerberühmtheiten dieser Jahre noch nicht erschöpft, namentlich wenn man das Ausland hinzuzieht: 1709 erblickten Jerusalem und Johnson das Licht der Welt, 1719 Lichtwer, 1729 Lebrun und Goldsmith, 1739 J. Georg Schlosser, 1749 Alfieri, 1759 Collin und August Lafontaine, 1769 Chateaubriand, Robert Burns und Caroline Pichler, 1779 van der Velde, Streckfuß und Fanny Tarnow, 1789 Cooper, Döring, Ernst Schulze, Silvio Pellico, Carové und Deinhardstein, 1799 Kopisch, Balzac und Puschkin.

Auch die Wissenschaft hat ihre berühmtesten Vertreter, denn 1709 wurde Gmelin geboren, 1719 Kästner, 1729 Moses Mendelssohn und Reinhold Forster, 1739 Ritter, 1749 Laplace und Jenner, 1759 Osiander, 1769 Alexander von Humboldt und Cuvier, 1779 Oken, Berzelius, Treviranus, Tholuck, v. Leonhard und Nürnberger; 1789 Neander und Daguerre. Ferner gehören die größten Philologen des Jahrhunderts hierher: Chr. Gottl. Heyne 1729 und Friedr. August Wolf 1759; auch der größte deutsche Rechtsgelehrte, von Savigny, 1779, und Zachariä, der Verfasser der vierzig Bücher vom Staat, 1769.

Weniger reich sind Malerei und Musik und noch weniger Bildnerei und Bühnenkunst bedacht worden. Doch erblickten 1759 Schlick und Iffland, 1769 Andreas Romberg, 1779 Rossini, 1789 Overbeck, Schadow, Horace Vernet, Pierre Jean David das Licht der Welt; 1799 wurde Halévy geboren und in's neue Jahrhundert, 1809, spielen die Klänge von Felix Mendelssohn-Bartholdy hinüber.

Auch im Uebrigen kann noch mancher vielgenannte und bedeutungsvolle Name aufgeführt werden: 1749 Heinse, 1759 Gutsmuths, 1769 Merkel und v. Kamptz, 1779 Melbourne und Brougham, 1789 Karl Eggena und Siebenpfeiffer, 1799 Uhlich und — Heinrich von Gagern.

Daß im Jahre 1789 das ungeheuerste Ereigniß der neuern Zeit zur Welt kam, braucht kaum angedeutet zu werden. Und welche Reihe gewaltiger und einflußreicher Persönlichkeiten der Revolutionszeit kann man aufzählen, die alle in den Jahren neun geboren wurden! Suwaroff und Katharina II. 1729, Dumouriez und Lebrun 1739, Mirabeau und Jourdan 1749, Péthion, der Jakobiner und Maire von Paris, Vergniaud, das Haupt der Girondisten, Danton, das Haupt des Berges, und Robespierre, das Haupt der Schreckensmänner, sämmtlich 1759, Tallien 1769, und dann — der Bändiger der Revolution, Napoleon, ebenfalls 1769. Mehrere seiner Paladine, wie Soult, Lannes, Lavalette, Bourienne und der Bravste der Braven, Ney, sind in demselben Jahre geboren. Aber auch

seine beharrlichsten und kühnsten Gegner leben schon, darunter William Pitt, Wilberforce, York von Wartenburg seit 1759, Georg Cadoudal, Lord Castlereagh und Wellington seit 1769.

Außer der Kaiserin Katharina müssen noch zwei berühmte Fürstinnen genannt werden, die Herzogin Amalie von Weimar, 1739, und die Fürstin Pauline von Detmold, 1769.

Dasselbe Jahr 1769 wird auch als das Geburtsjahr Mehemet Ali's bezeichnet.

Den Schluß kann eine Notabilität ganz besonderer Art machen, nämlich Schinderhannes, im Privatleben Joh. Bückler geheißen, der 1779 seine Laufbahn begann.

1939 Beginn des 2. Weltkriegs!

Literarisches.

Geschichte der französischen Revolution vom Jahre 1848 bis zur Erwählung Louis Napoleon's zum Präsidenten der Republik, von Dr. Freiherrn von Preuschen. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Zweite Auflage.

Von einer eigentlichen Geschichte, oder um es richtiger zu sagen, von einem historischen Kunstwerke, welches den ungeheuern Stoff bewältigt, ordnet, gruppirt und leidenschaftslos in schöner Form uns vor die Seele führt, kann 11 Jahre nach den erschütternden Ereignissen der Februarrevolution von 1848 noch nicht die Rede sein. Wenn wir nicht diesen Maßstab an das vorliegende Buch legen, sondern den einer übersichtlichen Erzählung des Geschehenen: so hat dasselbe seinen Werth, und wäre es auch nur als ein Auszug aus den Zeitungsberichten jener Tage. Mit Vorliebe ist die Person von Lamartine hervorgehoben. Sein Ringen um die Herstellung einer bürgerlichen Ordnung, nachdem die Massen in Fluß gerathen waren, wird nach Gebühr anerkannt; allein der Verfasser hat auch nicht verschwiegen, daß an dem Morgen, als die Herzogin von Orleans mit dem Grafen von Paris an der Hand in der Kammer der Deputirten erschien, die Stimme von Lamartine, welche die Regentschaft hätte retten können, sich gegen dieselbe erklärte. Der Verfasser sagt Seite 44: „Lamartine glaubte im Interesse von Frankreich anders reden zu müssen.“ In Wahrheit war der Inhalt seiner Rede eine Huldigung an die eingedrungenen Banden, welche er mit dem Namen der Vertreter des Volkes von Paris beehrte. Der Tag, wo die gesetzlichen Vertreter der Nation von Furcht und Ehrgeiz getrieben in Gegenwart einer zitternden Mutter ihre und ihres Kindes Rechte mit Füßen traten, um Frankreich dem Strudel der Revolution zu überliefern, und möglicher Weise in diesem Strudel persönlich oben zu bleiben, ist einer der dunkelsten Tage der französischen Geschichte, einer der augenfälligsten Beweise, daß die französische Nation sowohl für eine constitutionelle, als eine republikanische Regierungsform immer unfähig sein wird. Damit wollen wir allerdings nicht behaupten, daß sie darum die despotische der Gegenwart verdient habe. Lamartine hat in den folgenden Tagen große, fast übermenschliche Anstrengungen gemacht, den losgebrochenen Strom in ein gesichertes Bett zu leiten; aber bei dem Lobe darüber darf man nicht vergessen, daß sein Wort die letzten Dämme brach, welche den Strom noch fesselten. Die Mühen der folgenden Tage mögen ihn entschuldigen: sie werden ihn nicht rechtfertigen.

Mit Interesse haben wir namentlich das gelesen, was der Verfasser über die Nationalwerkstätten sagt. Man ist gewohnt, über sie, wie über das lächerliche Phantom der Organisation der Arbeit, unbedingt den Stab zu brechen. In der That müßte man ja zuvor in den Zauberkreis des Socialismus getreten sein, um in diesen Worten, die damals nicht bloß die Haufen von Paris bethörten, etwas Anderes zu finden, als Unsinn. Auch Lamartine fand nichts Anderes darin (Seite 95), und dennoch gab er die Nationalwerkstätten zu, oder richtete sie ein! Die Sache (Seite 200 und mehrmals) hatte eine andere Bewandtniß. Indem in Folge der Revolution viele Fabriken still standen, wurden die Arbeiter brotlos. Es war nicht bloß Pflicht der Menschlichkeit von Seiten der Regierung, für diese Leute, welche ohne eigene Verschuldung dem Hunger preisgegeben waren, Etwas zu thun, sondern diese Maßregel gereichte auf der andern Seite zum Schutze des Eigenthumes selbst. Gleich nach der Revolution war nämlich Paris von Truppen entblößt. Man hätte also diesen Arbeitern, die voraussichtlich mit dem Muthe der Verzweiflung kämpfen würden, nicht einmal eine Macht entgegenzustellen gehabt. Man fand in den Nationalwerkstätten nicht bloß gewöhnliche Handarbeiter (Seite 129), sondern bald auch Arbeiter der freien Künste, welche ihre letzten Hilfsmittel erschöpft hatten: Künstler, Correctoren der Buchdrucker, Handlungsdiener, Schriftsteller und Schauspieler, die sich gern zu Handarbeiten auf dem Marsfelde verwenden ließen. Ja der Verfasser ist der Ansicht, daß diese Arbeiter der Nationalwerkstätten bei allem Aergernisse, das sie durch den unnützen Ueberfluß ihrer Arbeiten erregten, dennoch als gehorsame Werkzeuge der provisorischen Regierung gegen die communistischen Massen Paris mehr als einmal gerettet haben.

Das Buch schließt mit der Erwählung Louis Napoleon's zum Präsidenten. Der Verfasser widmet demselben an verschiedenen Orten lobende Hinweisungen. Wir müssen dabei bemerken, daß das Buch 1853 zum ersten Male erschienen ist. Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. —

Nibelungenlied oder Nibelungenlieder? Eine Streitschrift von Heinrich Fischer. Hannover. Rümpler.

Die Wolfische Ansicht über die Gedichte des Homer wurde bekanntlich von Karl Lachmann im Jahre 1816 auch auf die Nibelungen übertragen. In seinem Büchlein über die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes von der Nibelungen Noth suchte Lachmann nachzuweisen, daß das Nibelungenlied aus einer jetzt noch erkennbaren Zusammensetzung einzelner romanzenartiger Lieder entstanden sei. Die Entstehung der einzelnen Lieder und der jetzigen Ausbildung setzte er in das zwölfte Jahrhundert. Diese Ansicht, wenn auch hier und da modificirt, liegt allen ferneren Arbeiten Lachmann's über das Nibelungenlied zu Grunde. Sie behauptete sich längere Zeit nicht wesentlich angetastet, bis erst in diesem Jahrzehend Jakob Grimm durch die Entdeckung der Heptaden an der Unbefangenheit der Lachmannschen Kritik wesentlich zu rütteln begann. Ihm folgten Holzmann, Zarncke, während Müllenhoff und Andere für Lachmann auftraten. Die gegenwärtige Schrift streitet mit Entschiedenheit gegen Lachmann. Das Ringen deutscher Wissenschaft, zu welchen Ergebnissen es immer auch komme, ist stets ein erfreuliches; aber zu bedauren ist es und zu beklagen, daß, wie es scheint, niemals ein solcher Streit ohne alle Gehässigkeit und Leidenschaft geführt werden kann. Dieselbe hat schon Manchem das Lesen dieser Schriften verleidet. Auch diejenige von Fischer ist nicht frei davon. Er selbst sagt in der Widmung an Braniß: „Freilich enthält meine Schrift Stellen genug, die über das Maß ruhiger Rede hinausgehen, aber Du wirst, wenn Du das Ganze liesest, es verzeihlich finden, daß hier und da dem willkürlichsten Gebahren gegenüber mich der Unmuth fortriß.“ Der Freund mag es verzeihlich finden: nothwendig sind solche Ergüsse weder für die Wissenschaft selbst, noch für uns andere Leser, z. B. S. 113: „Nachdem Lachmann bei seiner Kritik der Strophen 221 flg. und an manchen anderen Stellen jede Rücksicht auf Schicklichkeit aus den Augen gesetzt, steht es ihm übel an, bei solchen Quisquilien (Strophe 1313. 1314) von Schicklichkeit zu reden.“

Lachmann und seine Schule haben die Handschrift A zu Grunde gelegt. Das Ergebniß nun der vorliegenden Untersuchungen, denen wir im Einzelnen hier nicht folgen dürfen, ist dies: „Das Nibelungenlied ist das Werk **eines** Dichters, und die Handschrift C enthält, von einzelnen Verderbnissen abgesehen, den ursprünglichen Text.“

Deutsche Cultur- und Sittengeschichte von Joh. Scherr. Zweite durchgehends umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig bei Otto Wigand.

Die Theilnahme, welche dies Buch gefunden hat, ist ein augenscheinlicher Beweis für das Bedürfniß eines größern Kreises, an den Resultaten der gelehrten historischen Forschung Theil zu nehmen. Diesem Bedürfniß genügt indeß auch die neue Auflage immer noch nur in einzelnen Partien. Von jener vordringenden Spürkraft, welche den verschlungenen Wegen des Volksgeistes unabläßig folgt, von jenem freien und sinnvollen Blick, welcher das dem ungeübten Auge kaum erkennbare Geäder nationaler Sprache, Mythologie und Sitte durchdringt und scheidet, hat der Verfasser Nichts. Das über diese Gegenstände Mitgetheilte geht auch nicht über das Maß dessen hinaus, was sich in den gewöhnlichen Handbüchern über diese Gegenstände findet. Dann wird die Geschichte der Bevölkerung in unbedeutendem Auszug vorgeführt, statt daß die Stammeseigenthümlichkeiten, wie sie in diesem Zuge hervortreten aus den Quellen, welche hierüber gar Manches bieten, geschöpft würden. Was dann über Christenthum, Bonifaz und die Franken gesagt wird, ist so dürftig und ungenau, daß der Verfasser nicht einmal Rettberg ordentlich benutzt haben kann, von den Quellen zu geschweigen. Natürlich, daß das auf diesen Elementen beruhende Mittelalter dem Verfasser unverständlich bleibt. Daher der ganze patriotische Zorn desselben dies sehr dunkle Zeitalter trifft. Wir würden ihm hier Etwas von der „hofhistoriographischen Leisetreterei“ jener „einflußreichen historischen Schule“ wünschen, welche „die Geschichte fälscht“ und die monumenta Germaniae bearbeitet.

Doch schreiben wir diesen unbesonnenen Ausfall der offenbaren Unkenntniß des Verfassers in Bezug auf die kritischquellenmäßige Behandlung des Mittelalters zu. Es gibt trotzdem einige fleißige und recht lesenswerthe Abschnitte in dem Buche. Wir heben besonders die Geschichte der Trachten, der Gebräuche, der äußern Lebensweise hervor, zum Theil Gegenstände, für die noch sehr wenig geschehen ist.



Zweite Abtheilung.

Arago.

Unter den Männern, welche der Ruhm ihres Landes und ihres Jahrhunderts waren, wird Franz Arago stets einen hervorragenden Platz in der Reihe derjenigen Gelehrten einnehmen, deren Urbild und Haupt Newton ist.

Es ist schwierig, die Verdienste eines Genies festzustellen, wenn dasselbe inmitten staatlicher Umwälzungen glänzte. Es gibt Männer von großem Ruhm, welche sich so weit in die Regionen der Einbildung verloren, daß sie Vaterland und Herd darüber vergaßen. Derjenige Gelehrte, welcher in religiöser und politischer Indifferenz lebt, oder stets bereit ist, die Meinung des Mächtigeren zu der seinigen zu machen, ist des Namens eines Gelehrten unwürdig. Der Zweck der Wissenschaft ist, das Herz zu veredeln, den Geist zu erheben, die Harmonie und Ordnung der Körperwelt auch in das sociale System einzuführen, und so den Menschen und seine Einrichtungen jenem ewigen Reiche näherzuführen, wo Wahrheit und Gerechtigkeit herrschen. Die wissenschaftlichen Entdeckungen und ihre Verbreitung unter die Massen würden ihres schönsten Glanzes verlustig gehen, wenn sie nicht zum moralischen Glück wie zum physischen Wohlbefinden unsers Geschlechts beitrügen.

Für uns ist der Mann von Genie, von welchem dieser Aufsatz handelt, nicht nur ein wahrer Gelehrter, der durch seine Erfindungen und Entdeckungen den Kreis unserer Kenntnisse erweiterte, sondern auch ein rühriger Kämpfer für die geistige Wiedergeburt unsers Geschlechts.

Dominicus Franz Johann Arago wurde den 26. Februar 1786 zu Estagal geboren, damals ein Dorf von einigen Häusern in der Nähe von Perpignan (östliche Pyrenäen), jetzt eine kleine Stadt von dreitausend Einwohnern. Sein Vater, welcher ein nur bescheidenes Vermögen besaß, war Cassirer an der Münze von Perpignan. Seine Mutter war eine intelligente und muthige Frau, welche sich der Erziehung ihrer zahlreichen Kinder wegen die größten Opfer auferlegte. Franz war der älteste Sohn in dieser Familie, deren Glieder sich alle in ihrem Berufe ausgezeichnet haben. Seine Brüder Johann und Joseph waren tapfere Officiere in mexikanischen Diensten; ersterer starb 1836, letzterer lebt noch jetzt in jenem Lande. Jakob und Stephan machten sich einen Namen in den Wissenschaften; der erstere überlebte den großen Astronomen nur um ein Jahr, der andere befindet sich jetzt in der Verbannung. Arago hatte auch zwei Schwestern; die ältere ist seit mehreren Jahren todt, die jüngere wurde die Gemahlin des Herrn Claude Louis Mathieu, eines berühmten Astronomen der Pariser Sternwarte und Mitglieds der Akademie der Wissenschaften, eines festen und scharfsinnigen Geistes, dessen Verdienste man bei den Weltausstellungen zu London und Paris würdigen konnte, wo er als Mitglied der internationalen Jury fungirte. Herr Barral sagt über sie: „Madame Mathieu hat Franz Arago eine Nichte gegeben, welche seine Antigone auf seiner letzten und peinlichen, ihm von den Aerzten zu seiner Erholung drei Monate vor seinem Tode verordneten, Reise nach seinem Geburtslande war.

Diese edle Nichte, ebenfalls an einen Akademiker, Herrn Laugier, verheirathet, war für den großen Gelehrten eine Tochter voll liebevoller Hingebung und wurde so die Schwester seiner beiden Söhne Emanuel und Alfred, ersterer ein beredter Redner der Pariser Advocatenschaft und der politischen Versammlungen, wo er mit seinem Vater die östlichen Pyrenäen vertrat; der zweite ein ausgezeichneter Maler."

Die Ehre, Soldat, Artillerieofficier zu sein, war das erste Streben Franz Arago's. Sein Vater wünschte, daß er die Rechte studire oder sich dem Verwaltungssache widme, aber der militärische Drang des jungen Mannes behielt die Oberhand. Ein Zufall entschied seine Wahl. Als er eines Tages einem Officier des Geniecorps begegnete, welcher auf den Wällen der Stadt Pläne zeichnete, fragte er ihn, was er zu thun habe, um ebenfalls eine so schöne Uniform tragen zu können. Der Officier antwortete ihm, er brauche sich nur in die polytechnische Schule aufnehmen zu lassen. Von diesem Augenblick an war die Laufbahn Franz Arago's vorgezeichnet, zwar nicht so, wie er sich damals träumte, sondern weit nützlicher für die gesammte Menschheit.

Die ersten Studien Arago's waren ausschließlich wissenschaftliche; die Classiker las er mit besonderer Vorliebe, und den Geschmack an dieser Lectüre behielt er Zeit seines Lebens, wobei er stets bemüht war, denselben, wie einen unerläßlichen Bestandtheil einer höheren wissenschaftlichen Bildung, überall zu verbreiten. Der junge Student beschloß, sich bei der polytechnischen Schule zu melden, obgleich er keinen mathematischen Unterricht gehabt hatte. Er vervollständigte seine wissenschaftlichen Kenntnisse selbst, ohne die Benutzung jener tausend Repetenten, welche man heutzutage den Candidaten in die Hände gibt, indem er die Originalwerke der Autoren selbst studirte statt der Hilfsbücher aus zweiter und dritter Hand, in welchen die jungen Capacitäten keine Gluth finden, die sie anregen könnte. Er verstand zwar anfangs nicht Alles was er las, aber er tröstete sich mit dem Ausspruche d'Alembert's: Nur vorwärts, und es wird Euch Licht werden!

Im Jahre 1803, in einem Alter von siebenzehn Jahren, und ohne einen andern Lehrer als sich selbst gehabt zu haben, wurde er durch Monge den Jüngeren zu Toulouse aufgenommen. Sein Hang zu den Wissenschaften und seine ungewöhnlichen Kenntnisse bewirkten, daß er schon nach Ablauf eines Jahres auf den Rath des berühmten Monge des Aelteren an der Pariser Sternwarte angestellt wurde, wo er sich mit Untersuchungen von der größten Wichtigkeit für Astronomie und Physik beschäftigte.

In dem Decimalsystem der Maße und Gewichte, welches der Nationalconvent festgesetzt hat, ist bekanntlich der zehnmillionteste Theil des Erdmeridians die unveränderliche Einheit des Maßes. Es handelte sich nun darum, diesen Theil auf's Genaueste festzustellen. Delambre und Méchain hatten bereits den Theil des Meridians zwischen Dünkirchen und Barcelona gemessen, und es war nun diese Messung noch bis zu den Balearen fortzusetzen. Diese schwierige Aufgabe wurde Herrn Biot und Arago anvertraut, welcher letztere um zwölf Jahre jünger als sein College war; es wurden ihnen noch zwei spanische Commissäre, Chaix und Rodriguez, beigegeben.

Die beiden französischen Gelehrten reisten im Jahre 1806, auf dem vertrautesten Fuße stehend, nach Spanien ab. Diese Reise war, wenigstens was Arago anbetrifft, von den merkwürdigsten, bisweilen höchst dramatischen Zwischenfällen begleitet, die man jedoch, wenn sie nicht verlieren sollen, auf denjenigen Blättern nachlesen muß, wo sie der berühmte Astronom selbst aufgezeichnet hat. Biot und Arago waren auf dem Mont Galatzo postirt, einem der höchsten Gipfel des catalonischen Zweiges der östlichen Pyrenäen, während die spanischen Commissäre den höchsten Punkt des Mont Campecey, auf der Insel Iviça, einnahmen. Die Zelte, in denen sie wohnten, waren auf hohen Bergspitzen errichtet, welche oft nicht mehr als zwanzig Meter Oberfläche darboten, und wo sie während der Nacht Feuer unterhielten, um sich ihre respectiven Stellungen zu signalisiren. Unsere Astronomen verbrachten sieben ganze Monate in diesen kalten und öden Regionen unter Entbehrungen jeder Art und dem Ueberfalle organisirter Räuberbanden ausgesetzt. Jedoch in Folge ganz eigenthümlicher Umstände wurde das Haupt dieser Banden der Beschützer des Mannes der Wissenschaft.

Man kann sich leicht eine Vorstellung von den Gefahren machen, welchen die französischen Gelehrten bei den bösen Naturtrieben und der Unwissenheit der Bergbewohner ausgesetzt waren, wenn man die spanischen Sittenzüge liest, welche Arago in die von ihm „Meine Jugendgeschichte" betitelten Capitel

eingestreut hat. „Niemals," sagt er, „habe ich mehr die kluge Maßregel gewürdigt, durch welche die constituirende Versammlung die alte Eintheilung Frankreichs in Provinzen abschaffte und dafür die Eintheilung in Departements einführte, als während ich zum Zwecke meiner Vermessung die spanischen Grenzkönigreiche Catalonien, Valencia und Arragonien durchstreifte. Die Einwohner dieser drei Provinzen verabscheuten sich von ganzem Herzen und es bedurfte nichts Geringerem als der Bande eines gemeinsamen Hasses, um sie zu einem gemeinschaftlichen Handeln gegen die Franzosen zu bewegen. So groß war ihr gegenseitiger Haß im Jahre 1807, daß ich mich kaum zu gleicher Zeit der Catalonier, Arragonier und Valencianer bedienen konnte, wenn ich mich mit meinen Instrumenten von einer Station zur andern begab. Besonders wurden die Valencianer von den Cataloniern als leichtsinnige, armselige und unbeständige Menschen behandelt. Letztere pflegten zu sagen: En el reino de Valencia, la car ne es verdura, la verdura agua, los hombres mugeres, las mugeres nada: „Im Königreich Valencia ist das Fleisch Gemüse, das Gemüse ist Wasser, die Männer sind Weiber und die Weiber gar Nichts."

Im Jahre 1807 bestand in Valencia noch das Inquisitionstribunal und trat bisweilen in Thätigkeit. Die ehrwürdigen Väter verbrannten zwar Niemanden, aber sie erließen Aussprüche, in denen Lächerlichkeit und Haß um den Vorrang stritten. Während Arago's Aufenthalts in dieser Stadt beschäftigte sich das heilige Gericht mit einer angeblichen Hexe; es ließ dieselbe rittlings auf einem Esel, das Gesicht nach dem Schwanze gekehrt, durch alle Stadttheile führen; der obere Theil ihres Körpers, von der Taille an, war ganz unbekleidet; nur um den gewöhnlichsten Anstandsregeln zu genügen, war das arme Weib mit einer klebrigen Substanz bestrichen, wie man sagte, Honig, an welcher eine Unmasse kleiner Federn hingen, so daß das arme Opfer in Wahrheit einer Henne mit einem Menschenkopfe glich. Ihr Gefolge — man wird sich vorstellen können, ob es zahlreich war — machte einige Zeit auf dem Kathedralplatze, wo Arago wohnte, Halt. Man berichtete ihm, daß die Hexe mit einer Schaufel eine Anzahl Schläge auf den Rücken erhalten solle; in dem Augenblicke, wo diese schändliche Procession an seinen Fenstern vorüberzog, zog er sich aber entrüstet darüber zurück.

Im April 1807 waren die Arbeiten der Herren Biot und Arago so weit vorgeschritten, daß ersterer nach Paris zurückkehren konnte, um die Resultate eines Theils des Unternehmens zu berichten. Alle Operationen, mit deren Hilfe die Insel Majorca mit den Inseln Iviça und Formentera geodesisch verbunden wurden, lasteten mithin auf Arago und Rodriguez. Diese beiden Erdmesser erhielten so vermittelst eines einzigen Dreiecks das Maß eines Parallelkreisbogens von anderthalb Grad.

Zu dieser Zeit machten die Gerüchte des nahen Krieges, der zwischen Spanien und Frankreich auszubrechen im Begriffe war, den Majorcanern die nächtlichen Signale, die Instrumente und alle Schritte des Mannes, der so viele Stunden auf dem Clop de Galazo zubrachte, verdächtig. Man hielt Arago für einen Spion und er verdankte seine Rettung nur seiner Verhaftung; am 2. Juni 1808 brachte man ihn in die Citadelle von Belver. Indeß befand er sich in geringer Sicherheit unter dem Schutze der Wälle, hinter denen er seine Arbeiten fortsetzte; er mußte daher an seine Flucht denken: am 28. Juli konnte er sich mit seinen Instrumenten nach Algier einschiffen, wo er nach einer glücklichen Ueberfahrt am 3. August ankam. Der französische Consul ließ ihn am 13. desselben Monats nach Marseille wieder einschiffen, aber in dem Augenblicke, wo er in den Meerbusen von Lyon einfuhr, wo er schon die Küsten der Provence wahrnahm, wurde sein Schiff von einem spanischen Kaper genommen und am 16. August nach Rosas geführt.

Der junge Astronom mußte sich jetzt für einen reisenden Kaufmann ausgeben und Dank tausend kleinen Listen wurde er von denen, die ihn früher mit seinen Beobachtungen beschäftigt gesehen hatten und die jetzt mehr als je überzeugt waren, daß er nur ein Spion gewesen sein könne, nicht wiedererkannt. Zuerst bewohnte er eine Windmühle; nachher wurde er am 25. September mit seinen Schiffsgenossen im Dreieinigkeitsfort eingesperrt und endlich auf die Gefangenenschiffe von Palamos gebracht. Dort erduldete er tausend Qualen und empfand die Schmerzen des Hungers. Er hat sich dieses Lebensumstandes stets erinnert und die Unglücklichen beklagt, die in ähnlicher Lage von der Noth zu Excessen getrieben werden, welche zwar Tadel verdienen, aber dennoch in einer fehlerhaften Erziehung ihre Entschuldigung finden.

Der Dey von Algier würde sich wenig um den Gelehrten bekümmert haben, der auf einem seiner Schiffe zum Gefangenen gemacht wurde; aber dasselbe führte auch zwei Löwen als Geschenk für den Kaiser der Franzosen. Eins dieser Thiere war durch die spanischen Seeleute getödtet worden und der Dey drohte der Regierung, die ohnehin schon mit vielen Verwicklungen zu kämpfen hatte, mit Repressalien, wenn man nicht der ganzen gefangenen Schiffsmannschaft die Freiheit gebe. So schiffte sich Arago am 28. November 1808 wiederum ein und kam am 5. December in Bougie an, von wo er zu Fuße nach Algier wanderte. Er kam am 25. December nach dieser Stadt. Aber eine Palastrevolution hatte stattgefunden, der alte Dey war eben enthauptet worden, und sein Nachfolger legte der Abreise Arago's Schwierigkeiten in den Weg, indem er bedeutende Reichthümer bei ihm vermuthete. Dann gab es dort Kriegsanwandlungen gegen Frankreich. Arago würde in das Sclavenbagno geworfen worden sein, wo so viele Männer und Frauen aller Nationen gemartert worden sind, wenn der dänische Consul den zukünftigen Akademiker nicht unter seinen Schutz genommen hätte. Glücklicherweise wurde der so wenig gastfreundliche neue Dey gehenkt und Arago konnte am 21. Juni 1809 Algier von Neuem verlassen. Am 1. Juli war er in Sicht von Marseille, als sich eine englische Fregatte zeigte, um ihm den Weg zu verlegen; diesmal aber war es glücklicherweise nur ein falscher Allarm. Am 2. Juli betrat Arago das Quarantänehaus von Marseille mit seinen sämmtlichen Instrumenten, welche er inmitten so vieler Wechselfälle zu retten gewußte hatte.

In Frankreich, wo man seit Biot's Rückkehr von ihm keine Nachricht mehr hatte, hielt man ihn für todt. Seine arme Mutter hatte selbst die Uhr in Händen, welche Arago während seiner Gefangenschaft zu Rosas hatte verkaufen müssen. „Sie ließ eine Menge Messen zur Feier meiner Rückkehr lesen,“ schreibt er, „wie sie dies für die Ruhe meiner Seele hatte thun lassen, als man mich unter den Dolchen der Spanier gefallen glaubte.“

Der erste Brief, welchen der junge Gelehrte in der Quarantäne von Marseille erhielt, kam von einem Manne, der bereits einen europäischen Ruf besaß, den er aber noch nie gesehen. Humboldt bot ihm nach dem, was er über die Unglücksfälle Arago's gehört hatte, seine Freundschaft an. „Dies war,“ sagt Letzterer, „der erste Anfang einer Verbindung, welche von zweiundvierzig Jahren her datirt, ohne daß je eine Wolke sie getrübt hätte.“ Bei seiner Rückkehr nach Paris nahmen sogleich Laplace, Legendre und Monge den „wieder auferstandenen Gelehrten“ unter ihren Schutz, und da in der Akademie der Wissenschaften, in der astronomischen Section, durch den Tod Lalande's ein Platz vacant geworden war, wurde Arago durch siebenundvierzig Stimmen von zweiundfünfzig Abstimmenden am 17. September 1809 dazu berufen. Erst dreiundzwanzig Jahre war er alt! Man wird vielleicht fragen, warum seine ungemeine Jugend kein Hinderniß für ihn war, in diese berühmte Körperschaft einzutreten, in welche gewählt zu werden meistens doch eine Belohnung für eine lange ganz den Wissenschaften gewidmete Laufbahn ist. Auf eine solche Frage antwortet Barral, daß Arago bereits in diesem Lebensalter mehr geleistet hatte, als viele schon sehr bejahrte Akademiker, daß man nicht nur einen höchst hoffnungsvollen jungen Mann ermuthigte, daß man auch in ihm bereits geleistete Arbeiten belohnte.

„In der That,“ sagt sein Biograph, „hatte er in Gemeinschaft mit Biot eine umfangreiche und sehr schwierige Arbeit über die Bestimmung des Coefficienten der athmosphärischen Refractionstabellen vollendet, die für die Correction astronomischer Berechnungen so nützlich sind. Er hatte die Strahlenbrechung verschiedener Gase gemessen, das heißt, den Einfluß, den sie auf die Lichtstrahlen üben, um sie von ihrem Wege abzulenken, und noch Niemand hatte diese Untersuchung versucht. Er hatte das Verhältniß des Gewichtes der Luft zu dem des Quecksilbers bestimmt und einen directen Werth des Coefficienten der Formel gefunden, vermittelst deren man die Höhe der Berge durch einfache Barometerbeobachtungen berechnet. Indem er ein Prisma vor das Objectiv des Perspectivs des Mauerquadranten der Sternwarte brachte, hatte er eine beträchtliche Arbeit über die Schnelligkeit des Lichtes vollbracht und gezeigt, daß dieselben Refractionstabellen für das von der Sonne und für das von den Sternen kommende Licht gebraucht werden können. Es war dies ein erster Schritt zu der jetzt ganz erwiesenen Wahrheit, daß die Sonne nur ein Stern ist wie die unzähligen Gestirne, welche das Firmament bevölkern. Er hatte mit

Bouvard zahlreiche Beobachtungen behufs der Berichtigung der Gesetze der Libration gemacht und für Astronomen äußerst nützliche Tafeln berechnet. Endlich hatte er soeben die großartigste Vermessung, welche jemals vorgenommen wurde, beendigt, um den Meridian von Frankreich bis zur Insel Formentera zu ziehen. So hätte Arago in einem Alter von dreiundzwanzig Jahren sich zur Ruhe setzen können, ohne daß man das Recht gehabt hätte zu sagen, er habe der Wissenschaft seinen Tribut nicht bezahlt; aber er schlief nicht ein auf dem Sitze des Akademikers."

Indem wir die vorzüglichsten wissenschaftlichen Entdeckungen Arago's im weitern Verlaufe dieses Aufsatzes erwähnen werden, wollen wir ihm jetzt auf den Schauplatz folgen, wo er am meisten die Blicke auf sich zog, nämlich in seine Laufbahn als Professor der polytechnischen Schule, als Director der Sternwarte, als Mitglied des Längenmeß-Bureaus, als beständiger Secretär der Akademie der Wissenschaften für die mathematische Abtheilung, als Kriegs- und Marineminister unter der provisorischen Regierung von 1848, als Präsident des von der constituirenden Versammlung ernannten Comités der Executivgewalt; endlich werden wir sehen, wie er, in seiner Eigenschaft als Director der Sternwarte, berufen wurde, der Regierung des Kaisers Napoleon III. den Eid zu leisten.

Obgleich Arago damals, wo er noch Zögling der polytechnischen Schule war, herzhaft gegen die Erhebung Bonaparte's auf den kaiserlichen Thron gestimmt hatte und als der Erste auf der Liste derjenigen Zöglinge figurirte, welche es verweigert hatten, „ihre Glückwünsche mit den platten Schmeicheleien der constituirten Körperschaften zu vereinigen," so bewahrte ihm der große Mann, welcher den Werth einer ehrenwerthen Handlung zu würdigen wußte, doch keinen Groll für diesen Act jugendlicher Feindseligkeit, und indem er sich des Muthes erinnerte, mit welchem der Schüler ein Recht ausgeübt hatte, das er bei ähnlicher Gelegenheit selbst beansprucht haben würde, ernannte er ihn kurz nach seiner Wahl in die Akademie zum Professor der polytechnischen Schule und etwa um dieselbe Zeit zu einem der Astronomen der kaiserlichen Sternwarte. Ebenso wurde Arago zum Examinator der aus der Schule zu Metz hervorgehenden Unterlieutenants der Artillerie und des Genies ernannt. Er suchte stets — als sei das die Sache der Männer, denen es gegeben ward, große Entdeckungen zu machen — Denjenigen unter die Arme zu greifen, welche dazu bestimmt schienen, sich in der Wissenschaft einen Namen zu machen. Er machte sich gern zum Beschützer des Genies bei dessen erstem Auftreten.

Im Jahre 1818 oder 1819 wurde er vom Längenmeß-Bureau beauftragt, gemeinschaftlich mit Herrn Biot, geodesische Arbeiten an den Küsten von Frankreich, England und Schottland auszuführen. Bei dieser Gelegenheit war es, daß Biot die Länge des Pendels zu Leith und auf Unst, eine der Shetlandsinseln, berechnete. Die Resultate der Operationen beider Astronomen in diesen Gegenden, so wie derjenigen, welche sie in Spanien ausführten, wurden 1821 in einem interessanten Werke veröffentlicht, das seinen Verfassern und der Nation Ehre macht, welche die Kosten der fraglichen Operationen und der Veröffentlichung ihrer Resultate trug.

Unmittelbar nach der Veröffentlichung dieses Werkes, im Jahre 1822, wurde Arago zum Mitgliede des Längenmeß-Bureaus ernannt, und so groß war sein Eifer, mit seinen Diensten überall nützlich zu sein, daß er von 1824 bis einschließlich 1853 jedes Jahr wichtige wissenschaftliche Notizen in dem von dem Bureau herausgegebenen Jahrbuche veröffentlichte, hauptsächlich über Astronomie und Meteorologie, oft aber auch über Mechanik, und manchmal interessante biographische Mittheilungen, am Grabe berühmter Gelehrten vorgetragen oder in der Akademie der Wissenschaften vorgelesen.

Als Arago zum Astronomen der Sternwarte ernannt worden war, beauftragte ihn das Längenmeß-Bureau, einen Lehrcursus über Astronomie abzuhalten. Dieser im Jahre 1812 begonnene Cursus wurde bis 1845 fortgesetzt. Er wurde von Leuten jedes Standes besucht, Gelehrten, Staatsmännern und Arbeitern, welche zusammenströmmten, um den beredten Lehrer zu hören. Arago besaß im höchsten Grade die Kunst, die erhabensten Theile der Wissenschaft auch den gewöhnlichsten Geistern faßlich darzulegen. Man erzählt, daß er beim Beginn seiner Vorträge über Astronomie in seinem Auditorium dasjenige Individuum heraussuchte, dessen Physiognomie die am wenigsten intelligente unter allen seinen Zuhörern war. Er beobachtete fortwährend dies Gesicht und beurtheilte nach dem Mienenspiele desselben die Klarheit seiner Auseinandersetzungen für seine übrigen

Zuhörer. Wenn der Mann ein zweifelhaftes Gesicht machte, so versuchte der Professor neue Beispiele anzuführen, bis es in dem Gehirne des erstern vollkommen hell wurde. Als Arago einst mit seiner Familie beim Frühstück saß, meldete man ihm einen Besuch. Ein Herr stellte sich ihm vor, es war sein Schüler vom vorhergehenden Tage, welcher dem jungen Professor seine Bewunderung der gehörten Vorlesung und seinen Dank für die besondere Aufmerksamkeit aussprechen wollte, die er ihm bei seinem Unterrichte habe zu Theil werden lassen. „Sie schienen Ihren Vortrag nur für mich zu halten," sagte er.



Franz Arago.

Nach dem Einzuge der Alliirten in Paris verschloß sich Arago in seine Sternwarte und weigerte sich, einen der Monarchen, die sich damals in der Hauptstadt aufhielten, zu empfangen. Humboldt hatte ihn vergebens um die Erlaubniß gebeten, ihm den König von Preußen vorzustellen. Als Arago eines Tages von der Tafel aufgestanden war und mit zwei Freunden eben in den Billardsaal trat, vernahm man auf dem Hofe das Geräusch eines Wagens. Einen Augenblick später trat Humboldt ein in Begleitung eines Herrn in Mütze und Reisekleidung. „Ich reise nach Berlin ab," sagte Humboldt, „und wollte mich nicht entfernen, ohne von Ihnen Abschied genommen zu haben. Dieser Herr begleitet mich, und ich habe ihn mit herauf gebracht, um ihn nicht im Wagen auf mich warten zu lassen." Arago grüßte den Fremden, wies ihm einen Sitz an, und begann mit Humboldt, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, eine lange und interessante Unterhaltung. Nach Verlauf einer Stunde nahm Humboldt Abschied von Arago; der Fremde grüßte und entfernte sich mit seinem Begleiter. Kaum hatten sie ihn verlassen, als Arago zu seinen beiden Tischgenossen sagte: „Der ausgezeichnete Freund! Er glaubt gewiß, daß ich den König von Preußen nicht erkannt habe!"

Als Napoleon besiegt war und alle Hoffnung auf Macht in Europa aufgegeben hatte, glaubte der entthronte Eroberer in Amerika einen Zufluchtsort zu finden, den er leicht erreichen und wo er in Freiheit leben könne. Mit diesem Entschlusse eröffnete er seine Zukunftspläne dem berühmten Monge. „Unthätigkeit würde für mich die grausamste aller Qualen sein," sagte er zu ihm. „Da ich verurtheilt bin, keine Armeen mehr zu commandiren, glaube ich, daß die Wissenschaften

allein mir eine wirksame Zerstreuung bieten würden. Aber nur zu lernen, was Andere bereits vollbrachten, würde meiner Absicht nicht entsprechen. Ich möchte in meiner neuen Existenz Werke und Entdeckungen hinterlassen, die meiner würdig sind. Ich muß einen Begleiter haben, der mich in die Wissenschaften einweiht. Wir würden dann zusammen den neuen Continent von Canada bis zum Cap Horn durchforschen und auf dieser langen Reise gemeinschaftlich alle großen Phänomene der Erdphysik studiren, auf welche die wissenschaftliche Welt sich noch nicht versteht." Außer sich vor Begeisterung, rief Monge aus: „Ihr Begleiter, Sire, ist gefunden: ich will es sein!" Napoleon dankte mit tiefer Bewegung seinem Freunde und hatte einige Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß ein siebenzigjähriger Greis sich wenig für eine so schwierige und anstrengende Unternehmung eignen würde. Monge wendete sich dann an Arago, als an den Mann, den Napoleon brauchte. Er malte seinem Collegen mit den glänzendsten Farben die Großartigkeit des transatlantischen Projectes aus, und die Ehre, der Gefährte eines so berühmten Mannes zu sein. Der junge Gelehrte sollte eine hohe Summe als Entschädigung für den Verlust seiner Besoldungen erhalten, und ein bedeutendes Capital sollte zur Anschaffung einer vollständigen Sammlung astronomischer, physikalischer und meteorologischer Instrumente bestimmt werden. So romantisch aber auch die Unterhandlung war, führte sie doch zu keinem Ziele. Die feindlichen Armeen näherten sich in Gewaltmärschen der Hauptstadt, und Arago war der Meinung, daß der Kaiser einen argen Mißgriff thue, wenn er sich mit solchen Plänen befasse, anstatt an der Spitze seiner Truppen zu bleiben und sie unter den Mauern von Paris zu vereinigen, um eine letzte Anstrengung zur Rettung des Landes zu versuchen. Er erklärte daher, es sei ihm unmöglich, sich mit Untersuchungen in der neuen Welt zu beschäftigen, während Frankreich im Begriffe sei, von der Karte Europa's zu verschwinden. Monge war bestürzt über diese Ablehnung seines jungen Freundes. Er setzte sie auf Rechnung einer Geistesabwesenheit und bestürmte Arago von Neuem. Sei dem wie ihm wolle, die Kriegsereignisse machten allen diesen Projecten ein Ende: das Schicksal behielt dem großen Kaiser eine weit weniger angenehme Reise an Bord des „Northumberland" vor.

Unter der Restauration erhielt Arago eine Einladung des Kaisers Alexander, die Oberleitung der Wissenschaften im russischen Reiche zu übernehmen; aber selbst die Feindseligkeit der Bourbonischen Regierung gegen ihn konnte ihn nicht bestimmen, Frankreich zu verlassen.

Im Jahre 1816 begründete Arago mit Gay-Lussac die „Annalen der Chemie und Physik," ein wissenschaftliches Journal von bedeutendem Erfolge, das seit dem Tode seiner Gründer in die Hände der Herren Chevreuil, Dumas, Pelouze, Boussingault und Regnault übergegangen ist, Gelehrte, deren Arbeiten in der ganzen Welt bekannt sind. Im Laufe ebendesselben Jahres besuchte Arago London mit seinem Freunde Gay-Lussac.

Während der Restauration nahm Arago geringen Antheil an der Tagespolitik, indeß versäumte er nicht, seine Bürgerrechte auszuüben und seine Meinung zu vertreten; aber erst im Jahre 1830 wurde der Gelehrte aus seinen friedlichen Untersuchungen herausgerissen und auf die politische Arena berufen. Zum Mitgliede der Deputirtenkammer für das Departement der untern Seine erwählt, saß er mit Laffitte und Dupont de l'Eure auf der äußersten Linken. Obgleich er ein beredter Redner war, sprach er kaum über andere Sachen als solche, die er vollständig beherrschte, und dies allein würde uns berechtigen, Arago unter die Weisen zu rechnen; darum war er auch eine Autorität unter seinen Collegen.

So kam es zum Beispiel, daß eine Nationalbelohnung für Daguerre wegen Erfindung der Lichtbilder auf Metall votirt wurde, eine Kunst, deren erste Umrisse freilich schon von Niépce vorgezeichnet worden waren, welcher Letztere Arago einen Antheil an der fraglichen Belohnung verdankte. So war er es auch, der vom Lande eine ähnliche Belohnung zu Gunsten Vicat's durchsetzte, des Erfinders des künstlichen hydraulischen Cements. Er war es, der die Deputirtenkammer den Druck der Werke Laplace's und Fermat's votiren ließ. Er redigirte den Bericht bezüglich des Ankaufs des Museums von Cluny durch den Staat. Die projectirten Arbeiten zur Schiffbarmachung der Seine innerhalb Paris, der Bau der Eisenbahnen, die Errichtung der Befestigungen um die Hauptstadt der civilisirten Welt waren seinerseits Gegenstände äußerst nützlicher Studien.

Eine der interessantesten Arbeiten, welche dazumal auf Antrieb Arago's unternommen

wurden, war die Bohrung des artesischen Brunnens von Grenelle, welcher einen Theil von Paris mit im Innern der Erde erhitztem Wasser versieht. Humboldt und Andere hatten dargethan, daß die Temperatur der Erde sich in dem Verhältnisse vermehre, als man sich ihrem Mittelpunkte nähere, und daß man Gründe habe anzunehmen, daß unabhängig von den heißen Quellen, welche man an verschiedenen Stellen der Oberfläche der Erdkugel antrifft, ein Brunnen, welcher, gleichviel wo, bis zu hinlänglicher Tiefe gebohrt werde, Quellen von einer erhöhten Temperatur antreffen müsse. Arago erhielt von der Regierung allmälige Geldverwilligungen, um einen derartigen Brunnen zu bohren. Das Werk machte Fortschritte, ohne daß Jemand an seinen günstigen Ausgang glaubte; Ingenieure, Geologen und eine Menge Leute, die nicht den geringsten Anspruch hatten, ihre Meinung darüber zu äußern, beschuldigten den Gelehrten so wie die Regierung der Narrheit. Arago wartete ruhig das Resultat ab; er hatte die Zeit vorhergesagt, wo das heiße Wasser springen werde, und das heiße Wasser sprang, zum großen Mißvergnügen seiner Bekrittler und zur allgemeinen Genugthuung des Pariser Publicums.

Im Jahre 1840 machte seine Rede über die Nothwendigkeit der Erweiterung des Stimmrechts nicht nur in der Kammer, sondern auch im ganzen Lande großes Aufsehen, und in demselben Jahre wurde er zum Mitgliede des Generalraths der Seine erwählt.

Seine hohe Statur, sein edles Gesicht, der energische Ausdruck seiner Züge vermehrten die Gewalt seiner Worte und machten die Kammer stets geneigt, ihn anzuhören. „Wenn Arago auf die Rednerbühne tritt," schrieb Herr von Cormenin im Jahre 1843, „stützt sich die Kammer aufmerksam und neugierig auf die Ellenbogen und schweigt. Die Zuhörer auf den öffentlichen Tribünen neigen sich über, um ihn zu sehen. Seine Statur ist hoch, sein Haar lockig und wallend, und sein schönes Südländergesicht beherrscht die Versammlung. Es liegt allein in der musculösen Zusammenziehung seiner Schläfe eine Macht des Willens und der Ueberlegung, welche einen höheren Geist verräth. Anders als jene Redner, welche von allem Möglichen sprechen und für drei Viertheile ihres Vortrags nicht wissen, was sie eigentlich sagen, spricht Arago nur über Fragen, auf die er vorbereitet ist und welche mit dem Reize der Wissenschaft das Gelegenheitsinteresse verbinden. So bieten seine Reden sowohl Allgemeines als Anspielungen auf Tagesfragen, und nehmen zu gleicher Zeit die Vernunft wie die Leidenschaften seiner Zuhörer in Anspruch; und so zögert er auch nicht, sie zu beherrschen. Kaum ist er auf seinen Gegenstand eingegangen, so vereinigt er auf sich die Blicke Aller. Er versteht es, die Wissenschaft so zu sagen mit den Händen zu greifen! Er entkleidet sie ihrer Sprödigkeiten und technischen Formeln und macht sie so faßlich, daß die Unwissendsten erstaunt und bezaubert davon sind, sie zu verstehen. Seine ausdrucksvollen Pantomimen beleben den ganzen Redner; es ist etwas eigenthümlich Lichtvolles in seinen Erläuterungen, und Strahlen der Klarheit scheinen von seinen Augen, seinem Munde und seinen Fingern auszugehen. Er unterbricht seine Rede durch beißende Fragen, welche die Antwort herausfordern, oder durch pikante Anekdoten, welche sich an sein Thema knüpfen und es ausschmücken, ohne es zu überladen. Wenn er sich begnügt, Thatsachen zu erzählen, hat sein Vortrag nur die natürliche Grazie der Einfachheit. Wenn er aber der Wissenschaft von Angesicht zu Angesicht in's Auge sehend, sie mit Tiefblick betrachtet, um ihre Geheimnisse zu schauen und ihre Wunder zu enthüllen, dann fängt seine Bewunderung derselben an, in eine prunkvolle Ausdrucksweise überzugehen, seine Stimme erhebt sich, seine Worte werden farbenreich und seine Beredtsamkeit wird erhaben wie sein Gegenstand."

Im Jahre 1830 gelangte Arago zu einem höchst wichtigen Amte. Er wurde in diesem Jahre zum Director der Sternwarte ernannt und erhielt durch seinen Einfluß in der Kammer verschiedene Credite zur Wiederherstellung desjenigen Theiles des Gebäudes, in welchem die für den Meridian dienenden Instrumente aufgestellt sind, so wie zur Construction der ungeheueren Drehkuppel, welche das große achromatische Teleskop und seinen parallaktischen Fuß überdacht. Dieses vorzügliche Instrument, würdig der französischen Wissenschaft, hat ein Objectiv von vierzehn Zoll Durchmesser. Die legislative Nationalversammlung hat für seine Construction und die Nebenkosten einen Credit von 90,000 Franken votirt. Alle verschiedenen Regierungen, welche seit vierzig Jahren in Frankreich auf einander folgten, haben der Sternwarte von Paris ihren Schutz gewidmet, ohne daß eine daran gedacht hätte, ihren Director zu beseitigen,

welcher sie wieder aus den Ruinen erhoben und unter dessen Händen sie so zu sagen der vorzugsweise Tempel der Astronomie und das Vorbild derartiger Institute bei anderen Nationen geworden ist. Bei dem letzten Regierungswechsel, wo Arago fürchten durfte, aus einem Institute vertrieben zu werden, das seit einem halben Jahrhundert seine Wohnung geworden war und in welchem er zur Construction und Verbesserung der prächtigen Justrumente desselben selbst mehr oder weniger beigetragen hatte, fühlte sich der berühmte Astronom zum Tode getroffen bei dem Gedanken, daß die von ihm geschaffenen Hilfsmittel wissenschaftlicher Untersuchungen in übelwollende oder feindselige Hände übergehen könnten. Wir wollen jedoch sogleich hinzufügen, daß dieser tödtliche Schmerz ihm erspart wurde und daß er seinen letzten Seufzer in dem heiligen Raume dieses Gebäudes aushauchen konnte.

In demselben Jahre 1830 erwarb sich Arago die schönste Perle in der Ruhmeskrone eines französischen Gelehrten. Beim Tode des Barons Fourier bezeichneten ihn seine vielseitigen Talente, seine Beredtsamkeit und Charakterstärke seinen Collegen als den Mann, der am meisten geeignet sei, bei der Neuwahl den berühmten Verstorbenen in seinen Functionen als beständiger Secretär der Akademie der Wissenschaften für die mathematische Abtheilung zu ersetzen. Er wurde daher am 7. Juni 1830 durch neununddreißig Stimmen unter vierundvierzig Abstimmenden dazu erwählt, und während der dreiundzwanzig Jahre, welche er diesen Posten innehatte, hat er den hohen Charakter der Akademie nicht nur durch den Einfluß aufrecht erhalten, welchen ihm seine Stellung, das Resultat des Vertrauens seiner Collegen, gab, sondern auch durch die Beziehungen, welche er mit allen wissenschaftlichen Gesellschaften der alten und neuen Welt unterhielt. In seiner Eigenschaft als beständiger Secretär war er berufen, die Lobrede auf die verstorbenen französischen oder ausländischen Akademiker zu schreiben, und trotz des Rufes eines sehr eleganten Schriftstellers, den sich Cuvier als beständiger Secretär für die physikalischen Wissenschaften erworben hatte, zögern wir nicht, es auszusprechen, daß die Lobreden Arago's denen seines berühmten Rivalen den Vorrang streitig machen. Seine schöne Biographie von James Watt, welche zuerst im Jahrbuche für 1833 erschien, wurde besonders herausgegeben und in's Englische übersetzt, und seine Analyse des Lebens und der Werke Sir W. Herschel's, erschienen im Jahrbuche von 1842, wurde 1845 ebenfalls nochmals besonders abgedruckt. Die Lobreden auf Volta, Malus, Fresnel, Thomas Young, Ampère und Monge gewähren ein mächtiges Interesse; aber diejenigen auf Fourier, Condorcet, Carnot und Bailly können mit vollem Rechte für Meisterwerke eines Musterschriftstellers gelten.

Im Jahre 1834 besuchte Arago England zum zweiten Male, um an der dritten Sitzung der Britischen Gesellschaft Theil zu nehmen, welche sich in diesem Jahre in Edinburg versammelte. In dieser Versammlung des wissenschaftlichen Areopags wurden seine Talente und sein Charakter vollkommen gewürdigt. An den Arbeiten der Sectionen nahm er thätigen Antheil und als am öffentlichen Schlusse des Congresses den verschiedenen Personen, welche an den Arbeiten der Gesellschaft Theil genommen hatten, eine Danksagung ausgesprochen wurde, beauftragte man ihn, auf die Rede seines Freundes Lord Brougham zu antworten, welcher ein Dankvotum für die auswärtigen Mitglieder vorgeschlagen hatte. Als er nach London zurückgekehrt war, hielt er sich zu Aston-Hall, dem Wohnsitze James Watt's des Sohnes, auf, wo er jene interessanten Manuscripte durchforschte, welche ihn in Stand setzten, die Anrechte James Watt's an der Entdeckung der Zusammensetzung des Wassers mit so peremptorischen Beweisen zu vertheidigen.

Unter der Herrschaft demokratischer Institutionen erzogen, war Arago von seiner Jugend an Republikaner. Er hatte jedoch die Schwierigkeiten begriffen, eine solche Regierungsform in einem von den unumschränkten oder constitutionellen Monarchien Europa's umgrenzten Lande aufrecht zu erhalten. Zunächst hatte das Volk selbst auf jene Staatsformen verzichtet, für welche Frankreich so viel Blut und Geld geopfert hatte, und durch die Wiedereinsetzung der alten Dynastie hatten die exaltirtesten Demokraten alle Hoffnung verloren, die von ihnen geliebte Regierungsform wiederherzustellen. Die zweite Vertreibung des älteren Zweiges der Bourbonen und die Berufung des Hauses Orleans auf den Thron waren zwar keine für die Wünsche der Demokraten besonders günstige Ereignisse, indessen doch immer ein Fortschritt auf dem Wege politischer Verbesserungen. Man hatte gese-

hen, wie sehr in England der Sturz der Familie der Stuarts und die Thronfolge des Hauses Braunschweig, welches die großen Principien der individuellen und socialen Freiheit garantirte, zu dem Ruhme und der Größe der britischen Nation beigetragen hatten. Die Franzosen waren also berechtigt, von Louis Philipp und seiner Dynastie dieselben socialen Rechte und dasselbe nationale Wohlergehen zu hoffen. Ein Patriot, welcher republikanischen Ansichten nicht aus persönlichen Rücksichten huldigt, sondern weil er die Ueberzeugung hegt, daß diese Regierungsform am besten geeignet ist, das Glück einer Nation zu befördern, wird gern bereit sein, eine Rolle in einer constitutionellen Monarchie zu spielen, und wird versuchen, aus dieser Regierungsform diejenigen socialen Vortheile zu gewinnen, welche er von der Republik erwartete. Dies war, wie wir glauben, die Ansicht Arago's und einer Menge anderer hervorragender Franzosen. Louis Philipp hatte mit dem alten System gebrochen, er war ein König, den das Volk gewählt hatte, der Sohn eines republikanischen Vaters, erzogen von der Revolution, ein Mann, welcher in seiner rauhen Lebensschule so viele nützliche Lehren empfangen hatte. Welchem Fürsten konnte der republikanische Patriot die Vertheidigung seiner Rechte lieber anvertrauen als Louis Philipp? Von welchem Fürsten konnte er vernünftigerweise, ohne durch eine eben so langwierige Schule der Prüfung zu gehen, alle jene liberalen Einrichtungen, welche die englische Nation seit der Königin Anna bis zur Königin Victoria von seinen Souveränen empfangen hat, eher erwarten? Indeß diese Hoffnungen wurden getäuscht. Durch wessen Schuld? Darüber ist die Geschichte noch nicht zu urtheilen befugt. Wie dem auch sei, die Revolution von 1848 darf nicht als ein so unverhofftes Ereigniß betrachtet werden, als welches man es später wohl hat darstellen wollen. In jenen plötzlichen Umständen, unter denen sie ausbrach, als der Thron wie von einem Blitzstrahl des Himmels zertrümmert war, bevor irgend eine vorgängige Anordnung getroffen worden, als alle bösen Leidenschaften entfesselt und alle besseren Gefühle in Schach gehalten waren, wurde Arago berufen, von seiner friedlichen Sternwarte herabzusteigen, um der von allen Seiten drohenden Demagogie einen Zügel anzulegen. Er wurde Mitglied der provisorischen Regierung. Ihm vertraute man zu gleicher Zeit die Portefeuilles des Kriegsministers und des interimistischen Marineministers an, zwei Aemter, welche bis dahin, so viel wir wissen, noch niemals in den Händen eines und desselben Mannes vereinigt gewesen waren.

Arago fuhr von dem Augenblicke der Flucht der königlichen Familie an bis zur Einsetzung der constituirenden Versammlung fort, die Pflichten seiner doppelten Stellung gewissenhaft zu erfüllen. Zum Präsidenten der Executivcommission ernannt, wußte er seine Principien consequent durchzuführen. Als er einmal durch hohen Einfluß gedrängt wurde, gewisse Maßregeln zu ergreifen, welche übrigens mit seinen eigenen Wünschen und Ansichten übereinstimmten, antwortete er edelmüthig, „daß man in allen politischen Angelegenheiten sich nicht ohne Gefahr den Eingebungen seines eigenen Herzens hingeben könne." Während seiner Verwaltung des Marineministeriums bewirkte er große und heilsame Reformen. Nicht nur befreite er die französischen Seeleute von der Prügelstrafe und andern barbarischen Peinigungen, sondern er ließ auch die Rationen der Matrosen vergrößern. Die schwierigste Aufgabe, die er unterrahm, war jedenfalls die Abschaffung der Sclaverei in den französischen Colonien, eine Maßregel, welcher man die Interessen der Agricultur und des Eigenthumsrechts entgegenhielt. „Es ist eine furchtbare Verantwortlichkeit, welche wir auf uns zu nehmen im Begriff sind," sagte er zu seinem Secretär; „aber wenn wir keine entscheidenden Schritte thun, so wird die Sclaverei wieder aufblühen," und seine eifrige Liebe zur Menschlichkeit überwand alle andern Rücksichten.

Während des furchtbaren Kampfes der Junitage marschirte Arago an der Spitze der Truppen mit einer weißen Fahne in der Hand gegen die Barricaden des zwölften Arrondissements und bat die wüthende Menge, seine Worte des Friedens und der Versöhnung anzuhören.

Hiermit endigt die politische Carriere Arago's. Von körperlichen und geistigen Anstrengungen erschöpft, hörte er von nun an auf, an den Staatsangelegenheiten einen thätigen Antheil zu nehmen. Er war von den östlichen Pyrenäen, dem Departement, in welchem er geboren war, zum Vertreter in der Kammer ernannt, aber er stimmte mit Stillschweigen und verfolgte mit unruhigem Auge und beklommenem Herzen die drohenden Zeichen der Zukunft, von jetzt an mehr mit den

Angelegenheiten der Wissenschaft als mit denen der Politik beschäftigt. Gewarnt durch die ersten Anfälle der Krankheit, welche ihn dahinraffen sollte, beschloß er, die geringe Anzahl Jahre, auf die er vielleicht noch rechnen konnte, dazu zu benutzen, die Veröffentlichung verschiedener von ihm verfaßter Manuscripte und mehrer Originaluntersuchungen, welche der Akademie der Wissenschaften mitzutheilen seine politischen Beschäftigungen ihn verhindert hatten, vorzubereiten.

Der Staatsstreich vom 2. December vervollständigte die Vernichtung der letzten Illusionen Arago's, aber er war entschlossen zu schweigen und sich bei den neuen Gewalthabern in Vergessenheit zu bringen, als die kaiserliche Regierung ihren Beamten den Eid abverlangte.

Indem er an seine Antecedentien dachte, wollte er lieber das Opfer bringen, seine Stelle und seine Wohnung, welche er seit vierzig Jahren innegehabt hatte, zu verlassen, als mit seinem Gewissen sich abzufinden. Bei so bewandten Umständen richtete er an den Minister des öffentlichen Unterrichts folgendes Schreiben:

Paris, den 9. Mai 1852.

Herr Minister!

Die Regierung hat selbst anerkannt, daß der in Artikel 14 der Verfassung vorgeschriebene Eid den Mitgliedern einer rein wissenschaftlichen und literarischen Körperschaft, wie z. B. des Instituts, nicht abverlangt werden solle. Ich weiß nicht, warum man das Längenmeß-Bureau, eine astronomische Akademie, in welcher man im Fall einer Vacanz durch Wahl ergänzt, in eine andere Kategorie gestellt hat. Diese einfache Gegeneinanderhaltung hätte vielleicht hingereicht, mich zur Verweigerung dieses Eides zu bewegen, aber ich muß bekennen, daß Rücksichten anderer Art einen entscheidenden Einfluß auf meinen Geist ausgeübt haben. Im Jahre 1848 machten mich die Umstände in meiner Eigenschaft als Mitglied der provisorischen Regierung zu einem Gründer der Republik. In diesem Amte, und dessen rühme ich mich noch heute, trug ich zur Abschaffung des politischen Eides bei. Später wurde ich von der constituirenden Versammlung zum Präsidenten der Executivcommission ernannt; meine Handlungen in dieser Stellung sind wohl Jedermann viel zu bekannt, als daß ich nöthig hätte, hier nochmals darauf aufmerksam zu machen. Sie werden begreifen, Herr Minister, daß mein Gewissen unter dem Eindrucke solcher Erinnerungen mir eine Entschließung zur Pflicht machen mußte, welche ich in meiner bloßen Eigenschaft als Director der Sternwarte zu fassen vielleicht Anstand genommen haben würde.

Ich war bisher der Meinung, daß ein Astronom des Längenmeß-Bureaus nach dem Wortlaute des Gesetzes unabsetzbar sei. Ihre Entscheidungen haben mich enttäuscht. Ich möchte Sie also bitten, Herr Minister, mir einen Tag zu bestimmen, an welchem ich eine Anstalt, die ich nun fast ein halbes Jahrhundert bewohne, zu verlassen habe. Diese Anstalt ist, Dank der Protection, welche ihr seit vierzig Jahren in Frankreich die Regierungen gewidmet haben, vor Allem aber — damit ich es frei ausspreche — Dank dem Wohlwollen der legislativen Versammlungen mir gegenüber, aus ihren Ruinen und ihrem Nichts auferstanden und kann gegenwärtig den Ausländern als ein Muster hingestellt werden. Es wird nicht ohne tiefen Schmerz geschehen, daß ich mich von so vielen schönen Instrumenten trenne, zu deren Construction ich mehr oder weniger persönlich beigetragen habe; ich werde nicht ohne lebhafte Besorgniß sein, daß ich von mir geschaffene Hilfsmittel wissenschaftlicher Untersuchungen in mißgünstige oder selbst feindselige Hände werde fallen sehen; aber mein Gewissen hat gesprochen und ich mußte mich darüber hinwegsetzen.

Ich wünsche unter diesen Umständen, daß Alles in vollster Oeffentlichkeit vor sich gehe; auch beeile ich mich, Sie zu benachrichtigen, Herr Minister, daß ich an die großen Akademien von Europa und Amerika, denn seit langer Zeit habe ich die Ehre, ihnen anzugehören, ein Rundschreiben erlassen werde, welches ihnen meine Entfernung von einem Institute bekannt machen soll, mit welchem mein Name sich gewissermaßen identificirt hat und das für mich ein zweites Vaterland war. Ich wünsche, daß man überall erfahre, daß die Motive, welche meinen Entschluß dictirt haben, Nichts enthalten, worüber meine Kinder jemals zu erröthen Grund haben könnten. Ich bin eine solche Erklärung vor Allem den Gelehrten ersten Ranges schuldig, welche mich mit ihrer Freundschaft beehren, Humboldt, Faraday, Brewster, Melloni u. s. w. Ich wünsche auch, daß diese berühmten Männer sich nicht über die beträchtliche Veränderung, welche mein Entschluß in meiner Existenz

hervorbringen wird, zu viel Sorgen machen. Allerdings ist meine Gesundheit im Dienste des Vaterlandes hart mitgenommen worden. Man kann nicht einen Theil seines Lebens damit zubringen, zur Untersuchung der Gestalt der Erde in den wüstesten Gegenden Spaniens von einer Bergspitze zur andern zu klimmen, in den unwirthlichen Gegenden Afrika's, welche zwischen Bougie und der Hauptstadt der Deyschaft liegen, auf algierischen Corsarenschiffen, in den Gefängnissen von Majorca, Rosas, Palamos leben, ohne daß es tiefe Spuren zurückläßt; aber ich werde meine Freunde erinnern, daß eine kraftlose Hand immer noch eine Feder halten kann, und daß der Halberblindete in seiner Umgebung doch immer dienstfertige Menschen finden wird, welche gern seine Worte niederschreiben werden.

Genehmigen Sie, Herr Minister, die Versicherung meines Wohlwollens.

F. Arago.

Zu derselben Zeit, wo dieses Schreiben an den Minister abging, wurden Abschriften davon an die vorzüglichsten Pariser Journale gesendet, ein Schritt, welcher von Seiten des Verfassers die Ueberzeugung bekundete, daß der Entschluß des Kaisers unabänderlich sei. Er hatte sich geirrt. Der Minister des öffentlichen Unterrichtes glaubte, bevor er die Demission Arago's annahm, die Befehle des Kaisers einholen zu müssen, und Louis Napoleon machte sogleich eine Ausnahme zu Gunsten des berühmten Gelehrten und entband ihn von dem Eide auf die Verfassung. Diese edelmüthige Handlung gereicht dem Fürsten wie dem Gelehrten gleichmäßig zur Ehre.

„... Schon hatte der Tod auf dem Scheitel Arago's sich niedergelassen; er begann seine berühmte Beute mit einem ungewöhnlichen Gefolge tödtlicher Krankheiten zu verzehren.“ Endlich riethen Arago's Freunde, es mit der heimathlichen Luft zu versuchen. Er reiste daher Ende Juli 1853 in Begleitung seiner Nichte, Madame Laugier, nach den Pyrenäen ab. Aber die Sonne des Südens vermochte nicht, ihm seine Gesundheit wiederzugeben. „Ein rührender Zug,“ sagt Herr Barral, „schildert das Zartgefühl Arago's. Als er noch kränker von der eben erwähnten Reise zurückkehrte, wollte er einen langen Umweg machen, um den Vater Flourens', seines Collegen als beständiger Secretär der Akademie der Wissenschaften, zu begrüßen, und seinem Freunde Nachrichten von dem Greise zu bringen. Die Familienbande schienen ihm die theuersten von der Welt, und er glaubte seinem gelehrten Freunde kein größeres Vergnügen machen zu können, als wenn er ihm sagte: Ich, der Kranke, der ich dem Tode nahe bin, habe Ihren Vater besucht.“

Sonnabend den 1. October besuchte ihn Lord Brougham und unterhielt sich lange Zeit mit ihm. Ein Gedanke beunruhigte Arago vorzüglich im Verlaufe seiner Krankheit: er machte sich Vorwürfe darüber, daß er die Besoldung als beständiger Secretär der Akademie bezog, ohne dessen Pflichten zu erfüllen. Drei Stunden vor seinem Tode, erzählte Herr Havin im Siècle, sprach er zu Herrn Biot: Ich will meine Demission als beständiger Secretär einreichen, weil ich die Functionen desselben ja doch nicht verrichten kann. Gut, sagte sein College, dann werden wir sämmtlich in corpore kommen, um sie Ihnen zurückzubringen und Ihnen Ihren Undank vorzuwerfen. Einige Augenblicke später, am 2. October 1853, hauchte Franz Arago seinen letzten Seufzer aus. Er war siebenundsechzig Jahre und sieben Monate alt.

Mehrere Reden wurden am Grabe Arago's gehalten, unter Andern vom Herrn Viceadmiral Baudin, Präsidenten des Längenmeß-Bureaus, und von Herrn Flourens, beständigem Secretär der Akademie der Wissenschaften für die physikalische Abtheilung.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften vom 10. October beklagte der Präsident Herr Combes, welcher in der vorhergehenden Sitzung abwesend gewesen war, in einigen rührenden Worten das schmerzliche Ereigniß, „welches ein für die Akademie, das Land und die Wissenschaft so kostbares Leben dahingerafft hatte.“

Der Verlust Arago's wurde von allen Vertretern der modernen Wissenschaften in sämmtlichen Hauptstädten der civilisirten Welt tief gefühlt. „Der Name Arago,“ rief der verehrungswürdige Humboldt schmerzlich aus, „wird überall geehrt bleiben, wo die Achtung vor den der Wissenschaft erwiesenen Diensten, das Gefühl für Menschenwürde und Unabhängigkeit des Denkens, die Liebe zu öffentlicher Freiheit sich erhalten.“ ... „Was diesen einzigen Mann charakterisirte,“ fügte er anderswo hinzu, „die Macht des Genies, welche hervorbringt und befruchtet, oder jene seltene Klarheit, welche neue und complicirte Wahrnehmungen wie der menschlichen Einsicht seit

Langem nahegebrachte Dinge zu entwickeln versteht, es war die Verbindung der Kraft und Erhabenheit eines leidenschaftlichen Charakters mit der herzlichsten Zartheit des Gefühls. Ich bin stolz bei dem Gedanken, daß ich ihm durch meine liebevolle Hingebung und die beständige Bewunderung, die ich ihm in allen meinen Werken ausdrückte, während vierzig Jahren angehörte, und daß mein Name bisweilen neben seinem großen Namen genannt werden wird."

Arago gehörte zu der geringen Anzahl derjenigen Männer, welche ihr Vermögen der Wissenschaft opferten, ein Opfer, welches freilich nicht übermäßig hoch von Solchen angeschlagen werden wird, welche, wie er, in dem Gelde nur ein Mittel für den Gelehrten erblicken, seine Untersuchungen frei von pecuniären Schwierigkeiten verfolgen zu können. Sein Leben war einfach und frugal; er hatte eben nur so viel, als in Paris dazu gehört, um zu leben und eine Familie zu erhalten. „Während der vier Monate, da er das Portefeuille des Marineministers inne hatte," sagte der Viceadmiral Baudin an seinem Grabe, „nahm Arago angesichts der Verlegenheit des Staatsschatzes seinen Ministergehalt nicht an, indem er seine Dienste dem Lande durchaus unentgeltlich widmen wollte. Ich erwähne diesen Zug von patriotischer Uneigennützigkeit," fügte der Admiral hinzu, „nicht für diejenigen, welchen der edle Charakter Arago's bereits bekannt ist, sondern für diegenigen, welche ihn noch nicht hinlänglich kennen." Derselbe liberale Geist trieb ihn, als er zum beständigen Secretär ernannt war, seine Entlassung als Professor der polytechnischen Schule zu nehmen, um sich nicht der Beschuldigung, mehrere große Besoldungen in seiner Person zu vereinigen, auszusetzen. Als Director der Pariser Sternwarte wollte er niemals einen andern Gehalt beziehen als den eines einfachen Mitgliedes des Längenmeß-Bureaus, und wir haben bereits gesehen, daß er in seiner letzten Krankheit seine Functionen als beständiger Secretär niederlegen wollte, weil er die Pflichten dieser Stelle nicht mehr erfüllen konnte.

Nachdem wir so mit groben Strichen auf den vorhergehenden Seiten das Leben und den Charakter Franz Arago's gezeichnet haben, wollen wir jetzt versuchen, dem Leser einen raschen Ueberblick über jene unsterblichen wissenschaftlichen Entdeckungen zu geben, welche den Namen des berühmten französischen Gelehrten auf die Mitgliederlisten sämmtlicher großen Akademien der alten und neuen Welt gesetzt haben. Die wichtigsten sind jedenfalls die der Polarisation und der Diffraction der Lichtstrahlen.

Gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hatte ein dänischer Gelehrter, Bartholinus, ein durchscheinendes Mineral entdeckt, isländischer Spath genannt, welches die merkwürdige Eigenschaft besaß, von einem und demselben Gegenstande zwei Bilder zugleich zu geben oder einen einzigen Lichtkegel in zwei zu brechen, eine Eigenthümlichkeit, welche heutzutage unter dem Namen der doppelten Refraction wohl bekannt ist. Huygens, der berühmte holländische Gelehrte, fand, daß der eine dieser Kegel in seinen Eigenthümlichkeiten von denen des andern, so wie auch des Originalkegels und auch jedes andern ganz genau eben so großen Kegels, welcher nicht durch den Spath gegangen war, abwich; Huygens hatte mit einem Worte entdeckt, daß die beiden durch den Spath hervorgebrachten Kegel polarisirte Lichtkegel waren, wie man sie in der Folge nannte; aber es war Newton beschieden, festzustellen, daß die Seiten der beiden Kegel verschiedene Beschaffenheit beim Durchgehen durch den Spath angenommen hatten.

Nach den hierauf fußenden Entdeckungen von Malus und andern Gelehrten, von welchen Keiner die Erscheinung von Farben beobachtet hatte, war die Entdeckung der chromatischen Polarisation Arago vorbehalten, sie bildete die Basis zahlreicher und glänzender Untersuchungen, welche in allen Theilen Europa's angestellt wurden. Am 11. August 1811 theilte Arago der Akademie der Wissenschaften ein Memorandum mit „über eine eigenthümliche Veränderung, welche die Lichtstrahlen bei ihrem Durchgange durch gewisse durchsichtige Körper erleiben." Indem er polarisirtes Licht durch dünne Blättchen von schwefelsaurem Calciumoxyd, Glimmer und Bergkrystall gehen ließ und sie dann mit einem Prisma von Kalkspath zerlegte, welches darauf eingerichtet war, die beiden Bilder genau zu scheiden, erhielt man die schönsten Ergänzungsfarben, indem die Farbe des einen der Bilder die Ergänzungsfarbe für die des andern Bildes war. Diese Farben variirten nach der Dicke der Blättchen, welche der Experimentirende bisweilen bis auf einen solchen Grad von Dünne brachte, daß sie gar keine Farben mehr hervorbringen konnten.

Obgleich in dem nämlichen Blättchen die Farben nach der Dicke desselben variirten, so gab es doch auch noch andere Ursachen, welche Einfluß hatten. Arago fand, daß wenn man das Blättchen sich bewegen ließ, es zwei Stellungen desselben gab, eine zur andern im rechten Winkel, in welchem der Krystall keine Farben zeigte, während in allen dazwischenliegenden Stellungen die Farben erschienen.

Zu diesen Grundbeobachtungen hat Herr Biot bei seinem gewohnten Fleiße und Eifer mit Hilfe der ihm von der Akademie verschafften Instrumente kürzlich eine Reihe glänzender Entdeckungen hinzugefügt. Ohne seine Functionen auf der Sternwarte hintenanzusetzen, fuhr Arago nicht weniger in seinen optischen Untersuchungen fort. Im Laufe seiner Experimente mit dem Quarze hatte er längs der Axe des Krystalles gewisse Farben beobachtet, welche, obgleich je nach der Stärke des Blättchens zunehmend oder abnehmend, seiner Meinung nach von den gewöhnlichen polarischen Färbungen abwichen. Diese Färbungen waren die nämlichen wie die, welche später in einer großen Anzahl von Flüssigkeiten von Seebeck und Biot entdeckt, von dem Letztern auf eine so wundersame Weise analysirt wurden und zur Grundlage einer Reihe von für die Wissenschaft eben so wichtigen als für die Künste nützlichen Untersuchungen gedient haben.

Unter die interessanten optischen Entdeckungen Arago's muß man diejenigen rechnen, welche er über die Kreuzung des polarischen mit dem gewöhnlichen Lichte machte. Die Schatten von allen Körpern, welche man einem aus einer kleinen Oeffnung oder aus einer engen Spalte kommenden Lichte aussetzt, sind durch die sogenannte Diffraction von mehreren hellen Ringen umgeben und in dem Schatten selbst finden sich andere, den ersteren gewöhnlich parallellaufende Ringe. Der berühmte Thomas Young zeigte, daß diese inneren Ringe verschwanden, wenn das Licht, auf eine der Seiten des Körpers aufstoßend, aufgefangen wurde, und stellte damit fest, daß sie durch die Durchkreuzung der Lichtstrahlen, welche an der einen Seite, mit denen, welche an der andern Seite vorüberkamen, erzeugt wurden. Arago gründete hierauf eine seiner größten Entdeckungen, indem er zeigte, daß wenn das Licht von einem durchsichtigen Blättchen aufgefangen wurde, die Ringe in einem Maße verrückt waren, welches von der Brechkraft und der Dicke des Blättchens abhing. Dies führte ihn zu mehreren schönen Resultaten, mögen nun die Experimente direct von ihm, oder nur unter seiner Leitung angestellt sein. Eins derselben ist zum Beispiel das Experiment des Herrn Léon Foucault, welches darthat, daß das Licht sich im Wasser mit geringerer Geschwindigkeit bewegt als in der Luft, und mithin die Wahrheit der undulatorischen und die Falschheit der Newton'schen Ausstrahlungstheorie bewies.

Nicht weniger interessant als diese Experimente sind diejenigen, welche Arago über die Durchkreuzung der polarisirten Strahlen anstellte. In Gemeinschaft mit Fresnel zeigte er: 1) daß die beiden polarisirten Lichtkegel in derselben Ebene sich genau wie gewöhnliche Lichtkegel kreuzen; 2) daß zwei Kegel, deren Polarisationsebenen unter sich einen spitzen Winkel bilden, sich nur theilweise kreuzen, wobei die Intensität der Ringe bedeutend verringert ist; 3) daß die polarisirten Strahlen im rechten Winkel zu einander sich gar nicht kreuzten; 4) daß diese Strahlen in dieselbe Polarisationsebene gebracht werden können, ohne sich zu kreuzen; 5) daß zwei polarisirte Strahlen im rechten Winkel zu einander und in dieselbe Polarisationsebene gebracht, nur dann sich kreuzen, wenn sie einem ursprünglich und gänzlich in einer einzigen Ebene polarisirten Kegel angehören; 6) daß man bei der Durchkreuzung der doppelt gebrochenen Kegel außer der Verschiedenheit der Bahnen einer Halbundulation Rechnung tragen muß, welche gewissermaßen verloren ging. Diese großen Resultate werfen ein neues Licht auf das Ganze der Erscheinungen der chromatischen Polarisation und stoßen die sehr geistreiche Theorie der wechselnden Polarisation um, welche Herr Biot erfunden hatte, um diese Classe von Erscheinungen zu erklären.

Die Entdeckungen Arago's über die sogenannte optische Meteorologie bieten ein ganz besonderes Interesse. Es genügt, an seine Entdeckung eines neutralen Punktes in der Atmosphäre, wo es keine Polarisation gibt, an seine Beobachtungen über die Polarisation der Lichtringe und an seinen Polarimeter zur Messung der Grade der Polarisation, an seinen Polarisationsquadranten, an seinen Cyanometer zur Messung der Intensität der Himmelsbläue u. s. w. zu erinnern. Wir erwähnen außerdem noch seine schönen Arbeiten über die gefärbten Ringe Newton's in

ihrer Beziehung zum polarisirten Lichte, welche in den Abhandlungen von Arcueil veröffentlicht wurden, seine gelehrten Untersuchungen über Lichtmessung, seine Experimentalprüfungen der Formeln Fresnel's und eine große Anzahl anderer Untersuchungen und Erfindungen, welche zu ihrer Aufzählung einen Band in Anspruch nehmen würden.

Wir können von seinen wichtigen Entdeckungen über den Magnetismus nicht sprechen, ohne uns dabei ein wenig länger zu verweilen. Das allgemeine Vorhandensein von Magnetismus in den nicht eisenhaltigen Substanzen war seit einiger Zeit Gegenstand von Experimentaluntersuchungen, aber Arago war es, dem man die Entdeckung des allgemeinen Vorhandenseins von Magnetismus in den Körpern verdankt. Am 20. November 1824 theilte er der Akademie der Wissenschaften seine Entdeckungen über die magnetischen Eigenschaften der nicht eisenhaltigen Substanzen mit. Indem er die Schwingungen der über oder neben irgend einem Körper befindlichen Magnetnadel zu studiren beabsichtigte, hängte er eine Magnetnadel über einer Fläche von Metall oder Wasser auf. Wenn man die Magnetnadel eine gewisse Anzahl Grade aus ihrer Stellung ablenkte und sie dann wieder sich selbst überließ, begann sie sich allmälig immer mehr verkleinernde Bogen zu beschreiben, als ob sie sich in einem Widerstand leistenden Medium befinde; und sonderbarerweise änderte die Abnahme der Größe der Schwingungen Nichts an der Anzahl der Schwingungen, welche sie in einer bestimmten Zeit ausführte. Also wenn die Schwingungen einen Bogen von 43 Grad beschrieben und die Magnetnadel über Wasser befindlich war, verlor der Bogen 10 Grad an Länge nach 30 Schwingungen, wenn der Abstand der Magnetnadel vom Wasser 63 Millimeter betrug; dagegen bedurfte es 60 Schwingungen, um die Länge des Bogens um 10 Grad zu verringern, wenn der Abstand 52,2 Millimeter groß war.

Ueber Eis gab dieselbe Magnetnadel folgende Resultate:

Abstand der Nadel vom Eis.	Abnahme der Größe des Bogens.	Anzahl der zur Abnahme nöthigen Schwingungen.
0,70 Mill.	von 53° auf 43°	26
52,56 „	„ 53 „ 43	60

Ueber böhmischem Glas:

0,91 Mill.	von 90° auf 41°	122
4,01 „	„ 90 „ 41	221

Wenn die Magnetnadel über Metallplatten aufgehängt war, so waren die erhaltenen Resultate dieselben; aber die Metalle, welche stärker einwirkten als Glas, Holz u. s. w., verhielten sich auf eine andere Weise als diese Substanzen. Es folgt hieraus, daß alle Körper, welche man unter eine in Schwingungen befindliche Magnetnadel bringt, auf diese einen Einfluß ausüben, welcher die Größe der Schwingungen vermindert, ohne ihre Anzahl zu verändern; und hieraus ergibt sich wieder das allgemeine Vorhandensein von Magnetismus in den Körpern. Indem Dr. Seebeck in Berlin diese Experimente wiederholte, fand er, daß, wenn man magnetische und nicht magnetische Körper zusammensetzte, man Verbindungen erhielt, welche gar keine Wirkung auf die Magnetnadel hervorbrachten. Die Verbindungen, welche vorzugsweise diese merkwürdige Eigenschaft besaßen, bestanden aus fünf Theilen Antimon und einem Theil Eisen, oder aus zwei Theilen Kupfer und einem Theil Nickel. In ihrer jährlichen Sitzung von 1825 erkannte die königliche Gesellschaft zu London Arago die Copleymedaille für diese Entdeckung zu.

Während er sich mit diesen Untersuchungen beschäftigte, stieg in unserm Gelehrten der Gedanke auf, daß die Magnetnadel, während sie sich unter dem Einfluß einer Metall- oder Glasplatte befindet, durch die Rotation der Platte angezogen oder auf irgend eine Weise afficirt werden könne. Um das Experiment auszuführen, ließ Arago einen Apparat construiren, welcher aus einem, mit Ausnahme von zwei oder drei stählernen Zapfen, gänzlich kupfernem Uhrentriebwerk bestand, und der Platte, die horizontal am Ende einer sich drehenden verticalen Axe angebracht war, eine rotirende Bewegung ertheilen sollte. Unmittelbar über der Platte war eine gläserne Glocke so angebracht, daß sie sich horizontal in einer sehr geringen Distanz über der drehenden Platte befand.

Wenn man nach Herstellung eines solchen Apparates die Kupferplatte unter der Magnetnadel, welche durch ein Blatt Papier vor Luftzug geschützt war, in Bewegung setzte, wurde die letztere allmälig aus dem magnetischen Meridian mit einer Kraft, welche mit der Schnelligkeit der Bewegung der Platte im Verhältniß stand, herausgezogen. Da nun die magnetische Einwirkung der Erde, welche die Magnetnadel beständig an ihrem Platze festzuhalten sucht, dieser neuen Kraft

Widerstand leistet, so folgt daraus, daß die Nadel zuletzt eine Stellung annehmen muß, in welcher diese Kräfte sich das Gleichgewicht halten Wenn jedoch die Rotationen sehr heftig sind, so wird der schwächere Einfluß der Erde vollständig aufgehoben, und die Magnetnadel verharrt in fortwährender Umdrehung. Eben so wird die Magnetnadel eine feste Stellung annehmen, wenn man die Entfernung, in welcher sie sich von der rotirenden Platte befindet, vergrößert, während die Schnelligkeit der letztern dieselbe bleibt; so daß man also die Ablenkung der Magnetnadel sehr leicht machen kann, wenn man diese Entfernung verringert.

Da Arago 1820 entdeckt hatte, daß der elektrische Strom Eisen nnd Stahl magnetisiren kann, so haben seine Freunde für ihn einen Antheil an der Erfindung der elektrischen Telegraphen in Anspruch genommen. Aber welches auch sein Antheil oder der Antheil Anderer an der Theorie und an der Praxis dieser wunderbaren Erfindung sein möge, Niemand hat sie bis jetzt sich ausschließlich beilegen können. Wenn es jedoch richtig ist, daß man Papin, Hull und andern Männern die Ehre zuerkennen muß, die Dampfmaschine und das Dampfschiff erfunden zu haben, weil sie die erste Idee dazu lieferten, so muß man vielleicht die Erfindung der elektrischen Telegraphen einem bescheidenen Schotten zuschreiben, welcher uns nur die Anfangsbuchstaben seines Namens hinterlassen hat. Ein Mitarbeiter am Scotsh Magazine machte der Welt in einem von Renfrew, den 1. Februar 1753 datirten Briefe die Erfindung des elektrischen Telegraphen bekannt und zwar in so bestimmten Ausdrücken, daß jedem andern Reclamanten nur das Verdienst bleibt, ihn vereinfacht und die bekannten, bereits seit 1753 entdeckten Principien der Elektricität und des Magnetismus angewendet zu haben.

Unter den merkwürdigen Versuchen Arago's über den Magnetismus muß man auch das erwähnen, was er über jene Phänomene schrieb, welche Humboldt magnetische Gewitter genannt hat, Störungen in der magnetischen Atmosphäre, welche sich in großen Entfernungen in unserer Atmosphäre verbreiten, ihre Anwesenheit durch unregelmäßige Bewegungen der Magnetnadel zu erkennen geben und als Nordlichter endigen. Die elektrischen Gewitter hingegen haben eine beschränkte Ausdehnung und endigen in Donner, Blitz und Regen.

Als gegen das Jahr 1820 der Gebrauch von Dampfmaschinen sich in der Industrie verbreitet hatte, wollte die Regierung die Dampfkessel einer vorläufigen Prüfung unterwerfen, und die Anwendung derselben an gewisse Sicherheitsmaßregeln knüpfen. Arago und Dulong wurden mit den nöthigen Experimenten beauftragt, und diese beiden Gelehrten sind es, welche die Expansionskraft des Dampfes bei verschiedenen Temperaturen angeben. Die Explosion der Dampfkessel, welcher die Experimentirenden fortwährend und noch dazu innerhalb eines engen Raumes ausgesetzt waren, bot eine weit größere Gefahr, als die Granaten auf einem Schlachtfelde, und es kam mehr als einmal vor, daß die bei den Experimenten anwesenden Officiere — alles Leute von erprobtem Muthe — erbleichten und sich entfernten, während die beiden Gelehrten neben Kesseln, die jeden Augenblick explodiren konnten, kaltblütig ihre Berechnungen fortsetzten und ruhig die Temperatur und den Druck beobachteten.

So zahlreich und wichtig nun aber auch diejenigen seiner wissenschaftlichen Untersuchungen sein mögen, deren Resultate er veröffentlicht hat, so würde man doch eine sehr unvollständige Vorstellung von dem Genie und den Arbeiten Franz Arago's bekommen, wenn man sich begnügte, sie nach den Schriften zu bemessen, welche er herausgegeben hat. Am Anfang seiner Carriere, wo der Ruhm noch der einzige Stachel des Genies ist, kümmert sich der junge Gelehrte wenig um die Form, unter welcher er der Welt die Resultate seiner Entdeckungen vorlegen will; den Sieg davonzutragen, ihn der Welt zu verkündigen und den Lorbeer zu empfangen, das ist der einzige Zweck, den er vor Augen hat. Wenn es — um uns eines von den englischen Sportsmen hergenommenen Gleichnisses zu bedienen — Concurrenten gibt, die auf der Steeplechase des Ehrgeizes weniger Gewicht tragen als er, ist er genöthigt, seinen Lauf zu beschleunigen, und wenn er dann seine Entdeckungen vor der gehörigen Reife bekannt macht, so ist er es selbst, welcher seinen Rivalen das Ziel erreichen hilft, nach welchem er strebte. Die Zeit stillt indessen diesen Durst nach Ruhm, und sicherlich daher kommt es, daß es unter den Pionieren der Wissenschaft nicht wenige gibt, welche das Publicum eines großen Theils ihrer Entdeckungen in der meistentheils eiteln Hoffnung, Zeit zu ihrer Berichtigung und Erweiterung zu finden, beraubt haben. Wenn Arago nicht so schnell sein

Memorandum über die chromatische Polarisation veröffentlicht hätte, würde er Biot in einer großen Anzahl Entdeckungen, die dieser gemacht hat, zuvorgekommen sein; von der andern Seite würde er freilich, wenn er nicht zu dem Mittel versiegelter Hinterlegungen gegriffen hätte, Gefahr gelaufen sein, die Priorität, in deren Besitze er war, zu verlieren.

Ohne Zweifel leiteten derartige Motive Arago, wenn er so viele unveröffentliche Denkschriften, so viele noch unerklärte Erfindungen und Entdeckungen hinterlassen hat. Als er im Jahre 1850 der Akademie seinen Entschluß, mit der Veröffentlichung seiner Arbeiten zu beginnen, ankündigte, geschah dies in Ausdrücken, welche seine Collegen und seine Zuhörer tief ergriffen. „Der schlechte Zustand meiner Gesundheit," sagte er damals, „und die fast plötzliche Veränderung, welche sich in meiner Sehkraft bemerklich macht, haben mir den Wunsch eingegeben, ich möchte fast sagen, haben mir die Pflicht auferlegt, der Oeffentlichkeit schleunigst die wissenschaftlichen Resultate zu übergeben, welche ich erhalten habe und die seit langer Zeit unter meinen Manuscripten verborgen liegen. Ich habe beschlossen, den Anfang mit der Photometrie zu machen, eine Wissenschaft, welche, im Schooße unserer Akademie geboren, inmitten der Fortschritte, welche seit einem halben Jahrhundert in der Optik gemacht wurden, auf demselben Punkte stehen geblieben ist. Wenn ich die Resultate von seit langen Jahren ohne Unterbrechung und mit von mir vervollkommneten oder erfundenen Instrumenten fortgesetzten Forschungen veröffentliche, so scheint es mir, daß meine Mittheilungen sich nicht auf isolirte Thatsachen beziehen, sondern vielmehr allgemeine Resultate in wechselseitiger Beziehung umfassen müssen, so daß jede einzelne ein Capitel in der Wissenschaft ausmacht." Nach diesen einleitenden Bemerkungen eröffnete der berühmte Gelehrte die Reihe seiner Aufzeichnungen und fuhr in jeder der auf einander folgenden Sitzungen der Akademie fort, ohne jemals Figuren oder Instrumente anzuwenden, ohne einen Blick auf seine Manuscripte zu werfen, ja ohne auch nur kurze Notizen zu Rathe zu ziehen, lange Reihen von Experimenten und Berechnungen bis in's Einzelne zu beschreiben und große physikalische Wahrheiten zu enthüllen, zu denen ihn diese Experimente und Berechnungen geführt hatten.

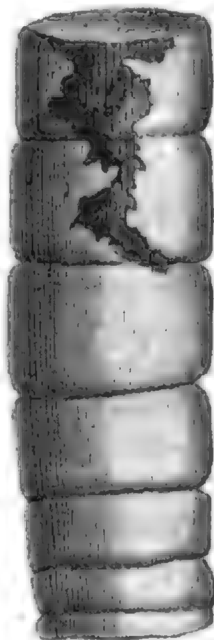
Die Pflanzenwelt
im Entwicklungsgange der Erde.

Von F. Dippel in Idar.

(Schluß.)

Die Schachtelhalme aus der Vorzeit verbinden mit einem, im Allgemeinen demjenigen unserer jetzigen ähnlichen Bau meist eine so riesenhafte Größe, daß selbst die größten unserer einheimischen Arten, von denen Equisetum hyemale, ein Bewohner unserer feuchten Laubwälder, höchstens 1/2 bis 1 Zoll dick und 4 Fuß hoch wird, verschwindend klein dagegen erscheinen. Man hat zwei fossile Gattungen aufgestellt, von denen namentlich Calamites eine hohe geologische Wichtigkeit besitzt. Dieselbe tritt zuerst und vorzugsweise in der Steinkohlenformation auf und findet sich in den jüngern Schichtensystemen nur mehr vereinzelt und in bedeutend von den ältern abweichenden Formen. Ihr nach unten hin sich kegelförmig zuspitzender Stamm war innen hohl oder mit einem sehr leicht zerstörbaren, lockeren, von Luftlücken unterbrochenen Zellgewebe erfüllt, weshalb die horizontal zwischen den Thonschichten liegenden Stammreste sehr stark zusammengedrückt sind, während die aufrechtstehenden, deren Inneres vollständig von Schlamm erfüllt wurde, ihre walzenförmige Gestalt um so vollkommner bewahrt haben, je senkrechter sie standen. Die Structur des

Fig. 11.

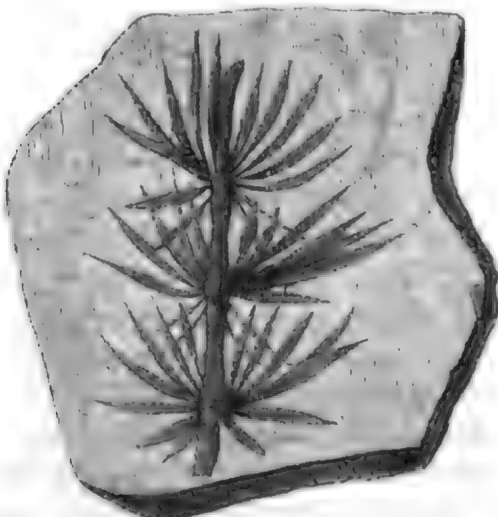


Stammstück von Calamites approximatus mit einem kleinen Rindenstück.

Stammes, von dem man verkieselte Steinkerne in dem Rothliegenden der Kohle aufgefunden und als hierher gehörig erkannt hat, besteht aus einem von zahlreichen Parenchymstrahlen durchsetzten Gefäßbündel mit großen Treppengefäßen. Außen sind die Stammreste meist mit einer dünnen Kohlenrinde bedeckt und erscheinen fast glatt; wird diese aber entfernt, so zeigt sich die, bei den Steinkohlencalamiten breitere, bei denen der jüngern Formationen feinere Längsstreifung, unterbrochen von schwachen Quereinschnürungen, deren Entfernung vom Grunde nach der Spitze an Länge zunimmt. Die Längsstreifen greifen an den Einschnürungen abwechselnd in einander und es lassen sich daselbst, außer den Spuren der austretenden Gefäßbündel, auch einzelne Narben der quirlständigen Zweige deutlich als wulstförmige Erhebungen erkennen. Die Blätter sind fast gänzlich zerstört worden oder sind doch nur in höchst unvollkommenem, verkohltem Zustande erhalten; auch die Fruchtzapfen fehlen. Dagegen finden sich dieselben noch hie und da bei den Equiseten, welche zwar schon vereinzelt in dem Steinkohlengebirge erscheinen, namentlich aber in der Triasgruppe, vorzüglich im Keuper verbreitet sind und den Schachtelhalmen unserer heutigen Flora weit näher stehen, als die Vorigen. Ihr Stamm, welcher an Größe bedeutend gegen den der Calamiten zurücksteht, war im Innern ähnlich gebaut wie jener, an der äußern Seite der Rinde flach, an der innern gefurcht und besaß von unten nach oben an Länge zunehmende Stengelglieder, deren Knoten mit aus den Blättern gebildeten, gezähnelten Scheiden umgeben waren.

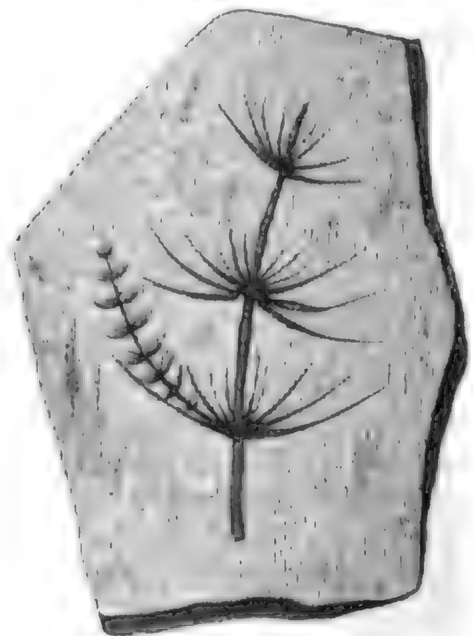
Eine zweifelhafte, zwischen den Charen und Schachtelhalmen gleichsam in der Mitte stehende Familie kleiner Steinkohlenpflanzen machten die Asterophylliten aus, von denen die Gattungen Annularia, Sphenophyllum und Asterophyllites die wichtigern sind. Alle drei besaßen krautartige, hohle, gegliederte Stengel, die nur bei Asterophyllites gestreift, bei den beiden andern dagegen glatt waren. Die gleichfalls gegliederten, verzweigten Aeste standen gegenständig oder zu mehreren an den Stengelknoten und wurden von quirlständigen Blättchen umfaßt, welche bei allen drei Gattungen verschieden waren. Annularia besaß flache lanzett- oder bandförmige, einnervige Blätter von verschiedener Größe, welche in Abständen von einem Zolle um die kaum liniendicken Zweige standen. Sphenophyllum hatte keilförmige, an dem obern, breitern Ende oft zierlich gezähnelte oder geschlitzte mit gabelig verästelten Nerven versehene Blättchen.

Fig. 12.



Annularia longifolia.

Fig. 13.



Asterophyllites equisetiformis.

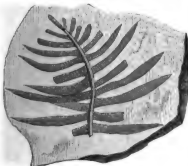
Bei Asterophyllites endlich waren die Wirbelblättchen schmal, zugespitzt lineal bis haarförmig ohne deutlich erkennbare Nerven.

Die Samenpflanzen traten zwar schon in den ältern Formationen auf, sind aber vorzugsweise und in ihren vollkommener organisirten Formen in den secundären und tertiären Gebirgen verbreitet. Am frühesten erschienen die Nacktsamer, die Cykadeen und Zapfenbäume, und lange Perioden der Erdgeschichte mögen vorüber gegangen sein, ehe sich mit ihnen die Bedecktsamigen zur Bildung der Pflanzendecke und namentlich der Wälder vergesellschafteten.

Die Cykadeen, immergrüne Bäume, welche

in ihren lebenden Gattungen nur der heißen Zone und namentlich der südlichen Erdhälfte angehören, und eine Mittelform zwischen Baumfarren, Palmen und Nadelbäumen bilden, indem sie mit erstern die wedelartigen, in der Jugend spiralig eingerollten Blattform, mit den andern den säulenförmigen Schaft, mit den letztern die Structur der Holzzellen und die Bildung der Fruchtzapfen gemein haben, erreichten ihre höchste Entwicklung in der Keuper- und Juraformation. Vereinzelte Reste dieses Pflanzengeschlechtes finden sich zwar schon in den Steinkohlen- und ältern Triasschichten; es sind dieselben jedoch zu unsicher, als daß man mit voller Gewißheit deren Vorkommen zur Zeit jener Bildungsepochen behaupten könnte. Die ältesten, sicher zu bestimmenden Versteinerungen einiger Gattungen kommen sehr häufig in dem grünen Keupersandstein vor. Eine der gewöhnlichsten und verbreitetsten Arten ist Pterophyllum Jaegeri mit 1 bis 1½ Fuß langen unpaarig gefiederten Wedeln, deren auf jeder Seite zu etwa 50 und mehreren stehenden Fiederblättchen 1 bis 1½ Zoll lang und 1½ bis 2 Linien breit sind. Auch in dem Liaskohlenschiefer finden sich zahlreiche Wedel von höchst ähnlichem Bau, deren Fiederblättchen verkohlt und von solcher Zartheit der erhaltenen Structur sind, daß sie fast getrocknete Pflanzen gleichen. Die jüngsten Ausläufer dieser Gattung trifft man in dem Wälderthon und dem untern Quadersandstein der Kreide, wo sich unter andern Wedelformen von sehr bedeutenden Dimensionen finden. Die Gattung Nilsonia bildet den Haupttypus der jurassischen Schichten; erscheint indessen auch schon im Lias und zeichnet sich durch beinahe eben so breite als lange, mit der

Fig. 14.



Zamites Schmidelii.

ganzen Grundfläche an der Wedelaxe angewachsenen, einander sehr nahe gerückten Fiederblättchen aus. Zamites kommt im Lias, im Jura und in dem Wälderthon vor und hat sehr zierliche Wedel mit lanzettlichen, zugespitzten, parallelnervigen Fiederblättchen.

Neben den Wedeln hat man — namentlich in dem Grünsand der Kreide — auch deutliche Fruchtzapfen gefunden, deren Schuppen, ähnlich wie bei den lebenden südamerikanischen Zamien, an der Oberfläche eine geschlossene

Fig. 15.



Cycadites megalophyllus.

Mosaik von sechsseitigen Tafeln bilden und die man als Zamistrobus von den andern fossilen Funden geschieden hat. Von versteinerten Cykadeenstämmen hat man schon Reste in dem Steinkohlengebirge gefunden und es scheinen namentlich manche der verkieselten Hölzer des Rothliegenden hierher zu gehören. Ausgezeichnete Stammstücke, deren gedrängte Blattstrünke von rhombischem Querschnitt noch sichtbar sind und bei denen man in vielen Fällen die Structur der Holzbündel deutlich erkennen kann, finden sich im Lias und Jura.

Die zweite Gruppe der Nacktsamer, die Zapfen- oder Nadelbäume, waren in den frühern Erdepochen sehr verbreitet und nehmen in der vorweltlichen Flora eine bedeutende Stellung ein. Sie bilden die älteste Classe der Samenpflanzen, von denen leicht bestimmbare Ueberreste in den Gesteinsschichten erhalten blieben und liefern die ältesten verkieselten vollkommenen Holzstämme. In der Steinkohlenformation erscheinen sie schon in ausgezeichneter Form und erhielten sich durch fast alle folgende bis herauf zu den jüngsten in zahlreichen Gattungen und Arten. Aus der Familie der Tannen kommen in dem Steinkohlengebirge, namentlich in dem obern

Kohlensandstein, ferner in dem darüber liegenden Todtliegenden des Kupferschiefergebirges ausgezeichnete, verkieselte Holzstämme vor, welchen stets die Jahresringe fehlen und die sich durch ihre sechsseitigen oder runden Poren der Holzzellen entweder mehr den Auracarien (Auracarites) oder den Tannen (Pinites) nähern. Aehnliche Stammreste in verkieseltem oder verkohltem Zustande, theils mit, theils ohne deutliche Jahresringe, mit großen, dickwandigen, punktirten Holzzellen finden sich im Keuper, Muschelkalk, Lias und Jura, im Plänerkalk der Kreide und in der Braunkohle. Bei den Resten aus der letztern Formation ist die Structur des Holzes am besten erhalten, so daß man dieselbe fast eben so gut wie an lebenden Stämmen mittelst des Mikroskopes studiren kann. Unter den Versteinerungen von Zweigen, die sich vorzüglich im Buntensandstein, Lias und Jura (Posidonienschiefer), in der Kreide (Pläner) und Braunkohle finden, sind es neben manchen den Tannen nahestehenden Gattungen namentlich solche, welche durch ihre dicken, dichtstehenden, die Axe der Zweige dachziegelförmig bedeckenden Nadeln den lebenden Auracarien nahestehen, wie die Aeracariten, Albertien u. a. Auch die meisten der aufgefundenen Fruchtzapfen lassen sich unter dieselben Geschlechter einreihen. Sind solche Funde auch in den ältern Gebirgen noch einigermaßen zweifelhaft, so treten sie um so deutlicher in den jüngern Formationen hervor. Vorzugsweise erscheinen diejenigen den Braunkohlenschiefern und Kalkmergeln, den Braunkohlen selber und den Bernsteinlagern angehörenden Einschlüsse ausgezeichnet erhalten und sehen oft nur wie halbvermodert aus.

Fig. 16 a.

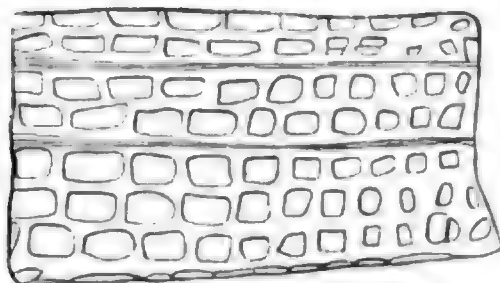
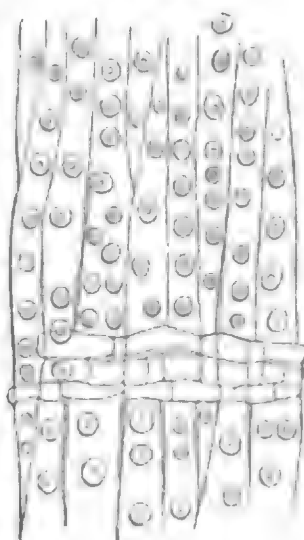


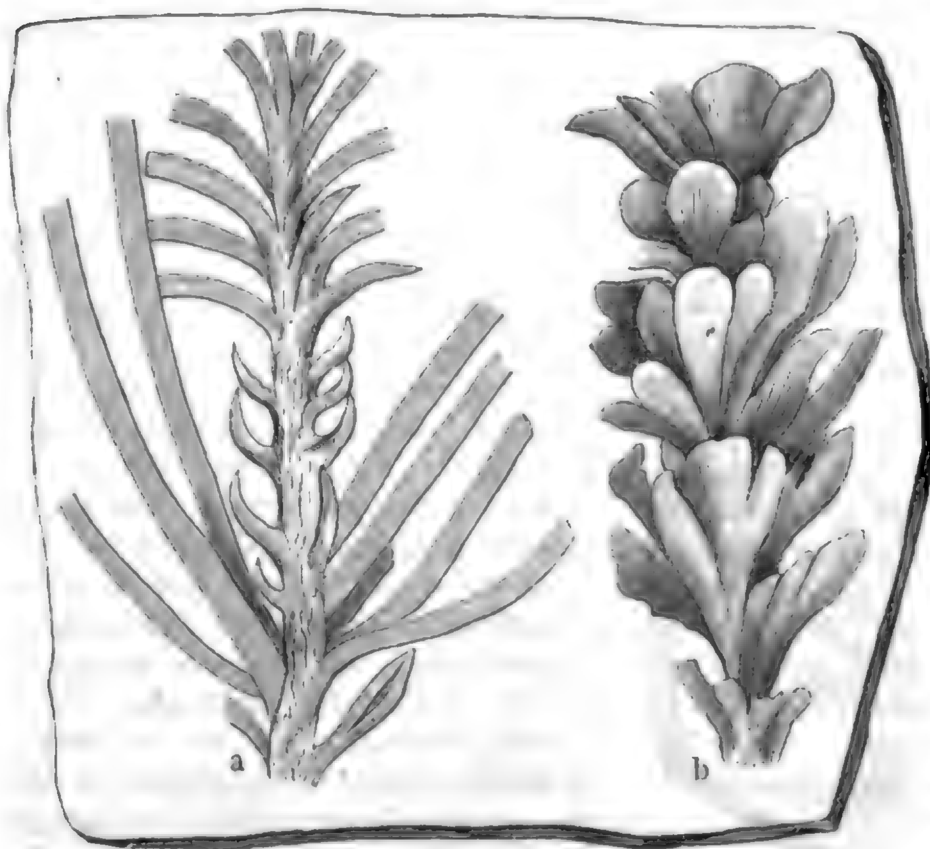
Fig. 16 b.



Coniferenholz aus der Braunkohle.
a. Querschnitt. b. Längsschnitt.

Die Familie der Cypressen, zu der von unsern einheimischen Nadelbäumen der Wachholder gehört, liefert gleichfalls zahlreiche Reste, namentlich von Zweigstücken, Nadeln und Fruchtzapfen. Vereinzelt sind dieselben schon in den ältern Formationen, namentlich im Zechstein, Buntesandstein und Lias anzutreffen, in größerer Menge aber finden sie sich im Tertiärgebirge besonders in den Süßwasserkalken, Gipsen

Fig. 17.



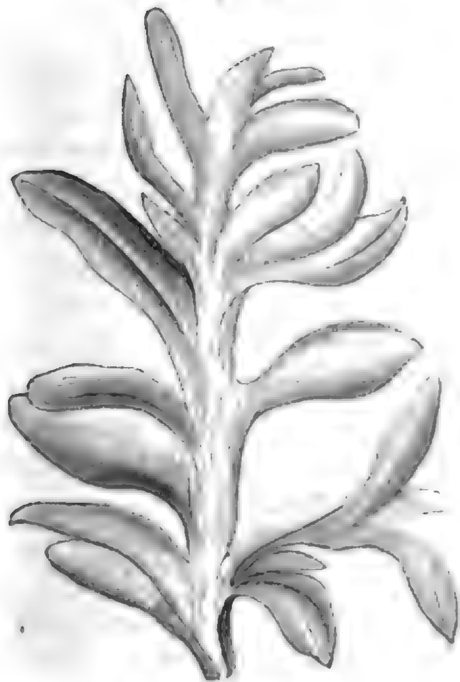
Voltzia heterophylla.
a. Zweig. b. Fruchtzweig.

Fig. 18.



Auracarites Denckeri.

Fig. 19.



Albertia elliptica.

und Braunkohlen, endlich als Einschlüsse in dem Bernstein. In diesen letztern Gebirgsschichten finden sich auch die mancherlei Verwandten der Eibenbäume.

Die Einkeimblättrigen (Monokotylebonen) werden durch mehre fossile Familien vertreten, von denen man die Reste namentlich in den jüngern Formationen aufgefunden hat.

Die Gräser und Halbgräser, welche einen so bedeutenden und weit verbreiteten Bestandtheil der gegenwärtigen Pflanzendecke bilden, haben in der bekannten Flora der Vorwelt nur eine geringe Bedeutung, denn die Schilfe, von denen ältere Versteinerungskundige sprechen, sind nichts Anderes als Schachtelhalme. Einige undeutliche und unbestimmbare Reste sollen sich in der Steinkohle finden; im Keuper kommt Aethophyllum vor, mit rohrartigem, verästeltem Stengel und röhrenartigem Blüthenstand; seine Stellung ist indessen sehr zweifelhaft. Was sich sonst noch findet, ist kaum erheblich. Deutlichere Spuren eines bambusartigen Gewächses mit etwa zolldicken Stengeln, fußlangen Stengelgliedern und weitschweifiger Rispe erscheinen in dem mittlern Tertiärgebirge. Aehnliche in Süßwasserkalken und im Braunkohlensandstein. Aus den Familien der Lilien,

Fig. 20.



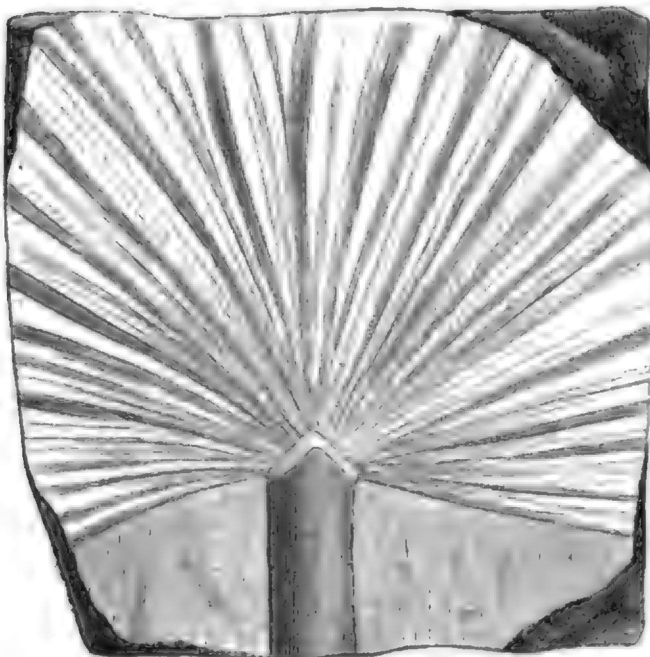
Aethophyllum speciosum.

Pisange, Pandanen u. a. kommen ebenfalls vereinzelte, wenn auch hie und da ziemlich unsichere Versteinerungen vor, so daß man wenigstens mit einiger Gewißheit auf deren Vorkommen während der Bildung der jüngern secundären und der tertiären Schichten schließen darf.

Die Palmen, welche unter den Einkeimblättrigen wohl am frühesten und schon in ältern Schichtensystemen aufgetreten waren, in dem Lias und Jura deutlichere Spuren hinterließen, in der Kreide häufiger wurden, gelangten erst in den jüngsten Formationen zu ihrer vollen Ausbreitung. Vorzugsweise ausgezeichnet ist die Gattung Flabellaria aus dem untern Tertiärgebirge. Dieselbe hat ähnlich unserer lebenden, südeuropäischen Zwergpalme fächerförmige tiefgeschlitzte Wedel, deren schwertförmige Blättchen von dem End-

punkte des Wedelstieles ausgehen. Abdrücke gefiederter, dem Typus der Dattelpalme nahestehender Wedel finden sich gleichfalls in den Braunkohlen. Die unzweideutigsten Beweise für das Vorkommen der Palmen liefern indessen die verkieselten Stämme. In den sogenannten Fasciculiten stehen die kleinen, aus Gefäßen, Bast- und Holzzellen bestehenden Gefäßbündel gleichmäßig in dem paren-

Fig. 21.



Palmacites Lamanonis.

chymatischen Gewebe vertheilt und erscheinen dem bloßen Auge als grobe dunkle Punkte in einer gleichartigen hellen Grundmasse. Manche dieser oft schenkeldicken Stammstücke sind vollständig mit Blattstrünken bedeckt, auf deren Bruchstelle man wie am Stamme die Gefäßbündel als zerstreute dunkle Punkte erkennen kann. Derartige Stämme kommen schon in den Thoneisensteinen der Steinkohlenformation, dann im Pläner der Kreide und im Tertiärgebirge vor. In der Braunkohle sind dieselben theilweise verkohlt und verdrückt und es liegen in einer helleren Grundmasse schwärzliche, den Gefäßbündeln entsprechende Stäbchen parallel an einander gerückt. Palmenfrüchte kommen sowohl in ältern, als in jüngern Gebirgen vor. Dieselben sind meist von eirunder Gestalt mit erhabenen Längsrippen gezeichnet und haben sich oft sehr gut erhalten.

Die zweikeimblättrigen Samenpflanzen (Dikotyledonen) fehlten allem Anscheine nach in den primären Gebirgsschichten gänzlich und haben auch in der secundären Periode nur vereinzelte, wenigen Familien angehörende Ueberreste hinterlassen. Erst in dem Tertiärgebirge findet man von ihnen unzweifelhafte und zahlreiche Spuren.

Von denjenigen Familien der Laubhölzer, welche heutzutage namentlich unsere Wälder bilden, waren vorzugsweise die Buchen, Birken, Ulmen, Wallnüsse und Weiden vertreten.

In den Sandsteinen und Süßwasserkalken der tertiären Formationen erscheinen fossile Blätter, Becherhüllen und ganze Früchte als Einschlüsse in dem Bernstein, wohl auch Blüthenkätzchen, welche vorweltlichen, jetzt völlig ausgestorbenen Eichenarten angehörten. Die verkieselten Stämme, welche man als Kloedenia oder Quercinium bezeichnet hat, haben häufig ihre Structur sehr ausgezeichnet bewahrt, so daß man an dünnen Quer- und Längsschliffen die von groben Markstrahlen durchschnittenen aus dicken, kreisförmig angeordneten und kleinen, zerstreut stehenden Gefäßen bestehenden Gefäßbündel der einzelnen Jahresringe, den Bau der Holzzellen so wie der größern und kleinern punktirten Gefäße genau erkennen kann. Seltener sind die Ueberreste aus der Gattung Buche, doch findet man einzelne Blätter einer unserer Rothbuche fast gleichen Art. Auch von andern hierher gehörigen Gattungen, von der Haselnuß, der Kastanie und der Hainbuche hat man theils Früchte, theils Blätter, in einzelnen Fällen wohl auch Blüthenkätzchen aufgefunden.

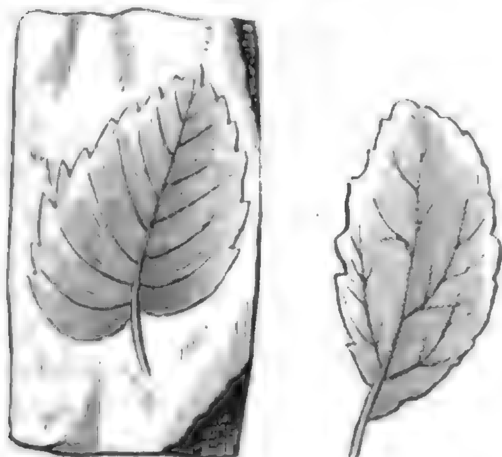
Die Ueberreste der Birken sind im Ganzen selten; in der Braunkohle trifft man indessen hie und da Stammreste einer Birkenart. Blätter einer Erle kommen als Einschlüsse des Bernsteins vor. In der Braunkohle finden sich außerdem Zweigreste mit gut erhaltener Rindenschicht, an welcher die für die Erle so charakteristischen Rindenhöckerchen noch deutlich sichtbar sind, ferner Blüthenknospen, ja sogar innere Theile der entwickelten Blüthe, nämlich Antheren mit Pollenkörnern, die man in einzelnen Fällen im Wasser noch zum Aufschwellen bringen kann.

Vereinzelte Spuren von den herzförmig geflügelten Früchten, so wie von den charakteristisch schiefherzförmigen Blättern der Rüster liegen in dem tertiären Töpferthon und in manchen Süßwasserkalken. Auch das von ältern Schriftstellern häufig besprochene „Sündfluthsholz,“ von dem man im böhmischen Tertiärgebirge bei Joachimsthal einen ganzen Baum mit Zweigen und Wurzeln ausgegraben

hat, soll nach Professor Unger einer Rüsterart angehören.

Sehr häufig müssen zur Zeit der Braunkohlenbildung die Wallnußbäume vorgekommen sein, da man von ihnen sehr mannigfache Reste findet. Die gefiederten Blätter derselben sind zwar höchst selten im vollkommen erhaltenen Zustande aufgefunden worden, sondern es sind die Fiederblättchen meist abgefallen und dann schwierig genau zu bestimmen; dagegen sind die meist sehr deutlichen, größern oder kleinern manchmal unsern

Fig. 22 u. 23.



Fossile Dikotyledonenblätter.
22. Ulme. — 23. Schwarzdorn.

heutigen Wallnüssen ganz ähnlichen Früchte, welche theils in der Braunkohle eingesprengt liegen, theils ganze Lager im Braunkohlenmulme bilden, um so häufiger. Sie liefern uns dann auch den Beweis, daß diese herrliche Baumgattung schon vor der Einführung unseres heutigen Wallnußbaumes aus den wärmern Himmelsstrichen Persiens, in einzelnen Arten und Abarten bei uns heimisch war.

Aus der Familie der Weiden trifft man zahlreiche Ueberbleibsel vorzugsweise in den jüngern Süßwasserkalken an. Von Pappeln findet man nicht nur sehr gut erhaltene einzelne Blätter, sondern auch noch ganze, beblätterte Zweige. Weidenblätter erscheinen in verschiedenen Formen bald schmäler, bald breiter sowohl in dem Tertiärgebirge als auch hie und da in der Kreide.

Den minder wichtigen Waldbäumen und baumartigen Gesträuchen angehörende Reste sind gleichfalls zahlreich verbreitet. So findet man namentlich in den Würtemberger Süßwasserkalken ausgezeichnete, leicht erkennbare, drei- und fünflappige Blätter, seltener auch Früchte einiger Ahornarten. Die Platanen, Tulpenbäume, die Mandeln- und Pflaumenbäume, Aepfel und Birnen, Kreuz- und Weißdornen, Lorbeer und Myrthe waren alle vertreten. Auch die stauden- und krautartigen Gewächse liefern aus den Familien der Heidelbeeren, Schmetterlingsblüthigen, Krappen, der Kürbisgewächse, Winden, Mohne und Wasserrosen und andern zahlreiche Beiträge zur fossilen Flora.

Außer diesen näher bestimmten und bestimmbaren Resten liegen namentlich in den tertiären Schichten noch eine große Menge von fossilen Blättern, Blüthen, Früchten und Stammstücken, über welche noch völlige Unsicherheit herrscht, so daß spätere Forschungen in diesem Gebiete noch gar Vieles aufzuklären haben werden.

Die

Mündung des Coatzacoalcos.

Fragment aus den

Reiseerinnerungen eines deutschen Malers.

(December 1858.)

„Halb ein Uhr!“ rief Herr Werthheimer aus, und ließ seine dicke goldene Uhr, „das Erbstück vom Vater,“ wie er stets zu bemerken pflegte, in der Sonne spielen. „Gute Fahrt das! Wir müssen bald da sein. Aber wissen Sie, daß ich doch ganz ängstlich bin? So ohne Karten, ohne Instrumente in den Tag hineinzufahren, bloß auf den alten spanischen Schinken aus dem vorigen Jahrhundert sich zu verlassen!“

Ein günstiger Wind hatte uns in kaum vierundzwanzig Stunden von Veracruz südöstlich die Küste hinab bis in die Gegend geführt, wo unser Capitän die Barre des Coatzacoalcos vermuthete. Es war das erste Mal, daß er sein kleines Fahrzeug in diese Gewässer führte, welche durch die Eröffnung des Isthmusweges seit Kurzem eine große Bedeutung erhalten haben. Die weiten Landesstrecken an seinen Ufern, jetzt den Districten von Acayucam und Huimanguillo angehörig, waren zur Zeit der Entdeckung Amerika's von einer dichten und betriebsamen Bevölkerung bedeckt. Ihre damalige Wichtigkeit geht aus noch vorhandenen Titeln über Schenkungen bedeutender Landstrecken an Personen aus der unmittelbaren Umgebung Fernando

Cortez hervor. Hier war das Vaterland der berühmten Begleiterin des Feldherrn, der schönen Malintzin, deren Andenken, von mythischem Nimbus umgeben, noch heute unter den verkommenen Enkeln jener Zeit fortlebt. Auf die Weiber des Dorfes Jaltipan hat sich ihre Schönheit vererbt, und ein alter Opferhügel, an einem Ende des Marktes gelegen, führt heute noch ihren Namen.

Die spanischen Eroberer „bevölkerten" die Gegend nach ihrer Art, sie bauten Städte, zwangen die bon gré mal gré getauften Indianer sich darin anzusiedeln, und gründeten eine Art Leibeigenschaft, welche sich theils auf die altmexikanische Feudalverfassung, theils auf die spanischen Kronlehen stützte. Der blinde Fanatismus unwissender Priester dehnte den erbitterten Kampf gegen die Reste des Heidenthums auf alle historischen und nationalen Ueberlieferungen aus, und die weltlichen Herren drückten die unglückliche Bevölkerung durch harte Arbeit und unaufhörliche Erpressungen in den Zustand von dumpfer Ergebung und thierischer Bedürfnißlosigkeit, der heute noch als Fluch auf diesem Lande liegt, und es noch für lange den Segnungen der Civilisation entziehen wird. Im sechzehnten Jahrhundert machten häufige Einfälle von Seeräubern, welche die amerikanische Küste zum Schauplatz ihrer blutigen Abenteuer machten, diese Besitzungen immer werthloser. Viele Indianer flohen in die entlegenen Gebirge, ganze Dörfer wurden von der Nähe des Ufers nach andern Punkten im Innern verlegt; die engherzige Colonialpolitik gestattete nur eine sehr beschränkte Cultur des Landes, und so blieben diese Gegenden, von den Eignern fast vergessen, im achtzehnten Jahrhundert fast ohne Bevölkerung. — Die Bedeutung der Isthmusstraße war schon frühe von der spanischen Regierung und später von der mexikanischen erkannt worden, ohne daß jedoch Etwas dafür geschehen wäre. Erst die Annexation Californiens an die Vereinigten Staaten und das Bedürfniß einer interoceanischen Verbindung veranlaßte lebhaftere Aufnahme dieses Planes, der aber lange nur Project in den Händen der Speculanten blieb, und erst seit vor Kurzem die Straße nach Tehuantepec eröffnet, und die californische Post diesen Weg genommen, beginnt die Gegend aufzuleben. Während bisher nur von Zeit zu Zeit ein kleines Küstenfahrzeug zum Austausch von Landesproducten hier einlief, oder ein Kauffahrteischiff, das Waaren nach Veracruz gebracht, seine Rückfracht in den Holzschlägen am Coatzacoalcos suchte, macht heute das große luxuriöse Dampfschiff, die Quaker City, bereits zweimal monatlich seine regelmäßigen Fahrten von New-Orleans hierher. Der Importhandel beginnt sich zu heben, und der Holzexport hat bereits eine erfreuliche Ausdehnung erfahren.

Die Küste lag vor uns, durch einen schwachen Nebel halb verhüllt, aus dem wenige Uferstellen sich bemerklich abhoben. Die Umrisse des Gebirges von San Martin waren nur undeutlich zu erkennen. Unser Capitän erkletterte den Mast und spähte durch sein Fernrohr nach einem Fort, welches ihm den Eingang des Flusses bezeichnen sollte. Seine Ungewißheit erweckte von Neuem Herrn Werthheimer's erfinderische Besorgnisse. Seine Blicke hingen unverwandt am Gesichte des Capitäns. „Wenn wir nun verirrt wären, und in einer Gegend von Yucatan an's Land geworfen würden, wo die Mayas ja neuerdings wieder Appetit nach Menschenfleisch bekommen haben sollen!" Mr. Boots hörte ihm theilnamlos zu, und schnitzte an seinem Hölzchen weiter, das allmälig die Form einer kleinen Pistole anzunehmen schien. Einige lebhafter als gewöhnlich gerufene Commandoworte erweckten unsere Schiffsjungen. Mit ihrer Hilfe drehte der Capitän das Schiff, das sich nun rasch der Küste näherte. Herrn Werthheimer's Spannung hatte den höchsten Grad erreicht. Uneingedenk der früheren vergeblichen Versuche, unsern Andalusier zum Sprechen zu bringen, vertrat er ihm den Weg mit den Worten: „Capitän! Du junau, wo wi aar?" Die Antwort war ein mehrsilbiges, heftiges Grunzen und ein Blick, unter den buschigen Augenbrauen hervorgeschossen, der den Frager eiligst einen Schritt zurücktreten machte. „Was hat er gesagt?" wandte er sich an mich. — „Ja mein lieber Herr, das war eines der unübersetzlichen Kraftworte seiner Heimath, die man nur durch den Gebrauch kennen lernt. Es wundert mich übrigens, daß Sie es in den hohen Zirkeln der mexikanischen Gesellschaft in Veracruz oder von den Lastträgern am Hafendamm nicht wiederholt gehört haben sollten."

„Es war aber doch keine Beleidigung?"

„Kaum — nur eine Zumuthung. Wenn Sie ihr nicht nachkommen wollen, so kann das Ihren kindlichen Gefühlen nur zur Ehre gereichen."

Mr. Boots grinste, und schnitt der Pistole Hahn und Drücker ab.

Deutlicher trat uns nun die Küste entgegen. Flache Sandhügel, wenig grün; im Süden bewaldete Höhen; das Meer spiegelte ruhig im Sonnenschein. Doch waren wir noch nicht geborgen. Die Barre, der felsige Flußeingang, hat ihre Gefahren, wie uns ein Wrack, das noch hoch aus dem Wasser stand, deutlich zeigte. Erst als wir uns auf eine Meile genähert, entdeckten wir das sogenannte Fort und einige Hütten des Ortes, welcher, zur Stadt emporgeblüht, den stolzen Namen Colon führen soll.



Mündung des Coatzacoalcos.

Ein alter Thurm erhebt sich auf dem Ufer, und einer der Sandhügel trägt einen improvisirten Leuchtthurm, den die Amerikaner für das Einlaufen ihres Packetschiffes von Holz aufgerichtet. Ohne Piloten haben wir glücklich den schwierigen Punkt durchschifft und legen im Flusse an, den Hütten gegenüber, von denen eine den Titel Zollhaus führt.

Die Hafenwächter kommen in einem kleinen Boote, Schiffspapiere und Ladung nachzusehen, und da dergleichen natürlich mit der landesüblichen Langsamkeit vor sich geht, gab uns unser Capitän zwei Stunden Urlaub, die wir den Merkwürdigkeiten des Ortes widmen wollten.

Wir wendeten uns zunächst zum Hause des Piloten Don Gregorio, der gleichzeitig einen kleinen Laden hält, in dem Früchte, Schnaps und Lebensmittel verkauft werden, und wo man, wenn man die Bewohner des Hauses bei guter Laune trifft, auch ein frugales Mahl halten kann.

Ich machte hier die schätzbare Bekanntschaft eines Invaliden der Freiheit, der, früher Officier in den Reihen der liberalen Armee, politischer Schriftsteller und gelegentlicher Poet, hier in einem magern Aemtchen seine Belohnung gefunden. Nachdem er mir sein Haus gezeigt, wo in der Mittagsstunde die à jour gearbeiteten Wände einen recht erfrischenden Eindruck machten, und ich seine Bibliothek, bestehend aus dem Barbero de Paris, Poesias de Guillermo Prieto, dem Infanterie-Exercierreglement, und seinen eigenen Werken in Manuscript, bewundert, führte er mich nach dem alten Thurme.

Eine verfallene steinerne Treppe führte über einen kühn geworfenen Halbbogen auf die Plattform, welche etwa acht Fuß im Durchmesser hält und dreißig bis fünfunddreißig Fuß über den Erdboden erhaben ist. Die Aussicht ist einförmig. Meer auf der einen, Busch und Wald auf der andern Seite. Eine Krümmung des Flusses entzieht diesen bald dem Auge. Im Nordwesten der Berg Pelon, und im Süden eine aus dem Wald-

meer erhobene Baumgruppe (ein Mangowäldchen bei Minatitlan) sind die einzigen bemerkenswerthen Punkte. Am Fuße des Thurmes steht eine einsame Schiffskanone; der Bau selbst zeigt keinen Eingang mehr, obgleich einige Schießscharten auf früher dagewesenen schließen lassen.

Der Poet wußte von der Geschichte des Ortes Wenig zu sagen. Es hat hier eine größere Stadt, von den Spaniern erbaut, gestanden, und die Tradition bezeichnet den Thurm als das einstmalige Stadtthor. Bei Erdarbeiten war man in der Nähe gelegentlich auf Gemäuer gestoßen, das Fußböden und Grundmauern erkennen ließ.

Cortez erwähnt in seinen Briefen an Karl den Fünften den Ort mehrmals. Er gibt die Tiefe der Einfahrt übereinstimmend mit heutigen Messungen an. Im Jahre 1519 schickte er von Mexico aus 150 Mann dorthin, von denen Nichts weiter bekannt ist, als daß sie ihm bei Narvaez Landung treu blieben — dann 1520 den Diego Ordaz mit 200 Mann. Dieselben bauten eine Stadt, in welcher unter andern alten Gefährten des Feldherrn auch Bernal Diaz sich niederließ. Auf seinem Zuge nach Honduras 1524 kam er selbst hierher. Bernal Diaz beschreibt die Empfangsfeierlichkeiten, und begleitete den Feldherrn weiter die Küste entlang. Unzweifelhaft stammt der Thurm noch aus jener Zeit und wurde als Warte zum Ausspähen der Seeräuber gebraucht. Dem entspricht auch sein heutiger Name „la Vigia.“

Der jetzige Ort ist in den letzten zwei Decennien entstanden. Als Don Gregorio sich hier ansiedelte, standen nur zwei oder drei Hütten. Später ließ die Regierung einige Gebäulichkeiten für eine kleine Garnison aufführen; die alte gebrochene spanische Schanze wurde übertüncht und dem Ganzen der Name „el Fortin“ gegeben. Der Holzhandel belebte sich, der Ort wurde größer, inzwischen ist aber das Militärspital wieder spurlos verschwunden, und in Trümmern liegende Hütten sind mehrere zu sehen.



La Vigia.

Vor dem Hause des Piloten trafen wir unsere Reisegefährten wieder. Herr Werthheimer consultirte das Erbstück vom Vater und drängte auf Weiterfahrt. Mr. Boots hatte inzwischen der gewesenen Pistole eine andere Gestalt gegeben, und belehrte mich, da ich sie nicht gleich begriff, daß es nun ein Haifisch sei. Mit den Worten take a drink, zog er mich in die Tienda Don Gregorio's. Es ist das beste Haus des Ortes. Die Lehmwände sind übertüncht, die Thüren fest und angestrichen. Allerlei Ueberbleibsel von gestrandeten Schiffen dienen als Hausgeräth.

Wenig befriedigt von unsern ersten Schritten auf tropischem Boden, kehrten wir wieder an Bord unserer Juanita zurück. Von allen



Das Haus des Piloten.

unsern Erwartungen einer üppigen Vegetation mit ihren buntgefiederten Bewohnern, drolligen Affen, brüllenden Löwen und blutgierigen Tigern hatte die Wirklichkeit keine erfüllt. Indeß trösteten wir uns damit, daß wir ja erst an Edens Pforte angekommen und daß es eigentlich sehr weise eingerichtet wäre, daß wir beim zu Tische sitzen nicht gleich alle Schüsseln auf einmal servirt fänden, sondern eine nach der andern sich präsentirt und wir so zwischen Fisch und Braten Muße hätten, zu errathen, welche Delicatessen uns noch bevorständen.

Die vierundzwanzig englischen Meilen stromaufwärts hofften wir in wenigen Stunden zurücklegen zu können, so daß wir, die Nacht durchfahrend, mit anbrechendem Morgen in Minatitlan sein müßten. Aber Mr. Boots, der die Fahrt bereits gemacht, schüttelte den Kopf, murmelte allerlei von dem Torno del Diablo, Windstille und andern Fährlichkeiten, und arbeitete seinen Haifisch, dem er bereits ein kunstgerechtes Mundstück gegeben, durch Einbohren von Löchern in eine Flöte um. Auch der Capitän bemerkte ungefragt, daß wir zufrieden sein sollten, wenn wir in vierundzwanzig Stunden dort wären. Es sei nichts Seltenes, daß Schiffe sechs, acht, ja vierzehn Tage auf dieser Strecke unterwegs blieben.



Das Delta von Tierra nueva.

Die Segel waren ausgesetzt und ein frischer Wind brachte uns vorwärts, so daß wir noch vor Nacht an die Stelle kamen, wo der Coatzacoalcos, sechs Meilen von der Barre, mit einer scharfen Wendung östlich den einen Arm des Huasuntan aufnimmt, mit dem andern ein Delta bildend, das den Namen Tierra nueva führt.

Froh genug, den vierten Theil der Fahrt in anderthalb Stunden gemacht zu haben, bogen wir um die Ecke. — Da fangen die Segel an zu schlottern, und bald hangen sie schlaff und träge an den Raaen. — Das war der Torno del Diablo.

Der Fluß hat hier eine bedeutende Breite, und die flachen, niedrigbewaldeten Küsten lassen ihn öde und leer erscheinen.

Hier lag am rechten Ufer die alte Hauptstadt der Provinz Coatzacoalcos, von Gonzalo de Sandoval im Jahre 1522 gegründet, und Espiritu santo genannt, die hundertsiebenunddreißig Jahre lang durch den Handel mit Tehuantepec und Tabasco blühte, jedoch um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Folge der häufigen Einfälle englischer und französischer Seeräuber verschwand. Im Jahre 1827 verfügte der zweite Congreß des souveränen Staates Veracruz, daß der für Handel, Ackerbau und Viehzucht gleich wichtige und werthvolle Platz wieder bevölkert werden sollte, und wirklich brachte man einundsiebenzig Familien aus den naheliegenden Dörfern Ishuatlan und Moloacan dorthin. Aber nicht für lange. Die Versuche, am Uspanapam eine französische Colonie zu gründen, zogen die Leute nach jenen Orten hin, wo ihnen ein guter Taglohn winkte, und die Stätte ist abermals unkenntlich unter Gestrüpp verschwunden.

Der Wind erhob sich nicht wieder und schon ergaben wir uns geduldig in unser Schicksal. Die Nacht ließ sich ja verschlafen und beim Weiterfahren morgen konnten wir dann die zu erwartende schöne Gegend um so mehr genießen. Herr Werthheimer war sogar ganz zufrieden mit dieser Wendung; die Fahrt bei dunkler Nacht hatte ihm unheimlich geschienen. Aber Mr. Boots grinste, und machte keine Anstalten zu Bette zu gehen. Das kam mir bedenklich vor. Und wirklich hatten wir unsere Rechnung ohne den Wirth gemacht. Die bisher so einsame Scenerie wurde nämlich bald durch unermeßliche Mückenschwärme äußerst belebt. Moskitos von allen Größen, Formen und Farben — ein Naturforscher, den ich in Minatitlan sprach, will mehr als zwanzig verschiedene Arten fliegender Blutsauger gezählt haben — fielen über uns her und an Schlafen war nicht zu denken, weder in der Cajüte noch auf dem Deck, so ermattet wir von der Hitze des Tages auch waren. Mir fielen die Augen zu. Einen Foulard über dem Gesichte, die Hände in den Taschen, versuchte ich der mörderischen Rotte Trotz zu bieten. Eine Weile ging's gut, trotz der summenden Chöre, die mich umschwirrten; ich war bereits nahe daran, „den Schlaf zu greifen,“ wie man hier sagt — da ein Stich — und wieder einer. Unwillkürlich führt die Hand einen derben Schlag gegen die gestochene Stelle; da aber stürzen mit Wuth die Unthiere über die Hand her; unter dem verschobenen Foulard drängen sie sich ein, schwirren in den Haaren, dringen in Nase und Mund — es war zum Rasendwerden!

Herrn Werthheimer erging's wie mir — er jammerte nach seinem „Kalefornchen“ zurück, und selbst der ruhige Yankee konnte von Zeit zu Zeit einen derben Fluch nicht zurückhalten. Zur Unterhaltung zerbrach ich mir den Kopf darüber, wie wohl unsere Zweckmäßigkeitsphilosophen die Existenz dieser Insectenclasse rechtfertigen wollten.

Herr Werthheimer, der auch die Fahrt über Panama gemacht, hatte so viel von den „gottvollen, tropischen Nächten“ erzählt. Das war nun so eine! — Herrliche laue Luft, daß ich unter dem Foulard wie ein Lastträger schwitzte. Wie beneidete ich unsere Schiffsjungen! Die lagen halbnackt auf dem Deck, schliefen und schnarchten um die Wette. Dieser Anblick brachte mich in meiner verzweifelten Situation auf eine wahnsinnige Idee. Unstreitig hat die Gewohnheit allein diese Rothhäute so unempfindlich gemacht. Wohl! ich will suchen mich auch daran zu gewöhnen. Gedacht gethan. Mit Entschlossenheit gab ich mich den Stichen Preis und hielt leider eine ganze Weile die Marter aus. Endlich aber wurde das Schwellen, Jucken, Brennen an hundert Stellen unerträglich. Um es einigermaßen zu lindern, wusch ich mich unablässig mit dem Flußwasser. Das war aber auch so tropisch lau, daß es wenig erfrischte. Wie gern wäre ich über Bord gesprungen, um ein Bad zu nehmen; aber die Haifische und Kaimans wären am Ende doch noch unliebenswürdigere Gesellschafter gewesen. Denke man sich nun zu all dieser fieberhaften

Pein ein unaufhörliches Schwirren, Zirpen und Schnarren aller möglichen Insecten, das aus den Wäldern am Ufer in tausendstimmigen Chören herüberscholl, zuweilen übertönt durch den Schrei einer Nachteule, das tiefe heisere Geschrei der Brüllaffen, und sonstige unheimliche Laute — und das Alles bedeckt von dem tiefblauen Himmel, an dem, wie es mir vorkam, Millionen Mückenstiche funkelten. Und dann denke man sich, daß so eine „gottvolle, tropische Nacht“ dreizehn ganze Stunden währt!



Das Mittagessen.

Endlich brach der Tag an. Es wurden Anstalten zum Frühstück gemacht. Kaffee in einer großen Blechkanne aufgetragen, und Zwieback dazu gestellt. Das war Alles sehr schön und wir beeilten uns so sehr als möglich, in der Hoffnung, daß der Capitän dann zur Abfahrt bereit sein würde. Aber — o bittere Täuschung — kein Wind rührt sich, und der Capitän will seine Zeichen haben, daß vor Abend keiner zu erwarten ist. Um doch etwas vorwärts zu kommen, werden zwei Mann in das Boot gesetzt, und bringen ein am Schiffe befestigtes Tau nach dem Ufer, wo sie es an einen Baum anbinden. Die Andern ziehen nun langsam nach, und diese Procedur wiederholte sich ein Dutzend Mal. Das hatte uns bis Mittag um eine englische Meile weitergebracht. Aber nun brannte die Sonne zu heiß. Die Anker fielen wieder, und wir machten uns zum Mittagessen bereit.

Die kaum genießbare spanische Kost war glücklich mit Hilfe eines herben Catalonier Weines und lauwarmem Wasser aus der braunen Tinaja hinuntergespült. Dabei bekam der unglückliche Herr Werthheimer wieder vom Capitän einige Derbheiten zu hören. Auch die spanische Uncultur hat ihre Finessen. In Abwesenheit von Gläsern ging der Wasserkrug von einer Hand und von einem Munde zum andern. Unser Reisegefährte hatte aber nicht beachtet, daß Niemand direct daraus trank, sondern daß das Wasser aus der engen Oeffnung im Bogen in den Hals gegossen wurde. Er that ungenirt kräftige Züge daraus, bis ihm der Capitän wüthend den Krug aus der Hand riß, ihn dabei mit Wasser überschüttete und heftig fragte, wer wohl nach dem Juden noch daraus trinken solle. Es kostete Mühe, dem durchnäßten und verdutzten Opfer nationaler Subtilitäten die Natur seines Verstoßes begreiflich zu machen.

Der Nachmittag verfloß uns langsam auf derselben Stelle. Im Schatten eines Segels, oder, wenn das Schiff sich drehte, unter einem großen Regenschirm, suchte ich in einigen Büchern Zerstreuung, die meine Freunde mir aus Veracruz mitgegeben. Ich nippte an der Weisheit von Mirza Schaffy, entzückte mich an der niedlichen Detailzeichnung von

„Soll und Haben," und vertiefte mich endlich in den neuesten Band von Brasseur's Geschichte Mexiko's, bis ein Regenschauer uns vom Deck vertrieb.

In der mit Waaren überfüllten kleinen Cajüte, die nur vom Treppenloche her spärliches Licht empfing, dicht an einander gedrängt, saßen und hockten wir auf Koffern und Waarenballen und aßen saure Orangen, die wir durch darauf gestreutes Salz genießbar machten. In einer Hitze, die der russischer Schwitzbäder gleichkam, war das eine köstliche Erquickung.

Auch der Abend brachte uns keinen Wind, und wir verbrachten eine Nacht wie die vorige. Der Morgen kam, und mit ihm Wind. Das Hurrah der Freude jedoch, in das wir ausbrachen, erstarb schnell auf unsern Lippen, als wir sahen, daß er uns entgegen war. Erst gegen zehn Uhr änderte er sich in so weit, daß wir, wenn auch nur sehr langsam, vorwärts kommen konnten.

Das Wetter erlaubte uns auf dem Verdeck zu bleiben, aber die Scenerie blieb höchst einförmig. Aus den dichten massenhaften Laubpartien des Ufers, die jede individuelle Charakteristik der Bäume und Blattformen verschwinden lassen, zieht nur hie und da eine interessantere Partie das Auge an. Die tropische Ueppigkeit der Vegetation in der Landschaft hat überhaupt wenig Malerisches. Höchst selten sieht man den einzelnen Baum in seiner kolossalen Entwicklung isolirt. Verschiedene Hölzer und Gebüsche in einander verflochten, und das Alles von Schlingpflanzen durchwachsen und überdeckt, im Ganzen ähnlich den Heckengängen in altfranzösischen Gärten, zeigen sie im Detail ein solches Durcheinander, daß man meist keine zwanzig gleiche Blätter neben einander zählen kann.

Von Zeit zu Zeit schleicht ein Canot mit Eingeborenen am Ufer hin, Marktleute, die Früchte nach Minatitlan führen, und Arbeiter, die nach den Monterias (Holzschlägen), eilen. Der Fluß wälzt träge seine blauen Wogen uns entgegen, hie und da einen Baumstamm mit sich führend, auf dem gelegentlich ein Alligator sich sonnt, und mit seinen großen, dummen Augen uns anglotzt.

Am Nachmittage passirten wir die Mündung des Usponapam, des bedeutendsten



Die Scenerie des Flusses.



Windstille.

Nebenflusses des Coatzacoalcos. Einen Moment sahen wir die bewaldeten Hügel, zwischen denen er seinen Weg nimmt, und an dessen Fuß vor Jahren ein mißglückter Versuch gemacht wurde, das reiche Land durch französische Colonisten nutzbar zu machen.

Bald darauf hörten wir das Brausen und Schnaufen eines Dampfers, und bei der näch-



Landungsplatz in Minatitlan.

sten Biegung des Flusses sahen wir die stolze Quaker City uns entgegenkommen. Sie hatte Minatitlan vor einer halben Stunde verlassen, und wir verzweifelten bereits daran, den Ort heute noch zu erreichen! Unter dem Sonnenzelte ihres Hinterdeckes war eine bunte Gesellschaft versammelt; elegante Damen auf bequemen Sitzen, Herren um sie herumstehend, Gruppen von Kindern im muntern Spiele; auf dem Vorderdeck, ebenfalls vor der Sonne geschützt, standen und saßen die Raucher — in dieser öden Gegend für uns in so kläglicher Lage ein feenhafter Anblick, der auch schnell wie ein Zauberbild entschwand. Indianer in einem Canot hatten sich vor den wirbelnden Wellen der Schaufelräder in's Schilf am Ufer geflüchtet, und sahen scheu und neugierig dem vorübereilenden Ungeheuer nach.

Die vielen und kurzen Biegungen des Flusses lassen hier stets nur eine kleine Strecke desselben auf einmal übersehen. Mit Ungeduld durchmaßen unsere Blicke den Raum bis zur nächsten Wendung. Wir hofften dann das Ziel unserer Fahrt uns entgegenschimmern zu sehen. Aber immer und immer wieder Busch und Wald, Himmel und Wasser.

Die Sonne sinkt rasch, schon verschwindet sie hinter den Wipfeln des Uferwaldes. Da entzünden sich am Himmel und im Wasser die wunderbarsten, kräftigsten Tinten. Baumpartien und Wasser nahe am Ufer dunkel, fast ohne Farbe, der Horizont ein brennendes Roth; ein schmaler, dunkler Wolkensaum mit glühenden Rändern, und dann die Abstufungen durch alle gelben Farbennüancen in die schwarzblaue Nacht des Himmels — und diese ganze Farbenpracht im Wasserspiegel wiederholt.

Ein Anblick wie dieser ist allerdings mit einer Nacht auf dem Flusse nicht zu theuer erkauft; aber freilich habe ich später oft genug von meiner Wohnung aus den gleichen billiger gehabt.

Schwächer und schwächer blies der Wind, und nochmals warfen wir am Ufer unsere Anker aus. Dabei kamen wir tief in überhängendes Gebüsch hinein, das als Laubdach zwischen unsern Masten sich durchdrängte.

Das wäre unter andern Umständen ganz romantisch gewesen. Hier aber sahen wir es mit Schrecken; ist ja doch ein jedes Gebüsch, namentlich am Wasser, eine wahre Moskitocaserne. Und als solche erwies sich auch unsere grüne Decoration. Die halbe Nacht hindurch versuchten wir uns vergeblich in der Lösung des Problems, ob es auf dem Deck oder in der Cajüte weniger unerträglich sei. Dann kam ein tüchtiger Regen, der die Beantwortung der Frage gleichgiltig machte.

Es kostete einige Arbeit, uns am Morgen aus dem Gebüsch loszumachen, nachdem das Frühstück, wie sich hier zu Land von selbst versteht, in aller Gemächlichkeit beendet war. Dann passirten wir eine Ecke — und, o Freude! das Ende unserer Fahrt lag vor uns. In der Entfernung einer Meile sahen wir die kleinen Häuser von Minatitlan aus dem Grün des Ufers hervorschimmern. Mehrere Schiffe und zwei kleine Steamer lagen am Ufer, Boote und Canots belebten den Fluß. Wir landeten dicht vor dem amerikanischen Consulate, das sich vor den übrigen Hütten durch sein stolzes Sternenbanner hervorthat, und eilten dann nach dem Hotel des Herrn Maas, um uns von den Beschwerden der drei „gottvollen, tropischen Nächte“ zu erholen.

Chinesische Sitten.

Noch immer ist das ungeheure Reich der Mitte ein Land voller Räthsel und Wunder, und die neuesten Entdeckungen über die Gebräuche und Sitten daselbst geben nicht selten Veranlassung zur Berichtigung früherer Mittheilungen. Aeltere Reisende erzählten, daß der Kindermord in China gesetzlich erlaubt sei, neuere widersprachen dieser Nachricht und glaubten den Ursprung derselben daher leiten zu können, daß die Armen, in Ermangelung allgemeiner Begräbnißplätze, ihre todten Kinder häufig in's Feld aussetzten, was dann die Veranlassung zu dem Glauben gegeben habe, als sei das Aussetzen lebendiger Kinder etwas Gewöhnliches. Dagegen berichtet Karl Scherzer neuerdings Folgendes: Selbst auf die rohen barbarischen Sitten der Chinesen vermochte das Christenthum bisher nur in wenig Fällen mildernd einzuwirken. — Kinder werden daselbst noch fortwährend in großer Anzahl ausgesetzt, und zwar nicht bloß aus Armuth, sondern aus Indifferenz gegen weibliche Geschöpfe. Eine Chinesenfrau, die gegenwärtig Christin ist und zur Gemeinde der Baseler Gesellschaft gehört, hat acht von ihr geborene Mädchen ermordet. Junge Weiber, in

denen die Mutterliebe noch nicht ganz erstickt ist, legen ihre Säuglinge oft in's Feld oder an den Meeresrand, von der Ferne ängstlich lauschend, ob Jemand sie findet, oder eine mitleidsvolle Welle sie davonträgt. Ein solches Kind, welches von der Mannschaft der englischen Fregatte „Nankin" aufgefunden und mit herzlicher Sorgfalt von den Matrosen gepflegt wurde, befindet sich gegenwärtig im deutschen Missionshaus; der Caplan der Fregatte taufte das Kind in der anglicanischen Kathedrale in Hongkong, und gab ihm den Namen „Victoria Nankin." Andere junge Mütter ersticken ihre Kleinen oft mit Asche, die sie den Mädchen nicht selten mit kosender Hand in den Mund legen. Knaben, auch wenn sie verwachsen sind, werden dagegen selten und nur ausnahmsweise getödtet. Die Sitte des Aussetzens beschränkt sich jedoch unter den Chinesen keineswegs bloß auf Kinder. In allen bevölkerten Plätzen sollen kranke und dürftige Chinesen aus andern Dörfern oder Städten, am Wege oder am Wasser ausgesetzt, ohne Speise und Trank gelassen, und so einem elenden Tode preisgegeben werden.

Ueber das oben gleichfalls erwähnte Aussetzen der Verstorbenen erhalten wir durch Scherzer ebenfalls einen schrecklichen Beleg. Er schreibt aus Shangai: Am Wege nach dem westlichen Hügel der Stadt erlebte ich ein gräßliches Schauspiel. Die Leiche eines chinesischen Lastträgers (Coolie) lag nämlich mitten am stark betretenen Wege; ein Theil des Kopfes und die rechte Hand waren bereits durch Raubvögel entfleischt und ein ungeheures Heer von Ungeziefer hatte sich auf die übrigen Theile des nackten, aufgeschwollenen Cadavers angesiedelt. Dicht daneben lagen zwei schwere halbzerbrochene Tragkörbe. Zahlreiche Menschen gingen vorüber, Männer, Weiber, Kinder, ohne sich weiter darum zu kümmern. Es schien dies ein ganz gewöhnlicher Anblick zu sein. Und wirklich wurde mir erzählt, daß Fälle wie der erwähnte keineswegs zu den Seltenheiten gehören, und menschliche Cadaver zuweilen auf offener Straße verwesen. Das spricht grade nicht zu Gunsten der Sanitätspolizei von Macao. Bevor wir die Stadt erreichten, kamen wir am Abhange eines Hügels vorüber, wo eine Anzahl kleiner Strohhütten von armseligster Construction, wie provisorisch errichtet waren. Ja man kann fast sagen, es waren nur die obern Theile, die Dächer von Hütten, die am grünen Rasen niedergesetzt waren, und unter welche die Bewohner nur in liegender Stellung gelangen konnten, um sich darin gegen Unwetter zu schützen. „Sehen Sie," sagte mein Begleiter, „hier siedeln sich Kranke, Aussätzige, Unheilbare an, die nirgends Hilfe und Aufnahme finden, um hier zu dulden, zu darben und zu sterben!"

Bekannt ist auch der nationale Zug der zähen Ausdauer und des Festhaltens an Ueberlieferungen bei den Chinesen. Es ist in dieser Beziehung schon öfter die Ansicht geltend gemacht worden, daß dieselben, in spätern Zeiten, wenn ein Theil der unermeßlichen Anzahl sich auch über die cultivirte Erde verbreiten dürfe, gleich den Juden überall ihre alten Gebräuche und Sitten mitnehmen und auch in ihrem unermüdlichen Handelsgeist diesen ähnlich erscheinen würden. Aus den Mittheilungen „über den Einfluß der chinesischen Einwanderer in Calcutta," welche Mr. Alabaster, gegenwärtig dem chinesischen Exgouverneur Yeh als Dolmetsch beigegeben, aus Calcutta gegeben hat, geht die höchst merkwürdige Thatsache hervor, daß die kaum 500 Seelen übersteigende chinesische Bevölkerung Calcutta's bereits mehrere Gewerbe, wie z. B. die der Schuster, Schneider, schon förmlich monopolisirte, und trotz ihrer Minderheit, mit Hilfe des den Chinesen eigenthümlichen Charakterzuges des hartnäckigen Festhaltens am Alten, Herkömmlichen, auch mehrere tausend Meilen von der Heimath unter völlig veränderten Verhältnissen, ihre Sitten und Lebensgewohnheiten bewahrt. Chinesische Priester und Lehrer sind thätig, um den emigrirten Chinesen vor der Gefahr des Neophytenthums zu bewahren, und, damit auch dem Vergnügen und der heitern Laune ihr Recht werde, verschreibt man Schauspieler aus China und schlägt chinesische Theaterbuden auf. Man sieht, selbst ein gewisser Luxus beginnt sich bereits unter den eingewanderten Chinesen zu entfalten. So unscheinbar der Anfang ist, so dürfte doch diese Chinesen-Emigration nach Calcutta nicht ohne große Folgen bleiben. Sobald nur einmal die Nachricht von ihrem erfreulichen Gedeihen nach dem Reich der Mitte gelangt, und die Auswanderung aus China einmal auf weniger Hindernisse stößt, werden chinesische Emigranten gleich Heuschreckenschwärmen über Ostindien fallen. Die Hindu's sind eine schöne begabte Race. In mechanischer Fertigkeit und Arbeitstüchtigkeit aber dürften sie von den Chi-

nesen bei Weitem übertroffen werden. Dazu kommt ein anderes Moment, welches den Chinesen in gewerblicher Beziehung gewisse Vortheile über manche andere, ja sogar civilisirte Völker einräumt. Es ist dies ihre unausgesetzte Thätigkeit, ohne jeglichen Ruhetag. Der Hindu besitzt zahlreiche Feste, welche die Zahl seiner Arbeitstage wesentlich beschränken; die durch seine Religion vorgeschriebenen täglichen Verrichtungen nehmen ihm außerdem manche kostbare Arbeitsstunde weg; seine, fast ausschließlich vegetabilische Nahrung hindert nicht nur bis zu einem gewissen Grade die Entwicklung seiner Muskelkraft, sie bringt ihn auch durch seine pedantische Scheu vor jeder christlichen Menage vielfach mit den bestehenden bürgerlichen Verhältnissen in Conflict. Der Chinese dagegen kennt nur einen einzigen Feiertag, das neue Jahr, das er allerdings acht bis vierzehn Tage ohne Aufhören und ohne Unterlaß feiert. Aber der ganze Rest des Jahres, 11½ Monat, ist freilich ein langer Arbeitstag! Dabei ist der Chinese nichts weniger als scrupulös in der Wahl seiner Nahrung. Er ißt Schweinefleisch und trinkt Wein und nährt sich lieber von Braten als von Hülsenfrüchten, ohne sich weiter zu kümmern, ob eine solche Handlungsweise mit den Vorschriften seiner Weisen und den Lehren des Confucius im Einklange steht. Bei einem längern, nähern Verkehr mag der Chinese allerdings Eigenschaften und Charakterzüge zur Schau tragen, die vielleicht grade nicht strenge Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe verrathen, jedenfalls aber entwickelt der Chinese unter den verschiedensten Verhältnissen eine Rührigkeit und einen Fleiß, die von gewaltiger Lebensfähigkeit zeugen, und vielleicht noch einmal andere als die farbigen Völker der südlichen Hemisphäre in Erstaunen setzen werden.

Literarisches.

Der Fixsternhimmel. Eine gemeinfaßliche Darstellung der neuern auf ihn sich beziehenden Forschungen. Von Dr. J. H. Mädler. Leipzig, F. A. Brockhaus.

In dieser Schrift hat der berühmte Herr Verfasser die Ergebnisse der neueren Arbeiten im Gebiete der Fixsternkunde für Leser bearbeitet, denen es weniger darauf ankommt, selbstthätig an dem Bau der Wissenschaft mitzuwirken, als vielmehr einen Ueberblick über die Resultate derselben zu erhalten, und eine Einsicht in den Weg, auf welchem sie gewonnen sind. Klarheit der Darstellung, die auch dem in den eigentlichen Fachstudien nicht bewanderten Leser das Verständniß gestattet, und Vollständigkeit und Richtigkeit in den Zahlenangaben sind die Haupterfordernisse eines solchen Werkes; und in beiden Hinsichten übertrifft das vorliegende alle ähnlichen, die wir in deutscher Sprache besitzen.

Man kann, wenigstens bei dem jetzigen Zustande der Wissenschaft, das große Feld der Fixsternkunde in zwei Hauptabschnitte theilen; der eine umfaßt die physischen Eigenthümlichkeiten der Fixsterne (Farbe und Helligkeit und ihre Veränderungen), der andere ihre Bewegungen, und was damit zusammenhängt oder sich daraus ableiten läßt (Eigenbewegung, parallaktische Bewegung, Doppelsterne, Constitution unserer Weltinsel und des Universums). Der zweite Theil ist der bei Weitem wichtigste; in ihm hat sich der Verfasser auch durch eigene wichtige Arbeiten ausgezeichnet, auf ihn hat er auch hier die größte Sorgfalt verwandt, während der erste Theil weniger ausführlich behandelt ist.

Es ist hier nicht der Ort, die Resultate, die der Herr Verfasser als gesichertes Eigenthum der Wissenschaft hinstellte, mit aller kritischen Schärfe im Einzelen zu untersuchen, und wir beschränken uns daher auf eine Angabe des Weges, der in dem Werke verfolgt ist.

Nachdem der Verfasser zuerst in der Einleitung erklärt hat, daß nur das astronomisch Wesentliche, was wir von den Fixsternen wissen, nicht aber, was nur mythisches und archäologisches Interesse hat, behandelt werden solle, und nachdem er dann den Begriff des „Fixsterns" festgestellt hat, geht er zunächst zu den scheinbaren Bewegungen über, die der Fixsternhimmel zeigt, und setzt in klarer Weise aus einander, wie diese Bewegungen nur durch Veränderung der Ebene, auf die sie bezogen werden oder durch die Bewegung der Erde um die Sonne entstehen, und wie sie numerisch bestimmt werden. Hierauf geht er zu den wirklichen Eigenbewegungen über, welche die Fixsterne zeigen, gibt eine Uebersicht der vorzüglichsten Arbeiten über die Sternörter, nebst einer Auseinandersetzung der Methode, aus der Gesammtheit derselben einen Hauptkatalog der Oerter und Eigenbewegungen abzuleiten. Werthvolle Uebersichten, meist nach des Verfassers eigenen Arbeiten, sind beigegeben, auch viele Folgerungen daraus kritisch beleuchtet. Dann folgt das erste Hauptresultat, das wir der Kenntniß der Eigenbewegungen verdanken, nämlich die Bewegung unserer Sonne. Der geschichtliche Gang so wie die Methode, aus den Richtungen der Sternbewegungen den scheinbaren Theil, der

nur von der Bewegung unserer Sonne herrührt, auszuscheiden und die letztere zu bestimmen, sind klar aus einander gesetzt, auch der etwa zu vermuthende Widerspruch dieser Sonnenbewegung mit der kopernikanischen Theorie der Planeten aufgeklärt.

Das nächste Capitel ist den veränderlichen und neuen Sternen gewidmet. Hier standen dem Verfasser keine selbständigen Forschungen zu Gebote, und diesem Umstande sind wohl einige unrichtige Details zuzuschreiben; gleichwohl müssen wir gestehen, daß wir keine andere Schrift kennen, die die Hauptresultate so vollständig zusammengestellt enthielte; auch in dieser Beziehung erscheint die vorliegende Schrift als die beste unter denjenigen, die gleichen Zweck verfolgen.

Nach einer kurzen Besprechung der Sternfarben behandelt dann der Verfasser die interessanten Fragen von der Entfernung der Fixsterne, und ihrer Bestimmung, diesem feinsten Probleme der neuern beobachtenden Astronomie. Er gibt außer den sicher erhaltenen Resultaten noch die Mittel an, sich von der Größe der Parallaxen eine ungefähre Vorstellung zu verschaffen, und schließt mit den Vorstellungen von der Schöpfung dieses gewaltigen Complexes von Sternen, die natürlich philosophischer Natur sind und einer astronomischen Beurtheilung nur in sehr beschränktem Maße unterliegen.

Dann folgen die Doppelsterne, die vorzüglich ansprechend behandelt sind. Der Begriff des physischen Doppelsterns wird festgestellt, eine historische Darstellung gegeben, die Hauptbeweise für den physischen Nexus der meisten Sternpaare vorgeführt, und vor Allem der wichtige Satz hervorgehoben, daß das Gesetz der Gravitation auch für die Fixsterne gilt. Hieran reiht sich der Nachweis, daß es Doppelsterne gibt, deren eine Componente unsichtbar ist, die Darlegung des Weges, wie zuerst Bessel zu dieser Ueberzeugung gelangt ist, und eine Betrachtung über die Tragweite dieser Entdeckung, und endlich folgt ein reichhaltiges Verzeichniß von helleren und merkwürdigen Doppelsternen, so wie aller berechneten Bahnen. Das einzige Wesentliche, was wir in diesem Abschnitte vermissen, ist die Erwähnung der gesetzmäßigen Fehler, die sich in den Beobachtungen der meisten Beobachter gezeigt haben. Zwar hat sich der Herr Verfasser auf diese Details nirgends eingelassen; allein hier würde die Anführung wesentlich gewesen sein; denn er sieht sich bei mehrern Sternen veranlaßt, die Abweichungen der Beobachtungen von dem Gravitationsgesetze durch Annahme einer dritten, dunkeln Componente zu erklären, während bei dem jetzigen Stande der Sache die obige Erklärung die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Im letzten Abschnitte gibt dann der Herr Verfasser eine Auseinandersetzung seiner Theorie des Fixsternsystems, nach welcher alle einzeln sichtbaren Fixsterne, die der Milchstraße eingeschlossen, sich in Bahnen von im Wesentlichen gleicher Umlaufszeit um einen Punkt bewegen, der mit dem physischen Mittelpunkte der Plejadengruppe, dem hellen Stern Alcyone zusammenfällt, und fügt interessante, darauf sich stützende, Betrachtungen über die Anordnung unseres Fixsterncomplexes hinzu, so wie über sein Verhältniß zu den Nebelflecken, die nach der Ansicht der meisten neuern Astronomen gleichfalls solche Complexe sind. In einem Anhange werden endlich noch einige Eigenthümlichkeiten in der Lage der Bahnen, welche die Körper unseres Sonnensystems zeigen, und die eine Beziehung zum Schwerpunkte der Fixsterne anzudeuten scheinen, besprochen, denselben aber für die Bestimmung der Lage dieses Punktes kein großes Gewicht zugeschrieben.

Eine besondere Empfehlung bedarf unserer Ansicht nach diese vortreffliche Schrift nicht, die Niemand, dem die allerersten Elemente der Mathematik und das Interesse für den Sternenhimmel nicht fehlen, unbefriedigt aus der Hand legen wird; wir zweifeln im Gegentheile nicht, daß ihre innere Güte ihr eine allgemeine Verbreitung sichern wird, und sind überzeugt, daß der Herr Verfasser, der schon so viel zur Popularisirung seiner schönen Wissenschaft beigetragen hat, auch diesmal derselben einen wesentlichen Dienst leistet.

Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und dessen Einwirkung auf das Leben der Menschen. Von Bernhard Cotta. Zweite vermehrte Auflage. Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten und drei Tafeln. Zwei Theile. Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus.

Es ist dieses Buch kein ganz neues, wie auch der Titel nachweist. Nach wenigen Jahren hat schon eine neue Auflage veranstaltet werden müssen, welche wesentlich umgearbeitet, verbessert und vermehrt uns vorliegt. Es ist aber noch immer sehr an der Zeit, auf seinen bedeutungsvollen Inhalt in umfassenderm Kreise aufmerksam zu machen. Der wichtige naturwissenschaftliche Zweig der Geognosie ist von einer Seite schon lange für das praktische Leben nutzbar gemacht worden, nämlich in seiner erfolgreichen Anwendung auf den Bergbau; man kann selbst sagen, daß die Geognosie zuerst durch den Bergbau, durch die bei diesem Gewerbe gewonnenen Kenntnisse von dem Baue der Erdrinde geschaffen worden ist, und in der That waren die erfahrenen Bergleute die ältesten Geognosten, sie waren es, ehe noch die

Geognosie eine systematische Gestalt gewonnen und den Charakter einer Wissenschaft erlangt hatte. Nicht aber allein für die Naturwissenschaft und für den Bergbau hat diese Branche einen hohen Werth. Professor Cotta, durch seine vielen frühern geologischen Arbeiten bereits rühmlich bekannt, zeigt uns in dem vorliegenden Werke, daß der Bau der Erdrinde, ihre innere Zusammensetzung und die mit dadurch bedingte Form ihrer Oberfläche in der innigsten Beziehung zu den Lebensverhältnissen des Menschen und namentlich zu der Entwicklung, Verbreitung und speciellen Gestaltung der menschlichen Gesellschaft stehen. Dadurch gewinnt die Geognosie in ihrer Anwendung eine neue sehr allgemeine und besonders ansprechende Seite, die in einem hohen Grade des gründlichsten Studiums würdig ist, und für die Nationalökonomie und die Beurtheilung der innern staatlichen Verhältnisse die vollste Beachtung verdient. Die allgemeine Erdkunde und specieller noch die physikalische Geographie und die Terrainkunde haben zwar früher schon Vieles in sich aufgenommen, welches in diese Berücksichtigung eingreift, aber es stand für den Zweck meist zu isolirt und abgerissen, um ihn vollkommen erreichen zu können. Cotta hat gewissermaßen eine neue Doctrin begründet, indem er die einzelnen vorhandenen Materialien fleißig sammelte und sie unter eigener reicher, erfahrungsmäßiger und geistiger Zuthat zu einem ansprechenden Bilde verarbeitete, welches sich zunächst auf unser deutsches Vaterland bezieht, zugleich aber auch viele Einblicke in die bezüglichen Verhältnisse anderer Länder und selbst der ganzen Erde gestattet.

Um zu zeigen, welchen Einfluß der geologische Bau auf das Leben der Völker ausübt, die eigentliche Aufgabe des Buches, muß man sich natürlich zunächst mit diesem Innenbau selbst bekannt machen, und es entspricht völlig dem Zweck, daß sich damit der erste Theil des Buches beschäftigt, welcher ganz der geologischen Beschreibung von Deutschland gewidmet ist. Diesem Theile reihen sich noch Beilagen an, nämlich: über Benutzung geologischer Karten bei national-ökonomischen Untersuchungen, und Literaturbeilagen. Letztere bestehen in einer gut geordneten Nachweisung der Literatur, in so weit sie die Geognosie des ganzen Deutschlands und (besonders eingetheilt) seiner einzelnen Gebiete betrifft. Diese Nachweisung ist mit großer Vollständigkeit zusammengestellt und dadurch besonders werthvoll, daß sie nicht bloß Titel von Büchern enthält, sondern auch die zahlreichen in Zeitschriften und Sammelwerken abgedruckten bezüglichen Aufsätze angibt.

Der erste Theil des Werkes enthält also die Propädeutik, obgleich schon ziemlich in das Lehrsystem eingreifend. Das eigentliche System, den zweiten Theil bildend, ließ sich bei den wechselseitigen Beziehungen der Factoren in seinen einzelnen Theilen nicht scharf begrenzen, wie auch überhaupt eine strenge Schematisirung das frische Leben eines jeden Geisteswerkes ertödtet. Der Verfasser bespricht zunächst die mittelbaren Bodenwirkungen und darunter insbesondere die Abhängigkeit der Oberfläche vom innern Bau und den Einfluß der verschiedenen Gesteine auf die Oberflächengestaltung. Die unmittelbaren Bodenwirkungen trägt er nach einer allgemeinen Gliederung vor, welche noch in viele gesonderte Rubriken getheilt ist. (Wir verweisen auf das Inhaltsverzeichniß.)

Interessante, größere Excurse, auch gedrängte Auszüge aus gedruckten Werken über einzelne Gegenstände und noch andere specielle Ausführungen, die weniger in den zusammenhängenden Guß des Buches paßten, bilden werthvolle Beilagen des zweiten Theiles. Beide Theile sind zur Erleichterung des Nachschlagens mit verschiedenen genauen alphabetischen Registern versehen.

Der Verfasser hat so viel geleistet, als zur Zeit auf dem zuerst von ihm urbar gemachten Gebiete möglich war, aber gewiß wird die erst begonnene Cultur desselben noch viel reichere Früchte zu erzeugen im Stande sein. „Die gegenwärtige Oberfläche der Erde mit allen ihren Eigenthümlichkeiten ist etwas nach und nach Gewordenes, Entwickeltes, eben so alles Leben auf ihr, und Beides in steter gegenseitiger Beziehung zu einander.“ So sagt Cotta sehr richtig, und es ist an uns, diesen Zusammenhang, diese Beziehungen immer mehr zu ergründen und das Resultat für die menschliche Gesellschaft nützlich zu machen. Cotta's Buch ist recht eigentlich aus unserer Zeit gegriffen; sie will die Wissenschaftlichkeit in ihren höchsten Spitzen, aber eben so sehr die ausgiebigste praktischste Benutzung derselben.

Wir können das Werk gewiß recht sehr jedem Gebildeten empfehlen, ganz besonders aber den Nationalökonomen, Staats- und Regierungsmännern. Sie werden daraus lernen, daß man mit bloßen papiernen Anordnungen aus einem Lande nicht machen kann, was man will, sondern daß es dabei ganz wesentlich auf dessen natürliche Verhältnisse, auf seine Bodenbeschaffenheit, ankommt, welche genau berücksichtigt werden müssen und vorzüglich die Richtungen andeuten, wie die Ausbildung eines Landesstrichs künstlich gefördert werden kann. Landwirthe, Forstmänner, Ingenieure jeder Art und überhaupt alle Fachmänner, welche in irgend einer Weise auf Terrainstudien angewiesen sind, werden ebenfalls aus dem Cotta'schen Buche reichlichen Gewinn ziehen können.



Dritte Abtheilung.

Die Idee des Zeus
und ihre Gestaltung durch Phidias.

Von

M. Carriere.

I.

Immanuel Kant zeigt in seiner Kritik der reinen Vernunft, wie unser Denken, von der Erfahrung und deren verständiger Bearbeitung aufsteigend, nach den Principien forsche, und nur in der Idee einer höchsten und ersten Einheit sich befriedige, die alles Mannigfaltige in sich begreift und begründet; als das in sich Vollendete nennt er sie das Ideal der Vernunft, kein willkürliches oder zufälliges Gebilde, sondern ein nothwendiges Erzeugniß derselben; es ist der Gedanke Gottes. Das Wort des Philosophen findet in der Geschichte seine Bestätigung, so weit unsere Kunde von der Menschheit reicht; die ältesten Denkmäler der Kunst, die ältesten Schriftwerke bezeugen die Thatsache, daß die Gottesidee in dem Gemüthe des Einzelnen wie der Völker lebendig ist, daß sie mit der Entwicklung der Cultur immer klarer ausgebildet wird, daß zuerst die Phantasie sie gestaltet, dann der denkende Geist sie zu bestimmen und zu beweisen sucht, indem er von der Wirklichkeit und deren Beschaffenheit auf das Wesen ihres Grundes seine Schlüsse macht. Der Mensch könnte sich und die Dinge nicht als endlich bezeichnen, wenn ihm nicht die Idee des Unendlichen und Vollkommenen in seinem Denken gegenwärtig wäre, und er von dieser alles durch die äußere Erfahrung Gebotene unterschiede. Es gibt kein Oben ohne Unten, kein Rechts ohne Links; eben so wenig können wir Etwas endlich nennen ohne Bezug auf den Gedanken des Unendlichen. Dieser wird im Geiste durch die Eindrücke der Außenwelt allerdings erweckt und zum Bewußtsein gebracht, aber er stammt nicht aus der Außenwelt, die selber ja nur Mangelhaftes und Begrenztes enthält, dagegen gibt im Gemüthe das Gewissen von ihm Zeugniß. Wenn der Mensch sich vielfach abhängig fühlt, wenn erschreckende oder wohlthätige Naturerscheinungen ihn dann antreiben dieselben zu vergöttern, so geht er ja damit über dasjenige hinaus, was diese Erscheinungen oder Eindrücke für sich unmittelbar sind; sie können ihn nur erregen, den Gedanken des Göttlichen in sich hervorzubilden und dann mit ihnen zu verknüpfen. Wie könnte der Mensch in der Sonne nicht bloß die strahlende Scheibe, sondern einen Gott sehen, wenn er nicht die Idee Gottes in seiner Seele trüge als ursprüngliche Mitgift, als Siegel seiner Abkunft aus dem Unendlichen, oder als Uroffenbarung?

Wie die Geologie in den verschiedenen Schichten der Erde die Geschichte unseres Planeten liest, so läßt uns das vergleichende Sprachstudium einen Blick in jene Urzeit des Menschengeschlechtes werfen, die vor der historischen Ueberlieferung der Völker liegt. In den Worten, welche stammverwandten Nationen gemeinsam sind, gewahrt man die

Begriffe, welche sie schon vor ihrer Trennung gebildet, die Lebensweise, welche sie gemeinsam geführt; die Entwicklungsstufe, welche innerhalb der allgemeinen Sprachbildung die einzelnen Sprachen einnehmen, bezeichnet zugleich den Culturgrad der Völker, die sich ihrer bedient. Fragen wir uns nun, was denn jenes Ideal der Vernunft, das Gött-



Der Zeus des Phidias.

liche als das Unendliche und zugleich als eine wohlthätige und wissende Macht, im Gemüthe der jugendlichen Menschheit erwecken, an welchen sichtbaren Gegenstand sich dieser Gedanke als an seinen Träger knüpfen konnte, so ist es der Himmel, der allumfassende, der mit seinem Lichte Alles erleuchtet und Allem Lebenswärme und Gedeihen verleiht; und fragen wir, was denn bei der großen indogermanischen Völkerfamilie das gemeinsame Wort für das Göttliche sei, so führt uns dasselbe gleichfalls auf den lichten Himmel hin. Die Wurzel div (leuchten) liegt dem Sanskritischen devas zu Grunde, das den Indiern Gott bedeutet, und wenn die Perser mit daeva die bösen Geister bezeichnen, so geben sie eben den altgemeinsamen Namen nach der Ausbildung der eignen Lichtlehre, und nach der Trennung von den Indiern den Göttern derselben als den feindseligen und falschen, ähnlich wie den Juden Bel, der Herr des Himmels bei den Babyloniern und Phöniciern, als Bel-zebub zum Widersacher und Verführer wird. Mit dem sanskritischen devas stimmt das griechische θεος, θειος, das lateinische deus, divus, das litthauische diewas, das irländische dia; tivar heißen in der nordischen Edda Götter und Helden, und die allgemeine Benennung des Gottes hat im Altdeutschen sich auf den Kriegsgott Ziu, nordisch Tyr, übertragen. Z ist das aspirirte D; es tritt in der Lautverschiebung, die bei dem organischen Wachsthume der Sprache auf ganz gesetzmäßige Weise erfolgt, ein j oder s zu dem d heran. Das altitalische Diovis für Jovis läßt uns in diesem bekannten Genitive für Jupiter die Wurzel div erkennen, die ganz klar

hervorscheint, wenn sub dio unter freiem Himmel heißt. Ju-piter heißt der himmlische Vater, auch hier ist wie in Juno das anfängliche D verloren gegangen; Jupiter ist aus Diupater entstanden.

Aber wir können noch weiter hinaufsteigen auch in jene Zeit, wo die Semiten noch mit den Ariern (den Indiern, Persern, Griechen Römern, Kelten, Slawen und Germanen) Eins waren. Bel oder Baal ist bei den Chaldäern wie bei Phöniciern der Gott des Himmels, der Herr in der Höhe, dem sie auf Bergesgipfeln opferten, der vorzugsweise in der Sonne seine Macht und sein Wesen offenbart, der im Stande der Gestirne dem irdischen Leben seine Ordnung und das Gesetz seiner Bewegung gibt. Darum erbaute man in Babel, der Stadt des Bel, jenen gewaltigen Thurm, eine achtstufige Pyramide, die bis zur Höhe von 600 Fuß emporstieg, um einem Berge gleich dort in der Ebene den Altar des Lichtgottes in den Aether emporzutragen, damit man den über den Wolken Thronenden auf solch einer künstlichen Höhe wie auf den Bergen der alten Heimath verehre. Die Egypter scheinen sich von den Semiten abgezweigt und im Nilthale angesiedelt zu haben, noch ehe die Hebräer, Babylonier, Assyrier, Phönicier sich schieden; und der älteste Cultus, der der Pyramidenerbauer in Memphis, galt dem Ptha, dem Lichte des Himmels, das Alles umgibt, Alles belebt, und wie das Licht Alles klar und offenbar macht, so wird er, der Herr des gnädigen Angesichts, zugleich als der Herr der Wahrheit verehrt. Eben so ward in Heliopolis der Lichtgott als Phra angebetet; sein Bild, die geflügelte Sonnenscheibe, sehen wir über den Pforten der Tempel. Aus Phra ist Ra geworden, der Sonnengott, weil in der Sonne das himmlische Licht seinen Kern und Träger für uns hat, und so wird in Theben Ammon-Ra verehrt, der verborgene Herr des Himmels, der sich im Lichte der Sonne und in der Lebenskraft der Erde offenbart. Ja wenn wir mit Grund in China das Aelteste der Cultur, aber starr und mumienhaft geworden, zu sehen berechtigt sind, worauf die einsilbig arme Sprache wie das patriarchalisch Familienhafte des bürgerlichen Lebens und der nur auf das Factische und Besondere, nicht auf das Allgemeine gerichtete Sinn der Menschen hindeutet, — so finden wir in der Religion der Chinesen es als die Uranschauung der Menschheit niedergelegt, Gott im Himmel zu verehren; der Himmel, Tien, ist ihnen Gott, wie wir heute noch sagen: der Himmel weiß, der Himmel wird helfen; ohne Physisches und Geistiges zu trennen, sehen sie im Himmel die Macht des Maßes, die Weltordnung ausgeprägt.

Wenden wir uns indeß zu den Ariern zurück, so gibt es eine Reihe von Wörtern der Indier und Perser, der Griechen und Römer, der Germanen und Slawen, die eine Allen gemeinsame Wurzel haben, und wie wir daraus schließen, daß sie in der Urzeit gebildet worden, wo diese Nationen noch zusammen lebten, eben so werden wir nicht irren, wenn wir dasjenige, was in der Mythologie oder Heldensage der verschiedenen Völker übereinstimmt, ohne daß es eines vom anderen entlehnt hätte, als ein Erbgut betrachten, das eines wie das andere aus der ursprünglichen Gemeinsamkeit mitnahm, und dann jedes für sich weiter ausbildete. Wie die epische Sage auf einen Helden des Lichts hinweist, der rein und unbesieglich, wie er anfangs ist, irgendwie in Bundesgenossenschaft mit den feindlichen bösen Mächten tritt, und von ihnen einem frühen Tode geopfert, von den Seinen aber gerächt wird,*) so zieht auch durch die Göttersage sich der Kampf des Lichtes und der Finsterniß; der Lichtgott verscheucht das Dunkel und bezwingt die sich empörenden Gewalten der noch ordnungslosen Natur. So Indra, der blitzschwingende Gott der Indier, wie Thor der nordische Donnergott, so Zeus bei den Griechen, so Ahuramasda bei den Persern. Zarathustra (Zoroaster) ist nicht der Stifter, sondern der Reformator, der fortbildende Hersteller der ursprünglichen Lichtreligion: in Ahuramasda (Ormuzd) wird der Geber alles Guten verehrt, der im Himmel thront, der Allwissende, Heilige, Reine und Schöne, dessen Symbol und Erscheinung das Licht, das Feuer ist, der das Böse und Finstere, das Reich des Uebles sinnenden Agramainjus (Ahriman) bekämpft. Zeus aber (oder äolisch Δευς gleich Deus Gott) ist der Gott der Griechen; den Begriff und Namen des Leuchtenden nahmen sie aus der arischen Heimath mit; er geleitete sie auf ihren

*) Das ursprünglich Gemeinsame des Achilleus und Siegfried mit dem indischen Karna und dem persischen Sijawusch habe ich nachgewiesen in den Ideen zu einer vergleichenden Darstellung des arischen Volksepos, im Buch über das Wesen und die Formen der Poesie.

Wanderzügen und blieb für sie der höchste himmlische Herrscher, bis sie der vollendeten Gottesoffenbarung durch Christus sich anschlossen.

So führt uns die Forschung auf den Glauben an Einen Gott, den Monotheismus, als das Erste und Ursprüngliche in der Religionsgeschichte, und es erhebt sich die Frage nach dem Entstehen des Polytheismus, der Vielgötterei. Nachdem einmal die Gottesidee ausgesprochen ist und im lichten Himmel ihren Träger gefunden hat, können nun auch andere Erscheinungen der Natur oder Mächte des Gemüths vergöttert werden und neben jenen ersten Gott oder an seine Stelle treten. So finden wir bei den Semiten in Kleinasien, daß das Naturleben zur Grundlage der Mythologie wird, wie es im Frühlinge aufblüht, im Herbst abwelkt, die Sonne wie sie höher steigt und wieder im Winter tiefer sinkt, und damit kommt Leiden, Tod und Wiedergeburt in die Geschichte des Gottes, des Adonis (Adonai heißt Herr, Gott), und danach wohl des Osiris bei den Egyptern, des Dionysos bei den Griechen. Der phönicische Sonnengott Melkarth verbrennt sich selbst in der Gluthhitze des Sommers, um die Macht des Bösen an sich zu überwinden und wird danach als gut und wohlthätig milde wiedergeboren. Der erste Schritt zur Vielheit geschieht dadurch, daß dem männlich gedachten Gott eine weibliche Göttin, seiner Schöpferkraft das empfangende Princip, dem Himmel die irdische Natur zur Seite gestellt wird, und wenn man neben dem Lichte auch die Sonne oder das Feuer verehrt, so treten sie als besondere Erscheinungen des Himmelsgottes neben ihn; der Polytheismus ist dann eine Entfaltung des Monotheismus, einzelner Seiten des einen Gottes, gleichsam Ausstrahlungen, Offenbarungen seiner Wesenheit werden für sich personificirt und treten als Söhne oder Töchter zu ihm heran. Sodann aber haben, wie man das in Egypten, Indien, Griechenland nachweisen kann, verschiedene Stämme eines Volkes die Idee des Göttlichen nach besondern Natureindrücken, nach besondern innern Erfahrungen verschiedenartig und unter verschiedenen Namen weiter ausgebildet, was zuerst Beiname war, ist selbständiger Hauptname geworden, und wenn nun die Stämme zu einem Volke verbunden werden, hält jeder seine Localgottheit fest, nimmt aber die der andern mit hinzu, und unter der Herrschaft eines obersten Gottes entsteht ein Götterstaat.

Ist uns nun die Idee des Zeus als der im lichten Himmel sich offenbarenden Gottheit durch die Betrachtung der religiösen Anfänge der Menschheit klar geworden, und ist er uns durch die Verwandtschaft der Sprachen und Sagen als der ursprüngliche Gott der Hellenen hervorgetreten, so sehen wir das auch durch die Ueberlieferung bestätigt, daß die Pelasger, die Griechen in patriarchalischer Urzeit, ihn verehrt, daß das älteste Heiligthum der Hain des Zeus zu Dodona gewesen sei. Die Eiche war ihm geweiht, wie dem deutschen Donar, in ihrem Rauschen verkündete er seinen Willen; Dione stand ihm als weibliche Hälfte, als die irdische Natur zur Seite, aber die anderen Götter, sagt Herodot, hatten noch keine Namen erhalten: das Gefühl eines Waltens besonderer göttlicher Mächte in der Natur und im Innern des Menschen war vorhanden, und die Phantasie sprach es in dichterischen Personificationen aus, aber diese hatten noch keine feste Gestalt gewonnen, sie tauchten auf und versanken wieder im Bewußtsein, und nur wo sie eine allgemeine Lebenserfahrung vorzüglich treffend aussprachen, fanden sie einen dauernden Widerhall in den Gemüthern, und hie und da ward so eine eigenthümliche Gottesidee ausgebildet, in welcher der Ort, der Stamm mehr und mehr sein eigenes Ideal wie seine localen Natureindrücke sich veranschaulichte. So finden wir in den Gebeten und Hymnen der alten Indier, in den Vedas, die noch schwebenden, durchsichtigen und wechselnden Gestalten der erst werdenden Mythologie, und wenn wir gewahren, wie die regen- und segenspendende Wolke und der sie herantreibende Wind im Hermeyas der Griechen und Sarameyas der Indier personificirt werden, wenn die Morgenröthe bei den Griechen als rosenfingrige Eos emporsteigt, um den Göttern und Menschen das Licht zu verkündigen, und als jungfräuliche Uschas bei den Indiern die Himmelspforten aufschließt, wenn wir die Lichtstrahlen, welche am Morgen den dunkeln Himmel durchbrechen, hier als Dioskuren, dort als Açvinen auf weißen Rossen, als hilfreiche rettende Geister, als Söhne des Himmelsgottes, herniederfahren sehen, wenn das Feuer als vom Himmel stammendes, wieder himmelwärts flammendes, reines und reinigendes Element dort in Agni (ignis) hier in Hephästos und Prometheus seine Gestalt und Vergeistigung findet, wenn das umspannende Himmelsgewölbe als Varuna oder als Uranos neben den Indra

und Zeus, den Lichtgott, gestellt wird — wenn wir ferner bedenken, wie bei den Germanen die Asen, bei den Persern die Amschaspands sogleich dem höchsten Gott zur Seite stehen, so werden wir schließen dürfen, daß schon in der gemeinsamen arischen Urzeit der mythologische Proceß begonnen hatte, welcher einzelne Naturerscheinungen personificirte, einzelne Seiten der bereits erfaßten einen göttlichen Macht und Wesenheit selbständig neben dieselbe hinstellte. In Griechenland ist es eine Göttin und ein Gott, welche Homer bei feierlicher Anrufung mit Zeus verbindet, Athene und Apollon; in dem Cultus der einen beruht hauptsächlich die Religion der Jonier in Attika, in der Verehrung des andern zu Delphi und Delos der Glaube der Dorier. Dem Griechen machte das ätherische Blau des Himmels in seiner frischen Klarheit den Eindruck der Jungfräulichkeit, und so schwingt Pallas Athene, die attische Jungfrau, nicht bloß den Speer des Blitzes und schüttelt die Aegis der Donnerwolke oder sendet den erquickenden Thau gleich Zeus in der Höhe, sie ist eben so auch die Göttin der Wahrheit und der geistigen Klarheit, die Verleiherin jener schlagfertigen Lebensweisheit, die Athen auszeichnete, die sieggewährende Schirmerin der Stadt, die Gründerin der Musenwerke wie Zeus. Wie Zeus ist Apollo Lichtgott (Lykeios), der mit seinen Strahlen die Unholde der alten Nacht vertilgt, wie Zeus aber auch der das Schicksal Verkündende, der Orakelspendende, der Fluchabwehrende, der Reinigende und Sühnende, er der Gott der Harmonie. In ihm wurden die Dorier sich des Göttlichen bewußt, wie es nach ihrer Geistesart im Spiegel ihrer Seele sich als deren eignes wahres Wesen offenbarte.

Als aber im Gegensatz zu Asien das Nationalbewußtsein der Griechen hervortrat, als sie sich als Volk erkannten und verbündeten, da bewahrte wohl jeder Ort seine Localmythen, aber man hielt die Göttersagen der anderen Stämme nicht für falsch, sondern erkannte das Wahre und Ewige auch in ihnen, und fügte es dem Heimischen hinzu. Wie Homer als organisirender Genius die Volkslieder der Heldenzeit zum großen künstlerischen Ganzen in vollendeter Form zusammendichtete, so verbanden und vereinten seine Gesänge auch die Götter der hellenischen Stämme um den Thron des olympischen Zeus als dessen Familie. Und es sannen die Priester am Helikon über die Zusammenhänge der Götter unter einander, und wie sie in der Natur und Geschichte eine aufstrebende Entfaltung aus der Nacht zum Licht, aus dem Chaos zum Kosmos, zur Ordnung gewahrten, so suchten sie diese Entwicklung auch in einer Folge von Göttern darzulegen; Hesiod brachte das in ein sinnvolles Gedicht. Mit Recht sagt darum Herodot, daß Homer und Hesiod den Hellenen die Göttergeschichte gemacht, die Ehren und Würden ausgetheilt, die Namen festgestellt, Wesen und Gestalt bezeichnet hätten. Nicht daß diese Dichter die Mythologie erfunden; der Stoff derselben wie die einzelnen Götter waren im Volksglauben vorhanden, aber Ordnung, Zusammenhang, künstlerisch befriedigenden Ausdruck gaben die Dichter dem bis dahin Flüssigen und Schwankenden. Wir betonen dabei die Freiheit des menschlichen Geistes in der Ausbildung des griechischen Glaubens. Uebereinstimmend mit Plutarch nennt Dio Chrysostomos nicht die Priester, sondern die Dichter, die bildenden Künstler, die Gesetzgeber und die Philosophen neben der allgemein menschlichen Ahnung als die Quellen der griechischen Religion.

Bei Homer heißt Zeus Vater der Götter und Menschen, und wenn zu Dodona die Plejaden singen: Zeus war, Zeus ist, Zeus wird sein, so wird er darin als der Ewige ausgesprochen, wie auch bei den Hebräern solches im Namen Jave (Jehova) liegt. Es ist ein genialer Blick Welcker's, dies auch im Namen Kronion erkannt zu haben, der uralterthümlich und gewöhnlich auch bei Homer mit Zeus verbunden oder statt dessen gebraucht wird. Kronos ist Zeit; Kronion, Sohn der Zeit, faßt Welcker auf dieselbe Art wie wir Söhne der Weisheit oder Tücke nicht anders als Weise oder Tückische verstehen, wie besonders die Orientalen, aber die dichterisch volksmäßige Sprache überhaupt sehr oft eine Eigenschaft durch Vater und Mutter, das Einwohnende, Angestammte als ein Abgestammtes ausdrückt. Die Zeit in immerwährender Dauer ist dem Hellenen von der Ewigkeit nicht verschieden. „Der Name Kronion," sagt Welcker, „ist so alt als für uns im griechischen Altherthum irgend Etwas, das Tiefste aus der Vorzeit war in diesem Namen enthalten, er klang ihnen wie den Kabbalisten El Olam, der Alte der Tage (nach Daniel 7, 13. 9, 22), der Unvordenkliche, der Gott von jeher, der geheimnißvolle Grund des Daseins, wie Terpander sang: Zeus aller Dinge Anfang, aller Haupt." Auch in den

Vedas wird der Himmelsgott der weise Sohn der Zeit genannt, und das als Bezeichnung seines immerdauernden Wesens ausgelegt. Sohn der Ewigkeit, können wir hinzusetzen, Kronion, gesellt das Immerwährende dem Namen des Zeus, dem allumfassenden Himmel. In dieser seiner Unendlichkeit ward er auch als Herrscher des Meeres und der Erde, als Meerzeus und chthonischer Zeus verehrt, dies letztere als Herr der Unterwelt, der Erde, die die Todten in sich aufnimmt, aber auch Reichthum und Leben aus ihrer Tiefe hervorsendet. Demgemäß stellte ein altes Götterbild auf der Burg in Argos den Zeus dreiäugig als den in allen drei Reichen Waltenden dar: Zeus Triopas. Allmälig aber gewann der Gebieter des Meeres und der Unterwelt seine Selbständigkeit, je mehr eben die Götter personificirt wurden nach der Art des Menschen, der dem Hellenen das Maß aller Dinge war, welchem gemäß er das Geistige wie das Natürliche sich dachte. So stehen Poseidon und Hades dann neben Zeus als seine Brüder, und so gewinnt aus Kronion auch Kronos seine Gestalt als der Gott der Zeit, kindergebärend und kinderverschlingend, besonders im Zusammenstoß der Hellenen mit den Phöniciern, auf Kreta, wo dann die orientalische Anschauung des Naturlebens auch den Tod und die Auferstehung auf die Götter übertrug, so daß auf Kreta, das heißt für die Kreter, Zeus geboren ward und starb, wie man denn dort selbst ein Grab des Zeus zeigte, den man sich freilich als immer wieder geboren dachte, der für die Griechen, für Homer aber als der Unsterbliche immerdar waltete.

Bei Homer führt er das Scepter der Macht, und wenn alle Götter und Göttinnen an goldener Kette ihn hinabziehen wollten, sie würden es nicht vermögen, er würde sie aber sammt Erde und Meer emporziehen. Er bleibt der gewaltige Gewittergott, der Wolkenversammler, aber er wiegt zugleich das Schicksal den Menschen und Völkern, das Schicksal ist sein Spruch und sein Wille, wie dieser vollendet wird, besingt die Ilias; Verhängniß ist, was er verhängt, Gesetz ist, was er setzt. Er waltet als Gründer und Träger der Ordnung in der Natur wie in der sittlichen Welt, und wenn seine Gemahlin Here vorzugsweise die Strenge und Unzerbrüchlichkeit dieses Gesetzes vertritt, so ist er der Hort der Freiheit, der huldvoll zur Gnade Geneigte. Er ist der Weise und Allwissende, seine Rathschlüsse sind unerforschlich, aber er verkündet sie den Menschen in sichtbaren Zeichen wie in dem Gericht über das Böse und in der Verherrlichung des Edeln. Er ist der König und Herr und die andern Götter umgeben ihn als Brüder, Söhne, Töchter, die ihm als ihrem Haupt huldigen, wie sie ja aus ihm hervorgegangen sind. Die homerischen Götter sind geistige Mächte, aber in der Naturgestalt des Geistes, in der menschlichen, angeschaut, und mit einem Anklang des Naturelements, dem sie vorstehen.

Wir können also nicht annehmen, daß die Griechen früher den Uranos, dann eine Weile den Kronos, dann erst den Zeus als höchsten Gott verehrt hätten; jene Götter haben kaum einen Cultus oder erst später als die nachträglich angenommenen Ahnen des Zeus um seinetwillen solchen erhalten. Die Götterfolge vielmehr ist das Werk priesterlich dichterischer Speculation; Homer kennt sie in der Art nicht, wie Hesiod. Bei Homer begegnet uns vielmehr der echt ionische Gedanke, der sich den Meeranwohnern in Kleinasien und auf den Inseln so leicht darbot, daß Alles aus dem Wasser entsprungen sei; Okeanos wird als der Quell aller Dinge, als der Ursprung der Götter genannt, gleich wie Thales das Wasser als das Princip des Seins darstellte. In der Kosmogonie des Pherekydes bleibt Zeus an der Spitze der Weltbildung das Uranfängliche, die Zeit und die Erdmaterie stehen ihm zur Seite; er scheidet das Feste und Flüssige und verwandelt sich in den Eros, die einigende Liebe, um den Göttern wie der Welt Gestalt zu geben. Und Zeus nennt auch Heraklit das von ihm angenommene Grundprincip, aus welchem Alles entspringt, wohin Alles zurückkehrt, das ätherische Feuer, dem jene wahre und göttliche Vernunft (θειος λογος) einwohnt, deren theilhaft auch wir das Wahre erkennen, das Gute thun.

Bei Hesiod aber ist das Chaos, der gähnende Abgrund des leeren Raumes, das Erste, dann folgen Erde und des Tartaros Finsterniß; die Nacht gebiert das Licht, es regt sich der Trieb der Liebe und aus den Umarmungen von Uranos und Gäa, von Himmel und Erde, gehen die Titanen, die ungebändigten Naturgewalten hervor, Kronos an ihrer Spitze, bis dessen Sohn Zeus sie verdrängt und bändigt, und der Urheber und Herr einer neuen Ordnung der Dinge wird. Die fortwährenden Kämpfe des Lichts und der Finsterniß, des Guten und des Bösen,

von denen die gemeinsame Ursage der Arier erzählt, die von den Persern am ausführlichsten und mit besonderm Nachdrucke auf das Sittliche durchgebildet wurde, indem der Mensch in diesen Streit hineingestellt ist, daß er die Lockungen des Ahriman überwinde und sich als Diener, Priester und Held des Ormuzd, des Lichts und der Wahrheit, bewähre — diese Kämpfe treten jetzt den Hellenen in den Hintergrund, in die Vergangenheit, sie werden zur Schlacht, in welcher Zeus die Titanen besiegt und sich der Weltherrschaft bemächtigt.

Wie die räumliche Unendlichkeit, die Zeus hat, wenn das Licht und der allumschließende Himmel seine Träger sind, sich in die Gestalt des Menschen zusammenzieht, unter der man ihn nun sich vorstellt, so büßt er allerdings auch an seiner Ewigkeit ein, wenn er als das Höchste jetzt nicht mehr zugleich das Ursprüngliche, sondern das erst in der Entwicklung hervortretende Vollkommene ist; dafür aber gewinnt sein Wesen eine viel reichere Entfaltung und Verherrlichung, wenn ihm nun eine ganze Reihe von Göttern als seine Söhne und Töchter angeschlossen werden, durch deren Hervorbringung er die eigene Idee aus einander legt und der Gründer der natürlichen und sittlichen Weltordnung wird. Er vermählt sich nach Hesiod mit Metis, der Weisheit, die er dann in das eigene Innere aufnimmt, wo sie ihn Gutes und Böses unterscheiden lehrt. Er vermählt sich mit Themis, der Satzung des Rechts, sie gebiert ihm die Horen: Eunomie (Wohlordnung), Dike (Gerechtigkeit) und Eirene (Frieden), sie sind die Ordnung der Natur, sie walten im Wechsel der Stunden und Jahreszeiten, aber sie bringen auch alles Geistige zu Gedeihen und Reife. Themis gebiert ihm ferner die Mören, Parzen nach römischem Namen, die über die Lebensloose der Menschen wachen und den Schicksalsfaden spinnen. Die dritte Vermählung des Zeus ist die mit Eurynome, der Weithinwaltenden, des Meeres liebreicher Tochter, und aus diesem Bund des Gottesgeistes mit der Naturfülle entspringen die Chariten, die Grazien, die selbst in freier Huld und Anmuth selig diese Güter der Welt schenken; Glanz, Frohsinn, Lebensblüthe (Aglaja, Euphrosyne, Thalia), in diesen Namen spricht sich ihr Wesen und Walten aus, das in Schall und Schimmer auf den Wellen der Luft und des Aethers sich wiegt und alle Lebenskeime zu freiem Wachsthum schön entfaltet. Demeter ist als Mutter Erde die Göttin des Ackerbaues und der mit ihm zusammenhängenden gesetzlichen Cultur; ihre Tochter mit Zeus ist Persephone oder Kora, welche die Gattin des Gottes der Unterwelt wird, aber im Blumenschmuck des Frühlings alljährlich ihre Wiederkunft feiert.

Nun tritt Zeus in die Ehe mit Mnemosyne, dem Gedächtnisse oder der sich selbst erhaltenden Geisteskraft der Erinnerung, auf welcher ja aller Zusammenhang des Bewußtseins, aller Fortschritt der Bildung, alle Geschichte beruht; und sie wird die Mutter der Musen, welche Kunst, Wissenschaft, geistigen Genuß schaffen und verwalten. Mit Leto, der Verborgenen, der dunkeln Nacht, erzeugt dann Zeus den Apollon und die Artemis, die, gleich Sonne und Mond geschwisterlich vereint, Tag und Nacht erleuchten. Apollon spannt den Bogen gegen die finstern Ungeheuer, die er siegreich überwindet, und als geistiger Lichtspender ist er der Wissende und Weissagende, der Arzt des Leibes und der Seele, der Versöhner und Reiniger. Er führt den Reigen der Musen, und verbreitet das Maß der Schönheit, die Harmonie, die ihm eignet, auf alle Lebensgebiete.

Mit Here (Juno) schließt Zeus den dauernden Ehebund. Dem Gott des Himmels steht sie anfänglich schon zur Seite als die Göttin der Erde und ihrer Pracht, und so ist er der schöpferische Geist, der in die Natur eingeht, ihr einwohnt und zugleich über ihr selbständig waltet. Here ist die Hüterin der ehelichen Treue und aller Güter, die diese uns gewährt; Hebe, die Göttin ewiger Jugend, Ares, der Gott der Schlachten, sind ihre Kinder.

Aus dem Haupte des Zeus, der die Metis verschlungen, wird dann Pallas Athene in vollendeter Jungfräulichkeit und in voller Rüstung geboren, der Gedanke, die Göttin der Weisheit, des Selbstbewußtseins, der Erfindungskraft, des besonnenen Muthes, die Schirmerin des Staates und seiner freien Ordnung, des großen Vaters liebste Tochter, sein Wesen in sich abspiegelnd.

Sohn des Zeus und der Maja, deren Name an Magie, an den Zauber der Einbildungskraft erinnert, ist Hermes, der für das individuelle Wohl der Menschen sorgt, geistige und körperliche Gewandtheit, Dialektik und Gymnastik lehrt und pflegt, Himmel und Erde vermittelt, wenn er als Götterbote den Menschen den Willen des Zeus verkündet oder als Opferherold die Gebete gen Himmel

trägt; der Heerdengott Arkadiens ist auch der Hirt der Seelen, ihr Führer in Tod und Leben. Bakchos, des Zeus und der Semele Sohn, aber aus dem Schenkel des Zeus selber wiedergeboren, als seine Mutter von der Anschauung des Gottes in seiner donnergewaltigen Herrlichkeit verzehrt worden war, ist der Gott der Naturverklärung, der veredelnden Cultur, des Weins, für den die Traube gekeltert und eingesargt wird, um in ihm eine vergeistigte Auferstehung zu feiern, der Gott der mit dem Wein zusammenhängenden Befreiung und Begeistrung des Gemüths, der in den eleusinischen Mysterien die Hoffnung eines aus dem Irdischen sich erhebenden seligen Lebens gewährt. Herakles endlich ist der jüngste vergötterte Sohn des Zeus, sein Abbild auf Erden, eine Verschmelzung göttlicher und menschlicher Natur, der Held, der freiwillig seine Kraft zum Wohle der Menschheit in göttliche Dienstbarkeit stellt, und endlich auf selbst angezündetem Scheiterhaufen von den Schlacken des Irdischen geläutert zum Olymp emporsteigt.

Auf solche Art also werden die Göttergestalten, die im Lauf der Jahrhunderte die Phantasie der Griechen unter verschiedenen Anlässen und an verschiedenen Orten aus der Einheit der Gottesidee und aus der Fülle des Naturlebens herausgebildet hatte, wieder mit dem ursprünglich Einen als ihrem Vater und Könige verknüpft. Aber daneben erhält sich im Cultus des Zeus die Einheit auch in der Art, daß Alles, was von den anderen Göttern gilt, auch in ihm verehrt wird, daß er um alle ihre Gabe gleichfalls angerufen wird. Er thront als der Gott der Urzeit auf den höchsten Bergesgipfeln über den Wolken in der Klarheit des Aethers, wo ein Altar und zwei Adler ihn vergegenwärtigen. Auch sein Tempel ist niemals völlig bedeckt; wohl steht das Götterbild in der Cella unter Dach, aber vor ihr ist die Decke des Tempels durchbrochen, daß der klare Aether hereinscheint.

Als Himmelsgott gibt Zeus seine Macht vorzugsweise im Gewitter kund. Diese gewaltige Naturerscheinung, furchtbar und wohlthätig zugleich, reinigend wie ein Gericht und aus der Zerstörung Segen und Leben entbindend, erschien überall der alterthümlichen Menschheit als das Werk des höchsten Gottes, als eine ganz besondere Mahnung und Erinnerung an ihn. Wie Indra in Indien, wie Ormuzd in Persien, wie Donar in Deutschland und Jupiter in Rom, wie Perkunas bei den Slawen, so ist auch Jehova der Blitzende, der seine Diener zu Feuerflammen macht, aus dessen Munde das verzehrende Feuer geht, das Zürnen und Schelten in der Stimme des Donners vernommen wird. Jehova steht als der eine geistige Gott über der Natur, er ist ihr Schöpfer, er offenbart durch sie seine Herrlichkeit, während Zeus von Anfang an als der lichte Himmelsgott im lichten Himmel seine Naturbasis hat und in seiner Vermählung mit den Naturpotenzen nicht sowohl Schöpfer als Bildner, Beleber und Ordner der Materie ist. Da führt er das Natürliche zum Geistigen empor und was im Reiche der Natur wie des Geistes von anderen Göttern abgeleitet wird, das ist auch als sein Werk anzusehen, das wird auch als seine Gabe gepriesen. Er ist der Nationalgott aller Hellenen, der panhellenische Zeus, während den anderen Göttern ihre besondern Localculte verblieben. Ihm wurden die Nationalfeste zu Olympia gefeiert, wo jede Fehde ruhen mußte und alle griechischen Stämme sich unter dem Schutz eines gemeinsamen Gottesfriedens vereinigten.

Als Vorstand der Kampfspiele zu Olympia ist er der Pfleger der körperlichen Rüstigkeit und Gewandtheit wie Hermes. Er waltet aber auch des Ackerbaues und Oelbaumes wie Demeter, wie Pallas Athene. Er ist durch seine Orakel Verkündiger der Schicksalssprüche wie Apollon, er begeistert gleich diesem und den Musen die Sänger und Künstler; und wie Apollon ist er die Zuflucht der Büßenden, der Abwender des Bösen, der Entsündiger. Wie Poseidon sendet er den Schiffen günstigen Fahrwind, und wie Ares lenkt er die Schlacht und verleiht den Sieg. Als der Befreier wird Zeus, der Gnadenreiche, gleich Dionysos angerufen. Er waltet im Familienleben als Schutzherr der Ehe wie Here; er gibt dem Hause Wohlfahrt und ist Schirmer des Herdes wie Hestia (die Vesta der Römer); er steht den Genossenschaften vor und ist selber der Gastliche, der Hort der Gastfreundschaft, der Gott geselliger Freude und der Freundschaftsbünde. Er schirmt das Eigenthum und ist der Gott der Grenzmarken wie Hermes. Er wacht gleich den Erinnyen und den Richtern der Unterwelt über die Heiligkeit des Eides, er ist der Gott der Treue, der staatlichen Ordnung; wie er selber das Scepter der Macht führt, waltet er über die Burgen und in den Volksversammlungen, und

schirmt die Stadt wie Pallas Athene. Er ist der Vollender, der Alles wohl macht. Von ihm singt Aratos in jener Stelle, an welche Paulus in seiner Predigt zu Athen anknüpft: Von Zeus sind alle Gassen und Märkte voll, auch das Meer und die Häfen; überall bedürfen des Zeus wir Alle, die wir ja seines Geschlechtes sind. Und Hesiod lehrt: Kronion wohnt im Aether und in den Wurzeln der Erde und im Menschen.

So fassen denn auch Dichter und Denker in ihm wieder das ganze Göttliche zusammen. So preist ihn Pindar als den ewigen Gott, den herrlichsten Künstler des Alls; eines Schattens Traum sind Menschen, aber wenn er den Strahl seines Lichts sendet, wird uns hellleuchtender Tag und anmuthiges Leben. So beginnt ein äschyleischer Chor:

Der Fürsten Fürst, Herrlichster Du
Der Herrlichen, aller Gewalt
Gewaltigster, seliger Zeus, erhör' uns!

Und jener Chor im Agamemnon, der dem Guten den Sieg erfleht, findet in Zeus allein die Macht, den Kummer hinwegzunehmen. Wer ihn erhebt im Liede, pflückt der Weisheit höchste Frucht; denn der Weisheit Führer ist Zeus, des Urgesetzes Herr. Und aus einer der verlorenen Tragödien des Aeschylos wird die Stelle aufbewahrt, die den Zeus sowohl als den in der Natur wohnenden als über ihr waltenden schildert, und damit jene Ueberwindung des Pantheismus und Deismus in einer höhern Gottesidee ausspricht, deren Anklänge uns überall bei Weisen und Dichtern begegnen, sobald wir sie einmal erfaßt haben:

Zeus ist die Erde, Zeus die Luft, der Himmel Zeus,
Ja Zeus ist Alles und was über Allem ist.

Der stoische Philosoph Kleanthes aber spricht das Gottesbewußtsein der Hellenen einige Jahrhunderte vor dem Auftreten des Christenthums in folgender Hymne aus:*)

Zeus, der Unsterblichen Haupt, Vielnamiger, Vater des Weltalls,
Das nach Deinem Gesetz Du lenkst mit ewiger Allmacht,
Sei mir gegrüßt! Es geziemt uns wohl Dich anzurufen,
Dessen Geschlecht wir sind, der einzig uns auf der Erde
Sein Wort nachzusprechen die herrliche Gabe verlieh'n hat.
Dich d'rum preist mein Lied, Dich feiert es immer und ewig.
Dir folgt wie Du gebeutst der Himmel, und alle Gestirne
Drehen sich freudig und gern wie Deine Gewalt sie beweget;
Der als Diener und Boten in unantastbaren Händen
Du den erflammenden schwingst, den unauslöschlichen Blitzstrahl.
Vor ihm bebt die Natur, doch durch sein Feuer entzündest
Du den gemeinsamen Geist, der Alles belebt und in Allem
Leuchtenden Glanzes erscheint, im Größesten wie in dem Kleinsten.
Also wohnest im All und herrschest Du königlich! Ohne
Dich mag nimmer ein Werk auf grünender Erde geschehen,
Noch in des Himmels ätherischem Reich, noch tief in dem Meere,
Als was Thörichtes thun im eigenen Sinne die Bösen.
Du doch weißt hinwieder zum Heil auch das Schlimme zu lenken,
Ordnend das Ordnungslose, den Haß auflösend in Liebe,
Daß sich das Böse der Harmonie einfüget des Guten,
Daß ein einiger Geist in Jeglichem webet und waltet. —
Dessen Gesetz die flieh'n, die unter den Sterblichen Böses
Thun, Unselige, die, nach den ewigen Gütern verlangend,
Doch nicht hören und ehren des Gottes gemeinsamen Willen,
Dem treu folgend auch sie ein herrliches Leben genössen,
Aber des Schönen beraubt nun streben sie hierhin und dorthin,
Die von des Ruhmes Begier rastlos zum Kampfe getrieben,
Die um Goldesgewinn auch zu mancherlei Sorgen verwirret,
Andere aber zur Ruhe gewandt und zur Pflege des Leibes,
Alle mit nichtigem Eifer Entgegengesetztes erjagend.
Doch Du, Zeus, Allgeber, Du Blitzender, Dunkelumwölkter,
Wend', o wende die Menschen hinweg vom traurigen Wahne,
Scheuch aus der Seel' ihn fort und gib uns Theil an der Weisheit
Rathschluß, dessen getrost Du Jegliches ordnest und wohl machst,
Daß in der Ehre Genuß Dir wieder die Ehre wir geben,
Singend im ewigen Lied Dein Werk, wie solches den Menschen
Zukommt; denn nie ward ein Höheres Göttern und Menschen
Als Dein alldurchwaltend Gesetz einstimmend zu preisen.

Wir werden in der nächsten Abtheilung sehen, wie Phidias diese Einheit und Allheit des Gottes gestaltet, die anderen Götter als Ausstrahlungen seiner Macht an seinem Throne versammelt hat. Bis jetzt, hoffe ich, ist dem Leser zur Ueberzeugung gekommen oder bestätigt worden, daß die griechische Mythologie kein eitles Werk der Einbildungskraft, kein leeres Fabelgewebe, sondern Religion, religiöse Wahr-

*) Siehe mein Erbauungsbuch für Denkende in alten und neuen Dichterworten, Seite 15.

heit ist, wenn auch im Gewande der Dichtung, wenn auch in sinnlicher Hülle. Allerdings war der griechische Geist frei von dogmatischer Gebundenheit, von Priestersatzungen, von übereinkömmlichen Formeln, die allein das Rechte sagen sollten; allerdings sehen wir die Dichter den Mythus mit poetischer Freiheit handhaben, fortbilden, ja heitern Sinns mit der glänzenden Hülle spielen, weil der wahre Glaube, der an den Sinn, an die Idee, sich grade dadurch bezeugt, daß man den Muth hat, sie zu immer vollgenügenderer Form zu entwickeln.

(Schluß folgt.)

Altindische Fabeln.

Von

Theodor Benfey.

Les Avadânas, Contes et Apologues Indiens, inconnu jusqu'à ce jour, suivis de fables, de poésies et de nouvelles chinoises, traduits par W Stanislas Julien, membre de l'Institut, Professeur de langue et de littérature Chinoise, Administrateur du Collége de France etc. Tome Premier XX, 240. Tome Second VIII, 251. Tome Troisème IV, 272. Paris. Benj. Duprat.

Zu den wichtigsten Erzeugnissen des menschlichen Geistes gehören unzweifelhaft und anerkannt die Fabeln. Sie sind es, in denen sich Unterhaltung und Belehrung am innigsten vereinigt, und die letztere insbesondere wirkt in ihnen umfassender, eindringlicher und tiefer, als vielleicht in irgend einer andern Gestaltung. Mehr und minder Gebildete, Alt und Jung, Mann und Weib werden durch diese Form der Poesie, wenn auch nicht in gleichem Grade, angesprochen; für die minder Gebildeten ist sie eine der Hauptformen der Belehrung, für Kinder die erste und am tiefsten wurzelnde Sitten- und Klugheits-, selbst Weisheitslehre. Sie ist es, wo sich ohne jeglichen Nachtheil, ja vielmehr mit dem allergrößten Gewinn, das Nützliche mit dem Angenehmen vereinigt.

Wo wir mit irgend einem Volke genauer bekannt werden, finden wir Thierfabeln; bei dem einen zwar mit größerer, bei dem andern mit geringerer Kunst entwickelt, bei allen aber in wesentlich gleicher Form. Indem die charakteristische Eigenheit, ungetrübt von demjenigen Selbstbewußtsein, welches im Menschen die Elemente des Charakters beherrscht, sie absichtlich und absichtslos verdunkelt, verbirgt, in den Thieren nach Grund und Folge viel klarer hervortritt, bieten sich diese als reinste und ungetrübteste Spiegel bestimmter aus geistigen Richtungen hervortretender Aeußerungen dar. Während die Motive der Handlungen bei dem Menschen mannigfach complicirt und schwer erkennbar sind, liegen sie bei dem Thier als Ergebniß seines sich fast immer gleichbleibenden und auf gleiche Weise äußernden Charakters offen vor. Diese Anschauung bildet die Grundlage der Thierfabel, welche ihrem innersten Wesen nach stets moralisch im weitern Sinne ist, das heißt das ganze Betragen des Menschen ordnend. Das Alter der Thierfabel überhaupt zu bestimmen, wird wohl rein unmöglich sein. Sie ist gewiß so alt, als das dem Menschen zunächst liegende Gleichniß aus der Thierwelt, also schwerlich jünger als Aeußerung des poetischen Vermögens überhaupt, mit andern Worten, so alt als das Leben der Menschheit.

Fabeln treten uns eben so sehr bei den ältesten bekannten Culturvölkern — Juden, Egyptern, Griechen, Indiern —, als bei den am spätesten genauer kennen gelernten — Negern, Samojeden, Indianern — entgegen. Diese fast alle chronologischen und geographischen Intervalle umfassende Existenz der Fabel macht die Annahme, daß sie an und für sich eine selbständige Schöpfung fast aller irgend culturfähiger Völker gewesen sei, zu einer kaum zu bezweifelnden Thatsache. Zweifelhaft dagegen und noch immer nicht mit vollständiger Sicherheit entschieden ist die Frage, wo diejenige Form dieser Conception ihren Ursprung und ihre Vollendung fand, welche für die culturhistorisch zusammenhängenden Völker mustergiltig geworden ist.

Wenn die Griechen, welche — als Schöpfer der Kunstformen für fast alle geistigen Productionen — vorzugsweise den Namen des Kunstvolks verdienen, diesen Ruhm nicht mit solcher Entschiedenheit ablehnten, würde man unbedenklich berechtigt sein, ihr wunderbares Schaffungs- und Gestaltungsvermögen auch hier zu erkennen. Denn in ihrer Literatur sind uns — so weit bis jetzt bekannt — die meisten und vollendetsten Thierfabeln bewahrt. Doch wir müssen ihren Aussagen hier um so mehr Glauben schenken, da sie den Werth eines solchen Ruhmes nichts weniger als verkannten und keineswegs ge-

wohnt waren, selbstverdiente Kränze Andern auf's Haupt zu setzen.

Ihren Aussagen gemäß, welche noch durch manche andere Momente unterstützt werden, ist der Ruhm, derjenigen Kunstform der Fabel, welche seitdem die gebildete Welt zu beherrschen begonnen hat, ihre Anfänge und wahrscheinlich auch einen schon vollendeten Grad der Entwicklung gegeben zu haben, einem der semitischen Völker, vielleicht den semitischen Völkern insgesammt, zuzuschreiben. Von ihnen gelangte sie zuerst zu den Griechen, deren sicherer Kunstsinn seine letzte vollendende Hand an sie legte. Wenigstens ist diejenige Form, welche sie bei ihnen erhielt, die mustergiltige für die ganze cultivirte Welt geworden, und neben ihr hat sich — abgesehen von einzeln stehenden Beispielen uncultivirter Völker — nur eine erhalten, die das — jedoch keineswegs in allen Stücken unbezweifelbare — Recht hat, Originalität des Ursprungs, der Entwicklung und der Form in Anspruch zu nehmen.

Diese eine ist diejenige, zu welcher wir uns jetzt wenden: die indische.

Die Bedeutung der indischen Fabelpoesie ist eine längst bekannte und anerkannte. Grade auf sie stützt sich nicht am wenigsten der hohe Ruhm der indischen Weisheit.

Eine der wichtigsten der hierher gehörigen Sanskritschriften fand schon im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung ihren Weg in die Länder im Westen Indiens und verbreitete sich von da immer weiter bis über ganz Europa. Dem berühmten persischen König Khosru Anuschirvan (531—579 nach Chr.) war es gelungen, das Sanskritwerk in die damalige Hofsprache Persiens übersetzen zu lassen. Diese Uebersetzung ward etwa hundert Jahre nach Eroberung Persiens durch die Araber — als diese kaum ihre geistige Verfeinerung begonnen hatten — in der Mitte des achten Jahrhunderts in das Arabische übersetzt; daraus drei Jahrhunderte später in das Griechische und wohl um dieselbe Zeit in das Hebräische. Aus letzterem im dreizehnten in das Lateinische; aus diesem endlich im fünfzehnten in das Deutsche. Auf den letzten beiden Uebersetzungen beruht die noch im fünfzehnten Jahrhundert erschienene spanische, auf ihr die italienische Bearbeitung, welche alsdann eine englische und französische Uebersetzung erhielt.

Auf diese Weise war das Werk bis zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts in die bedeutendsten Culturſprachen Europa's übergegangen und vorwaltend in Deutschland, wie die vielen Auflagen der deutschen Uebersetzung beweisen, und nächstdem in Spanien viel gelesen.

Nicht minder beliebt blieb es im Orient. Fast um dieselbe Zeit, in welcher es in's Griechische übersetzt ward, ward es auch aus dem Arabischen in's Neupersische übertragen. Diese Uebertragung wurde später umgearbeitet und auf dieser Umarbeitung beruht eine Verpflanzung in das Türkische.

Durch Uebersetzung der letzten persischen und der türkischen Bearbeitung in das Französische wurde das Werk, nachdem es etwa von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an in Europa in den Hintergrund getreten war und fast angefangen hatte, in Vergessenheit zu sinken, im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert von Neuem und als etwas ganz Neues, in die europäische Literatur wieder eingeführt.

Erst in unserm Jahrhundert ist zuerst eine Recension der arabischen Uebersetzung, später auch eine des Sanskritwerkes veröffentlicht und dadurch, so wie überhaupt durch die den Orient immer tiefer durchforschenden Studien unserer Zeit, die Möglichkeit erlangt worden, den Charakter, Ursprung und die Geschichte dieses so einflußreichen Werkes genauer zu ergründen.

Unter den mannigfachen Ergebnissen dieser Forschungen war eines der wichtigsten, daß höchst wahrscheinlich das ursprüngliche Werk selbst, auf jeden Fall sein Hauptinhalt — die darin vorkommenden Fabeln und Erzählungen — aus dem buddhistischen Literaturkreise stammen.

Der Stifter des Buddhismus, geborner Prinz und als Stifter einer neuen Religion Priester im eigentlichsten Sinne, verachtete und verdammte dennoch eben so sehr den Kastenstolz der Krieger, zu denen er seiner Geburt nach gehörte, als den der Brahmanas, zu denen er sich kraft seiner Studien und Lebensweise rechnen durfte. Er wandte sich mit seiner für die Geschichte der Menschheit so bedeutungsvollen und einflußreichen Reform an das gesammte indische Volk und berief, ohne Rücksicht auf Kastenunterschied, Alle zum neuen Pfade der Seligkeit. Seine Sprache — indem sie auf das ganze Volk zu wirken bestimmt war — mußte eine andere Farbe annehmen, als die wesentlich nur auf die bevorzugte Kaste berechnete der brahmanischen

Schulen. Um zu überzeugen, mußte er diejenigen Formen anwenden, welche am meisten geeignet sind, vom ganzen Volke verstanden zu werden und am tiefsten und nachhaltigsten auf dasselbe zu wirken. Daher bilden Vergleiche, Parabeln, Fabeln einen allerwesentlichsten Bestandtheil seiner Auseinandersetzungen. Diese Richtung scheint dann für die buddhistische Literatur überhaupt charakteristisch geworden zu sein; sie zeigt sich in allen dazu gehörigen Schriften und gibt eines der bedeutendsten Momente für die schon ausgesprochene hohe Wahrscheinlichkeit, daß das erwähnte, für fast alle Länder im Westen von Indien so bedeutungsvoll gewordene Fabelwerk aus dem Schoße des Buddhismus hervorgegangen sei.

Der Buddhismus hat aber bekanntlich etwa seit dem Anfang unserer Zeitrechnung begonnen, sich über die Länder im Osten, Norden und Süden von Indien zu verbreiten, und eine glänzende Entdeckung des Herrn Stanislas Julien, des berühmtesten Sinologen unseres Jahrhunderts, hat den Beweis geliefert, daß er seinen Fabelreichthum auch über China ausgeschüttet hat. Was für China gewiß ist, dürfen wir mit höchster Wahrscheinlichkeit auch von den übrigen Ländern annehmen, zu denen er gedrungen ist; es ist kaum dem geringsten Zweifel zu unterwerfen, daß eine genauere Kenntniß derselben diese Annahme vollständig bestätigen und somit den Beweis liefern wird, daß der buddhistische Fabelschatz bei Weitem das größte Terrain auf Erden gewonnen hat, daß seine Verbreitung die des äsopischen wenigstens weit um das Doppelte überragt.

Die Frucht dieser glänzenden Entdeckung ist das Werkchen, dessen Titel wir an die Spitze dieses Aufsatzes gestellt haben.

Aus der Vorrede desselben erfahren wir, daß der Herr Verfasser in zwei großen chinesischen Sammlungen, dem „Walde der Gleichnisse“ und dem „Perlenwalde des Gartens der Religion,“ eine große Menge aus dem Sanskrit in das Chinesische übersetzter indischer Fabeln und Erzählungen entdeckt hat. Die erste dieser Sammlungen, aus vierundzwanzig Bänden bestehend, führt nicht weniger als zweihundert Titel von in Sanskrit oder nach Sanskritoriginalen abgefaßten Werken an, aus denen sie geschöpft hat und welche bis jetzt zum größten Theil nur aus dieser Anführung bekannt sind. Von diesen zweihundert Werken hebt Herr Stanislas Julien elf hervor, welche von dem Verfasser der chinesischen Sammlung für seine Fabeln, Gleichnisse, Parabeln und Erzählungen vorzugsweise benutzt sind.

Fünf unter diesen elf bezeichnen die in ihnen enthaltenen Gleichnisse ausdrücklich als von dem Stifter der buddhistischen Religion selbst herrührend; sie führen zunächst gemeinschaftlich den Titel „vom Buddha ausgesprochenes Buch der Gleichnisse,“ und zwar eines ohne weitere Specialisirung; bei den vier übrigen dagegen sind die Gleichnisse nach den Gegenständen, welchen sie entlehnt sind, genauer specialisirt, einmal als auf Brahmanen und Dämonen bezügliche, bei dem zweiten als vom Pfeil, bei dem dritten als von Rindern und bei dem vierten als aus der Medicin entlehnt. Bei den übrigen Werken wird des Buddha auf dem Titel nicht gedacht; eines vielmehr sogar dem berühmten indischen Kaiser Açoka zugeschrieben, welcher im dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung den Buddhismus gewissermaßen zur Staatsreligion erhob. Für die übrigen fünf ist kein Verfasser angegeben, sondern sie führen nur allgemeine Bezeichnungen, „das Buch verschiedener Gleichnisse,“ „altes Buch verschiedener Gleichnisse,“ „Buch der hundert Gleichnisse,“ „Buch nach den heiligen Schriften zusammengestellter Gleichnisse“ und „Buch aus buddhistischen Schriften entnommener Gleichnisse.“

Diese elf Werke sammt den übrigen hundertneunundachtzig sind in der großen Sammlung buddhistischer Schriften bewahrt, welche in chinesischer, Mandschu, mongolischer und tibetischer Sprache in Peking gedruckt ist. Diese große Sammlung ist um so bedeutender, da von den Sanskritwerken, deren Uebersetzungen darin enthalten sind, der größte Theil im Original unwiederbringlich verloren ist und eine Phase der indischen Literatur in ihnen repräsentirt wird, von deren reicher Entfaltung wir erst durch sie eine wenigstens annähernde Vorstellung erhalten.

Aus diesem Fabel- und Erzählungsschatz bietet uns Herr Stanislas Julien in dem vorliegenden Werke mehrere Proben und verspricht im Fall einer günstigen Aufnahme desselben noch eine weitere Auswahl.

Die Einfachheit, die schmucklose aber dennoch reizende Form der hier mitgetheilten Stücke gibt uns eine bei Weitem bessere Vorstellung von der altindischen Fabeldichtung, als die spätern sanskritischen Compositionen dieser Art, welche bis jetzt bekannt sind und in

denen ein ausgesuchtes, dem Charakter dieser Dichtung nicht selten sehr nachtheiliges Raffinement den vorherrschenden Charakter bildet.

Schon dieser Umstand sichert ihnen sowohl vom speciell historischen, als allgemein menschlichen — ästhetischen — Standpunkte nach meiner Ueberzeugung einen günstigen Empfang zu. Diese Hoffnung wird aber zugleich nicht wenig erhöht durch die überaus angemessene, wahrhaft vortreffliche französische Uebersetzung, in welcher sie uns geboten werden. So wenig ich mir ein Urtheil über Compositionen in dieser so eigenen Sprache anzumaßen wage, so glaube ich dennoch mit Bestimmtheit vorhersagen zu dürfen, daß selbst in der reichen und trefflichen Fabelliteratur, welche die französische Poesie auszeichnet, das vorliegende Werk eine sehr bedeutende Stelle einnehmen wird; daß es bei den übrigen gebildeten Völkern nicht bloß in französischer Sprache, sondern auch in Uebersetzungen die Runde machen wird, ist mir nicht dem geringsten Zweifel unterworfen.

Zu den aus dem Sanskrit stammenden Fabeln, welche bis Band II, S. 122 reichen, hat Herr Stanislas Julien einige rein chinesische Fabeln und Erzählungen (bis S. 155), dann einige chinesische Poesien und eine Legende (bis S. 206), endlich einige chinesische Novellen (bis zum Schluß des III. Bändchens) gefügt. Diese Zugaben tragen nicht wenig dazu bei, das Interesse des Werkes noch mehr zu erhöhen und, wie mir scheint, nicht am wenigsten grade durch die Uebersetzung. Ich wenigstens glaube grade in diesen Partien eine solche Zartheit, Innigkeit und Lieblichkeit herauszufühlen, daß ich ihr einen selbständigen Werth zuzusprechen wagen möchte.

Damit der Leser jedoch sich selbst ein Urtheil bilden kann, erlaube ich mir zum Schluß einige dieser Stücke in's Deutsche zu übertragen, und zwar zunächst aus den auf jeden Fall in historischer Beziehung interessantesten indischen Fabeln.

Die Eule und der Papagei (I, 27).

Klagt nicht Andere wegen des Unglücks an, das ihr euch durch eigene Fehler zuzieht.

Im Anfange der Weltperioden gab es einen König Svaranandi. Auf dessen Palast setzte sich einst eine Eule. Sie bemerkte einen Papagei, welcher allein des Königs Freundschaft und Gunst genoß und fragte ihn, wodurch ihm dies Glück zu Theil geworden sei.

Dieser antwortete: „Als ich zuerst im Palast zugelassen ward, stieß ich einen klagenden Ton von größter Lieblichkeit aus; der König faßte Freundschaft zu mir und überhäufte mich mit Güte. Er ließ mich stets an seiner Seite sitzen und legte mir eine fünffarbige Perlenkette um den Hals."

Als die Eule diese Worte hörte, wurde sie vom heftigsten Neid erfüllt. Sie dachte einen Augenblick nach und sagte alsdann: „Wohlan! so will ich denn auch singen, um noch mehr als Eure Gnaden zu gefallen. Es kann nicht fehlen, daß der König auch mich mit Freundschaft und Gunstbezeigungen überhäuft."

Als sich der König schlafen gelegt hatte, ließ die Eule ihre Stimme hören. Der König erwachte voller Bestürzung, und vor Schrecken standen ihm alle seine Haare zu Berge. „Was ist das für ein Geschrei?" fragte er seine Diener; „ich bin dadurch ganz aufgeregt und erschüttert."

„Herr!" antworteten diese, „es rührt von einem Vogel her, dessen Geschrei verhaßt ist; man nennt ihn ulûka*) (Eule)!"

Auf der Stelle schickte der erzürnte König eine Menge Leute von verschiedenen Seiten aus, um den Vogel zu suchen. Die Diener hatten den schuldigen Vogel bald gefangen und brachten ihn zu dem König. Der König befahl, der Eule lebendig die Federn auszurupfen, so daß sie die heftigsten Schmerzen erlitt und sich nur auf ihren Füßen retten konnte.

Als sie in die Ebene zurückgekommen war, fragten alle Vögel: „Wer hat Dich in diesen jämmerlichen Zustand versetzt?" Die Eule, von Zorn erfüllt, hütete sich wohl, sich selbst anzuklagen. „Meine Freunde!" sagte sie, „die einzige Ursache meines Unglücks ist ein Papagei."

Der Buddha sagte bei dieser Gelegenheit: „Eine schöne Stimme hat Glück herbeigerufen, eine häßliche Unglück herbeigeführt. Die Strafe der Eule ist durch ihre eigene Thorheit veranlaßt; aber statt sich selbst anzuklagen, hat sie ihren Zorn gegen den Papagei gewandt."

Der König und die Pferde, welche gewohnt sind, die Mühle zu drehen. (I, 56.)

Von der Macht der Gewohnheit.

In den westlichen Ländern gab es einen König, welcher aus Furcht, die Einkünfte sei-

*) Der sanskritische Name im chinesischen Text.

nes Reiches zu verringern, für gewöhnlich keine Pferde unterhielt. Einst, als es galt, sich gegen seine Feinde in Kriegsbereitschaft zu setzen, um seinem Reiche Frieden zu verschaffen, ließ er sie allerwärts zusammensuchen und kaufte deren fünfhundert. Als er diese Pferde lange Zeit ernährt hatte, sagte er, da sich das Reich in Frieden befand, zu sich selbst: „Die Ernährung dieser fünfhundert Pferde ist keine kleine Ausgabe; sie machen große Sorgfalt nöthig und sind für mein Reich von keinem Nutzen."

Darauf befahl er seinem Stallmeister, ihnen die Augen zu bedecken und sie die Mühlsteine in der Mühle drehen zu lassen, damit sie ihre Nahrung verdienten und die Einkünfte des Reichs nicht mehr verminderten. Lange schon hatten sich diese Pferde daran gewöhnt, in die Runde zu gehen, als plötzlich ein benachbarter König seine Truppen mobil machte und die Grenze überschritt. Der König befahl, die Pferde auszurüsten, sie mit dem Kriegspanzer zu bedecken und von tapfern Rittern besteigen zu lassen. Diese peitschten die Pferde, als es zur Schlacht kam, damit sie grade auf den Feind losrennen und seine Linie über den Haufen werfen sollten. Die Pferde aber, als sie die Peitsche fühlten, fingen an, sich in die Runde zu drehen und zeigten nicht die geringste Lust, sich auf den Feind zu werfen.

Als die Truppen des benachbarten Königs diese Reiterei sahen, erkannten sie, daß diese Cavallerie unbrauchbar sei. Sie marschirten also grade auf sie los und vernichteten die Armee des Königs.

Daraus ist zu ersehen, was der Mensch zu thun hat, um für seine Thaten gut belohnt zu werden. Wenn wir dem Ende unseres Lebens nahen, wird unseres Herzens Pferd, wenn es nicht störrisch ist, nach unserm Willen gehen. Man darf deshalb nicht unterlassen, es im Voraus zu bändigen und zu dressiren. Ist das Pferd des Herzens nicht im Voraus gebändigt und dressirt, so stirbt es und der Feind kommt auf der Stelle an. Wenn des Herzens Pferd sich in die Runde dreht (das heißt, sich unordentlichen Bewegungen überläßt und bis zum Ende der Herrschaft Eures Willens widersteht), so gleicht es den Pferden des Königs, welche die Feinde nicht vernichten und das Reich nicht retten konnten.

Deshalb darf ein Frommer nie unterlassen, beständig über sein Herz zu wachen.

Der Knabe und die Schildkröte. (I, 298.)

Von denen, die durch ihre eigene Dummheit Verluste erleiden.

Es war einmal ein kleiner Knabe, welcher, indem er spazieren ging und sich auf dem festen Lande vergnügte, eine große Schildkröte fand. Er wollte sie umbringen, wußte aber nicht, wie er es anzufangen hätte. Er fragte einen Mann und sagte ihm: „Wie kann ich diese Schildkröte umbringen?"

„Du brauchst sie nur in's Wasser zu werfen," antwortete dieser, „dann wird sie sogleich umkommen."

Das Kind glaubte seinen Worten und warf die Schildkröte in's Wasser; diese aber, so wie sie in ihrem Elemente war, rettete sich und verschwand.

Der Thörichte und die gerösteten Körner (I, 229).

Von thörichten Menschen.

Einst lebte ein thörichter Mensch, der den Einfall hatte, Sesamkörner ganz roh zu essen und sie schlecht fand. Nachdem er sie später geröstet aß, fand er sie vortrefflich. Darauf sagte er zu sich selbst: „In Zukunft habe ich nichts Besseres zu thun, als sie geröstet zu säen; dann werden sie sicher ganz ausgezeichnet schmecken."

In der That ließ er Sesamkörner rösten und säete sie dann; sie konnten aber nicht keimen.

Der Mann, der ein Heilmittel für Wunden gefunden hat (I, 231).

Von thörichten Menschen.

Einst ließ der König einen Menschen auspeitschen. Nachdem er ausgepeitscht war, legte er Pferdemist auf seine Wunden, damit sie schnell heilten. Ein Thor, der dieses sah, war außer sich vor Freude und sagte: „Ich bin erfreut, ein Mittel gefunden zu haben, Wunden zu heilen."

Er ging rasch nach Hause und sagte zu seinem Sohn: „Peitsche mir den Rücken tüchtig durch; ich habe ein vortreffliches Mittel gefunden, welches ich an mir probiren will."

Der Sohn gab ihm eine schwere Tracht Peitschenhiebe auf den Rücken und legte dann Pferdemist auf die Wunden seines Vaters, welcher glücklich war, ein Heilmittel von so wunderbarer Wirkung gefunden zu haben.

Das Haselhuhn, der Elephant und der Affe (II, 17).

Von der Demuth und der Achtung.

Vor Zeiten wußten die Einwohner von Dschambudvipa (Indien) den Greisen weder Rücksichten noch Ehrfurcht zu erweisen. Tugendhafte Männer hatten versucht, sie durch weise Reden zu bekehren; es war ihnen aber noch nicht gelungen. Da verwandelte sich der Bodhisattva (Buddha) und nahm die Gestalt eines Kapindschala*) (Haselhuhn) an. Dieser Vogel hatte zwei intime Freunde; der eine war ein großer Elephant, der andere ein Affe. Sie wohnten zusammen am Fuße einer heiligen Feige. Sie fragten sich einander und sagten: „Wir wissen nicht, wer das Haupt unter uns ist."

„Vor Zeiten," sagte der Elephant, „habe ich diesen Baum gesehen, als er sich noch nicht bis zu meinem Bauch erhob, und jetzt seht ihr, wie groß er ist. Daraus kann man schließen, daß ich als Aeltester anzusehen bin."

„Ich," sagte der Affe, „konnte, auf der Erde sitzend, bis zu der Spitze des Baumes mit meinen Händen reichen. Daraus kann man schließen, daß ich der Oberste bin."

„Ich," sagte der Vogel, „wohnte inmitten eines Feigenbaums, aß dessen Früchte und aus den Kernen, die ich entleerte, ist dieser Baum erst gewachsen. Daraus kann man schließen, daß ich als Aeltester zu betrachten bin."

Der Elephant nahm das Wort und sprach: „Er ist der Aelteste und verdient unsere Huldigung zu empfangen." Sogleich stellte er sich hinter den Affen und der Vogel erhielt die erste Stelle. Da sie in dieser Ordnung umherwanderten, so sahen es die übrigen Thiere und fragten sie nach dem Grunde. Da antworteten sie: „Dies sind die Zeichen der Achtung und Ehrfurcht, welche man dem Alter schuldig ist."

Die Thiere bekehrten sich und die Menschen folgten ihrem Beispiel.

Die Wachtel und der Falke (II, 81).

Achtet die Klugheit.

Einst gab es einen Vogel Namens Lâva**) (Wachtel), welchen ein Falke gefangen und hoch in die Lüfte getragen hatte. Die Wachtel schrie und sprach: „Durch meine Unbesonnenheit bin ich in Unglück gerathen; ich habe mich versündigt, indem ich das Land meines Vaters und meiner Mutter verließ, um in fremde Länder zu reisen. Das ist die Ursache meines Mißgeschicks. Wie geht es zu, daß ich von einem andern Vogel unterdrückt werde und meine Freiheit verloren habe?"

„In welcher Gegend," fragte der Falke, „würdest Du Dein Vaterland und Deine Freiheit finden?"

„In den Ackerfurchen," antwortete sie, „würde ich mein Vaterland finden und der Gefahr entgehen. Da ist das Land meines Vaters und meiner Mutter."

Mit stolzem Tone sprach darauf der Falke zu der Wachtel: „Würdest Du mir entgehen können, wenn ich Dich frei ließe und Dir verstattete, in die Ackerfurchen zurückzukehren?"

Nachdem es der Wachtel gelungen war, den Krallen des Falken zu entgehen, kehrte sie in die Mitte der Furchen zurück, ließ sich am Fuß einer dicken Erdscholle nieder, welche so hart wie ein Stein war, und auf dieser Scholle stehend, forderte sie den Falken zum Kampfe heraus. Dieser gerieth in Zorn und sagte: „Wie? was? dieser elende Vogel will wagen, mit mir zu kämpfen?"

Als sein Zorn bis zur Wuth gestiegen war, erhob er sich in die Höhe der Lüfte und schoß von da gradeswegs auf seine Beute los. Die Wachtel verbarg sich unter der Erdscholle, der Falke aber schlug, in Folge des heftigen Schwunges, mit der Brust gegen die Scholle, brach seine Knochen und starb.

In diesem Augenblicke vergrub sich die Wachtel tief unter der Scholle und recitirte folgende Verse:

„Der Falke kam mit der äußersten Gewalt; die Wachtel hatte weiter keinen Schutz als eine Erdscholle. Sich der Heftigkeit seines Zornes überlassend, hat er sich Unglück zugezogen und den Körper gebrochen. Ich, die ich mit großem Scharfsinn begabt bin, habe im eigenen Lande meine Rettung gefunden. Ich habe den Sieg über seinen Haß davon getragen und mein Herz ist erfüllt von Freude. Du hattest gut Dich mit Deiner Stärke zu brüsten; Du warst eben so thöricht als schlecht; wenn Du auch die Macht von hunderttausend Drachen und Elephanten gehabt hättest, so würde sie doch Nichts gegen meine Schlauheit und Einsicht vermocht haben. Prüft man den Sieg, welchen ich meiner Klugheit verdanke, so wird man erkennen, daß ich mit dem sechzehnten (das heißt dem kleinsten) Theile derselben den grauen Falken besiegt und vernichtet habe."

*) Sanskritischer Name im chinesischen Text.

**) Das Sanskritwort in der chinesischen Uebersetzung.

Literarisches.

Versuch über die Gräbersymbolik der Alten, von J. J. Bachofen, Mitglied des archäologischen Instituts zu Rom. Basel, Bahnmaier's Verlag.

Es sind zwei Arbeiten, die der Verfasser hier vorlegt, über zwei Wandgemälde aus dem Pamfili'schen Columbarium zu Rom. Das erste derselben zeigt drei auf einem Tripus liegende doppelt gefärbte Eier, umgeben von einer Gruppe von fünf Jünglingen. Sie sind barfuß und barhäuptig, dazu das Haupt des Einen mit Myrthen umkränzt, während ein Anderer auf der flachen Hand des vorgehaltenen linken Armes eine brennende Oellampe trägt. Mithin ist kein Zweifel, daß der Gegenstand der Unterhaltung, die drei Eier, auf welche die Jünglinge schauen, religiöser Natur ist. Und hier nun ist kein Umstand des Bildes zufällig, sondern jede Einzelheit ist bedeutungsvoll. Am meisten ist es die doppelte Färbung der Eier. Der Wechsel der hellen und der dunkeln Farbe drückt den steten Uebergang von der Finsterniß zum Lichte, vom Tode zum Leben aus. Er zeigt uns die tellurische Schöpfung als das Resultat ewigen Werdens und ewigen Vergehens, als eine nie endende Bewegung zwischen zwei entgegengesetzten Polen.

Von solcher Art sind die Gedanken, von denen der Verfasser ausgeht, um dieselben, ihre Entfaltungen, Verbindungen mit andern, ihre Umgestaltungen mit einer reichen Fülle archäologischer Gelehrsamkeit darzulegen.

Die andere betrifft das Grabbild des seilflechtenden Oknus, wenn anders dieser Ausdruck der Thätigkeit hier der richtige ist. Der greise Oknus erscheint hier nämlich nicht, wie anderwärts, ganz seiner vergeblichen Arbeit hingegeben, sondern von dem Werke ruhend. Müßig liegen auf seinem Schooße die Hände, die sonst das Seil zu drehen beschäftigt sind. Jeder Gedanke an Mühe, an Buße, an Strafe ist geflissentlich entfernt. Auch die Umgebung ist eine ganz andere, wie gewöhnlich. Die Ruhe einer friedlichen Landschaft, die Schöpfung mit aller ihrer Lust umgibt den Alten, der sonst in den Hades und die sonnenleeren Tiefen der Erde verwiesen wird. Die Büßer der Unterwelt, die Danaiden, Ixion, Sisyphus passen zu dem arbeitenden Oknus, nicht zu dem ruhenden des Pamfili'schen Bildes. Die Darstellung des letztern steht zu der traditionellen in bewußtem Gegensatze. Der duldende Oknus ist zum befreiten geworden. Je enger der Begriff von Strafe und Buße mit dem seilflechtenden Alten zusammenhing: um so energischer tritt nun die Idee der Erlösung und Ruhe dem Beschauer entgegen. Der Gedanke ewig vergeblicher Arbeit bildete sein innerstes Wesen, hier ist ihm Ruhe und Sorglosigkeit zu Theil geworden. Als Bewohner des Hades ward er oft genannt, nun weilt er im Kreise der Lebenden. Auf dem traditionellen Hintergrunde des Sinnbildes einer ewig vergeblichen Arbeit mußte der Gedanke der Befreiung und Erlösung um so entschiedener hervortreten, mußte im Lichte des Gegensatzes die Idee des Pamfili'schen Bildes sich um so nachdrücklicher offenbaren. Der ethische Gedanke, der in dem Pamfili'schen Bilde liegt, bildet die höchste Vergeistigung eines Symboles, das seiner Grundlage nach dem rein physisch-materiellen Leben der Schöpfung angehört.

In solcher Weise rechtfertigt der Verfasser die Forderung der Aufmerksamkeit, die er für dieses Bild in Anspruch nimmt, und führt dann mit demselben Aufwande von Gelehrsamkeit, wie bei dem Bilde der fünf Jünglinge mit den drei Eiern, die Beziehungen der symbolischen Gedanken nach allen Seiten durch.

Sephardin. Romanische Poesien der Juden in Spanien, von Dr. M. Kayserling. Leipzig, H. Mendelssohn.

Im Grunde behandelt das vorliegende Buch weniger die Literatur, als die Verfolgungen, welche die Juden in Spanien und Portugal erlitten haben. Es ist ein Stück aus der endlosen Leidensgeschichte des reich begabten und so tief unglücklichen Volkes, mit literargeschichtlichen Zugaben. Der Verfasser vertheidigt seinen Plan. Er sagt, daß nach seiner Ansicht der von ihm in dieser Schrift eingeschlagene Weg, wenn auch nicht der einzig richtige, doch schlechterdings der einzig mögliche sei. Geschichte läßt sich eben so wenig von Literatur trennen, sagt er, wie Literatur von Geschichte. Hängt schon jede geistige Thätigkeit des Menschen mit seinen äußern Verhältnissen und Lebensumständen auf's Innigste zusammen, so treten diese bei dem Dichter um so merklicher hervor. Also der Verfasser. Das ist Alles ganz richtig und wahr. Allein der Verfasser hätte nun noch einen Schritt weiter gehen sollen. Eben so wenig wie die Literaturgeschichte eines Volkes verstanden werden kann ohne die Kenntniß seiner politischen und socialen Geschichte: eben so wenig kann man die Geschichte der jüdischen Literaturgeschichte und des jüdischen Volkes lösen von der Geschichte der Entwicklung des Volkes, unter welchem die Juden leben. Das bedingt sich Alles gegenseitig. Mag der Jude immerhin Jude bleiben: der deutsche Jude ist ein anderer als der spanische Jude, weil er unter der Einwir-

kung der deutsch-nationalen Atmosphäre lebt. Diese Einwirkung ist stärker als man glaubt. Die aus Spanien gewanderten Juden vererbten die spanische Sprache, mithin auch die geistige Cultur, die in der spanischen Sprache ihren Ausdruck gefunden, fern in Amsterdam auf Kinder und Enkel. Wir behaupten nicht, daß der Verfasser dies Verhältniß unberücksichtigt gelassen. Aber er hat insofern demselben nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, als er sich bemüht, die Juden immer wieder für sich darzustellen, ihnen, ich möchte sagen, eine gesonderte, und, wie ziemlich deutlich durchblickt, höhere Entwicklung beizulegen, als den eigentlichen Spaniern. Bei diesem Bestreben geschieht es denn gar zu leicht, daß er in der Einwirkung des Spanierthums auf die Juden immer und immer den Druck hervorhebt, ja fast gar Nichts mehr sieht, als Verfolgung, Inquisition und Feuertod, und in der Wiederholung dieser Dinge monoton wird. Wir sind weit davon entfernt, dem Juden das schmerzlich bittere Gefühl zu verargen, das er bei solchen Geschichten empfinden muß; aber eine Darstellung wie Seite 51: Der beredte Volksaufwiegler war fromm und gut und ganze Ströme Blutes flossen durch seine, christlichen Eifer verbreitenden Reden in den Straßen Sevillas: die fromme Königin Leonore stellte ihn als ihren Beichtvater an — eine solche Darstellung, meinen wir, ist, um nur das zu sagen, nicht glücklich gewählt. Wir bestreiten dem Verfasser die angeführten Dinge nicht. Es fragt sich aber, ob den vielen Schattengestalten, die er heraufführt, nicht auch eine Lichtgestalt gegenüber zu stellen sei. Sind in den Augen des Verfassers die Lichtgestalten nur die Juden, die festhalten am Gesetz Mosis und den Gebräuchen der Väter? Hat denn Spanien keine Persönlichkeit aufzuweisen, ähnlich wie Bernhard von Clairvaux, der schützend seine Hand ausbreitete über die Juden, an dem wie an einem Felsen sich die anstürmenden Wogen der Volkswuth gegen Israel brachen! — Der Verfasser führt uns verschiedene poetisch begabte Juden aus Spanien vor, welche zum Theil mit schönen und zugleich eindringlichen Worten Duldung gefordert und gepredigt haben. Das ist gewiß sehr richtig. Alle gedrückte Parteien zu allen Zeiten haben die Grundsätze der Duldung und oft gradezu meisterhaft vorgetragen. Die Frage wäre dann nur die, ob dieselben Parteien, wenn etwa die Dinge umschlugen, wenn sie zur Herrschaft kamen, diese Grundsätze auch durch die That bewiesen haben. Die Juden haben Druck erlitten und sich darüber beklagt. Aber die Frage für den Verfasser ist die, ob er glaube, daß, wenn unter dem Himmel Spaniens das Judenthum einmal zur Herrschaft gekommen wäre, statt der katholischen Kirche, wenn also diese in dasselbe Verhältniß zu dem Judenthume getreten wäre, wie in Wirklichkeit das Judenthum zu der Kirche stand: ob da die Anhänger der katholischen Kirche von dem herrschenden Judenthum milder behandelt wären, als die Juden von der Kirche und den ihr gehorchenden Gewalten behandelt worden sind. Kann der Verfasser diese Frage mit voller Ueberzeugung bejahen: so hat er ein Recht zu seinem Tadel über die Kirche, ihre Bischöfe, ihre Mönche u. s. w. Kann er es nicht: so wandelt sich der Tadel in die ewig wiederkehrende Klage über die Gebrechlichkeit der Menschen, deren Leidenschaft auch die edelsten und erhabensten Dinge aller Religionen und Bekenntnisse ohne Ausnahme mißbraucht für die Zwecke der Habgier, der Herrschsucht, der Grausamkeit und andere Dinge sonst, die nicht christlich, nicht jüdisch, nicht menschlich, sondern nur abscheulich sind.

Dichter und Frauen. Studien von Karl Frenzel. Hannover. Rümpler.

Eine Sammlung interessanter Schilderungen, um nicht den englischen Namen Essay zu gebrauchen, der vielleicht passend wäre, liegt uns hier vor. Aber keine deutsche Dichter, keine deutsche Frauen, nur Angehörige romanischer Nationen: Italiener, Franzosen, ein Spanier, und ein Portugiese. Freilich diese Frauen: die Louise de la Vallière, die Julie Espinasse, die Louise d'Epinay sind eben durch und durch französisch, und zwar nur möglich in dem Versailles und Paris des achtzehnten Jahrhunderts. Die Nachahmungen derselben auf deutschem Boden jener Zeit entbehren des Flitters von Poesie, der jene zu umstrahlen scheint. Bislang wenigstens ist keine Mätresse eines deutschen Fürsten aus dem achtzehnten Jahrhundert, kein deutscher Blaustrumpf als ein poetischer Gegenstand unsers Wissens jemals betrachtet worden. Aber warum hat der Verfasser den Bildern der romanischen Dichter, in denen er mit Vorliebe den ungeheuren Contrast der Wirklichkeit ihres persönlichen Lebens gegen die Unsterblichkeit ihrer Schöpfungen ausmalt, warum hat der Verfasser diesen Bildern der Dichter romanischer Nationen nicht ein deutsches zur Seite gestellt? Immerhin mag deutschen schaffenden Geistern ein milderes Loos oft gelächelt haben, als dem in der Verbannung umherirrenden Dante, als Tasso im Narrenhause, als Camoens auf seinem Sterbelager im Hospital. Allein eben der Vergleichung wegen hätten wir ein deutsches Bild daneben gewünscht. In den Geschicken aller jener Dichter spiegelt sich die Geschichte ihrer Heimath wieder: ist es nicht eben so mit unsern Deutschen?

Die Hohenzollern am heiligen Grabe zu Jerusalem, insbesondere die Pilgerschaft der Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg im Jahre 1435. Aus den Quellen bearbeitet von Dr. Geisheim. Berlin. Besser's Verlag.

Die wunderbare und geheimnißvolle Macht der Anziehung, welche das heilige Land von jeher auf die Christen übte, erlosch nicht mit den Kreuzzügen. Nur die großen Schaaren erobernder Pilger des Abendlandes blieben fortan aus; dagegen erhielt sich in den fürstlichen Häusern die Sitte der Wallfahrt, wenn auch es ihnen nur noch vergönnt war, im demüthigen Pilgergewande sich der heiligen Stätte zu nahen. Häufig war es die Erfüllung eines frommen Gelübdes, häufiger jedoch, um an der heiligen Grabesstätte selbst den Ritterschlag zu empfangen. Erfüllung des Gelübdes und Erlangung des Ritterschlages konnte sich aber verbinden. Der Drang nahm nicht ab, denn wir sehen grade in der letzten Zeit vor der Reformation mehrere solcher Wallfahrten unternehmen, unter ihnen auch von Friedrich, der später als Kurfürst von Sachsen über Luther die schützende Hand breitete. Im Jahre 1435 machten Johann und Albrecht von Brandenburg mit einem stattlichen Gefolge von Edeln (deren Liste S. 251) sich auf den Weg. Sie begleitete der Dr. Hans Lochner, der ein Reisetagebuch niederschrieb. Geisheim hat nun dasselbe herausgegeben und mit einem Commentare versehen. Das Tagebuch Lochner's von Nürnberg ab bis nach Jerusalem ist ziemlich mager, nur einige Einzelheiten, hier und da eine Legende fesseln Lochner's Aufmerksamkeit. Erst von dem Eintritte in Jerusalem an, zehn Wochen nach dem Auszuge von Nürnberg, nimmt Lochner unser Interesse lebhafter in Anspruch, und gern vergleichen wir dazu den Commentar des Herausgebers, der, was allerdings unerläßlich, mit den Ergebnissen der Forschungen von Titus Tobler sich genau bekannt erweist. Eine eingehende Betrachtung geschichtlicher, oder welcher Art es sonst sein möchte, würde man bei Lochner vergebens suchen; er erzählt, was sie gesehen, und fügt gläubig bei, was von Legenden die Mönche ihm aufgebunden. Die Pilger kommen auf der via dolorosa an einen Schwibbogen. Unter dem Schwibbogen ist „unnser lieben frauen schul, do sie Latein lernet.“ S. 221. Der gelehrte Doctor verräth mit keiner Silbe, daß ihm ein Zweifel an dieser seltsamen Schülerschaft der Jungfrau Maria aufgestiegen sei. Im Chor der Grabeskirche sehen die Pilger einen Pflasterstein, darin ist ein viereckt Loch. „Do stund unnser lieber Herr und sprach: hic est medium mundi, hier ist es mitten in der welt.“ An derselben Stelle war das Ziel erreicht. „In derselben Nacht desselben eritags (Dienstags) des 31. Mey nach mitternacht schlug mein herr nein und zwanzig ritter.“ Das währte nahe an drittehalb Stunden. — Am 13. August 1435 traf die ganze Schaar wohlbehalten wieder in Nürnberg ein. Mithin hatte die Wallfahrt gedauert vom 21. März bis 13. August, nicht volle fünf Monate.

Memoiren der Kaiserin Katharina II. Nebst einer Vorrede von A. Herzen. Hannover. C. Rümpler.

Die Entwicklungsgeschichte eines großen Charakters ist immer interessant, sie wird es doppelt, wenn sie einen Theil der Entwicklungsgeschichte einer großen Nation bildet. Katharina's Aufenthalt am Hofe der Kaiserin Elisabeth vor und nach ihrer Verheirathung mit dem Großfürsten Thronfolger, bildet den Inhalt dieser Memoiren. So wichtig und weitgreifend später der Einfluß von Katharinens energischem Geiste auf das russische Staatsleben war, so widrig und kleinlich waren die Verhältnisse, unter welchen sie ihre Jugend verlebte. Nur die wohlwollende Zuneigung der Kaiserin selbst half ihr die tausenderlei Kränkungen und Entbehrungen ertragen, denen die deutsche Prinzessin zwischen den Intriguen des damaligen russischen Hoflebens und den Gemeinheiten ihres eigenen unwürdigen Gatten ausgesetzt war. Fand sie unter ihren Untergebenen einmal ein treues Gemüth, dem sie sich mit Vertrauen zu nähern suchte, so durfte sie fest überzeugt sein, daß ihre Gunst dem Gegenstande derselben sofortige Verbannung zuzog. Bei der Geburt ihres Sohnes ließ man sie unbeachtet und allein fast verschmachten, und das Kind blieb von der ersten Stunde an fern von ihr unter der Aufsicht der Kaiserin Elisabeth; kurz Katharine ward nur als ein Wesen betrachtet, mit dem man schalten und walten konnte, wie man es für gut fand und dessen Selbständigkeit für Nichts geachtet wurde. Aber eben unter diesem Drucke entwickelte sich die männliche Energie ihres Charakters, sie studirte eifrig in Büchern und Menschen, und die Hoffnung, dereinst unumschränkte Kaiserin zu sein, belebte und begeisterte sie. Ihre starke Natur unterlag nicht, sie überstand die Prüfungszeit und ging siegreich daraus hervor. Darum geben diese Memoiren reichliches Material zu den interessantesten psychologischen Beobachtungen und obgleich wenig thatsächlich Wichtiges für den Geschichtsforscher darin sich findet, so bleiben sie doch von hohem Werthe für denjenigen, der nicht nur nach den Resultaten sucht, sondern gern zurücksteigt zu den Quellen der großen Ereignisse und Weltbegebenheiten.



Vierte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Ueber den
Einfluß des Deportationssystems
auf die
Entwicklung der britischen Colonie New-South-Wales
in Australien.

Von Dr. K. Scherzer.

Es gibt wohl keinen Punkt der Erde, wo man die Vortheile und Uebelstände des englischen Deportationssystems so wie dessen Einfluß auf eine entstehende Gesellschaft genauer zu studiren und zu prüfen im Stande ist, als die britische Ansiedlung New-South-Wales in Australien. Zwar hat dieselbe seit dem Jahre 1840 aufgehört, eine Verbrechercolonie zu sein, und gedruckte Materialien zum Studium über diesen interessanten Gegenstand sind, wie wir uns persönlich überzeugten, nicht länger mehr an Ort und Stelle zu finden, aber um so wichtiger ist das lebende Material, welches sich daselbst dem Auge des Beobachters darbietet. Denn schon die ersten europäischen Ansiedler waren Deportirte, und seit mehr als einem halben Jahrhundert stellten die Gefängnisse Großbritanniens und Irlands den größten Theil des Contingents der Colonisten von New-South-Wales. Ja, man kann annehmen, daß die bei Weitem größte Zahl der dermaligen Bewohnerschaft Abkömmlinge von Deportirten sind, und daß die Licht- und Schattenseiten der heutigen Zustände dieser höchst merkwürdigen Colonie hauptsächlich dem Einflusse des seit seiner Gründung bis zum Jahre 1840, also durch mehr als fünfzig Jahre daselbst in Wirksamkeit gewesenen Deportationssystems zugeschrieben werden müssen.

Ich werde mir es in den folgenden Blättern zur Aufgabe machen, so weit es die sehr wenigen mir im Augenblick zu Gebote stehenden Quellen gestatten,*) eine flüchtige Skizze des früher in New-South-Wales bestandenen Deportationssystems zu entwerfen, den rohen Mißbrauch, der bei dessen Anwendung geübt wurde, so wie die Folgen zu schildern, welche derselbe unausbleiblich herbeiführen mußte, und schließlich unmaßgeblich die Modificationen anzudeuten, unter welchen das System der Deportation nach den in New-South-Wales während fünfzig Jahren gemachten Erfahrungen in einer neu zu gründenden Colonie mit Nutzen und Vortheil für

*) Vergl. Narrative of the N. S. Exploring-Expedition during the years 1838 — 1842 by A. Wilkes, N. S. N. New-York, 1854. vol. II. p. 202. — Statistics of New-South-Wales, from 1837 — 1857. Compiled from official returns in the Colonial Suretarys Office. Sydney, 1858. — Census of the Colony of New-South-Wales taken on the 1. of March 1856. Under the act of Council, 19. — Victoria, Nr. 5. Sydney, 1857. — Freedom and Independance for the Golden lands of Australia etc. by John Dunmore Lang, D. D. London, 1852.

die Verbrecher wie für die Gesellschaft im Allgemeinen in Anwendung kommen könnte.

Im Jahre 1787 wurde die Ostküste Australiens und zwar in Folge übertriebener Gerüchte über die Vortrefflichkeit des Hafens und die Fruchtbarkeit des Bodens, Botany-Bay, von der britischen Regierung zum Sitz einer Strafcolonie gewählt, und bereits am 26. Januar 1788 landete daselbst der erste Transport verbannter Verbrecher. Derselbe zählte sechshundert männliche und zweihundertundfünfzig weibliche Sträflinge und war von einem Truppenkörper von zweihundert Mann begleitet. Vierzig unter den Soldaten waren verheirathet und hatten ihre Frauen und Kinder mit sich. Die ganze Expedition stand unter der Leitung des Capitän Philips, des Gouverneurs der neuen Ansiedlung.

Die Colonisten übersiedelten bald nach ihrer Ankunft von der, wie sich rasch erwies, nichts weniger als wohlgesicherten und fruchtbaren Botany-Bay nach einem ungefähr sieben Meilen nördlich gelegenen schönen und großen Hafen, den sie Port Jackson nannten und welcher den beabsichtigten Zwecken weit besser zu entsprechen schien.

Nicht früher als im Jahre 1794 kamen die ersten freien Ansiedler in der Colonie an. Die Officiere der Garnison wurden zugleich Kaufleute und trieben Handel mit Allem, was sie an Waaren aufzufinden vermochten. Rum besonders war ein Hauptartikel. Ein Regierungserlaß verordnete, daß jeder Kauffahrer, welcher in Port Jackson einlief, eine gewisse Quantität von Spirituosen seines Cargos an die Officiere im Verhältniß zu ihrem Rang abliefern mußte. Zugleich empfingen dieselben die Liste der Waaren und Handelsartikel, welche jedes Schiff brachte, wählten daraus, was ihnen am vortheilhaftesten dünkte, und verkauften diese Waaren sodann später in Detail an Soldaten, Ansiedler und Sträflinge gegen sehr hohen Gewinn. Ferner genossen die Officiere das Monopol der Einfuhr geistiger Getränke, so wie das ausschließliche Recht, dieselben wieder den Detailhändlern verkaufen zu dürfen. Auf diese Weise erwarben viele von ihnen namhafte Summen durch Handel, und waren die hauptsächlichste Ursache, daß alle Bestrebungen der verschiedenen Gouverneurs, eine Reform in der Colonie herbeizuführen, fruchtlos blieben. Während der Verwaltung des Capitän Bligh war Rum der werthvollste Tauschartikel, und die Colonisten fanden für ihre Erzeugnisse keine anderen Abnehmer, als die privilegirten Händler in diesem so verderblichen Getränke.

Die größte Anarchie und Verwirrung herrschte zu jener Zeit allenthalben in der Colonie; die Macht der Regierung war völlig gebrochen, Willkür und rohe Gewalt traten an die Stelle von Gesetz und Ordnung. Die Sträflinge befanden sich nicht unter hinreichender Controle und Aufsicht; ganze Banden von ihnen durchzogen als „bush-rangers“ das Land, drangen selbst am hellen Tage in die friedliche Behausung des einsamen Ansiedlers und begingen daselbst die furchtbarsten Greuelthaten.

Im Jahre 1807 führten Mr. Mac Arthur und Capitän Abbot vom 102. Regiment die ersten Destillirapparate in die Colonie ein, um geistige Getränke desto billiger erzeugen zu können. Der Gouverneur confiscirte jedoch diese Apparate und verbot die Destillirung geistiger Getränke im ganzen Bereiche der Ansiedlung. Dieses Verbot verursachte unter den Betheiligten eine Mißstimmung, welche sich allmälig bis zu einem solchen Grade steigerte, daß sie ein Jahr darauf die Gefangennehmung des Gouverneurs Bligh durch seine eigenen Officiere zur Folge hatte. Die englische Regierung begann nun freilich einzusehen, daß ein solcher gesetzloser Geist unterdrückt werden müsse, und setzte Gouverneur Bligh nicht nur in seine frühere Würde wieder ein, sondern beförderte ihn gleichzeitig zum Range eines Admirals. Aber trotz dieser glänzenden Genugthuung starb Gouverneur Bligh doch bald darauf, wie es allgemein hieß, am gebrochenen Herzen. —

Bei der Ankunft in der Colonie wurden die Sträflinge gewöhnlich nach den Casernen in Sidney gesandt, wo die Regierung aus der Masse solche Handwerker auswählte, die sie für öffentliche Bauten benöthigte, während alle Uebrigen als Landwirthe, Arbeiter, Handwerker u. s. w. an jene Private abgegeben wurden, welche sich darum schon früher gesuchsweise an die Regierung gewendet hatten. Da freie Arbeitskräfte zu jener Zeit in der Colonie noch selten und sehr kostspielig waren, so stellte sich die Zahl solcher Bittgesuche um Ueberlassung von Sträflingen stets als weit größer heraus, wie jene der vorhandenen abzugebenden Arbeitskräfte.

Die an Private überlassenen Sträflinge wurden durch einen Constabler oder Auf-

seher nach dem Innern gebracht, wo sie selbst ein Obdach bauen mußten, was indeß bei der Milde des Klimas ziemlich rasch und ohne große Mühe geschehen konnte. Die Arbeitsstunden währten von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends. Der Hauptzwang bestand darin, daß die Sträflinge ihre Herren, ob wohlwollend und milde oder hart und grausam, nicht verlassen durften. Sie wurden, wenn diese keine Verwendung mehr für sie hatten, an die Regierung zurückgesandt, worauf sie wieder an einen andern Arbeitgeber überlassen wurden.

Alle Grundbesitzer in der Colonie hatten ein Recht, auf ihr Ansuchen von der Regierung, nach Maßgabe der disponibeln Kräfte, Sträflinge als Arbeiter zugewiesen zu erhalten (assignment), und zwar im Verhältniß von 1 Arbeiter auf 320 Acres Land; jedoch konnte kein Landeigenthümer, so groß auch sein Besitzthum sein mochte, mehr als fünfundsiebenzig Sträflinge auf einmal assignirt erhalten.

Jeder Arbeitgeber mußte sich verpflichten, den überlassenen Sträfling mindestens für die Dauer eines Monats in seine Dienste zu übernehmen, und denselben nach bestimmten, von der Regierung festgesetzten Vorschriften, mit Kost und Kleidung zu versehen.

Die wöchentlichen Rationen bestanden in 9 Pfund Weizenmehl oder nach Belieben des Arbeitgebers in 3 Pfund Maismehl und 7 Pfund Weizenmehl; ferner in 7 Pfund Rindfleisch oder Schöpsenfleisch, 4 Pfund gesalzenem Schweinefleisch (corned pork), 2 Unzen Salz und 2 Unzen Seife. Die Kleidung bestand jährlich in 2 Jacken, 3 Hemden von starker Leinwand oder Baumwolle, 2 Paar Hosen, 3 Paar Schuhen von starkem, dauerhaften Leder, einem Hut oder einer Kappe. Ferner ward jedem Arbeiter der Gebrauch einer guten Wolldecke und einer Matratze bewilligt, welche jedoch Eigenthum des Arbeitgebers blieben. — Diese gesetzlichen Ansprüche hatten jedoch Gewohnheit und Interesse des Arbeitsherrn durch gewisse Luxusartikel, wie Taback, Zucker, Thee, Grog u. s. w. wesentlich vermehrt. Um sich nämlich während der Erntezeit die volle Thätigkeit des Sträflings zu sichern, war es unumgänglich nöthig, ihm zu jener Zeit derlei Vergünstigungen zu gewähren, welche indeß bald ein stehender Gebrauch wurden, und die Unterhaltungskosten des Arbeiters nicht unbedeutend erhöhten.

Die Art und Weise, wie das Deportationssystem in New-South-Wales während fast fünfzig Jahren zur Ausführung kam, war von den nachtheiligsten Folgen für die Deportirten wie für die Colonie im Allgemeinen begleitet.

Bei der Ankunft eines Verbrecherschiffes (convicts-ship) harrten schon immer eine große Anzahl von Personen des Moments, wo die Neuankömmlinge an die Applicanten vertheilt wurden. Da man es unterließ, besondere Aufzeichnungen über die Gemüthsbeschaffenheit jedes Deportirten und die Natur des von ihm begangenen Verbrechens am Bord des Schiffes zu halten oder aus England mitzusenden, so war auch die Administration nicht in der Lage, eine gewisse Auswahl treffen, und die Sträflinge je nach ihrem Charakter und der Art ihres Verbrechens den Händen eines wohlwollenden oder strengen Arbeitsherrn übergeben zu können. Dadurch entstanden die schauerlichsten Ungerechtigkeiten; der größte Bösewicht fiel zuweilen dem mildesten Herrn zu, während ein verhältnißmäßig minder Strafbarer, vielleicht „ein Verbrecher aus verlorner Ehre“, grade unter das Joch eines hartherzigen Zuchtherrn kam, und dadurch weit mehr zu leiden hatte, als er in der That verdiente.

Eine solche harte, nur zu oft ungerechte Behandlung, trieb den Sträfling häufig zu weiteren Vergehen oder gar Verbrechen, und aus Unmuth über das ihm zugefügte Unrecht vernachlässigte derselbe nicht nur völlig das Interesse seines zeitweiligen Herrn, sondern steckte zuweilen sogar, hingerissen von einer unwiderstehlichen Rachesucht, zur Zeit der Ernte dessen Haus und Habe in Brand.*)

Der trostlose, grauenerregende Zustand, in welchem sich die Colonie eine geraume Zeit befand, lag aber durchaus nicht in der Verwerflichkeit des Systems selbst, sondern bloß in der Art und Weise, wie dasselbe von habsüchtigen, egoistischen Naturen durchgeführt

---

*) Dr. Lang, welcher über fünfundzwanzig Jahre als protestantischer Geistlicher in Australien lebt und eine gründliche Kenntniß des Landes und der Verhältnisse besitzt, erwähnt in seinem äußerst geistreichen, wenn schon zuweilen utopischen Werke: „Freiheit und Unabhängigkeit für die goldenen Lande von Australien (pag. 311)“ mehrere ihm persönlich bekannt gewordene Fälle, wo Sträflinge dem Geistlichen, der sie in der Gefängnißzelle besuchte oder zur Richtstätte begleitete, das Geständniß ablegten: „daß es allein die harte, herzlose Behandlung ihrer Arbeitsherren war, die sie auf's Schaffot brachte.“ —

und ausgebeutet wurde. Kaum waren die schreiendsten Ungerechtigkeiten und Uebelstände abgestellt und durch eine kräftige Regierungsgewalt der Ordnung und dem Gesetze wieder die gebührende Achtung verschafft worden, als die junge Colonie einen bisher unerhörten Aufschwung nahm und durch die Entwicklung ihrer natürlichen Hilfsquellen, so wie durch ihren Handel und Verkehr bald die Aufmerksamkeit nicht bloß von England und englischen Manufacturisten, sondern vom ganzen gebildeten Europa auf sich zog.

Im Jahre 1840 hörte New-South-Wales auf, ein „convict-settlement" zu sein. Zu jener Zeit zählte die ganze Colonie 130,856 Seelen, darunter 26,967 Deportirte. Im Jahre 1856, wo der letzte Census genommen wurde, betrug die Gesammtbevölkerung 266,189 Seelen, und zwar 147,091 männlichen und 119,098 weiblichen Geschlechts,*) welche zusammen 41,479 Häuser, 1725 Zelte, 50 Wanderkarren (drays) und 75 Schiffe bewohnten und sich hauptsächlich durch Viehzucht und Ackerbau ernährten.

Der wichtigste Ausfuhrartikel der Colonie ist Schafwolle, von welcher im Jahre 1838 an 4,273,715 Pfund im Werthe von 320,527 Pfund Sterling und im Jahre 1857 bereits 17,044,201 Pfund im Werthe von 1,275,067 Pfund Sterling ausgeführt wurden. Der Gesammtumsatz der Colonie aber an Aus- und Einfuhrartikeln macht dermalen jährlich einen Werth von mehr als 10 Millionen Pfund Sterling oder 100 Millionen Gulden österreichischer Währung aus!!

Der moralische Zustand der über 321,579 Quadratmeilen sich ausbreitenden Bevölkerung hat sich in Folge der unbegrenzten Freiheit der Entwicklung der individuellen Kräfte und der gegebenen Möglichkeit, sich durch Arbeit und Thätigkeit eine schöne selbständige Existenz zu erwerben, wesentlich gebessert, und zur Steuer der Wahrheit fühle ich mich gedrungen, fast mit Erröthen beizufügen, daß man vielleicht in keinem Theile Europa's so ungestraft wagen dürfte, bei offenen Thüren und Fenstern, Baarschaft und Werthgegenstände unverwahrt liegen zu lassen, oder allein und unbewaffnet gewisse Gegenden zu durchwandern, wie in der einstigen Verbrecher-colonie New-South-Wales!

*) Davon waren verheirathet 44,624 Individuen männlichen und 44,813 weiblichen Geschlechts; unverheirathet 102,567 Individuen männlichen und 74,785 weiblichen Geschlechts.

Die Gesammtzahl der Verurtheilungen für kleinere und größere Vergehen (criminal cases) betrug in den letzten zehn Jahren, während welcher Periode die Bevölkerung von 189,600 auf 266,189 Seelen stieg:

1848 —	445	Verurtheilte	4	Hinrichtungen.
1849 —	534	„	4	„
1850 —	555	„	4	„
1851 —	574	„	2	„
1852 —	527	„	5	„
1853 —	604	„	2	„
1854 —	637	„	6	„
1855 —	526	„	5*)	„
1856 —	461	„	—	„
1857 —	395	„	4	„

Man darf hierbei nicht die niedere Bildungsstufe aus den Augen verlieren, auf welcher sich noch der größte Theil der Bevölkerung der Colonie befindet. Im Ganzen kann man annehmen, daß von den 266,189 Seelen der Colonie 30,498 männliche und 24,637 weibliche Bewohner weder lesen noch schreiben können.

In welchem engen und natürlichen Verhältniß aber Verbrechen zur Unwissenheit stehen, zeigen am deutlichsten die in dieser Beziehung in England gemachten Erhebungen, wo von sämmtlichen während drei Jahren (1842—1844) in England und der Grafschaft Wallis verurtheilten 69,616 Verbrechern:

21,779	oder 31,3 Proc.	weder lesen noch schreiben konnten,
41,620	„ 59,8 „	nur höchst unvollkommen zu lesen und schreiben vermochten,
5,909	„ 8,5 „	gut lesen und schreiben konnten, und bloß
308	„ 0,4 „	eine bessere Erziehung genossen hatten.
69,616	od. 100,0 Procent.	

Die heutige Bevölkerung von New-South-Wales liefert trotz all' ihrer Laster und Verirrungen den belehrenden und erfreulichen Beweis, was aus einer noch so verderbten Menschenmenge unter gewissen Umständen, durch eine verständige Leitung und Benutzung ihrer Kräfte, zu werden im Stande ist.

Zwischen hohen Gefängnißmauern und düsteren Zellen eingesperrt, mit schweren eiser-

*) Darunter ein weiblicher Delinquent.

nen Ketten Hände und Füße gefesselt, und auf einem harten Lager zu lebenslänglichem Nichtsthun verdammt, würden die seit fünfzig Jahren nach Botany-Bay gesandten Verbrecher dem Staate und der Gesellschaft ohne irgend einen Ersatz ungeheure Summen gekostet und ihre traurige Existenz wahrscheinlich in einem dumpfen Dahinbrüten über ihr Schicksal und die Möglichkeit, sich an ihren Mitmenschen zu rächen, geendet haben.

Nach einem fremden, gesunden, fruchtbaren Lande, unter verschiedene Verhältnisse versetzt, mit der glücklichen Aussicht, durch Arbeit und Thätigkeit sich neuerdings eine ehrliche Existenz gründen und sogar zu Wohlhabenheit und Reichthum gelangen zu können, erwiesen sich die nämlichen Menschen ohne erhebliche Kosten vom größten Nutzen für den Staat und die Gesellschaft, indem sie ein bisher so viel wie unbekanntes Land urbar machten und bebaueten, und so die Gründer einer Gemeinde wurden, welche gegenwärtig so viele herrliche Keime großartigster Entwicklungsfähigkeit zur Schau trägt, daß Zukunftspolitiker schon jetzt Australien als „das Großbritannien der südlichen Hemisphäre“ bezeichnen! —

Ein System, welches trotz seiner höchst fehlerhaften, von egoistischen Absichten geleiteten Durchführung solche Resultate zu erzielen vermochte, kann von einem unbefangenen Beurtheiler unmöglich als völlig verwerflich und unzweckmäßig bezeichnet werden; dasselbe verdient vielmehr bei der Gründung neuer, überseeischer Colonien in noch wenig besuchten Theilen der Erde, und sogar unter gewissen Umständen bei der Anlegung von Ackerbaucolonien in der Heimath, die größte Beachtung. Nur müßte man sich die in Botany-Bay gemachten Erfahrungen zu Nutze machen, die Krebsschäden, unter welchen das System bisher in britischen Colonien, vielleicht mit Ausnahme der musterhaften Deportationscolonie in Singapore, über welche ich bereits an einer andern Stelle ausführlicher berichtet habe, litt, beseitigen und solche Maßregeln treffen, damit die eigentlichen Zwecke der Deportation, nämlich Strafe durch Verbannung, und Besserung des Individuums durch Arbeit, auch wirklich erreicht, und nicht durch egoistische Nebenabsichten der jeweiligen Administration entweder nur halb erzielt, oder gar völlig vereitelt werden.

In dieser Beziehung erlaube ich mir, in der Durchführung des Deportationssystems, wie dasselbe bisher in britischen Colonien, besonders in Australien und Van-Diemens-Land (Hobarttown) zur Anwendung kam, die folgenden Modificationen zu empfehlen:

1. Das Ueberlassen von Deportirten an Arbeitgeber (assignment) müßte völlig unterbleiben, indem die Sträflinge dadurch ein Gegenstand der Speculation werden, welche jeder Arbeitsherr so viel und so lang ausbeutet als er kann, um ihn dem Staate wieder zu überantworten, sobald dessen Arbeitskräfte Nichts mehr taugen. Die Sträflinge, welche in New-South-Wales Arbeitsgebern assignirt waren, traten zu denselben in ein ähnliches Jochverhältniß, wie die schwarzen Negersclaven in den südlichen Staaten der nordamerikanischen Union und auf der Insel Cuba zu den dortigen Pflanzern. Sie wurden ernährt gleich Zuchtthieren, ohne den geringsten Lohn für die geleistete Arbeit. Der Staat aber hat zwar das Recht, den Verbrecher zu bestrafen, aber er scheint mir nicht berechtigt, ihn zum Sclaven seines Nebenmenschen zu machen. Eben dieses Verfahren war die Quelle unsäglichen Unheils und von den traurigsten Folgen für die sittliche Entwicklung der Colonie begleitet.

2. Ganz anders verhält es sich, wenn die Arbeitskräfte des Sträflings, statt zur Bereicherung einzelner Grundbesitzer, zur Förderung communaler oder nationaler Zwecke, zur Lichtung und Urbarmachung von Grundstücken, zur Bereitung derselben für spätere freie Colonisten, zur Herstellung von Straßen, zum Bau von Kirchen, Schulen, Spitälern, Casernen, zur Errichtung von Docks, Quaies ꝛc. Verwendung finden. Sobald das Privatinteresse verschwindet, sobald die Arbeit des Sträflings nicht mehr direct der Börse des einzelnen Speculanten, sondern der großen Gesammtheit zu Nutzen kommt, hören auch die meisten jener kleinlichen Bedrückungen auf, welche den Zwangsarbeiter um so härter treffen, je mehr er sich bewußt ist, daß er seinem habsüchtigen Arbeitsherrn nicht als Mensch sondern als Sache gegenüber steht, die dieser ausbeutet, so lange sie noch Etwas werth ist, um sie sodann zu beseitigen gleich den „dürren Aesten, die man in's Feuer wirft.“ Was in dieser Beziehung selbst in verhältnißmäßig jungen Colonien geleistet werden kann, beweisen die herrlichen Kunststraßen über die 8000 bis 10,000 Fuß hohen Gebirgspässe in der Capcolonie, die zahl-

reichen öffentlichen Bauwerke in Singapore, in Hongkong, in Sidney und überhaupt in New-South-Wales. Bauten, an deren Errichtung unter anderen Umständen, in Folge des hohen Preises der freien Arbeiter, vielleicht erst nach einigen Jahrzehnten hätte gedacht werden können, erheben sich jetzt schon in imposanten Formen als monumentale Zierden aus der Erde, bald frommen Christen zur Erbauung, bald Siechen und Kranken zur Aufnahme und Pflege, bald der jüngeren Generation zur Belehrung und zum Unterricht dienend!

3. Was die Verpflegung der Sträflinge betrifft, so halte ich es nicht dem beabsichtigten Zwecke der Arbeitsaneiferung entsprechend, denselben gleiche Verköstigung zu geben, ob sie viel oder wenig oder gar nicht arbeiten. Vielmehr schiene es mir geeignet, vom bestehenden System abzuweichen, und einen Unterschied in der Verköstigung der arbeitenden und nicht arbeitenden Sträflinge eintreten zu lassen.

4. Von großer Wichtigkeit für Strafcolonien, soll die Reform des Individuums eine nachhaltige, dauernde sein, ist ferner das Band der Familie! Was nützen einem Verbannten Eigenthum und selbst Wohlstand, der für Niemand zu denken und zu sorgen hat, als für sich selbst? Das allmälig und mühsam Erworbene wird höchstens dazu dienen, sich wiederholten Ausschweifungen hinzugeben und rasch wieder in den früheren Zustand der Verworfenheit zurückzusinken.

Es scheint uns daher im Interesse des angestrebten Zweckes unumgänglich nöthig, in einer Strafcolonie auch für eine verhältnißmäßige weibliche Bevölkerung zu sorgen, die theils aus weiblichen Sträflingen und theils aus der Familie verheiratheter männlicher Sträflinge gebildet werden könnte, welchen nach einer gewissen Probezeit gestattet sein sollte, ihre Familie auf Kosten der Regierung nach dem Orte ihrer Verbannung nachkommen zu lassen. Endlich könnte auch die erforderliche weibliche Bevölkerung durch entlassene weibliche Sträflinge vermehrt werden, welche ohnedies im Mutterlande nur mit großer Schwierigkeit mehr ein ehrliches Fortkommen zu finden vermögen. Es wäre ein edler Aufwand von Thätigkeit christlicher und religiöser Vereine, für solche unglückliche Geschöpfe die Mittel zur Ueberfahrt nach der neu zu gründenden Heimath herbeizuschaffen.

5. Die Einführung von Spirituosen, jene Grundursache so vieler Verbrechen, müßte auf ein Minimum beschränkt werden. Man glaube ja nicht, daß selbst in ungesunden Gegenden, wo das Wasser oft viele schädliche vegetabile Stoffe mit sich führt, der Genuß von starken geistigen Getränken unumgänglich nothwendig ist. Thee ist in solchen Fällen ein vortreffliches Surrogat.

6. Keinem Beamten der Colonie, weder Civil noch Militär, dürfte es gestattet sein, mit irgend einem Artikel, außer den auf seinem Boden gewonnenen Naturproducten Handel zu treiben. Dagegen sollte jedem der Angestellten nach Maßgabe seines Ranges eine Anzahl Grundstücke zur Cultur von der Regierung überlassen werden.

7. Was das neueste Memoir des Generalgouverneurs von New-South-Wales Sir William Denison über Zuchthausstrafe (Secundary punishment) betrifft,*) so behandelt derselbe zwar weniger die Leitung einer Verbrechercolonie, als die Errichtung und Verwaltung von Gefängnissen im Allgemeinen; gleichwohl können wir uns nicht versagen, die wichtigsten Punkte daraus hier anzuführen, weil die darin niedergelegten Ansichten auf die Erfahrungen von einem Viertel Jahrhundert basirt sind und zugleich im Wesentlichen mit den Grundzügen jenes Systems übereinstimmen, welches wir gern im Interesse der Verurtheilten wie der Gesellschaft an die Stelle des gegenwärtigen Strafverfahrens für schwere Verbrecher treten sehen möchten.

Um sein System festzustellen, untersucht der scharfsinnige Generalgouverneur von New-South-Wales zuerst die Hauptursache des Verbrechens und den Zweck, welcher mit der Bestrafung desselben erreicht werden soll und findet, daß die meisten, sowohl gegen die Person wie gegen das Eigenthum gerichteten Verbrechen in Müssiggang und in einer Abneigung zu arbeiten ihren Grund haben.

Als den Hauptzweck der Strafe erkennt Sir William Denison dagegen vor Allem die sittliche Besserung des Individuums, nicht die Verhinderung weiterer Vergehungen oder Verbrechen gegen die Gesellschaft. Er hält Einsperrung für den wichtigsten Theil eines jeden Strafsystems, aber

---

*) Memorandum of His Excellenz the Governor General respecting a system of Secundary punishment. 18. May 1857.

nicht Einsperrung allein, ohne gewisse Beschäftigung, denn erstere wäre sonst bloß gezwungener Müssiggang. Nur mit Zwangsarbeit verbunden, wird dieselbe die beabsichtigte Wirkung haben. Sir William Denison schlägt außerdem vor, dem Sträflinge nach Maßgabe der von ihm geleisteten Arbeit einen bestimmten Lohn zu bezahlen. Jeder Sträfling soll von Staatswegen nur so viel Nahrung bekommen, als zur Erhaltung seines Lebens unumgänglich nothwendig ist, alles Uebrige muß er sich erst durch Arbeit verdienen, für die ihm jedoch alle mögliche Erleichterung geboten werden soll.

Die Früchte dieser Arbeit sollen verwendet werden:

1) auf die Verbesserung der Nahrung des Sträflings.

2) Auf die Bestreitung der Unkosten der Anstalt.

3) Zur Gründung eines Fonds, aus welchem jeder Sträfling bei seiner endlichen Entlassung aus der Gefangenschaft unterstützt werden und auch schon früher kleine Beträge zur Anschaffung beliebiger Gegenstände (in so fern dieselbe der bestehenden Disciplin nicht zuwider läuft) bezahlt erhalten möge.

Gegenwärtig ist der größte Theil der Gefangenen, mit Ausnahme der auf Cockatoo-Island befindlichen dreihundertundsechs Sträflinge, unbeschäftigt, gewissermaßen der Gesellschaft und sich selbst zur Last.

Während sich so in der einstmaligen Strafcolonie New-South-Wales in Bezug auf das Gefängnißwesen unter der einsichtsvollen und humanen Verwaltung Sir William Denison's große Reformen vorbereiten, sind die freien Ansiedler an der Westküste Australiens, in Swan-river-Settlement bemüht, die britische Regierung von der Nützlichkeit und Wichtigkeit des alten Deportationssystems für die Hebung dieser jüngsten australischen Colonie zu überzeugen und zur Wiedereinführung desselben zu bewegen. Daß nicht bloß eine humane patriotische Idee, sondern auch egoistisches Privatinteresse dieser Absicht zu Grunde liegen, zeigt der Umstand, daß man sich zu Gunsten des alten Deportationssystems, ohne die Verbesserungen, welche die Erfahrungen von fünfzig Jahren an die Hand geben, erklärt hat. —

Durchgeführt mit den empfohlenen Modificationen erscheint mir bei der Unnatürlichkeit unserer socialen Zustände die Deportation, die plötzliche Versetzung des Verbrechers in total verschiedene Verhältnisse, als diejenige Maßregel, von welcher noch am ersten und sichersten eine dauernde sittliche Besserung des Individuums erwartet werden kann. Der gegenwärtige Zustand der einstigen Verbrechercolonie New-South-Wales hat mir von Neuem die Ueberzeugung aufgedrungen, wie es nicht ein dem Menschen innewohnender Hang zum Bösen, sondern wie es allein die Macht der Verhältnisse ist, welche ihn zum Uebelthäter und Verbrecher stempelt, und wie sogleich die Göttlichkeit seiner Natur sich wieder kundgibt, sobald ihm, in eine andere, günstigere Lebenssphäre versetzt, die Gelegenheit geboten ist, durch die freieste Entwicklung seiner physischen und geistigen Kräfte auf rechtschaffene Weise sein Auskommen zu finden!

Ueber Metallkunstguß.

Von

August Vogel.

Die Metalle, obwohl stumme und willenlose Wesen, sind doch wichtige und bedeutungsvolle Theilnehmer der Geschichte des Menschen. So interessant auch die Geschichte jener Naturproducte ist, deren Kenntniß und Benutzung die größten Veränderungen im Haushalte und in der Gesittung der Völker herbeigeführt — wir erinnern nur an Kaffee, Thee, Zucker, Baumwolle, Seide, Gewürze, Opium u. a., so darf doch nicht verkannt werden, daß der technische Gebrauch einiger Metalle vorausgehen mußte, ehe jene Producte ihre gegenwärtige Bedeutung erlangen konnten. Hier soll zunächst nur die Anwendung einiger Metalle als Material zum Gusse hervorgehoben werden.

Die Kunst, Metalle in Formen zu gießen, reicht bekanntlich hinauf in die vorhistorische Zeit des Menschengeschlechtes. Zur Ausschmückung der Stiftshütte wird den Israeliten auf göttlichen Befehl ausdrücklich zur Pflicht gemacht, goldene Gefäße zu gießen: „Du sollst zwei Cherubim machen von dichtem Golde zu beiden Enden des Gnadenstuhles und die Cherubim sollen ihre Flügel ausbreiten. Aus einem Centner feinem Golde sollst Du das

machen." *) Die Geschichte des goldenen Kalbes lehrt, daß man damals schon nach Zeichnungen in Formen gegossen habe: „Da riß alles Volk seine goldenen Ohrenringe von ihren Ohren und brachten sie zu Aaron. Und er nahm sie von ihren Händen und entwarf es mit einem Griffel und machte ein gegossen Kalb." **)

Nach Herodot und Diodor war im Tempel des Bel zu Babylon ein sitzendes Bild des Götzen von Gold auf einem goldenen Throne und noch andere Kunstwerke und Schätze von diesem Metalle. Alle heidnischen Nationen schmückten ihre Tempel mit Gold, in manchen derselben waren die Statuen theilweise oder auch ganz von Gold. Von ersterer Art war besonders der olympische Jupiter des Phidias berühmt, eine andere massive Goldstatue befand sich im Tempel zu Delphi. Plinius erzählt von einer massiven Goldbildsäule der Göttin Anaitis, welche im Kriege geraubt, zerstückt und als willkommene kostbare Beute dem Heere zugefallen war.

In unseren Tagen ist der luxuriöse Metallguß des Alterthums etwas aus der Mode gekommen und es sind gegenwärtig nur wenige Metalle, eigentlich nur die Bronze und das Eisen, denen sich in neuerer Zeit noch das Zink beigesellt hat, welche in dieser Richtung namentlich zur monumentalen Kunst verwendet werden.

Auch des Erzgusses wird schon in den Büchern Mosis Erwähnung gethan. In der Verordnung wegen Einrichtung der Stiftshütte ist wiederholt von gegossenen erzenen Füßen, Geräthschaften ꝛc. die Rede. Nach dem Propheten Hesekiel war das Erz schon lange ein Handelsartikel. „Javan, Thubal und Mesech haben Erz auf die Märkte von Tyrus gebracht."

Bei der Einrichtung des Salomonischen Tempels wurden große Massen Erz verwendet, welche, wie ausdrücklich erwähnt wird, der Werkmeister Hiram in Tyrus verarbeitete. Später gelangte die Kunst des Erzgusses zu den Griechen und bildete sich bei ihnen zur höchsten Stufe der Vollendung aus. Die ungeheure Menge eherner Kunstwerke in Griechenland grenzt für unsere heutigen Verhältniße beinahe an's Unglaubliche; wir wissen, daß manche griechische Stadt deren mehrere Tausende aufzuweisen hatte. Seiner außerordentlichen Größe wegen berühmt war bekanntlich der Koloß von Rhodus, dessen Benennung ja heut zu Tage noch zur Bezeichnung von ungewöhnlich großen Dimensionen allgemein gebraucht wird.

Nach der Eroberung von Korinth wurde ganz Rom mit entführten Bildsäulen überschwemmt und so die griechische Kunst auf römischen Boden verpflanzt. Unter den zahlreichen Kunstwerken, welche während der Dauer der Weltherrschaft unter den Cäsaren geschaffen worden, ist vor Allen der kolossale Apoll auf dem Capitol zu erwähnen. Die kostbaren Reste von gegossenem Erze, welche aus der classischen Zeit der Griechen und Römer sich bis auf unsere Tage erhalten haben, erregen unsere Bewunderung durch die hohe Vollendung der Formen, zu welcher es die Alten gebracht hatten.

Doch nicht allein bei den Römern und Griechen, sondern auch bei den entfernteren in der Geschichte des Alterthums weniger bekannten Nationen war der Erzguß schon zu einer frühen Zeit einheimisch. Noch gegenwärtig finden sich bei den dem Buddhaismus anhängenden Nationen Indiens zahlreiche trefflich gearbeitete Metallidole.

Durch den Sieg der christlichen Religion über das Heidenthum kam noch eine neue Verwendung des Erzes hinzu, der Glockenguß, allgemein eingeführt durch Karl den Großen.*) Nachdem der Kunstguß im Verlaufe der Zeiten mehr und mehr in Verfall gerathen, blieb der Glockenguß Jahrhunderte hindurch bis zum Ausgang des Mittelalters beinahe der einzige Gegenstand des Metallgusses. Erst der Neuzeit war es vorbehalten, wieder Mannigfaltigkeit und Schönheit der Form, wie wir sie an den classischen Kunstwerken des Alterthums bewundern, hervorzurufen; die Neuzeit ist es auch, welche in der Entwicklung der Technik einen mächtigen Hebel gefunden, um den Metallkunstguß auf eine überraschende Höhe der Vollendung zu erheben.

Von weit geringerer Bedeutung, für Kunstgegenstände wenigstens, ist der Eisenguß. Da den Alten das Gußeisen nicht bekannt war, so kann natürlich auch von einer Anwendung des Eisens in dieser Richtung im Alterthume keine Rede sein. Außer einigen unsicheren Spuren von der Verwendung des Eisens zum Gusse bei den Mauren in Spanien, welche bei Belagerungen mit glühenden Kugeln

*) 2. Mos. 25. V. 18, 20 und 39.
**) 2. Mos. 32. V. 3 und 4.

*) M. Zippe, Geschichte der Metalle. Wien 1857.

schossen, läßt sich erst das 15. Jahrhundert als die erste Zeit der Eisengießerei nachweisen. Eine im Museum zu Prag befindliche Ofenplatte mit halberhabenen Figuren trägt die Jahreszahl 1594.*) Die Art der Ausführung zeigt bereits eine nicht unbedeutende Vollendung des Eisengusses und läßt daher auf diese Art des Betriebes in einer weit früheren Periode schließen.

Was nun endlich den Zinkguß betrifft, so gehört dieser bekanntlich in seiner Entwicklung ganz der neueren Zeit an. In den letzten Jahrzehnten hat sich die Gewinnung des Zinkes in ungeheurem Maße ausgedehnt, und es werden in Schlesien so kolossale Massen von Zink producirt, daß dieses Metall gegenwärtig die zweite Stelle nach dem Eisen eingenommen hat. Einen sehr bezeichnenden Beleg für das fabelhafte Steigen der Zinkindustrie im Verlaufe weniger Jahre bildet die vor einiger Zeit mehrfach in öffentlichen Blättern erwähnte Anekdote, daß die Tochter eines vormaligen Bergarbeiters in Schlesien, der 1840 zufällig in den Besitz einer Zinkgrube gelangt war, im Jahre 1857 als die reichste Erbin der preußischen Monarchie ihre Hand mit einer Mitgift von vier Millionen Thalern einem hannövrischen Lieutenant reichte.

Wollte man das Wesen und die Eigenschaften des Zinkes mit dem Temperamente — den natürlichen Vorzügen oder Mängeln — der Menschen vergleichen, so müßte das Zink offenbar als das Vorbild eines kräftigen Sanguinikers gelten. Es ist thätig und lebendig in allen seinen chemischen Beziehungen; es verbindet sich rasch mit dem Sauerstoff, dem Schwefel, dem Chlor, es löst sich leicht und schnell in Säuren, auch in verdünnten auf. In seiner lebendigen chemischen Thätigkeit entwickelt es eine gewaltige Kraft. Was die Schwefelsäure in Bezug auf die Säuren, das Kali in Bezug auf die Salzbasen ist, das ist das Zink unter den Metallen. In seiner sanguinischen Lebhaftigkeit ist es auch zu Opfern, die sogar seinen eigenen Untergang zur Folge haben, bereit.

Eisen, Kupfer, Zinn, Silber werden durch Salpetersäure angegriffen und verschwinden darin nach und nach vollkommen. Sind aber diese Metalle mit Zink verbunden, so wirkt die Säure nicht darauf. Das Zink schützt aufopferend seine befreundeten Genossen vor dem feindlichen Angriffe der Säure und zwar auf eigene Kosten, denn Zink allein wird jetzt von der Säure gelöst und erst nachdem es als Metall vollkommen verschwunden, beginnt die Wirkung auf die übrigen nun schutzlosen Metalle.

Bei 330 Grad Réaumur schmilzt das Zink und kann ausgegossen werden; hierauf gründet sich die Anwendung des Zinkes im Großen zum Gusse. Indeß bot lange Zeit das Zink für den Guß größerer Gegenstände so bedeutende Schwierigkeiten dar, daß man schon anfing, an seiner Verwendbarkeit in dieser Richtung überhaupt zu zweifeln. Man versuchte anfangs dieselbe Methode anzuwenden, wie beim Bronze- oder Eisenguß, was sich aber sehr bald als vollkommen unausführbar erwies. Wird nämlich Zink in größeren Massen der Einwirkung des Feuers ausgesetzt, so ist eine ungleichmäßige Erhitzung der einzelnen Theile die unvermeidliche Folge hiervon. Das Zink hat die Eigenschaft schon bei einer Temperatur, die seinen Schmelzpunkt nur um ein Geringes übertrifft, zu oxydiren und dabei als Zinkoxyd in weißen Dämpfen zu entweichen. Der hierdurch verursachte Materialverlust ist ganz enorm, so daß er allein hinreichen würde, die Anwendung des Zinkgusses wesentlich zu beschränken. Der erhöhte Temperaturgrad, in welchen bei den Gußversuchen im Großen nothwendig die ganze Zinkmasse versetzt werden mußte, bewirkte außerdem ein Verbrennen einzelner Theile, die sich aus der Masse nicht mehr auszuscheiden vermochten und daher den Guß äußerst mangelhaft und unrein machten.

Da erschien die Preisaufgabe des Berliner Gewerbevereines über Zinkguß, und es muß mit aller Anerkennung hervorgehoben werden, daß es vielleicht wenige Beispiele gibt, welche einen so schlagenden und überzeugenden Beweis liefern von der Wirkung solcher Preisaufgaben, so wie von einer Zweck entsprechenden Unterstützung der Wissenschaft und Industrie. Durch die glückliche Lösung dieser Preisaufgabe ist für Preußen und für Berlin insbesondere die Grundlage eines immensen Zuwachses an Nationalreichthum gelegt worden, indem dadurch die preußische Zinkindustrie vom Jahre 1833 bis zu dieser Stunde die unbestrittene erste Stelle vor allen Zinkindustrien Europa's sich erworben und erhalten hat.

Die königl. Eisengießerei in Berlin lieferte im Jahre 1833 die ersten in Zink gegossenen Architekturstücke und vollrunde Gegenstände, unter welchen große runde Fensterrahmen und einige Pferde in natürlicher Größe besonderes

*) A. a. O.

Aufsehen erregten. Diesen folgte eine Menge anderer Zinkgußwaaren, insbesondere Kirchenparamente mit Vergoldung, Kreuze, Grabdenkmale und dgl. Seitdem hat dieser Industriezweig, wie wohl vorauszusehen, in Berlin seinen Hauptsitz aufgeschlagen. Es bestehen gegenwärtig in Berlin und dessen unmittelbarer Umgebung 16 Zinkgießereien mit einem enormen Absatz in's Ausland.

Wir müssen auf das Entschiedenste hervorheben, daß der geistige Einfluß des berühmten deutschen Architekten Schinkel an der Entwicklung und Veredlung des Zinkgusses als eines neuen Kunstgewerbes den wesentlichsten Antheil hat. Des großen Meisters Ansicht über die Bedeutung des Gegenstandes geben wir mit seinen eigenen Worten. „Je mehr man — sagt Schinkel — mit dem Zinkmetall umgeht und Gelegenheit hat, seine Anwendung in der mannigfaltigsten Art zu fördern, um so mehr finden sich fortwährend die bedeutendsten Vortheile des Materials. Ganz vorzügliche Vortheile gab das gegossene Metall wegen größerer Stärke, geringerer Empfindlichkeit gegen Kälte und Wärme, und wegen der Eigenschaft eines auf's Aeußerste reinen Gusses, weshalb es vorzugsweise für alle plastischen Kunstarbeiten geeignet erscheint. Alle Ornamente, durchbrochene Arbeiten und Spitzen, welche sich aus der Architektur frei erheben, um durchsichtige Krönungen zu bilden, werden in diesem Metalle auf die leichteste, solideste Weise hergestellt. Die Vortheile, welche dasselbe in der Architektur der Möbel an die Hand gibt, an Vasen im Freien aufzustellen und an andern Gegenständen z. B. Candelabern, Schalen ꝛc., wo es zugleich weniger Beschädigung ausgesetzt ist, als der Stein, ferner bei Verkleidung roher, eiserner Stützen in schönsten Säulenformen und Consolen, Thürverkleidungen und anderen rauhverzierten Architekturstücken, geben eine Uebersicht seiner außerordentlichen Nützlichkeit und werden es für architektonische Zwecke künftig immer unentbehrlicher machen, wie es zugleich dazu beiträgt, den Umfang der Architektur immerfort zu erweitern."

Fragen wir nun nach den Mitteln, welche die gelungene Ausführung großer Gußstücke aus Zink ermöglicht haben, so ergibt sich die dazu verwendete Manipulation als eine sehr einfache. Statt nämlich die Gußstücke nach Analogie der Bronze- und Eisengießerei im Großen, unter Anwendung von geschlossenen Kernformen zu gießen, wendete man sich gänzlich von diesem Gußsystem ab, theilte den Guß in mehrere möglichst einfache, leicht zu formende Stücke und vereinigte diese erst nach vollendetem Guße durch Löthung zu einem Ganzen. Dadurch hat sich die Zinkgießerei vollkommen von dem Systeme des Bronze- und Eisengusses losgesagt, hat mit diesem auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mehr und bildet daher eine ganz neue, gesonderte, für sich allein bestehende Industrie.

Allmälig ist es gelungen, die Verbindung der einzelnen Gußstücke mittelst Löthung so zu vervollkommnen, daß beim Zerschlagen von gut gelötheten Gußstücken der Bruch eher an jeder anderen Stelle, als an der Löthstelle erfolgt. Diese Erfindung ist es auch, welche dem Zinkgusse seine ganze industrielle Zukunft gesichert hat. Denn durch dieselbe war ihm die Billigkeit gegeben, indem man weiß, welche Kosten eine jede Herstellung von größeren Hohlformen überhaupt und die Darstellung ganzer, größerer Figuren oder Ornamente verursacht.

War somit die erste Grundlage für die weitere Entwicklung der Zinkgießerei gegeben, so fehlte es doch gleichwohl nicht an andern und zum Theil ziemlich bedeutenden Schwierigkeiten, deren Ueberwindung keine geringe Mühe kostete. Obenan stand die höchst unschöne Bleifarbe des Zinkes, die selbst bei vollständiger Reinigung der Gußstücke sich in eine weißgraue matte Oberfläche verwandelte. Diese natürliche Mißfarbe konnte aber unmöglich dem Zinke gelassen werden, ohne seine Anwendbarkeit für eine große Menge von Zwecken geradezu auszuschließen.

Da alle Arten von Farben, namentlich aber der Oelanstrich, sehr gut auf Zink haften, so lag es nahe, sich desselben zu bedienen, um den Zinkarbeiten einen Anschein von Stein zu geben. Von besonderem Werthe ist dies für Statuen und architektonische Ornamente. Die meisten in den königlichen Schlössern und Gärten, sowie an andern öffentlichen Orten zu Berlin aufgestellten Statuen, Postamente, Vasen ꝛc. — anscheinend aus den schönsten weißen Marmorsorten — sind fast ohne Ausnahme, eben so wie eine Anzahl architektonischer Ornamente, aus Zink gefertigt.

So ausgedehnt auch der Kreis praktischer Verwendung war, in welchen das Zink durch diese Behandlungsweise eingetreten, so erschienen hiermit doch die stets wachsenden Anforderungen der Kunst, der Industrie und des Luxus noch keineswegs erschöpft. Man verlangte mit Recht vom metallischen Zink, daß

es sich nicht bloß untergeordneten Materialien, wie Stein und Holz, sondern auch seinen natürlichen Brüdern, den Metallen, in äußerem Anscheine und in Eleganz gleichstelle. Das war allerdings eine schwierige Aufgabe. Das Zink hatte hier mit seinen eigenen Stammesgenossen, gleichsam als junger, fast noch unbekannter Emporkömmling, als Plebejer mit altadeligen, reichen und vornehmen Brüdern und Vettern zu concurriren. Doch auch diesen Ansprüchen hat es zu genügen angestrebt und innerhalb der ihm von der Natur angewiesenen Grenzen bald eine ehrenvolle Stelle zu erringen gewußt. Durch eine glückliche Benutzung des galvanischen Processes ist es gelungen, das Zink mit einer beliebig dicken Schicht von Bronze und Kupfer zu überziehen, welche vollkommen fest auf dem Zinke haftet und so mit ihm verwachsen ist, daß eine Trennung nicht mehr stattfinden kann. Dadurch wird das Zink dergestalt der Bronze ähnlich, daß eine nähere Untersuchung zur Unterscheidung beider nothwendig ist. Selten läßt man den Zinkarbeiten die reine Bronzefarbe, sondern man sucht meistens entweder die Farbe antiker Bronzearbeiten oder andere ähnliche Farbennüancirungen nachzuahmen. Auf dieselbe Art können Zinkgüsse galvanisch vergoldet oder versilbert werden. Der galvanische Apparat der im Jahre 1857 mittelst einer Actiengesellschaft in München gegründeten großen Zinkgießerei ist der größte in Deutschland, er vermag Gegenstände von 12 Fuß Größe aufzunehmen. Einzelne aus demselben hervorgegangene Kunstwerke gehören zu den vollendetsten in dieser Beziehung, so wie überhaupt die auf der Münchener Localindustrieausstellung im vergangenen Jahre ausgestellten Arbeiten der Münchener Zinkgießerei sämmtlich die Bewunderung des sachverständigen Publicums erregt haben.

Vergleicht man die drei Materialen, Bronze, Eisen und Zink mit einander in ihrer Bedeutung als Gußmaterialien, so ergibt sich, wie es mir scheint, ihr gegenseitiges Verhältniß als ein sehr einfaches. Bronze nimmt unter ihnen ohne alle Frage die geehrteste Stelle ein und verdient diese auch. Bronze ist, da sie die größte mögliche Vollendung gestattet, seit Jahrtausenden das Metall der höheren Kunst und wird auch wohl für immer das Material für monumentale Kunst bei allen Arbeiten bleiben, bei welchen der Kunstwerth ein solches Uebergewicht hat, daß weder die Kosten des Materials, noch die Kosten der Arbeit in Betracht kommen können.

Das Eisen ist offenbar kein Material für Kunst; der Eisenguß ist schwierig, vielen Zufällen unterworfen und gestattet keine weitere Vollendung. Alle Versuche, mit dem Eisenguß in das Gebiet der eigentlichen Kunst einzubringen, sind als Usurpation zu betrachten, welche bald verschwinden muß. Das Eisen bedarf aber auch seiner Natur nach der Verwendung zu Kunstgegenständen gar nicht, seine Rolle ist eine ganz andere. Das eigentliche Gebiet des Eisens ist da, wo es auf absolute Festigkeit oder Feuerbeständigkeit ankommt, — zwei Momente, welche bedeutungsvoll genug sind, um dem Eisen für ewige Zeiten eine unvergängliche Stelle zu sichern.

Zwischen dem Gebiete des Eisens und der Bronze aber liegt ein früher unbekanntes Feld, dessen Grenzen auch jetzt noch gar nicht genauer abgesteckt sind. Dieses Gebiet ist da, wo sich die Kunst mit dem gewöhnlichen Leben, mit Industrie und Gewerbe verbinden soll. Eine solche Verbindung ist nämlich nur dann möglich, wenn zugleich Stoffe und Verfahrungsweisen gegeben sind, in welchen sich diese Verbindung bewegen kann. Unter den Metallen stellt sich das Zink entschieden als ein solcher Stoff dar.

Offenbar muß unter unseren Verhältnissen eine innigere Verbindung der Kunst, z. B. der Bildhauerkunst mit dem täglichen Leben, auf einen äußerst geringen Raum beschränkt sein, wenn jede Statue in Marmor oder Erz viele Tausende kostet, oder andererseits nur aus einem Materiale hergestellt werden kann, welches weder künstlerische Vollendung möglich macht, noch den Einwirkungen der Atmosphäre dauernd zu widerstehen vermag. Sobald aber die Möglichkeit gegeben ist, anerkannt gute Werke der plastischen Kunst mit genügender künstlerischer Ausführung und vollkommener Haltbarkeit um einen verhältnißmäßig äußerst niederen Preis herzustellen, wird es auch dem wohlhabenden Mittelstande gestattet sein, sich in den Besitz solcher Kunstarbeiten zu setzen, die wir bisher natürlich fast nur in den Händen einzelner Kunstliebhaber der höchsten Stände antreffen konnten. Ganz dasselbe ist der Fall mit den vielfachen Gegenständen des täglichen Gebrauches und des feineren Luxus, bei deren Anfertigung man eine höhere Ausbildung des Kunstsinnes so vielfach angestrebt hat.



Fünfte Abtheilung.

Neuestes aus der Ferne.

M'Clintock's Nordpolfahrt.

In diesen Tagen ist der Dampfer Fox, den Lady Franklin ausgerüstet hatte, aus den arktischen Meeren zurückgekehrt und hat die volle Bestätigung der Erzählung Rae's von dem Untergange der Mannschaften des Erebus und Terror mitgebracht. M'Clintock, der Befehlshaber dieser letzten Expedition, segelte im Frühling des Jahres 1857 von England ab. Im ersten Sommer war es ihm nicht möglich, in die Gewässer des höchsten Nordens einzudringen. Am 18. August gerieth sein Schiff in der Melville-Bai in die Enge und blieb bis zum 25. April 1858 im Treibeis, mit welchem es allmälig eine Strecke von 1194 geographischen Meilen südwärts trieb. Am 4. December 1857 starb der erste Heizer R. Scott, die übrigen Gefährten erfreuten sich der besten Gesundheit. Das Schiff war etwas leck geworden und mußte im Winter dreimal wöchentlich ausgepumpt werden. Am 8. Mai 1858 setzte M'Clintock seine Reise fort und erreichte am 11. August die Beecheyinsel, wo Franklin sein erstes Winterlager errichtet hatte. Sie liegt auf der Ostseite des Wellingtoncanals, der aus der Barrowstraße gegen Norden führt. Nachdem M'Clintock die Marmortafel zum Gedächtniß Franklin's, die ihm von der Wittwe übergeben worden war, auf der Insel aufgestellt hatte, brach er gegen Süden auf. Zu dem Ort der Katastrophe, der nach Rae's Bericht das König-Wilhelms-Land ist, führen zwei Straßen, in Westen der Peels-Sund und weiter gegen Osten die Prinz-Regent-Einfahrt. Beide werden durch Nord-Somerset und Boothia von einander getrennt, stehen aber vermittelst der Bellotstraße, die sich im Süden von Nord-Somerset öffnet, in Verbindung. M'Clintock versuchte es zuerst mit dem Peels-Sunde, den er indessen gegen Süden ganz von Eis verstopft fand. Die Prinz-Regent-Einfahrt war dagegen merkwürdig eisfrei und durch sie gelangte der Dampfer bis nahe an den westlichen Endpunkt der Bellotstraße. Hier hatte sich das Eis dicht um viele kleine Inseln gelagert, und obgleich M'Clintock jenseits in nicht großer Entfernung eine offene Wasserfläche sah, war es ihm doch nicht möglich, die Eisschranke zu durchbrechen. In einem kleinen Hafen, von 1500 Fuß hohen Bergen umgeben, überwinterte er. Er verlor noch zwei Leute, von denen der eine an einem Schlagflusse, der zweite am Scorbut starb. In den mehr als elf Monaten dieses Winteraufenthalts wurden von den eifrigen Jägern nicht mehr als acht Rennthiere, zwei Bären, achtzehn Seehunde und einige Wasservögel und Schneehühner erlegt. Mittelst Schlitten erreichte man das König-Wilhelms-land, wo man die Reliquien der Franklin'schen Expedition sah und so viel wie möglich sammelte. Am 9. August 1859 konnte die Rückfahrt angetreten werden, schon am 27. August wurde das grönländische Godhaven erreicht.

Zwei Schriften, die man unter Cairns (Steinhaufen) fand, geben über Franklin selbst die genaueste Kunde. Er starb am 11. Juni 1847 auf seinem Flaggenschiffe, umgeben von seinen Freunden und Gefährten. Der Erebus und Terror waren damals schon unter 70 Grad 5 Minuten nördlicher Breite in Eis eingefroren, das während dieses Sommers nicht von der Stelle wich. Die Schiffe befanden sich im offenen Meere, etwas nördlich von König-Wilhelms-Land, und ihre Lage war eine so gefährliche, daß die Mannschaft sie am 22. April 1848 verließ. 105 Leute lebten noch, 9 Officiere und 15 Matrosen waren gestorben. Die Ueberlebenden hatten zwei Boote, die auf Schlitten standen, und hofften den Großen Fischfluß erreichen zu können. Sie kamen jedoch nur etwa einen Grad weiter gegen Süden und kehrten dann völlig ermattet um. Keiner erreichte die Schiffe wieder. So furchtbar ihr Todeskampf gewesen sein mag, hat man doch den Trost, zu wissen, daß sie wenigstens nicht verhungert sind. Im großen Boote wurden von M'Clintock Lebensmittel aufgefunden, dreißig bis vierzig Pfund Schokolade und etwas Thee. Kälte und Ermattung brachten ihnen den Tod. „Sie sanken um," sagten die Eskimos, die der Katastrophe beigewohnt hatten. Von den beiden Schiffen, die M'Clintock übrigens nicht selbst sah, ist nach den Erzählungen der Eingeborenen das eine, vom Eis zerdrückt, untergegangen, das andere hoch auf den Strand getrieben worden, wo es den Eskimos als unerschöpfliche Vorrathskammer dient.

Die Seen im südöstlichen Afrika.

Burton und Speke sind jetzt wieder in England und haben über ihre letzten Entdeckungen einen vorläufigen Bericht erstattet. Bei ihren letzten Reisen waren sie so glücklich, die Geographie Afrika's wesentlich zu bereichern. Zwischen dem dritten und achten Grade südlicher Breite erstreckt sich ein See, Tanganyika oder Ujiji genannt, der ringsum von prachtvollen Wäldern und einem Gelände mit dem fruchtbarsten Boden umgeben ist. Viele Buchten des großen Wasserbeckens würden sich zu bequemen Häfen eignen. Der See hat viele Fische, Nilpferde und Krokodile, an seinen Ufern leben Büffel, Elephanten und Antilopen. Von dem Bezirk Unyanyembe, der im Breitengrade des Sees liegt (5 Grad südlicher Breite und 33 Grad östlicher Länge von Greenwich), gelangte Speke zu dem See Ukerewe oder Nyanza, der von dem genannten Bezirk zwölf bis fünfzehn Tagereisen entfernt ist. Das südliche Ende dieses Sees liegt unter 2 Grad 30 Minuten südlicher Breite. Nach den Berichten der Araber, mit denen Speke verkehrte, läuft der Ukerewe fünf bis sechs Grade weit gegen Norden. Einen dritten See hat Livingstone besucht. Er nennt ihn Shirwa und sagt über seine Lage, daß er unter dem Breitengrade von Mozambique liege und zu beiden Seiten desselben etwa neun bis elf deutsche Meilen sich ausdehne. Seine Breite beträgt vier und eine halbe bis sieben deutsche Meilen und er hegt viele Fische, Blutigel, Nilpferde und Krokodile. Auf dem Shire, einem an Wichtigkeit dem Zambesi nahe stehenden Flusse, kann man dem Shirwa fast bis auf sechs deutsche Meilen nahe kommen.

Zwei dieser großen Seen, neben denen, wie Livingstone vom Shirwa sagt, der Ngami ein bloßer Teich ist, haben keinen Abfluß. Von dem Shirwa, der ein bitteres aber trinkbares Wasser hat, bemerkt Livingstone es ausdrücklich. Dieser See wird von Bergen überragt, unter denen einer, der Zambo, von derselben Form wie der Tafelberg am Cap, eine Höhe von 6000 Fuß erreicht und noch auf der höchsten Spitze bewohnt wird. Daß auch der Tanganyika oder Ujiji keinen Abfluß hat, folgt aus Speke's Angabe, er liege in einer eigenthümlichen Senkung von 1800 Fuß über dem Meere und das umliegende Land habe eine Höhe von 3—4000 Fuß. Der Ukerewe scheint einen Abfluß zu haben, und zwar gegen Norden. Ist dies der Fall und sind auch die übrigen Angaben der Araber, die Speke von diesen Händlern Ostafrika's erhielt, richtig, so wäre im Ukerewe die so lange gesuchte Nilquelle gefunden. Die Araber erzählten von großen Schiffen, die in den Gewässern des Sees erschienen seien. Die Officiere derselben hätten Tagebücher geführt und mit Instrumenten (Sextanten) Messungen angestellt. Man ist fast gezwungen, diese Erzählung auf eine der Expeditionen zu beziehen, die Mehemed Ali in den Jahren 1840 und 1841 veranstaltete. Der äußerste Punkt, den man damals auf dem Nil erreichte, war eine Barre unter 4 Grad 42 Minuten oder 4 Grad 49 Minuten nördlicher Breite. Der Glaubensbote Knoblecher, von dem die zweite Breitenbestimmung her-

rührt, kam noch etwas weiter südlich, nämlich bis zu 4 Grad 10 Minuten nördlicher Breite. Erstreckt sich der Ukerewe wirklich so weit gegen Norden, als die Araber sagen, so sind die Nilreisenden ihm sehr nahe gekommen. Da der See nach Speke's Messungen eine Meerhöhe von 4000 Fuß hat, so liegt er hoch genug, um den Nil speisen zu können. Auch andere Umstände machen es glaublich, daß der Ukerewe die Nilquelle sei. Südwestlich von ihm liegt ein hohes halbmondförmiges Gebirge, auf das in der Richtung des Sees ein ausgedehntes Sumpfland folgt. In diesem Gebirge und in den Sümpfen entspringen viele Flüsse — 180, sagen die Araber —, die zur Zeit der großen Regen bedeutend anschwellen. Die Periode, in der diese Anschwellungen eintreten, paßt zu der Zeit der Nilüberschwemmungen. Ob wir berechtigt sind, jenes halbmondförmige Gebirge für das Mondgebirge der Alten zu erklären, wagen wir nicht zu entscheiden, aber interessant bleibt es immer, daß grade hier ein Höhenzug von solcher Gestalt liegt und daß eine Landschaft östlich davon Uniamuezi oder das Mondland heißt.

Die Bestätigung so wichtiger Entdeckungen kann nicht anders als mit Ungeduld erwartet werden. In diesem Augenblicke befindet sich ein deutscher Reisender, Roscher, in Ostafrika, aber er ist ein mittelloser Gelehrter, und die Summe, die er brauchen würde, um nördlich vom Ukerewe vorzudringen, ist auf etwa 35,000 Thaler anzuschlagen. Unsere Zeit wirft mit Millionen um sich und doch fürchten wir, daß sie für einen großen wissenschaftlichen Zweck jene verhältnißmäßig geringe Summe nicht übrig haben wird.

Das Gran Chaco.

Zu den argentinischen Provinzen gehört ein Gebiet, das man das Chaco oder wegen seiner Ausdehnung das große Chaco nennt. Das Wort ist ein indianisches und bedeutet Zufluchtsort für wilde Thiere. Das Chaco beginnt im Norden des dreißigsten Breitengrades und reicht bis zum Parana und bis zur bolivianischen Provinz Chiquitos. Der Pilcomayo und der Vermejo durchströmen es, durch den Paraguay wird es von dem Staate gleichen Namens getrennt. Ueber dieses bisher fast unbekannte Gebiet gibt Page in seinem Bericht über die Fahrt der Water Witch auf den argentinischen Strömen einige nähere Nachrichten. Er beschreibt das Chaco als ein irdisches Paradies, frei von allen tropischen Qualen, in dem die Menschen, wenn sie nicht in einem Gefecht ihren Tod finden, ein patriarchalisches Alter erreichen. Palmenwälder ziehen sich unabsehbar hin, und der Reichthum der Pflanzenwelt an Reis, Maniok, Baumwolle, Gummi und Harzen ist ein ungemeiner. Die Baumwolle wächst wild, Kaffee, Taback, Zucker und Indigo könnten zu Stapelartikeln erhoben werden. Die Bewohner sind Indianer, die sich ihre Unabhängigkeit erhalten haben. Der eine ihrer Stämme wird von dem andern in einer Art von Leibeigenschaft gehalten und bebaut die Felder mit Reis. Läge nicht der breite Fluß zwischen dem Chaco und Paraguay, lebten die Indianer nicht in ewigen Fehden und besäßen sie andere Waffen als Speere, Bogen und Pfeile, so würden die Einwohner des alten Jesuitenstaats von ihren Nachbarn schwer zu leiden haben. Als die Amerikaner am Chaco vorbeifuhren, sprengten die Indianer, Männer, Frauen und Kinder, durch den ungewohnten Anblick eines Dampfbootes außer sich gesetzt, auf ihren Pferden, die sie bloß durch einen am Unterkiefer befestigten Riemen leiten, bis mitten in den Fluß, um sich das Wunder näher anzusehen. Page empfiehlt das Chaco zur Besiedlung, aber er übersieht zweierlei, die Indianer und die großen Ueberschwemmungen der Flüsse, von denen viele Theile des Gebiets heimgesucht werden.

Dr. Hochstetter in Neuseeland.

Der Geolog der Novara, dessen Zurückbleiben auf Neuseeland wir bereits meldeten, hat seine Untersuchung des Innern der Nordinsel beendet. Zuerst beschäftigte er sich mit der etwa 60 Vulcane enthaltenden Zone, welche die Provinz Auckland umgibt. Der höchste derselben hat nicht über 1000 Fuß, die kleinern können fast für Modelle von Erhebungskratern gelten. Im März 1859 drang Dr. Hochstetter mit einer Gesellschaft von dreiundzwanzig Personen, unter denen sieben Europäer waren, in's Innere vor, um zunächst, nachdem er dem Flusse Waikato folgend das Gebirge Hakacimata erreicht und überstiegen hatte, die fossilreichen Bildungen der Westküste kennen zu lernen. Sein weiterer Weg, den er wieder nach Osten nahm, führte ihn zu dem höchst merkwürdigen Taipo-See, der nicht bloß von 7000 und 10,000 Fuß hohen Vulcanen und von hei-

ßen Quellen umgeben, sondern auch der Ausgangspunkt einer Linie von kochenden Springquellen, Solfataren und Fumarolen ist, welche die herrlichsten Kieselsinterbildungen absetzend zwischen zwei noch thätigen Vulcanen längs der Ostküste läuft. Diese Gegenden wurden schon oft von wißbegierigen Reisenden besucht, aber Dr. Hochstetter wird die erste wissenschaftliche Beschreibung liefern. Nach einem Besuche auf der südlichen Insel, welcher den dortigen Kohlenflötzen, Kupfergruben und Goldfeldern gilt, sind Dr. Hochstetter's Arbeiten auf Neuseeland beendet.

Reisebriefe aus Rußland.

Geschrieben zur Zeit der Kaiserkrönung, Herbst 1856, von einem Augenzeugen.

Den 22. August 1856.

Es ist, Gottlob, wieder klare Luft, nur kalt und windig. Der Blick aus meinem Fenster ist sehr schön. Mir grade gegenüber, jenseit des Stroms, erhebt sich auf einer abgesonderten kleinen Insel die Paulsfestung mit ihren hohen Mauern und Zinnen aus Granit. Sie ist ein bastionirtes Fünfeck mit verschiedenen Außenwerken. Diese Festung kann, im Mittelpunkte der Stadt, zur Vertheidigung von Petersburg Nichts beitragen, sie spielt aber dem Winterpalast gegenüber dieselbe Rolle wie die Engelsburg beim Vatican, nur daß die Verbindung hier zu Wasser, dort durch den gewölbten Bogengang hergestellt ist. In der Mitte der Festung liegt die Kirche, in welcher seit Peter dem Großen alle Kaiser von Rußland beigesetzt sind, wie in Moskau alle Czaren bis auf ihn. — 300 Fuß hoch erhebt sich über diese Kirche die mastbaumartig dünne, vergoldete Spitze des Thurms. Sie soll 10,000 Ducaten Gold tragen, ist aber so schief geworden, daß sie jetzt mit einem gewaltigen Baugerüste umgeben ist. Alles bedarf auf diesem sumpfigen Boden und dem abscheulichen Klima fortwährender Reparatur. In der Festung sollen auch die ungeheuern Baarvorräthe untergebracht sein, welche die Sicherheit für das circulirende Papiergeld gewähren. — Im Verkehr sieht man nur Scheine, selten Silber; Platina wird gar nicht mehr gemünzt, die Production hat sehr abgenommen, und der Werth dieses Metalls ist zu unsicher, um als Standard gelten zu können. Das Platina ist in diesem Augenblick viermal so theuer als vor zwanzig Jahren. Dagegen steigt die Goldproduction immer noch, und gewährt der Regierung und einzelnen Privaten, z. B. den Demidoff's, ungeheure Einnahmen.

Den 23. August.

Heute besuchte ich das Gostency Dwor, ein großes, zweistöckiges Karawanserai, mit überwölbten Gängen und lauter einzelnen Gewölben, in denen die Kaufleute ihre Waaren niederlegen und feilbieten. Nachts wohnt Niemand hier. Kein Feuer darf angesteckt werden, als nur die Lampen unter dem Heiligenbilde an jeder Zelle. Auf diese passen dann die Heiligen selbst, daß kein Schade geschieht. Ich kaufte etwas goldgesticktes Leder und Thee, welcher über Kiachta zu Lande durch Sibirien nach Rußland geht. Dieser sogenannte Karawanenthee bewahrt den feinen Geschmack, welcher bei jeder längern Seereise verloren geht. Die Preise sind von 2, 3 und 4 bis zu 30 und 50 Rubel das Pfund. Wie ein Thee fünfundzwanzigmal so kostbar sein kann, als ein schon sehr guter, weiß ich nicht. Bei Hofe wird er nur zu fünf Rubel bezahlt, und dann mit grünem Thee zu vier Rubeln gemischt. Sodann sah ich mir noch das neue Michaelowski'sche Palais an, äußerlich wohl das geschmackvollste und schönste Gebäude in Petersburg. Es gehört jetzt der Großfürstin Katharina. Im Innern wurden neue Parquets gelegt und man konnte Nichts sehen. Dann besuchte ich noch den alten Michaelow'schen Samok, welchen Kaiser Paul festungsartig erbaute, als er seine Unterthanen zu fürchten anfing. Er bewohnte es nur noch drei Monate. Jetzt ist die Ingenieurakademie daselbst untergebracht, und man zeigte mir die sehr schönen, großen Festungsmodelle, von welchen Sebastopol und Kronstadt, so wie Sweaborg und Bomarsund interessant geworden sind. Das Modell von Sebastopol zeigt das Project, wie man diesen Ort befestigen wollte. Man versicherte mich, daß eben beim Anrücken der Engländer und Franzosen mit 40,000 Mann nach der Schlacht an der Alma die Schiffervorstadt ohne alle Befestigung war. Da die Garnison damals nur 16,000 Mann zählte, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Alliirten, wenn sie von diesem Zustande Kenntniß hatten, sich leicht in Besitz hätten setzen können. Auch

das große Werk an der Nordseite war keineswegs sturmfrei.

Im Vorbeifahren besuchte ich die Kirche der Kasan'schen Mutter Gottes, bekannt wegen ihres ungeheuern Reichthums an gediegenem Silber. Die Vorliebe der Russen für Säulen hat sich hier wohl ein Genüge gethan. Nicht nur hat man die große Colonnade von St. Peter in Rom nachgeahmt, sondern auch im Innern einige und vierzig Granitsäulen aus je einem Stücke aufgestellt. Da hierfür durchaus kein Platz war, und obgleich die Säulen fast Nichts zu tragen haben, als ihre eignen Capitäler, so hat man sie in doppelten Reihen gesetzt. Abends besah ich noch die kaiserliche Bibliothek. — Es war heute ein Tag, wie wir ihn Ende November haben, man wird ganz melancholisch dabei.

Den 24. August.

Unsere heutige Ausflucht ging nach der Bergakademie, wo man uns die in schönen Sälen aufgestellten Bergwerksmodelle, sehr schöne Mineralien, Edelsteine und Perlen zeigte; unter Andern den größten Goldklumpen, der bisher gefunden, und welcher 100,000 Rubel werth ist. Dann ein Stück Aquamarin, fast einen Fuß lang und drei Zoll dick, von noch höherem Werth. Dann fuhren wir nach der schönen Smoloikirche, die heller und geräumiger ist, als alle übrigen. Die Heiligenbilder sind mit Diamanten und Juwelen von großem Werth geschmückt. Mehrere palastartige Gebäude sind zur Aufnahme adliger Fräulein bestimmt; da die Jüngste aber vierzig Jahre alt sein muß, verweilten wir nicht allzulange, und besuchten noch den Sommergarten, in welchem am Maitag die heirathsfähigen Russinnen erscheinen, um dort von Ehestandscandidaten geschaut und vielfach heimgeführt zu werden.

Wir fuhren Vormittags nach dem berühmten Kloster Alexander Newsky, welches mit seinen vielen zugehörigen Häusern und Kapellen, von Wassergräben und Mauern umgeben, ein burgartiges Aussehen hat. Dies Kloster ist ein sogenanntes Lawra, deren es in Rußland nur drei gibt: dieses, das Dreieinigkeitskloster in Moskau und das Höhlenkloster in Kiew. Das hiesige ist dem Range nach das dritte, und Sitz des Metropoliten von Petersburg. Ein Archimandrit selbst führte uns herum. Man zeigte uns den Sarg des Großfürsten Alexander, der an der Neva einen Sieg über die Schweden und die Schwertritter gewann. Der Sarg ist aus 5000 Pfund Silber verfertigt. Die Katholiken unter meinen Begleitern küßten die Reliquien. Dann führte man uns in eine Capelle, wo unglaubliche Schätze aufgehäuft sind: Bischofshüte und Evangelien mit Diamanten bedeckt, ein Dutzend Mitren, mit Juwelen übersäete Gewänder und Stolen von Goldstoff mit Perlen, kurz — Millionen in Geschmeide. — Endlich besuchten wir den Kirchhof mit dichtgedrängten Leichensteinen und den Begräbnissen der Tolstoy, Samoiloff, Demidoff, Bariatinsky, in einem Wort, der reichsten Familien des Landes, denn die letzte Ruhe kostet hier 3000 Rubel. In einer Ecke lag ein einfacher Stein mit der Inschrift: „Hier liegt Suwaroff," welche der Fürst Italinsky selbst angeordnet hat.

Vom heiligen Alexander fuhren wir nun einen weiten Weg um die Stadt, an den ausgedehnten Casernen der Linienkosaken vorbei, nach dem einzigen Nonnenkloster der Stadt, dessen Namen ich aber nicht weiß. Mit den Novizen sind hier 125 Jungfrauen, welche eine strenge Clausur haben, und nie aus dem Kloster herauskommen. Die Egumena oder Aebtissin empfing uns selbst sehr artig. Der Gottesdienst wird von Männern abgehalten, aber die Nonnen singen zum Eingang. Da erschienen nun die ganz und gar schwarz gekleideten armen Geschöpfe, jedes Alters, meist Alle häßlich, mit tartarischer Gesichtsbildung, aber zum Theil schönen Augen. Die Novizen tragen eine spitze, die Nonnen eine cylindrische schwarze Haube, den schwarzen Schleier und lange schwarze Gewänder. Eine derselben dirigirt den Chor mit einem kleinen schwarzen Stabe. Es ist nicht zu sagen, was für prächtige Kirchengesänge man hier hört. Es waren sehr schöne Stimmen darunter, ja, so tiefe Altstimmen, daß man glaubte, Männer zu hören. Die Nonnen erhalten zwanzig Papierrubel jährlich, also weniger als bei uns irgend ein Dienstmädchen. Alles Uebrige müssen sie durch ihrer Hände Arbeit verdienen. Sie sticken und malen, und in der Kirche hängen recht hübsche Heiligenbilder, die sie gemalt haben.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 39. December 1859.



Erste Abtheilung.

Wer kann es wenden?

Eine Phantasie in fünf Bruchstücken.

Von
Wilhelm Raabe.
(Jakob Corvinus.)

Das erste Bruchstück.

O welche Nacht! Dunkel und doch sternenvoll — unsäglich köstlich in ihrer duftenden, murmelnden, rauschenden Frische, nach dem heißen sengenden Tage. Es gleitet der schwarze Fluß in die Nacht hinein, dem Norden zu, wo auf dem Horizont ein fahles Leuchten liegt, einer Feuersbrunst gleich, und doch nicht eine Feuersbrunst; sondern nur der glühende Athem einer großen Stadt.

Das Schilf säuselt am Ufer; von Zeit zu Zeit schnellt ein Fisch über die Wasserfläche empor, oder eine unterwaschene Erdscholle rutscht und schlägt klatschend herab. Ist das wirklich Wasser, was da vorbeigleitet; oder ist es giftige schwarze Lava, die irgendwo im Süden aus der Erde quoll?

Taucht die Hand hinein. Es ist kühl, es tröpfelt, es blitzt auch ein wenig — man weiß nicht recht in welchem Licht — es ist Wasser!

Nun denkt Euch, wir lösten einen Kahn ab von jener alten Weide, und setzten uns, und zögen die Ruder ein, richteten die Augen auf jenen Schein im Norden, und ließen uns hinabtreiben ihm entgegen, — anfangs langsam, dann schneller und immer schneller, der Zaubermuschel gleich, in welcher das Märchen seine Kinder den Strom des Lebens hinabführt.

Hinter uns liegt schon der hohle, dickköpfige Weidenbaum mit seinem zerzausten Haarwuchs, hinter uns liegt die Ecke des Kiefernwaldes. Schneller! schneller!

Ein schlafendes Dorf — ein einsamer Wandrer mit einer Laterne auf einem Feldwege — eine Windmühle mit ruhenden Flügeln — wieder ein Gehöft, diesmal zur linken Seite — ein bellender Hund — eine schlagende Glocke — eine Fabrik mit hohem Schornstein! Vorüber! vorüber!

Noch einmal weit in's Land hinein leise nickende Kornfelder, duftende Wiesen voll schlummernder Schmetterlinge und Vögel und aufspringender Blüthenknospen — o noch einmal einen frischen Athemzug! — Vorüber! vorüber!

Abermals eine Biegung — näher und heller und heißer der Athem des Ungeheures Stadt — der zusammengedrängten Hunderttausende.

Unter einer Eisenbahnbrücke durch, über welche und unsere Köpfe fort eben das rasselnde keuchende Ungethüm mit den feurigen Augen saust. — Vorüber! vorüber!

Nun allmäliges Aneinanderrücken der Menschenwohnungen — Fabriken, deren Herdfeuer nie ganz erlischt — phantastische Maschinen und Gerüste schwärzer gegen den schwarzen Nachthimmel sich abmalend — Schutthaufen, Trümmerhaufen, wie von einer zerstörten Stadt, und doch nur Zeichen einer lebendigst sich dehnenden! Jetzt lange, unbeholfene Kähne: Holzkähne, Kohlenkähne, Apfelkähne; — Schornstein an Schornstein — weite bethürmte Gefängnisse, Casernen, Bahnhöfe — Reihen niedriger Häuser, welche allmälig immer höher und gewaltiger werden — Häusermassen — Gaslichter in langen glänzenden Reihen die Flußufer entlang — Brücken, Paläste, Kirchen — — Hinein, hinein aus der stillen friedlichen, wonnigen Sommernacht, hinein in diese große, große Stadt, — hinein in diese Geschichte! —

Röschen Wolke war todt, und Heinrich Knispel wachte an ihrem Sarge, die alte Marianne saß, mit der Schürze an dem Gesicht, am Herde, dessen Feuer erloschen war; der Lieutenant war gegangen, die schwarzbemäntelten Träger zu bestellen, und Felix van Hellen war fort, in die weite Welt, — Niemand wußte, wo er war.

Nun will ich Euch erzählen von Röschen und Heinrich und den Andern! Von Heinrich Knispel aber will ich Euch zuerst erzählen. —

Das erste Licht, welches auf ihn und seine Geschichte fiel,. war ein sehr trübes und drang durch ein halberblindetes Kellerfenster in einer der engsten, dunkelsten, menschenwimmelndsten Gassen der Stadt, wo dem schreienden, dickköpfigen Geschöpf — Heinrich Friedrich Karl Knispel — die erste Lagerstatt in einem alten, dienstunfähigen Marktkorb zugerichtet war.

Von den Todten und den Leuten, welche man nicht kennt, soll man, einem wahren Wort zufolge, Nichts als Gutes sprechen: von den Ersteren aus Rücksicht, von den Letzteren aus Vorsicht. Da Knispel's Vater zu den Letzteren, und höchst wahrscheinlich auch zu den Ersteren gehört, so will ich wenigstens einen Mittelweg einschlagen und gar nicht von ihm reden und schreiben, zumal da eine dunkle Seite der Weltgeschichte gewiß nicht dadurch weiter erhellt werden würde.

„Die Mutter ist immer bekannt!" sagt das Corpus juris; ich kann Gutes von ihr sagen und außerdem hinzufügen, daß sie bis zu ihrem Tode eine geborene Knispel blieb, es zu einem hohen Alter brachte, und sich in ihren letzten zwanzig Lebensjahren durch einen nahrhaften Handel mit den primitivsten Bedürfnissen der menschlichen Existenz: Brot, Butter, Milch, Käse und Schwefelfaden, erhielt.

Wie viel kommt doch in diesem Erdenleben auf die Wiege an, in welcher man einst gelegen hat! Heinrich Knispel erfuhr das.

Es war gar kein übles Lager für den „Balg," wie ihn seine Mutter gewöhnlich titulirte; — warm, weich, geräumig, ganz zum Gliederstrecken und -recken gemacht, und ganz vortrefflich geeignet, von früh an, mit der größten Bequemlichkeit, einen reichen Schatz von Erfahrungen aller Art zu sammeln.

Schien die Sonne, und war's nicht grade harter Winter, so wurde besagter Marktkorb am Henkel gefaßt und mit seinem Bewohner die Treppe hinauf an's Licht des Tages getragen, dicht an die Hauswand niedergesetzt und der öffentlichen Ehrlichkeit anvertraut. Welch' ein Platz, um Beobachtungen über alle socialen Verhältnisse anzustellen! Aber auch, was für ein gefährlicher Platz!

Ein Gewitter bricht herein. Es donnert und blitzt. Der Regen rauscht in Strömen nieder. Alle Dachrinnen plätschern, alle Rinnsteine quellen über!

„Himmel, der Junge ist vergessen! Jesus, wo ist der Junge? Geschwind der Junge herein!"

Ist er fortgespült? Ist er bereits in einen der unheimlichen Abzugscanäle hinabgeschwemmt? Haben ihn die Ratten schon?

Nein, — er ist gerettet. Polizeimann Maulmann schleppt ihn eben, halbertränkt, in den Keller hinab; Polizeimann Maulmann hält der Madame Knispel eine gewaltige Rede; Polizeimann Maulmann zieht gewaltig den Kürzern in der darauf folgenden Disputation. —

Wie viel Hunde beriechen den Korb des jungen Weltbürgers, um darauf ihr Mißfallen, ihre Verachtung auf unzweideutigste Weise kundzugeben?! Wie viel Straßenjungen kitzeln den armen Kleinen mit Strohhalmen unter die Nase, oder treiben ihren Spaß auf andere Weise mit ihm?! Wie viel schlechte und gute Witze werden von den Vorübergehenden über Korb und Kind gemacht?!

Ist es nicht Thatsache, daß die Mutter Knispel zu ihrem Graus entdeckte, daß ein

speculatives, altes Weib denselben Korb und dasselbe Kind zu einer Appellation an die Barmherzigkeit und das Mitleid eines hohen Adels und verehrungswürdigsten Publicums machte; indem es, allen Polizeiordnungen entgegen, daneben niederkauerte und mit einem Blick auf die kleine offene Hand des Kindes, die eigene schwarze, knöcherne Pfote ebenfalls offen hinstreckte?!

Ja, soll nicht sogar einmal der teuflische Anschlag gemacht worden sein, den Korb sammt dem Vogel zu stehlen und letzteren zu den furchtbarsten, geheimnißvollsten Zwecken zu verwenden?! — —

Die Mama Knispel war jedoch eine resolute Frau, die, wenn irgend eine Gefahr am Straßenhorizont aufstieg, und sie nicht grade allzusehr im Dunkeln beschäftigt war, mit lautem Kriegsgeschrei aus der Kellerthür aufstieg, den Korb ergriff und mit ihm blitzschnell wieder verschwand. Und eine gute Mutter war sie auch, ließ ihren Sprößling wahrhaftig nicht verhungern, sondern zog ihn, zwischen Püffen und Knüffen und andern Liebkosungen, die jedes andere Kind vernichtet hätten, zu dem dicksten Bengel heran, welcher jemals, seit Erschaffung der Welt, in einem Marktkorbe lag.

Der Junge gedieh nach Möglichkeit, gab schon frühzeitig Zeichen eines etwas irrlichtartigen Geistes kund, bis es ihm eines Morgens, im schönsten Sonnenschein, durch welchen je ein Dichter ein großes Ereigniß hat beleuchten lassen, gelang, durch eine gut berechnete Bewegung seinen Korb umzuwerfen und sich mit Kissen, Decken und Milchnäpfchen fast bis in die Mitte des Sauregurkengäßchens zu rollen. Durch ein ungeheuerliches Geheul machte er diese That der Welt bekannt und blieb, mit Händen und Füßen strampelnd, liegen bis seine Mutter herausstürzte, ihn aufhob, den Korb mit einem Fußtritte vor sich her hinabschleuderte in den Keller, und ihm, mit ihrem jungen Knispel auf der Schulter, lachend und brummend nachfolgte.

Hiermit endete der erste Lebensabschnitt Heinrich's; denn nach solcher Emancipation war der Korb eine Unmöglichkeit und sah zu solchem Zweck das Tageslicht nicht wieder. Eine kurze Zeit noch fristete er durch Mehlschmuggel und Hintergehung der hochlöblichen Mahl- und Schlachtsteuereinnahmen ein kümmerliches Dasein, bis er zuletzt, lebenssatt, in den Flammen einen schönen Tod starb, ohne sich jedoch wie ein Phönix darin zu verjüngen. Holzasche ward aus ihm, wie aus dem Menschen Pottasche wird, nach des alten Professors Blumenbach berühmten Katederausspruch.

Die nächste Lebensperiode Heinrich Knispel's war ein dämmerhaftes Gemisch von Treppheraufkriechen und Trepphеrunterrollen, ein intensives Streben, durch eigene Kraft hinauf in die frische Luft und die Freiheit des Sauregurkengäßchens zu gelangen: Auch das brachte er fertig!

Eines Tages war er auf der höchsten Stufe der Treppe angekommen und polterte — nicht wieder herunter, sondern kroch mit freudeglänzenden Augen an den nächsten Rinnstein, wo er sogleich einem Zeitvertreib harmlos sich hingab, bis das Vergnügen in eine Tracht Prügel und somit in ein unerquickliches Ende auslief. Einen großen Gedanken brachte aber der Junge von diesem, seinem ersten selbständigen Ausfluge in seine mütterliche Behausung mit herunter, den Gedanken, daß Keller und Gasse, Sclaverei und Freiheit etwas von einander sehr Verschiedenes seien, und daß der Mensch eigentlich für das letztere, für Gasse und Freiheit bestimmt sei und nicht für Keller und Sclaverei.

Heinrich Knispel hatte seinen Beruf erkannt!

Es war ein schöner, ein edler Beruf, — welchem man sich, wie Millionen und aber Millionen von Beispielen beweisen, bis zur äußersten Grenze menschlichen Willens und Wollens hingeben kann, — ein Beruf, dem sich alle Mitglieder unseres erdgebornen Geschlechts, die Weisesten und Klügsten vielleicht am häufigsten, widmen, — es war der Beruf — dumme Streiche zu machen! . . .

Der erste dumme Streich, welchen Heinrich Knispel machte, war der, daß er seiner Mutter zu entlaufen strebte, ein Versuch, welcher von den übelsten Folgen für ihn war, denn Leonore Knispel verstand in den meisten Dingen dieses Lebens keinen Spaß, und solches pietätloses Gebahren, wie das ihres Söhnleins, ging ihr mit Recht über allen Spaß. Im siebenten Jahre seines Erdendaseins war es, wo Heinrich die vollgiltigsten Beweise davon erhielt und sich zu Gemüthe zog.

In der Armenschule seines Bezirks lernte der Bengel nothdürftig Lesen und Schreiben und überdies von seinen Mitschülern mancherlei andere Dinge, welche nicht auf dem Lehrplane standen. Was ging es Knispel's Mitschülern an, daß es ein Ministerium des Cultus gab, welchem sie in's Handwerk pfuschten.

Während dieser schönen Zeit war Heinrich Knispel ein so schmierig-zerrissenes Exemplar der Gattung Straßenjunge, als es sich eine elegante junge Dame, von Meisterhand gezeichnet, auf ein Blatt ihres Albums wünschen konnte. Aber der Kern dieses Murillo in natura war gut; Knispel mordete nicht, brach nicht die Ehe und bestahl nur ein ganz klein wenig seiner Mutter Obstvorräthe. Er bekam Prügel genug und Essen genug, und konnte so viel frische Luft schnappen, als ihm die Sauregurkengasse und ihre Umgebung zukommen ließ. — Heinrich Knispel war Einer der Glücklichen dieser Welt, zumal da er nicht darüber nachdachte, sondern lieber in den Rinnsteinen wühlte, Mühlen und Dämme baute und die Nachbarn und Nachbarinnen ärgerte.

Mit vollendetem vierzehnten Lebensjahre trat der jugendliche Taugenichts in die große von Bruder- und Schwesterliebe überfließende Gemeinschaft der Christen und trug bei dieser feierlichen Gelegenheit einen auf dem Trödelmarkt gekauften Frack, welcher ihm freilich bedeutend zu weit, dafür aber auch, was die Schwänze anbetraf, bedeutend zu lang war. Sein Haupt zierte ein hoher Hut, welchen er recht gut mit einem zweiten jungen Katechumen hätte theilen können. Er fühlte sich auch sehr unbehaglich in diesen Symbolen erlangter Männlichkeit und Selbständigkeit, und verkaufte sie sofort am folgenden Tage um ein Billiges.

Das schlug aber der mütterlichen Liebe beinahe den Boden aus; wenigstens war die nächste Folge davon, daß Heinrich mit seiner Erzeugerin ein sehr ernsthaftes Gespräch hatte, von welchem wiederum die Folge war, daß der verlorene Sohn sein väterliches Erbe, das in Garnichts bestand und seine mütterliche Aussteuer, welche aus drei neuen Hemden, drei Paar Strümpfen, einem Kamm und verschiedenen andern unnöthigen Kleinigkeiten zusammengesetzt war, in ein buntes Taschentuch mit dem Bildniß des alten Fritz packte; ein Papier mit zwei Käsen und einem Häring, eine alte Brieftasche mit seinem Geburtsschein, Taufschein, Impfschein und Confirmationsschein in die Rocktaschen schob, — so ausgerüstet die Kellertreppe hinaufstieg, um sein Glück allein in der Welt zu versuchen und sobald als möglich am Galgen zu enden, wie seine Mama, mit dem Zipfel ihrer blauen Cattunschürze am rechten Augenwinkel, ihn fest versicherte.

Das für Frack und Hut gelöste Geld hatte der gute Sohn freilich nicht herausgegeben, wohl aber zerdrückte auch er zwei Thränen der Wehmuth in den Augen. Er wies jedoch später diesen Ausdruck tief menschlichen Gefühles als eine Fabel und bodenlose Verleumdung von sich ab und behauptete stets, diese Thränen seien nicht in Folge geistiger, sondern körperlicher Aufregung entstanden, denn die Mutter habe bei ihrer Abschiedsumarmung einen solchen Ruck an seinen Nackenhaaren gethan, daß er den Mann wohl sehen möchte, welchem an seiner — Knispel's Stelle nicht zu Muthe gewesen wäre, als röche er an die schärfste Zwiebel.

Wir sind nicht befugt, das zu glauben! Heinrich Knispel war ein Humorist, welcher seine eigenen Seelenschönheiten so viel als möglich versteckte und sie in seltenen Momenten höchstens nur ahnen ließ. —

„Gut," sagte er, „da sind wir! Da ist das Hühnchen ausgekrochen."

Noch einen letzten Blick warf er hinab in das dunkle Gewölbe, wo er den Traum der Kinderjahre geträumt hatte.

„Das war stark! . . . na, möge es der Alten gut gehen; — sie war freilich schlimm genug und zog keine Glacéhandschuhe an, wenn sie Einem was zu — sagen hatte; aber — — ach was — — 'n Abend, Mutter! Lebe Sie wohl und halte Sie Ihr Versprechen von wegen der Victualien jeden Sonnabend, auf daß es Ihr wohlgehe und Sie lange lebe auf Erden."

„Adje, Heinrich! — Mach's gut; brauchst nur vorzugucken; verhungern sollst Du nicht, wenn Du auch ein Erzschlingel und Taugenichts bist."

Bis der Sohn in einem kleinen Trabe hinter der nächsten Straßenecke verschwunden war, blickte ihm das mütterliche Auge nach. Dann tauchte die riesige, buntbebänderte Haube der wackern Frau nieder, um in dieser Geschichte nicht wieder zum Vorschein zu kommen. — — — —

Unmöglich ist es uns, Herrn Heinrich Knispel von jetzt an auf allen seinen Irrfahrten zu begleiten. Sie laufen allzu sehr im Zickzack und würden uns vielleicht auch auf manches allzu schlüpfrige Terrain führen, auf welchem unsere Feder ausgleiten und den leider Gottes an ihr befestigten Schreiber Dieses mit sich hinabreißen könnte in den schauderhaften Abgrund öffentlicher Mißliebigkeit.

Hüten wir uns daher wohl, Jakob, und lassen wir den Burschen erst in einem Zeitpunkt wieder erscheinen, wo er der Staatsmoral und der Moral des „sichern Bürgers," sowie auch der Irritabilität der holden Bürgerin gegenüber auf unserm Versenkungsapparat emporschnellen kann, wenn nicht rein, so doch wenigstens gesäubert und gewaschen von mancherlei Dingen, welche ein Leben, wie das seinige, nothwendiger Weise ihm anhängen mußte. —

Ja, Röschen Wolke ist todt und Felix war in der weiten Welt, und Heinrich Knispel wachte allein an Röschen's Sarge.

Nun will ich Euch erzählen von Röschen Wolke!

Im Zaubergarten glänzen die bunten Lampen; es drängt sich das Volk vor der hellerleuchteten Eingangsthür und durch die Gartengänge. Rauschende Musik, Lachen und Jubel ertönt aus dem Sommertheater: es wird eine neue Localposse gegeben, und der Schauspieler Emil Wolke ist ein großer Liebling des Publicums, welches den Zaubergarten besucht.

Von Zeit zu Zeit hört man über all' den harmonischen und unharmonischen Lärm ein lauteres Wort der Darsteller — die Baßstimme des edeln Vaters oder den kreischenden Discant der ersten Liebhaberin, worauf dann gewöhnlich ein unendliches Getöse, Hurrahgeschrei und Gebrüll erfolgt: „Bravo! heraus! Da Capo! bravo! bravo!"

Der Jasmin und der spanische Holunder stehen in Blüthe und bilden duftige Lauben und Verstecke. Liebespaare und Anderes wandelt hier und kann sich hier verbergen. Schaaren junger Leute drängen sich daran vorüber; — Gelächter aller Art — o wie lacht die Welt doch so verschieden! — erschallt überall. Kinder jagen einander im Spiel, der Springbrunnen spielt lustig mit der Messingkugel, welche in seinem Strahl auf und nieder tanzt, es wird aus Bolzenbüchsen nach dem Herzen der Regimentstochter oder nach dem Apfel auf dem Haupte von Tell junior geschossen.

Hinter dem bretternen Theater, tief im Schatten eines dichten Fliedergebüsches, in welches nur ein unbestimmtes Leuchten der Gasflammen und buntfarbigen italienischen Laternen fällt, sitzt eine Frau, an welche sich ein Kind — ein kleines Mädchen von zwölf Jahren schmiegt. Ein junger Bursche, wohl sechzehnjährig, im gelben Sommeranzug lehnt daneben.

Wenn ein vollerer Lichtstrahl auf diese stille Gruppe inmitten des Getöses fiele, so könntet Ihr sehen, wie bleich das abgehärmte Gesicht der Frau war, wie müde das Auge, wie unheimlich es zuckte über die feinen Züge. O, schwiege doch nur einen Augenblick die Trompete, der Brummbaß und die Hoboe, so könntet Ihr vernehmen, wie schwer und mühsam der Athem der Frau war, so könntet Ihr Seufzer hören und unterdrücktes Schluchzen.

Aber Glockenspiel, Trompete und Brummbaß lassen sich nicht irren! — Horch, die Stimme hinter der dünnen Bretterwand, welche die geschminkte, ölgetränkte Welt der possenhaften Ausgelassenheit von der Welt der Wirklichkeit trennt! Was zuckt die bleiche Frau zusammen? —

Wie das Publicum wiehert und brüllt:

„Wolke! Wolke! Wolke heraus!"

Händeklatschen und wahnsinniges Fußgestampf:

„Bravo! bravo! bravo, Wolke!"

Das schlaftrunkene Kind erhebt sein müdes Köpfchen: „Sie rufen den Papa!" Die Mutter zieht es fester an sich und spricht ihm leise zu und drückt es wieder an sich; unruhig rückt der junge Bursche auf seinem Platze hin und her.

Immer lauter wird die Stimme auf der Bühne; immer stärker duften die Fliederbüsche rund umher. Ach, nicht sie sind es, welche die Frau betäuben, Kopf und Herz ihr schwindeln machen: Die Stimme ist es! die Stimme auf der Bühne!

Das Geschrei und Gelächter der Menge war Schuld daran!

O Geduld, Hermine Wolke! Nur noch eine kurze Zeit Geduld, und die Posse ist aus — aus, aus. Es neigt sich zu Ende, Hermine! Drücke Dein Kind nicht so fest an Dich — die Wasser steigen, und vergebens klammerst Du Dich an dieses junge Leben, welches Du in die Welt geboren hast. Los die Hände, arme Hermine, arme Mutter! Noch eine Woge Dir über das Haupt, — noch ein Schmerzerzittern und Alles ist vorüber — vorüber! . . . Alles ist gut und das Trauerspiel des Lebens, welches die Stimme da auf der Bühne für eine Posse ausgeben möchte, ist zu Ende! — — —

Und rascher und heiserer wird die Stimme auf der Bühne:

„Bravo, bravo; Wolke heraus, heraus!"

Emil Wolke, noch einmal trittst Du vor an die Lampen, die Arme auf der Brust gekreuzt,

dreimal Dich verbeugend; — der Vorhang fällt. Weißt Du gewiß, Emil Wolke, daß es eine Posse war, was Du da spieltest, Emil Wolke?

„Es ist aus," sagt der erbsengelbe Jüngling zu der kranken Frau, welche sich erhebt. „Bleiben Sie ruhig sitzen; ich will gehen, ihn zu holen."

Die Frau versucht zu lächeln und nickt. Eilfertig springt Heinrich Knispel davon, den Schauspieler zu ertappen, ehe er zu einem der Schenkstände gelangt, von wo er nicht so leicht zu entführen sein würde. Er erwischt ihn auch richtig und ergreift ihn am Schooß seines weißen Sommerrockes.

„Holla, Herr Wolke?"

„Sieh da, der Musikant. Meine Frau auch da, Knispel?"

Heinrich deutet über die Schulter: „Sie sitzt mit dem Kind und wartet auf Sie, Principal."

„Gleich, gleich — komme gleich."

„O Herr Wolke, wenn Sie doch jetzt mitkommen wollten?! Röschen —"

„Jawohl, jawohl; ich komme im Augenblick." Und er warf dabei seitwärts verlangende Blicke.

„Ach, Principal, Röschen wartet —"

„Geh' zum Teufel, ich komme gleich!" schreit Wolke mit dem Fuß aufstampfend. „Hat man denn keine Minute Ruhe?"

Fort ist er von Knispel's Seite; dieser ballt die Faust in der Tasche und nimmt die Mütze ab, als ob es ihm zu heiß werde. Dann seufzt er tief und zieht die Achseln in die Höhe:

„Hab's mir wohl gedacht — arme Frau!"

Wehmüthig, scheu schleicht er zurück und denkt nach über eine kleine Nothlüge, welche ihm aber auf dem kurzen Wege durchaus nicht einfällt; wie sehr er sich auch den Kopf reibt.

Stumm sitzt er nieder an Hermine's Seite, wühlt verlegen in seinen Taschen und macht zuletzt seinem Kummer dadurch ein wenig Luft, daß er ein Joujou hervorzieht und dasselbe in einem Mondstrahl auf- und abschnurren läßt. Die Frau fragt nicht, sondern senkt nur das Haupt resignirt ein wenig tiefer.

„Nun will ich hingehen!" sagt Röschen, und ehe die Mutter die Hand ausstrecken kann, das Kind zurückzuhalten, ist es leichtfüßig davon geeilt.

„Heinrich," sagt die kranke Frau kaum hörbar. „Heinrich, versprich mir Etwas."

„Alles, Alles, Frau Hermine!"

„Bleibe ihm zur Seite — meines Kindes wegen — wenn ich todt bin."

„O Frau ... Frau —"

„Willst Du das mir versprechen, mein guter Junge? Willst Du Dich meines Kindes annehmen, wie Du kannst?"

„Ich will," schluchzt Heinrich Knispel. „Ich will Alles, was Sie wollen — o Gott, sprechen Sie doch nicht so!"

Hermine Wolke greift nach seiner Hand und drückt sie mit ihrer fieberhaft heißen: „Dank, Dank, Heinrich! Sei treu und gut, so kannst Du Dir das Himmelreich verdienen an dem, was Du für mich und mein Kind thust, wenn ich nicht mehr bin.... Da kommt er!"

Und er kam, geführt von seiner Tochter. O wie schwankend war sein Gang, wie verglast sein Auge!

Er wagte es, sich auf den Arm zu stützen, welchen ihm sein Weib bot. Sie, die Sterbende, führte ihn den langen Weg, der ärmlichen Wohnung zu, und Heinrich Knispel ging langsam mit dem Röschen, Hand in Hand hinter den beiden Gatten her; er, welcher in Emil das größte Genie, in Hermine das Ideal des Weibes und in dem Röschen das Ideal κατ' ἐξοχήν verehrte. —

Das andere Bruchstück.

Wenn der große Strom eingegangen ist in die große Stadt, bleibt er nicht lange so rein und schön, wie wir ihn draußen kennen zwischen Berg und Wald, Wiese und Ackerfeld. Was der Mensch ergreift zu seinem Gebrauch und Nutzen, dem drückt er nur allzuleicht den Stempel der Häßlichkeit, der Entweihung auf.

Da zweigt sich ein unheimlicher Seitencanal ab vom Hauptarm und verliert sich in eine dunkle Gasse, gebildet von himmelhohen Gebäuden, engen Höfen, Pfählen, Füllplätzen, Färbergestellen. Ein faules elektrisches Leuchten spielt hie und da auf der breiartigen Fluth, ein Duft von Moder, Verwesung und Tod erfüllt die Luft; und doch liegt die Sommernacht so wonnig, unschuldig und schön über der Welt, und die Sterne glimmern und flimmern über den phantastischen Schornsteinen und zerbröckelndem Mauerwerke, wie sie draußen auf die stillen Wälder und Wiesen herablächelten.

In dem höchsten Stockwerk eines der Gebäude, welche an den Canal stoßen, leuchtete schwach ein Licht durch zwei Fenster, welche

durch keinen Vorhang verhüllt waren. Das Lämpchen, welches den schwachen Schein gab, stand inmitten eines öden, leeren Gemaches auf einem wackelnden Tisch, an welchem zwei Männer saßen.

Wüst und leer war das Zimmer!

Die Wände, einst mit weißem Kalk übertüncht, hatten längst ihre natürliche Lehmfarbe wiedergewonnen. Der Gips des Fußbodens war geborsten, das Aussehen der wenigen Geräthschaften kündete lange, lange Dienste an bei den verschiedensten Besitzern. Ein zerborstener Spiegel und eine colorirte Lithographie, Seidelmann als Mephistopheles darstellend, bildeten den ganzen Schmuck der Ausstattung. Ein schlechtes Bett stand in einem Winkel und eine verschlossene Thür führte in eine kleine Kammer.

Wenden wir uns jetzt zu den beiden Männern, vor denen auf dem Tische die qualmende Lampe neben einer halbgeleerten Flasche stand!

Da ist zuerst der Hagere, welcher das Kinn auf die abgemagerte Hand stützt und stier in die Flammen des Lichtes blickt. Er ist mit einem abgeschabten, schlotternden Rock bekleidet, schlotternden Beinkleidern und schlechten Stiefeln, welche ihm ebenfalls zu weit zu sein scheinen. Alles schlottert an dem Manne: der Körper in den Kleidern und der Geist in dem Körper!

Die zweite Gestalt ist ganz das Gegentheil der ersten. Alles ist an ihr ein wohlthuendes Ausgefülltsein; selbst die kleinen zwinkernden Augen scheinen kaum Platz in ihren Höhlen zu haben. Die Backen müssen, nach menschlicher Berechnung, unbedingt nach der nächsten Mahlzeit platzen; die Aermel an den Ellbogen des erbsengelben Rockes sind bereits geplatzt; die Knöpfe der Weste sind aus ihren Knopflöchern gesprungen. Dem Manne war jedenfalls sehr warm zu Muthe.

„Wo Wolke friert, schwitzt Knispel!“ stand ohne Zweifel in dem großen Hauptbuche, welches in doppelter Buchhaltung über den alten Erdball und Alles was daran hängt, von Anbeginn an, gehalten wird.

„Bin ich kein Künstler, Knispel?“ rief der Schauspieler Emil Wolke, den Arm ausstreckend. „Rede, sprich, antworte, Mensch! Bin ich kein Künstler, kein großer, mächtiger Künstler?“

„Das sind Sie, Principal. Ein großer Mann sind Sie; aber schreien Sie nicht so, Sie wecken das Röschen.“

„Ja, ich bin ein Künstler. Wenn Hamlet todt auf der Bühne liegt, schreite ich unter dem Gefolge des Fortinbras blechklirrend hervor und stütze mich im Hintergrunde, über den gefallenen Hoheiten, malerisch auf den Schild. Ich bin unter dem Volk, welches eindringt in das Haus des Musikanten Miller, oder welches sich um die Leiche Valentin's des Soldaten sammelt. Bei jedem bestimmten und unbestimmten Geschrei, Jubel oder sonstigen Geräusch bin ich betheiligt. Ich putze die Krone und klopfe die Motten aus dem Hermelinmantel; ich hole aus der Requisitenkammer, Nummer 630, den Schädel Yorick's des Spaßmachers. Ich bin ein Künstler, ein großer Künstler!“

„Ganz meine Meinung, Herr Wolke.“

„Wie der Held schreit und strampelt und weitbeinig über die Bretter schreitet! Horch, jetzt greint die holde Ophelia! Wie die geschminkten Hofdamen, welche nun auftreten sollen, grinsen und Zweideutigkeiten und Haushaltsgeschichten zum Besten geben! Wie häßlich sie sind! Nun wendet der Regisseur den Rücken: Durchlaucht will eine neuengagirte Grazie in der Nähe sehen — wer wehrt es mir, nun den Pappschädel zwischen den Füßen zu rollen — ha, ha, ha, — und einen Blick, zwischen den Beinen Hamlet's durch, auf die da draußen vor den Lampen zu werfen? . . . Und ich bin doch ein Künstler! Ihr Männlein und Weiblein, ahnet Ihr nicht, daß ich hier sitze und mir die Stirn wund schlage mit der geballten Faust? Heraus, heraus Dämon! Heraus Wurm, welcher Du im Hirn nagst und bohrst bis die armselige Fiber Lebenstrieb durchgefressen ist und ein Theaterschuß aus der Theaterpistole der Geschichte ein Ende macht.“

„Principal, — Herr Wolke! Herrje, werden Sie nicht verrückt!“ rief ängstlich Knispel, aber der Andere hörte und sah nicht mehr und seine Stimme wurde nur noch lauter und kreischender.

„Hollah, da wechselt die Scene — eine Posse! eine Posse! Wie der Narr schwitzt! Ist Dir die bunte Schellenkappe eine so schwere Last? Recht, nimm sie ab und wirf sie mir zu! Lege Dein ernsthaft bornirtes Alltagsgesicht wieder in die gewohnten Falten, Du Thor, welcher Du glaubst, den Narren spielen zu können. Hier, hier, hier sitzt der wahre Narr, der echte Narr, der Urnarr! — Hier, Ihr bunten Weiberchen und Männerchen vor den Lampen! Hier, hier, Du hohler Phrasenmacher, welcher Du ein Dichter sein willst — auf

Deine Gesundheit, Schatz! auf Dein Wohl, alter Trommelhans —"

„Principal, erlauben Sie mir —"

„Ruhig da, — es ist nicht wahr, wenn er von Vaterlandsliebe spricht! Wer glaubt daran? Etwa ich?"

„Herr Wolke, erlauben Sie —"

„Ehre, sagt der Graukopf? Glaub' ihm nicht, Heinrich Knispel, er hat nur das große Wort, wie wir Alle."

„Aber, Herr Wolke —"

„Liebe? ... was meint das junge Weib damit? O ja, meine Mutter hat mich geboren und gesäugt, sie war eine brave Frau; und mein kleines Mädchen liebt mich auch, und sie — sie — die Todte — Himmel und Hölle, hier, Herr, Ihre Narrenkappe, nehmen Sie — sein Sie ihrer würdig! O Hermine, Hermine! arme, arme Hermine! ... Er nennt mich einen Esel und geht — o Gott, wer doch ein Esel wäre, ein Esel mit einer fixen Idee, einer fixen Distelidee! Welche Wonne, ein Esel zu sein, wie Du, Knispel, und der Intendant, und der erste Liebhaber und —"

Dem Trunkenen strömten die hellen Thränen über die Wangen; Knispel aber nahm ihm die Flasche fort und sagte begütigend:

„Ja, ich bin ein Esel, Principal. Das ist mir von frühester Jugend an verkündigt; mein Vater, welchen ich gar nicht kannte, hat es gewiß gesagt, und von meiner Mutter und dem Armenschullehrer weiß ich es gewiß. Sie haben Recht, wie immer, Principal; aber nun lassen Sie auch das Schreien. Ihr weckt das Röschen und das dürft Ihr nicht, das leide ich nicht."

Ach, das Röschen wachte schon lange und lauschte den wirren Worten des Vaters und dachte an die todte Mutter, und drückte fest die Hand auf den Mund, um nicht in ein lautes Weinen auszubrechen. Ganz still lag es, das feine Gesichtchen fest in die Kissen gedrückt; begraben in der Fluth der herabrollenden dunkeln Locken.

Ueber den Schauspieler Wolke aber schien mit dem Einspruche Heinrich's und der mehr und mehr vorrückenden Nacht eine andere Stimmung zu kommen. Sprechen mußte er, das war ihm jetzt Lebensbedingung; aber die fast irrsinnige Aufgeregtheit machte der tiefsten Wehmuth und Zerknirschung Platz, und mit leiserer Stimme fuhr er fort, indem er mit der irrenden Hand durch die langen, spärlichen Haare griff, und einen scheuen Blick hinter sich und über die Oede der Wohnung warf:

„O es ist ein erbärmliches Leben, Heinrich Knispel! Es ist der Jammer und die Angst, und nicht der Rum, was mich faseln macht; — achte nicht darauf, Heinz! Weißt Du nicht, daß ich sie getödtet habe? Weißt Du nicht, daß ich ihr Mörder bin? Weißt Du nicht, daß ich sterben muß an den Gedanken an ihre Schönheit, Güte und Herrlichkeit?"

Heinrich Knispel hatte den Kopf schwer auf beide Hände fallen lassen; ein Seufzer entrang sich ihm, welcher aus tiefster Seele kam. —

„Und was soll aus dem Kinde werden?!"

„Sie sollten zu Bette gehen, Meister," sagte Heinrich, ohne aufzuschauen. „Im Sonnenschein sieht sich Alles besser an; ich hoffe, wir machen noch eine Prinzessin aus ihr, eine Prinzessin, die in Gold und Seide geht. Legt Euch zu Bett, Principal, es ist sehr spät oder vielmehr früh, auch ich muß heimgehen."

„Armes Kind, armes kleines Röschen," murmelte dumpf der Schauspieler. „O Hermine, Hermine, was soll aus unserm Kinde werden, wenn Du da droben nicht Dich ihrer annimmst?"

Das schwere Haupt des Redenden sank allmälig herab auf die Brust, die Augen schlossen sich, er schlief so ein, und seine gänzliche Hilf- und Haltlosigkeit trat dadurch noch greller und abschreckender hervor.

Knispel starrte ihn, in seine eigenen Gedanken versunken, wohl eine Viertelstunde lang an, bis eine Glocke in der Ferne schlug, und er, einem feisten, erschreckten Murmelthier gleich, auffuhr.

Er legte dem Schauspieler die Hand auf die Schulter: „Meister! Herr Wolke, wachen Sie auf!" Ein grunzendes Gestöhn antwortete ihm.

„Principal, so hören Sie doch."

„Geh zum Teufel, Hund!" schrie der Erwachte aufspringend. Er wußte weder, wo er sich befand, noch was er that. An beiden Schultern hatte er den entsetzten Knispel gepackt und schüttelte ihn mit einer Kraft, welche man seinen schwächlichen Armen nicht zugetraut haben sollte.

„Wer gibt Dir das Recht, mich zu wecken, wenn ich schlafen will? Sprich, Du feixendes Schmierkäsegesicht, willst Du aus dem Fenster, oder willst Du lieber die Treppe hinunter? Die Kehle schnüre ich Dir zu, Du Dickkopf!"

Der Paroxismus schüttelte den kranken Mann hin und her, und Knispel hatte genug zu thun, sich ihm zu entziehen, als plötzlich eine ängstliche Stimme das Gemach durch-

zitterte. Angreifer und Angegriffener drehten sich blitzschnell, und die Hände des Schauspielers ließen den Rockkragen Knispel's. In der offenen Kammerthür stand bleich, erschreckt, zitternd — Röschen Wolke im leichten Nachtgewand, und streckte die gefalteten Hände bittend aus:

„Papa! o lieber Papa!“

Der Schauspieler griff an die Stirn und zitterte fast noch mehr, als sein Kind.

„O lieber Papa, thue ihm Nichts zu Leide! Bitte, bitte!“

Mit welchen unbeschreiblichen Glotzaugen Heinrich Knispel die liebliche, zarte weiße Gestalt anstarrte! Wie der Schauspieler in den fernsten Winkel des Gemaches zurückwich!

„O Röschen —“ seufzte Knispel. „Erkälte Dich nicht, Röschen; es war nur Spaß.“

„Ja, es war nur ein Spaß,“ murmelte Wolke. „Geh' zu Bett Kind, — es thut mir Leid, daß wir Dich aufgeschreckt haben. Ich studirte nur eine neue Rolle an dem Jungen da.“

Das junge Mädchen schritt leise zu dem Vater hin: „Bitte, Papa, sei nicht böse, daß ich gekommen bin — ich habe wohl nur geträumt.“

„Ja, ja, Herz! Geh nur wieder in Dein Nestchen; der Heinz kann sich auch nach Haus packen, und ich will auch schlafen.“

Wie das Kind gekommen war, so verschwand es auch wieder, gleich einer holden, süßen Erscheinung, und Knispel trat wieder zu dem Schauspieler und sagte:

„Morgen früh komme ich zurück. Seien Sie ohne Sorgen, Principal, das Geld finden wir schon. Nun geben Sie mir den Hausschlüssel, damit Sie mich nicht die steilen Treppen hinunter zu begleiten brauchen; es ist genug, wenn Einer von uns Beiden den Hals bricht. Ich finde meinen Weg gut genug im Dunkeln.“

„Gute Nacht, Heinrich,“ sagte mit müder Stimme Emil Wolke. Noch einmal blickte ihn Knispel verstohlen an, dann ließ er ihn, wie es schien zweifelnd und mit geheimem Widerstreben.

„Schließt doch das Fenster, Meister!“ flüsterte er noch in der Thür. „Die Nachtluft und die Dünste des Grabens drunten taugen Nichts. Schlaft wohl, Meister.“

Jetzt hatte sich endlich die Thür hinter ihm geschlossen und man hörte, wie er vorsichtig draußen auf dem dunkeln Vorplatz nach dem Treppengeländer tappte. Es dauerte eine geraume Zeit, ehe die Hausthür erklang und Heinrich Knispel wohlbehalten in der Gasse angelangt war.

Der Schauspieler aber lehnte noch immer am Fenster. Der Nachtwind erfrischte ihn nicht; die funkelnden Sterne waren für ihn nicht da. Ihm war Alles finsterste Finsterniß, und schwül, schwül war die Luft, welche er athmen mußte.

Und es kam über ihn, daß er die Kunst geliebt und den goldnen Kranz der Ehre verloren habe; daß er sein Weib geliebt und es unsäglich elend gemacht habe, daß er sein Kind liebe und — — o, es kam über ihn in dieser bösen Stunde, wo Herz und Hirn betäubt waren, daß er ein jämmerlicher Schwächling, ein blutloser herzloser Feigling sei. Der Schweiß perlte ihm in großen Tropfen auf der Stirn; die Hand, mit welcher er sie trocknen wollte, zitterte mehr den je! Wieder suchte er die Flasche, in der dumpfen Ahnung, daß für ihn nur in dem Nichtwissen von sich und der Welt Ruhe zu finden sei; — wieder wankte er zurück zu dem offenen Fenster. O, wie schwül, schwül, wie gewitterschwül diese Nacht! . . . Er wußte nicht mehr, was er that, wo er sich befand; er war nur eine sich regende, aber geistlose Masse, welcher selbst der Instinkt des Thieres fehlte. Kein Fünkchen freien Willens mehr zwischen ihm und dem Richter — dem großen Richter! — —
— — — — — — — — — — — — —

Was schreckte Röschen Wolke in ihrem dumpfen Halbschlaf zusammen? Warum richtete es sich auf im unerklärlichen Schauder und Entsetzen?

„Papa, Papa! Lieber Papa!“

Nichts antwortete dem leisen Ruf des Kindes. Sie horchte — kein Laut — Dunkelheit und tiefste Stille umher — nur in weiter Ferne bellte ein Hund, rollte ein Wagen. Die große Stadt schlief, und der Vater schlief — schlief! —

Der Kopf des jungen Mädchens sank wieder zurück auf das ärmliche Kissen: „Er wird zu Bett gegangen sein — fort ihr bösen, häßlichen, schrecklichen Träume!“

Von Neuem schlummerte Röschen ein, und in dem andern Gemache erlosch die Lampe, und der kalte Lufthauch des nahenden Morgens zog scharf durch das offene Fenster. In diesem Fenster aber, auf der Brüstung war Blut, — Blut von einer verwundeten Hand, und der eine Flügel hing zerbrochen und aus

den Angeln gerissen herab. Zersplitterte Glasscherben bedeckten den Boden.

Ein Körper schlug nieder — es ist wohl eine halbe Stunde her — in den schmutzigen, schwarzen Canal, tief unter dem Fenster. Ein kurzer Todeskampf — der Schauspieler Emil Wolke war ein Spiel der moderhaften Fluth, welche seinen Leib langsam fortschob, in den breitern Flußarm hinein. Langsam, langsam trug ihn dieser weiter, unter dunkeln Brückenbogen hin, an den Häuserwänden hin, vorüber an den schwarzen Torf- und Holzkähnen. Jetzt vorbei an den Mauern des Königsschlosses, jetzt im tiefern Schatten einer Kirche weiter — langsam, langsam, aber unaufhaltsam, wie die ebenso trübe Fluth des Lebens den Lebendigen trug — weiter, weiter, jenem Pfeilerbau entgegen, welcher vor dem Austritt des Flusses aus der Stadt alles Das auffangen soll, womit die Stadt das reine Element besudelt und geschändet hat.

Erwache, Röschen Wolke! Es geht ein rother Schimmer über die Dächer. Goldner und goldner färben sich die ziehenden Wolken — der Morgen kommt, erwache, Röschen Wolke! Schon glüht Alles im Strahl der jungen Sonne! — Der Morgen golden und roth und lebenbringend ist gekommen! Was bringt er Dir, Röschen Wolke? — — — — — —

Das dritte Bruchstück.

Hell schien die Sonne in das Gemach, welches wir in der dunkeln Nacht betraten. Hoch stand sie am Himmel und stundenlang schon kämpfte die große Stadt um ihr täglich Brot, als Röschen Wolke noch immer im tiefen Schlaf lag. Ein verirrter Strahl der Sonne spielte um das nackte, rosige Füßchen, welches unter der Decke vorlugte.

Jetzt kam ein leises Pochen an die Thür, wurde aber lauter, als Niemand hörte und antwortete.

„Herr Wolke!"

Erwachend richtete sich Röschen auf.

„Papa, Heinrich ist da!"

Auch jetzt regte sich Nichts in dem Zimmer und schnell sprang das junge Mädchen von ihrem Lager, kleidete sich eilig an und sprang in das Wohngemach und blickte erstaunt umher. Das Bett ihres Vaters war leer und unberührt. Verwundert rief das Kind durch die Thür:

„Guten Morgen, Heinrich! Wo mag der Papa sein? Er ist nicht hier."

„Guten Morgen, Röschen!" schallte es zurück. „Ist er schon ausgegangen?"

„Ich weiß nicht, Heinrich. Ich bin eben erst aufgewacht durch Dein Klopfen und Rufen."

„Eben erst aufgewacht, Röschen? Langschläferin! . . . Aber . . . aber Röschen, die Thür ist ja von innen verschlossen, der Papa kann nicht ausgegangen sein."

Einen erschreckten Blick warf Röschen Wolke zurück, dann drehte sie schnell den Schlüssel und Knispel stürzte herein — sein Blick haftete auf dem zerbrochenen Fenster, und das Auge Röschen's folgte ihm. Beide Kinder stießen zu gleicher Zeit einen Schrei des Entsetzens aus.

„Was ist das? was ist das?"

Knispel's strohfarbene kurzgeschorene Haare strebten steilrecht in die Höhe, als er die Blutspuren in der Fensterbank und auf dem Fußboden erblickte; die Augen quollen ihm mehr als je aus dem Kopfe. Als er sich aus dem Fenster beugte, geschah das mit dem Gefühle, als werde er da unten etwas Schreckliches, namenlos Furchtbares entdecken; aber er erblickte Nichts. Ruhig schlich die grüngelbe Fluth in der Tiefe dahin, Reflexe des Sonnenlichtes spielten auf ihr, und nur eine todte Katze drehte sich grade unter dem Fenster langsam im Kreise. Röschen Wolke sah und hörte nicht mehr. Sie hatte ein dumpfes Bewußtsein, daß plötzlich viele Menschen, Männer und Weiber, um sie her waren — aber weshalb sie da waren und die Hände zusammenschlugen und durch einander sprachen, wußte sie nicht.

Jetzt waren auch Männer in Uniformen dazwischen, die Rumflasche wurde von dem Tische genommen, und Dinte, Feder und Papier darauf zurecht gelegt. Ein Herr, mit einem bunten Kragen auf dem Rocke, setzte sich und schrieb, fragte wieder und schrieb wieder. Andere Leute kamen und zeigten Zettel und verlangten Geld; und die Sonne stieg während dem immer höher am blauen Himmel.

Der schreibende Herr nahm jedesmal, wenn er das Röschen ansah, kopfschüttelnd eine Prise. Jetzt schien er fertig zu sein, denn er nahm seine goldene Brille ab und putzte sie sorgfältig mit seinem schönen, gelben, seidenen Taschentuche.

„Was soll aus dem jungen Mädchen werden, bis das Sachverhältniß klar ist?“ fragte er.

Da sprach Heinrich Knispel leise zu ihm, und der Herr sah anfangs sauer drein, nickte aber zuletzt.

„Liebes, liebes Röschen, jetzt geh mit mir, bitte!“ sagte Heinrich zu dem Kinde Hermine's.

Er nahm leise und zart ihre kalte, leblose Hand und zitterte dabei gleich einem Espenlaub. Er führte sie aus dem unheimlichen Gemache, welches die Fremden überschwemmt hatten.

„Er ist gefunden — angeschwemmt am Unterbaum,“ sagte Jemand auf dem dunkeln Vorplatze.

Schwindelnd, sinn- und herzverwirrt standen die Beiden jetzt in der sonnenhellen, lebendigen, geräuschvollen Gasse. — —

Heinrich Knispel sah jünger aus, als er war. Heinrich Knispel hatte schon viel erfahren im Leben, und seine kleine, glänzende, nichtssagende Nase in allerlei Dinge gesteckt, deren Kenntniß manchem Minister des Innern zu wünschen wäre. Obgleich er niemals über die Grenzmark seiner Vaterstadt herausgekommen war, so wußte er doch innerhalb dieses Kreises gut genug Bescheid.

Wohl hatte er schon öfters an jener gewaltigen Schleuse, welche den Fluß zwingt, das Verschluckte wieder herauszugeben, dem Auffischen jener häßlichen Zeugnisse unserer socialen Zustände beigewohnt. Den Selbstmörder und den Gemordeten, das verlorene Weib und das neugeborenen Kind hatte er unter den Stangen und Haken der Schleusenwärter auf- und niederschaukeln gesehen, hatte auch wohl die an's Land gezogene Leiche bis zu jenem niedrigen Nebengebäude der Anatomie begleitet, wo sie aufbewahrt wurde, bis irgend eine Menschenseele nach ihr fragte, oder bis sie, verlassen von der Welt, dem ewigen Proceß verfiel, welchen die Natur geht auf ihren geheimnißvollen Wegen in der Erzeugung des Lebendigen. Knispel wußte, wo sich Das befand, was, gestern Abend noch, der Schauspieler Emil Wolke war, deshalb schrie er:

„O Gott, ist das ein Traum oder nicht?“

Deshalb hielt er an dem nächsten Brunnen den Kopf unter den hervorsprudelnden kalten Strahl, zum Gelächter aller Derjenigen, welche nicht wußten, das Heinrich Knispel kein Gegenstand des Lachens und Spottes sei.

„O Principal, Principal! O Teufel, Teufel — ein so großer Künstler! O Himmel, i i ich wollte, Röschen, wir Beide schliefen ein und wachten erst wieder auf, wenn ein Jahr vorüber ist, oh, oh, oh Röschen, liebes Röschen!“

Da stand inmitten der eigentlichen Stadt ein großes, alterschwarzes Haus, welches vor ungefähr zweihundert Jahren der Generallieutenant van Hellen erbaut hatte, in einer Zeit, wo der Handel und Verkehr noch nicht diesen Theil der Stadt erobert hatten, wo es überhaupt hier noch keinen Handel und Verkehr, sondern nur Soldaten, finstere orthodoxe Theologen, gedrückte ängstliche Kleinbürger und einen strengen, wunderlichen König gab. An beiden Seiten des Thorweges dieses Hauses trugen zwei mohrenhafte, weibliche Personificationen des Mißmuthes mit verbissener Wuth den schwerfälligen Balcon, welcher sich vor den Mittelfenstern des ersten Stockwerks hinzog. Der untere Theil des Gebäudes war zu Läden eingerichtet. Durch diesen hohen Thorweg und die gewölbte Flur gelangte man auf einen großen Hofraum, in dessen Mitte der Brunnen sich befand, welcher durch sein Gekreisch so oft den Professor Homilius in seinen tiefsinnigen Speculationen störte, bis er sich an jenem ewig denkwürdigen Tage auf den Weg machte, das Lachen zu erlernen. Viele Treppen und Thüren führen auf diesen Hof, auf welchen hinaus auch die Fenster des Redactionsbureau des Chamäleons schauen; und wenn in dem Vorderhause mancherlei Geschöpfe sich eingenistet haben, so ist in den Hintergebäuden ihrer Zahl Legion. Nicht Jedermann kann es erschwingen, so viel Miethe zu zahlen, als er wohl möchte!

Auf der Flur dieses Hauses langten Heinrich und Röschen in demselben Augenblick an, als ein elegantes Cabriolet, welches ein junger hübscher Mann sehr geschickt lenkte, ebenfalls in den Thorweg einfuhr und die beiden Kinder zwang, sich dicht an die Wand zu drücken.

Hugo van Hellen hieß der Lenker des stattlichen, stampfenden, schnaubenden Pferdes. Einen flüchtigen Blick warf er auf das junge, bleiche Mädchen und den wunderlichen Begleiter, dann warf er den Zügel dem kleinen Bedienten zu und sprang die breite Treppe hinauf.

„Nun gib mir Deine Hand — ach, sie ist so kalt — Du weißt, Röschen, nun müssen wir hoch hinauf,“ sagte Knispel und so schritt

er quer über den Hof als der Beschützer des schönsten Mädchens der großen, großen Stadt.

Wahrlich ging es hoch hinauf, im rechten Flügel der Gebäude, durch ein ohrenbetäubendes Gewirr von Tönen und Klängen der verschiedenartigsten Beschäftigungen — hoch, höher bis zur höchsten Höhe. Mühe kostete es auch dem Heinrich, ehe er das Schlüsselloch seiner Thür fand; aber war es auf dem Gange dunkel, so war es desto heller in dem seltsamen Aufenthaltsort, den er sich zurecht gemacht hatte und wohin er das Röschen führte.

Fast geblendet wurde das Auge durch den Glanz des Tages, welcher ungehindert durch das schlichte Dachfenster fiel, das mit dem Fußboden einen beinahe spitzen Winkel bildete. Was eine Künstlernatur nur aufbieten konnte, war aufgeboten, das Gemach zu schmücken und zu verschönern. Die weiße Kalkwand war mit unendlichen Sternen, Rosetten und Nachahmungen von Thier- und Menschengestalten, ausgeschnitten in buntem Glanzpapier von allen Farben, überklebt, daß das Auge von dem Wirrwarr fast schwindlig wurde. An der Thür waren einige Drahtsaiten künstlich über zwei Brettchen gespannt und an Pferdehaaren hingen darauf drei bis vier Stückchen eines thönernen Pfeifenrohrs herab, welche beim Oeffnen oder Zuschlagen der Thür ein anmuthiges Geklimper hervorbrachten — höchlichst ergötzlich dem Anfertiger und Erfinder dieses genialen Musikinstruments. In dem spitzen Winkel neben dem Bett stand ein Koffer, in welchen wir lieber nicht hineinsehen wollen; seine äußere Erscheinung war brillant, denn Heinrich hatte ihn selbst bemalt. Dieser Koffer diente zugleich als Sessel, wenn die beiden Stühle und das Bett besetzt waren. Ueber dem Bett hielt sich auf einem kleinen Brette ein einzelner Theil eines Theaterlexikons auf, ein Exemplar des Don Carlos und ein sehr zerlesenes Buch: Knallerbsen, oder: Du sollst und mußt lachen! — Anekdoten von Schulze und Müller, Louis Napoleon, Manteuffel, Saphir, Rossini, Napoleon dem Großen und Friedrich dem Großen. Außerdem befand sich noch auf diesem Brett eine Manuscriptrolle, die blutdürstigen Worte enthaltend, welche der große Mime Maulbrecht in den Räubern grimmig hervorzustoßen hatte. Heinrich Knispel war berufen, diese Worte dem Publicum zum Besten zu geben, als den großen Mimen kurz vor dem Auftreten das Delirium tremens packte, — Heinrich Knispel trennt sich bis an den Tod nicht von seiner Rolle! Ein Exemplar der Polizeiordnung gab es auch in dieser originellen Bibliothek, und Knispel hatte als ein gewiegtes Mitglied und „ausgetragenes Kind" der menschlichen Gesellschaft seinen Daumen auf mehreren Blättern des inhaltvollen Schriftstückes abgedruckt. Worauf fällt der Mensch nicht, wenn ihm der Vollmond auf das Kopfkissen scheint und er nicht einschlafen kann? —

Ein kleiner Ofen, dessen dunkle Höhle jetzt als Speisekammer diente, und welcher eine Spirituslampe sammt einigem Blechgeschirr trug, stand neben der Thür. Kleistertöpfe, Farbentöpfe, Papptafeln, bunte Papierschnitzeln und ähnliche Gegenstände bedeckten den Tisch. Auf dem dreibeinigen Schemel lag die Geige, welche der Heinrich in so manchem Vorstadt-Tanzsaale strich. Vier Vogelbauer hingen an den Wänden, und ihre kleinen Insassen begrüßten das Röschen und ihren eintretenden Lehrmeister mit einem lustigen Auszwitschern dessen, was sie von dem Letztern gelernt hatten.

„Da wären wir!" sagte der Herrscher dieser wunderlichen Welt und setzte das kleine ärmliche Bündel, welches Röschen's Habseligkeiten enthielt, nieder, und schob dem jungen Mädchen den besten Stuhl hin, den er aufweisen konnte. Die Geige legte er vom Schemel auf das Bett, fiel selbst auf den Schemel nieder, nahm seinen strohgelben Haarwulst zwischen beide Fäuste und so — brachen beide Kinder in ein lautes Weinen aus. — So saßen sie den ganzen Tag! — nicht im eigentlichen Nachdenken über das, was geschehen war, sondern im dumpfen, schmerzvollen, wirren Brüten, einen Zustand des Halbtraumes, wie ihn ein urplötzliches Unglück über den Menschen bringt.

Und das Abendroth verglomm, und die Sterne kamen hervor; da kam über den Knispel ein absonderliches Gesicht. Die todte Hermine schwebte wie ein weißer Schatten im Mondlicht heran, hob die Hand, als mahne sie ihn an ein Versprochenes, und energisch nickte Heinrich und schluckte krampfhaft seine Thränen hinunter; und gleich dem Schatten eines Nachtwandlers schritt Emil Wolke, der Schauspieler, über die Dächer und glitt dunkel der todten Hermine nach.

„Nun schau einmal auf, Röschen!" sagte Heinrich Knispel leise. „Es wird Nacht, nun will ich gehen und Du sollst einschlafen. Was

hier zu finden ist, damit kannst Du machen, was Du willst! Du mußt Dich heute begnügen — morgen wollen wir für Alles sorgen."

„O Heinrich, Heinrich!"

„Na, na, ach weine nicht so, liebes Röschen — hier sind die Vögel, die werden Dich morgen früh wecken; eine weiße Maus werde ich Dir auch mitbringen, und wenn Du eine Schildkröte haben willst, so groß wie Deine Hand, so brauchst Du es nur zu sagen —"

„O Heinrich —"

„Hier ist der Glockenzug," sagte Knispel und holte aus dem Winkel eine Blechröhre mit einem Mundstück. „Ein Sprachrohr! Schau mal meinem Finger nach, dort, siehst Du jenen Giebel im Mondschein, vor welchem das Dach hinläuft? Paß auf, da wohnt Fritz Motte, welcher die Clarinette bläst, da werde ich diese Nacht bleiben. Paß auf! Mo o otte! Mo o otte!"

Eine Gestalt erschien auf den Ruf in dem erwähnten Fenster und stand im nächsten Augenblick weitbeinig auf dem Dach, und schwang eine schwarzweiße Fahne im Mondschein.

„Siehst Du, da ist er, Röschen! Du bist nun wie eine Königin und hast zwei Hofmarschälle, welche dem Teufel die Nase grün färben, wenn Du es verlangst. Klingle nur, wenn Du mich brauchst. Jetzt aber muß ich nach dem Kolosseum und Tänze kratzen. O Gott, Gott! O Röschen, Röschen; ich wollte —"

Und seine Geige aufgreifend, stürzte Heinrich Knispel davon, die Treppe hinunter auf die Gasse, und Röschen Wolke blieb mit ihrem schmerzenden Herz und Kopf allein zurück.

Durch Mondlicht und Schatten der Nacht und viel Getümmel der Straßen galoppirte Heinrich, die Geige unter dem Arm, und rechnete im Laufen an den Fingern:

„Kolosseum macht acht — Elisium macht sechzehn — Walhalla macht einen Ganzen — Cigarren nur geraucht, wenn sie geschenkt sind — Donnerhalloh — Vogelabrichten — Botenlaufen — jetzt wird's mir erst klar, daß ich schon lange ein reicher Kerl sein könnte! — O Röschen, Röschen — macht vier — macht acht — o Principal, so ein großer Künstler — macht sechzehn — bon, 's wird eine nette Sparbüchse, Frau Hermine! Vierspännig soll sie fahren, Frau Hermine!"

So trabte der Heinrich über den Naschmarkt und schwang die Mütze zum Monde empor:

„Voran Heinrich, Henri, zeig, daß Du ein ganzer Kerl bist; hungere und durste und sammele Schätze auf Erden, hurrah!"

Herr Hugo van Hellen aber, auf dem Divan liegend, die Hände unter dem Kopfe, die Beine der Decke entgegengestreckt, zerkaute in diesem Augenblick eine Havannahcigarre über den Gedanken an einen sehr übel angewandten Tag.

„Zum Teufel, wer mochte das niedliche Frauenzimmer sein, welches der drollige Kauz heute Morgen mit sich schleppte? Ah bah — ah — oh —"

Das Blut schoß ihm, seiner verrückten Lage wegen, dabei immer mehr in den Kopf, und er fuhr erst nach einer Stunde mit einem ärgerlichen Ausruf empor, als er sich noch im tiefsten Dunkel wiederfand, und nach der Glocke auf dem Tische suchen mußte, um nach Licht zu schellen.

Der Herr von Jüdenberg, welcher dann kam, um ihn in seinem Wagen irgend wohin mit sich fortzuführen, geht mich nicht das Geringste an!

Das vierte Bruchstück.

Wer kann es wenden?

Die halbe Nacht bin ich an dem linken Ufer des großen Flusses auf- und abgegangen und habe darüber nachgedacht: wer es wohl wenden könne?

Wer kann es wenden? Wer kann es wenden?

Der weiße Genius des Todes lehnt sich über den Gräbern, um welche diese Geschichte sich aufrankt, traurig auf seine umgestürzte Fackel.

Es ist lange vorbei, und Nichts mehr daran zu ändern!

Ist nicht das menschliche Leben wie die Anordnung der Tausend und Eine Nacht, wo eine Geschichte immer die andere einschließt, und wo der Henker, der Tod mit dem Richtschwert hinter dem Vorhang lauscht und den Wink des Gebieters erwartet?

Grinse nur, laß nur die blanke Klinge funkeln; wir reiben doch die Wunderlampe und den Zauberring, und die dienstbaren Geister erscheinen; Luftschlösser und Zaubergärten bauen sich auf und schwinden wieder.

Wer konnte es wenden?

Schau, dort steigt der Mond empor! Ach, wie er in seliger Frechheit und vollwangiger

Gleichmüthigkeit herablächelt auf das arme Geschlecht der Menschen!

Wer konnte es wenden?

Die halbe Nacht schritt ich durch die Weidengebüsche und sah die Fluth dunkel zur Seite fortschießen, dem Weltmeere zu, und heim kam ich mit den Worten des griechischen Tragikers auf den Lippen:

Wir sollten bei der Feier des Gelag's
Das Haus bejammern, wo ein Kind das Licht
Der Welt erblickte; denn wie mannigfaltig sind
Des Lebens Uebel! Doch wer durch den Tod
Die schweren Mühen nun geendet hat,
Dem sollten Freunde freudig segnend folgen.

Im Kolosseum erstickten die Musikanten auf ihrer Tribüne fast im Dunst und Qualm, die Kronleuchter erloschen fast; aber drunten im weiten Saal wirbelte und drehte es sich fort und fort, sinnverwirrend, sinnbetäubend.

Nur noch mechanisch strich Heinrich Knispel, mit fast erlahmter Hand, seine Geige, und Mancher der Kameraden blies mit geschlossenen Augen in sein Instrument. Kreischende, wilde Stimmen übertäubten das Gegrunze des großen Basses, und selbst die Pauke übertönte nur zeitweise dumpf den Lärm.

Immerzu, immerzu! Krankheit, Arbeit, Noth, Schande — wer denkt daran? Wer kümmert sich um das drohende „Morgen?" Immerzu, immerzu, bis das Auge nicht mehr sieht, das Ohr nicht mehr hört, bis in übermäßiger Erschöpfung alle Glieder versagen.

Noch ein Aufflammen der wilden Lust; dann urplötzliches Zusammensinken. Die Gasflammen erlöschen, bis auf wenige hier und da zerstreute Lichter. Zerstreute Lichter, daß die Schwindelnden den Weg nicht verlieren, daß die Polizei sehen und aufmerken kann.

Vorbei!

Stöhnend, fluchend, gähnend packten die Musikanten in ihrer Höhe ihre Instrumente zusammen und stiegen auf dunkeln Hintertreppen hinab in dunkle, übelduftende Höfe und gelangten durch schmutzige Hinterthüren in die dunkeln, schmutzigen Gassen, wo der Schnee zerfahren und zertreten war.

Es war bitterkalt; matt leuchteten die weißen Dächer durch die Nacht, und es drohte noch mehr Schnee. Knispel war der Letzte, welcher, die Geige unter dem Arm, auf die Straße hinausgelangte.

„Drei Uhr!" seufzte er. „Ach, meinetwegen hätte es bis an das Ende der Welt fortgehen können. O Gott, es ist mir Alles einerlei."

Am nächsten Brunnen setzte er den Schwengel mechanisch in Bewegung und hielt seiner Gewohnheit nach den Mund an die Röhre, den im Laufe der Nacht verschluckten Tabacksqualm und Staub so gut als möglich hinunterspülend, ehe er seinen Weg fortsetzte.

Zwei Jahre waren vergangen, seit er das verwaiste heimathlose Röschen in seiner wunderbaren Dachkammer untergebracht. Jetzt wohnte es schon lange nicht mehr darin.

Als der Knispel vor seiner Thür ankam, regte sich schon manches Zeichen des Lebens wieder in den Hintergebäuden des großen Hauses. Eine Mädchenstimme war wach, und ein Hammer erwachte so eben und klopfte lustig herum an einer Wiege, die heute auf jeden Fall fertig werden mußte.

Der Morgen war da, aber das Vorderhaus hatte noch einige Stunden der Ruhe vor dem Hinterhause voraus. Das war sein Privilegium. Es erwachte erst, als Knispel seit geraumer Zeit schnarchte und die Zappelpolka im Traume weiterspielte. Allmälig schüttelte nun auch es den Schlummer ab; die Läden öffneten sich, Besen und Federwedel waren lustig im Gange; Diener und Mägde rannten und klapperten treppauf, treppab, oder begrüßten sich auf den Vorplätzen. Aus den Zimmern Hugo's van Hellen klang ein silbernes Glöckchen; aber auch Hugo van Hellen wohnte nicht mehr in diesen Zimmern, nicht mehr in diesem Hause, welches ihm nicht mehr gehörte. Er war ja in der weiten Welt, Niemand wußte wo, und das silberne Glöckchen stand auf dem Nachttischchen der reichen Banquierswittwe, welche hier eingezogen war, nachdem die Gemächer lange genug leer gestanden und in den Zeitungen ausgeboten waren.

In dichten, undurchdringlichen Nebel eingehüllt erschien der neue Tag, der Schnee in den Gassen verschlang jeden Laut, und alles Leben der großen Stadt glich nur einem unbestimmten Schattenspiel.

Gestern Abend war eine große Gesellschaft bei der reichen Wittwe versammelt gewesen. Man hatte gegessen und getrunken, Fräulein Clotilde hatte gesungen, und ein berühmter Virtuose hatte sie auf dem Flügel begleitet; zuletzt — gegen Mitternacht — hatte man

philosophirt und Geistergeschichten erzählt und von Hugo van Hellen gesprochen. Das letztere Thema ließ man jedoch als ein zu unheimliches bald genug fallen, zumal der Herr von Jübenberg, welcher am meisten davon hätte wissen können, hartnäckig schwieg. Die Gesellschaft trennte sich in der Stimmung, in welcher sich eine Gesellschaft, die so viel Musik gemacht, Unsinn geschwatzt und Geld verloren und gewonnen hatte, zu trennen pflegt. Noch war das Fortepiano geöffnet, noch standen die Sessel um die Spieltische, noch lagen zerstreute Spielkarten auf dem Fußboden umher, und grau schaute der Morgen durch die niedergelassenen Fenstervorhänge in die Gemächer, die einst Hugo van Hellen bewohnt hatte, wie er in das schiefe Dachfenster Heinrich Knispel's lugte.

Der Musikant hatte sich angekleidet auf sein Lager geworfen und lag noch immer im unruhigen Traume, ängstlich bewegten sich seine Hände, abgerissene Worte und Sätze kamen aus seinem Munde:

„O Röschen, Du solltest es nicht thun — o bitte, bitte, liebes Röschen! — — Frau Hermine, Frau Hermine, o Gott, Gott — zürnt nicht — wer kann es wenden? — — Thue es nicht, Röschen, ich will auch — das Wasser, das Wasser — hier, hier — Jesus — er ist todt — Röschen ist todt, Röschen Wolke — O Frau Hermine, O Röschen Wolke!“

Der Schläfer richtete sich mit einem Angstruf in die Höhe. Die Thür seiner Stube hatte sich geöffnet, in der grauen kalten Morgendämmerung stand eine Gestalt regungslos vor ihm, und er starrte sie an, mit weit offenen Augen und gesträubten Haaren.

Manche hatten den Schatten gesehen, welcher durch das Haus Van Hellen glitt, über den Hof, den Schatten, der jetzt vor dem Bette Heinrich Knispel's stand. Niemand hatte ihn anzureden, aufzuhalten versucht. Sie hatten sich Alle vor ihm gefürchtet und waren scheu zur Seite gewichen, als er in den großen Thorweg aus dem Nebel hervortrat, über den Hof schlich und langsam, langsam die Treppe hinaufstieg, im Hinterhaus.

Noch immer bimmelte an Heinrich Knispel's Thür das Glockenspiel, wie vor Jahren; aber es klang diesmal häßlich, ironisch, fast wie bitterer Hohn, nicht wie gewöhnlich nur naiv, abgeschmackt und dumm.

Und die Schattengestalt sank jetzt langsam in sich zusammen und kniete nun auf dem Boden, und Heinrich stand auf den Füßen und schrie:

„Röschen Wolke?! Du? Du? o Röschen Wolke, Röschen, bist Du es? Wo kommst Du her?“

„Weiß nicht, Heinrich — mir ist so kalt, und geträumt habe ich so lange, lange.“

Wie ein Besessener fuhr Heinrich Knispel umher, steckte, was ihm von brennbaren Gegenständen in die Hände kam, mochte es sein, was es wollte — in seinen Kanonenofen.

„O Röschen, gleich soll das Feuer brennen! o liebes Röschen, nun bist Du wieder da — nun ist Alles wieder gut — wie sind Deine Hände so kalt — jetzt schließe ich die Thür zu und die ganze Welt ab, o weine nicht, weine nicht, Röschen — was kümmert uns die Welt da draußen?“

„Wenn es nur nicht so dunkel wäre, — ich habe die Sonne so lange, lange nicht gesehen, Heinrich, und meine Mutter auch nicht; — es ist ein großes Wunder, daß ich in der Nacht den Weg nicht verloren habe. —“

„O Röschen, die Sonne wird wiederkommen; horch, nun brummt das Feuer! Weißt Du, nun sollst Du Dich auf's Bett legen und ich will einen Kaffee brauen, derweilen Du Dich wärmst. Du weißt, ich verstehe es.“

„Venedig ist eine schöne Stadt, aber man muß immer in schwarzen Kähnen fahren, die sehen aus wie die Särge; es ist da so viel Wasser, und im Wasser ist auch mein Vater umgekommen. Ich habe so viel weinen müssen in Venedig, Heinrich.“

„Ach Röschen, laß das Venedig! Wie Du noch ein ganz kleines Kind warst und ich ein kleiner Bursche, habe ich Dich oft mit zu Bette gebracht, das will ich nun wieder thun.“

Und zart und sanft hob der Musikant, wie eine Mutter ihr Kind, die Unglückliche vom Boden auf und legte sie auf sein Bett. Er zog ihr die nassen, zerfetzten Schuhe aus, er hüllte ihr seinen Rock um die eisigen Füße und sie ließ Alles willenlos mit sich geschehen. Sie trank auch von des Heinrich's vortrefflichem Kaffee und versank dann in einen tiefen, tiefen Schlaf, aus welchem sie erst gegen Abend erwachte. Den ganzen Tag, während sie schlief, saß der Musikant und hielt fest die Augen auf sie gerichtet. War sie es denn

wirklich? Es war ihm so weh um's Herz, und alle Augenblicke mußte er sich an der Nase zwicken und sich die Stirn reiben, um die Ueberzeugung nicht zu verlieren, daß er wirklich noch der Heinrich Knispel, der Musikante sei und die Kranke, Bleiche da auf seinem Lager das kleine Röschen Wolke, welches ihm einst die Frau Hermine anvertraut hatte.

Wer konnte es wenden!

Gern hätte der Knispel sich vom Gegentheile überzeugt, aber er brachte es nicht zu Stande, wie er auch grübelte den ganzen langen, lieben Tag hindurch aus der grauen Morgennebeldämmerung bis in die nebelhafte Dämmerung des Abends, bis die hohen Spitzbogenfenster der katholischen Kirche sich zur Abendmesse erleuchteten und ihren Schein über die weißen Dächer warfen, bis Röschen Wolke erwachte, als die Orgeltöne und der Gesang leise herüberdrangen.

Sie richtete sich auf und horchte. Dann faßte sie die Hand Heinrich's.

„Nun ist mein armer Kopf wieder klar," sagte sie. „O Heinrich, ich habe gesündigt, schwer gesündigt und bin gestraft — unsäglich gestraft. Der gute Gott verzeiht, wenn er gestraft hat: Heinrich, Du mußt mir auch verzeihen! Sag' mir, daß Du mir verzeihst, sonst kann ich nicht sterben, und ich möchte so gern sterben. O Heinrich, gegen Dich habe ich am schwersten gesündigt; schwerer als gegen mich und Gott."

„Nein, nein, Du hast Nichts gethan gegen mich; ich bin nur zu dumm gewesen, ein zu großer Esel und Pinsel und habe mich abfassen und auf dem Schub zurückbringen lassen, weil ich keinen Paß hatte und kein Geld und nur die Geige. Jeder Andere hätte ihnen ein Schnippchen geschlagen und wäre durchgekommen und hätte Dir folgen können bis an der Welt Ende und hättest nicht weinen dürfen da unten am Südpole, wo es so heiß ist, daß die Menschen ihre Häuser am liebsten in's Wasser bauen, weshalb da auch kein Mensch, wie ich, in einem Keller geboren werden kann. Gib Dir also gar keine Mühe weiter, Dich zu quälen. Heute schreiben wir den zwanzigsten Februar, da ist es nun bald vorbei mit dem Winter; ich habe Dich wieder, die andere Welt geht uns Nichts an und Du sollst einmal sehen, wenn es erst wieder Frühjahr ist und Sommer und Alles grün ist, so wird es Dir auch sein, als ob Du nur geträumt habest. Du kannst glauben, mir ist schon ganz so!"

Röschen Wolke antwortete nicht. Sie hatte das Gesicht weggewandt von dem Sprechenden und es in den Kissen vergraben. Heinrich Knispel vernahm Nichts als ihr leises Schluchzen, welches nun auch ihn in ein bitterliches Weinen ausbrechen ließ. So überhörten Beide ganz und gar ein Klopfen an der Thür, welche sich nun öffnete und eine Gestalt einließ, welche in der Dunkelheit weiter nicht zu erkennen war, die aber mit einer ehrlichen, rauhen Stimme „guten Abend" sagte, weshalb der Musikant auch sogleich aufsprang, mit dem Aermel über die überströmenden Augen wischte und rief:

„Herr Lieutenant Ringelmann! Guten Abend, Herr Lieutenant."

„Da bin ich!" sagte dieser Herr Lieutenant Ringelmann und präsentirte sich, als Knispel mühsam seine Lampe angezündet hatte, als ein alter, militärisch aussehender Herr, mit grauem Schnauzbarte, und gekleidet in einen dunkelblauen bis an die Knie zugeknöpften Rock.

„Ich wollte sie mitnehmen!" sagte der Lieutenant, setzte sich auf den Stuhl, welchen Heinrich so eben verlassen hatte und brummte ein: „Oh, oh, oh!" als er das Röschen in seinem Elende erblickte.

„Wie? wo? was?" rief Knispel. „Wen mitnehmen? Ich —"

„Das Röschen — Röschen Wolke — Hallunke! — Na, na, nicht wüthend werden, Musikante, 's ist schon Alles recht — hab' ich etwa Dich gemeint, he? — — Hält eine Droschke da unten vor der Thür, hier ist ein dicker Mantel von der Alten für das Röschen! — — Eingewickelt — Treppe hinunter — holterdipolter — 'nein in den Räderkasten, vorwärts alte Mähre — Bonifaciusvorstadt, Grüngässel Nummer Sechs — Alles in Ordnung, — abwarten und Thee trinken!"

Der Lieutenant Ringelmann hatte den kleinen Hugo van Hellen oft genug auf den Armen getragen. Er war der Freund und Waffengenosse seines Vaters, des Majors van Hellen, gewesen. Er konnte wahrhaftig Nichts dafür, daß der Bengel ein „Lump" und eine „Canaille" geworden war.

„Nicht weinen, kleines Röschen, kleines

Fräulein Rosalie," sagte er. „Donnerwetter, ich werde doch dafür sorgen, so viel an mir liegt, daß ein alter Kamerad, der lange genug im Grabe umgedreht gelegen hat, endlich einmal wieder auf dem Rücken zu liegen kommt? Na nu, fängt der Musikante auch noch an zu heulen und zu musiciren. Schwerenoth, hätte die Alte nicht den lahmen Fuß, wahrhaftig, ich wäre schön zu Hause geblieben und hätte sie geschickt, als der Laffe, der Jübenberg, vor einer Stunde angefahren kam und bewies, daß doch noch nicht ganz Hopfen und Malz an ihm verloren sei und erzählte, die Rosalie sei wieder da; er habe sie gesehen gestern in der Nacht, und sie habe weder Haus noch Hof —"

„Holla," schrie hier Heinrich Knispel. „Hören Sie, Herr Lieutenant, etwas sind Sie doch schief gewickelt! Hier ist das Röschen Wolke und hier bin ich, Heinrich Knispel, meines Zeichens ein Bummler und Musikant, der auch Vögel abrichten kann und noch mancherlei, was bezahlt wird, und so lange ich noch da bin, ist auch noch Einer da, welcher, welcher, na ja, welcher — da — ist und"

„Schon Recht, mein Junge; aber Du bist ein Esel und die Alte hatte ganz Recht, wenn sie meinte, das Röschen wäre am besten in der kleinen grünen Stube aufgehoben, vor welcher der Kirschbaum steht. Also — Muth gefaßt, Röschen — Bonifaciusvorstadt, Grüngässel Nummer Sechs — abgemacht! Keine Widerrede, Ihr verdammtes Volk, Ihr widerspenstigen, widerborstigen, widerhaarigen Creaturen!"

Der Alte redete sich allmälig in eine große Aufregung hinein, denn er sah schon ein, daß es ihm noch große Anstrengungen kosten würde, viel Beredtsamkeit und süße Worte, viele tröstende, ermahnende, aufmunternde Vorstellungen. Endlich siegte er. Eine Droschke fuhr hervor aus dem großen Thorwege des großen Hauses, welches einst der Familie van Hellen gehört hatte, und darin saßen der Lieutenant Ringelmann mit dem Röschen und dem Knispel. Es war sehr warm geworden, und ohne daß es regnete, plätscherte und goß es doch in Strömen von den Dächern; man merkte es gar wohl, daß der Winter nicht lange mehr seine Herrschaft behaupten werde.

Gegen neun Uhr hielt der Wagen in der Bonifaciusvorstadt vor einem kleinen Hause, aus dessen niedrigen Fenstern der Lichtschein gar hübsch und einladend durch das Gezweig des kleinen Gartens, welcher sich davor hinzog, leuchtete. —

Das letzte Bruchstück.

Es war eine schöne Nacht, eine Frühlingsnacht voll Mondschein und Blüthenduft. Auf der Straße erklang ein Lied, welches heimkehrende junge Fabrikarbeiter angestimmt hatten, und in weiter Ferne die abgerissenen Musikklänge eines öffentlichen Gartens dazwischen. Die Grillen zirpten im Grase, und Käfer und Nachtschmetterlinge summten und umflatterten geheimnißvoll Busch und Baum.

In der Bonifaciusvorstadt hatte das Mauerwerk noch nicht alles Grünende und Blühende verschlungen, wenn es auch auf dem besten Wege dazu war, da ja noch viel weiter hinaus schon die Gegend von einem Netz imaginärer Straßen, Plätze, Kirchen, Rath- und Krankenhäuser und Gefängnisse überspannt war. Arme Leute oder zurückgezogene Kleinbürger wohnten in der Bonifaciusvorstadt, Schenken, Kaffeehäuser, Vergnügungslocale für die untern Volksclassen gab es hier im Ueberfluß. Still, sehr still an den Wochentagen, den Tagen der Arbeit, war es hier laut und sehr lebendig an den Sonn- und Feiertagen.

Das Haus des Lieutenants Ringelmann unterschied sich in keiner Weise von seinen Nachbarn. Es war zwei Stockwerke hoch, die Fensterscheiben waren spiegelblank und glitzerten im Mondschein wie Silber, die Läden waren grün, ein kleiner Garten befand sich an der Vorderseite und ein größerer an der Hinterseite.

Die Hausthür stand offen und ein blendendweißer Spitz hielt Wacht auf der Schwelle; ein großer schwarzer Kater ging eben leise und bedächtig die Treppe hinauf in das obere Stockwerk. Eine ältliche Frau stand mit untergeschlagenen Armen in der Küche vor dem Herde und blickte nachdenklich in das zusammensinkende Feuer. In dem Garten hinter dem Hause standen in dem weißen Mondschein, welcher auf dem reinlichen Kieswege lag, zwei Männer, eben so tief in Gedanken, wie die alte Haushälterin am Herde.

„Es wird morgen einen schönen Tag geben," sagte endlich der Lieutenant Ringel-

mann. „Die weiße Rose hier sieht auch aus, als ob sie noch in dieser Nacht aufbrechen wollte."

„Ja, es wird morgen einen schönen Tag geben," sagte Heinrich Knispel der Musikant, und dann schwiegen Beide wieder.

Durch das Laubwerk des Kirschbaums, dessen Krone grade vor dem Fenster des kleinen grünen Stübchens im zweiten Stock sich ausbreitete, schien auch der Mond, und wie die Blätter und Blüthen leise erzitterten, so bewegte sich auch das zierliche Schattenspiel auf dem Fußboden des grünen Stübchens und auf der Bettdecke Röschen Wolke's, welche still, regungslos, mit weit offenen Augen und gefalteten Händen dalag auf ihrem Lager. Das Röschen hatte so viel Zeit zu sinnen, und jetzt legte es die magere, durchsichtige Hand an die Stirn und sann nach über ein altes Lied, welches einst die Mutter gesungen hatte. Endlich fand sie es und auch die trübe Melodie kam ihr wieder:

Es hat geschneit die ganze Nacht,
Bis an den grauen Morgen;
Es hielt 'ne traurige Todtenwacht
Mein Herz in Noth und Sorgen.

Sie bewegte die Lippen, aber es kam kein Laut darüber:

Es hielt mein armes Herze Wacht
Wohl über der todten Liebe;
Es hat geschneit die ganze Nacht,
Bis an den Morgen trübe.

Ja gestern war die Erd' so grau,
Die Welt war abgestorben;
Nun legte das Tuch die Leichenfrau,
Man merkt nicht, was verdorben!

Wie kam sie darauf in der wonnigen Frühlingsnacht? Ach, sie war krank, krank zum Sterben. Sie griff in das Schattenspiel der zitternden Blätter auf ihrer weißen Decke und lächelte, und dann kam ihr ein anderes Lied, eine andere Weise:

Die Nacht, die Nacht ist still und mild,
Nun kommt der Morgen bald!
Mein Herz, mein Herz ist krank und wild, —
So reit' ich durch den Wald.

Und neben mir und hinter mir,
Und vor mir drängt das Heer;
Aus Blut und Flammen kommen wir,
Es rasselt Schild und Speer.

Ja gestern in der blut'gen Schlacht,
Im hellen Sonnenschein;
Da hat mein Herze wohl gelacht,
Da mocht' gesund es sein!

Sie schloß die Augen, als sie die Lippen weiter bewegte:

Die Nacht, die Nacht ist still und lind,
Im Osten wird es licht,
Die Stirne küßt der Morgenwind,
Das Herz, das Herz zerbricht!

Als der Mond hinter die Bäume herabgesunken war, und Dunkelheit das Gemach angefüllt hatte, schlief das Röschen schon längst wieder und erwachte auch nicht, als die Haushälterin noch einmal vorsichtig den Kopf in die Thür steckte und nach dem Lager der armen Kranken hinhorchte.

Und brunten vor der Hausthür nahm der Musikant Abschied von dem Lieutenant, der dann auch zu Bett ging, wie die alte Marianne und der weiße Spitzhund. Nur der schwarze Kater trieb noch sein Wesen und saß zuletzt oben auf dem Giebel des Daches, und putzte sich ruhig und selbstzufrieden den Schnauzbart und hielt nur von Zeit zu Zeit aufhorchend ein. Die braune Wanduhr in der Hausflur pickte fort und fort und schwang ihren Pendel hin nnd her; sonst war Alles stumm und still die ganze Nacht hindurch, und die ganze Nacht hindurch wurde es auch für keine Zeit ganz dunkel, sondern es blieb stets eine halbe Dämmerung, so daß der Heinrich recht gut seinen weiten Weg nach Hause finden konnte.

Er fand ihn aber sehr schlecht und schwankte hin und her, gleich einem Betrunkenen und murmelte:

„Und ich habe sie lieb, lieb, lieb! und sie stirbt! O Frau Hermine! o Frau Hermine! Ich wollte, ich wäre ein schlechter Mensch und hätte mich dem Trunke ergeben, wie der Principal, der kein schlechter Mensch war, sondern ein großer Künstler und sehr klug, und welcher sehr wohl wußte, was dem Menschen am besten ist! O Röschen Wolke, wenn Du stirbst, — und Du willst sterben — so — — o Röschen, liebes Röschen."

Er begegnete gottlob auf seinem Wege wenigen Menschen, und die wenigen, welche ihm entgegen kamen, wichen ihm scheu aus. So erreichte er glücklich seine Wohnung, kroch aber nicht in sein Bett, sondern stieg in die Brüstung seines Fensters, wo er sich niedersetzte, die Knie bis an das Kinn in die Höhe zog, mit großer Geschicklichkeit so sich auf einem Körpertheile, welchen Goethe nennen darf, ich aber nicht, drehte, wodurch er die wieder losschnellenden Beine auf das Dach

brachte. So blieb er sitzen, das Haupt auf die Knie gelegt, und verrenkte die Arme und Hände, bis zum ersten Grauen des Morgens, umschlichen und anmiauzt von den Katzen, umsurrt von den Fledermäusen, schlaflos, mit halb gebrochenem Herzen, lächerlich genug und erhaben in seinem Schmerze wie die Schönsten, Edelsten, Besten. —

Und es ward ein schöner Tag! Und es war noch dazu ein Sonntag! Es war Alles in der besten Ordnung am Himmel und auf der Erde.

Der erste, welcher in dem Häuschen in der Bonifaciusvorstadt erwachte, war der alte Dompfaff vor dem Fenster des Lieutenants. Er weckte den Stieglitz, und Beide setzten das Morgenconcert lustig zusammen fort, und hell und fröhlich zwischerten und flöteten die freien Vögel draußen in der Luft, auf den Bäumen und in den thaunassen Gebüschen drein. Um fünf Uhr stand der Lieutenant bereits im Garten, die Morgenpfeife im Munde und begann seinen Morgengang durch die engen Gänge und sah nach, ob seine Blumen ausgeschlafen hatten. Auch Hund und Katze waren wieder da, ohne daß man wußte, woher sie gekommen waren; hartnäckig faßten sie Posto in der Küche zur Seite der Marianne, in der Küche, wo alles Geschirr blinkte und blitzte im Morgensonnenscheine. Keine geistige Macht auf Erden hätte sie bewogen, die alte Haushälterin und den Milchtopf aus den Augen zu lassen. Mit Mirabeau und der Constituante wären sie nur der Gewalt der Bajonette oder richtiger des Kehrbesens gewichen.

Um sechs Uhr, weniger zehn Minuten, schaute Knispel, auf den Zehen sich hebend, über das Staket, und der Lieutenant ging, den Riegel wegzuschieben und ihn einzulassen. Nachdem sich der Soldat und der Musikant begrüßt hatten, und der Erstere nach einem fragenden Blicke Heinrich's nach dem Fenster des grünen Stübchens gesagt hatte: „O das Röschen schläft noch — sie schläft noch lange;“ — beschäftigten sich Beide damit, einige übermüthige Rosenzweige, welche sich in der Nacht losgerissen hatten, wieder an ihre Stäbe festzubinden. Die Pfeife erlosch dem Lieutenant dabei, und er schritt gravitätisch in das Haus und in die Küche, sich eine glühende Kohle zu holen; und Heinrich Knispel stand unterdessen mit dem Rücken an den Kirschbaum gelehnt und starrte zu dem Fenster von Röschens Schlafkämmerchen hinauf. Die Bienen waren schon lange fleißig und flogen von Blüthe zu Blüthe; — in der Ferne läutetete eine Glocke — nicht eine Kirchenglocke, denn die erwachten erst später; sondern eine Glocke auf einem Bahnhofe: ein langer Wagenzug mit vielen Hunderten von Menschen fuhr da eben ab in die weite Welt hinaus.

Nun deckte die Marianne ein weißes Tuch über den kleinen runden Tisch unter der Holunderlaube, brachte den Kaffee, welchem der Lieutenant mit Hund und Kater folgte, und Alle setzten sich zum Frühstück nieder.

„Um acht Uhr wird sie erwacht sein; dann bringe ich ihr eine Tasse Milch,“ sagte die Alte.

„Und ich rufe ihr einen guten Morgen zu ihrem Fenster empor und spiele ihr ein funkelnagelneues Stück auf der Geige — langsam und traurig, wie sie es liebt,“ sagte der Musikant.

„Und ihren Blumenstrauß bring' ich ihr,“ sagte der Lieutenant. Und jetzt läutete wirklich eine Kirchenglocke in der Ferne, und andere folgten ihr, — um acht Uhr stimmte Heinrich seine neue Weise an, und der alte Soldat und die Marianne schritten leise die Treppe hinauf und klopften leise an Röschen Wolke's Thür.

Es war wirklich ein schönes Stück, welches Knispel spielte, er wandte alle seine Kunst an, seine Sache so gut als möglich zu machen: er malte es sich ja während des Geigens aus, wie ihn das Röschen anlächeln und ihm die Hand geben würde, nachher, wenn sich das Fenster öffnete und er hinauf gerufen wurde. Das Fenster öffnete sich auch und die Marianne beugte sich heraus und winkte; aber der Heinrich stieß einen Schrei aus, als er das Gesicht der Alten erblickte und schleuderte seine Geige weit von sich. — — — — — — — — — — — —

Röschen Wolke lächelte ihm wohl noch zu; aber es gab ihm nicht mehr die Hand; — Röschen Wolke war todt! todt! — noch nicht lange — vielleicht eine Stunde, vielleicht drei Stunden, — wer wußte es?

Heinrich Knispel hatte sich über sie hingeworfen und schrie auf im wildesten Schmerze, die Marianne weinte, und der Lieutenant, der auf seinen Schlachtfeldern so viele Tausende von todten Männern gesehen, hatte

solch ein armes, schönes, todtes Mädchen noch nicht gesehen, und er weinte auch.

Zerbrochen lag des Musikanten Geige unter der weißen Rose, welche wirklich in dieser Nacht aufgebrochen war; und der Spitzhund kam und beroch die Geige und wunderte sich, daß dieses Holz durch sein Getön ihn so hatte ärgern können.

Ja, Röschen Wolke war todt, und Heinrich Knispel weinte an ihrer lieblichen Leiche und Hugo van Hellen war in der weiten Welt!

* * *

Ist das wirklich eine Geschichte? — Ich glaube nicht! Aber es ist so geschehen, und Niemand konnte es wenden. Ich gehe gern am Abend bis tief in die Nacht an den Ufern des großen Flusses, wenn die Fluth so dunkelschwarz und geheimnißvoll vorbeifließt, und nur hie und da es funkelt und blitzt für einen Augenblick, um sogleich wieder in noch tieferer Finsterniß zu erlöschen. Ich fürchte mich dabei fast, gleich einem thörichten Kinde, ich, der ich, wenn die Sonne scheint, so nüchtern und verständig sein kann. Der große Fluß aber und der enge Weg zwischen den Weidenbüschen haben es mir angethan. Es ist eigentlich ein verbotener Weg zwischen diesen Weiden; deshalb treffen mich auch so oft die thaufeuchten Zweige in's Gesicht; lebensmüdes und gaunerisches Gesindel streicht zumeist hindurch: die Einen, ihrem Leben ein Ende zu machen; die Andern, ein elendes Leben zu fristen.

O was schwatzt der schwarze Fluß in der schwarzen Nacht! Freilich nur bruchstückartig ist, was er erzählt; aber er erzählt gut. Wenn ich mich aus seinem Banne heraus gerettet habe in den Lichtkreis meiner kleinen Lampe und aneinander reihe, wie ich es vermag, was ich hörte unter den Weiden, so schaue ich oft genug scheu über die Schulter, und die Schatten in den Winkeln erschrecken mich und mein eigener Schatten mir zur Seite an der Wand, der so höhnisch nickt. Dann schwöre ich es wohl ab, wieder hinauszugehen zu dem fließenden Wasser; aber — aber — wer kann es wenden? — Dem Zauber bin ich verfallen, und das, was Ihr leset auf diesen Blättern ist eine Folge von dem Zauber, einem bösen, bösen Zauber. —

Der ausgebrochene See,

oder:

Gott kann auch Wunder thun!

Von August Becker.

Unweit des hohen Bölchenkopfes im Ober-Elsaß, welcher sich über alle andern Berge des Wasgau erhebt, liegt im Angesichte der Melkerei Haag, rings von steilen Höhen eingeschlossen — der Bölchensee. Das ist ein schönes helles Wasser und man sieht bis auf den Grund, etwa achtzig Fuß tief hinunter. Wer den ruhigen See und die ihn umgebenden Felsen aufmerksamer betrachtet, wird finden, daß der See einmal vierzig Fuß höher gestanden haben mag, und wenn ein Gewitter dorten seine Wolken über demselben bersten läßt, oder der Winter seinen Schneemantel über dem Gebirge schüttelt, so mag er wieder um ein Bedeutendes anschwellen, da von allen Bergen ringsum die Schneemassen in seine Tiefe rollen und nur auf einer Seite hin zwischen zwei hohen Felsen ein Abfluß vorhanden ist.

Es war um Anno 1740 im Advente, daß eine große Menge Schnee fiel. Schon den ganzen Herbst hatte es beständig geregnet und nun zerschmolz der Schnee über Nacht immer wieder, da sich das schreckliche Schneegestöber bald wieder in ein unaufhörliches Regenwetter umgewandelt hatte. Da hatte nun der Sägemüller droben am Seebach, der dorten zwischen den Felsen wohnte, durch welche sich der Bach in's Thal hinab Bahn bricht, Wasser die Fülle für seine Säge, aber es war ihm nicht recht wohl dabei zu Muthe, wenn er an den Bölchensee dachte, der droben zwischen den Bergen schrecklich angeschwollen war. Auch die Bewohner des Thales weiter hinab, die Leute zu Gebweiler und Isenheim und was drunten in der Ebene im Wassergebiete des Bölchensees lag, hatten in jenen Tagen von nichts Anderm zu reden, und kannten keinen andern Schrecken als den Gedanken, der Bölchensee im Gebirge möchte ausbrechen. Kannte man doch den dünnen, schwachen Damm mit der Schleuse, welcher die Felsenberge am Ausflusse des Seebaches verband, und man sah recht wohl ein, wie wenig er auf die Dauer der mächtig angeschwollenen Wassermasse des Sees widerstehen dürfte. Dazu nun kamen die Sagen, welche von dem See gingen, wie daß die Dominicanermönche zu Gebweiler jedes Jahr eine Messe lesen, daß Gott den Ausbruch des Sees verhüten solle, denn ein solcher, fürchtete man, würde das ganze reiche untere Thal überschwemmen und verwüsten bis zum Rheine hin.

Nun war der Sägemüller droben am See-

bach selbigen Advent stets in großer Unruhe, denn es ahnte ihm Etwas und zwar nicht das Beste. Da sagte er zu seiner Frau:

„Liebe Annekäthel, ich habe recht großes Heimweh nach meinen beiden Kindern, die drunten im Elsaß in Arbeit stehen! Lassen wir einmal die Mühle Mühle sein und besuchen wir unsre Söhne zu Isenheim!"

Das fand die Frau sehr passend und meinte:

„Unsre Kinder könnten dann mit uns heimgehen, denn es ist bald Weihnachten und da möcht' ich die Meinigen um mich haben!"

So machten sie sich auf und nahmen das kleine Annebärbel mit und gingen den Seebach entlang hinunter nach Isenheim. Denn dort standen des Sägemüllers junge Söhne als Drescher in der Scheune des reichen Stadtschreibers von Egisheim, welcher zu Isenheim ein großes Haus mit mächtigen Weinkellern hatte. Die fleißigen und braven Bursche wollten den Winter über, wo die Säge gewöhnlich stille stand, nicht daheim hinterm Ofen liegen und den Eltern und dem Schwesterlein das Brot wegessen, das ohnedies nie im Ueberfluß in der Schublade lag, und so waren sie hinabgegangen und fanden zu Isenheim Arbeit in der Scheune des steinreichen Stadtschreibers. Draußen vor dem Scheuerthore regnete und schneite es durcheinander, — was kümmerte das die fleißigen Drescher. Im lustigen Sechsachteltacte droschen sie darauf los und in der Ruhestunde, wenn sie auf den ausgebreiteten Garben umherlagen und hungrige Spatzen oder piepende Goldammern furchtlos unterm Scheuerthore von den Kornhalmen die Körner pickten, da erzählten sie von Dem und Jenem oder horchten den Reden der Isenheimer Tagelöhner, die mit ihnen droschen. Da wurde von dem Nachtwisch und den feurigen Männern gesprochen, welche in jetziger Zeit durch den Wiesengrund streichen. Dort auf dem Scheuerthore konnte man die Spuren von den feurigen Krallen eines Nachtwisches sehen, den der vorige Knecht im Hause geschimpft hatte und der wüthend gegen das Scheuerthor gefahren war, das der fliehende Knecht noch schnell zugeschlagen hatte. Auch von dem umgehenden weißen Mönche im Kloster zu Gebweiler, von dem Bölchensee im Gebirge und von den Grenzsteinverrückern und geizigen Leuten, welche im Tode nicht Ruhe haben, wurde geredet. Und nun flüsterte man nach und nach auch von dem eignen Brotherrn, dem reichen Stadtschreiber von Egisheim, dessen Reichthum landbekannt war.

„Kein Mensch weiß, woher er Alles hat!" sagte einer der Isenheimer. „Wahrlich, wenn's keine Dummheit wäre, wollt' ich's selber glauben, daß er im Bunde mit dem † Gottseibeiuns stehe!"

„Man weiß, daß sein Großvater ein blutarmer Mann war und als die Franzosen in's Land kamen, seinen Glauben abschwor; sein Vater ward dann schon Stadtschreiber und hat sich in diesem Aemtlein sein Schäfchen in's Trockne getrieben, — und er selbst weiß, wie man Gemeindegut und Bauerngut zu Stadtschreibersgut macht, — — o, er ist ein verteufelt kluger Kerl und versteht selbst des Teufels Unterschrift zu erklären und — nachzuschreiben. Aber ich will Nichts gesagt haben, hört Ihr?

So redete ein Zweiter und einer der Söhne des Sägemüllers vom Seebach fragte:

„Ist es denn wahr, daß in den Kellern drunten so viel Wein liegt?"

„O mehr, als vielleicht in den Stadtkellern von Colmar. Du lieber Gott, da liegen in einer langen Reihe Nichts als fünfzigöhmige Fässer voll Wein aus den besten Lagen, — in andern wieder Nichts als alter von 1706 und 1710. Ich sage Euch, er könnte alle Wiesen im Gemarke mit Wein wässern, — das weiß Jedermann und er hat es selbst schon gesagt, daß er es thun wollte, wenn es noch einmal ein so gutes Weinjahr gäbe, als das vorige Jahr!"

„Ja, ja!" meinte der zweite Sohn des Sägemüllers. „Man weiß, daß er Wiesen und Aecker mit Wein sprengen könnte. Haben's voriges Jahr auch noch andre Weinbauern von sich gesagt, und siehe da, die Strafe folgte auf die Versündigung: im letzten Herbst kam vor der Weinlese der starke Frost und alle Trauben erfroren!"

„Nun, der Stadtschreiber spürt's nicht!" erwiederte einer der Isenheimer. „Dem ist die Weintheuerung grade recht gekommen, denn er verkauft ihn jetzt für gutes, schweres Geld, und uns gibt er Essigwasser zu trinken!"

So redeten die Drescher, als plötzlich vor dem Hofthore eine Kutsche vorfuhr.

„Das ist er! das ist er!" hieß es und Alle sprangen wie von der Tarantel gebissen auf und griffen nach den Flegeln, um sogleich das Dreschen zu beginnen. — Wirklich war es der Stadtschreiber, ein kleiner dickbäuchiger Herr mit Haarbeutel und Silberknopfstock, der gekommen war, nach der Arbeit zu schauen. — Er war roth wie ein Welschhahn und fluchte recht ingrimmig vor sich hin, als er in die Scheune trat.

„Faule Bärenhäuter!" brummte er. „Hab' ich Euch deswegen im Dienst, damit Ihr mir's Brot aufzehrt, den Wein wegtrinkt und auf der Haut liegt?"

Die Drescher droschen fleißig fort und hielten es für keine Sünde, daß sie nach dem Mittagessen ein wenig geruht hatten. Der Stadtschreiber aber blieb in der Scheune stehen mit gerunzelter Stirne. Dann sagte er plötzlich, einen Blick in den Hof werfend:

„Was kommt denn da für Pack? Hm, hm! Kaum bin ich da, überfällt mich schon das Bettelvolk!“

Die, welche durch den Hof herankamen, waren in ärmliche Decken gehüllt, um vor dem kalten Schnee und Regen sicher zu sein, welcher in Masse vom Himmel fiel. Es war ein Mann und eine Frau mit ihrem Kinde. Sie waren jetzt vor das Scheuerthor getreten und der Mann zog ehrerbietig die Mütze, als er den Herrn des Hauses gewahrte. Die Arbeiter droschen ohne aufzusehen ruhig fort.

„Recht guten Tag, Herr Stadtschreiber!“ sagte der Mann, während das kleine Mädchen seiner Mutter die beiden Burschen zeigte, welche mit in der Reihe der Drescher standen.

„Was gibt's?“ herrschte der Stadtschreiber den Mann an.

„Wir wollen unsre Kinder besuchen!“ antwortete derselbe.

„Was kümmert mich das? Wer seid Ihr denn?“

„Ich bin der Sägemüller vom Seebach und hier ist meine Frau und mein Kind!“

„Hm! hm! Was wollt Ihr denn da?“

„Dort sind meine beiden Söhne in des Herrn Stadtschreibers Dienst als Drescher!“

„So, gehören die Schlingel Ihm an?! Was will Er denn von ihnen? Die Faulpelze von ihrer Arbeit abhalten?“

„Das nicht, Herr Stadtschreiber, — ich hatte mit meiner Frau nur das Verlangen, meine Kinder einmal wiederzusehen, von denen ich seither nicht gewußt habe, daß sie faule Kerle seien!“

„Nun, so weiß Er's jetzt von mir!“ sagte der Stadtschreiber, kehrte dem Sägemüller und seiner Familie den Rücken und sah auf seine Drescher, wohin sich jetzt auch die Blicke der Angekommenen richteten. Sie standen noch immer halb im Regen und Schnee, denn der Stadtschreiber hieß sie nicht in die Scheune treten. Erst als wieder umgedroschen war und die Arbeiter ihre Flegel weglegten, bemerkten die beiden Bursche ihre Verwandten.

„Heiliger Gott! Der Vater, die Mutter und das Annebärbel!“ riefen sie und eilten auf die Frierenden zu, indem sie ganz die Anwesenheit des Stadtschreibers vergaßen. Der aber herrschte wieder:

„Bleibt bei der Arbeit, Kerle! Ich muß Euch zahlen!“

„Es sind unsre Eltern und unser Schwesterlein, Herr Stadtschreiber!“ riefen die guten Söhne. „Wir haben sie schon lange nicht mehr gesehen!“

„Was kümmert's mich? Hier ist die Arbeit!“

„Aber wir wollen nur ein Wort — —“

„Basta! Entweder packt Ihr Euch von dannen oder arbeitet!“

Die beiden Bursche schlichen sich an die Arbeit und trösteten sich auf die Abendruhestunde, wo sie ihre Eltern ungestört sprechen könnten. In diesem Augenblicke kam ein Mann aus Isenheim in die Scheuer getreten, den man als einen Makler des Stadtschreibers kannte und flüsterte demselben Etwas in die Ohren, von welchem die Umstehenden nur das Wort „alte Wittfrau“ und „Hausversatz“ vernahmen, aber, besonders bei dem Lächeln des Stadtschreibers, schlossen, daß wieder eine alte Wittib in ihren Nöthen dem reichen Wucherer gänzlich verfallen sei. Der Makler sprach noch Dies und Jenes über gleichgültige Dinge und brachte auch die Rede auf den Bölchensee im Gebirge, der über die Maßen angeschwollen sei, — dann entfernte er sich. Noch immer stand der Sägemüller mit den Seinigen im Regen und Schnee, ohne daß er sich hätte entschließen können, fortzugehen. Das kleine Annebärbel fror recht sehr und zitterte und schnatterte. Da wendete sich der Stadtschreiber in weniger unwirschem Tone zu dem Sägemüller und fragte:

„Also, Er wohnt droben am Seebach?“

„Ja!“ antwortete kurz der Sägemüller.

„Weit unterm See?“

„Nicht sehr weit!“

„Ist wirklich der See so hoch, wie man sagt?“

„Ja, sehr hoch! Es wäre kein Wunder, wenn er bald ausbräche! Das wäre ein gräßliches Unglück, Herr Stadtschreiber, wenn der See den Damm durchbräche und ausflösse!“

„Nun, so machten wir ihn halt wieder voll!“ lachte der Stadtschreiber in der heitersten Stimmung. „Wir wollten ihn dann mit Wein füllen! Hä, das wäre was für Euch Müller dort oben, wenn der Wein so an Euren Fenstern vorbeiflösse! Da dürfte der See auch ausbrechen, nicht wahr, und Ihr machtet Euch Nichts daraus, dabei zu ersaufen! Hä, hä, hä! — Aber vor dem ausbrechenden Wasser habt Ihr Bange, Ihr Füchse, Ihr!“

Der Sägemüller schwieg.

„Nun, wäre Euch das nicht recht, wenn ich meine Weinfässer hinaufführen ließe, um sie im See auszuleeren? Ich wollt' ihn voll machen, das weiß Gott!“ sagte der Stadtschreiber übermüthig.

Der Sägemüller, der jetzt mit Frau und Kind in die trockne Scheuertenne getreten war, erwiederte:

„Mir ist's nicht um's Scherzen bei der Sache! Ich will mich nicht versündigen, indem ich mit dem Herrn Stadtschreiber über seine Witze lache! Gott sei mir und den Meinigen und all den armen Thalbewohnern nur gnädig in der Stunde, wo der See durchbricht! Und auch der Herr Stadtschreiber dürfte so bitten, 's könnte vielleicht Nichts schaden!“

„Na, na! Hör' Einer den Sägemüller!“ sagte der Stadtschreiber verächtlich. „Was

sollen mir die Bergwasser thun? Höchstens daß mir das Malheur passiren könnte, beim Angeln im Hochwasser Sägemüller und andres Gezieser aus dem Wasser zu ziehen, statt der Forellen und Hechte. Das wäre Malheur! Hä, hä, hä, hä!" lachte er, daß es ihm den Bauch, den er in den Händen hielt, schüttern machte. Das gute Geschäftchen, von dem ihm sein Makler berichtet hatte, mochte ihn so heiter gestimmt haben. — Der Sägemüller erschrak über so viel Uebermuth bei einem sterblichen Menschen. Ernst und mit fester Stimme sagte er jetzt:

„Wer weiß, wer weiß, Herr, wen man aus dem Wasser ziehen würde, wenn Gott das Unglück schicken wollte!"

„Nun, Ihr mit Eurem Schwalbennest dort in den Felsen am Seebach müßtet doch wahrlich zu Grunde gehen!" erwiederte der Stadtschreiber. „Da könnt' Euch doch kein Gott helfen!"

„Dennoch, Herr, Gott kann helfen!"

„Nun dann müßt' er Euretwegen ein Wunder thun, hä, hä! Des Sägemüllers von dem Seebach wegen geschehen keine Wunder, hä, hä, hä, hä! Und das kann Euch der dummste Pfaffe von der Canzel herab sagen, daß Gott nicht einmal mehr Wunder thun kann in unsrer Zeit! Hä, hä!"

Gott kann ein Wunder thun, Herr!" erwiederte der Sägemüller ernst und fest. Der Stadtschreiber aber drehte sich auf dem Absatz herum und sagte im Fortgehen:

„Verlaßt Euch drauf! Hä, hä! Dann seid Ihr verlassen!"

Damit begab er sich über den Hof nach den Wohnzimmern, wie es schien, um wichtigeren und einträglicheren Geschäften nachzugehen, als hier in der Scheune zu stehen. Jetzt kamen die beiden Söhne zu den Eltern und dem Schwesterlein, und begrüßten und bewillkommneten sie. Und die andern Drescher standen umher und freuten sich mit der Familie und sagten zu dem Vater:

„Ihr habt dem reichen Sünder die rechte Antwort gegeben! Gott wird noch seinen Uebermuth strafen und Euch und uns von dem Uebel erlösen, das uns bevorsteht, wie Ihr sagt!"

Dann setzten sich in der Freude des Wiedersehens die Verwandten zusammen auf's Stroh und sprachen von Diesem und von Jenem. Die Mutter wollte, daß ihre Söhne mit in die heimathliche Sägemühle am Völchensee gingen und nicht länger in Diensten des gotteslästerlichen Stadtschreibers von Egisheim blieben, — aber sie hatten noch zwei Tage zu dreschen, — die St. Thomasnacht wollten sie noch in der Scheune des Stadtschreibers schlafen und den andern Tag mit dem vollen Lohn und schönen Christgeschenken für das Annebärbel zu den Eltern zurückkehren. Sie möchten nur einstweilen das Christbäumchen rüsten; daß es schön ausgeschmückt würde, dafür wollten die guten Söhne schon selbst sorgen. — Und dabei blieb es denn auch. Mit einem zehnmaligen, recht innigen: „Gott behüt' Euch!" schieden die Leute von einander, die Mutter nahm das Annebärbel wieder bei der Hand und ging mit recht schwerem Herzen neben dem Vater her, zum Hofe hinaus und den Wasgaubergen zu. Es schneite und regnete nicht mehr so sehr und das Wetter hellte sich etwas auf. Aber das Gemüth der beiden Müllersleute war bedrückt.

„Mir ahnt Etwas!" sagte der Vater zur Mutter. „Es kommt bald ein großes Unglück über uns und Gott verhüte, daß es der Ausbruch des Sees ist, sonst sind wir Alle verloren!"

„Gott kann helfen, — Gott kann auch Wunder thun!" antwortete die Mutter mit den Worten, welche der Vater dem Stadtschreiber gegenüber gebraucht hatte. „Verzagen wir nicht und halten wir uns an diesen Hoffnungsstab!" — —

Und so gingen sie an dem ziemlich hochgeschwollenen, brausenden Seebach hinauf; der Müller, der so vertrauensvoll dem übermüthigen Reichen gegenüber sich geäußert hatte, war im Herzen bedrückt und sah öfter auf Frau und Kind so traurigen Muthes, als führe er die beiden lieben Wesen dem Grabe entgegen. Aber doch gewann er zuletzt wieder jene Zuversicht, welche seinem einfältigen, frommen Sinne Stärke und Heiterkeit zurückgab. — —

Es war in der St. Thomasnacht 1740, am einundzwanzigsten December, drei Tage vor Weihnachten. Der Himmel hing voll trüber Wolken, durch welche nur hie und da ein einzelner Stern blickte. Das Schneegestöber hatte nachgelassen und es war eine unheimliche Stille in der Natur. Nicht einmal der Wind regte sich mehr. Die beiden Söhne des Sägemüllers vom Seebach konnten auf dem Heu in der Scheune nicht einschlafen. Sie waren mit einer großen Unruhe erfüllt und machten sich Vorwürfe, daß sie nicht noch am nämlichen Abende nach der heimathlichen Sägemühle aufgebrochen seien. Sie standen an einer offenen Luke unter dem Scheuerdache und sahen hinaus und plauderten mit einander. Die Christgeschenke für das Annebärbel lagen mit Stroh umwickelt neben ihnen auf dem Heu. Ihre Augen waren nach den Bergen hinüber gerichtet, in welchen ihre Heimath lag. Aber natürlich sahen sie in der finstern Nacht weder Berg noch Sägemühle, sondern nur bleiche Irrlichter schwebten an den Ufern der Lauch, welche durch den

Wiesengrund gegen Isenheim herfließt, als wären es feurige Geister, die lustig waren, weil es bald ein Unglück geben mochte. Auch in den Wohnzimmern des Hauses waren Lichter, die hin und her schwebten. Es konnten die Geister des verstorbenen Großvaters und Vaters unsers Stadtschreibers sein, welcher heute Abend wieder von Egisheim herübergefahren war. Daß das Hin- und Herfahren der Lichter den beiden Burschen auf dem Heuschober unheimlich däuchte, war in einer Zeit, wo das Volk noch allgemein an umgehende Gespenster glaubte, nicht zu verwundern. Gänsehaut überkam sie, wenn sie so hinüberblickten durch die Fensterscheiben und wandelnde Gestalten zu bemerken glaubten. Das konnten nur der † Gottseibeiuns und des Stadtschreibers Ahnen sein, welche ihrem wohlgerathenen Sprößling in dieser dunklen Geisternacht einen Besuch abstatteten. Leise Stoßgebete gingen über ihre Lippen, — ja sie beteten auch für den Stadtschreiber selbst, obgleich er ihnen erst heute Abend bei der Lohnauszahlung in der übermüthigsten, rohesten Weise ein Achtel ihres Lohns abgezwackt hatte, vorgeblich dafür, daß sie seinen Heuschober als Schlafcabinet benützten. — Es war schon gegen neun Uhr und noch immer sahen sie zu der Luke hinaus und redeten von Vater und Mutter und all' dem wunderbaren Wesen, das jetzt in den Dörfern und Städtchen getrieben werden mochte, denn auch im Elsaß ist die St. Thomasnacht eine heilige, und besonders die Mädchen treiben da viel Aberglauben; sie gilt nebenher auch als Unglücksnacht. — Nebst den in der Irre schweifenden Lichtlein im Wiesengrunde leuchteten auch stete Lichter aus den Häuserfenstern herüber und bezeugten, daß die Leute noch wachten, etwa in den Kunkelstuben erzählend und singend, oder allein im einsamen Kämmerlein, die Zukunft erfragend. Auch die Lichter drüben im Hause des Stadtschreibers blieben jetzt ruhig, denn der reiche Wucherer, welcher mit seinem Makler und einigen verzweifelten Leuten aus Isenheim noch Geschäfte gemacht hatte, schien sich jetzt niederlegen zu wollen.

Da brauste plötzlich ein jäher Windstoß vom Gebirge her, daß sie meinten, die Scheuer müßte umstürzen, und er war von einem schrecklichen Knall begleitet, welchen der Wind aus weiter Ferne durch die stille Nacht an ihre Ohren trug. Sie konnten sich keine Rechenschaft darüber ablegen, was der brausende Schall bedeute, — sie horchten lange, der Wind sauste immer heftiger, — die Hunde bellten in der Nacht auf — — das mußte das wüthende Heer sein, welches durch die Nacht heranzieht! Schnell wandten sie sich von der Luke hinweg und warfen sich in's Heu, und trotz Furcht und Grausen schliefen die beiden Burschen unter dem fortwährenden Heulen des Windes, der beinahe die Scheuer abdachte und unter immer mehr sich näherndem, schrecklichem Tosen und Brausen, das vom Gebirge her tönte, endlich dennoch ein.

Sie träumten. Bald schollen aber Angst- und Hülferuf, und dumpfe Schreckensstimmen in ihre Träume. Der eine Bruder wachte auf und hörte schreien:

„Groß Wasser! Groß Wasser! Rettet das Vieh! Rettet die Kinder! Der Bölchensee ist ausgebrochen! Es geht Alles zu Grunde!"

Dazwischen brauste, sauste und rauschte es, daß Einem die Haut schauderte.

„Ich träume wieder!" sagte der Bursche und fuhr mit der Hand über die Stirne. „Das ist der ewige Traum von dem Ausbruch des Sees, der uns immer wieder ängstigt! Horch! Auch mein Bruder träumt davon!"

„Stemme Dich zwischen die Schleuse, ich will das Annebärbel auf den Felsen tragen!" rief mit kaltem Schweiß auf der Stirne der schlafende Bruder und warf sich unruhig im Heu empor.

„Ja, er träumt das nämliche wie ich!" sagte der Wachende und wollte sich wieder in's Heu legen. „Gottlob, daß es nur ein Traum ist! Aber horch!"

„Hülfe! Hülfe! Um Gottes Barmherzigkeit willen, helft mir!" heulte es draußen ganz deutlich, und dazwischen blökten Kälber, Kühe und Schafe in Todesangst, wie es schien. Mitten durch das Rauschen und Brausen hörte man aber manchmal den jämmerlichen Klang der Sturmglocke von Isenheim, die schauerlich und wie halb ohnmächtig vor Angst und Schrecken stammelnd durch die Nacht hallte.

„Am Ende träume ich doch nicht! Es ist wohl kein Traum!" sprach jetzt der wachende Bursche und sprang aus dem Heu empor an die Dachluke. — Entsetzen faßte ihn. Es war kein Traum. Denn unten hörte er das Wasser rauschen und sah Irrlichter und aus den Fenstern brennende Kienspäne in die brausenden Wogen niederleuchten. Aus den Fenstern des Hauses drüben, das dem Stadtschreiber gehörte, hing eine weiße Gestalt mit einem Lichte in der Hand und durchschrie die Nacht. Er erkannte beim Scheine des flackernden Lichtes den Stadtschreiber selbst im Nachtgewande. Ringsum tönten Hülferufe, schrecklich war das Angstgeheul der Hunde und das Gebrüll des Stallviehs, aber am schrecklichsten gellte der Ruf des schlimmen Stadtschreibers herüber, der sich über's Fenstergesims reckte und alle seine Reichthümer dem Retter aus der Todesnoth bot.

„Bruder, Bruder!" rief jetzt der Bursche

voll Entsetzen. „Bruder wach' auf! der Bölchensee ist ausgebrochen! O unser Vater! O unsre Mutter! O das liebe, kleine Annebärbel!“

„Hast Du Dich nicht in die Schleuse gestemmt?“ fragte der Schlafende halb aufwachend.

„O Du träumst von dem Schrecklichen, was in Wirklichkeit vorgeht! Wach' auf, Bruder, wach auf!“ rief der Wachende und rüttelte seinen Bruder am Arme. „Alles ist verloren, — der Bölchensee hat den Damm durchbrochen, o Gott, o Gott!“

„O Du träumst wie ich geträumt habe!“ meinte der Aufwachende sich im Heu aufrichtend.

„Nein, komm her an die Luke, und sieh selbst!“

Er sprang an die Luke und sah das Entsetzliche. Ringsum braubende, anschlagende Wogen. Drüben schrie der Stadtschreiber, zu dessen Fenstern schon das Wasser hineinspülte. Wie ein schreckliches Wassergespenst hing er über der Fluth mit dem flackernden Lichte. Mit dem Rufe: „O unsre Eltern! unser Schwesterlein!“ eilten jetzt die beiden Burschen die Leiter hinab, ohne zu wissen, was sie thun wollten. Unten stand schon die ganze Scheuer voll Wasser, — drei Fuß hoch. Sie stand um einige Fuße höher, als die Wohnung des Stadtschreibers, dessen Angstruf immer gräßlicher, immer gellender zum Fenster heraustönte. Hundert, tausend, zehntausend Gulden bot er dem Retter seines Lebens an, als er so dorten auf dem Fenstergesims im Nachthemde mit der Schlafhaube über'm Haupte saß, während schon das Bett in dem Zimmer herumschwamm. Aber all' sein Reichthum half ihm Nichts, — kein Ohr hörte sein Geschrei, denn Jeder hatte nur für sich zu sorgen und sein Nachbar, der mit ihm die Nacht in dem Hause zubrachte und auch vom Wasser überrascht wurde, hatte sich noch schnell genug in eins der obern Stockwerke geflüchtet, indem er bei dem wahrscheinlichen Untergange seines Geschäftsherrn nicht verfehlt haben mag, sich mehrerer Papierchen und Geldblasen zu bemächtigen. Sein Licht schimmerte aus einem der oberen Fenster und auch er sah hie und da heraus nach dem schreienden Brotherrn und der schwellenden Fluth.

Die beiden Burschen in der Scheuer sahen wohl die gräßliche Angst und die Gefahr des Stadtschreibers, der sich an den Ladenklammern festhielt, um nicht von den Wogen fortgespült zu werden — sie hätten ihm auch geholfen, aber die Strömung vor dem Scheuerthore, das von dem Wasser eingedrückt war, ging so heftig und reißend, und die Fluth stieg so schnell immer höher, daß sie sich nicht länger bedachten und wieder die Leiter hinaufstiegen auf das Heu. Es war Mitternacht. Noch immer scholl das gräßliche Hülfegeschrei des Stadtschreibers herüber, — die beiden Brüder horchten mit Entsetzen dem steigenden Hochwasser und dem Hülferuf in Nah und Fern. Da schwankte der Heuschober unter ihnen, oder sie glaubten es doch. Sie konnten sich aber auch getäuscht haben. — Doch nein, — unten plätscherte das Wasser, sie fühlten jetzt deutlich einen Ruck, — die Haare standen ihnen zu Berge, — dann hob sich der Heuschober plötzlich auf der westlichen Seite, als würde er sanft emporgehoben.

„Bruder! Gott, mein Gott! wir sind verloren!“ rief der Eine und klammerte sich im Heu fest. „Das Wasser reißt die Scheuer hinweg!“

Eine grauenvolle Pause. Dann wiegte der Heuschober hin und her, wie eine Kinderwiege.

„Wir müssen sterben!“ sagte der andere Bruder. „Und es ist auch das Beste, da wohl Vater und Mutter und Schwesterlein schon ertrunken sind. Wir sehen sie heute noch im Himmel! Sieh, die ganze Scheuer wankt!“

Immer stärker wurde dann auch die Schwankung und plötzlich ein starker mächtiger Ruck —

„Herr Jesu, Dir leb' ich,
Herr Jesu, Dir sterb' ich.“

betete der eine Bruder mit bebenden Lippen und der andere fügte hinzu:

„Herr Jesu, Dein bin ich,
Todt und lebendig!“

„Amen!“ flüsterten beide zusammen, sich umfassend. — Und die Scheuer bewegte sich vorwärts. Langsam und immer hin- und herschaukelnd auf der plätschernden Fluth, schwankte sie, wie eine Kinderwiege. Drüben erstickte nach und nach der Angstschrei des Stadtschreibers, — die beiden Brüder merkten, wie die Scheuer an dem Fenster vorübertrieb. Sie harrten ihres Todes, — — aber die Scheuer fiel nicht um, sondern wiegte sanft und ruhig auf der Fluth, als wolle, die in ihr weilten, ein guter Vater in Schlummer wiegen. Das dauerte lange, die ganze Nacht, ohne daß die Scheuer viel vom Flecke kam. Und trotz aller Todesgefahr, trotz aller Aufregung und Angst schliefen endlich die Brüder sanft und ruhig auf dem Heuschober ein, ihre und ihrer Lieben Seelen Gott empfehlend. — —

Als sie aufwachten war es schon Tag. Sie fühlten sich gesund und wohl und es däuchte ihnen wie ein Traum. Aber das Plätschern und Rauschen des Wassers belehrte sie eines andern. Sie blickten durch die Dachluke hinaus und wußten zuerst nicht, wo

sie waren, da ringsum das Wasser wogte und das Haus des Stadtschreibers nirgends mehr zu sehen war. Die Scheuer aber stand still und fest. Ringsum sahen sie Thüren und Balken und mächtige Baumstämme im Wasser dahintreiben, — drüben ragten die Häuser von Isenheim und der Kirchthurm aus der Fluth, und dorten auf den Feldern und Wiesen schwammen mächtige Weinfässer dahin, zum Theil schon zerplatzt und in Trümmern, zum Theil noch hin- und herschaukelnd, bis eine Woge sie wider einen Markstein oder treibenden Baumstamm warf, daß sie zersprangen und der treffliche Wein sich mit dem Wasser vermischte. Das waren die Weinfässer des reichen Stadtschreibers von Egisheim, dessen Haus hinweggeschwemmt war, so daß das in den Keller strömende Wasser die Fässer heraushob und weiter schaukelte.

Die beiden Brüder vergaßen ganz und gar, für die Erhaltung ihres Lebens Gott zu danken, — sie sahen die Verwüstung umher und dachten an die Sägemühle und deren arme Bewohner, — an Vater, Mutter und Schwesterlein. Neben ihnen auf dem Heu lagen noch immer die Christbescheerungen für das kleine Annebärbele, — sie weinten bittere Thränen. Wie mochte es in dem Thal der Seebach aussehen! —

Jetzt fing das Wasser doch nach und nach an zu fallen und gegen Abend war das Land größtentheils frei. Da stiegen die beiden Brüder mit ihrem Arbeitslohn und den Christgeschenken traurig die Leiter hinab und traten hinaus in den Schlamm, der überall lag. Eine Masse Seeforellen, die ihnen wohl bekannt waren, lagen in den Schlammpfützen umher, todt und sterbend. Das arme Isenheim war schrecklich mitgenommen. Denn vierzehn Häuser waren gänzlich zerstört und viele andere so stark beschädigt, daß, um sie wohnbar zu machen, sie zuerst wieder neu aufgebaut werden mußten. Die Scheuer selbst, wo die beiden Brüder so wunderbar erhalten wurden, war von dem Wasser mehr als fünfzig Schritte weit getrieben und blieb vor dem Hofthore unbeschädigt stehen. Aber das Haus des Stadtschreibers war verschwunden, — nur noch die tiefe Lache des vorigen Kellers bezeichnete den Ort, wo es gestanden hatte. Von dem Stadtschreiber und seinem Makler wußte Niemand Etwas zu sagen, — sie waren verschwunden und selbst ihre Leichen wurden nicht mehr gefunden. Sonst war gottlob zu Isenheim kein Menschenleben zu beklagen, da sich Jedermann noch zu rechter Zeit retten konnte. Auf dem Felde aber lagen mehr als tausend Klafter Holz an Stämmen und Wurzeln, welche der Strom aus dem Gebirge mitgeführt hatte und mitten unter diesen die zerplatzten Fässer des Stadtschreibers von Egisheim, der die Wiesen mit Wein wässern wollte, wie er sich oft genug ausgedrückt hatte. Auch zog man noch lange nachher Geldkisten und Schachteln mit Papieren aus dem Schlamme, — was Alles einmal dem Stadtschreiber gehörte.

Jedoch die beiden Brüder verweilten nicht so lange in dem heimgesuchten Orte, daß sie alle diese Beobachtungen hätten machen können. An Gebweiler vorbei betraten sie das Thal, das überall Spuren schrecklicher Verwüstung trug, gingen mit betrübtem Herzen am Seebach hinauf und fanden meistens nur noch Spuren der ehemaligen Hütten der Thalbewohner. Auch diese konnten sich meistens noch retten in der vergangenen Nacht. Denn weiter oben ist ein enger Felsenpaß, der sich zwischen zwei ganz nahe aneinanderstoßenden Felsen in einem rechten Winkel hindurchzieht und durch welchen der tobende Strom nebst allen Felsstücken und Baumstämmen, welche er mit sich führte, hindurchdrängen mußte, so daß die größten Buchen hier mit entsetzlichem Krachen zerbrochen und zersplittert worden waren. Da nun die reißenden Fluthen in diesem engen Flusse durch die aufgestemmten Bäume und Felsen etwas aufgehalten wurden, hatten die in Schrecken gesetzten Thalbewohner grade noch so viel Zeit, bei finstrer Nacht aus ihren Wohnungen zu fliehen und Menschen und Vieh auf die Berge zu retten.

Oberhalb jenes Felsenpasses, den die Brüder mit Grauen passirten, sahen sie mit weinenden Augen nach ihrer heimathlichen Sägemühle, wo sie geboren und aufgezogen worden waren, und wo Vater und Mutter und das Schwesterlein gewohnt hatten, aber kein Licht schimmerte ihnen wie sonst entgegen, wenn sie aus der Ebene heimkehrten. Sie kamen näher — hier mußte die Sägemühle gestanden haben, — es war keine Spur mehr von ihr zu sehen. Der Ort war ganz verändert, — kein Baum stand mehr umher, kein Stein bezeichnete die Stelle des väterlichen Hauses, — nur Schlamm und Felstrümmer, nur Gestrüpp und Gesträuch stak im Boden umher. Sie standen im höchsten Jammer und rangen bitterlich weinend die Hände. Dann beteten sie für die Seelen der Verstorbenen und machten sich auf, um noch weiter hinauf an den Seebach zu der Hütte des Kohlenbrenners zu gelangen, der ein Pathe und Freund ihrer Familie war, um bei ihm zu übernachten. Denn dessen Wohnung lag wohl geschützt vor dem Wasser hoch auf dem Felsenrande des Ufers. Bald schimmerte ihnen auch der Schein eines Lichtes entgegen und mühsam klommen sie durch den Schlamm, das Felsgerölle, die umliegenden Baumstämme und das Gestrüpp, welches ihnen den Weg in der finstern Nacht

erschwerte, da das Licht ihnen zeigte, daß des Kohlenbrenners Hütte noch stand. Das hätte sie wohl freuen können, wenn sie nicht die traurige Gewißheit gehabt hätten, daß Vater, Mutter und Schwesterlein umgekommen in dem reißenden Bergwasser, das der ausbrechende See in die Thäler hinabsendete. Sie zweifelten auch nicht einmal mehr an dem Untergange ihrer Lieben.

Jedoch, Gott kann auch Wunder thun, und er hat bei dem armen Sägemüller nicht unterlassen, eines zu thun.

Das Annebärbel war schon von der Mutter halb ausgezogen, um sich schlafen zu legen, — der Vater schnitzte noch etwas an einem Käfige für die Schwarzamsel, die er von dem Gevatter in der Köhlerhütte weiter oben am Bache erst heute erhalten hatte. Es war eine dumpfe Ruhe in dem engen Felsenthale, wo die Sägemühle stand, denn die Maschine war eingestellt und der schäumende Bach stürzte unbenützt über die Felsen und brachte die einzige Bewegung, die einzigen Laute in das düstere Thal. Da pochte es am Fensterladen und eine Stimme rief herein:

„Sägemüller, Ihr sollt mit Weib und Kind zum Kohlenbrenner kommen!“

Der Sägemüller erschrak, denn die Stimme war ihm unbekannt, — und die Thomasnacht ist eine der Unglücksnächte, in welchen die Geister ihr Opfer verlangen. Er trat zum Fenster und sagte:

„Ist Jemand da? Was soll ich denn bei dem Gevatter thun? Ich habe ihn ja heute erst gesprochen!“

Aber er erhielt keine Antwort und sah auch Niemand, als er in die finstre Nacht hinausschaute. Ein düsteres, unheimliches Schweigen lag über dem Thal, das nur der brausende Seebach unterbrach.

„Was soll ich denn noch in der Nacht bei dem Gevatter thun?“ fragte sich der Sägemüller verwundert. „Hat sich etwa einer der heimkehrenden schwarzfingrigen Kohlenbrenner einen Spaß mit mir machen wollen, oder — — — heute ist St. Thomasnacht, da ist es nicht geheuer und es könnte leicht einer der bösen Geister sein!“

Er setzte sich wieder zu seiner Arbeit. Da pochte es wieder:

„Sägemüller, versäumt nicht, zu dem Kohlenbrenner zu kommen! Er erwartet Euch noch heute mit Weib und Kind!“ sprach eine Stimme draußen, die nämliche wie vorhin. Der Sägemüller trat wieder zum Fensterladen und fragte:

„Werda?“

Keine Antwort.

„Wenn mir Jemand eine Botschaft zu bringen hat, so braucht er sich nicht zu scheuen, mir unter's Gesicht zu treten!“ sprach der Sägemüller in die Nacht hinaus. „Was soll ich bei dem Gevatter? Ist er krank geworden oder sein Weib, oder eins seiner Kinder?“

Aber es erfolgte keine Antwort. Da rief er jenes zauberkräftige, in solchen Fällen gewöhnlich vom Volk gebrauchte Wort in die Finsterniß hinaus:

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“

„In Ewigkeit, Amen!“ sprach eine Stimme, wie er vermeinte.

„Warst Du es etwa, liebes Weib?“ fragte der Sägemüller, sich umwendend.

„Wie so?“ fragte diese aufschauend.

„Hast Du nicht Amen gesagt?“

„Nein, ich nicht!“

„Nun, so weiß ich nicht, ob ich diesem Rufe wirklich nicht trauen soll!“

Und er erzählte seiner Frau, die von Allem Nichts gehört hatte, daß ihn der Gevatter in der Köhlerhütte schon zweimal einladen ließ, heute Nacht zu kommen.

„Du hast geträumt oder Dein Gehör hat Dich getäuscht!“ sagte die Frau. Und der Sägemüller glaubte selbst nach und nach, daß dem so sei. Er schnitzte ruhig fort, und das kleine Annebärbel betete hinter ihm im Bette

„Du lieber Herrgott hältst nun Wacht,
Behüt' uns auch in dieser Nacht;
Schick' Deinen Engel zu uns her,
Damit kein Unglück uns beschwer' —
Und — —“

„Vater, es klopft draußen!“ sagte das Mägdlein, sich mitten im Gebet unterbrechend. Der Vater und die Mutter blickten nach dem Laden.

„Sägemüller! Säumt nicht länger, mit Frau und Kind zum Kohlenbrenner zu kommen!“ sagte eine Stimme draußen, und es war wieder die, welche er schon zweimal gehört hatte. Diesmal ging der Vater nicht zum Laden, sondern sagte zu seiner Frau:

„Jetzt zieh' das Annebärbel nur wieder an, — wir gehen zum Gevattersmann, — es ist ihm wohl plötzlich ein Unglück zugestoßen, und er will mich und Dich und seine kleine Pathin, das Annebärbel, noch einmal sehen vor seinem Ende. Mir hat den ganzen Tag so Etwas geahnt, — mach' keine Umstände und thu' keine Widerrede! Zieh' Deinen Mantel und dem Mägblein seine Kleider an!“

Und so ward bald auch die Mühle verschlossen zurückgelassen, — der Sägemüller trug die Laterne in der einen Hand und führte das Annebärbel an der andern, seine Frau ging neben ihm her, und so ging es noch in später Nacht durch die Schlucht unterhalb des Bölchensees der Hütte des Kohlenbrenners zu, welche hoch am Felsenufer stand. Man erreichte dieselbe auch glücklich und ohne Gefahr.

Der Vater klopfte. Innen fragte der Kohlenbrenner, wer da sei.

„Ich bin's, Gevattersmann, und mein Weib und Kind! Bist Du gesund und wohl?"

„Gottlob, so gesund als ich heute Mittag war, da ich mit Dir sprach!" sagte der Köhler, der die Thüre aufmachte. „Aber was um Gotteswillen führt Dich zu mir in dieser finstern Nacht, in welcher alle bösen Geister kettenlos sind?"

„Ja, hast Du mich nicht einladen lassen, zu Dir zu kommen?"

„Ich? Habe keinem Menschen den Auftrag gegeben, obgleich es mir sehr lieb ist, daß Du mit Weib und Kind kommst. Wir haben Platz genug für eine Nacht und Freude überflüssig, einmal Euch beherbergen zu dürfen!"

„Das ist sonderbar!" sagte jetzt nachdenklich der Sägemüller, indem er in die Stube trat und Frau und Kind ihm folgten. „Sehr sonderbar! Hat mir Einer dreimal zum Fenster hereingerufen, ich sollte zum Kohlenbrenner kommen!"

„Nun, da hat Einer einmal meine Gedanken errathen, denn schon längst hab' ich mit den Meinigen gehofft, eine Winternacht mit Euch verplaudern zu dürfen. Setzen wir uns gemüthlich zusammen!"

Der Sägemüller aber saß ganz nachdenklich da. Endlich fragte er urplötzlich:

„Hör', Gevatter! Wie steht's mit dem See drüben?"

„Nun, er ist hoch angeschwollen, wie ich Dir schon heute Mittag gesagt habe. Aber der Damm mag doch wohl noch viele Jahre halten. Es ist nicht so gefährlich, wie Du fürchtest, und ich habe den See schon öfters so voll gesehen!"

Er hatte nicht vollends ausgeredet, als mit einem Male ein so fürchterlicher Schlag und ein so entsetzliches Tosen und Brausen die Luft erschütterte, daß alle Wände der Hütte bebten und krachten, und ihren Bewohnern auf einen Augenblick lang Hören und Sehen verging. Dann schrien aber die sechs Kinder des Kohlenbrenners in Gemeinschaft mit dem Annebärbel entsetzt auf, während die Eltern vor Schrecken stumm dasaßen.

„Was war das?" fragte endlich der Kohlenbrenner, dem man aber wohl am Gesichte ansah, daß er es so gut wußte wie die Andern und sich nur scheute, das schreckliche Wort auszusprechen. Das entsetzliche Krachen dauerte fort und kam mit brausender Schnelligkeit immer näher. Mit Grausen horchte man.

„Es ist geschehen! Gott im Himmel droben, beweise jetzt Deine Allmacht!" sagte der Sägemüller die Hände aufhebend.

„Es ist so! Es ist geschehen!" wiederholte der Kohlenbrenner und selbst die Gesichter der beiden Männer waren bleich wie der Gebirgsschnee, trotz dem rothen Lichte des Kienspans überm Herde. So mag's Einem zu Muthe sein, der in der letzten Stunde das Ende der Welt hereinbrechen sieht, und für die beschränkte Welt der Leute in jener Köhlerhütte lag jetzt das Ende nahe genug.

Der Fels, auf welchem die Köhlerhütte stand, zitterte unter den Füßen seiner Bewohner, als wollte er bersten und stürzen, — Schlag auf Schlag, stärker als Kanonen- und Bombenknall, erschütterte die Luft, und immer näher kam das Heulen und Brüllen der entfesselten Wasserungeheuer, die Felsen und Bäume in ihrer Wuth abrissen und vor sich her wider die Bergwand schleuderten, daß diese zu weichen und die arme Köhlerhütte preiszugeben schien. Es war eine schreckliche Nacht für die Leute dorten, und das Herz im Leibe schien sich zu verkriechen vor dem Gebrüll und Geheul der anstürmenden Wogen.

Der Strom, der sich sammt den mitrollenden Felsen und Bäumen nicht weit von der Köhlerhütte am Berge stieß, prallte so weit bergauf, daß er bei seinem Zurücklaufe sechshundert Klafter Holz, das zum Kohlenbrennen bereit lag, mit sich fortriß. Aber bis zur Hütte selbst reichte doch seine Macht nicht, ob auch deren Bewohner jeden Augenblick wähnten, von einer der heulenden, emporspringenden Wogen gegen und in den Abgrund gerissen zu werden. In Todesangst ward die Nacht bei dem Kohlenbrenner verbracht. Als aber der Morgen kam und der Sägemüller zum Fenster hinaus auf den spritzenden Schaum, die ungeheure gewaltige Wasserfluth und die zerschmetterten Baumstämme blickte, welche mit Windeseile in das Thal hinabdonnerten, — wenn er dann an seine eigene Wohnung und an die warnende Stimme in der Nacht dachte, da sagte er:

„Gott hat wirklich ein Wunder gethan und wird auch meine beiden Söhne nicht vergessen!"

Und als die beiden Söhne wohlbehalten in der folgenden Nacht zur Köhlerhütte kamen, ihre Eltern und das kleine Annebärbel beim Leben und gesund trafen, von ihren eigenen Erleb- und Schrecknissen und vom Tode des reichen Stadtschreibers von Egisheim erzählten, — da glaubte man dort in der Köhlerhütte, trotz aller zeitlichen Verluste an Haus und Vermögen, dem mächtigen Erretter aus der Todesnoth von Herzen danken zu dürfen. Die Familie des Sägemüllers blieb bis über Weihnachten in der Köhlerhütte, wo der Christbaum in aller Pracht, welcher man fähig war, glänzte. Annebärbel theilte ihre Christgeschenke mit den Kindern des guten Gevattersmannes. — Nachdem aber die Kunde von dem entsetzlichen Naturereigniß auch in die ferne Pfalz zu den Verwandten des Säge-

müllers gedrungen war, schrieben sie ihm, er solle zu ihnen mit seiner Familie kommen, was er auch nach herzlichem Abschiede von dem Gevattersmanne bald that, da seine Mühle vollständig mit all' seinem Vermögen vernichtet war. In der Pfalz wurden die beiden Söhne brave Bauern und das Annebärbel eine wackere Bäuerin. — — So hat Gott an einem armen Manne ein Wunder gethan, denn wer damals, in jener schrecklichen Thomasnacht, dem Sägemüller die Einladung vom Gevatter Kohlenbrenner gebracht, weiß man noch heute nicht.

Schuldig oder unschuldig?

Aus den Erlebnissen eines Criminalbeamten.

Ein angesehener Eigenthümer in Five-Oak, — bei Kendal, in Westmoreland — Herr Bayshawe, schrieb, nachdem er einige Zeit von diesem District abwesend gewesen war, seiner jungen Haushälterin, Namens Sara King, daß er im Begriffe sei, in seine Wohnung zurückzukehren. Zugleich trug er ihr auf, ein Zimmer bereit zu halten, und andere Einrichtungen für die Aufnahme seines Neffen Robert Bristowe zu treffen, welcher von einer Reise in fremde Länder zurückkehre und sich direct nach Five-Oak begeben werde. Sara King theilte verschiedenen Kaufleuten von Kendal die Ankunft dieses Neffen mit, und machte bei dem Fleischer und bei dem Geflügel- und Fischhändler ungewöhnliche Einkäufe zu dessen Empfange.

Ein Bursche, welcher die Fische nach Five-Oak getragen hatte, erzählte, daß er durch eine halboffene Thür einen jungen Fremden in dem kleinen Saale des Erdgeschosses habe sitzen sehen.

Am folgenden Tage fand man die junge Haushälterin ermordet und ohne das geringste Lebenszeichen am Fuße der Treppe liegen.

Tags darauf kam Herr Bayshawe in Five-Oak an und entdeckte, daß man ihm nicht nur eine Menge Silbergeschirr, sondern auch eine vor zwei Monaten aus dem Verkaufe eines Staatspapiers gelöste Summe von vier Tausend Pf. Sterl. gestohlen hatte.

Mit Ausnahme seiner bei ihm lebenden Nichte und seines Neffen Robert Bristowe wußte Niemand, daß dieses Geld in seinem Hause sei; er selbst hatte aber ganz vor Kurzem an Robert geschrieben, daß er behufs eines Ankaufs von Ländereien diese Summe aufbewahre und ihn in dieser Angelegenheit zu Rathe zu ziehen wünsche.

Nach diesem blutigen Verbrechen in dem Hause von Five-Oak kam Robert nicht mehr zum Vorschein und man erhielt nicht einmal eine Nachricht von ihm. Herr Bayshawe und seine Nichte faßten einen furchtbaren Verdacht, und unglücklicherweise gestaltete sich derselbe fast zur vollen Gewißheit, als sich auf dem Fußboden ein Bruchstück desselben Briefes vorfand, welchen Herr Bayshawe an seinen Neffen geschrieben hatte.

Da Niemand Robert in der Gegend von Kendal begegnet hatte, so vermuthete man, daß er mit seinem Raube nach London zurückgekehrt sei. Man sendete nach allen Seiten die Beschreibung seiner Person und seiner Kleidung, die man nach der Erzählung des Burschen, welcher ihn in einem der Zimmer des Erdgeschosses sitzen sah, als er die Fische brachte, aufnahm. Zu derselben Zeit machte man die Polizei auf einen durchtriebenen Schelm, Namens Josias Barnes, aufmerksam, welcher in der Gegend im höchsten Grade berüchtigt war. Er wurde verhaftet, behauptete aber auf so peremptorische Weise seine Unschuld, daß es den Gesetzen nach nicht möglich war, ihn in's Gefängniß zu setzen. Er gab dabei ein dringendes Verlangen zu erkennen, der Polizei bei der Entdeckung des Mörders der Sara King behilflich zu sein. Er kannte nämlich seit langer Zeit dies junge Mädchen und widmete ihr trotz seiner verderbten Natur aufrichtig eine herzliche Zuneigung. Dieser Barnes, welcher ein gelernter Zimmermann war, hätte recht standesgemäß leben können, wenn er hätte arbeiten wollen; aber das Arbeiten war ihm unerträglich und er zog es vor, seine Zeit in den Wirthshäusern hinzubringen, bei den ländlichen Tanzvergnügungen die Geige zu spielen, und eine Gesellschaft junger Burschen und Mädchen durch allerlei Taschenspielerkünste zu unterhalten.

Gleichwohl konnten wir uns auf seine Versprechungen verlassen, und ich beschloß um so lieber, mich seiner als Gehilfen zu bedienen, als er Robert Bristowe von Angesicht kannte.

Sobald ich die Befehle und Instructionen unsers Directors empfangen hatte, begab ich mich in den Gasthof, in welchem, wie ich wußte, Robert logirt hatte. Man sagte mir, daß er seit acht Tagen sich entfernt habe, ohne seine Sachen mitzunehmen und ohne

seine Rechnung zu bezahlen, welche übrigens nicht beträchtlich war, und daß man seit seinem Verschwinden nicht mehr von ihm hatte sprechen hören. Das war sonderbar. Er hatte jedoch in diesen acht Tagen hinlängliche Frist, um zu derselben Zeit nach Westmoreland zu gelangen, zu welcher man ihn daselbst angekommen glaubte.

Ich fragte, wie er gekleidet gewesen sei.

Man antwortete mir, daß er gewöhnlich eine Polizeimütze, einen Militärrock von blauem Tuch, ein Beinkleid von heller Farbe und Wellingtonstiefeln trug.

Das war genau die Bekleidung, welche der Bote des Fischhändlers angegeben hatte.

Ich verfügte mich alsdann nach der Bank von England mit einem Verzeichnisse verschiedener Valuta, welche Herrn Bayshawe gestohlen worden waren, und deren Nummern er mir angegeben hatte. Ich hörte, daß diese Valuta am vergangenen Tage von der Bank an einen jungen Mann in Officiersuniform ausgezahlt worden waren, der seine Quittung mit dem Namen James, Lieutenant, wohnhaft Harley-Street, unterzeichnet hatte. Offenbar war dies ein angenommener Name.

Ich kehrte zur Polizeidirection zurück, um über diese ersten Schritte Bericht zu erstatten. Es wurde beschlossen, das Signalement von Robert Bristowe zu veröffentlichen, und demjenigen eine Belohnung zuzusichern, welcher ihn festnehmen oder wenigstens die Gerechtigkeit ihm auf die Spur bringen würde. Aber kaum hatte man diese Maßregel ergriffen, als ich auf unser Bureau einen jungen Menschen zukommen sah, dessen Aeußeres vollständig mit dem Signalement übereinstimmte, welches wir so eben aufgesetzt hatten. Ich hatte eben nur Zeit, dem Inspector aufzutragen, ja keinen Verdacht zu zeigen, seine Erklärungen ruhig anzuhören und ihn gehen zu lassen. Alsdann trat ich mit Josias Barnes, der mich seit dem Morgen begleitet hatte, bei Seite.

Robert, denn es war wirklich Robert, erzählte in energischen Ausdrücken, aber doch auf eine etwas verwirrte Weise, daß er vor etwa acht Tagen, ohne zu wissen von wem, bestohlen, und dann von einem gewissen Menschen betrogen und verhöhnt worden sei, welcher ihm die Diebe zu entdecken versprochen und den er jetzt mit denselben im Einverständniß glaube. Er konnte gar keine bestimmte Auskunft über die letztere Persönlichkeit geben. Nachdem der Inspector ruhig diese Mittheilung angehört hatte, sagte er ihm, daß die Polizei Nachforschungen anstellen werde, und verabschiedete ihn.

Sobald er auf der Straße war, folgte ich ihm. Er ging langsam, aber ohne sich aufzuhalten, nach einem Diligence-Bureau von Snow-Hill, wo er zu meiner großen Verwunderung einen Platz in einem Wagen nahm, der nach Westmoreland abging. Dann ging er in ein Wirthshaus, setzte sich und verlangte eine Flasche Wein nebst etwas Gebäck. Ich konnte ihn dort einen Augenblick allein lassen und ging auf der Straße auf und ab. Während ich noch darüber nachdachte, welche Maßregeln ich jetzt zu ergreifen hätte, sah ich drei Burschen mit verdächtigen Gesichtszügen daherkommen, von denen besonders der Eine meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Trotz seines neuen und eleganten Anzugs glaubte ich ihn wiederzuerkennen. Er ging mit seinen Begleitern in das Diligence-Bureau, während ich mich an die Thür schlich. Der Ton seiner Stimme ließ mir keinen Zweifel mehr. Er fragte, ob noch Plätze in dem Wagen frei seien, welcher diesen Abend nach Westmoreland abgehe.

„Nach Westmoreland! Welcher Teufel kann eine solche Sippschaft dazu bestimmen, nach diesem stillen Districte zu reisen?"

Als die verlangten drei Plätze eingeschrieben waren, that Derjenige, welcher das Wort genommen hatte, eine neue Frage, die mich in Verwunderung setzte.

„Ist der Herr mit der Polizeimütze, der hier herauskam, vielleicht unser Reisegefährte?"

„Ja wohl," antwortete der Officiant, „und ich glaube, daß er nach dem benachbarten Gasthause gegangen ist."

„Ich danke Ihnen."

In dem Augenblicke, wo die drei Leute aus dem Bureau herauskamen, trat ich schleunigst bei Seite, und sie gingen an mir vorüber, ohne mich zu bemerken. Ich hatte eine unbestimmte Idee, daß dieses saubere Kleeblatt dem Unglücksfalle in Five-Oak nicht fremd sein möchte. Für jeden Fall schien es mir zweckmäßig, ihre Schritte zu beobachten. Ich ging nun meinerseits in das Bureau und nahm die beiden letzten leeren Plätze in Beschlag, den einen für mich, unter dem Namen Jenkins, den andern für Josias Barnes.

Ich begab mich sodann in das Gastzimmer des Wirthshauses zurück. Bristowe saß noch da und schien in schmerzliche Reflexionen ver-

sunken. Ich schrieb eiligst eine kurze Mittheilung, die ich durch den Portier abschickte, und begann dann den Mann, den man eines Diebstahls und Mordes zugleich für verdächtig hielt, zu beobachten. Es war ein junger Mensch von ungefähr sechsundzwanzig Jahren, mit bleichem und klugem Gesicht, von zierlichem aber dennoch festem Körperbau; übrigens verrieth Alles an ihm den Mann von guter Gesellschaft.

Sein Gesicht war traurig und abgespannt, aber ich suchte in ihm vergebens jenes gewisse nervöse Zittern, welches selbst an Verbrechen völlig gewöhnte Schurken beim plötzlichen Anblick eines fremden Gesichts nicht immer zu unterdrücken im Stande sind. Mehrere Personen traten plötzlich in das Gastzimmer ein, ohne Robert's Aufmerksamkeit zu erregen. Ich wollte nun seine Nerven auf eine Probe stellen, eine Probe, die er meiner Meinung nach nur äußerst schwierig bestehen konnte, wenn er das junge Mädchen von Five-Oak ermordet hatte, und gestern auf der Bank von England gewesen war, um die Frucht seines Raubes in Gold umzusetzen.

Obgleich alle Anzeichen gegen ihn waren, konnte ich mich nicht von dem Gedanken losmachen, daß der junge Mann an den ihm zur Last gelegten Verbrechen unschuldig sein möchte. Aber durch welche höllische Verflechtung von Umständen, durch welche fatalen Zufälligkeiten er unter das Gewicht einer solchen Anklage gerathen war, das konnte ich mir nicht erklären, und mein Verdacht richtete sich auf's Neue auf meine drei zukünftigen Reisegefährten.

Meine Pflicht war eben so sehr, die Unschuld zu vertheidigen, wie das Verbrechen an's Licht zu ziehen, und wenn ich die Gewißheit von Robert's Unschuld erlangen konnte, so war ich fest entschlossen, keine Anstrengung zu scheuen, um ihn aus seiner gefährlichen Lage zu reißen.

Vor Allem wollte ich meine Probe versuchen. Ich ging hinaus, blieb einige Augenblicke vor der Thür, trat dann plötzlich und geräuschvoll ein, ging gradewegs auf Robert los, ergriff ihn am Arm und sagte mit grober Stimme: „Da finde ich Sie doch endlich!“ Nicht ein Muskel zitterte, nicht ein Zeichen von Furcht ließ sich auf seinem Gesicht erkennen. Er antwortete mir nur in einem etwas ärgerlichen Ton und mit dem Ausdrucke der Verwunderung:

„Was wollen Sie denn von mir?“

„Ich bitte Sie um Verzeihung,“ antwortete ich; „der Bediente hatte mir gesagt, daß ich hier einen meiner Freunde, Namens Bayshawe, finden würde, und ich habe mich geirrt. Ich habe Sie für ihn angesehen.“

Er nahm meine Entschuldigung artig auf, und fügte hinzu, er heiße Bristowe, aber er habe einen Onkel desselben Namens wie der Herr, den ich suche.

„Nein, nein,“ sagte ich zu mir selbst, „dieser Mann ist nicht schuldig, und dennoch —“

In diesem Augenblicke brachte mir der Portier die Meldung, daß der Agent, an den ich jenen Brief gesendet hatte, auf mich warte. Ich ging zu ihm und beauftragte ihn, den Bristowe nicht aus den Augen zu lassen, dann eilte ich nach meiner Wohnung, um mich zur Abreise einzurichten.

Ich nahm eine Perrücke, einen breitkrämpigen Hut, und setzte eine grüne Brille auf; auch gab ich mir mit Hilfe verschiedener Westen und Shawls eine ziemliche Corpulenz. So umgewandelt kehrte ich mit Josias Barnes, den ich über das den drei verdächtigen Reisegefährten gegenüber zu beobachtende Benehmen instruirt hatte, zu dem Wagen zurück. Robert saß bereits auf seinem Platze; die drei Individuen, welche gleichfalls in die Kutsche steigen sollten, sahen sich nach allen Seiten um, ohne Zweifel, um auszukundschaften, mit wem sie in dem engen Raume des Fuhrwerks zusammensitzen sollten. Mein Aussehen, so wie dasjenige von Barnes, welcher eine unschuldige Miene annahm, beruhigte sie, und sie nahmen vergnügt ihre Plätze ein. Einige Minuten darauf ertönte das Signal zur Abreise.

Niemals habe ich mich in einer so schweigsamen Gesellschaft gefunden. Jeder von uns schien einen ganz besondern Grund zu haben, sich zurückzuhalten und zu schweigen. Während unserer langen, eintönigen Fahrt beobachtete ich nur einen oder zwei scheinbar ganz unwichtige Zwischenfälle, die sich aber dessenungeachtet mir in's Gedächtniß prägten. Auf der Mitte des Weges machten wir Halt, um zu Abend zu essen, und ich merkte aus einigen verstohlen aufgefangenen Worten, daß die drei mir verdächtigen Reisenden sich vornahmen, in einem einsamen Wirthshause abzusteigen.

Ich nahm Barnes bei Seite und fragte ihn:

„Kennst Du dies Wirthshaus, dessen Namen sie nannten?“

„Vollkommen. Es liegt ungefähr sechs Meilen von Kendal und zwei Meilen von Five-Oak.“

„Gut. Bleibe Du auch dort und überwache sie in der Nähe. Ich meinerseits muß mit Herrn Bristowe bis nach Kendal fahren.“

„Lassen Sie mich nur machen. Ich verstehe mich darauf, hundert Leuten dieser Sorte Sand in die Augen zu streuen. Ich stehe Ihnen dafür ein.“

„Das ist vortrefflich. Wir wollen jetzt essen.“

Bald machte die Kutsche einen neuen Halt. Barnes zog eine Flasche aus der Tasche, welche ein ungemein starkes Getränk enthalten mußte; denn kaum hatte er sie geleert, als er sich in einem völlig betrunkenen Zustande zu befinden schien. Nicht nur seine Stimme, auch seine Augen, seine Bewegungen, Alles zeugte von einer abscheulichen Trunkenheit.

Als wir an dem Wirthshause ankamen, wo er, wie wir uns verabredet hatten, aussteigen sollte, beging er so viel Tollheiten, daß ich jeden Augenblick befürchtete, das Geheimniß meiner Sendung ausgeplaudert zu sehen; aber er ließ sich in dieser Hinsicht nicht das geringste unvorsichtige Wort entschlüpfen. Als der Wagen hielt, stieg er taumelnd aus, schleppte sich nach dem Wirthshause und schwur, daß alle Mächte der Erde ihn nicht bewegen würden, bis morgen Mittag noch einen einzigen Schritt zu thun. Vergebens versuchte der Kutscher, ihm das Thörige seiner Hartnäckigkeit vorzuhalten. Es nutzte eben so viel, als ob er mit einem Bären redete. Zuletzt mußte er ihn seiner trotzigen Laune überlassen. Meinerseits war ich äußerst unzufrieden, ihn in einem solchen Zustande zu sehen. Ich benutzte einen Augenblick, wo wir allein waren, und wollte ebenfalls versuchen, ihm Vorstellungen zu machen. Er sah mich ruhig an und sagte, indem er seine gewöhnliche Stimme wieder annahm:

„Habe ich Ihnen nicht versprochen, mich geschickt zu benehmen?“

Die Thür ging auf; auf der Stelle schienen seine Züge sich wieder zu verzerren und er spielte die Rolle eines Betrunkenen weiter.

Für diesmal war ich vollkommen beruhigt und nahm meinen Platz neben Bristowe wieder ein. Als ich mich mit ihm allein sah, nahm ich meine Perrücke, meinen Hut, meine Brille und die übergezogenen Kleidungsstücke ab, und zeigte mich ihm so, wie er mich in dem Diligence-Wirthshause gesehen hatte.

„Was soll denn das vorstellen?“ rief Robert lachend aus. „Spielen Sie vielleicht Komödie?“

Ich erzählte ihm mit kurzen Worten, was in Five-Oak vorgefallen war, und welche Aufgabe ich übernommen hätte. Er schien verdutzt. Er wußte, wie er sagte, durchaus Nichts von dem schrecklichen Ereignisse. Sein Gesicht zeigte einen Ausdruck von Angst, aber Nichts, was ein böses Gewissen verrathen hätte.

„Ich will nicht wider Ihren Willen in Ihre Geheimnisse eindringen,“ sagte ich zu ihm, aber Sie werden von selbst einsehen, daß Sie sich in eine äußerst kritische Lage versetzen, wenn Sie nicht rundweg mittheilen, was Ihnen in den letzten acht Tagen begegnet ist.“

„Sie haben Recht. Die Intrigue ist furchtbar verschlungen. Indessen zweifle ich nicht, daß ich Mittel finden werde, meine Unschuld zu beweisen.“

Er schwieg. Ich versuchte nicht, die Unterhaltung wieder anzuknüpfen. Aber ich sah ihn schaudern und erbleichen, als der Kutscher den von mir erhaltenen Befehlen gemäß an der Thür des Gefängnisses von Kendal still hielt. Er unterdrückte jedoch schnell seine Bewegung und sagte zu mir:

„Sie erfüllen Ihre Pflicht. Die meinige ist es, an die Gerechtigkeit der Vorsehung zu glauben.“

Als wir in das Gefängniß eingetreten waren, nahm man gewohnheitsmäßig eine Untersuchung seines Gepäckes und seiner Kleidung vor. Man fand in seiner Börse ein spanisches Goldstück von eigenthümlichem Gepräge, und in seiner Reisetasche ein mit Brillanten besetztes Kreuz. Diese Entdeckung machte einen peinlichen Eindruck auf mich. Herr Bayshawe hatte diese Gegenstände mit unter denjenigen aufgeführt, die ihm gestohlen worden waren. Der Gefangene sagte, daß er nicht begreifen könne, wie dies Goldstück und dies Kreuz in seinen Besitz gelangt sein könnten, aber der Kerkermeister antwortete auf seine heftigen Protestationen nur mit einem ironischen Lächeln. Ich meinerseits sah alle die Vernunftschlüsse, die ich gemacht hatte, um von der Unschuld meines Gefangenen überzeugt sein zu dürfen, wieder in Nichts zerfließen.

„Ich muthmaße," sagte der Kerkermeister, „daß Ihnen die beiden Kleinigkeiten im Schlafe gekommen sind."

„Oh!" rief ich mechanisch aus, „im Schlafe! Daran dachte ich noch gar nicht."

Und ich ging hinaus.

Am andern Morgen drängte sich eine zahlreiche Zuhörerschaft im Gerichtssaale. Es sollte zur Vernehmung des Gefangenen geschritten werden. Seine gesellschaftliche Stellung, die fremdartigen und geheimnißvollen Umstände des ihm zur Last gelegten Verbrechens erregten in der Bevölkerung der Stadt und der Umgegend ein lebhaftes und peinliches Interesse. Robert's Haltung zeugte von einem tiefen Schmerze. Jedoch war sie ruhig und aus seinen Blicken strahlte ein Ausdruck von Muth und Rechtschaffenheit, welchen dem Verbrechen selten zu heucheln gelingt.

Nach einigen einleitenden Fragen ließ man den Boten des Fischhändlers mit ihm confrontiren, und fragte ihn, ob der Mann, den er da vor sich hätte, wohl derselbe sei, welchen er am Tage vor dem Morde in Five-Oak gesehen habe. Der Bursche sah ihn stillschweigend scharf an und antwortete dann:

„Der Mann, den ich gesehen habe, saß vor dem Feuer mit einer Mütze auf dem Kopfe; ich wünschte, daß dieser hier ebenfalls seine Mütze aufhätte."

Bristowe bedeckte sich und sogleich rief der Knabe aus: „Es ist derselbe!"

Herr Cowen, der mit der Vertheidigung des Angeklagten beauftragte Advocat, machte bemerklich, daß sich diese Aussage nur auf eine Kopfbedeckung oder überhaupt auf die Bekleidung beziehe, und daß man daraus keinen ernstlichen Beweis herleiten könne. Aber der Präsident erklärte, daß dieselbe quantum valeat*) in Betracht gezogen werden müsse.

Mehrere Zeugen sagten dann aus, daß Sara King ihnen mitgetheilt habe, der Neffe ihres Herrn sei in Five-Oak angekommen. Der Advocat machte darauf aufmerksam, daß hier nur ein Hörensagen vorliege, aber kein überzeugender Beweis. Bristowe bat um die Erlaubniß hinzuzufügen, daß er Sara nicht kenne, da sie erst seit Kurzem in den Dienst seines Oheims getreten sei, und es sei daher sehr möglich, daß sie ihn eben so wenig kannte.

*) So weit sie Gewicht habe.

Der Präsident sagte, daß alle diese Einwände vor dem Schwurgerichte näher erörtert werden könnten, daß aber im gegenwärtigen Stadium der Anklage seine Pflicht darin bestehe, sich darüber Gewißheit zu verschaffen, ob hinlängliche Belastungsgründe gegen den Inculpaten vorlägen, um ihn in Arrest zu behalten und den Assisen zu überliefern.

Darauf gab er Befehl, Herrn Bayshawe eintreten zu lassen. Als Robert diesen Befehl aussprechen hörte, zeigte er eine ungemeine Bewegung und erbat es sich als eine Gunst, daß man ihm den Schmerz erspare, seinen Onkel, nachdem er mehrere Jahre von ihm getrennt gewesen sei, unter solchen Umständen zum ersten Male wiederzusehen.

„Wir dürfen kein Zeugniß entgegennehmen," sagte der Präsident mit dem Ausdrucke des Bedauerns, „ohne das Sie zugegen sind. Aber die Aussage Herrn Bayshawe's wird nicht lang sein."

„Lassen Sie wenigstens, ich beschwöre Sie," rief Robert aus, „meine Schwester hier nicht erscheinen. Ich würde eine solche Marter nicht ertragen können."

Man gab ihm die Antwort, daß dieselbe nicht vernommen werden würde, denn seit dem Tage jenes furchtbaren Ereignisses sei sie ernstlich erkrankt.

Tiefes Stillschweigen herrschte unter den Zuhörern, als Herr Bayshawe erschien. Es war ein Greis von dem verehrungswürdigsten Aeußern. Er näherte sich gesenkten Hauptes und sein ganzes Gesicht zeigte den Ausdruck tödtlichen Schmerzes.

„Onkel!" rief Robert aus, indem er die Arme gegen ihn ausstreckte.

Der Greis blieb stehen, sah ihn schweigend einen Augenblick an, und als ob das freie und offene Gesicht des jungen Mannes sofort allen Verdacht, der ihn bisher gequält, vernichtete, warf er sich seinem Neffen in die Arme und rief schluchzend aus:

„Robert, verzeihe mir, verzeihe mir, daß ich an Dir zweifeln konnte! Nein, es ist vorbei, nein, nie, nie wieder soll mir ein solcher Gedanke kommen."

Die Zuhörer betrachteten mit stummer Bewegung diese rührende Scene. Das Schweigen wurde durch den Präsidenten unterbrochen, welcher Herrn Bayshawe daran erinnerte, daß das Gericht seine Aussage erwarte.

„Ja wohl, ja wohl," sagte der Greis und wandte sich gegen die Richter, indem er sich die Augen trocknete. — „Verzeihung, meine Herren, Verzeihung! — Mein Neffe, der Sohn meiner Schwester, welcher von seiner Kindheit an bei mir gelebt hat —"

„Sie haben nicht nöthig, sich zu entschuldigen," sagte gütig der Präsident. „Wir müssen aber diese Angelegenheit weiter verfolgen. Hier ist ein Fetzen Papier, den man in Five-Oak gefunden hat. Ist dies nicht ein Bruchstück des Briefes, den Sie an Ihren Neffen geschrieben und worin Sie ihm mittheilen, daß Sie eine beträchtliche Summe bereit liegen haben?"

„Ja."

Hier ist ferner ein spanisches Goldstück und ein Kreuz, welches man unter den Kleidern des Gefangenen entdeckt hat. Gehören diese beiden Gegenstände nicht zu den Sachen, die Ihnen gestohlen worden sind?"

Der Greis betrachtete mit Schaudern diese Gegenstände, sah dann seinen Neffen an, wie um den Ausdruck seines Gesichtes zu beobachten, und legte sie ohne ein Wort zu sagen wieder auf den Tisch.

„Sie müssen kurzweg mit Nein oder Ja antworten," sagte der öffentliche Ankläger.

„Antworten Sie, lieber Onkel," rief der Gefangene aus. „Antworten Sie ohne Furcht. Gott wird mir beistehen, daß ich mich aus diesem schrecklichen Netze befreie, in welches ich gerathen bin und in welchem ich ohne alle Hoffnung verstrickt zu sein scheine."

„Gott segne Dich, Robert," murmelte Herr Bayshawe, „Gott segne Dich!" Dann wandte er sich gegen das Tribunal und sagte: „Ja meine Herren, dies Kreuz und dieses Goldstück sind mir gestohlen worden."

Bei dieser Antwort des Greises fühlte sich die ganze Zuhörerschaft schmerzlich bewegt.

Ich wurde aufgefordert, das Wort zu nehmen, und erzählte, wie diese beiden Gegenstände in den Kleidungsstücken des Gefangenen gefunden worden waren.

Als ich geendet hatte, beriethen sich die Richter einige Minuten; dann wendete sich der Präsident zu dem Angeklagten und sagte:

„Ich habe Ihnen anzukündigen, daß nach der Ansicht des Gerichtes hinlänglich schwere Belastungsgründe gegen Sie vorliegen, um Sie vor ein Schwurgericht zu stellen. Es ist nun unsere Pflicht anzuhören, was Sie zu Ihrer Rechtfertigung etwa vorzubringen haben. Indeß wird Ihr Vertheidiger Sie vielleicht bestimmen, Ihre Beweisgründe bis zu Ihrer Vernehmung vor dem Schwurgerichte zurückzuhalten."

Der Advocat stimmte dieser Bemerkung bei, Robert erklärte jedoch lebhaft, daß er nicht die gegen ihn erhobene Anklage durch sein Stillschweigen sanctioniren könne.

„Ich habe Nichts zu verschweigen," rief er mit Heftigkeit aus, „und brauche mich nicht zu verstellen, und ich will meine Freisprechung nicht der Geschicklichkeit meines Vertheidigers verdanken. Wenn ich nicht völlig fleckenlos aus dieser gegen mich gerichteten Untersuchung hervorgehe, wenn diese Untersuchung noch fortdauert, dann will ich mich gar nicht bemühen, derselben zu entgehen. Hören Sie das Wenige, was ich zu meiner Vertheidigung zu sagen habe. An dem Abende des Tages, wo ich den Brief meines Onkels erhielt, ging ich in's Drury-Lane-Theater, und blieb daselbst bis es sehr spät war. Als ich nach meinem Hotel zurückkam, bemerkte ich, daß man mir meine Brieftasche gestohlen hatte, welche nicht nur diesen Brief, sondern auch eine beträchtliche Summe in Banknoten und wichtige Papiere enthielt. Zu dieser nächtlichen Stunde konnte ich nicht daran denken, den Dieben nachzuforschen. Am folgenden Morgen meldete man mir in dem Augenblicke, wo ich mich ankleidete um auszugehen, einen Mann, welcher dringend bitte, mich in einer sehr eiligen Angelegenheit zu sprechen. Ich ließ ihn eintreten. Er sagte mir, daß er Polizeibeamter sei, daß der Diebstahl, dessen Opfer ich geworden sei, so eben von einem der Diebsgenossen verrathen wäre, und daß er mich ersuche, ihn unverzüglich zu begleiten. Wir verließen zusammen das Hotel, und nachdem er mich den ganzen Tag in einer Menge kleiner Gäßchen hin- und hergeführt und sich in verschiedene verdächtige Häuser begeben hatte, sagte mir mein diensteifriger Freund, er habe so eben in Erfahrung gebracht, daß die Diebe London verlassen hätten, um sich nach einer großen Stadt zu begeben, wo sie sich beeilen würden, meine Banknoten in Geld umzusetzen, bevor ihre Auszahlung verboten würde. Er sagte, daß wir sie augenblicklich verfolgen müßten. Ich wollte anfangs in mein Hotel zurückkehren, um wärmere Kleider anzulegen, denn wir mußten während der

Nacht reisen; aber er antwortete, daß dies nicht möglich sei, daß der Wagen jeden Augenblick abgehen werde, und um mich gegen die Kälte zu schützen, hüllte er mich selbst in einen weiten Oberrock und eine Polizeimütze, welche er mir unter dem Kinne zuknüpfte. Wir kamen nach Bristol, wo er mich unter verschiedenen Vorwänden einige Tage hinhielt, dann verschwand er, und ich kehrte nach London zurück. Eine Stunde nach meiner Ankunft in dieser Stadt ging ich nach der Polizei, um meine Anzeige zu machen. Dann ging ich, mir einen Platz nach Kendal zu besorgen. Das ist Alles, was ich zu sagen habe."

Diese befremdende Geschichte machte nicht den mindesten Eindruck auf das Gericht und einen sehr geringen auf die Zuhörer. Ich indessen hielt sie für vollkommen wahr. Eine fingirte Erzählung hätte nicht einen solchen Anstrich von Unbefangenheit gehabt.

Ich habe vergessen zu sagen, daß Herr Bayshawe nach Abgabe seiner Aussage aus dem Gerichtssaale geführt worden war.

„Also, Herr Bristowe," sagte der öffentliche Ankläger, „wenn die Mittheilung, welche Sie so eben machten, richtig ist, so behaupten Sie Ihr Alibi beweisen zu können."

„Ich glaubte es, mein Herr," antwortete Robert mit Sanftmuth, „und ich muß gestehen, wenn ich mich an die merkwürdige Weise, in der ich herausstaffirt war, an die wenigen Leute, denen ich begegnet bin, erinnere, so fürchte ich, nicht die Beweise liefern zu können, welche man von mir fordern wird."

„Wir bedauern dies um so weniger," antwortete der Mann des Gesetzes mit ironischem Ton, „als dieses Kreuz und dieses spanische Goldstück, welche in Ihrem Besitze gefunden worden sind, Sie verpflichtet haben sollten, uns eine wahrscheinlich ganz andere Geschichte zu erzählen, als die, welche Sie so eben vorgetragen haben."

„Dies ist einer von den Zwischenfällen bei meinem Unglück," sagte der Gefangene mit derselben Ruhe, „über die es mir unmöglich ist, die geringste Erklärung zu geben."

Nach dieser Antwort gab der Gerichtshof den Befehl, Robert in das Grafschaftsgefängniß abzuführen.

In diesem Augenblicke überbrachte man mir ein Billet von Barnes. Sobald ich davon Kenntniß genommen hatte, bat ich den Richter, die Uebersiedlung Bristowe's in jenes andere Gefängniß gefälligst bis auf den folgenden Tag verschieben zu wollen, indem ich erklärte, daß ich morgen dem Gerichte ein anderes sehr wichtiges Zeugniß vorzulegen hoffte. Meine Bitte wurde genehmigt und Robert in seine Gefängnißzelle in Kendal zurückgeführt.

In dem Augenblicke, wo er den Saal verlassen wollte, näherte ich mich ihm und sagte mit leiser Stimme:

„Haben Sie guten Muth, Herr, es wird uns gelingen, das Geheimniß zu durchdringen."

Er sah mich fest an, drückte mir stillschweigend die Hand und stieg in die Kutsche, welche seiner wartete.

Ich suchte nun Barnes auf, und sobald ich die Thür des Zimmers, in welchem ich mich mit ihm allein befand, verschlossen hatte, sagte ich zu ihm:

„Nun? Was hast Du entdeckt?"

„Daß die Mörder Sara King's in jenem Wirthshause sind, wo Sie mich verlassen haben."

„Ja, das habe ich aus Deinem Billet ersehen. Aber welche Beweise hast Du für diese Aussage?"

„Hören Sie zu. Da diese Schelme durch meine scheinbare Bewußtlosigkeit in Folge der Trunkenheit vollständig getäuscht waren, haben sie in meiner Gegenwart einige Worte fallen lassen, welche mich nicht nur überzeugt haben, daß sie die wahren Schuldigen sind, sondern auch, daß sie sich nach diesem Wirthshause begeben haben, um heute Abend das Silberzeug, das sie in der Umgegend versteckt haben, abzuholen."

„Sonst noch Etwas?"

„Ja. Sie wissen, daß ich ein gewisses Talent im Nachahmen und im Bauchreden besitze, und Sie werden sich des jüngsten dieser Verbrecher erinnern, welcher während der Fahrt im Wagen neben Herrn Bristowe saß und dann auf den Kutschbock steigen wollte, weil es ihm, wie er sagte, im Innern des Wagens zu warm sei."

„Ja, ich erinnere mich. Es war thöricht von mir, daß ich nicht eher hieran gedacht habe. Fahre fort."

„Vor drei Stunden befand ich mich mit ihm allein in der Wirthsstube, und indem ich mich noch immer völlig betrunken stellte und nicht die geringste Bewegung machte, benutzte ich meine Geschicklichkeit im Bauchreden zum Nachahmen von Sara's Stimme und rief plötzlich aus: „Wer wühlt da im

Silberschrank herum?" Wenn Sie in diesem Augenblicke den Ausdruck von Schrecken, der sich auf seinem Gesichte malte, und die verstörten Blicke, die er um sich warf, gesehen hätten, so würden Sie nicht den geringsten Zweifel mehr haben."

„Alles das, Barnes, begründet noch keinen gesetzlichen Beweis; aber ich glaube, daß wir aus diesen Anzeichen Nutzen ziehen können. Kehre jetzt sogleich nach dem Wirthshause zurück; ich werde Dich dort heute Abend in meiner ersten Verkleidung aufsuchen."

Zur verabredeten Stunde trat ich in das Wirthshaus. Die drei Genossen und Barnes waren anwesend.

„Ist der Schlingel da endlich aus seiner Trunkenheit wieder zu sich gekommen?" fragte ich.

„Nein," antwortete Einer von den drei Leuten; „er hat wieder von Neuem zu trinken angefangen; heute Nachmittag hat er sich, glaub' ich, schlafen gelegt, aber es steht noch immer nicht anders mit ihm."

Einige Augenblicke später hatte ich Gelegenheit, mit Barnes heimlich zu sprechen. Ich erfuhr, daß Einer dieser Leute aus Kendal ein Pferd und einen Wagen geholt hatte und alle drei in einer Stunde abreisen würden, um sich, wie sie sagten, nach einer benachbarten Stadt zu begeben, wo sie die Nacht zubringen wollten.

Mein Plan war sogleich gemacht. Ich trat wieder in die Wirthsstube und spähte einen günstigen Augenblick aus. Als ich ihn gefunden zu haben glaubte, näherte ich mich dem jungen Gauner, der durch die Nachäfferei von Barnes so erschreckt worden und welcher richtig derselbe war, den ich in London erkannt hatte.

„Dick Staples!" flüsterte ich ihm in das Ohr und hob dabei meine Perrücke empor, damit er mein wahres Gesicht besser sehen sollte, „ich möchte mit Euch in dem Zimmer nebenan ein Wörtchen sprechen."

Er schien vernichtet und ich sah, wie seine Zähne klapperten.

Seine Genossen waren in ihr Kartenspiel vertieft und achteten nicht auf uns.

„Kommt!" sagte ich mit derselben Stimme; „es ist kein Augenblick zu verlieren, wenn Ihr Euch selbst retten wollt. Folgt mir!"

Er erhob sich maschinenmäßig; ich führte ihn in ein anderes Zimmer, verschloß die Thür und zog eine Pistole aus meiner Tasche.

„Ihr seht jetzt," sagte ich zu ihm, „daß die Sache entdeckt ist. Ihr seid in Five-Oak unter dem Namen Herrn Bristowe's eingedrungen, grade so gekleidet, wie er es jetzt ist. Ihr habt die Haushälterin ermordet —"

„Nein, nein," rief er, „nicht ich! Ich war es nicht, der den Streich führte —"

„Jedenfalls wart Ihr dabei und das genügt, Euch einen schrecklichen Urtheilsspruch zuzuziehen. Ihr habt Herrn Bristowe während seines Aufenthaltes in London ausgeplündert, in seine Börse ein spanisches Goldstück und in seine Reisetasche ein goldenes Kreuz geschoben, das Ihr gestohlen habt."

„Was soll ich thun? Was soll ich thun?" rief Staples auf einen Stuhl sinkend und halbtodt vor Schrecken; „wie kann ich mein Leben retten?"

„Erst steht auf und hört mich an. Wenn Ihr nicht der Mörder seid —"

„Nein, ich schwöre es Ihnen, ich bin es nicht —"

„Wenn Ihr nicht der Mörder seid, so erhaltet Ihr wahrscheinlich eine Milderung Eurer Strafe. Indeß ich verspreche Nichts. Jetzt sagt mir, was ist der Plan Eurer Mitschuldigen?"

„Sie wollen in einem Augenblicke aufbrechen, um die Beute abzuholen. Ich soll unterdessen hier bleiben, um beim Eintreten verdächtiger Umstände sogleich ein Signal zu geben. Wenn ich irgend eine Gefahr wittere, soll ich zwei brennende Lichter in das Fenster unseres Schlafzimmers stellen; wenn nicht, so soll ich sie an dem Kreuzwege, der eine Viertelstunde von hier liegt, wieder treffen."

„Es ist gut; jetzt kehrt zu ihnen zurück. Ich werde Euch folgen; aber merkt Euch, daß ich Euch, wenn Ihr das geringste Zeichen gebt, um mich zu verrathen, niederschieße wie einen Hund!"

Eine Viertelstunde später machten sich seine beiden Genossen auf den Weg. Ich folgte ihnen mit Barnes, mit Staples, dem ich Handfesseln angelegt hatte, und mit dem Besitzer des Wirthshauses, dessen Beihilfe ich im Namen des Gesetzes requirirte. Glücklicherweise war die Nacht sehr dunkel und das Geräusch der Wagenräder hinderte die Spitzbuben, den Schall unserer Schritte zu vernehmen. Sie hielten an, nahmen das Silber, welches sie vergraben hatten, aus seinem Versteck und trugen es nach dem Wagen. Wir näherten uns ihnen vorsichtig.

Der Eine von ihnen sagte:

„Steig' in den Wagen, ich will Dir die Kästchen zureichen."

Sein Genosse gehorchte.

„Halt!“ rief der erstere jetzt, „ich glaube, daß —“

„Daß Ihr gefangen seid!“ rief ich aus und ergriff ihn beim Kragen. „Barnes!“ fügte ich hinzu, „nimm das Pferd beim Zügel, und Ihr da im Wagen, versucht ja nicht, Euch von der Stelle zu rühren, oder ich schieße Euch eine Kugel vor den Kopf.“

Beide wurden sorgfältig geknebelt und wir führten sie in das Gefängniß von Kendal ab.

Die Nachricht von diesem Vorfalle verbreitete sich in einem Augenblicke durch die ganze Stadt und ich erhielt tausend Beglückwünschungen. Aber was mich mehr freute, als alle die Complimente, die man mir machte, das waren die Glücksbezeugungen des ehrwürdigen Herrn Bayshawe. Er lag im Bett, als ich zu ihm eilte, um ihm den glücklichen Ausgang meiner Bemühungen mitzutheilen. Er stand auf und schloß mich außer sich vor Freude in seine Arme, indem er alle Segnungen des Himmels auf mich herabflehte. Das sind süße Augenblicke in unserem mühevollen Berufe.

Am andern Morgen wurde Bristowe in Freiheit gesetzt. Einer der Schuldigen wurde zum Tode, ein anderer zur Deportation verurtheilt. Staples wurde begnadigt. Die Mehrzahl der gestohlenen Valuta wurde wiedergefunden. Der schlaue Helfershelfer, welcher Bristowe so geschickt nach Bristol gelockt hatte, um den drei Genossen Zeit zur Ausführung ihres Verbrechens zu geben, wurde einige Zeit darauf bei einem andern Vergehen ertappt und zur Transportation verurtheilt.

Ein preußischer Bischof.

Biographische Skizze

von Thaddäus Lau.

Es war um die Mittagsstunde eines Sonntags, als die Bewohner von Velen, einem Dorfe unweit Bocholt, im Fürstenthum Salm-Salm, dem ehemaligen Bisthum Münster, sich vor dem dort belegenen gräflichen Schlosse in Eile und in Menge zusammenfanden. Die Menschen blickten mit verwunderten Mienen zu der Thurmuhr empor, deren Glockenspiel plötzlich hell und klar von seiner Höhe tönte. Die Glocken wurden nicht müde, ihre schönsten Stückchen aufzuspielen. Die Meisten der Leute kannten das Glockenspiel nur durch Tradition, da es äußerst selten aufgezogen wurde. Das heutige Spiel vollends vermochte sich Niemand zu erklären, und die Ueberraschung äußerte sich um so allgemeiner und größer, als der Thurmschlüssel unverrückt an seinem Platze lag und die Thurmthür fest verschlossen war. Wer in aller Welt konnte die Glocken in Bewegung setzen? Entweder that es der böse Feind oder des Vicars Büttner wilder Melchior, darin kamen Alle in dem Haufen überein.

Und in der That, der wilde Melchior ist der Urheber des Spiels. Längst hatten die stummen Glocken dem Knaben im Sinne gelegen; sie ließen ihn nicht schlafen; um jeden Preis wollte er ihre gefangenen Töne in Freiheit setzen. Allein alle Versuche, die Thurmschlüssel zu erlangen, waren vergeblich. Da faßt er den rasenden Entschluß, den Thurm von Außen zu erklettern, und das Wagestück gelingt ihm, wennschon in völlig unbegreiflicher Weise. Als man, das Räthsel zu lösen, den Thurm geöffnet und erstiegen hat, befindet sich Melchior noch mitten in seinen musikalischen Beschäftigungen, und erzählt Denen, die ihn mit Fragen bestürmen, lachend die Details einer Unternehmung, welche Alle, die von ihr hören, mit Entsetzen erfüllt und die noch heute im Dorfe Velen nicht vergessen ist.

Der Knabe, der die verwegene That gewagt, heißt Melchior von Diepenbrock. Obgleich nicht der älteste Sohn, ist er doch der Liebling seines Vaters, des Hofkammerraths Andreas von Diepenbrock, der Liebling der Mutter, der Geschwister, der Diener, der Altersgefährten und Spielgenossen, ja selbst die Hausthiere scheinen sich dem kleinen Alcibiades mit besonderer Anhänglichkeit zuzuwenden. Um dem sprühenden Muthwillen des lebhaften Knaben einen Zügel anzulegen, hat man ihn ungewöhnlich frühe nach der Schule geschickt. Dort behauptet er bei mangelhaftem Fleiß einen vorzüglichen Platz. Unbedingt als der erste, obwohl der jüngste unter den Kameraden, bezeugt er sich außerhalb der Schule; er ist der Feldherr in allen Schlachten, welche die Genossen liefern, bei allen Streitigkeiten der Wortführer und von den meisten Schelmenstreichen der Anstifter. Mit ängstlicher Besorgniß blickt namentlich die Mutter, eine zartbesaitete, weiche Natur, auf das wenig geordnete Wesen des Knaben, dessen ungebändigtem Sinn oft ihre Thränen

fließen. Der Hofmeister, mit dem die Eltern es versuchen, besitzt nicht das Talent, den Wildfang zu zähmen. So schwer ihm die Trennung fällt, der Vater thut den siebenjährigen Melchior nach Velen in das Pensionat des Vicars Büttner.

Der Landgeistliche ist ein freundlicher, ansprechender Mann, der ein herzliches Wohlgefallen an dem hübschen offenen Jungen hat. Was ihm an Fleiß mangelt, ersetzt der Zögling durch die glücklichste Fassungsgabe, und was ihm an Gehorsam abgeht, gleicht er durch eine ihm eigenthümliche Anmuth aus, mit der er mißliebige Befehle zu umgehen und des Lehrers Herz zu bestechen weiß. Wie daheim, ist Melchior auch in dem Hause des Erziehers binnen kürzester Frist der erklärte Liebling, obschon die reiche Natur des Knaben alsbald ihre Schattenseiten zeigt, unter denen der Vicar den Hang zu unstetem Umherschweifen und zu tollkühnen Wagnissen um so mehr beklagt, je schwieriger es wird, in Melchior den Geist der Unruhe zu bannen und den Drang nach Freiheit zu mäßigen, was guten Worten selten, der Strenge nie gelingt. Es scheint, als ob der Knabe ein Grauen hat vor den vier Mauern eines Zimmers, denen zu entfliehen er alle Mittel aufbietet, Bitten und Trotz, List und Gewalt. Wird ihm erlaubt, seine Aufgaben im Freien zu lösen, im Schatten eines Baumes, am Abhange eines Hügels oder in einem tiefen Kornfelde, dann geschieht es zur Zufriedenheit; im andern Falle bleibt er ihre Lösung schuldig, und tritt einmal das Ungewöhnliche ein, daß er am Schreibtische seiner Pflicht nachkommt, so gilt dieser Fleiß allein dem Bestreben, sich durch ihn die Freiheit zum Vagabondiren zu erkaufen.

Neben dem offenen Freiheitsdrange liegt in Melchior's Kinderseele eine stille, tiefe Sehnsucht, in dem Buche der Natur zu lesen, seine dunkeln Blätter zu entfalten, seine geheimnißvollen Stellen zu verstehen. Das All redet mit tausend Stimmen zu seinem Herzen. In dem Umkreise einer Stunde ist kein Raum, den er nicht kennt, keine Quelle und keine Thalschlucht, die ihm verborgen. Oft muß der Vicar strafen, weil sein Zögling sich vor Tagesanbruch hinausstiehlt, den Frühgesang der Lerche zu behorchen, oder zur Nachtzeit heimlich auf das Dach des Hauses klettert, um zu den ewigen Lichtern am Sternenhimmel hinaufzustarren. Vor Allem aber ist es der Wald, der mit seinen wunderbaren Düften und Klängen, mit seinem geheimnißvollen Wehen und Rauschen einen gewaltigen Zauber auf ihn übt. Im Walde muß er leben, hingelagert auf das Waldmoos schwelgen unter dem Schatten der Waldriesen in einem immer steigenden unbefriedigten Verlangen und Bedürfen. Wie neidet er es mit schmerzlichem Neide dem Vogel, der sich in den Wipfeln der Bäume wiegt, und der, glücklicher als er, die Luft durchschiffen kann!

So sehen wir in Melchior von Diepenbrock jenen tief poetischen Zug unserer Altvordern für die lauschige Heimlichkeit der Waldnatur wiederkehren. Jakob Grimm hebt es wiederholt hervor, daß die deutsche Thiersage, deren Spuren bis auf die früheste Zeit hinaufreichen, nicht den Griechen entlehnt ist, welche nur die Fabel kennen und das Thiergedicht lediglich zur Einkleidung für einen didaktischen Inhalt benutzen, sondern daß unser Thiermärchen aus der eigenthümlichen Vorliebe der Deutschen für die Heimlichkeit und Heiligkeit des Naturlebens in den Wäldern entsprang. Ein Aufenthalt in den lichten Gehölzen, zu denen in unsern Tagen Schlendrian und Unverstand die meisten Forsten heruntergebracht, erklärt freilich nicht jenes unwiderstehliche Hingezogensein nach dem Walde; dazu ist der Aufenthalt in einem wirklichen Walde erforderlich. Es ist ein eigenes Ding um den Aufenthalt in einem wirklichen Walde, es sind eigene Empfindungen und Anregungen, die man dort empfängt, eigene Betrachtungen und Wahrnehmungen, die man macht. Nur ein stumpfer und schläfriger Geist, eine nüchterne und ideenlose Natur kann sich den Eindrücken der Waldromantik entziehen. Die Waldromantik nimmt den Sinn gefangen, wie nur immer eine Romantik es vermag.

Die Wald- und Wanderlust, das Jagen nach Abenteuern und Gefahren, die wilden tollen Streiche Melchior's haben seinen Mentor seit Langem mit Besorgniß erfüllt. Nach dem Thurmabenteuer glaubt Vicar Büttner keinen Augenblick mehr für das Leben und die gesunden Glieder des Zöglings verantwortlich bleiben zu können. Er entläßt denselben nach dem Elternhause mit seinem besten Segen und der Prophezeihung, „daß wohl einmal etwas Großes aus ihm werden könne, vielleicht aber auch ein großer Taugenichts.“

Ein anderes Knabeninstitut bei Münster nimmt den Verwiesenen auf. Aber sehr bald lassen sich in dem Hause, in dem überall

strenge Ordnung, strenges Gesetz, strenger Gehorsam vorherrschen, bedenkliche Symptome beobachten, welche vor Melchior's Eintritt nicht da gewesen sind; ja es ist ein Geist der Unruhe und Gesetzlosigkeit in die Anstalt gekommen, der sich in wilden Spielen und Kämpfen, geplünderten Obstbäumen und selbst in kleinen Emeuten gegen die Lehrer kundgibt und den Ruf der Schule zu gefährden droht. Der Unruhestifter wird abermals ausgewiesen.

Nunmehr nimmt wieder die eigene Familie ihre pädagogischen Versuche auf. Mit dem schlechtesten Erfolge. Der Knabe mit dem weichen Herzen und dem spröden Sinne ist schwer zu behandeln. Er gleicht nach Clemens Brentano dem Topf ohne Henkel, den Niemand anzufassen weiß. Man fürchtet seine Reizbarkeit. Er ist so heftig, wenn er zürnt, so liebenswürdig und herzgewinnend, wenn er freundlich ist; wie geneigt fühlt man sich, diese Stimmung zu erhalten, jene zu vermeiden.

Zwölf Jahre zählt der Knabe, als eine neue Idee seine Seele erfüllt. Er will Soldat werden. Nichts gleicht seiner Begeisterung für Napoleon und die große Armee. Die Eltern widerstreben dem Willen, aber der Wille des Zwölfjährigen ist der stärkere. Melchior von Diepenbrock wird 1810 Zögling des militärischen Lyceums in Bonn, welches das französische Gouvernement dort errichtet hat. Er lernt den Arrest oft genug kennen und wird endlich wegen Indisciplin entlassen.

Der Unverbesserliche kommt als Schreiber auf ein Domänenbüreau. Zahlenschreiben und Rubrikenausfüllen behagen seinem Geschmacke wenig. Tagelang treibt er sich auf der Jagd umher; dann wieder sitzt er eine ganze Woche mit eisernem Fleiße hinter Büchern, und treibt Mathematik und neue Sprachen. Inzwischen hat der politische Horizont eine neue Färbung gewonnen. Das deutsche Selbstbewußtsein ist erwacht und der Stern des Frankenkaisers im Erbleichen. Der junge Diepenbrock erhält als Lieutenant in dem Landwehrbataillone des westphälischen Kreises Borken Anstellung, und als dieses Bataillon nach der Uebergabe der Festung Landau in seinen Kreis zurückkehrt, tritt er in gleichem Rangverhältnisse in ein preußisches Linienregiment.

Auf den Krieg folgt der Garnison- und Kamaschendienst, auf den bunten Wechsel einförmige Monotonie. Beim Regiment ist Diepenbrock beliebt, bei den Vorgesetzten und Kameraden, am meisten bei den Untergebenen, obgleich er die Gesetze der Subordination, deren Beobachtung ihm selbst so schwer fällt, auf das Strengste handhabt. Aber sein rastloser Feuergeist reizt und treibt ihn von einer Extravaganz zur andern. Er hat sich Duelle und Excesse und arge Vergehungen gegen Subordination zu Schulden kommen lassen. Die Vorgesetzten wollen ihm wohl und rathen, um einen besonders bösen Handel unterdrücken zu können, er möge den Abschied nehmen. Bittern Grimm und Groll im Herzen, kommt er dem Rathe nach, aber bevor er das Regiment verläßt, zerreißt er in einem Anfalle leidenschaftlicher Wuth die Uniform und zerbricht mit einem Fluch auf den Lippen seinen guten Degen.

Das Gefühl einer unendlichen Leere und Oede senkt sich über ihn. In seinem Innern ist es schwarz umdüsterte Nacht. Soll er ein Leben, das seinen Werth verloren, durch Selbstmord enden, soll er jenseits des Oceans in Amerika's Urwäldern ein neues Leben beginnen? Beide Gedanken beschäftigten ihn anhaltend und viel. Die Liebe zu den Eltern, die Vorstellung von dem Kummer, den er ihnen bereiten würde, halten ihn von jedem äußersten Schritte zurück. Er flüchtet wieder nach dem treuen Vaterhause. Er ist ohne Lebenszweck und Ziel, und scheint es auch nicht der Mühe werth zu halten, dergleichen zu suchen und zu verfolgen. Er jagt, er liest, treibt auch wohl ein wenig Landwirthschaft, aber in seinem Wesen liegt ein verschlossener, finsterer Ernst, der nichts Gutes kündet.

Verlieren wir uns nicht an die Frage, was und wie viel Diepenbrock selbst an der haltungslosen Stimmung verschuldet. Wir wissen ja, daß reichbegabte Geister später als andere über sich klar werden. Sie haben vor gewöhnlichen Menschen den Vortheil des Mißgeschicks voraus, daß es ihnen zu höhern Entwicklungen dient. Bedeutsam angelegte Naturen ziehen den Schmerz an, den Kampf und das Leid, wie die Gebirge die Gewitter. Wie aber die Gebirge die Wetterscheiden werden, und an ihnen die Wetter und Stürme der Natur sich brechen, so brechen sich schließlich auch an jenen Geistern die Wetter und Stürme des Lebens.

Damals, im Januar 1817, führte ein Zufall den nachmaligen Bischof von Regensburg, Michael Sailer, als Gast in das Haus

von Diepenbrock's Eltern. Der junge Edelmann hegte gegen den ehrwürdigen Gast seines Vaters die bittersten Vorurtheile, und suchte ihn geflissentlich zu vermeiden. Wie oft entscheidet eine Minute über das Leben der Menschen! Wie es Sailer, der edle Menschenkenner, angefangen, in einer einzigen Unterredung den bis dahin unbezwungenen dem geistlichen Herrn so fern zu halten, daß dieser nicht das Wort an ihn zu richten vermochte. Gegen Ende der Mahlzeit stand Sailer plötzlich auf, nahte sich ihm und sagte, indem er ihn freundlich unter den Arm nahm: Lieber Melchior, wollen wir nicht zusammen ein wenig spazieren gehen? Eine Aufforderung, welcher dieser stillschweigend und fast



Melchior von Diepenbrock.

Jüngling in seinen Kreis zu bannen, das hat wohl mit Ausnahme der beiden Nächstbetheiligten Niemand erfahren, und vielleicht hätten auch sie uns keine Auskunft geben können. Bei Förster*) lesen wir über den wundersamen Hergang das Folgende: „Als Sailer in das Haus kam, ging Diepenbrock hinaus, und konnte nur durch viele Bitten und Vorstellungen seines ältern Bruders Bernhard dahin gebracht werden, mindestens bei Tische zu erscheinen. Aber er wußte sich

*) Cardinal und Fürstbischof Melchior von Diepenbrock. Von seinem Nachfolger auf dem fürstbischöflichen Stuhl. Breslau bei F. Hirt. 1859. p. 27.

willenlos folgte. Dieser Spaziergang, der kaum eine halbe Stunde währte, bildete den Wendepunkt in Melchior's Leben, das von nun an eine andere Richtung, eine höhere Bedeutung gewann. Am Tage nach dieser Unterredung ging er zur Beichte und erschien nach langer Zeit zum erstenmale wieder am Tische des Herrn, fest entschlossen, den schmalen Weg, der zum Leben führt, nie mehr zu verlassen."

Der Sturm, der Diepenbrock's Seele aufgewühlt, war gesänftigt. Er hatte von nun an eine feste Richtung seines Denkens und Handelns. Mit Bettina's Bruder, dem genialen Clemens Brentano, der ihm schon von

früher befreundet war, trat er in den engsten Verkehr, und auch mit dem Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg knüpften sich Beziehungen. Im Klerikalseminar zu Mainz begann er seine theologischen Studien, zog jedoch später nach Regensburg, wo Sailer seit 1821 als Domherr und bald darauf als Coadjutor des Bischofs Wolf lebte und wirkte. Diese Wiedervereinigung, die erst der Tod lösen sollte, war wichtig für Beide und erfolgreich. Sailer gewann in dem jugendlichen Freunde einen Helfer, auf den sein Alter unter der Last großer Pflichten sich stützen konnte, und Diepenbrock fand an ihm den Leiter, dessen Hand ihn festhielt auf der einmal betretenen Bahn eines Berufes, den er mit Begeisterung ergriffen hatte. Förster gibt nach den Mittheilungen einer hochgestellten Dame, die damals viel in dem Hause des Coadjutors verkehrte, über das Beisammensein der beiden Männer sehr interessante Einzelheiten; u. A. berichtet jene Dame nach ihren Erinnerungen: „Diepenbrock war in jener Zeit eine höchst auffallende Erscheinung. Die hohe ritterliche Gestalt, die seelenvolle Schönheit seines jugendlich blühenden Angesichts, der Ausdruck einer ernsten Begeisterung und selbst ein Zug von Schwärmerei gaben ihm den Stempel des Außerordentlichen. In Sailer's Gesicht war Sonnenschein, wenn er auf seinen jungen Freund blickte, dem er neben sich den Platz anwies, dem er eigenhändig vorlegte und mit dem er überhaupt so viel beschäftigt war, daß er, der liebenswürdigste aller Wirthe, darüber die übrige Gesellschaft beinahe vernachlässigte. Dieses, wie ich glaube zu entschuldigen, sagte er: unser lieber Diepenbrock ist leidend, er war früher an starke Leibesbewegungen, war besonders viel zu reiten und jagen gewöhnt, daher seine jetzige so ganz veränderte Lebensweise nachtheilig auf seine Gesundheit wirkt. Diepenbrock selbst sprach nur wenig, aß noch weniger und verließ unmittelbar nach aufgehobenem Tische das Zimmer, nachdem er zuvor Sailer's Hand geküßt. In der Art, wie der hochgewachsene, junge Mann sich zu dem etwas kleinen, alten Sailer herabbeugte, wie dieser ihm die Linke gleichsam segnend auf den Scheitel legte, lag etwas eigenthümlich Rührendes, und mein Nachbar, Herr von L., sagte, auf die Beiden blickend, mit leiser, bewegter Stimme: welch' ein Bild! Ich bin noch heute fest überzeugt, daß unter den damals gegebenen Umständen jeder andere junge und auch jeder andere ältere Mann und Priester an Diepenbrock's Stelle den Eindruck bemerkt haben würde, den seine Erscheinung auf uns gemacht; ihm aber entging dieser Eindruck so gänzlich, daß er sich nie mehr im Laufe der Zeit jener ersten Begegnung mit Personen erinnern konnte, die er später zu seinen Freunden zählte. Wie aber wir ihn wenig interessirten, so interessirte er uns dafür um so mehr. Wir hätten gar zu gern Näheres über den jungen Kleriker erfahren, dessen Antecedentien wir, so viel es der Anstand gestattete, zum Gegenstand einer leisen Forschung bei Sailer machten. Dieser ging wohl auf unsere Wünsche ein, er sprach gern und mit großer Wärme, aber auch mit einer gewissen geheimnißvollen Begeisterung von seinem Liebling, welche unsere Neugierde steigerte, ohne sie zu befriedigen. Als wir während des Nachhausegehens den empfangenen Eindruck besprochen, glaubten wir Frauen es nun genau zu wissen, wie der heilige Ritter Georg ausgesehen, und unser Begleiter, Herr von L., sagte in gleicher Beziehung: der wird noch Papst, denken Sie an mich, dieser Diepenbrock wird noch Papst. Solch' einen Priester, solch' einen Menschen habe ich noch nie gesehen!"

Theologische Studien und amtliche Berufsgeschäfte waren es nicht allein, die Diepenbrock in Regensburg ausschließlich beschäftigten. Wenn auch jenen vorzugsweise hingegeben, erübrigte er doch daneben auch Mußestunden für poetische Arbeiten, wir haben von ihm unter dem Titel: „Geistlicher Blumenstrauß," einen Band Uebertragungen spanischer Poesien, und wenn Förster der eigenen dichterischen Versuche Diepenbrock's nicht erwähnt, so sind uns doch solche in der Biographie des Bischofs Wittmann von Mittermüller erhalten.*) In dem letztern Werke wird auch eine Thatsache erzählt, welche der hohen geistigen Begabung und dem Ansehen, in welchem Diepenbrock stand, das günstigste Zeugniß ausstellt. Als nach dem Tode Sailer's Wittmann zum Bischof von Regensburg ernannt war, erkrankte der Letztere, der bereits ein hochbetagter Greis war, gefährlich. Der Kranke ließ deshalb den Regierungspräsidenten von Schenk zu sich bitten, und gab die Erklärung ab, er verzichte auf das Amt, da er sich zu alt und gebrechlich fühle.

---

*) Leben und Wirken des frommen Bischofs Michael Wittmann, von R. Mittermüller. Landshut 1859. p. 343.

Die Diöcese erheische einen noch rüstigen, an Geist und Körper kräftigen Oberhirten. Auf die Frage des Präsidenten, wen Wittmann etwa zum Nachfolger im Bisthume vorschlage, antwortete dieser zuerst, er kenne die Männer, die in Betracht kämen, zu wenig, corrigirte sich jedoch nach einer kleinen Pause, indem er mit erhöhter Stimme hinzufügte: „Doch ja, Diepenbrock hat apostolischen Muth!“

Diepenbrock war nämlich trotz seines lebhaften Widerstrebens zum Domherrn und dann auch zum Dombechanten in Regensburg erwählt worden. Er sollte noch höher steigen. Schon 1842 wurden ihm Anträge, die auf den fürstbischöflichen Stuhl in Breslau hinwiesen; er lehnte sie ab. Als drei Jahre später der nämliche Stuhl wieder erledigt war, fand sich, als die Anträge abermals zurückgewiesen wurden, in dem Einflusse des Papstes auf den Regensburger Dombechanten ein Mittel, ihn zur Annahme der Würde zu vermögen. „Gehe hin, mein Sohn!“ sprach der Ruf vom Vatican, und Diepenbrock gehorchte. Am 8. Juni 1845 ward er im Dome zu Salzburg durch den Fürsten Schwarzenberg consecrirt, und einen Monat später, am 9. Juli, leistete er im Thronsaale zu Berlin unmittelbar in die Hände des Königs den Eid der Treue als Fürstbischof von Breslau. Der Act war ein besonders feierlicher, wie er in dieser Weise noch nie im preußischen Staate stattgefunden hatte. Der König, der Diepenbrock als einen Prälaten kannte und achtete, der den Gegensatz überwunden hatte, der zwischen den scharf protestantischen Ueberlieferungen des Staates und seiner streng monarchischen Ordnung auf der einen Seite und zwischen den katholischen Ansprüchen auf kirchliche Autonomie andererseits bestehen, befahl der Feierlichkeit jeden Glanz zu verleihen. Und die rückhaltslose Art und Weise, wie der neue Bischof seinen Eid schwur, rechtfertigte das Vertrauen und die hohe Auszeichnung des königlichen Herrn. Der Eid enthielt Nichts von den Vorbehalten und gewundenen Versicherungen eines Droste; der Eid gab jede Bürgschaft. „Mit Freuden,“ schloß der Bischof, „schwöre ich, wie vor einunddreißig Jahren als Officier den preußischen Fahneneid, so nun als Bischof in das Vaterland zurückkehrend, den Unterthaneneid mit dem vorausgeschickten Herzenswunsche: Gott segne und erhalte Ew. Königliche Majestät und das ganze Königliche Haus!“

Verfolgt man Diepenbrock's Thätigkeit auf dem fürstbischöflichen Stuhle von Breslau, so tritt uns eine apostolische Weihe und Weitherzigkeit aus seinen Hirtenbriefen und allen Thaten entgegen, die stark absticht von der scharfbestimmten Haltung, welche in neuester Zeit von verschiedenen katholischen Prälaten beobachtet worden ist. Dem Concordatskatholicismus wenig entsprechend, war er ebenso ein entschiedener Gegner aller confessionellen Reibungen, als er jedem Conflicte zwischen Kirche und Staat vorzubeugen sich bemühte. Ein wirklicher Fürst fühlte er sich für die großen Ordnungen der Welt Gott und dem Volke gegenüber schwer verantwortlich, und all sein Thun und Denken entsprach diesem ernsten Bewußtsein seiner obrigkeitlichen, seiner fürstlichen Pflicht. Zurückzuführen ist diese fürstliche Haltung auf die Größe und Weite seines Geistes, der mit einer wahrhaft erquickenden Frische und Natürlichkeit die glücklichste und getreueste Auffassung der Dinge der Außenwelt umfaßte. Niemand war mehr ohne vorgefaßte Meinungen, sein Urtheil war klar und richtete sich niemals auf den einzelnen Punkt, sondern auf das Ganze, der Laune und gar der Abneigung und dem Haß ließ er dabei niemals einen Einfluß, und eben so scharf, treu und leidenschaftslos wie sein Urtheil über Andere, eben so war es auch über ihn selbst. Ehrgeiz konnte bei ihm nicht aufkommen; keine Stufe seiner geistlichen Laufbahn stieg er freiwillig empor; eine Klosterzelle war sein liebster Wunsch, statt dessen er freilich auch oft den Wunsch nach einem stillen Grabe äußerte.

Die hohe Idealität des angedeuteten Standpunktes mußte dem Fürstbischof schnell das ganze Herz des ähnlich denkenden und fühlenden Königs Friedrich Wilhelm IV. zuwenden. Einen Beweis des großen königlichen Vertrauens erhielt er, als ihm im October 1849 die oberste Leitung der katholischen Militärseelsorge ohne alle Einschränkung oder nähere Bestimmung übertragen wurde. Auch der Briefwechsel, den der König mit Diepenbrock unterhielt, gewährt nach dieser Seite hin bezeichnende Aufschlüsse. Da nach des Letztern Tode die ganze Correspondenz des Königs nach Berlin zurückgesandt werden mußte, so finden sich bei Förster nur einige wenige Abschriften dieser Briefe, aber auch sie sind charakteristisch für das seltene Verhältniß. So schreibt, als Diepenbrock in Sorge vor der ihm zugedach-

ten Erhebung zum Cardinal den König um Vermittlung ersucht hatte, damit der Purpur ihm fern bleibe, der König an diesen: „Ich muß gestehen, daß ich vor Freude über die Coincidenz der päpstlichen Absichten mit den meinigen alle Ihre Tribulationen vergessen habe, zumal ich bald darauf durch Sie erfuhr, daß Sie sich im Gehorsam dem Willen des heiligen Stuhls gebeugt. Da nunmehr Alles in Ordnung ist, so müssen Sie, Eminentissime Princeps! es schon leiden, daß ich Ew. Eminenz aus dem Grunde meines Herzens meinen freudigen Glückwunsch aussprechе. Er ist wahrhaftig aufrichtig und vom echtesten Gepräge. Ich wünsche auch der deutschen Kirche Glück zu Ihrer Erhebung und dem Breslauer Stuhl, auf dem seit dem Grafen von Sinzendorf kein Cardinal gesessen hat. Aber auch mir wünsche ich Glück, theuerster Fürst, daß einer meiner treuesten und liebsten Freunde mit der höchsten Kirchenwürde Roms bekleidet ist und dadurch an Ansehen und Gewicht gewinnen muß. In einer Zeit, wo so Viele, vom Parteiwahnsinne verderbt, das Demoliren meines Reiches als Königstreue ausschreien, kann ich's nur mit herzstärkender Rührung sehen, wie ein Fürst der Kirche, zu der ich nicht gehöre, an der Spitze alles Edeln, Treuen, Gewissen steht, welches allein aus dem lautern Born des wahren Christenthums fließt. Daher der Werth, den jedes liebe Wort, welches von Ihnen ausgeht, für mich hat; daher die lebhafte Dankbarkeit, mit der ich solche Worte empfange und beantworte."

Was an dem Manne, dessen Leben wir in einigen großen Zügen an uns haben vorübergleiten lassen, noch besonders hervorgehoben sein will, ist die unermüdliche, rastlose Thätigkeit, mit der er als Bischof, wie es schien, die verlorene Jugendzeit durch die angestrengteste Arbeit einzuholen bestrebt war. Keine Stunde verging ihm ohne Arbeit; selbst auf Erholungsreisen folgte ihm alltäglich das Briefpacket aus Breslau und die Nächte mußten nicht selten der Kürze des Tags zu Hilfe kommen. So lebte er der Weisheit des Satzes:

> Nur der verdient die Freiheit und das Leben,
> Der täglich sie erobern muß!

Daneben war er unermüdlich im Wohlthun, im Opfern für fremde Noth und fremdes Gebrechen. Nasse Augen und stumme Lippen konnte er nicht sehen. Er half gern, und am Liebsten, ohne daß der Empfänger den Ort der Hilfe kannte oder ahnte, getreu dem Satze:

> Thue das Gute und wirf es in's Meer.
> Weiß es der Fisch nicht, weiß es der Herr.

Diepenbrock's Tod war ein Verlust nicht nur für die Kirche, auch für den Staat. Eine Säule nicht bloß der Kirche ward in ihm gebrochen, und ein Pfeiler sank, der des Großen, Guten und Schönen viel getragen hatte.

Vereinsleben und Schaubelustigungen in Belgien.

Von Friedrich Oetker.

III.

Belustigungen zu Ehren Philipp's II. Fröhliche Einzüge Albert's und Isabellens. Ein berühmtes Evangelienbuch.

Karl V. ließ seinem Sohne schon frühzeitig (1549) in den Niederlanden huldigen. Philipp hatte dabei mancherlei Herkömmlichkeiten zu beobachten und natürlich auch zahlreichen Aufzügen und Festlichkeiten beizuwohnen. Aber der wortkarge, in spanischer Gemessenheit erzogene junge Mann scheint wenig Gefallen an diesem endlosen Gepränge und an den ungezwungenen Freudenbezeugungen seiner künftigen Unterthanen gefunden zu haben; man sah es ihm an, troß der väterlichen Fingerzeige und Mahnungen, er fühlte sich schon damals nicht im Einklange mit den Niederländern. Indessen hatten die Brüsseler ein Stück ausgesonnen, das selbst den Ernst eines Philipp zum Wanken brachte.

Auf einem der zahlreichen Wagen des Festzuges befand sich eine Orgel, deren Pfeifen aus Behältern bestanden, worin Katzen verschiedenen Alters und verschiedener Stimmung eingesperrt waren. Die respectiven Schwänze dieser Thiere hatte man dergestalt mit den Tasten der Claviatur in Verbindung gebracht, daß, wenn ein als Bär vermummter Organist die letztern bearbeitete, sofort eine wahrhafte Katzenmusik erscholl, wozu ein Haufen Jungen, in Affen, Hunde und kleine Bären verkleidet, entsprechende Tänze aufführte. Man kann denken, daß dieser Vorgang „die Lachspieren" der schau- und jubellustigen Menge nicht wenig in Bewegung setzte und daß Philipp alle Mühe gehabt

haben wird, nicht laut mit einzustimmen. Am Tage nach der Eidesleistung vor dem Stadthause trug ihm der Herzog von Alba bei der Rückkehr nach dem Schlosse ein blankes Schwert vor, was besser zu seinem Wesen paßte.

In den Zeiten der Unruhen und Kämpfe unter Philipp's Regierung erlitten die gewohnten Festlichkeiten natürlich manche Unterbrechung. Viele Vereine waren verboten worden, andere wurden beschränkt und beaufsichtigt. Desto lebendiger ward der alte Drang wieder rege, als sich der König dazu entschloß, die Niederlande, deren er nur noch theilweise Herr war, an seine Tochter Isabella abzutreten, und diese 1599 und 1600 mit ihrem Gemahl, dem Erzherzog Albert von Oesterreich, die herkömmlichen Huldigungseinzüge hielt. Trotz der langjährigen Erwerbsstockungen und trotz der endlosen Bedrückungen und Widerwärtigkeiten aller Art, welche die Lande erfahren hatten, wurde doch überall eine Pracht und ein Jubel entfaltet, die wahrhaft in Erstaunen setzen müssen. Namentlich that sich Antwerpen hervor, obwohl es erst kürzlich die Leiden einer langwierigen Belagerung und die Folgen einer endlichen Uebergabe zu ertragen gehabt hatte.

Nach altem Recht und Herkommen waren die Landesfürsten gehalten, beim Regierungsantritt nicht nur die eigentlichen Hauptstädte, sondern auch mehrere andere Oerter, namentlich die mit Landstandschaft versehenen Städte, zu besuchen, um die Verfassungen und mancherlei Freibriefe zu bekräftigen und zu beschwören und hiernächst den Huldigungseid zu empfangen. An jedem Orte gab es dabei eine Menge von Gebräuchen und Förmlichkeiten zu beobachten, die nicht leicht aus den Augen gesetzt wurden.

In Brabant hießen die Huldigungseinzüge blyde inkomsten — jucundi introitus — vergnügte Einzüge — und der feierliche Eintritt ward dort so wesentlich erachtet, daß der Ausdruck auf die zu beschwörende Verfassung oder keure selbst überging, die ebenfalls blyde inkomst genannt wurde. Dabei war die Haupthandlung nicht in Brüssel, sondern in Löwen, der alten Hauptstadt Brabants, vorzunehmen. Die Löwener hielten an dieser Berechtigung mit großem Eifer fest. Als Karl V. bei der Regierungsübergabe an seinen Sohn Landesabgeordnete nach Brüssel berief, erschienen die Löwener trotzdem, daß Philipp schon früher seinen Einzug gehalten hatte, mit Protest und unter Vorbehalt ihrer Gerechtsame: sie seien nicht gehalten, bemerkten sie, irgend wohin zu gehen, um einen Herzog zu empfangen; dieser habe zuerst nach Löwen zu kommen und seinen Eid zu leisten, um als Landesherr aufgenommen zu werden.

In der Grafschaft Flandern war die erste Eidesleistung in Gent, und zwar zunächst in St. Peter, hinsichtlich der Berechtigungen dieser alten Abtei auf dem Blandinusberge, zu leisten, wobei der Einzug durch das Petercellethor stattfinden mußte und eine Umgürtung mit dem Schwerte geschah. Von da zog man dann nach mancherlei sonstigen Feierlichkeiten und Förmlichkeiten in die eigentliche Stadt nach der St. Johannis-, später St. Bavoskirche, wo der Fürst in Gegenwart der Stände, vor dem Hauptaltare knieend, den herkömmlichen Eid in vlamischer Sprache auf das Evangelienbuch abzuleisten hatte. Sobald dies geschehen und damit die Bekräftigung aller Rechte und Freiheiten ausgesprochen war, gab man dem Grafen das Glockenseil in die Hand, welches dieser vier bis fünf Mal anzog und so laut verkündigte, daß „er Besitz von seiner Grafschaft genommen."

Albert und Isabella erkannten zu klar, wie sehr sie der Zuneigung der Belgier und namentlich der Vlamingen bedurften, als daß sie nicht Alles gethan haben sollten, um den alten Ueberlieferungen, worauf so viel Werth gelegt wurde, möglichst zu entsprechen. Sie verwandten daher mehrere Monate dazu, die niederdeutschen Landestheile zu durchziehen, wobei sie kein Unwetter, keine Winterkälte scheuten.

Als sie zu Ende August 1599, über Namur kommend, die Grenzen Brabants überschritten, wurden sie von einer Abordnung der Stände begrüßt und blieben dann einige Tage in der kleinen Stadt Hall, theils wegen des berühmten Muttergottesbildes daselbst, theils um den Brüsselern noch Zeit zu gönnen, ihre Vorbereitungen zu vollenden. Dann zogen sie weiter, nicht des nächsten Weges, sondern rechts abbiegend, über Kloster Kamer, um (am 5. September) einem alten Gebrauche gemäß durch das Löwener Thor ihren Einzug in Brüssel zu halten. Und doch war dies noch nicht der eigentliche Huldigungseintritt, de blyde inkomst, sondern nur eine vorläufige Einkehr, um sich zu dem Zuge nach Löwen vorzubereiten. Sie

beließen auf solche Weise den Löwenern ihre Rechte und schmeichelten doch gleichzeitig den Brüsselern, indem sie ihnen einen doppelten Einzug und somit eine doppelte Schaubelustigung gewährten.

Auch hatte die jüngere Hauptstadt Nichts gespart, um die Fürsten oder „die Erzherzöge," wie sie gewöhnlich genannt werden, glänzend zu empfangen. Der Amtmann, die Bürgermeister, die Schöffen, die Gewerke, die Waffengilden, die reichen Bürger, Alle beeiferten sich um die Wette, zur Verherrlichung des festlichen Ereignisses beizutragen. Die gesammte Stadtwehr, nach Innungen und Bezirken geordnet, war vor dem Thore aufgestellt; die Waffenbrüderschaften, nämlich die Armbrustschützen, die Bogenmänner, die Schwertkämpfer und die Büchsenschützen, glänzten in neuen Gewändern; die Stadtbehörden waren zu Pferde, in prächtiger Amtskleidung, aus den reichsten Stoffen gefertigt: kurz von allen Seiten war die gesuchteste Pracht entfaltet. Dabei hatte man die Aufmerksamkeit gehabt, nach Möglichkeit die Farben der Infantin anzubringen.

Ich darf mich wohl enthalten, die sehr verschiedenen Costüme des Nähern anzugeben, wie sie in einem großen Foliobande von J. Bochius oder Jan Boghe, den man einst den belgischen Ovid nannte, beschrieben stehen. Nur die Farben der Erzherzogin werde ich doch hervorheben müssen, damit nicht eine oder die andere der schönen Leserinnen auf den Gedanken komme, sie seien Isabellengelb gewesen, ein Farbengemisch, das der Sage nach der Infantin Isabella seinen Namen zu verdanken hat.*) Also die Farben waren: roth, weiß und — ja, was weiter? Caeruleo, sagt Ovidius-Bochius, aber was bedeutet caeruleus nach der Farbentonleiter der deutschen Leserin? Meerfarbig, denke ich; allein nicht meerfarbig nach den Durchschnittstönen der Nordseeküstenstriche, die häufig mehr in's Isabellenfarbige spielen, sondern meerfarbig nach dem Abglanze des italischen Himmels, der ja von den deutschen Kunstausstellungen her genugsam bekannt ist. Sollte dennoch einige Unklarheit verbleiben, so muß sich die verehrte Leserin an einen gelehrtern und farbenkundigern Freund wenden, als ich bin, denn mein Latein ist hier zu Ende.

Die drei Farben waren übrigens von den Waffengilden in folgender Weise „geschmackvoll" angebracht worden: rothe Strümpfe und Helmfedern, meerblaue Halbstiefel, weiße Harnische ꝛc.

Auf der Löwener Straße erhob sich ein stolzer Ehrenbogen, der mit sinnreichen Bildern und Schildereien bedeckt war. Die ganze königliche Familie war darauf dargestellt: Philipp überreichte der Tochter einen Zweig, woran die Wappenschilder der siebzehn niederländischen Provinzen hingen.

Auch an anderweiten Ausstellungen, Ehrenzeichen, Bildern, Inschriften und Anspielungen aller Art fehlte es natürlich nicht. Der ganze Olymp, alle Götter und Göttinnen, alle Helden und Nymphen Griechenlands und Roms waren herbeigezogen. Wie man früher die Gestalten und die Worte der heiligen Schrift bei solchen Gelegenheiten verwendete, so waren jetzt die Ueberlieferungen der classischen Heidenzeit nutzbar gemacht. Da sah man Saturn und Pluto, Herkules und Hymen, Amor und Juno; da war Jason mit dem goldenen Vließ, da stand Aeneas und die Tochter des Latinus mit der Inschrift: Sic finem posuere malis! Da war ein Bild, worauf der Janustempel geschlossen wurde; da waren Andeutungen einer gesegneten Zukunft u. s. w. u. s. w.

Allein der Himmel war den Wünschen und Anspielungen nicht gewogen, wie er dem Feste selbst nicht hold zu sein schien. Der Kriegstempel blieb noch lange ungeschlossen, die nördlichen Provinzen blieben verloren, die Ehe blieb kinderlos und Belgien kam wieder unter die unmittelbare Herrschaft Spaniens, um noch zwei Jahrhunderte lang den traurigsten Geschicken zu verfallen. Das Einzugsfest aber wurde durch einen anhaltenden Regen gestört.

Indessen ließ man sich dadurch so wenig als möglich behindern: Der Rathspensionar hielt seine lateinische Anrede, der Amtmann überreichte seinen Stab — nodosam suam virgam —, der Bürgermeister übergab die Schlüssel und die Erzherzöge versprachen der Stadt alles Schöne und Gute.

Dann ging es weiter bis zum Thore, wo die Herrschaften den Wagen verließen und zu Pferde stiegen, indem zwölf Männer aus

---

*) Isabelle hatte bei der berühmten Belagerung von Ostende, wie es heißt, gelobt, ihr Leibleinen nicht eher zu wechseln, bis die Festung genommen sei. Da sich indeß die Belagerung gegen drei Jahre hinzog, so ging die ursprüngliche Weiße allmälig in jenen ungewissen Schein über, der seitdem isabellengelb genannt wird.

den vornehmsten Familien einen glänzenden Traghimmel hielten und hundert angesehene Bürger in gleichmäßigen Festgewändern und barhaupts zu beiden Seiten einherschritten. So kam man unter anwachsendem Regen bis zur St. Gudulakirche, wo die Fürsten von der Geistlichkeit, die des Wetters wegen nicht weiter entgegen gegangen war, im Vorplatze des östlichen Eingangs empfangen wurden. Der Erzbischof von Mecheln war zu der Feierlichkeit herbeigekommen und reichte den Niederknieenden das Kreuz zum Kusse dar.

Nach dem Gottesdienste, wobei auch eine kleine französische Anrede gehalten wurde, zog man durch die Stadt, wo überall neue Ehrenbezeugungen und Schaustellungen sich darboten. Abends war festliche Beleuchtung und Feuerwerkerei. Dann fanden bildliche und dramatische Darstellungen aus dem Leben der Erzherzöge Statt; und so ging es fort, drei Tage und drei Nächte lang.

Auch an zahlreichen Gedichten, an festlich geschmückten Mädchen 2c. fehlte es natürlich nicht; eins, nämlich eins der Gedichte, und zwar ein lateinisches, war zwölf Folioseiten lang.

Dann wurden einige Tage dem Empfange der fremden Gesandten und der Entgegennahme besonderer Glückwünsche 2c. gewidmet. Hierauf gab es wieder öffentliche Festspiele und endlich wurde der 24. November zur feierlichen Einhuldigung in Löwen, also zum Beginn der eigentlichen Staatsfestlichkeiten, bestimmt.

Die Löwener hatten sich seit Wochen angestrengt, um den Empfang der Erzherzöge so glänzend zu machen, als es die Würde ihrer alten Hauptstadt zu erheischen schien. Schon früh Morgens am 24. November schickten sie einen Boten nach Brüssel, der ihnen den Augenblick des Abgangs von dort verkünden mußte, um Alles zutreffend in's Werk stellen zu können.

Es würde zu weit führen, alle Einzelheiten der Einholung und der weitern Festlichkeiten aufzuführen oder auch nur anzudeuten; ich beschränke mich auf einige Angaben und Schilderungen, welche mir für das Vereinsleben und die Prunkfeste jener Zeit, so wie für das Verhältniß zwischen Fürst und Unterthanen, zwischen dem Landesherrn und den Körperschaften, welche das Land und das Volk vertraten, von besonderer Bedeutung zu sein scheinen.

An dem Empfangszuge nahm die Geistlichkeit, die Universität, der Magistrat, die städtischen Beamten, die Waffengilden 2c. Theil. Voran schritten die Fahnen von St. Peter; dann kamen die Kapuziner und die Ordensbrüder sonstiger Klöster und Stifte; dann folgten die Baccalaureen und Licentiaten der Theologie, des Rechts und der Medicin mit brennenden Kerzen; dann die Doctoren der drei Facultäten, alle in großen Talaren; hierauf der Rector Magnificus, dem Pedellen die vergoldeten Scepter vortrugen; und hiernächst die Gilden und die städtischen Behörden. Die Gilden waren, wie es scheint, ohne Waffen, gleichsam „wie aus einem stillen Musensitze hervorgegangen."

So zog man bis zum Kloster Ter Bank, wo seit alten Zeiten ein heiliges Kreuzbild bewahrt und den einziehenden Herzögen zur Verehrung dargereicht wurde. Nachdem die Fürsten eingetroffen und alle Förmlichkeiten beobachtet waren, der Rector eine Begrüßungsanrede gehalten und die Infantin die überreichten Stadtschlüssel mit gnädigen Versicherungen zurückgegeben hatte, setzte sich der Zug nach der Stadt und zwar unmittelbar nach der St. Peterskirche in Bewegung, wobei ein blankes Schwert vorangetragen wurde. Die Bürgermeister geleiteten die Erzherzöge bis in die Kirche; hier wurden diese von dem Propst und dem Decan des Capitels empfangen und zum hohen Chor geführt. Es war das ein altes Recht, was sich die Herren nicht nehmen ließen, obwohl der unter Philipp II. neu eingeführte Erzbischof von Mecheln die Ehre für sich in Anspruch nahm. Geschützdonner, Glockengeläute, Musik, Ehrensäulen, Inschriften, Gedichte u. s. w. u. s. w. verstehen sich von selbst.

Nach verrichteter Andacht legten Albert und Isabella in die Hände des Propstes den ersten Eid ab, nämlich die Versicherung, „der Kirche des heiligen Petrus zu Löwen und allen Kirchen des Herzogthums" getreue Schirmer sein und alle deren Rechte stets wahren und aufrecht erhalten zu wollen.

Die nächste Zeit ging dann unter weitern Zügen und Begrüßungen, unter Freudenbeleuchtungen, öffentlichen Schauspielen und Lustbarkeiten aller Art hin. Erst am dritten Tage fand die Haupteidesleistung und die Huldigung Statt. Es ward zu dem Ende ein nochmaliger feierlicher Zug nach der Peterskirche veranstaltet, wobei die Infantin fuhr und der Erzherzog neben dem Wagen ritt. Nach dem Gottesdienst begaben sie sich auf eine vor dem gegenüber liegenden Rath-

hause errichtete Tribüne und nahmen unter einem Thronhimmel Platz. Rings umher standen die Stände von Brabant, nämlich der Abt von AffligHem und die übrigen Prälaten, welche zusammen fünfundvierzig vor 1247 gegründete geistliche Körperschaften vertraten; ferner die freiherrlichen Grundbesitzer und als drittes Glied die Abgeordneten der Städte Löwen, Brüssel und Antwerpen. Die vierte zur Landstandschaft berufene Stadt Brabants, nämlich Herzogenbusch, war unvertreten, weil sie sich in den Händen der Vereinigten Provinzen befand.

Nachdem die Fürsten ihre Bereitwilligkeit hatten kund geben lassen, die Rechte und Freiheiten des Landes zu bestätigen und eine erneute Verbriefung des „Fröhlichen Einzugs" vorgelesen worden war, traten Namens der Stände der Erzbischof von Mecheln, als Abt von AffligHem, und der Canzler von Brabant vor und knieten neben einer Tafel, worauf ein Evangelienbuch lag, nieder; dann ward die Eidesformel in lateinischer und niederdeutscher Sprache vorgelesen, worauf die Infantin hinzutrat, niederkniete und die Hand auf's Evangelienbuch legend, schwur: Ita nos Deus juvet etc. Eben so that der Erzherzog. Dann leisteten die Stände den Eid der Treue und des Gehorsams in vlamisch-niederdeutscher Sprache, die Geistlichen die rechte Hand auf die Brust legend, die Uebrigen zwei Finger emporhebend. Ein allgemeiner Jubelruf und der Wunsch langen Lebens sprach die Theilnahme des Volkes aus.

Nach einigen Reden und Antworten wurden sodann dem Magistrat und den Vertretern von Löwen noch der besondere Eid hinsichtlich der Gerechtsame der Stadt in bündigster Form geleistet, worauf wiederum ein Huldigungseid erfolgte und abermals ungeheure Freudenrufe des versammelten Volkes erschollen, unter welches man goldene und silberne Münzen mit den Bildnissen der Fürsten auswarf.. Zum Schluß schlug Albert den Bürgermeister und zwei andere Löwener zu Rittern und ward dann mit der Infantin feierlich zum Schlosse zurückgeleitet.

Am andern Tage wohnten sie einer Bühnenvorstellung von Studenten bei, hörten Nachmittags einer öffentlichen theologischen Disputation zu und erschienen dann als Hospitanten im Hörsaale des alten Justus Lipsius. Sie baten den berühmten Gelehrten, ungestört fortzufahren, und der gewandte Mann zog sich mit Glanz aus der Klemme.

„Etsi fateor, wenn ich auch bekenne," fing er ciceronianisch an, „daß ich nicht ganz ungeschickt und kein Anfänger im Reden bin, so macht mich doch der Glanz, der unerwartet mein Auge trifft, und der ungewöhnliche Zusammenfluß hier, befangen, während er auf der andern Seite, ich leugne es nicht, mich erfreut." Nach einigen schmeichelhaften Vergleichen und Anspielungen griff er dann zum Seneca, dieser „unsterblichen Zierde Spaniens," und sprach über das dritte Capitel des ersten Buches, De clementia: „Desjenigen (Fürsten) Größe steht fest und begründet, den Alle über sich und Alle für sich wissen, dessen unermüdliche Sorge für das Heil der Einzelnen wie der Gesammtheit sie täglich wahrnehmen . . ."

Er führte dazu mancherlei Vorgänge und Aussprüche aus dem Alterthume an. Auch an den Ausruf Rudolph's von Habsburg erinnerte er: „Laßt doch die Leute zu mir kommen! Ich bin ja nicht Kaiser, um eingeschlossen zu sein." Das sei ein glänzendes, ein goldenes, ein wahrhaft österreichisches Wort. Möge der Stamm Rudolph's in alle Zeiten blühen!

Dann dankte er dem Erzherzoge und der Infantin; sie hätten es gemacht, wie einst Pompejus und Tiberius, die zu Rhodus die Schulen der Professoren besucht, und wie Claudius, der oft unerwartet zu dem Vortragenden eingetreten sei. —

Ob ihm der Besuch wirklich so ganz überraschend kam? Man möchte fast glauben, daß doch irgend eine Andeutung oder eine Erwartung vorhergegangen sei. Indessen bleibt auch das Gegentheil möglich; denn an stets bereiter Gelehrsamkeit fehlte es dem sonderlichen Manne nicht, und an Lebenserfahrung und an Fähigkeit, sich in alle Lagen leicht und schnell zu schicken, scheint er auch keinen Mangel gehabt zu haben, er, der als Secretär Granvella's zu Rom katholisch war, als Professor der Beredtsamkeit in Jena lutherisch, als Doctor der Rechte in Löwen keins von beiden, als Lehrer in Leiden reformirt, der in Mainz wieder katholisch lebte und der als Lehrer der schönen Wissenschaften „in den Armen dreier Jesuiten" zu Löwen starb.

Am 28. November kehrte der Hof zurück, um nun auch in Brüssel seinen Huldigungseinzug zu halten. Aber da floß wieder unaufhörlicher Regen vom Himmel.

Nach einem alten Brauche ging das Capitel von St. Gudula den einziehenden Her-

zögen von Brabant stets bis zur Grenze des Weichbilds entgegen, um sofort beim Eintritte in das Stadtgebiet die Eidesleistung zu empfangen. Dort „bei den zwei Linden", die Ovidius-Bochius wohl aus Versehen in lateinische Eichen verwandelt hat, hielten die Fürsten an, und dort, unter freiem Himmel und in freiem Felde, fand die feierliche Bekräftigung der Rechte des Capitels und der übrigen Brüsseler Kirchen Statt. Noch Philipp II. hatte dort vor einem mit Reliquien belegten Altare geschworen. Allein dies Mal war das Wetter so schlecht, daß man sich eines Andern besann, wobei wahrscheinlich das Belieben der Geistlichkeit am meisten in Betracht kam, aber auch die nassen Erinnerungen vom September nicht ohne Einfluß gewesen sein mögen. Man machte zwar Vorbereitungen am Thore der Stadt, allein auch da ward sich nicht lange aufgehalten; der Zug ging, nachdem ein Kreuz zum Kusse dargereicht worden war, sofort bis zur Gudulakirche, wo die Eidesleistung auf ein Evangelienbuch erfolgte. Der Decan hielt dasselbe dem Fürsten „geöffnet" vor und reichte es Jedem nach gesprochener Eidesformel zum Kusse.

Seitdem ist die alte Sitte nicht mehr beobachtet, sondern die neue Weise beibehalten worden; auch die Linden sind längst nicht mehr da; die Gegend aber wird noch Preeklinden (Predigtlinden) genannt. König Leopold beschwor am 31. Juli 1831 die neue Verfassung Belgiens auf dem Königsplatze zu Brüssel, inmitten des auf einer offenen Bühne versammelten Congresses.

Einige Tage nach der Eidesleistung in St. Gudula fand eine weitere Feierlichkeit vor dem Rathhause Statt, wo Albert und Isabella die Rechte Brüssels, in ähnlicher Weise und unter ähnlichen Freudenbezeugungen, wie zu Löwen, bekräftigten.

Das bei der Einhuldigung gebrauchte Evangelienbuch oder Missale soll dasselbe sein, welches noch gegenwärtig in der königlichen Bibliothek zu Brüssel aufbewahrt wird und das wegen der vielen reizenden Bildchen und Randverzierungen zu den werthvollsten und viel bewunderten Schätzen der Handschriftensammlung gehört. Es gilt für das Missale des Ungarnkönigs Matthias Corvinus; die Wittwe des Königs Ludwig, Maria von Oesterreich, Schwester Karl's V., soll es mit nach Brüssel gebracht haben. Man bezeugt auch auf einem leeren Blatte, daß bei spätern Gelegenheiten noch oft ein gleicher Gebrauch von dem Buche gemacht worden sei; selbst beim Regierungsantritte Franz II. soll dasselbe so verwendet worden sein, wie der Bibliothekar J. Marschal im Vorworte zum Handschriftenverzeichnisse als Augenzeuge behauptet. Ja, es ist sogar hervorgehoben worden, daß noch die Spuren der Eidesleistung Isabellens, die Eindrücke „der rauhen Haut der Finger und die Gestalt der ganzen Handfläche, welche man sorgfältig bewahrt habe," zu sehen seien. Kein Wunder also, wenn das kostbare Buch auch in weitern Kreisen eine ungewöhnliche Berühmtheit erlangt hat und oft als eine besondere Merkwürdigkeit erwähnt wird. In der deutschen Schrift- und Lesewelt ist es namentlich durch die interessanten Mittheilungen der Frau von Plönnies über Belgien bekannt geworden. „Historischen Werth," bemerkt dieselbe unter Anderm, „hat das Missale noch dadurch, daß Albert und Isabella bei ihrem Regierungsantritt den Eid darauf leisteten. Dies geschah unter freiem Himmel, die Luft war umzogen und es fiel ein feiner Regen, welcher die Wasserfarben der Miniaturen erweichte. Als Albert schwörend den Zeige- und Mittelfinger auf die Handschrift legte, drückten sich die beiden Finger darauf ab. Man that Nichts, um die hierdurch entstandenen Flecken zu restauriren (?), und so blieben sie."

Hiernach soll also Albert der eigentliche Sünder sein, während der Brüsseler Bibliothekar ungalant genug gewesen ist, den Fingern Isabellens die Flecken beizumessen. Wer hat nun Recht? Nach der obigen Darstellung offenbar Keiner. Es ist mit der ganzen Merkwürdigkeit, wie mit so vielen andern Merkwürdigkeiten, die von einem Buche in das andere übergehen, eben Nichts. Welchen Eid man auch im Auge haben mag, es fiel dabei kein Regen auf das Missale. In Löwen regnete es gar nicht; vor Brüssel hatte man zwar Regen, und zwar nicht bloß feinen, sondern, wie Marschal nach Bochius anführt, starken und anhaltenden, magnum et assiduum, aber es wurde nicht im Freien, sondern in der Kirche geschworen, und bei der Eidesleistung vor dem Rathhause wird wiederum Nichts von Regen berichtet.

Auch muß ich gestehen, daß ich meinerseits gar keine Fingerabdrücke aufzufinden vermocht habe. Ob etwa die andächtigen Lippen der Infantin beim Küssen des heiligen Buches eine „Spur" hinterlassen haben, oder ob

gar der wulstige Mund Albert's dergleichen verübt hat, mögen scharfsichtigere und geübtere Augen als die meinigen entscheiden; ich bekenne, daß ich auch derartige Abdrücke nicht wahrgenommen habe, obgleich Beide, Lippen und Mund, auf den Originalbildnissen der Fürsten von P. P. Rubens in der Brüsseler Gemäldesammlung, wiederholt von mir in Augenschein genommen worden sind, um den Umfang davon gehörig kennen zu lernen.

Ich hoffe, die verehrten Leser werden diesen meinen aus- und abschweifenden Eifer zur weiblichen Ehrenrettung der frommen Erzherzogin zu würdigen oder wenigstens zu entschuldigen wissen. Für diejenigen aber, welche die Sache selbst untersuchen wollen, bemerke ich, daß die fraglichen Bilder, die Kreuzigung und das jüngste Gericht, auf Bl. 205 und 206 der glänzend gebundenen Handschrift zu finden sind und daß diese die Nummer 9008 führt, ohne deren Angabe sie den Neugierigen nicht leicht vorgelegt wird.

Am 3. December zog man nach Mecheln und am 5. zu Schiff nach Antwerpen; doch fand der feierliche Einzug hier erst am 8. Statt, weil die Vorbereitungen noch nicht vollendet waren. Die Pracht und die Großartigkeit, welche dabei entwickelt wurde, war außerordentlich; ja die berühmte Handelsstadt scheint sich gewissermaßen selbst übertroffen zu haben. Als 1549 der nachherige Philipp II. seinen Einzug hielt und als später zu Ehren Don Juan's von Oesterreich Feste veranstaltet wurden, hatte man auch Ungewöhnliches geleistet: 1726 Arbeiter waren zu jener Zeit beschäftigt und mehr als 1000 geschmückte Reiter in Bewegung gewesen, 4000 Mann Stadtkrieger standen aufgestellt und über ein Dutzend große Ehrenpforten waren errichtet. Lieve God, ruft ein Beschreiber aus, wat wasser alomme te sine! Allein damals stand die Stadt noch auf dem Gipfel ihrer Herrlichkeit; wie einst in Brügge, so hatten sich 1549 in Antwerpen Hunderte von fremden Kaufleuten in glänzendster Ausstattung betheiligt, und die „fünf Nationen der Deutschen, Spanier, Florentiner, Genueser und Engländer" hatten allein 26,800 Goldkarolus für fünf Siegesbogen verwendet. Jetzt aber waren die goldenen Ströme fast verrauscht, alle Schrecken von Krieg und Belagerung waren belebt worden, und wenn auch noch spanische, portugiesische, genuesische und mailändische Kaufleute und daneben die Fugger Triumphbauten errichten ließen, so hatten doch alle Verhältnisse ein ganz anderes Ansehen bekommen, als vordem. Dennoch ließ man es an großartigen Zurüstungen nicht fehlen. Mehr als zwei Dutzend Abbildungen von Siegesbögen, Ehrensäulen, Standbildern und sonstigen Schaustellungen, welche am 8. December glänzten, geben davon Zeugniß. Sogar ein Elephant, den Hymenäus tragend, und ein Wagen Neptuns waren zu sehen. Eins der Schaustücke wird ein Theatrum versatile genannt, ein drehbares, kegelförmiges Gerüst, worauf in sechs Absätzen achtzig Personen saßen, welche auf der einen Seite Krieg, Wuth, Mord, Zwietracht, Zorn, Aufruhr, Furcht, Gefangenschaft, Hunger, Verbannung und sonstige Mißgeschicke des Landes darstellten, auf der andern aber die gehofften Gegenstücke, als Friede, Sicherheit, Einigkeit rc. versinnbildlichten. Die Furcht hatte sich in ein Hirschfell gehüllt und hielt einen Hasen auf dem Schooße. Auf einem andern Gerüste saß der „gallische Herkules;" ihm zu Füßen ein Kranz von achtzehn Jungfrauen, die verschiedenen belgischen und burgundischen Provinzen darstellend; an den Wappenschildern derselben waren feine goldene Ketten befestigt, welche im Munde des Halbgottes zusammenliefen.

Am 28. Januar folgenden Jahres hatten die Genter die Freude, die Huldigungsfestlichkeiten zu begehen. Dann ging es nach Westflandern, trotz einer Kälte, wie man sich seit dreißig Jahren keiner ähnlichen erinnerte. Als die Fürsten am 3. Februar in Kortrik einzogen, mußten sie sich des beständigen Schneiens wegen im Wagen halten; aber das hinderte nicht, daß „elegant geschmückte Aufzüge" Statt hatten und daß Verse und Inschriften die Hülle und die Fülle dargeboten wurden. Am 8. Februar war man in Kortrik, dann in Duai, Kamerik, Valenciennes u. s. w.

Auch bei spätern Regierungsantritten hat es an Huldigungsfestlichkeiten nicht gefehlt. Waren die Herrscher, wie das oft sich zutrug, nicht persönlich anwesend, so ließen sie sich durch Statthalter vertreten, und selten oder nie mag es vorgekommen sein, daß nicht der Jubellust und Schaubegierde des Volks ein Genüge geschehen wäre.



Zweite Abtheilung.

Reisenotizen über die Provinz Cumana in Venezuela.

Von

H. Karsten.

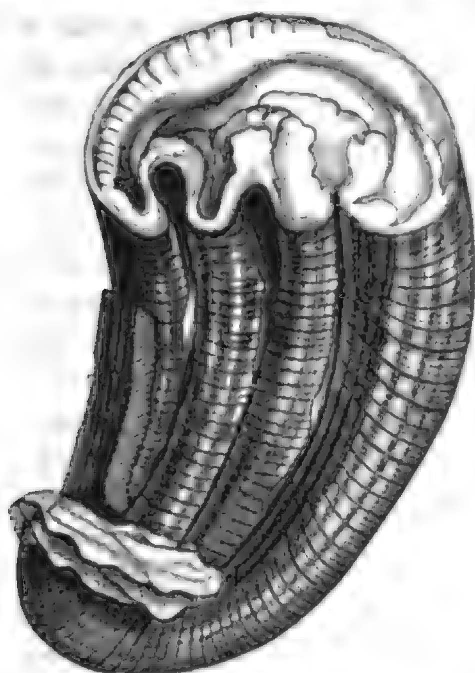
Der älteste von Christoph Columbus im Jahre 1498 entdeckte Theil des amerikanischen Festlandes ist die Küste von Cumana, die er umsegelte und an deren Ostseite er aus den Strudeln im Meere schon die Wirkung eines großen Flusses, des Orinoko, erkannte und dessen Wassermenge ihn auf ein umfangreiches Festland schließen ließ, das sich hier nach Westen ausdehnen müsse. Eingenommen von der vorgefaßten Meinung, daß sich in dieser Region das gesuchte Festland Indiens finden müsse — und entzückt durch die Schönheit des Landes, die Lieblichkeit des Klima's so wie durch die Sanftmuth und Milde der schöngeformten, hellfarbigen, mit Gold und Perlen geschmückten Bewohner desselben, die an Intelligenz und industriellen Fertigkeiten den bisher auf den Inseln angetroffenen Indianern überlegen waren, — stand er nicht an, der allgemeinen Meinung, daß das Paradies sich im Oriente befinde, zu folgen, indem er annahm, hier an der Ostküste Cumana's den Anfang dieser glücklichen Region gefunden zu haben und die erstaunliche Menge süßen Wassers, welche heftige Strudel im Meere erzeugten, für die Mündung einer der vier Flüsse hielt, die den Ueberlieferungen der heiligen Schrift zufolge die Heimath des Menschengeschlechtes durchströmen.

Hier zuerst landete Humboldt, wie er sich anschickte, den bisher wissenschaftlich fast unbekannten Welttheil zu erforschen und hat uns die Gegend von Cumana mit besonderer Vorliebe beschrieben.

Im Jahre 1850 besuchte ich diese Provinz von Caracas aus, die regenlosen Wintermonate Januar, Februar und März zu dieser Reise benutzend, zu der ich mich durch eine Zuschrift unseres der Wissenschaft zu früh entrissenen L. v. Buch aufgefordert fühlte.

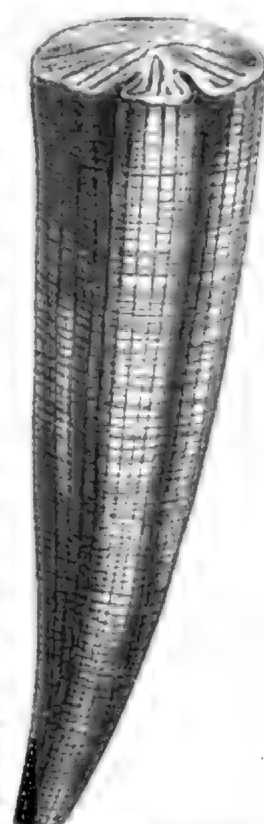
Meine Reise von Caracas bis Cumana hatte ich durch das tertiäre Gebirge von Capaya und Curiepe über Riochico nach Barzelona gemacht, hatte in dem östlichen Arme des Gebirges von Valencia und St. Juan de los Morros die Gesteine der Kreideformation als das Hangende plutonischer Felsarten bis zum Morro von Unare verfolgt, wo ich die von Beyrich und Ewald als Rudistenreste erkannten Versteinerungen sammelte, die sich auch im Cuchivano bei Cumanacoa wiederfanden.*)

*) Diese Rudisten sind Thiere einer jetzt gänzlich ausgestorbenen Familie, die geognostisch von außerordentlichem Interesse sind, da sie nur in der Kreideepoche lebten. Zoologisch sind sie den Familien der Brachiopoden und Conchiferen verwandt, doch ist dies nur eine aus der Form der Schalen entnommene Vermuthung, da man die eigentliche Organisation der Thiere nicht kennt. Man unterscheidet nach der Form der Schalen die Gattungen Hippurites, Sphaerulites, Radiolites und Caprina. Alle sind zweischalig und ungleichklappig, die untere größere Schale ist festgewachsen, der Länge nach oft zwei- bis dreifaltig. In der südeuropäischen Kreideformation, besonders in der Abtheilung des Turon finden sich die fossilen Schalen dieser Thiere


Hippurites cornu vaccinum.

Mit dem Uebergange über den Unare sah ich in den Ebenen Barcelona's und dessen niedrigem Küstengebirge Paraulata die Physiognomie der Oberfläche wie die Vegetation derselben sich gänzlich ändern.

Hier erstreckt sich der Pflanzenwuchs der Ebenen Calabozo's bis in die Nähe der Küste, wo statt felsiger, waldbewachsener Gebirgszüge, wie in der Provinz Caracas, eine Gruppe abgerundeter Hügel aus Sand- und Pudding-Gesteinen, so wie aus salzhaltigen Mergeln zusammengesetzt mit der niedrigen Vegetation der Capparidenregion bekleidet, das Meer begrenzen. Alle diese Trümmergesteine stammen aus den Gebirgsorten der jüngeren Kreideformation, die sowohl in dem ostwärts belegenen Gebirge von Cumana als in dem westwärts von dem Gebirge Merida's ausgehenden Gebirgsarme, die hangenden Gesteine bilden. Es mußten lange und dauernde oder starkwirkende Strömungen gewesen sein, die diese über 500 Fuß mächtigen, gegen Süden aufgerichteten Geröllschichten, ablagerten, und nicht unwahrscheinlich ist es, daß dieselben durch einen Passatmeeresstrom von dem Gebirge Cumana's hergeführt wurden, wenn nicht etwa zur Zeit der Hebung der Kreideformation ein Nordstrom aus dem Antillenmeer über die jetzigen Ebenen hineinbrach und von einer unterseeischen Gebirgskette, deren Reste der Morro von Barcelona und die benachbarten Inselgruppen sind, diese später gehobenen Trümmergesteine herführte. — In größerer Entfernung von dem Gebirge ist es ein ungeschichtetes Gerölle, mit Sand oder Lehm gemengt, welches die ganzen weiten Ebenen bedeckt, zum Theil als wasserarme Mesas altas, von breiten Flußbetten der Urzeit tief durchschnitten, in denen die feuchtigkeitliebende Mauritia auf schuppigem Stamme ihre großen Blattfächer ausbreitet: zum Theil als fruchtbare Ebenen, in denen die verwilderten Rinderheerden ein saftiges Futter während des ganzen Jahres ununterbrochen genießen.


Hippurites organisans.

In Barcelona rieth mir mein freundlicher Wirth, eine Gelegenheit abzuwarten, um zu Schiffe nach Cumana zu gehen, denn den Landweg passire Niemand, ohne Fieber davon zu tragen. In der That gibt es kaum eine beschwerlichere Reise wie die von Barcelona nach Cumana über Pozuelo und St. Fee sowohl wegen des Mangels eines gangbaren Weges als wegen der Menge plagender Insecten und Milben, die den Reisenden fast zur Verzweiflung bringen, aber den Botaniker und Geognosten nicht abschrecken dürfen, sein vorgestecktes Ziel zu verfolgen.

Das unvergleichlich schöne Bild, das sich von den Bergen Pozuelo's auf das ruhige, tief blaue Meer und die durch die aufgehende Sonne magisch beleuchteten Felseninseln Chimanas und Borachilos darbietet, könnte als Aequivalent genommen werden für die Schrecknisse, die ihn in dem Walde erwarten, welcher die Bucht von St. Fee umkränzt.

In den tief einschneidenden Bächen am Nordfuße der Berge von Pozuelo kommt als Liegendes ein dunkler, Ammoniten führender Kalk zu Tage, von den Gebirgsbächen bloßgelegt, während bei der abgerundeten Form dieser Vorberge des Gebirges von Cumana die hängenden Schichten von Detritus und

in außerordentlicher Menge, ganze Schichten und Bänke bildend. Auch in den benachbarten Abtheilungen des Senon und Neocom finden sich noch diese Schalen, doch in den tieferen und höheren Schichten, vor und nach der Kreide findet sich keine Spur dieser räthselhaften Thiere mehr. — Das Gestein, in welchem ich die Rudisten fand, war so zähe und schwierig zu bearbeiten, daß keine Form so vollständig erkannt werden konnte, um sie zu specificiren.

dichter Vegetation bedeckt sind, die das Studium der sie zusammensetzenden Gesteine erschweren. Dort, wo diese hin und wieder zu Tage liegen, sieht man einen groben, an der Luft sich röthenden Sandstein mit hellblauen, wenig mächtigen Thonschichten wechsellagernd als das Hangende dieser Ammonitengesteine.

Gleiche Gesteine, mit Schichten eines hellblauen, oft ockergelbgefärbten Kalkes von geringer Mächtigkeit wechsellagernd, bilden in dem ganzen Gebirge die hangenden Schichten; wie ein Mantel umgeben sie die den Kern des Gebirges formenden ältern Formationen, die Kiesel- und Thonschiefer so wie die dunkeln Ammoniten enthaltenden Kalkgesteine.

Mit zu viel Muße hatte ich bei einer Gruppe von Maximilianen verweilt, um ihre Blumen und ellenlangen Fruchttrauben, die aus Tausenden von hühnereigroßen, goldgelben Früchten bestanden, von dem dreißig Fuß hohen mastbaumartigen Stamme herabzuholen, so daß der kurze Tropentag sich verabschiedete, bevor ich von dem Orte eine Spur entdeckte, den ich nach längerem vergeblichen Spähen endlich, seines übeln Rufes ungeachtet, freudig begrüßte, da ich ungern in dem an Ungeziefer aller Art reichen morastigen Walde allein übernachtet hätte. Beruhigt ritt ich dem Scheine des Feuers entgegen und gelangte zu einer einzeln am Strande unter Cocospalmen erbauten Hütte, deren farbige Bewohner mir auch gastfrei eine Ochsenhaut auf dem Boden ausbreiteten, nachdem ich einige Fische verzehrt und meine Pflanzensammlung geordnet hatte. — Die schrecklich quälenden Acariden, die sich mir in dem Walde angehängt hatten, der eigentlich nur zum Transport des Rindviehes aus den Ebenen Barcelona's nach der Stadt Cumana benutzt wird, gönnten mir jedoch keine Ruhe; die schöne stille Mondnacht lud mich ein, den an der nahen Cocospalme befestigten Kahn zu einem Bade zu benutzen, das freilich wegen der zahlreichen Haifische an diesem vor Brandung geschützten Ufer mit besonderer Vorsicht genommen werden mußte.

Der nächste Tag führte mich ostwärts über die grasbewachsenen Abhänge des circa 5000 Fuß hohen Yaracual — das schöne Thal des Bordones, wo sich in dem rothen Sandsteine und Mergel, die mit blauen und bunten Kalkschichten wechsellagerten, eine Menge schön erhaltener tertiärer Meeresmollusken (Conus, Murex, Arca) an dem Abhange und Fuße des Yaracual fanden. Ein Bergrücken war noch zu überschreiten, um in das malerisch schöne, zum Theil angebaute Thal des Manzanare zu gelangen, der einige Stunden abwärts an seiner Mündung die in einer wüsten, sandigen Ebene belegene Stadt Cumana mit Wasser versorgt, welche er in zwei, durch eine feste Holzbrücke vereinigte Theile trennt.

Der östliche, neu und wohlgebaute, durch grade, breite Straßen geordnete Stadttheil ist angelehnt an eine niedrige, 200 Fuß sich über die Meeresoberfläche erhebende Hügelreihe, die sich längs der Küste hinzieht. Ein von den Spaniern auf der nächsten Höhe erbautes befestigtes Haus, dem heiligen Antonio geweiht, diente den herrschenden Heerführern, zuletzt dem berüchtigten Monteverde, als Anhaltspunkt; ich hatte die Trauer, den edeln und patriotischen, von allen intelligenten Venezuelanern gefeierten ersten Präsidenten Venezuela's, den General Pabz in diesem Hause gefangen zu treffen, gemartert auf Befehl seines übermüthigen, durch geistige Rohheit sich auszeichnenden Siegers, des Mörders mehrerer der vereinigten Congreßmitglieder von 1848, Jose Tadeo Monagas, dessen Namen die Geschichte der Republik neben dem von Morillo aufbewahren wird. — Der Hügel von St. Antonio, wie die ganze meilenlange Kette, die den breiten, nackten Strand von der mit Acacien, Mimosen, Cappárideen, Celtideen und Apocyneen dicht bewachsenen Ebene trennt, besteht aus locker aufgehäuften, meist wohlerhaltenen Schalen von Mollusken und Polypen der jüngsten Schöpfung, die mit Sand- und Geröllschichten, mit bunten, salz- und gipshaltigen Mergeln wechsellagern und gegen Norden aufgerichtet sind; ostwärts von der Stadt sieht man dieselben auf festeren Gesteinen der tertiären Formation ruhen, unter denen hie und da, noch weiter östlich z. B. bei Peñon, Cautaro und andern Orten der Küste des Meerbusens von Cariaco, auch die Gesteine der Kreideformation zu Tage kommen.

Aus allen verschiedenen Epochen, die zur Bildung der Felsarten beitrugen, welche das Gebirge von Cumana zusammensetzten, finden sich Proben unmittelbar bei der Stadt Cumana; dieselben Gesteine (in wenig mächtigen Schichten), die im Centrum des Gebirges in Massen von mehreren tausend Fuß Mächtigkeit aufgehäuft sind; — die jüngste Formation die dort nicht vorkommt, hier am mächtigsten vertreten. Krystallinische Gesteine finden sich nur an der Nordseite des eine Meile breiten

Meerbusens von Cariaco; Zeichen vulcanischer Thätigkeit gar nicht. — Dessen ungeachtet erlitt die Stadt zahlreiche Erdbeben und wiederholte gänzliche Zerstörungen.

Am 1. September 1530, zehn Jahre nach der ersten Gründung durch las Casas und Jacome Castellon, wurde sie gänzlich zerstört durch ein Erdbeben, welches das Meer, wie berichtet wird, zwanzig Fuß über das gewöhnliche Niveau erhob und aus den Spalten, die sich in den Abhängen der Hügel bildeten, ein schwarzes, salziges und geschwefeltes Wasser hervorquellen machte.

Am 21. October 1766 wurde ein großer Theil der Bewohner unter dem Schutte der Gebäude begraben, die durch heftige Erdstöße, welche vierzehn Monate andauerten, zertrümmert wurden. — Am 10. September 1794 ereignete sich ein neues Erdbeben und drei Jahre später, am 14. December 1797, wurde wiederum die ganze Stadt, wenigstens alle aus Stein erbauten Gebäude, durch ein heftiges Erdbeben gänzlich vernichtet. Am 14. August 1802 und am 27. Januar 1805 wiederholten sich diese schrecklichen Katastrophen und am 12 April 1839 war das letzte stärkere Erdbeben gewesen, welches die Gebäude zerstört hatte. Ich sah die Stadt neu erbaut, die Kirche kaum vollendet, Anlagen von Baumalleen (Terminalia Catappa) in den Straßen waren eben angewachsen und zwei Jahre nach meiner Abreise wurde Alles wieder durch ein neues Erdbeben zerstört, welches den größten Theil der wohlhabenden Bewohner veranlaßte, gänzlich diesen Wohnort steter Unsicherheit und Unruhe zu verlassen. Der am linken Ufer des Manzanare belegene Stadttheil hatte sich unter das Niveau des Meeres gesenkt; der Hauptstadttheil wurde durch heftige, während mehrerer Tage wiederholte Stöße gänzlich zerstört; viele Menschen verloren unter den Ruinen ihr Leben; Quellen waren versiegt und schlammiges Wasser an andern Orten hervorgetreten. Und dies Alles ereignete sich ohne das geringste Vorzeichen, wenn nicht verkündigt durch ein eigenthümliches, klagendes Bellen, das die Hunde Tags zuvor hatten vernehmen lassen.

Als Ursache dieser Erdbeben eine vulcanische Thätigkeit anzunehmen, liegt durchaus kein Grund vor, da die Gesteine, die sich in der Gegend Cumana's finden, keine Spur vulcanischer Einwirkungen erkennen lassen. Die geognostischen Verhältnisse Cumana's weisen vielmehr darauf hin, diese heftigen und häufig sich wiederholenden Erschütterungen als durch Verrückungen der Gebirgsschichten veranlaßt anzusehen, auf denen die Stadt erbaut ist. Höchst wahrscheinlich sind es nur locale Verrückungen der lockeren, in jüngster Zeit dem Meeresboden entstiegenen Schichten, die unter mehr oder weniger bedeutendem Winkel gegen Nordosten in der Nähe der Stadt Cumana gehoben sind, und die an dem ausgehenden Ende durch die eindringenden atmosphärischen Niederschläge, so wie von unten durch die anhaltende Einwirkung des Meeres untergraben sein könnten, was zum Nachsinken des Hangenden Veranlassung geben mußte. —

Aehnliche locale Verhältnisse kommen sicher häufiger als Ursachen der Erdbeben vor, wie man anzunehmen jetzt geneigt sein mag. Ich selbst hatte in dem Gebirge von Merida, an seinem Nordabhange Gelegenheit, die gänzliche Zerstörung der kleinen Stadt Lobatera zu sehen, die auf lockeren tertiären Salzthonen und Braunkohlenschichten erbaut war, während keine der umliegenden Ortschaften in der nächsten Nachbarschaft eine Ahnung davon gehabt hatte. Wäre eine plutonische Kraftäußerung die Ursache solcher Erschütterung der Erdoberfläche gewesen, so würde dieselbe höchst wahrscheinlich in größerer Erstreckung sich bemerkbar gemacht haben und ohne Zweifel würden an irgend einem Orte dieser Erstreckung, besonders an den Hauptwirkungspunkten selbst, auch sogenannte vulcanische Erscheinungen sich gezeigt haben.

Der Kern des Gebirges von Cumana ist, wie schon gesagt, aus Gesteinen gebildet, die sich in dem Meere der Kreideepoche absetzten. Den höchsten Punkt bilden die beiden benachbarten Gipfel Tumiriquire und Pionia, die sich gegen 2500 Meter über die Meeresoberfläche erheben; sie bilden die höchste gegen Süden vorspringende Ecke des gegen Süden gehobenen Gebirgssystems, dessen Gesteinschichten im Allgemeinen gleichfalls gegen Südosten aufgerichtet sind; in alle nördlichen Richtungen verbreiten sich von hier Gebirgszüge, westwärts nach Bergantin und nach St. Fee, nach dem Cuchivano und Guaca: ostwärts nach Guanaguana und Caripe so wie nach St. Maria und Cariaco.

Dies Gebirge ist der nördliche Theil der jetzigen Provinz Cumana, die gegen Norden und Osten von dem atlantischen Ocean, gegen Westen von den Ebenen Barcelona's be-

grenzt wird. Südlich von dem Gebirge dehnen sich weite grasbedeckte Flächen bis zum Orinoko, der südlichen Grenze dieser Provinz aus. Die Oberfläche der ganzen Provinz mißt gegen 1500 Quadratmeilen, welche ganze Länderstrecke von etwa 50,000 Menschen bewohnt wird; also 34 auf eine Quadratmeile. Die weiten Ebenen sind fast unbewohnt; wenige umherziehende Indianerhorden abgerechnet, sind es einzelne Hütten, die in den für Viehzucht brauchbaren Gegenden von Menschen bewohnt sind; die volkreichsten Städte finden sich an der Nordküste: Cumana, Carupano, Cariaco und Rio-Caribe. Im Gebirge sind Cumanacoa und Aragua die bedeutendsten Orte, und in den Ebenen, in der Nähe des Gebirges, liegt Maturin, die Residenz der Besitzer der Ebenen, die sich von der Viehzucht ernähren. Je mehr man sich nach Süden vom Gebirge entfernt, desto tiefer dringt man in die nur von wilden Thieren und lästigen Insecten bewohnten Waldungen und in die Niederungen des vom Orinoko angeschwemmten Landes.

Das Gebiet der ganzen Provinz kann man hinsichtlich seiner Culturfähigkeit in vier Regionen eintheilen, deren eine das Gebirge ausmacht, mit seinen steilabfallenden Abhängen, seinen wilden, kaum zugänglichen Schluchten, aber auch mit fruchtbaren, malerisch schönen und gesunden Thälern, ungefähr 350 Quadratmeilen, bewohnt von fast zwei Drittel der Gesammtbevölkerung der Provinz. Die zweite Region sind die trockenen, wenig abfallenden Höhendistricte der Ebenen südlich vom Gebirge, die Tische, Mesas, von den Creolen genannt, etwa 200 Quadratmeilen betragend, ein von dem Geröll der Tertiärzeit gebildeter Boden, tief durchfurcht von den während der trocknen Jahreszeit wasserarmen Flüssen, deren Betten sie mit steilen Abstürzen begrenzen. Für die Viehzucht ist dieser District nur während der Regenzeit und wenige Monate nach derselben brauchbar, da gegen das Ende der trocknen Zeit alles Gras und Kraut verdorrt ist und wegen zu großer Entfernung von dem Wasser den Thieren nicht als Futter dienen kann. Es ist dies Gebiet an interessanten Pflanzen ganz besonders reich und vorzüglich durch die Menge von arzneilich wichtigen Gewächsen ausgezeichnet. Hier ist der Baum einheimisch, den Jacquien auf Martinique, wo er angepflanzt gefunden wurde, als Copaiva officinalis beschrieb; hier wachsen verschiedene Species der schönen Gattung Hymenaea, die das geschätzte Copalharz liefern; das westindische Drachenblut wird hier von Pterocarpus Draco gesammelt; die Mutterpflanze des Tolubalsams, Myroxylon toluiferum, wächst hier in großer Menge zerstreut in Wäldern von Opuntien und Cereen, den Wasserquellen der durstigen Ziegen, Maulthiere und Esel, die auf diesem Gebiete in großer Menge gezüchtet werden. Hier wird das Tacamahac-, Caraña- und Elemiharz von Species der Gattungen Icica, Bursera und Amyris gesammelt und auch die weiße Ipecacuanhawurzel, die der brasilianischen grauen an Wirksamkeit nicht nachsteht, die Wurzel des Jonidium Barcelonense ist hier nicht selten.

Für die jetzige Bevölkerung ungleich wichtiger als diese Region der harzigen Arzneipflanzen ist die dritte Zone, die der eigentlichen Weiden, aus den ältesten, verlassenen Flußbetten und dem, den Mesas altas im Süden und Westen angrenzenden Flachlande bestehend, der Agricultur und besonders der Viehzucht günstig, während des ganzen Jahres mit saftigen Kräutern und Gräsern bedeckt; 780 Quadratmeilen, die Hälfte des ganzen Gebietes, gehören ihr an. Der Wohlstand der Bevölkerung der Ebenen, ein Drittel der gesammten Bevölkerung der Provinz, ist auf diese Zone begründet, denn die letzte, die vierte Zone, 90 Quadratmeilen angeschwemmten Landes, besteht aus wald- und gestrüppbedeckten Niederungen, die während der Regenzeit vom Orinoko überschwemmt sind, während der trockenen Jahreszeit zum Theil wohl der Cultur des Mais, Reis und Indigo fähig, jedoch zu ungesund, um für Menschen bewohnbar zu sein.

Die Producte der Provinz, bestehend in Cacao, Kaffee, Salz, Taback, Indigo, Zucker, Baumwolle, Cocosöl, Mais und Fischen, gehen fast alle durch die Stadt Cumana in die übrigen Provinzen Venezuela's, zum Theil auch über St. Thomas nach Europa. Der vorzügliche Cacao von Carupano, Rio-Caribe und Guiria und der Taback von Cumanacoa und Guacharo sind die bedeutendsten Ausfuhrartikel. Der Cacao steht dem sogenannten Caracascacao, der größtentheils an der Küste Puerto Cabellos geerntet wird, kaum nach; er gibt ein Zeugniß von der Richtigkeit der aus der Configuration des einfachen Gebirgszuges von Paria entnommenen Ansicht über die geognostische Constitution desselben, denn bei der geringen Erhebung dieses Höhen-

zuges, dessen hervorragendster Punkt nur 2000 Fuß hoch ist, würde das niedrige Vorland, dessen Wärmeverhältnisse den Cacaobaum gestatten, nicht die für denselben nothwendige Feuchtigkeit der Atmosphäre besitzen können, wenn Sandstein- und Kalkfelsen ihn bildeten.

Leider reichten meine Kräfte und die mir damals zur Verfügung stehenden Mittel nicht hin, meinen Wunsch auszuführen, von Cariaco aus die Halbinsel von Paria und die Umgegend des Golfo triste zu besuchen.

In Cumana war ich in bekannter Weise auf's Zuvorkommendste und Wohlwollendste von den die Wissenschaft und die Künste schützenden Familien Vallenilla, Calzadilla und anderen aufgenommen worden.

Don Raphael Calzadilla, angezogen von den Studien der Natur, die er als Kunstkenner und Künstler verehrte, entschloß sich, mir seine liebenswürdige Begleitung durch das Gebirge seines Geburtslandes zu gewähren, dessen malerische Schönheit er aus den Schriften Humboldt's und den Gemälden Bellermann's kannte. Wir durchreisten und durchsuchten dasselbe über Cumanacao, Aricagua, St Antonio, St. Francisco, Caripe, Guacharo, St. Maria, St. Cruz und Cariaco unsern Weg nehmend. Durch seine persönliche Bekanntschaft mit den Bewohnern des Gebirgslandes wurde uns die Reise in materieller Hinsicht so sehr wie möglich erleichtert; die Schönheit der Gegenden, der Reichthum des Interessanten und Neuen, das auf jedem Schritte sich uns darbot, ließ uns nicht die unvermeidlichen Beschwerden bemerken, die unsere Körperkräfte allmälig aufrieben. In Cariaco selbst erkrankt, hatte ich auch das Mißgeschick, meinen Freund und Reisegefährten Calzadilla krank zu sehen; er mußte sich entschließen, nach Cumana sich einzuschiffen, während ich zu Lande mich auf den Rückweg begeben mußte, ohne die Halbinsel Paria gesehen zu haben, um zur festgesetzten Zeit Caracas wieder zu erreichen, von wo neue Pflanzensammlungen gemacht und nach Europa gesendet werden mußten, die die Mittel zur Fortsetzung meines Aufenthalts in jenen Gegenden, zwecks des Studiums derselben geben sollten.

Mein Besuch der Halbinsel von Araya, deren Gebirgszug als Verlängerung der Gebirgskette, die die Halbinsel von Paria durchzieht, angesehen werden kann, bestärkte mich in meiner Meinung über die geognostische Constitution der letztern. Von Araya kommt der größte Theil des Salzes, das in der Provinz Cumana, wenigstens in dem gebirgigen Theile derselben, gewonnen wird und früher noch mehr gewonnen wurde als jetzt, da die Saline von Hatillo am Ausflusse des Unare und die von Piritu noch größere Mengen von Salz liefert, und auf den Roquesinseln gleichfalls sehr große Quantitäten durch Verdunstung des Seewassers gewonnen werden. Auf der Halbinsel Araya findet sich, nach den Mittheilungen der Bewohner von Maniquarez, dem einzigen auf ihr angelegten Dorfe, unter der oberflächlichen Schlammschicht, die den Boden der Saline ausmacht, eine Schicht Kochsalz, die von den Arbeitern unter diesem Schlamme hervorgeholt wird. Mir schien diese Aussage damals sehr unwahrscheinlich, überdies konnte ich dieselbe nicht weiter beachten, da mir Gelegenheit fehlte, mich von ihrer Richtigkeit zu überzeugen; auch mein Vorgänger Humboldt spricht nur von Salzkörnern, die in dem Thone vorkommen. — Später beobachtete ich jedoch ein ganz gleiches Verhältniß auf der Halbinsel Paraguana bei Coro, in der an der Westküste dieser Halbinsel belegenen Saline Guaranao, wo das merkwürdige Vorkommen einer Steinsalzbank am Meeresufer im Niveau des Meeres stattfindet, gleichsam bedeckt von einer geringen Erdschicht, die den Boden der Saline bildet, der bei Westwinden vom Meere überfluthet wird, das bei niedrigem Wasserstande auf demselben verdunstet und das Salz zurückläßt. Das Lager fossilen, derben Salzes besteht bei Guaranao aus drei verschiedenen circa einen halben Fuß mächtigen, muldenförmigen Schichten, die durch geringe Thonschichten von einander getrennt sind; es wird dies Salz wegen seines bittern, wohl von Magnesiasalzen herrührenden, Geschmackes nur zum Einsalzen von Ochsenhäuten und zu ähnlichen technischen Zwecken benutzt.

Die Saline von Araya liegt auf dem Schichtensysteme tertiärer Bildungen. Das im Grunde der Saline befindliche Steinsalz wird, wenn es vorhanden ist, zur Zeit der tertiären Hebung als oberstes Glied der tertiären Formation gebildet sein, analog dem auf Paraguana vorkommenden Salze. Die Kreidegesteine, die an der gegenüber liegenden Küste bei Cumana unter den tertiären zu Tage kommen, sind hier nicht zu erkennen; hier finden sich am entsprechenden Orte, an der Stelle der Sandsteine, der Kalke und Thonschiefer, Schichten von Quarzfels, von gefrit-

teten Mergelschiefern und von schönem, weißem, sehr feinem Marmor, auf Glimmerschiefer ruhend. Diese letztere Felsart bildet den Kern des von Westen nach Osten gerichteten Höhenzuges von Araya. Opuntien, Cereen, Melocacten, Acacien, Crotoneen, Cappårideen, Terebinthaceen, Xanthoxyleen und ähnliche Gewächse des trocknen, heißen Bodens bei einer während der Nacht feuchtigkeitsschwangern, kaum unter vierzehn Grade sich abkühlenden Atmosphäre, bekleiden, zu einem dichten Gestrüppe verschlungen, den Boden; hinreichende Nahrung geben sie den zahlreichen Ziegenheerden, welche den einzigen Besitz der spärlichen Bewohner dieses unfruchtbaren Gebietes ausmachen, deren einfache, grade Sitten, deren Vertrauen erweckende Offenheit und zuvorkommende Gastlichkeit an das Homerische Hirtenleben erinnern.

Auch an der Küste des Golfo triste bei Gaguaraparo soll ein ähnliches Steinsalzlager wie bei Guaranao vorkommen.

Die südliche Küste des Golfes von Cumana bis Cariaco wird durch den Fuß der Gebirgskette gebildet, deren südlicher Abhang das Thal von Cumanacoa begrenzt. Es ist dieselbe die ostwestliche Verlängerung eines Armes, der von dem Centralhöhenpunkte des Gebirgslandes, dem Tumiriquire ausgeht, der anfangs von Süden nach Norden, dann von Osten nach Westen verläuft, in letzterer Wendung mit den Höhenpunkten de las Lagunas (1170 Meter), Mariquitao (919 Meter) und Imposible (579 Meter), letzterer in südlicher Richtung von der Stadt Cumana.

Um in das jenseits des Küstenhöhenzuges belegene Thal von Cumanacoa zu gelangen, muß man den Weg von Cumana direct südlich suchen, am Fuße des Imposible dem Laufe des Manzanare stromaufwärts folgend.

Die trockene Jahreszeit war weit vorgerückt, wir verfolgten unsern Weg, ohne durch einen geschwollenen Fluß oder einen nicht passirbaren Morast aufgehalten zu werden; der Pfad im Walde war mit trockenem Laube bestreut, das die Mehrzahl der Pflanzen abzuwerfen im Begriffe war; das schöne Cochleospermum entfaltete blattlos wie die stachlige Bombax seine prächtigen weißen Blumen. Die hin und wieder in der Nähe des Flusses vorhandenen Cacaopflanzungen machten sich schon aus der Ferne bemerklich durch die sie beschattenden scharlachblütigen jetzt blattlosen Erythrinen.

An den Waldrändern blühten, aus hohem Grase hervorsehend, ganze Rasen von Sobralien in langen Rispen, die rothen oder weißen Blumen entfaltend, neben dem fleischig knolligen Stengel von vielblumigen Cyrtopodien, während der Heliocarpus seine sternförmig gewimperten Früchte abwarf und sich geräuschvoll die vielsamige Kapsel der Hura crepitans öffnete.

Wir rasteten Mittags am Flusse im Schatten einer mächtigen Cedrela, um die während des Rittes gesammelten Blumen und Blätter zwischen Papier auszubreiten. Das Tropaeoleum Moritzianum überzog weite Strecken dicht verschlungen das aus Combreten, Portlandien und Guettarden bestehende Gebüsch des Ufers. Eine in der Nähe wachsende Lecythis longifolia hatte ihre gedeckelten Kapselfrüchte abgeworfen und die bohnenförmigen, zarthäutigen, braunen Samen ausgestreut; unser Begleiter, der Maulthiertreiber, belehrte uns, daß der Genuß dieser wohlschmeckenden Samen das gänzliche Abfallen des Haupthaares zur Folge habe und erzählte einen Fall, wo er selbst dies mit erlebt habe; ich ließ es darauf ankommen und kostete einen dieser öligen Samen, der wirklich einen sehr milden und angenehmen Geschmack hatte; eine größere Anzahl zu verspeisen unterließ ich weniger aus Furcht vor dem Haarverlust als aus Furcht vor dem Fieber, das sich leicht in Folge einer schwerverdaulichen Speise einstellt. Später hörte ich jedoch dieselbe Meinung über die Wirkung dieser Samen aussprechen, sowohl in Venezuela als in Neu-Granada, wo man denselben Erfolg erfahren haben wollte; ich bedauerte dabei, daß nicht dies Arzneimittel die entgegengesetzte Wirkung habe, was ihm für Viele mehr als ein bloß physiologisches Interesse gewinnen würde.

Auch die Bonplandia trifoliata traf ich hier in diesem Walde, ebenso wie am Busen von St. Fee und später in der Provinz Coro bei Carora an klimatisch ähnlichen und wegen des Fiebers gefürchteten Orten; bei Carora jedoch von den Bewohnern nicht beachtet und gekannt hinsichts der Wirkungsweise ihrer Rinde, vielleicht weil dort schon die wirksamere Cinchone die ihrige liefert.

Bei Arena öffnet sich das bisher enge Thal des Manzanare zu einer weiten von Gebirgsrücken umgebenen Ebene; hie und dort sieht man Pflanzungen von Kaffee, Zuckerrohr und Taback. Mit besonderer Vorliebe wird der Bau des letztern betrieben.

Der Taback von Cumanacoa, ein Product mittlerer Güte, findet auf dem Markte von St. Thomas sicher seine Käufer; der in Havannah geerntete Same gibt in den ersten Jahren ein besonders geschätztes Blatt, in der zweiten und dritten Generation verliert jedoch die Pflanze das aus Cuba ihr angeerbte Aroma; interessant ist es zu erfahren, wie große Aenderung der vegetabilische Organismus durch eine unmerkliche Bodenverschiedenheit erleibet; in der Entfernung einer halben Stunde gedeiht auf dem einen Felde eine vorzügliche Qualität, während auf dem andern ein unbrauchbares Blatt erzeugt wird; es ist sicher eben so sehr die Zusammensetzung des Bodens wie die Art des Klimas, welche das Verhältniß bedingen, in welchem die organischen Verbindungen in der Pflanze erzeugt werden. Leichte Regenschauer während des Sonnenscheines sollen die Ursache von kleinen, gelben Flecken sein, die sich in einigen Gegenden auf den Blättern anfinden, eine Ursache, die bei uns die Erkrankung des Weizens und die Erzeugung des Exanthems, welches unter dem Namen des Rostes bekannt ist, hervorbringt, wie ich dies selbst zu beobachten Gelegenheit hatte. Der Zustand des Gefleckstseins der Blätter des Tabacks entspricht der ersten Periode der Rostkrankheit des Weizens, die sich gleichfalls durch röthliche Flecke unterhalb der Oberhaut zu erkennen gibt. Daß Insectenstiche, wie von Einigen behauptet wird, die Ursache der gelben Flecke des Tabacks seien, wird durch die Beobachtung nicht bestätigt. Von jeder Pflanze sammelt man in drei verschiedenen Epochen die Blätter; die nach der Entwicklung der Blumen gesammelte dritte Ernte ist die am wenigsten geschätzte; das vorzüglichste Product gibt die zweite Ernte, die vor der Erscheinung der Blüthenstände entfalteten Blätter. Große Aufmerksamkeit ist bei den Anpflanzungen erforderlich, da sowohl Insectenfraß als Trockenheit dieselbe vernichten können. Die ausgewachsenen Blätter werden frisch in Bündel gebunden, die in Bananenblätter eingewickelt und so der Sonne ausgesetzt werden, dann in Haufen gelegt in Gährung gerathen, die sich durch eine erhöhte Temperatur kund gibt; dann werden sie aus einander genommen, auf Fäden gezogen und im Schatten zum Trocknen aufgehängt. Nach dem völligen Trocknen feuchtet man sie wiederum ein wenig an, um sie so weit geschmeidig zu machen, daß sie, ohne zu zerbrechen, flach über einander ausgebreitet und mit Hilfe von Pressen in Ballen von hundert Pfund zusammengepackt werden können. — Die Pflanzungen befinden sich nicht selten an unzugänglichen, entlegenen Stellen im Gebirge, wo der Wald abgeholzt und ein Schuppen zum Trocknen der Blätter aufgeführt wurde; von hier müssen dann die centnerschweren Packen durch Menschen bis zu einem für Lastthiere erreichbaren Punkte gebracht werden. Die Weiber besorgen dort gewöhnlich dies Geschäft, indem sie die Ballen, an einem Riemen, den sie über die Stirn legen, befestigt, auf den Rücken bergauf und bergab tragen.

In Arena und Cumanacoa erinnert man sich noch sehr genau des Mannes, von dem Humboldt berichtet, daß er sein Kind genährt habe; mir wurde später in der Provinz Pasto ein ähnlicher Fall erzählt von einem Manne, der gleichfalls Milch aus seinen Brustdrüsen seinem Kinde reichte, welches seine Mutter durch den Tod verloren hatte. Man hat diese Thatsache von verschiedenen Seiten als Täuschung oder Uebertreibung in Zweifel gezogen, jedoch wohl nicht ganz mit Recht. Der Einfluß der Gemüthsbewegung auf die absondernde Thätigkeit vieler Drüsen sowohl hinsichts der Qualität als Quantität des Secrets ist sehr in die Augen fallend, warum sollte nicht eine dauernde Steigerung dieser Affecte ein wenig entwickeltes und unthätiges Organ zu einer größern Ausbildung und Thätigkeit veranlassen können? Sicher ist es, daß in Cumanacoa und Tuquerres, in der Provinz Pasto, Niemand diese seltsame Erscheinung bezweifelt.

Das Städtchen Cumanacoa ist in einem fruchtbaren Theile der drei Meilen langen und zwei Meilen breiten Ebene nahe bei Arena, westwärts von demselben belegen; zwei Arme des Manzanare umgrenzen diesen Bezirk und geben das nothwendige Wasser zur Berieselung der Zuckerfelder, die zwischen den Tabackspflanzungen zerstreut liegen. Cacao und Kaffee wird kaum gebaut, wohl aber Baumwolle, die eigentliche Culturpflanze der Indianer, welche dieselbe hier, wie besonders in Caripe, zu Hängematten und anderen Geweben sehr geschickt verarbeiten.

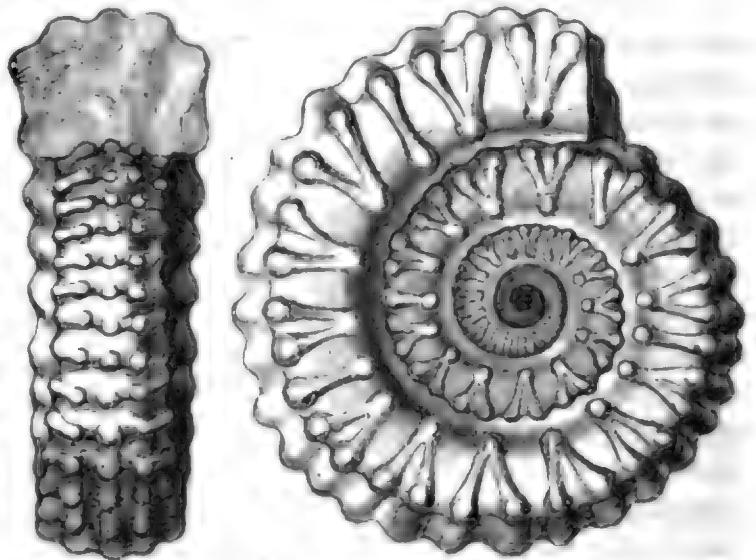
Ringsum wird das Thal durch malerische Gebirgszüge eingeschlossen. Gegen Süden erheben sich die hohen Gipfel des Tumiriquire, die steilen Felswände des Cuchivano

und Guaca, von den Polypen und Polythalamien, die das Meer der Kreideepoche belebten, zu einer Höhe von 5000 Fuß aufgebaut, der Culon und Trespicachos bieten neben dem Wasserfalle des Lajo, eines Zuflusses des Manzanare, der sich über die Felsmassen herabstürzt, die imposanteste und malerischste Fernsicht. Gegen Osten wölbt sich die grasbedeckte Kuppe des Cocollar neben dem Tumiriquire, und nach Norden trennt der bewaldete Höhenzug, der den Imposible mit den Lagunas verbindet, die Ebene von Cumanacoa von dem Meerbusen von Cariaco. Diese Ebene dehnt sich gegen Osten bis Arena aus, im Hintergrunde sieht man das sich verengende Thal des Manzanare zwischen den mehr und mehr abfallenden Höhenzügen. Die mittlere Temperatur von Cumanacao beträgt 20 Grad Réaumur, während in Cumana dieselbe 22,5 beträgt; die etwas feuchte Luft in der mit Vegetation bedeckten Umgebung macht den Aufenthalt viel angenehmer, als in Cumana, wo die von dem sterilen Sandboden reflectirten Wärmestrahlen die ununterbrochene Wirkung der tropischen Sonne zu verdoppeln scheint, und kaum durch einen schwachen Seewind etwas gemildert wird.

Das leuchtende Gas, das vor Humboldt's Besuch dieser Gegend aus den Felsen des Cuchivano hervorgequollen sein soll, ist seit jener Zeit nicht wieder beobachtet; mir wußten die jetzigen Bewohner Nichts darüber zu sagen und auch die Höhle, die ich nach einer beschwerlichen Wanderung in dem felsigen Gebirgsbache erreichte, ließ weiter Nichts erkennen, als daß der Rudisten und Mollusken enthaltende Kalk, der sie zusammensetzt, der jüngeren Kreideformation angehört, unter dem die älteren Schichten derselben Formation in schwarzen Schiefern zu Tage kommen, die hin und wieder Spuren von Ammoniten enthalten, die den bei Barbacoas, in der Provinz Trujillo entdeckten Ammonites Ospinae sehr ähnlich sind.

Die Aufrichtung der Gesteine ist gegen Südosten unter 45 Grad (das Fallen gegen Nordwesten), ein Verhältniß, das bei der herrschenden Streichungslinie der Gesteine von Südwesten nach Nordosten das herrschende ist neben dem entgegengesetzten gegen Nordwesten. An dem Cerro de los Pilones am Fuße der nordwärts belegenen Gebirgskette kommt ein schwarzer Kalkschiefer und ein gelber Mergelschiefer zu Tage, die mit geringen Sandsteinschichten abwechseln und nicht selten Reste von Belemniten (Donnerkeile) enthalten.

In diesem schwarzen Kalkschiefer befinden sich neben den Belemniten häufig Drusen



Ammonites Ospinae.

von Schwefeleisenkrystallen von ziemlich großem Umfange, die sich in den Spalten und an der Oberfläche durch den oxydirenden Einfluß der Atmosphäre zersetzen; warme Schwefel- und eisenhaltige Quellen, die aus diesem Gesteine hervorsprudeln, haben wahrscheinlich diesem chemischen Vorgange ihre erhöhte Temperatur zu verdanken. Es finden sich dieselben in dem ganzen Gebirge von Cumana außerordentlich häufig, sowohl im Centrum als besonders im Umkreise desselben; die Temperatur der meisten beträgt 20 bis 30 Grad. Die wärmste und zugleich wasserreichste beobachtete ich am südlichen Fuße des Gebirges am Flusse Amana nördlich von dem Flecken Urica, wo die armdick hervorströmende eisenhaltige Quelle eine Wärme von 42 Grad Réaumur besaß. Diese letztern Quellen, einige Meilen von dem Gebirge entfernt, entspringen aus den Geröllmassen, welche die festen Gesteine desselben überlagern, doch ist es wohl höchst wahrscheinlich, daß sie ihre Wärme gleichfalls ihrem unterirdischen Laufe durch diese schwefelkieshaltigen Schiefer verdanken.

In Cumanacoa wie in der ganzen Provinz und einem großen Theile des tropischen Amerika unterliegt der Landbau großen Schwierigkeiten wegen der, gewissen Cultur-

pflanzen zahllos nachstellenden Insecten. So erging es unserm freundlichen Wirthe Don Jose Miguel Alcala, der sich abmühte, in einem kleinen Garten neben dem Hause eine Weinrebe zu erziehen, die ihm jedoch trotz aller Vorsicht und Wachsamkeit schon drei-mal die gefräßigen Ameisen dem Tode nahe gebracht hatten. Er hatte, um diese Thiere von der Pflanze abzuhalten, aus dem benachbarten Bache eine kleine Rinne abgeleitet, die, in zwei Arme getheilt, das Beet einschloß, auf dem der Weinstock stand; jedoch der Instinkt der Thiere witterte die Pflanzen auch über dieses Hinderniß hinüber, die Arbeiter werden vorangeschickt, die ersten dienen den folgenden als Brücke, welche sich gleichfalls in's Wasser stürzen, da das jenseitige Ufer noch nicht erreicht ist, sie klammern sich mit den Hinterfüßen an die Vorderfüße der erstern, um durch das strömende Wasser nicht fortgeschwemmt zu werden, und so geht die Herstellung einer lebenden, schwimmenden Kettenbrücke weiter, bis endlich das ganze Heer über dieselbe zum jenseitigen Ufer hinüberkommt und nun eine jede ein großes Stück Weinblatt mit seinen scharfen Kiefern abschneidet, größer wie sein eigener Körper, und dasselbe über seinem Rücken in die Höhe haltend nach dem in andern Fällen oft eine Viertelstunde entfernten unterirdischen Wohnorte trägt, um damit denselben für die junge Brut wohnlich zu machen. Da diese Ameisen zu einer Art gehören, die nur während der Nacht arbeiten, sah sich der Herr des Weinstocks genöthigt, um Mitternacht mit einer Laterne in seinem Garten sich auf Wache zu stellen; eine Verspätung kostete häufig seinem Weinstocke die Blätter und Knospen. Die geräumigen unterirdischen Höhlen, die sich diese Thiere graben, stehen immer mit andern entfernten Höhlen in Verbindung, so daß es sehr schwierig, oft unmöglich ist, durch Feuer oder Wasser die Bewohner derselben zu vernichten. Merkwürdig und interessant ist der Umzug einer Ameisenfamilie (der Myrmica cephalotes) in eine entfernte Gegend, wenn die unterirdischen Canäle vielleicht durch Wasser verstopft sind; es stellen sich dann die Arbeiter in zwei Reihen gegen einander über, erheben sich und halten sich an den Vorderfüßen, so daß unter diesen lebendigen Bogengängen die Träger der Eier und Larven geschützt hindurchpassiren; außerhalb des Bogenganges überwachen die Officiere die Ordnung und Sicherheit, eilfertig hin- und herlaufend. So sind diese interessanten Thiere mit dem wunderbarsten Instinkte begabt, jedoch nicht in dem Maße, daß sie ihre Erbfeinde, die Ameisenbären, Myrmecophaga, erkennen könnten, dessen ausgestreckte Zunge sie arglos als Steg benutzen und massenweise von dem stilllauernden Thiere eingezogen werden, das allein auf diese Nahrung angewiesen ist.

Die schönste dieser Myrmecophaga-Art ist die M. jubàta, ein ansehnliches Thier von der Größe eines ziemlich starken Hundes, mit prächtigem, lang behaartem, drei Fuß langem Schweife, den es, wenn es erzürnt ist, erhebt und gewöhnlich über den Rücken gelegt trägt, die Haare nach jeder Seite hin ausgebreitet; es ist ein ziemlich seltenes Thier, jedoch sah ich es in dem Gebirge von Caracas mehrere Male.

Wenn ein Schwarm ähnlicher Ameisen (Myrmica) auf der Wanderschaft begriffen ist, so dringen sie in einem unabsehbaren stundenlangen Zuge, von einem oder mehreren Zollen Breite, dicht neben einander gedrängt, unaufhaltsam vor. Ich wurde einmal von einem solchen Besuche während meines Aufenthalts in einem Dorfe nahe bei St. Cabello in meinem Zimmer überrascht; in wenigen Minuten waren der Boden wie die Wände desselben gänzlich bedeckt von diesen dicht neben einander sich hindrängenden Thieren, und ich war in großer Furcht, alle meine Sammlungen und Bücher rc. möchten zerstört werden, doch bald belehrten mich meine Nachbarn eines Besseren, indem sie mir riethen, nur meine seidenen und wollenen Kleidungsstücke bei Seite zu schaffen, alles Uebrige liegen zu lassen, denn diese Thiere kämen nur, um das Haus von Schaben, Scorpionen, Scolopendern, Salamandern, Spinnen und den pflanzenfressenden Ameisen zu reinigen; sie selbst fressen nichts Vegetabilisches. So benutzen sie auch die Blätter vorzugsweise gern von gewissen Pflanzenspecies nicht zur Nahrung, sondern zum Bau ihrer Wohnungen. —

Von den meistens sehr fruchtbaren Ländereien des gegen 48 Quadratmeilen umfassenden Canton Cumanacoa, sind etwa noch acht ohne besondere Eigenthümer; die Regierung vergibt diese Ländereien an Denjenigen, der sie cultivirt und zugleich verspricht, sie in Cultur zu erhalten.

Unser Weg nach Caripe, dem Mittelpunkte des Gebirges, der alten Residenz der Chai-

mas, der früheren Besitzer und Bewohner dieser Gebirge, die jetzt auf wenige Tausend reducirt sind, führte uns über den Abhang des Tumiriquire, dessen untere Schichten bei Cocollar in einer Höhe von 2800 Fuß aus Gesteinen der älteren Kreide bestehen, aus dunkeln Thonschiefern und gelblichen Kieselschiefern gegen Süden unter 45 Grad gehoben, die zweischalige Muscheln aus der Gattung Inoceramen nicht selten einschließen, welche deutlich die Epoche der Entstehung dieser Gesteine zu erkennen geben. Der Abhang des Cocollar und Tumiriquire ist, wie es bei den gegen Süden gerichteten Bergabhängen dieser Provinz immer der Fall zu sein scheint, mit Graswuchs bedeckt und wird als Weide für das Rindvieh benutzt. In einem Hirtenhause, das wir hier fanden, konnten wir, Don Raphael Calzadilla und ich, dessen ungeachtet Nichts erstehen, um unsern Hunger zu stillen, weder Fleisch noch Milch noch Käse. Gemüse wird nirgends von den Einwohnern gebaut außer der Manihotwurzel, die auch frisch geröstet sehr schmackhaft ist. Weder diese Wurzel noch Mais noch ein animalisches Nahrungsmittel hatten die armen Leute zum Verkauf übrig. Die Kühe zu melken ist zu beschwerlich, da dieselben keine Hausthiere sind, sondern wild umherlaufen, und schlachten dürfen die Hirten das ihnen anvertraute Vieh natürlich nicht, oder wenn sie es thun, sind sie so klug, nicht von dem Fleische zu verkaufen; so mußten wir uns mit Hunger begnügen und denselben auf einer Excursion zu vergessen suchen, die wir vor Einbruch der Nacht noch in das Felsbett des benachbarten Baches machten, wo ich den Kopf vom Schenkelknochen eines Megatherium (Riesenfaulthier) halb aus dem Gerölle hervorsehend auffand, welches letztere die Thon- und Kieselsteine bedeckte; es war dies jedoch ein vereinzeltes Bruchstück, wie sie an vielen Orten in ganz Columbien gefunden werden, während ganze Skelette seltner sind, wie sie bei Cucuta am nördlichen Fuße des Gebirges von Merida und bei Plato am untern Magdalena vorzukommen scheinen. Bei Carora fand ich einzelne Knochentheile dieses Thieres in tertiären Muschelbreccien eingekittet, was dafür spricht, daß dasselbe auf dem trockengelegten Boden der jüngsten Kreideformation weidete; wahrscheinlich hatte das Thier hier in seinem Heimathlande, dem nicht sehr ausgedehnten Gebiete der Insel des tertiären Weltmeeres, gelebt, dessen Erhebung und gleichzeitige Trockenlegung des Umkreises der Insel, den ohne Zweifel bedeutende Meeresschwankungen begleiteten, ihm den Tod bereitete. So finden wir überall den Wechsel des Werdens und Vergehens, so wie jetzt Geschlecht auf Geschlecht den Schauplatz des Lebens betritt und wieder verläßt, so bewohnten vor dieser viele andere Schöpfungen unsere Erde, deren Spuren wir in den festen Theilen derjenigen Formation der Erdrinde finden, welche sich während der Epoche bildete, in der sie lebten. — Von wie langer Dauer muß eine dieser Epochen gewesen sein, um Gesteinschichten von solcher Mächtigkeit sich absetzen zu lassen, wie wir sie im Tumiriquire, Cuchivano und Guacas antreffen, und wie viel Geschlechter lebten und starben während der Bildung dieser tausend Fuß mächtigen Schichtensysteme?! —

Auf dem Gipfel des Llano de Tumiriquire genannten Berges, den wir am andern Tage bestiegen, fanden wir Kalkfelsen, die neben der Exogyra Culoni eine Art von Orbituliten in außerordentlich großer Menge enthielten, welche dem Madreporites lenticularis Blumenbach's sehr ähnlich, wahrscheinlich mit dieser in dem Kreidegesteine Frankreichs entdeckten Polythalamie identisch sind. In Frankreich bilden diese Orbitulitengesteine die mittlere Formation der Kreideepoche; hier scheinen sie die oberste Lage der Kreide einzunehmen, die jüngste Formation der europäischen weißen Kreide wurde hier wahrscheinlich nicht gebildet.

Um das kleine Dorf San Antonio ostwärts von Tumiriquire zu erreichen, ging es durch unwegsame Gebirgsschluchten und Waldungen mit dichtem Urwald bekleidet, dessen üppig wuchernde Scitamineen und Farren an die Inselvegetation erinnerten, die in früherer Schöpfungsepoche denselben Boden belebte. Kiesel-, Kalk- und Thongesteine der untern Kreide liegen hier häufig zu Tage, in der Loma de la Virgen bei St. Antonio von einem Schieferthone bedeckt, dessen obere Schicht in eigenthümlich concentrisch-schalige, mandelförmige Stücke zerfallen ist, ohne ein Merkmal der lebenden Wesen einzuschließen, die den Boden des Meeres bevölkerten, in welchem er sich absetzte. —

Unser freundlicher Wirth Don J. M. Martirena wollte sich grade auf den Weg machen, uns mit seinen Leuten im Walde zu suchen, nachdem er uns seit Sonnenuntergang erwartet hatte, als wir Abends gegen acht Uhr zurückkehrten. Durch den Führer, welchen

er uns mitgegeben, hatte er erfahren, daß wir allein weitergegangen, den Wald von Ipure zu untersuchen, der an schönblühenden Pflanzen besonders reich sein sollte. Einige Steine, die ich diesem Burschen zu tragen gegeben und die Aussicht, vor Abend nicht wieder nach Hause zurückzukehren, veranlaßten ihn zu der Erklärung, er würde uns verlassen, wenn wir nicht gleichfalls von unserm Vorhaben abständen. Mir blieb Nichts übrig, als selbst die Felsproben zu tragen und den Compaß als Führer zu nehmen, dem sich auch Don Raphael anvertraute. Die Byrsonima crassifolia L. und Curatella americana L., die, vereinzelt stehend, hin und wieder den grasigen Abhang der Loma de la Virgen beschatteten, erinnerten an ähnliche Localitäten in der Provinz Caracas und an die trockenen, kiesigen Mesas der Ebenen des Orinoko, wo man gleichfalls oft auf mehrere Quadratmeilen nur diese Bäume sieht, die durch ihre Haltung und vereinzelte Stellung der Landschaft die Physiognomie eines Obstgartens verleihen. In dem felsigen Ufer des Rio colorado, welchen letztern wir durchwaten mußten, um in den bezeichneten Wald zu kommen, kam derselbe graue mit weißen Kalkspathadern durchzogene Kalk als das liegende Gestein von bedeutender Mächtigkeit zu Tage, das am Morro von Unare Inoceramen enthält und dort wie auch beim Peñon von Cumana unter dem hangenden Gesteine nur in geringer Erstreckung zu erkennen ist.

Ein Waldbrand brachte uns gegen Sonnenuntergang zu unserm Glücke noch auf die Spur menschlicher Wohnungen und verschaffte uns einen Wegweiser, ohne den wir schwerlich die Sorge unseres guten Wirths abgekürzt haben würden.

Ueber St. Francisco, ein kleines Dorf, das den größten Theil des sogenannten Guacharotabacks erzeugt, in Bezug auf dessen Cultur uns Don J. C. Cova genauere Auskunft gab, der dieselbe mit Hilfe der Indianer betrieb, gelangten wir nach Perequito, einer kleinen Savanne, rings von hohen, aus Kalk- und Kieselgesteinen gebildeten Felsmauern umgeben, die als eine Verlängerung des Felsen zu betrachten sind, in welchem sich die seit Humboldt's Besuch dieser Gegend berühmte Höhle der Guacharos befindet. In nordöstlicher Richtung steigt man von hier bergaufwärts in den Wald, um diese schöne, von den bekannten Nachtvögeln bewohnte Höhle zu besuchen; wir nahmen den etwas weitern Weg über Caripe und die Mesa del Guardian St. Agustin.

Das freundlich und malerisch belegene Caripe, früher der Wohnsitz eines Mönchsordens, ist jetzt nur von einigen Indianern bewohnt, die außer dem Zuckerrohre, Mais und der Yuca (Manihot usitatissima) für ihren Haushalt auch noch etwas Zuckerrohr, Taback und Kaffee bauen. Letzterer gedeiht hier in besonderer Güte, wie er überhaupt in kühlern Gegenden mit einer mittlern Temperatur von 16 Grad Réaumur viel aromatischer wird, als in der heißen Region, wo die mittlere Temperatur über 20 Grad Réaumur steigt. Dagegen gibt er an letztern Orten das Drei- bis Vierfache des Ertrages, und zwar dauert die Ernte nur einen oder wenige Monate, während die Büsche in der kühlern Gegend in der Regel das ganze Jahr hindurch blühen und gleichzeitig reife Früchte tragen. Hier bedarf die Pflanzung auch nicht des Schattens der Erythrinen oder Ingen, der in der heißen Ebene oder an den wärmern Abhängen ein unentbehrliches Erforderniß für die in den trockenen Monaten Januar und Februar ihre weißen, wohlriechenden Blumen entfaltenden Büsche ist, welche sonst durch die sengenden Sonnenstrahlen sowohl dieser beraubt, als auch der Blätter entkleidet werden würden. Die Kaffeepflanze (Coffea arabica) wächst, sich selbst überlassen, baumartig; in der Pflanzung wird dieselbe immer strauchartig gezogen, um das Einsammeln der Früchte zu erleichtern; so gezogen, nehmen die Pflanzen dann einen etwas größern Umfang ein; man pflanzt die Sämlinge in Quincunx zehn bis zwölf Fuß von einander entfernt. Mit dem dritten Jahre beginnt in dem heißen Klima die Kaffeepflanze ihre ganze Ernte zu tragen; in Venezuela rechnet man auf jede Pflanze, die in dieser Zone wächst, im Durchschnitt 1 bis 1½ Pfund trockenen und gereinigten Samen jährlichen Ertrages, während in der kalten Gegend je nach dem Boden nur ¼ bis ½ Pfund verkäufliche Waare von jedem Strauche gewonnen wird. Für den ärmern Theil der Bevölkerung ist es viel bequemer, wenn die Ernte nicht so plötzlich mit einem Male stattfindet, sondern jede Familie die Früchte ihrer kleinen Pflanzung während des ganzen Jahres nach und nach selbst einsammeln kann. Dem großen Pflanzer dagegen ist es in der Regel willkomme-

ner, in kurzer Zeit die Arbeit für's ganze Jahr abzumachen, wenigstens dann, wenn er in einer bevölkerten Gegend wohnt, wo ihm zu jeder Zeit die hinreichende Menge von Arbeitern zu Gebote steht. Die in der kältern Gebirgszone reifende Kaffeebeere enthält in der Regel nur einen Samen, der eine ovale Form hat, ähnlich dem Moccakaffee, und geht nicht selten unter diesem Namen im Handel; in der heißen Gegend aber entwickeln sich gewöhnlich zwei Samen vollständig in jeder Beere, welche größer, so wie heller gefärbt und von lockererm Gefüge sind, daher bei gleichem Volumen leichter als der Mocca.

Die ärmern Pflanzer trocknen die wenigen Centner Früchte, welche sie aus ihrer kleinen Pflanzung sammeln, mit der äußern süßen, schleimigen Fruchthaut, die sie nach deren vollkommener Trocknung durch Stoßen in einem hölzernen Gefäße zerbrechen und so die Samen reinigen. In den großen Pflanzungen bringt man die frischen Beeren zwischen reibenartig wirkende Walzen, die das saftige Fruchtfleisch zerreißen, das dann in Wasser abgewaschen wird, in welchem die nun allein von der zarten, häutigen Samendecke und der innern pergamentartigen Fruchthaut bedeckten Samen zu Boden sinken. Diese trocknen dann viel rascher, wenn sie täglich in der Sonne ausgebreitet werden, etwa in vierzehn Tagen, während die ganze Beere wenigstens der doppelten Zeit dazu bedarf; doch ist die Farbe der in den Beeren getrockneten Samen gewöhnlich etwas dunkler, als die der abgeschält getrockneten. Im Jahre 1854 betrug der aus Venezuela exportirte Kaffee 387,000 Centner, die Gesammternte betrug daher wohl 400,000 Centner, wenn man den Verbrauch im Lande mit in Anschlag bringt.

Das Thal von Caripe ist eben so wie das von Cumanacoa ein Seitenthal in westöstlicher Richtung. Die Gesteinschichten der angrenzenden Berge sind gegen Süden aufgerichtete Kalkschiefer mit Molluskenresten, z. B. Arca, Astraea, Exogyra Culoni, so wie Polypen, Echiniten, z. B. Toxaster Cumanensis etc.; sie sind in den obern Etagen vorherrschend mit rothem Sandstein, in den untern mit leicht zerfallenden Thonschiefern wechselnd. Auf dem die Nordseite des Thals begrenzenden Höhenzuge befindet sich in nördlicher Richtung von Caripe auf der Kuppe dieses Höhenzuges die Mesa del Guardian St. Agustin, — ein Spaltenthal in dem von Ostwesten streichenden Kalkgesteine, — das sich in der Richtung von Süden nach Norden erstreckt, südwärts auf das Thal von Caripe, nordwärts auf das von St. Maria mündend, in welches letztere man durch das Purgatorio gelangt, wie der nördliche Abfall des Hochthales von St. Agustin genannt wird, wo unter dem Kalk ein weißer, sandiger, glimmerhaltiger Mergel zu Tage kommt, der während der hier fast beständig dauernden Regenzeit so erweicht, daß nur mit der größten Beschwerde und Mühe Lastthiere denselben passiren können, weshalb die aus Cariaco mit Lebensmitteln und Wein sich versorgenden Väter der Mission Caripe dem Walde diesen bedeutungsvollen Namen beilegten: je öfter die Indianer wohl beladen dieses Purgatorio zurücklegten, desto kürzere Zeit würden sie im Fegefeuer verweilen.

In dem westwärts von dem Hochthale belegenen Felsenkamme, der, wie vorhin erwähnt, nach Periquito und der Savanne Guacharo hin abfällt, befindet sich ein nach Norden geöffneter, oben geschlossener Spalt, die Höhle der Guacharo (s. S. 296), wie sie nach den Vögeln (Steatornis Caripensis Hmb.) genannt wird, die darin leben, durch eine Verrückung verschieden geneigter Felsschichten hervorgebracht. Die Mündung dieser Höhle ist 100 Fuß breit und 90 Fuß hoch; ein kleiner Bach fließt in der Mitte derselben und die in mannigfacher Form von dem Kalkgesteine herabhängenden Tropfsteine geben ihr ein eigenthümliches zauberhaftes Ansehen.

Die senkrechte Wand des Kalkfelsens, in welchem die Höhle sich hineinerstreckt, wird von einem Teppich von Farren, Selaginellen und kleinen Kräutern aus den Familien der Urticaceen, Gesnerien, Piperaceen überzogen, die in der stets feuchten Luft üppich wuchern; blüthenreiche Guirlanden von Bignonien und Solandren hängen von den höhern Waldbäumen herab, die den Eingang beschatten.

Eine seltene Art Cacaobäume, die ich bei Varinas und im Gebirge von Bogota wiederfand, die Herrania, wächst in dieser Gegend des Waldgebirges von Cumana ziemlich häufig, ein der Roßkastanie in der Blattform ähnlicher nur kleiner Baum, dessen kleine Samen den gleichen Geschmack haben wie die des Theobroma und wie diese benutzt werden. Die Brownia racemosa und capitata schmücken das Dunkelgrün des Waldes mit ihren leuchtend rothen Blüthentrauben, und zierliche Bogen der weidenblätteri-

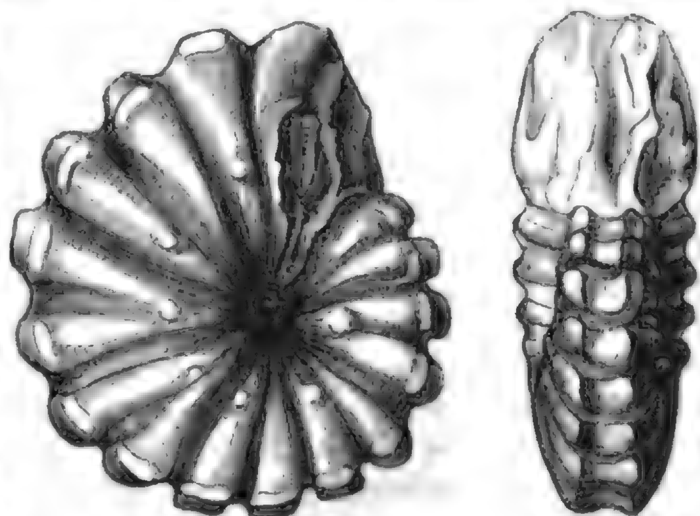
gen Bambusen decken weiterhin den Abhang des Berges, den zu ersteigen sie freilich durch das dichte Flechtwerk, das sie bilden, bedeutend erschweren.

Geht man etwa hundert Schritte in das Innere der Höhle, so wird man von zahllosen, taubengroßen, kreischend-krächzenden Vögeln unheimlich umschwärmt, die in den Spalten der Felswände ihre Nester bauen. Während der Nacht fliegen sie, mit den Schnäbeln castagnettartig klappernd, in's Freie, die Früchte von Lorbeeren, Palmen, Ardisien, Crataegus und ähnliche fleischige Beeren zu verspeisen, die sie im Fluge mit dem weit geöffneten Schnabel abpflücken. Vom Innern dieser Höhle hinaus gesehen, überrascht der Anblick des halbbeleuchteten grünen Waldes vor dem erweiterten Eingange, wie das Bild eines schönen Panoramas. Palmen aus der Gruppe der Arecinen, Lorbeerbäume und Melastomensträucher ragten über ein dichtes Gestrüpp von Heliconien, Scitamineen, Aroideen und Tradescantien hervor. Der seltene Cacao del Monte (Herrenia), ein fingerblätteriger kleiner Baum, der eigentlichen Cacaopflanze, Theobroma, sehr nahe verwandt, wuchs mitten vor dem Eingange im Vordergrunde des Waldes. In dem Eingange der Höhle selbst befanden sich noch die Reste des Bivouacs, das Bellermann in Begleitung einiger Freunde hier vor sieben Jahren aufgeschlagen hatte, dem wir das schöne Gemälde dieser Grotte verdanken, welches sich im königlichen Kupferstichcabinet in Berlin befindet. Die Länge dieser Höhle beträgt gegen 3000 Fuß, allmälig verengert sie sich und steigt etwas in die Höhe; am Ende liegt ihr Boden 700 Fuß höher als am Eingange. Der kleine Bach, welcher der Länge nach dieselbe durchfließt, rieselt häufig unter dem Gerölle und dem Schiefergesteine des Bodens und von Zeit zu Zeit kommt er an die Oberfläche desselben. Die Temperatur des Wassers betrug 10 Grad Réaumur, die der Luft 9,5 Grad Réaumur. Von dem Hauptspalte der Höhle trennen sich noch zwei andere weniger lange Nebenspalten; der eine derselben verläuft in dem Mergelschiefer, der das Liegende des Kalkes bildet, er ist gegen 700 Fuß lang, bei einer wechselnden Breite von 3—10 Fuß und einer Höhe von 6—15 Fuß; hierin kommen weder Guacharos noch andere Thiere vor; der andere befindet sich gleichfalls im Kalkgesteine und ist wegen der vielen glänzenden Stalaktiken der schönste Theil; diese Höhle ist gleichfalls nicht von Guacharos bewohnt, dagegen schlagen in ihr die Lappas (Coelogenys subniger) gern ihr Lager auf.

Die jungen Guacharos sollen sehr schmackhaft sein, wenn sie im Juni kurz vor dem Flüggewerden aus dem Neste genommen und gebraten werden. Wegen der großen Menge Fett, die bei dieser Zubereitung aus ihnen gewonnen wird, kommen die Indianer jährlich mit langen Stangen und Fackeln in die Höhle, um das Guacharofett zu ernten, wie sie sich ausdrücken.

Die eigentliche Mesa del Guardian St. Agustin ist eine ebene, grasbedeckte Weidefläche, von dem jetzigen Besitzer, Herrn Rides, einem französischen Ingenieur, der uns in Cumana mit zuvorkommender Güte sein hier neu erbautes Haus zur Verfügung stellte, in Bewirthschaftung genommen, um eine Kaffeepflanzung hier anzulegen, die sicher ein ausgezeichnetes Product liefern wird, wenn sich nur Arbeiter zum Einsammeln der reifen Früchte finden werden; kaum ist es von den Indianern Caripe's zu erwarten, daß sie sich dazu hergeben werden und Herrn Rides nur zu wünschen, daß seine Absicht, einige seiner Landsleute als Arbeiter zu gewinnen, ihm geglückt sein möge; da auch für diese es ein Glück sein möchte, an einem so gesunden, schönen und angenehmen Orte, wie diese Hochebene, wo während des ganzen Jahres ein Frühlingsklima herrscht, eine beständige, wenig schwierige oder lästige und doch einträgliche Arbeit zu finden.

Hat man das Purgatorio an dem Nordende der Mesa de St. Agustin glücklich hinter sich, so betritt man wieder das hangende



Ammonites Caicedi.

Gestein des leicht zerfallenden, glimmerhaltigen Mergelschiefers, die festen und mächtigen Massen des Kalkgesteins, das hier in seinen untern Schichten durch die Abdrücke von einige aus der Gruppe der baumartigen Cyatheaceen stammen. Auch Glimmerblättchen sind in diesem schwarzgefärbten Schiefer enthalten, eben so wie in jenen Mergeln, die



Guacharo-Höhle.

Ammoniten (dem Ammonites Caicedi, den ich bei Bogota entdeckte, ähnlich) und Inoceramen sich als zu dem ältern Schichtensysteme der Kreide gehörend zu erkennen gab, während in den obern Schichten der durch Beyrich als Toxaster Cumanensis bestimmte Echinit, eine der alaeformis verwandte, nicht ganz sicher zu bestimmende Trigonia, Arten von Nerinea, Astraea und Isocardia erkannt werden, welches Gestein, reich an Versteinerungen und wechsellagernd mit rothem Sandstein und verschieden gefärbtem Thonschiefer, uns bis Cariaco begleitete.

In einem der Thonschiefer finden sich sehr schöne wohlerhaltene Abdrücke von Gras- und Farrenblättern, von welchen letztern zu den ältesten Schichten des ganzen Gebirges gehören; woher stammt dieser Glimmer, wenn nicht aus dem nordwärts benachbarten Glimmerschiefergebirge auf Araya, das demnach in älterer Epoche entstanden und wohl schon zum Theil wenigstens gehoben sein mußte, wie noch dies Kreidegebirge, unter dem Meeresniveau befindlich, durch nördliche Strömungen diese Glimmerblättchen zugeführt erhalten konnte.

Setzt man von Caripe nach Süden den Marsch fort, wie ich es auf meiner Rückkehr von Cumana nach Caracas that, um auf diesem etwas weitern aber weniger beschwerlichen Wege als jenem über Pozuelo und St. Fee zugleich die Ebene von Cumana und

Barcelona kennen zu lernen, so hat man einen bewaldeten Gebirgsrücken am Fuße des Picacho von Caripe zu übersteigen, um in das anmuthige Thal von Guanaguana zu gelangen.

Obgleich noch im Gebirge, beginnt hier schon die Lebensweise und Beschäftigung der Llaneros, ungeachtet das Klima auch den Ackerbau vortrefflich unterstützen würde.

Eine mittlere Temperatur von 18 Grad und die feuchte Atmosphäre, welche durch die umgebenden Höhen veranlaßt wird, würden für Zuckerrohr und Kaffee, wie für Taback und Indigo den fruchtbaren Mergelboden eignen lassen, wenn nur Arbeiter oder Maschinen, die die Arbeiter ersetzen könnten, vorhanden wären. Der Boden der tropischen Gegenden, jetzt zum allergrößten Theile unbenutzt oder dort, wo er benutzt wird, fast ausschließlich der ersten Culturstufe des menschlichen Wirkens, der Viehzucht, hingegeben, wird erst dann den Ertrag liefern, den er hervorbringen kann, wenn der Maschinenbau so weit vervollkommnet und vereinfacht ist, daß die Bearbeitung des Bodens mit Maschinen auch dort Eingang finden kann. Jetzt sind von den 1200 Quadratmeilen culturfähigen Gebietes der Provinz Cumana kaum 10 Quadratmeilen cultivirt und auf den 1000 Quadratmeilen, welche die grasbedeckten Ebenen und Hochebenen ausmachen, weiden kaum 60,000 Stück Rindvieh, die, wenn der Boden mit gutem Graswuchs, wie es seine Zusammensetzung und das Klima erlaubt, bedeckt wäre, auf 6 Quadratmeilen Platz finden würden. Die Regenzeit tritt allgemein im Mai ein und dauert bis zum September oder October, an vielen Orten bringen auch die im December und Januar herrschenden, durch die überwiegende Erwärmung der südlichen Hemisphäre hervorgerufenen Nordwinde abwechselnde Regengüsse hervor. Im Innern der Ebenen, wohin der inzwischen erwärmte Nordwind nicht vordringt, während der Ostwind in der jetzt überwiegend erwärmten Atmosphäre des Continents sich nicht seiner Feuchtigkeit entledigen kann, — ist freilich der Sommer lang und trocken, besonders auf den Mesas altas, die hier grade das Centrum der Ebenen bilden, auf der Mesa Guanipa z. B. und deren Verzweigungen, die nach Norden sogar einen geringen Abfall haben, so daß selbst die Quellen und Zuflüsse des nordwärts strömenden, ziemlich wasserreichen Unare in ihnen ihren Ursprung haben, während alle übrigen Gewässer der Ebenen nach Süden und Osten in den Orinoko abfließen. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, in der man das Wasser dieser vielen Flüsse und Canäle, welche die Ebenen durchfurchen, benutzen wird, dieselben zu bewässern; der hier beständige Ostwind gibt wohl die einfachste Kraft zum Heben des Wassers vom Fuße bis zur Höhe der Mesas; das als Futtergras für tropische Gegend unübertreffliche Paragras wird die Ebenen bedecken und wird sie fähig machen, der hundertfachen Menge der jetzt dort weidenden Rinder hinreichende Nahrung zu geben; diese einfachen Mittel werden hinreichen, allein in den Ebenen Venezuela's so viel Fleisch zu gewinnen, als ganz Europa bedarf, dem es mit Hilfe der Appert'schen Methode zugeführt werden würde. —

Von Guanaguana nach St. Felix führt der Weg über die gleichen Gesteinschichten, die den Nordrand des Gebirges bedecken. Hier, gleichfalls meistens gegen Süden aufgerichtet, an dem südlichen Fuße sind sie überlagert von 20—30 Fuß mächtigen Geröllschichten, die den Reisenden an das Paraulatagebirge bei Piritu an der Nordküste der Provinz Barcelona erinnern.

In St. Felix befindet man sich schon im eigentlichen Terrain der Llanos von Venezuela, eine gegen 20,000 Quadratmeilen messende Ebene, die im Norden und Westen größtentheils von dem Gebirgsarme umgeben wird, der von der Cordillere Popayan's und Bogota's sich in nordöstlicher Richtung trennt, bei Barcelona fast unmittelbar an das Antillenmeer grenzt und hier in der Provinz Cumana südwärts von dem eben verlassenen Gebirge liegt. Im Westen hängen diese Ebenen, die von der Mündung des Orinoko bis über das Gebiet des Apure, Arauca und Meta vom 60. bis 70. Grade westlicher Länge sich erstrecken, vermittelst der Ebenen des Guaviare, Cassequiare und Rio negro mit denen des Marañon zusammen. Es sind diese Llanos von Venezuela als der nördlichste Theil des großen, von einzelnen Gebirgssystemen unterbrochenen Flachlandes zu betrachten, welches dem ganzen östlichen Fuße der Cordilleren als Vorland dient; von den Ebenen des Marañon sind sie durch das Parimagebirge geschieden.

Der mittlere Neigungswinkel dieser ganzen ausgedehnten Ebenen ist sehr gering, das Fallen des Orinoko in seinem Laufe von Westen nach Osten beträgt kaum einen Fuß

auf die Meile: Caicara, das am mittlern Orinoko, 200 Meilen von dessen Mündung, der Boca de Navios, entfernt ist, liegt nur 189 Fuß über der Meeresfläche, und S. Fernando de Apure, 240 Meilen von jenem Orte entfernt, 240 Fuß hoch. Größer, aber ebenfalls nicht bedeutend, ist der Neigungswinkel der die nördliche Ebene durchströmenden Nebenflüsse gegen Süden, und zwar nimmt derselbe nach Osten hin an Größe zu, was auf den Charakter der ganzen Ebenen von besonderm Einfluß ist, z. B. ist das Fallen des Apure von Guasdualito unter dem 71. Grade westlicher Länge = vier Fuß auf die Meile, das des St. Domingo von Varinas 5 Fuß, das des Portuguesa von Guanare 6 Fuß, das des Guarico von Calabozo 10 Fuß und das des Manapire von Chaguaramas in der Nähe der Wasserscheide des Unare 11—12 Fuß auf eine Meile. Die ostwärts vom Manapire im Gebirge von Uchire entspringenden Flüsse verlassen bald ihre südliche Richtung, wenden sich gegen Osten und vereinigen sich mit den von dem Tucusipano gegen Norden abfließenden Gewässern zum Unare, der von dem südwestlichen Theile der Mesa de Guanipa, dem Cerro de buena vista, entspringt, die sich gegen Nordosten vermittelst ihrer Verzweigungen, der Mesa de Sala und der von Mondongo und Urica, an das Gebirge von Cumana anlegt.

Von diesem verschiedenen Neigungswinkel ist nun auch die Physiognomie der Vegetation wie die Culturfähigkeit des Bodens der verschiedenen Districte der Ebene abhängig, auf die ich später näher einzugehen gedenke.

Im Allgemeinen gleichen diese grasbedeckten Ebenen einer großartigen englischen Parkanlage; fast überall sieht man den Horizont durch Waldung begrenzt, welche die Ufer der Flüsse, Bäche und Canäle beschattet, und in den Niederungen unterbrechen nicht selten einzelne Baumgruppen, mit Gebüsch umgeben, eine Palme oft als Mittelpunkt einschließend, die Einförmigkeit der Savanne. —

Verlassen wir diesen eben so malerischen, als für die noch einzuführende Cultur vielversprechenden Ort der Provinz Cumana, nähern wir uns wieder dem Gebirge, das wir in verschiedenen Richtungen durchwanderten, um den östlichen Theil desselben, Bergantin genannt, zu untersuchen, nach welchem auch das ganze Gebirgssystem der Bergantin genannt wird: so sehen wir in der Nähe des Gebirges unter dem Schuttlande Schichten der tertiären Formation zu Tage kommen, die sich im Gebirge selbst nirgends fanden, darauf hindeutend, daß sie erst nach der Erhebung des jetzigen Gebirges über die Meeresoberfläche aus dem Meere abgesetzt wurden.

Am Flusse Aragua und Mucujuqual, so wie am Amana und Querequal finden sich Sandsteine von gröberm und geringerm Korne, so wie Thonschiefer, welche in Menge Schalen von Molluśken der tertiären Epoche enthalten: diese Gesteine sind regelmäßig gegen das Gebirge zu aufgerichtet und zwar die vom Fuße des Gebirges entferntern unter sehr geringen Winkeln.

Auch in andern Theilen der Ebenen, bei Clarines z. B., am Flusse Unare, finden sich äquivalente Schichten, die den Beweis liefern, daß wirklich diese große Länderstrecke erst in jüngster geognostischer Epoche über die Meeresoberfläche emporgehoben wurde: in derselben Epoche, in der die hohen Vulcane der Cordillere im Westen dem Meeresboden entstiegen, wie ich dies kürzlich anzudeuten Gelegenheit hatte (das Gold Neu-Granada's, Band IV, S. 629) und weiter zu begründen mir für später vorbehalte.

Die Pampasbewohner.

Auf jenen unermeßlichen Ebenen des südöstlichen Amerika, welche sich besonders vom Rionegro in Patagonien bis an den La Platastrom erstrecken, deren reicher Graswuchs üppige Weiden für Pferde und Vieh darbietet, leben außer den Gauchos, den Abkömmlingen der spanischen Einwandrer, mehrere Indianerstämme von kräftigem Körperbau, die muthig ihre Eigenthümlichkeiten bewahren und vertheidigen, obgleich ihre Zahl sich fortwährend vermindert. Sie zerfallen in verschiedene Stämme, sind bald von hellerer, bald von dunkelbrauner Farbe, die Haare schlicht, lang und schwarz, das Gesicht breit, platt, mit vorstehenden Backenknochen, der Bart nur spärlich. Diese Völker sind fast durchgängig von hohem Wuchs, und die Patagonen, die man früher als Riesenvolk betrachtete, gehören dazu. Charakteristisch ist die bittere Feindschaft, in welcher alle diese Indianerstämme zu den Gauchos leben. Die Beschaffenheit der Pam-



Eine Gauchowohnung.

pas leitet ihre Bewohner zu immerwährendem Umherschweifen an, wozu sie die wild dort aufwachsenden Pferde benutzen. Die Gauchos betrachten nun das Vieh und die Pferde, welche in unermeßlichen Heerden auf den Pampas leben, für ihr Eigenthum und sehen die Indianer als unberechtigte Diebe und Räuber an, die sie ohne Gnade tödten, wo



Waarentransport in den Pampas.

sie ihrer habhaft werden können. Diese feindselige Haltung ruft bei den Indianern eine heftige Erbitterung hervor; sie benutzen daher jede Gelegenheit, wo sie ihren Feinden schaden, die wehrlosen Frauen und Kinder überfallen und das Vieh forttreiben können. Deshalb sehen sich die Gauchos genöthigt, ihre Wohnungen zu kleinen Festungen zu machen und für den Fall einer Ueberrumpelung vorzuarbeiten. Mit einer hohen Distel- und Cactushecke ist gewöhnlich das Haus umgeben, ein breiter Graben zieht sich rund darum her und eine Zugbrücke vermittelt oder verschließt jeden Zugang.

Dieses eigenthümliche Leben voll Gefahren und Unruhen, in der unbeschränktesten Freiheit und mit den Bedingungen einer durchaus kräftigen physischen Entwicklung, erzeugt eine schrankenlose Grausamkeit, aber auch eine Unerschrockenheit, die oft die heldenmüthigsten Thaten vollbringen läßt.

Der Boden der Pampas besteht aus thonsandigem Diluvium; im Sommer verdorrt das Land fast bis an die Ufer der Flüsse, auch sind große Strecken das ganze Jahr hindurch von Distelgewächsen bedeckt und völlig unbewohnbar. Die Verkehrswege sind für Reiter und leichte Wagen, vor welche oft sechs oder acht Pferde gespannt werden, allerdings leicht zu benutzen; für den Transport der Waaren und Nahrungsmittel dagegen bedient man sich sehr unvollständig construirter Frachtwagen, zu denen man wenig Eisen verwendet und vor die eine kleine Heerde von Ochsen gespannt wird, welche schwerfällig das Gefährte weiterbringt.

Reykjavik,

der Hauptort auf der Insel Island.

Von Dr. G. G. Winkler.

Die letzte Nacht auf dem Schiff in der Bucht von Reykjavik schlief ich viel ruhiger, als bisher außen in der See. Daran ist wohl nebst dem Aufhören jenes Durcheinander von Tönen, welches beständig die Ohren eines Dampfschiffpassagiers beleidigt, auch die Nähe des Landes und das damit erlangte Sicherheitsgefühl Schuld gewesen.

Reykjavik hat keinen Hafen, sondern nur eine weite offene Bucht. Einige kleine flache Inseln, welche weiter außen liegen, bilden eine kaum nennenswerthe Vormauer gegen die anbrängenden Wogen des Oceans. Schiffe, die hier liegen wollen, brauchen gute Ankerketten, sonst kommt über Nacht der Sturm, und sie stranden, oder werden in die See hinausgejagt. Es gibt da auch keine Kai's und Docks, daher man dem Ufer nicht nahe kommen kann: Unser Schiff, mit bedeutendem Tiefgange, lag wenigstens achthundert Schritte weit vom Lande.

Wir Passagiere standen schon früh sechs Uhr auf dem Deck, und erwarteten mit Schmerzen, daß die Matrosen ein Boot bereit richten und uns an's Land bringen möchten. Doch das mußte dem Capitän ungelegen sein, und wir sollten warten.

Mir ward die Zeit doch nicht lange, denn ich benutzte sie, um Reykjavik zu besehen.

Was sich als Reykjavik präsentirt, sind Häuser und Häuschen; der erstern einige groß genug, daß man ihnen die Bezeichnung Gebäude geben möchte, die andern aber von einer Art, wie die Buden, welche wir auf unsern Jahrmärkten sehen.

Die Zahl der Häuser ist ungefähr die einer kleinen deutschen Stadt oder eines Marktfleckens. Der Raum aber, den sie einnehmen, ist unverhältnißmäßig größer, denn sie stehen nicht dicht beisammen, und zwar um so weniger, je mehr sie gegen die Grenze des Ortes hinausgerückt sind.

Die Häuser und Häuschen verbreiten sich über eine schmale Fläche, die gen Westen am Meeresstrande abschneidet, gen Süden und Norden aber bald von den Abhängen flachansteigender Hügel begrenzt wird. Ueber diese erstreckt sich der Ort auch noch hinauf, so weit man sehen kann. Jener Stadttheil, welcher auf der Fläche liegt, und mit einer langen Häuserreihe an den Strand herantritt, ist regelmäßig angelegt. Die Häuser stehen in graden Linien, und Straßen durchkreuzen sich im rechten Winkel. Manche der letztern ist freilich nur auf die Zukunft berechnet, und zur Zeit nur mit einem Hause besetzt; doch tragen sie Namen, die größtentheils Straßen der Stadt Kopenhagen entlehnt sind. An den Hügelabhängen hinauf halten die Häuschen auch anfangs noch Ordnung. Die meisten haben vor sich einen mit einem Stacketenzaun umgebenen Raum, was einen Garten zu verrathen scheint. Höher hinauf kommen sie in Unordnung, rücken weiter aus einander, und Steinblöcke, oft nicht

viel kleiner als ein solches Haus, haben sich dazwischen gestellt.

Die bessern Gebäude sind fast alle auf der Fläche beisammen. Unter den Häusern, welche hart am Strande eine lange grade Reihe bilden, und mit ihrer Front gegen die See hinaussehen, sind mehrere zweistöckige und nach Mustern gebaut, die man offenbar über das Meer hergeholt hat. Sie prunken mit Gesimsen, Thoren, Giebeln, und ein lichtfarbiger Anstrich erhält in der Täuschung, als wären sie aus soliden Mauern aufgeführt.

Ein Kirchthurm, mit Linien in aus- und einspringenden Winkeln, der über die Häuserreihe hinübersieht, scheint auf ein architektonisch vollkommenes Tempelbauwerk vorbereiten zu wollen.

Mit den schmucken größern Häusern bilden die andern kleinen, die sich schon auf der Ebene einzumengen beginnen und dann über die Hügel hinauf verbreiten, einen sonderbaren Contrast. Auffallend ist schon ihre primitive Einfachheit, am meisten aber ihre Farbe. Diese Häuser, ähnlich unsern Menageriebuden, aus Brettern aufgebaut, lang und niedrig, sind von der Schwelle bis zum Giebel mit Theer, schwarz, die Fensterstöcke dagegen und Rahmen, weiß angestrichen.

Das gezierte Wesen des Ortes, welches gegen seine nächste schmucklose Umgebung eigen absticht, kann auf den Fremden keinen guten Eindruck machen. Ich begann Uebelstände zu ahnen, vor welchen mich zu warnen in der Heimath Niemand gedacht hatte.

Doch mustern wir die Häuschen etwas genauer, welche entfernter auf den Hügeln zerstreut liegen. Die sehen doch gar zu absonderlich aus! Es sind keine Häuser, sondern Dachstühle, mehre neben einander gestellt und an allen Seiten von einem Steinwall eingerahmt. Dieser Wall vertritt die Mauern und statt der Ziegel des Daches breitet sich grüner Rasen hinauf zum Firste.

Die Hausdächer sind also hier Wiesen und das auch nach der Ansicht der Schafe, die daran herumklettern und sich an der üppigen Weide gütlich thun. Ja sogar einen großen Wiederkäuer sehe ich Anstrengungen machen, um zu den Kräutern hinaufzukommen, die, nach ihrem tiefen Grün zu schließen, gewiß viel fetter sind, als die auf dem bräunlichen Grunde der Umgebung! Aber welch Unheil! wenn die Kuh das Dach verzehrte.

Sehen wir einmal über den Ort hinaus auf die Umgebung, die Landschaft; vielleicht bietet diese Erquicklicheres.

Die Landschaft von Reykjavik ist schön, eine der schönsten auf Island. Auf der einen Seite der Ocean, so ruhig, als ob das seine Natur wäre, als ob er sich noch niemals bewegt und geregt, seit er ausgegossen worden; mit einem Farbenton, in dem sich das Frühlingsgrün der Wiesen und das Blau des Himmels verschmolzen haben, so eben und glatt, daß es Einen gelüstet, über ihn weg zu wandern in die endlose Weite. Auf der andern Seite aber Land voll Unruhe und Bewegung, Hügel drängen an Hügel, wogen vor und zurück, eröffnen hier ein weites Thal, springen dort in die See hinaus. Land und Meer lösen einander ab, einem Streifen Land folgt ein Streifen Meer und so fort, bis in weiter Ferne das Auge beide nicht mehr aus einander zu lösen vermag. — Dieses Alles von einem weiten Kranz hoher Gebirge umschlossen, das ist die Landschaft von Reykjavik.

Diese Landschaft würde selbst anderswo zu den schönen zählen, besonders wenn Sonne und Nebel zusammenhelfen, einige Modificationen darin anzubringen. Wenn der Nebel Blößen bedeckt, wenn er über die See hinwogt und über das ferne Küstenland, wenn er den Fuß der Berge umsäumt, so daß man unter seinem Schleier Feld und Wald, Wiesen und Auen und alle andern Dinge, welche den Reiz einer Landschaft ausmachen, verborgen denken kann, und wenn die Sonne die schneeigen Gipfel der Berge im Morgenglanze sonntäglich aufputzt, dann ist die Landschaft von Reykjavik sehr schön. Ich sah sie einmal so an einem Junimorgen.

Das Meer und gefälligere Formen der Landesoberfläche, als dies bei andern isländischen Landschaften der Fall, kommen der von Reykjavik sehr zu Statten. Sonst theilt sie mit jenen den gänzlichen Mangel der höhern Vegetation, so daß sie bei aller Wohlgefälligkeit der Formen doch nur den Eindruck unheimlicher Oede zurückläßt. So weit das Auge reicht und wie scharf es sieht, es findet hier keinen Baum, nicht einen Strauch!

Aber nun hinüber nach dem Lande! Gentlemen, if you please! wendet sich der Capitän höflich an uns Passagiere. Da gibt es wieder eine unbehagliche Arbeit, auf der Strickleiter in's Boot hinabzukommen, bei so unruhiger See!

Endlich sind wir doch Alle glücklich im

Boote und lassen uns fortschaukeln, dem Lande zu!

Indem wir uns demselben nahen, haben wir wieder Noth, aus dem Boote heraus auf den hohen Brückensteg zu kommen, der in die See hineingebaut ist.

Auf dem Stege sind wir noch auf frembem Boden. Jedes Brett, das sich auf Island befindet, ist weit hergeführt worden über die See, von Norwegen, Dänemark oder Deutschland.

Bei dem ersten Schritt auf das Land wurde meine Aufmerksamkeit sogleich von einer Anzahl Eingeborener in Anspruch genommen. Sieben bis acht Männer umringten uns. Die Einen waren klein und schmächtig, Andere groß und hager, Alle trugen rothe Bärte, unter dem Kinn durch von einer Seite zur andern. Die Meisten hatten blasse Gesichter, Einige dagegen hochrothe, ohne weiter Auffallendes in Zügen oder Mienen. Sie standen ganz ruhig, mit den Händen in den Hosentaschen; selbst wenn sie mit einander sprachen, thaten sie es, ohne sich zu rühren, ohne eine Miene zu verziehen. Eben so ruhig war ihr Blick, weniger Interesse als einfache Neugierde verrathend. Ihre Tracht hatte auch wenig Auffälliges. Sie bestand aus einem runden, niedern, mit Wachsleinwand überzogenen Hute, Jacke, Beinkleidern und Weste; letztere aus schwarzem Wollenzeuge. Eigenthümlich waren nur ihre Schuhe. Ein isländischer Schuh bedarf kurzer Zeit, um fertig gemacht zu werden und jeder Isländer ist selbst Meister in dieser Kunst. Man schneidet von einem halbgegerbten Lammfell ein Stück ab, wie es ungefähr für die Größe des Vorderfußes paßt; darauf setzt man den Fuß, schlägt die Enden herauf und bestimmt so die Form eines Schuhes; zwei Nähte, die eine vorn zum Rißte und die andere hinten über die Fersen machen den Schuh fertig. Nur für Sonntagsschuhe verwendet man noch die Mühe und Kosten, sie mit Bändern zu säumen. Diese Schuhe gewähren wenig Schutz gegen die Unebenheiten des Bodens, und man glaubt selbst die Steine zu fühlen, auf welche man die Leute treten sieht.

Da ich mit der Betrachtung dieser ersten Isländer bald fertig war und mich sonst Nichts hinderte, weil mein Gepäck erst später ausgeschifft werden sollte, so folgte ich um so lieber gleich einem isländischen Studenten und Kaufmannssohn von Reykjavik in meine Wohnung, wohin mich zu führen derselbe sich mit gewohnter nordländischer Freundlichkeit erboten hatte.

Es gab dahin einen ziemlich langen Weg; das Haus lag an dem einen südlichen Hügelabhang, weit zurück gegen Osten.

Wir waren ungefähr in der Mitte der Häuserreihe, welche sich am Strande hinzieht und vor welcher eine breite Straße läuft, an's Land gekommen. Zunächst gingen wir nach rechts an diesen Häusern hin, die, wie ich bemerken konnte, alle Kaufleuten angehörten.

Am Ende der Häuserreihe bogen wir in eine andere Straße ein, welche gen Osten vom Strande weg in den Ort hineinläuft. Hier sah ich bald meine Ahnung sich erfüllen: zwei mächtige Crinolinen mit jungen isländischen Damen bewegten sich uns entgegen und füllten fast die ganze Straße aus. Kaum blieb Raum, an denselben vorbeizukommen.

Ich hatte zwar, bevor ich nach Island gekommen, auch nicht geglaubt, daß die Eisbären hier auf den Straßen spazieren, doch keineswegs so hoch im Norden das Vorkommen des Reifrockes erwartet.

Endlich kam wieder etwas Neues für mich, nämlich ein Stück origineller isländischer Weibertracht. Es war eine Zipfelhaube, die das Haupt eines Dienstmädchens zierte. Diese Kopfbedeckung der Isländerinnen ist ein Mittelding zwischen der Haube, wie sie die Bauermädchen im bairischen Hochgebirge, in der Gegend von Miesbach, tragen, und einem türkischen Fez. Sie reicht nicht bis zum Gesicht herein, sondern in den Haaren mit Nadeln befestigt, bedeckt sie fast nur das Hinterhaupt und an ihrem Ende hängt an einer mit einem Silber- oder Goldstreifen umfaßten Abschnürung eine lange Quaste aus losen Fäden bis auf die Schultern herunter.

Diese Haube ist das einzige noch im gemeinen Gebrauche gehende Trachtstück auf Island. Die übrige Kleidung des schönen Geschlechtes ist völlig modernisirt. In Reykjavik trägt die Zipfelhaube auch die demi monde und wird dieselbe von ihren Inhaberinnen oft mit viel Geschick zum Cokettiren benutzt.

Schöne Gesichter finden sich bei den isländischen Mädchen ziemlich selten. Sie sind meist blaß und hager oder pausback und hochroth bis zum bläulichen. Eine stumpfe Nase ist typisch. Dagegen besitzen die Isländerinnen meist ein reiches lichtgelbes Haar,

welches ihnen, gewöhnlich nur zum Theil in Zöpfe gebunden, und das übrige frei über die Schultern herabwallend, neben den blauen Augen schön läßt. Eben so rühmen sie sich einer schlanken Taille und kleiner Füße.

Wenn nun letztere Eigenschaften alle vereinigt und die Fehler ausnahmsweise nicht vorhanden sind, wie man es in Reykjavik öfter beobachten kann, dann muß das cokett, schief getragene Häubchen die isländische Schöne vollenden.

Mittlerweile war ich an meiner Wohnung angelangt, einem kleinen schwarzen Häuschen. Bevor ich es betrat, machte ich die Bemerkung, daß der Raum vor den Häusern, welcher mit einem Stacketenzaun umgeben ist, nicht etwa ein Gemüse-, noch weniger ein Blumengarten, sondern ein Kartoffelfeld ist.

Nun lade ich den freundlichen Leser ein, sich zu mir auf mein Stübchen zu begeben. Einen Stuhl habe ich ihm anzubieten, wenngleich ich ihn bitten muß, denselben etwas vorsichtig zu behandeln, da er eben nicht erst neu aus den Händen des Schreiners gekommen; doch hoffe ich, daß er ihn so lange trägt, als ich Zeit bedarf, ihm einige weitere Notizen über die isländische Hauptstadt Reykjavik und ihre Bewohner zu geben.

Bekanntlich haben die Normänner auf ihren Fahrten in den nördlichen Ocean, wobei sie schon Grönland und den nördlichen Theil von Nordamerika kennen lernten, Island entdeckt. Sie kamen auch in die Bucht von Reykjavik. Dreiviertel Stunden nordöstlich von dem nunmehrigen Orte befindet sich eine heiße Quelle, aus der beständig Dampfwolken in die Luft aufsteigen. Die Normänner, welche zuerst hierher kamen, sahen auch diesen Dampf der Quelle und nahmen davon Veranlassung, die Bucht Rauchbucht zu nennen, Reykja bedeutet nämlich in der altnordischen und noch in der isländischen Sprache Rauch, und Vik ist unser Bucht. Der Name blieb dann auch der an der Bucht entstandenen Ansiedlung.

Auch der Name „Island,“ Eisland schreibt sich von einer ähnlichen Veranlassung her.

Jene Schifffahrer fanden zuerst den von tiefen Meerbusen zerschnittenen nordwestlichen Theil von Island, der als Halbinsel mit dem Hauptlande nur durch eine sehr schmale Landenge zusammenhängt. Sie trafen dort einen tief in's Land einschneidenden Busen in später Sommerzeit noch mit Eis erfüllt und nannten daher das neugefundene Land Eisland und jenen Busen den Eisbusen (Isefjord).

Die Namen der isländischen Orte oder vielmehr „Einöden,“ sind sonst sehr einfach und wiederholen sich häufig. Es heißen viele Orte schlechtweg „Stadir,“ Stätte, Platz, Steinstadir, steiniger Platz, andere Holar, Hügel, oder Nupr, was einen höhern Hügel bedeutet. In wenigen solcher Namen ist derjenige des ersten Besitzergreifers aufgenommen, wie das bei unsern deutschen Ortsnamen so oft der Fall ist.

Reykjavik war schon am Anfange dieses Jahrhunderts eine der bedeutendsten Handelsstationen auf der ganzen Insel. Auch eine größere Zahl von Fischerfamilien hatte sich hier schon beisammen säßig gemacht, aber seine jetzige Bedeutung erlangte es erst, als es der Sitz der höchsten weltlichen und geistlichen Stellen und der Schulen wurde.

Die Zahl der Einwohner des Ortes betrug im Jahre 1801 nur 307.

Die ganze Südküste von Island, deren Anblick von der See aus ich in meinem vorigen Aufsatze (Band VI, Seite 502 u. ff.) geschildert habe, bietet auf eine Erstreckung von circa 120 Meilen keinen Platz, wo Schiffe auf mehrere Tage einen gegen Stürme gesicherten Aufenthalt finden könnten. Erst über dem südwestlichen Ende der Insel, das in Form eines Rechteckes vorspringt, finden sich die Buchten von Havnefjord und Reykjavik, welche als Häfen benutzt werden können.

An der Nordost- und Nordwestseite der Insel fänden sich viele solcher Plätze und zwar von der günstigsten Art; dort treten hohe Bergzüge mit Querrichtung an die Küste heran und die Busen sind mit Meer erfüllte Thäler. Allein die Communication mit dem Lande kann dort wegen des sich lange haltenden Polareises erst in späterer Jahreszeit beginnen, während im Süden selbst der Winter den Schiffen kein Hinderniß setzt, sich zu nähern.

Aber diese Verhältnisse wären nicht vermögend gewesen, Reykjavik zum Hauptorte zu machen, denn die weite Bucht von Reykjavik ist bei Weitem nicht so günstig, als das drei Meilen südlicher und darum schon vortheilhafter gelegene Havnefjord (Hafenförder), welches durch die engumschließenden Hügel und die Tiefe des Meeres bis nahe an das Land, den besten Hafen ersetzt.

Auch für die Umgebung Reykjavik's hat



Reykjavik.

die Natur Nichts gethan, was die Hebung des Platzes hätte begünstigen können. Diese Umgebung bildet einen der sterilsten Flecken auf ganz Island.

Die Hügel, auf welchen Reykjavik zum Theil liegt, setzen in langgezogenen Rücken, nach verschiedenen Richtungen, einer am andern fort. Die seichten Thäler dazwischen sind mit Sümpfen erfüllt, und über die flachen weitgedehnten Abhänge und die großen Plateaus auf den Rücken der Hügel verbreitet sich der Schutt dunkeln Lavagesteines, aus welchen ihre Grundfeste besteht. Dort und da klebt ein Rasenstück, Reste der allgemeinen Decke, die einmal das Ganze überzogen zu haben scheint und in der Ferne ragen gleich Häusern und Thürmen ungeheuere Blöcke in dieser öden Gruswüste auf. Auf zwei Stunden trifft man in dieser Richtung von Reykjavik keinen größern Flecken culturfähigen Bodens, so daß die nächsten Umwohner des Ortes, so wie die von Reykjavik selbst, immer auf die nahe See, auf den Fischfang allein, zu ihrer Erhaltung angewiesen waren.

An Reykjavik und seine Umgebung knüpfen sich für die Isländer auch keine historische Erinnerungen. Hier war nie eine Wahlstatt, wo alte Normännerhäuptlinge eine Fehde ausgefochten hätten, hier war nicht die geringste Thingstätte, wo ihre Vorfahren zum Rathe zusammengekommen und über Verbrecher zu Gericht gesessen. Die zwei alten Bischofssitze, hohe Verehrungsgegenstände der Isländer, waren weit davon, der eine über dem Gebirge im Nordlande, der andere zwar im Süden, aber auch zehn Meilen entfernt von der Küste bei Reykjavik, im Innern des Landes. Ja nicht eine Spuk- oder Elfengeschichte, wie sie sonst in Island fast an jedes Haus und jeden Felsen sich knüpfen, weiß man von Reykjavik zu erzählen.

Um dieser gänzlichen Dunkelheit willen, in welcher der Ort geblieben, sehen die Isländer von andern Orten noch jetzt mit scheelen Augen auf dessen Emporkommen und machen ihrem Groll in Witzen und Spottgedichten Luft.

Andere Umstände waren also Ursache, daß Reykjavik der Hauptort der Insel wurde.

Die katholischen Kirchengüter, welche nach Einführung der Reformation vom Staate eingezogen wurden, hat derselbe zum Theil zur Dotation von Schulen und Beamtenstellen verwendet. Auch in der fernern Umgebung Reykjaviks erhielt der Staat Domänen aus solchen Gütern und diese wurden nun in Folge des Bedürfnisses schnellerer Communication mit dem Mutterlande, wie sie die Nähe des Hafenplatzes Reykjavik ermöglichte, zur Ausführung des erwähnten Zweckes verwendet.

Daher kam schon in früherer Zeit der Sitz des obersten Regierungsbeamten, des Oberlandesgerichts, der Schulen und am Ende des vergangenen Jahrhunderts auch der Sitz des Bischofes, dieser durch Gütertausch, in die Nähe von Reykjavik.

Dasselbe Bedürfniß der Communication führte dann endlich dazu, die gänzliche Vereinigung obiger Institutionen an einem Orte zu wünschen, was die Anlage einer Stadt erforderte. Da war nun Reykjavik im Süden der einzige Platz, welcher, außer einem doch hinlänglich gesicherten Aufenthalt für Schiffe, solche Bodenbeschaffenheit bot, die die Anlage eines solchen Ortes möglich machte.

Mit der Vereinigung der höchsten Stellen und den einzigen Bildungsanstalten der Insel an der Handelsstation Reykjavik waren auch die Bedingungen gegeben für die Existenz einer größern Zahl von Familien, und, indem die Beamten noch durch Erleichterung der Ansäßigmachung Ansiedler hinzuzuziehen suchten, ward Reykjavik zum nunmehrigen Städtchen emporgehoben und der erste, größte und wichtigste Ort der ganzen Insel.

Wenn man die Straßen Reykjaviks durchwandert, so erhält man zwar nicht den Eindruck, den ein deutsches Städtchen macht, und daran ist besonders die Außenseite und das Baumaterial der Häuser Schuld. Sie verrathen zu sehr, daß sie eigentlich nur Bretterbuden, wenngleich mit doppelten Wänden, sind. Die meisten, wie gesagt, sind sehr niedrig und dabei langgestreckt. Man sucht eben hier Raum in der horinzontalen Richtung zu gewinnen, durch viele Gemächer neben einander, nicht, wie bei uns, in der verticalen, durch Stockwerke über einander. Es kostet in Reykjavik der Baugrund Nichts, und hohe Häuser würden sich auch bei den fast nie schweigenden Winden nicht als praktisch erweisen.

Einzig das Wohngebäude des Stiftsamtsmannes und die Kirche sind aus Backsteinen aufgebaut, und einige Privathäuser stehen auf einer gemauerten Grundfeste. Außerhalb Reykjavik ist nur ein einziges gemauertes Gebäude auf Island, nämlich die Kirche in Hollar, dem ehemaligen Bischofssitze im Nordlande.

Reykjavik hat sein reiches und sein armes Quartier, eine Alt- und eine Neustadt, seine Paläste und seine Hütten.

Im Jahre 1855 zählte Reykjavik 1354 Einwohner, jetzt wahrscheinlich die vollen 1400.

Der Flächenraum der ganzen Insel beträgt 2000 Quadratmeilen. Werden alle die kleinen Einbuchtungen an der Küste weggerechnet, so bleiben circa 1800 (Geviertmeilen), also immerhin noch 400 mehr als die des Königreichs Baiern. Darauf leben 63,000 Menschen.

Die Insel ist politisch in drei Aemter eingetheilt, oder wie wir sagen würden, Regierungsbezirke. Ein Amt umfaßt das Südland, ein anderes das Westland, ein drittes das Nord- und Ostland.

Die drei Vorstände dieser Aemter (Amtmänner) sind ganz unabhängig von einander. Der Amtmann des Südlandes zeichnet sich nur dadurch vor den andern aus, daß er allein mit dem Bischofe die Verwaltung der geistlichen Dinge der ganzen Insel zu besorgen hat. Er führt darum den Titel Stiftsamtmann.

Jedes Amt ist wieder in mehrere kleinere Districte, Syssel, getheilt. Der Beamte eines solchen Districtes, der Sysselmann, ist zugleich Richter, Polizei- und Steuerbeamter.

Jedes Syssel zerfällt wieder in mehrere Gemeinden, Hreppe, deren Vorstände die Bauern aus sich durch Wahl bestimmen.

Für die Insel besteht ferner ein oberster Gerichtshof, aus einem Vorstand und zwei Assessoren zusammengesetzt; eben so ein Obersteuerperceptionsamt, die Landvogtei. Ueber ganz Island sind zehn praktische Aerzte vertheilt, deren mancher einen Bezirk fast von der Größe eines kleinen deutschen Königreiches hat. Für die Leitung des Medicinalwesens ist ein Landphysikus bestellt.

Die Isländer bekennen sich alle zur evangelisch-lutherischen Kirche. In kirchlicher Beziehung bildet die ganze Insel ein Bisthum, „Stift.“ Dies zerfällt in Probsteien und Pfarreien. Die Grenzen einer Probstei fallen mit denen eines Syssel zusammen und deren Vorstände wählen die Pfarrer aus sich.

Von Bildungsanstalten bestehen für ganz Island eine Lateinschule und eine Theologenschule. An der erstern sind ein Rector und fünf Professoren thätig, und ist die Dauer der Studienzeit sechs Jahre. Das Absolutorium von dieser Schule befähigt zum Uebertritt an eine Hochschule. An der Theologenschule sind drei Professoren angestellt; der Besuch derselben dauert zwei Jahre.

Reykjavik ist der Sitz des Stiftamtmannes, mit einem Secretär, des Oberlandesgerichts, des Obersteuerbeamten, des Landphysikus, des Bischofes und der Schulen; ferner sind da ein Sysselmann, und ein Pfarrer, der zugleich Probst ist.

In Reykjavik sind dreizehn Kaufleute, Isländer, Dänen und ein Deutscher aus Hamburg.

Von Handwerkern finden sich hier ein Buchbinder, ein Sattler, ein Bäcker (Deutscher), ein Spengler (Deutscher) und ein Goldarbeiter.

Die übrige Bevölkerung nährt sich hauptsächlich vom Fischfange. Ein nahes Torfmoor, das Laden der Schiffe, Botendienste für die Aemter, sowie Fremdenführung geben auch noch Einzelnen Verdienst.

So glaube ich denn dem Leser einen Ueberblick von der Art der Bevölkerung der isländischen Hauptstadt gegeben zu haben.

Außer dem Stiftsamtmann, nunmehr Graf Drampe und seiner Familie, den Factoren der dänischen Kaufleute, besteht diese Bevölkerung ganz aus Isländern. Weder der Aufenthalt auf dieser Insel, noch hohe Besoldungen, sind für die Dänen verlockend, hier Staats- oder Kirchendienste zu suchen. Dazu kommt, daß die isländische Sprache Gerichts- und Kirchensprache, welche von dänischen Zungen, von dem Weichen, Abgeschliffenen ihrer Sprache verwöhnt, sehr schwer gehandhabt wird.

Dagegen haben alle isländischen Beamten, die Lehrer an den Schulen, auch einzelne Geistliche, in Dänemark studirt, zum Theil schon Aemter dort bekleidet. Daher und weil die Isländer überhaupt nur mit Dänen in engere und andauerndere Berührung kommen, und auch sehr viel Neigung haben, geschliffenes Wesen anzunehmen, kam es, daß in Reykjavik allgemein, auch in rein isländischen Familien, die dänische Sitte herrschend geworden.

Diese Sitte ist zu verwandt mit der norddeutschen, als daß es nothwendig wäre, mehr davon zu sagen. Ich bemerkte in Reykjavik, daß man dort Alles davon bis in's kleinste Detail nachzumachen bemüht ist, wobei es aber manchmal nur zu einem nicht gelungenen Versuch kommt. So hat man die Abendtheegesellschaften auf's Genaueste copirt, bis auf's Töchterchen des Hauses, welches auf dem Clavier klimpert und die Lieder vom Dachstein und schönen Steiermark*) singt.

*) In dänischer Uebersetzung.

Alle Nordländer sind bekanntlich große Liebhaber geistiger Getränke, und in diesem Punkte stehen auch die Isländer ihren Stammesbrüdern nicht nach. Davon kann man sich in den Straßen Reykjaviks genug überzeugen. Die Isländer selbst sagen, in Reykjavik sei das Sittenverderbniß größer, als im Lande, und das sei Folge der „großen Stadt," wie das auch so in Paris und London der Fall. Es wurde einmal ernstlich in Frage gezogen, ob man die Schulen nach Reykjavik verlegen könne, denn die Jünglinge möchten leiden unter der Corruption der Hauptstadt. Doch ist wohl die Kneipe in Reykjavik die einzige gefährliche Klippe für die studirende Jugend.

Ein Gutsbesitzer im Nordwestlande, gewiß einer der wackersten Männer und tüchtigsten Oekonomen des Landes, sagte mir: Die Indolenz der dänischen Regierung, und der übermäßige Genuß von Branntwein und Kaffee seiner Landsleute seien das Nationalunglück von Island.

Mir scheint der Mann Recht zu haben!

Wie die Chinesen mit Opium, so versetzen sich die Isländer mit dänischem Fusel in einen Zustand irdischer Seligkeit, zwar nach ihrem Grundsatze: „Wir haben sonst kein anderes Vergnügen."

Der Winter muß in Island, auch in Reykjavik, freilich eine sehr langweilige Zeit sein: nur sechs Stunden Licht, kein wahrer Tag! Da vertreibt man sich in Reykjavik die langen Abende durch Visiten und Lesen von französischen und deutschen Romanen in dänischen Uebersetzungen. Im vergangenen Winter gab das junge Volk, wie mir berichtet wurde, theatralische Vorstellungen im Gasthause. Bälle gibt es für die verschiedenen Classen der Gesellschaft, auch einen für die Dienstmädchen, wobei die Musik eine Drehorgel besorgt.

Der Frühling schmückt auf Island keinen Baum mit grünem Laub und rosigen Blüthen, er weckt nicht den Lerchengesang auf den Fluren, es kehren die Schwalben nicht wieder, aber Schiffe kehren wieder, mit Zeitungen, Büchern, manchmal mit englischen Touristen, Lachsfischern, deutschen Gelehrten. Der Kreislauf geistigen Lebens zwischen Island und Europa, der den Winter über gestockt hatte, beginnt wieder. Das ist ganz ein anderes Frühlingswehen auf dieser nordischen Insel, wie bei uns!

Die Isländer besitzen sehr lebendigen Patriotismus. Sie sprechen sehr gern von sich als Nation. Jeder Fischer glaubt noch das ablige Blut eines normannischen Häuptlings in sich zu fühlen. Jeder Bauer weiß einige Abschnitte ihrer Saga's, den Geschichtserzählungen einer bessern Vergangenheit, auswendig. Bei der Oellampe in den langen Winternächten liest derselbe von den Kämpfen, den Kreuz- und Querfahrten seiner edeln Vorfahren, während er vielleicht besser thäte, zu überlegen, wie er im nächsten Sommer sein Besitzthum, seine Wiesen und Weiden erträglicher machen könnte. Sommer um Sommer schlägt der Isländer das Gras zwischen den unzähligen eng an einander liegenden Buckeln heraus, welche in ganz eigenthümlicher Weise die Bodenoberfläche bedecken, läßt die Wiesen versumpfen, rodet die kümmerlichen Reste ehemaliger Birkenwälder aus, und benutzt überhaupt nur die Natur, wie sie ist, gleich als lebte er unter den Tropen.

Die Isländer sind schlecht auf die dänische Regierung zu sprechen. Sie bringen ihr Schicksal mit dem von Schleswig-Holstein in Parallele. Auch ihr Land mit seinen herrlichen Bergen stellen sie dem ebenen Dänenlande gegenüber. Einer ihrer neuern Dichter machte ein Spottgedicht auf das Dänenland, worin er es mit einem Gesichte ohne Nase verglich.

Fremde werden in Reykjavik und durch ganz Island auf's Zuvorkommenste behandelt. So waren wir Deutsche zu wiederholten Malen Gäste des Amtmannes, Bischofes und anderer Notabilitäten, und vor unserer Abreise lud uns die ganze Honoratiorenwelt zu einem Abschiedsfeste im Gasthofe.

Bei einem Diner in Island wird ziemlich viel getrunken und werden viele Reden gehalten. Was der Süddeutsche „lustig" oder „gemüthlich" nennt, kennt man nicht. Der Angriff auf die Flüssigkeiten geschieht immer in Colonnen. Von den Zweien, welche sich zutrinken, ist Jeder verpflichtet, für sich eine Anzahl oder die halbe Gesellschaft als Zeugen für den vorzunehmenden Act aufzurufen, und da die Zeugenschaft im Mittrinken besteht, so wird durch das Verlangen eines Einzelnen immer fast die ganze Tafel in Mitleidenschaft gezogen. Den Zeitraum zwischen dem Trinken füllen gewöhnlich Toaste aus, die sich gern zu langen Panegyriken auf Gesellschaftsmitglieder entwickeln. Außerdem wird man jedoch immerhin leicht an den Isländern eine Reihe von Zügen entdecken,

sowohl in den physischen als geistigen Seiten dieses Volkes, welche Zeugniß geben, daß hier noch ein echtes Zweiglein der großen germanischen Völkerfamilie lebt, eben so berufen zu einem höhern Culturleben und geistiger Weltherrschaft, wie das Ganze, dessen Theil es ist. Dieses weiter auszuführen ist nicht meine Aufgabe, ich werde dagegen den freundlichen Leser einladen, mit mir nächstens einen Tagesritt in das Land zu machen.

Die Säulen des Herkules.

Von

Gustav Reisewitz.

Dem für die Schönheiten der Natur empfänglichen Gemüth gewährt es einen eigenen Zauber, nach einer längern Seefahrt, wo das über uns ausgespannte Firmament und der rings fluthende Ocean annähernd einen Begriff von der Unendlichkeit des Raumes geben, wieder einmal Land zu erblicken. Zwar hat selbst die von keinem Windhauch bewegte See mit Einförmigkeit nicht das Geringste zu schaffen, und wem der Wärme und Leben spendende Feuerball Sonne oder das phantastische Heer der Wolken nicht Poesie dünkt, dem strahlen sie gewiß die ewigen Sternenlichter in's Herz; aber das Auge ermüdet endlich am Flüssigen und sehnt sich nach festem Boden, das Ohr wendet sich von der Musik der Wogen gern zum Liede der Nachtigall. —

Vom Meer aus betrachtet hat selbst ein starrer, von der polternden Brandung mit weißem Gischt gepeitschter Fels seinen eigenen Zauber; dieser verwandelt sich jedoch in Mystik, wenn die in Sicht tretenden Ufer den geheimnißvollen Namen „Afrika“ führen.

Pomponius Mela und Plinius berichteten uns gar Seltsames über dieses Land der Wunder, und nach ihnen hausten dort eben so fabelhafte Menschen wie Thiere; haben nun die neuern Reisenden von Mungo Park bis Barth mehr Licht in diese Finsterniß gebracht?

Nur wenig; sie deckten uns freilich die Irrthümer auf, in welche jene Alten verfielen, ohne die Räthsel der Sphinx Afrika vollständig zu lösen. Der Leuchtthurm des Cap Landsend an der englischen Küste war der letzte Schimmer gewesen, welchen die terra firma dem Imperador, einem herrlichen Schraubendampfer, als Geleitsgruß auf seinem gefahrvollen Wege durch die ödwogende Meerfluth nachsandte. Seitdem hatte er, namentlich im Golf von Biscaya, mit nordischen Stürmen zu kämpfen gehabt, dann auf der Höhe der portugiesischen Küste den Einfluß eines mildern Klimas gespürt, bis er heute im Angesicht des Cap Spartel die sonst so lustig flatternden Wimpel schlaff vom Top herabhangen läßt.

Der Capitän und sein erster Officier befinden sich auf einer Erhöhung in der Nähe der Maschine.

Der Letztere hat eine Seekarte vor sich ausgebreitet, Jener hält ein Teleskop an's Auge und sagt zu mir, dem Nebenanstehenden: „Trafalgar.“ — Und wie er das Glas mir hinreicht, damit ich das vom Sonnengolde beleuchtete Vorgebirge deutlicher betrachte, bemerke ich in seinen Augen einen Glanz, der Bewunderung für Nelson, und Stolz, dessen Nation anzugehören, ausspricht.

Schiff auf Schiff kommt uns entgegen gezogen; es ist heller Tag und dennoch haben die geräuschlos heranfliegenden weißen Segel ein so geisterhaftes Ansehen, als wären die alten Wracks, die unten im Grunde liegen, wieder bemannt und versammelten sich, um aus ihren Stückpforten Verderben bringende Blitze zu sprühen.

Der Steuermann James, ein „old sailor,“ dessen braunes Gesicht so verwittert ist, wie das Brustbild des Imperador, der unter dem Bugspriet des Schiffes befestigt ist, dreht eifriger sein Rad, denn der Dampfer, der unaufhaltsam zum Aequator geeilt wäre, muß seinen Curs nach Osten ändern.

Wir haben andalusische Berge, die in rothbrauner Färbung liegen, zu unserer Linken; in der Front die hohen marokkanischen Gebirge, deren Colorit fast orangefarben zu nennen ist.

Der fremdartige Gedanke, zwischen zwei Welttheilen zu segeln, trieb die Soldaten, deren ungefähr tausend Mann an Bord und die zumeist grün sind, d. h. noch keine Seereise gemacht haben, auf das Verdeck. Viele sind auf die Raaen und Strickleitern geklettert, Andere haben sich an der Gangspille postirt, wohin auch ich eile, um vom Vortheil des Imperador die erhabene Scenenerie, welche uns langsam entrollt wird, zu schauen.

Die Musikbande des dritten leichten englischen Regiments spielt erst „God save the Queen,“ dann fröhliche Märsche, und die heitern Töne locken Rudel von Thunfischen und Delphinen an das Schiff, es bald in sausender Eile umschwimmend, bald schnarchend und kleine Strahlen spritzend aus der Fluth tauchend. Einige Officiere, die etwas Besseres thun könnten, laden ihre Revolver und schießen nach den harmlosen Thieren, die sie nicht einmal erreichen können, denn eben getroffen, tauchen sie unter und verbluten sich in der feuchten Tiefe, indem sich, der Sage nach, ihre Haut in die Farben des Regenbogens kleidet, bis sie das gewöhnliche Aschgrau wieder annehmen und absterben.

James steuert das Schiff, welches eine lange milchige Schaumstraße zurückläßt, näher an die andalusische Küste, deren kahle Sierrenausläufer abwechselnd als Vorgebirge oder Schluchten in's Meer münden. An den Abhängen steigt Rauch auf, wahrscheinlich von Wachtfeuern spanischer Hirten. Je näher wir jedoch den eigentlichen Säulen des Herkules kommen, welche nach Homer's Anschauung die Grenzsteine der damaligen bekannten Welt bildeten, desto mehr sucht der Imperador die Mitte der ungefähr eine deutsche Meile breiten Meerstraße. Zwischen Cap Spartel und dem rauhen Malabatta, an dessen Felsen ein maurischer Wartthurm klebt, ruht unten am tief grünen Busen Tanger und klettert amphitheatralisch die Hügel hinan, welche den Namen „Scharff“ führen.

Mit dem Teleskop unterscheiden wir einige armselige Fahrzeuge, die vor Anker liegen, und die weißen, viereckigen, mit platten Dächern versehenen Häuser scheinen uns wie aus Kreide geformt. Je öfter wir hinüberblicken und je deutlicher wir die Kuppeln von Moscheen nebst ihren Minarets gewahren, mit desto festern Fäden wird unsere Phantasie an das afrikanische Land geknüpft.

Die sengende Hitze, welche über der marokkanischen Stadt brütet und die Traumstille seiner Umgebung mahnt uns an das Schweigen der Sahara, wie überhaupt jene heißere Natur uns die Gestalten und Formen, die sie hervorbrachte, vor die Seele führt. Die Hitze ist das treibende, gährende Element, und die afrikanischen Typen liefern dafür den besten Beweis.

Grade hier in Tanger können sich Barbarismus und Civilisation über eine schmale Meerenge hinüber die Hand reichen — und bennoch, welche Unterschiede in den Menschen, ihrer Sprache, Religion und den Sitten!

Zwar rollt auch dem benachbarten Andalusier schon heißeres Blut in den Adern und er hängt loser mit der Cultur zusammen, wie der espritreiche Gallier oder der philosophisch-gemäßigte Deutsche — indeß ist sein Naturel immer noch kühl zu nennen gegen das jener bronzefarbenen und schwarzen Turbanträger, die uns für ihre Feinde ansehen, weil wir Christum verehren, andere Farbe und Gebräuche haben und die sich im Moment ihre eigene Justiz mit immer bei sich tragendem Yatagan oder Handschar schaffen. Und es ist nicht allein die menschliche Race, welche das rechte Maß verfehlt und sich Uebergriffe erlaubt, die Thier- und Pflanzenwelt stimmt ganz mit ihr überein. Denn es ist ja bekannt, daß in den Schluchten des Atlas und in der Wüste die Heimath jener gierigen, räuberischen Katzengeschlechter, die selbst den Menschen nicht als Herrn der Schöpfung respectiren, und daß da, wo das Wasser, dieser Quell alles Lebendigen, nicht mangelt, die Vegetation überall in riesige Dimensionen ausschweift. —

Das Landschaftsgemälde nimmt immer mehr zu an Erhabenheit auf der afrikanischen und idyllischer Lieblichkeit auf der andalusischen Küste. Zu unserer Linken glänzt der Leuchtthurm von Tarifa, von schreienden Möwen umflattert, an diesen reihen sich Redouten, Bastionen und einige maurische Thürme. —

Tarifa ist der südlichste Punkt des europäischen Festlandes und streckt sich behaglich längs der grünen Wasser des Meerstromes aus, Siesta haltend unter dem lachenden spanischen Himmel. — Seine weißen Häuser lehnen an grüne Abhänge, kleine Villen erheben sich inmitten rebenreicher Weinberge, einige Klöster mit stumpfen Glockenthürmen, von den dunkeln Spitzen der Cypressen beschattet, überragen die niedern Gebäude, ihre Glocken rufen hier zur Hora, während drüben in Tanger der Muezzin seinen Gebetsruf erschallen läßt.

Der Himmel über uns ist wolkenlos und tiefblau; die Sonne entsendet ihre Strahlen aus dem Zenith und ihre Wirkung mildern die kühlen Seelüfte, welche über das Verdeck wehen. —

Auf Afrika's Erde fällt steil zur See das Affengebirge ab, dessen einzelne Gipfel sich bis Ceuta hinziehen. Rauh und steril sind

diese Abhänge; in den Felsspalten wuchert hier und dort eine stachlige Aloë oder ein uns unbekannter Strauch; unten am Meere ist kein Maurendorf, ja nicht einmal eine Fischerhütte zu bemerken, die Ufer sind dem Treiben der Menschen entrückt.

Da erscheint mitten in der Meerenge — Gibraltar, als isolirter Felskegel schroff und trotzig der See entsteigend. Oben auf dem Grat glänzen einige brennende Punkte, die Fenster des Signalhauses, auf welche die afrikanische Sonne flammt. Tiefer zeigen sich die weißen Bastionen und Festungsbauten; je näher wir kommen, desto deutlicher unterscheiden wir Schildwachen, die hin und wieder gehen; auf dem einen Gebäude, ziemlich in der Mitte des Felsabhanges, flattert das Banner Albions.

An dem Punkte, wo wir uns eben befinden, treten uns die Säulen des Herkules deutlich vor das Auge.

Gibraltar oder Calpe, auch Djebel el Tarik, Vorgebirge des Tarik, nach dem maurischen Feldherrn so benannt, der seine Horden nach Spanien führte, ist die eine Säule, die andere ist jener mächtige granitne Vorsprung auf Marokko's Küste, der den Namen Abila führt. Der Ueberlieferung der Alten zufolge hingen an dieser Stelle Afrika und Europa zusammen. Herkules eröffnete eine Durchfahrt, indem er die Gebirgskette aus einander riß, in deren jähen Abgrund die brausenden Seewasser sich ergossen, welche jetzt die Schraube des Imperador rauschend schlägt, so daß wir immer mehr in den Bereich der Geschütze des mächtigen Bollwerkes Albions gelangen.

Am Hafen von Algesiras, dessen Häuser durch Oel- und Orangenbäume lugen, dampfen wir vorüber und vermeiden auch das sich uns öffnende weite Hafenbecken von Gibraltar. Einige der bedeutendsten Kriegsfregatten ankern hier; der Hafen ist gedeckt und von den Strandbatterien vortrefflich vertheidigt, doch haben die Schiffe von den plötzlich aus den Schluchten hervorbrechenden Böen, welche die Ankerketten wie Spinnweb zerreißen, zu leiden. Nach der West- und Südseite sind die meisten Festungsbauten angelegt und kein feindliches Fahrzeug würde im Stande sein, den Wasserengpaß zurückzulegen, ohne von den schweren Kalibern der Geschütze, die in drei Felsgalerien über einander postirt sind, zum Wrack demolirt zu werden. Unten an der Punta del Europa steht der Leuchtthurm, an dem wir so nahe vorüberfahren, daß wir ihn mit einem Steinwurf erreichen könnten. Auf der Ost- oder Mittelmeerseite fällt der 1500 Fuß hohe Felskegel so steil ab, daß jede Vertheidigungsmaßregel überflüssig ist. Wir wenden uns ab von dieser schroffen Klippe und schauen hinüber nach Ceuta, das an seiner meergrünen Bai ohne Puls und Leben, wie alle orientalischen Städte, träumt. Einige Minarets ragen wie spitzige Nadeln in die durchsichtige afrikanische Luft; die Küstengebirge ziehen sich fast südlich gen Tetuan, verlieren sich jedoch aus unserem Auge, je mehr der Tag sich neigt.

Der letzte Blick zurück auf die Meerenge, die wir eben passirten, läßt uns die senkrechten Säulen des Herkules dunkel und nächtig erscheinen, während sich um ihren Fuß ein flüssiges Band schlängelt.

Auf den afrikanischen Strandhügeln glänzen einzelne Feuer, wahrscheinlich von Beduinen geschürt; nach Mitternacht bemerken wir keinen Schimmer mehr von Land und gehen hinab in die Cajüte, um vor dem Schlummer das heute Geschaute nochmals an der Seele vorüberziehen zu lassen. —

Litterarisches.

Im Verlage von Ferdinand Hirt in Breslau sind einige sehr empfehlenswerthe illustrirte naturwissenschaftliche Lehrbücher erschienen, die sich eben so wohl zum Unterricht für die Jugend als auch zur Nachhilfe bei Erwachsenen eignen. Das eine ist ein Schulatlas der Naturgeschichte, in welchem eine große Anzahl von guten Abbildungen aus allen Reichen der Naturgeschichte in wohlgeordneter Reihenfolge enthalten ist; die beiden andern umfassen das Pflanzenreich, ebenfalls durch eine Menge sorgfältig und treu ausgeführter Abbildungen dargestellt, und zwar nach dem natürlichen und dem Linné'schen System geordnet. Die beiden letztgenannten Werkchen sind durch recht gediegene Texte von Dr. F. Wimmer erläutert und erscheinen bereits in mehrfach erneuerter Auflage.



Dritte Abtheilung.

Die Idee des Zeus
und ihre Gestaltung durch Phidias.

Von

M. Carriere.

II.

Leonidas, der Spartерkönig, hatte seinen Stand behauptet und war den Opfertod für's Vaterland gefallen, aber Themistokles der Athener ließ das Volk die Schiffe besteigen und führte es auf den bewegten Wellen des Meeres zum Sieg. Im Kampf um die höchsten Güter des Daseins war Hellas sich seiner Kraft bewußt worden, und diese entfaltete sich nun eben so begeistert als maßvoll in einem Culturleben, zu dessen Herrlichkeit wir immerdar mit Bewunderung hinblicken; denn niemals wieder ward wie damals in wenigen Menschenaltern auf so engem Raume wie in Athen, der geistigen Hauptstadt Griechenlands, solch ein Reichthum von Meisterwerken in bildender Kunst, Poesie und Wissenschaft hervorgebracht, während der Staat zugleich auf politischem Gebiet eine erstaunliche Macht entfaltete. Aus der Durchdringung des ionischen Epos und der dorischen Lyrik erwuchs das Drama des Aeschylus, Sophokles, Euripides, Aristophanes; durch die Verschmelzung und Fortbildung der kleinasiatischen Naturphilosophie mit den Lehren unteritalischer Weisen, die im Denken die Principien des Seins erfaßt, fand in Athen nach Anaxagoras und Sokrates die griechische Philosophie in Platon ihre kunstreiche Vollendung. Unter Themistokles' Leitung ward die Stadt aus ihren Trümmern neu erbaut, wurden die großen Mauern errichtet; Kimon, der Sohn des Miltiades, ließ die Tempel herrlicher wieder erstehen und Weihgeschenke für die Götter aus der persischen Siegesbeute bereiten. Xerxes hatte den Marmor schon mitgeführt für ein Denkmal seiner Ueberwindung Griechenlands; in Phidias' Werkstatt ward dieser Marmor zu einer Bildsäule der Nemesis, der göttlichen Gerechtigkeit, der Macht des Maßes, die den Uebermuth straft und die sittliche Weltordnung bewacht. Dann trat Perikles an die Spitze Athens, allein durch die Hoheit seines Geistes und die überzeugende Macht seiner Rede das freie Volk beherrschend. Alle Schranken der Entwicklung, alle Standesunterschiede oder Vorrechte der Geburt wurden aufgehoben, die entfesselte Volkskraft zur Verwirklichung des Schönen und Großen, zur Darstellung ewiger Ideen im eignen Leben wie in Kunst und Wissenschaft angefeuert und hingeleitet. Bald freilich folgte daraus die Herrschaft des großen Haufens, die den Staat in's Verderben stürzte, und der persönliche Wille, die eigene Ueberzeugung, die an die Stelle der Ueberlieferung und altgewohnten Sitte traten, wußten in einem sophistischen Denken auch für das Schlechte allerhand Scheingründe zu finden; damals aber durchdrang sich die religiös-poetische Cultur mit der aufstrebenden Philosophie und gleich dem weltordnenden Geiste, den Anaxagoras gelehrt, waltete dessen Freund Perikles im Staat mit der stillen Macht seiner

organisirenden Gedanken, die Athen zum Haupte wie zur Bildungsschule von ganz Hellas erhoben. Er selber konnte in einer seiner Reden sagen: „Wir lieben das Schöne ohne Prunksucht, wir lieben die Weisheit ohne Verweichlichung, wir wissen, was das Schwere und das Angenehme sei; wir sind kühn, aber wir geben uns Rechenschaft von unserm Thun, wir kennen die Gefahr, aber wir bestehen sie voll Muth." Die Schätze der Bundesgenossen flossen in Athen zusammen, das dafür die Seemacht zum Kampf gegen Persien stellte und erhielt, zugleich aber auch die Stadt zum gemeinsamen Genuß für alle Hellenen mit den herrlichsten und edelsten Kunstwerken schmückte. Und hier hatte Perikles einen Genius zur Seite, der leitend und tonangebend mit ihm wirkte, und in der Kunst, welche den Griechen die eigenthümlichste war, in der Plastik, das Bewunderungswürdigste schuf.

Phidias hatte als Jüngling die Perserkriege erlebt, ohne Zweifel bei Salamis mitgefochten, dann aus der Siegesbeute für die Burg Athens das kolossale eherne Standbild der Pallas geschaffen, dessen Helm und Lanze weithin den Schiffen auf dem Meere ein Zeichen war, und eine Gruppe von Helden aus der marathonischen Schlacht für Delphi gebildet. Nun erbaute Perikles den Parthenon, den Tempel der jungfräulichen Göttin Athens, der Pallas Parthenos, und während Iktinos und Kallikrates an dem Bau selbst die Würde des dorischen Stils in freier Anmuth zu vollendeter Schönheit führten, ward Phidias beauftragt, den Bilderschmuck herzustellen. Zum Glück sind uns jene unschätzbaren Trümmer in's britische Museum gerettet worden, aus denen wir nun nicht bloß einen Begriff von dem Stile des Phidias gewinnen, auf die wir überhaupt unsere Theorie der Plastik begründen. *)

Betrachtet man die Aeginetengruppe in der Glyptothek, so findet man dort schon auf der symmetrischen Basis eine freie Bewegung, eine geschlossene Composition, so findet man dort schon eine vortreffliche Behandlung der Körperformen, aber auch in seltsamen Contrast damit ein ausdrucksloses Lächeln in den Gesichtern auch der Kämpfenden. Grade umgekehrt sieht man auf altdeutschen und altitalienischen Bildern einen innigen Seelenausdruck auch in mangelhaften Formen, wie schon die Züge des Gesichtes voll Anmuth sind, während der übrige Körper oder die Bewegungen verzeichnet, hart und reizlos erscheinen. Die antike Kunst ging von der Natur aus, Leibesschönheit war ihr Ziel, die christliche vom Geiste, der Ausdruck der Seele war ihre Aufgabe. Erst Phidias that den Schritt, auch in den Zügen des Angesichtes den Charakter der dargestellten göttlichen oder menschlichen Persönlichkeit auszuprägen, die Grundstimmung des Gemüthes zu veranschaulichen. Seine Götterbilder sind nicht Nachahmungen der Natur, sondern freie Idealschöpfungen, aber mittelst der Formen der Natur. Es ist der Geist, der sich den Körper baut, bestimmte Richtungen des Seelenlebens geben sich in bestimmten Formen des Gesichtes kund. Der Künstler erfaßt das Charakteristische und Bedeutende, wo es ihm in der Wirklichkeit entgegentritt, er hebt es rein hervor, er bildet ihm gemäß auch die übrigen Züge; das Ideal ist ja nicht die unbestimmte, sondern die charaktervolle Schönheit, die klare und harmonische Verwirklichung des Gedankens. Die Alten sagen von Phidias, er habe in dichterischer Begeisterung geschaffen. Er war wesentlich Götterbildner, und zwar nicht sowohl derjenigen Mächte, welche eine erregte Stimmung der Seele ausdrücken, wie Eros und Aphrodite die Liebe, wie Bacchus und Appollo die Begeisterung, als derjenigen, welche mit ruhiger Geistesklarheit, mit erhabenem Willen das Geschick der Menschen und Völker lenken; der Grundzug seiner Kunst ist nicht lyrisch, sondern episch, er ist der Homer der Plastiker. Aber für Pallas Athene, für Zeus fand er kein Vorbild unter den Menschen, das er hätte copiren können, sondern, wie schon Cicero richtig sagt, in seiner eigenen Seele wohnte ein Urbild der Schönheit, und auf das schaute er hin, dies hat er in der Materie verkörpert.

Aus Gold und Elfenbein bereitete er zunächst für das Innere des Tempels die Statue der Pallas selbst, und es gelang ihm, ihren ganzen Begriff zu voller Anschauung zu bringen. Die jungfräuliche Göttin war als die kriegerisch gerüstete aber in heiterer Majestät friedlich segensreiche Schirmerin der Stadt gedacht; das Standbild, 40 Fuß hoch, machte schon durch seine Größe den Eindruck des Erhabenen. Ein goldener Helm bedeckte das Haupt, die Aegis mit der elfenbeinernen Meduse die Brust; lang wallte das goldene Gewand um

*) Ich erlaube mir, auf meine eben erschienene Aesthetik zu verweisen.

ihre Glieder, die linke Hand hielt die an die Schulter gelehnte Lanze, der Schild stand am Boden, die Rechte trug eine Victorie, die dem Beschauer zugewandt, den Sieg darstellt, welchen die Göttin verleiht. Die Schlacht der Götter und Giganten, der Griechen und Amazonen schmückte in Relief den Schild, am Rande der Sandalen noch sah man den Streit der Centauren und Lapithen, also überall den siegreichen Kampf höherer geistiger Macht gegen rohe Naturgewalt, oder nationaler Tüchtigkeit gegen das Ungeheuerliche und Fremde. An der Basis der Statue sah man die Geburt der Pandora, sammt 20 Göttern, welche alle erschienen, um der Pandora, der Allbegabten, wie der Name sagt, dem Urweib, der hellenischen Eva, ein Geschenk nach Maßgabe der eigenen Natur zu bringen; so hat die Göttin selbst die Eigenschaften der andern Götter in sich aufgenommen, und ist als Ideal und Schutzgeist ihrer Stadt für diese die Spenderin aller guten Gaben. Sie ist die Personification der göttlichen Weisheit, als solche aus dem Haupt des Zeus geboren, sie ist der Gedanke in seiner nie alternden Macht, in seiner selbstgenugsamen Hoheit, kein Ringen nach Erkenntniß, sondern Besitz und Genuß derselben. Demgemäß hat nun auch Phidias die Züge des Gesichts gebildet; die Stirn mehr hoch als breit, mehr nach oben, als nach unten ausgearbeitet, das Auge mäßig geöffnet, nicht das Liebliche und Schwärmerische der Aphrodite, nicht der Stolz der Juno, aber die Klarheit des sicher durchdringenden Blickes in ihm ausgeprägt; die Nase fein und fest, das Kinn kräftig vorspringend, die Wangen ohne sinnliche Ueppigkeit, das Haar ohne vorwiegende Fülle, Einfachheit und Strenge auch hier bewahrt. Und die Griechen sahen in diesen Zügen den Begriff, welchen sie von der Göttin hatten, verwirklicht, sie erkannten ihre Ahnung von deren Wesen durch den Künstler offenbart, und alle Folgezeit behielt den von Phidias gegebenen Typus bei, und daher kommt es, daß wir heute noch bei einem neugefundenen Kopfe nicht zweifeln, ob er die Athene oder die Aphrodite darstelle; ihr Angesicht ist uns vertraut geworden gleich dem eines persönlich Bekannten; das geschah dadurch, daß Phidias diejenigen Züge, welche den Charakter der Lebensweisheit, der jungfräulichen Kraft des Gedankens, der ruhigen Klarheit des Selbstbewußtseins zur Erscheinung bringen, Züge, welche in der Natur vereinzelt, gehemmt, durch andere gestört vorkommen, daß er diese rein und voll heraushob und zur Harmonie der Schönheit gestaltete.

Blicken wir nun nach der Außenseite des Tempels, der wie ein Weihegeschenk des Volkes an die Gottheit und als ein Abbild ihres olympischen Hauses sich erhob, so sehen wir, wie er schon in seiner architektonischen Construction für die Aufnahme plastischen Schmuckes berechnet ist. Zuvörderst verlangen die beiden Giebelfelder eine Füllung durch Statuengruppen, und Phidias gab sie in den beiden für Athen wichtigsten Momenten aus dem Leben der Göttin. Zunächst an der Eingangsseite ihre Geburt. Nicht wie sie gleich einer Puppe halb aus dem Haupte des in der Mitte thronenden Zeus hervorragt, sondern wie sie, ein Wunder zu schauen, sogleich ausgewachsen und in voller Rüstung ihm zur Seite steht, gegenüber Prometheus, der, nach attischer Sage, den geburtshelferischen Hammer geschwungen; rechts und links noch andere Götter, dann hier die Iris, dort die Nike, nach den Seiten hineilend, um den im allmälig niedriger werdenden Raum sitzenden, lagernden Göttern die Geburt Athene's zu verkündigen; in den Ecken des Giebels brausen die Köpfe der Sonnenrosse hervor, einen neuen Welttag heraufführend oder begrüßend, während am andern Ende die Rosse der Nacht in's Meer hinabtauchen. Auf der entgegengesetzten Seite des Tempels der Sieg der Göttin über Poseidon, den von den Joniern hochverehrten Meergott, in Bezug auf die Schutzherrschaft der Stadt. Poseidon hat mit seinem Dreizack aus dem Fels eine Quelle geschlagen, er hat das kriegerische Roß geschaffen, aber Athene legt diesem den Zügel an, der es erst den Menschen dienstbar macht; sie hat den Oelbaum hervorsprießen lassen, der in der Mitte des Giebels sichtbar war, während Poseidon unmuthvoll sich zurückwirft, Athene aber siegfreudig nach dem Gespanne der Rosse schreitet. Rechts und links wieder zuschauende Gestalten, Stammheroen, Localgottheiten der attischen Flüsse und ähnliche. Sahen wir so das erste Auftreten der Pallas im Olymp und sahen wir, wie sie die Schutzherrschaft Athens ergreift, so zeigt weiter ein doppelter Bilderschmuck, wie sie im Krieg und im Frieden diese ihre Macht ausübt. Die Metopenplatten, die außen um den Tempel herum den Raum zwischen den als Triglyphen vortretenden Köpfen der Deckbalken füllen, waren durch Kämpfergruppen verziert. Kämpfe

der Lapithen, der menschlichen Freunde von Athens Stammheros und Heldenkönig Theseus, gegen die wilden Centauren, jene Roßmenschen, die Repräsentanten thierisch roher Naturgewalt, Kämpfe der Athener gegen die Amazonen, die den Bildnern nicht bloß die willkommene Gelegenheit des schönen Contrasts männlicher und weiblicher Körper und Gewandung boten, sondern auch den Griechen das asiatisch Ausländische repräsentirten, dessen Angriff auf die Heimath in alter Zeit eben so glücklich abgeschlagen war, wie jüngst im Kampfe gegen die Perser; und Hellenen im Streit mit Persern bildeten den Schluß dieser Einzelgruppen. Es war Athene, die in diesen Kämpfen gewaltet und ihrem Volk als dem Träger edler Gesittung den Sieg verliehen hatte. Hinter den Säulen aber, die rings den Tempel umstanden, lief oben unter der Decke um die Mauer desselben ein Fries, und wie er geschirmt erschien durch jene Darstellungen kriegerischen Muths, so schmückte Phidias ihn mit einem zusammenhängenden Bild friedlich festlichen Lebens, mit der Verherrlichung Athens im Dienste seiner Göttin, in der Darstellung des panathenäischen Festzuges, wie er alle vier Jahre sich zur Feier der Vereinigung aller Stammesgenossen und Gemeinden zur Burg und zum Tempel bewegte und ein Bild von der Kraft und dem Reichthume des Volkes gab. Vornan thronten die Götter, den Zug erwartend; an der entgegengesetzten Schmalseite ward er vorbereitet, rechts und links war er entfaltet, Greise, Männer und Jünglinge, Frauen und Jungfrauen, zu Fuß, zu Wagen, zu Roß, jede Gestalt schön für sich, jede eine selbständige Persönlichkeit, so daß man über die unerschöpfliche Fülle eben so naiver als anmuthiger Motive in der erfinderischen Seele des Meisters staunt, und doch alle Gestalten von dem gemeinsamen Gedanken der gottesdienstlichen Feier erfüllt, alle dem großen Ganzen eingefügt und in ihm aufgehend! Ist hier das Flachrelief mustergiltig behandelt, so zeigen die Metopen das Hochrelief, die Giebelfelder Statuengruppen. Und angesichts dieser Gestalten stimmen wir ein in Dannecker's Wort: Sie sind wie über die Natur geformt, und doch haben wir niemals solche Natur gesehen! Phidias hat eben das Größeste und Schönste, was ihm die Natur vereinzelt bot, mit scharfem Seherblick erkannt und es zum Ausgangspunkt genommen, um ihm alle andern Züge ungeschwächt, ohne störende Zufälligkeiten organisch anzuschließen, die Einheit des individuell persönlichen Lebens in der einander entsprechenden Harmonie aller Glieder erscheinen zu lassen. Welche Spannkraft in jedem Muskel des Theseus! Welcher weiche Fluß der Linien umschreibt die Gestalt des Flußgottes Ilissus, als ob von seinem Haupte eine Welle sich abwärts verbreitete! Stammt doch von Phidias das allbekannte Wort, daß man aus der Klaue den Löwen erkenne. Aus Werken der Nachblüthe hatte Winkelmann auf die Hoheit und Lebenswahrheit der eigentlichen Kunstblüthe Griechenlands geschlossen; angesichts der Schöpfungen aus Phidias' Werkstatt, so trümmerhaft sie sein mögen, gewahrt man, daß neben der Großartigkeit und reinen Formenbestimmtheit derselben von den vielgepriesenen Werken jener Nachblüthe, die einen wie die Mediceische Venus, der Belvedere'sche Apoll doch etwas flau oder geglättet, die andern wie der Farnesische Herkules und der Laokoon schwülstig oder muskelpräparatartig genannt werden durften. Als Goethe einen der Pferdeköpfe vom Parthenon sah, nannte er ihn das versteinerte Urpferd, das unmittelbar aus der Hand der Natur hervorgegangen, und so kann man von Phidias' Werken sagen, sie sind wie die Natur bilden würde, wenn sie nicht im weichen Fleisch dem stoffwechselnden Leben eine werdende Form verliehe, sondern dem Geist im festen Erz und Marmor ein für allemal die bleibende Gestalt gäbe. Vergegenwärtigt man sich aber im Geist wieder das Ganze, das Tempelbild, die Giebelgruppen, die Kampfscenen, den Festzug, so sieht man eine und dieselbe Idee gleich einem Lichtstrahl in verschiedenen Farben entfaltet, sieht das Wesen der Nationalgottheit Athens in ihrer Gestalt wie in ihrem Walten und Wirken allseitig offenbart und in einem harmonischen Ganzen so wunderbar vollendet, daß die Stimme des Alterthums im Urtheile der Gegenwart bestätigt wird, und Phidias durch Größe des Gedankens, Erfindungsreichthum der Phantasie und ideale Naturwahrheit in der Ausführung als der Erste der Plastiker aller Zeiten dasteht.

Und doch ward er erst noch im hohen Alter zu dem Werk berufen, das die Krone aller seiner Arbeiten sein sollte. Zwar kennen wir das Jahr seiner Geburt nicht, aber es steht fest, daß seine Jugend in die Zeit der Perserkriege fiel, er wird also um 500 vor Christus das Licht der Welt erblickt haben; und wenn wir auch nicht daraus, daß er auf dem Schild

der Pallas neben Perikles sein eignes Porträt angebracht und sich mit starker Glatze gebildet, auf ein schon damaliges Greisenalter schließen dürfen, so war er doch gewiß ein hoher Sechziger, als er nach Elis berufen ward, um die Statue des olympischen Zeus zu gestalten. Wir erinnern uns dabei, wie die Plastik, auf das Dauernde, auf das gesunde Gleichgewicht von Geist und Materie gerichtet, den Menschen frisch und jung erhält, während die nervenerschütternde, in der Innerlichkeit webende Musik ihn eher aufreibt; wir erinnern an Rauch, der auch als Greis seine größte Composition, das Friedrichs-Denkmal, vollendete, wir erinnern an Aeschylus, Sophokles, Platon, die auch hochbetagt in unsterblichen Meisterwerken vor ihrem Heimgange die Summe ihres Denkens und Dichtens zogen.

Phidias hat in Erz und Marmor gearbeitet, die Kolossalstatue des Zeus, gleich der seiner Pallas Parthenos, bildete er aus Elfenbein und Gold. Die alten Cultusbilder in den Tempeln waren aus Holz geschnitzt und mit wirklichen Gewändern bekleidet. Daran verlangte der religiöse Sinn einen Anschluß; Phidias nahm für die Gewandung Gold, das edelste Metall, das sonnenglänzende, rostlose, als der ewigen Jugend und strahlenden Majestät der Götter gemäß, für den Körper aber das mildschimmernde Elfenbein, das stofflich der Weiße der Haut nahe kommt und mit dem Glanze des Goldes eben so contrastirt, als es von dessen Reflexen warm beleuchtet wird. Die Technik aber war eine besonders schwierige. Zuerst ward ein Thonmodell der Statue bereitet, dann über dasselbe ein Abguß genommen, dieser in einzelne Theile zerlegt und nun aus Elfenbeinplatten eine genaue Nachbildung derselben hergestellt. Dann wurde ein Kern des Kolosses gleich einem Knochengerüste aus Holz zusammengezimmert und mit Metall verklammert; darauf nach den vom Modell genommenen Formen die Statue in Thon aufgetragen. Auf ihr fügte man nun die nach den einzelnen Theilen bereiteten Elfenbeinplatten zusammen, die jetzt den innern Kern wie eine äußere Hülle umgaben, ihm aufgeheftet und dann als Ganzes sorgfältig mit der Feile überarbeitet wurden. Zwischen dem Thonüberzug und dem Holzgerüste blieben die Kolosse im Innern hohl, sie waren nicht massiv; damit das Holz sich nicht warf oder zusammenzog, der Thon nicht riß, bedurften die Werke einer besonderen Pflege; in Olympia hatten die Nachkommen des Phidias dies Amt. Es ist viel von Einölen der Statuen die Rede; das bezog sich hauptsächlich auf den Kern, und wahrscheinlich war auch die Thonunterlage des Elfenbeines von Anfang an nicht mit Wasser, sondern wie unser Fensterkitt mit Oel angesetzt, wodurch das Reißen und Springen verhütet wird.

Der Zeus des Phidias nun sollte als der Nationalgott aller Hellenen in dem Nationalheiligthum zu Olympia bei Elis thronen, wo alle vier Jahre zu gemeinsamer Feier die Festzüge nicht bloß aus Griechenland, sondern auch von den Colonien des schwarzen Meers und Kleinasiens, Nordafrika's und Süditaliens zusammenkamen, und an fünf Tagen dem Gotte jene Spiele im Wettlauf, Ringkampf und Wagenrennen gefeiert wurden, wo die Tüchtigsten und Kräftigsten der einzelnen Städte sich unter einander versuchten, und der Sieger mit einem Kranze von Olivenzweigen gekrönt, durch seinen Ruhm wieder die Vaterstadt verherrlichte, ja durch ein Pindar'sches Preislied die Unsterblichkeit gewinnen konnte. Alle Fehde ruhte in jener Zeit, die Griechen fühlten sich als ein Volk, es war ein Mittelpunkt für geistigen und materiellen Verkehr geschaffen.

Pausanias, der gegen Ende des zweiten Jahrhunderts nach Christus seine Reise in Hellas als ein Reisehandbuch schrieb, berichtet uns zunächst über die Statue: „Der Gott aus Gold und Elfenbein gebildet, sitzt auf einem Throne. Ein Kranz ruht auf seinem Haupt, nachbildend die Zweige des Oelbaumes. Auf der Rechten trägt er eine Siegesgöttin, von Elfenbein ist auch sie und von Gold, eine Binde haltend, einen Kranz auf dem Haupte. In der Linken des Gottes prangt ein Scepter, von allen Farben erglänzend. Der Vogel, der auf dem Scepter sitzt, ist der Adler. Von Gold sind auch die Sohlen des Gottes und eben so das Gewand. Dem Gewande sind Thiergestalten und Lilienblumen eingelegt!"

Später spricht Pausanias von der Größe ohne das Maß genau anzugeben. Die Zelle des Tempels diente bekanntlich dem Kolossalbilde nur zur Umrahmung; stände der Gott auf, hieß es, so würde er die Decke einstoßen. Nach neuern Berechnungen betrug die Höhe des Tempels 68, die der Decke im Inneren 46 Fuß; die der Statue mußte einige Fuß weniger sein; man nimmt an, daß die Basis eben so viel betrug, als der Gott durch das Sitzen an seiner Größe verlor, daß er sitzend

sammt der Basis die Höhe von mehr als vierzig Fuß hatte und auf dem Boden stehend die gleiche Höhe gehabt haben würde; auf der Basis hätte er nicht aufrecht stehen können. Daß er selbst als Sieger und Verleiher des Sieges dargestellt war, lehrt uns die Beschreibung des Pausanias, der Kranz auf seinem Haupt, die Nike auf seiner Hand. Wie aber Phidias die Idee des Gottes nicht etwa durch Attribute symbolisch angedeutet, wie er sie in sichtbaren Formen unmittelbar und echt künstlerisch veranschaulicht, das lehrt uns neben verschiedenen Aussprüchen griechischer Schriftsteller die Nachbildung von seinem Haupte des Zeus in einer zu Otricoli gefundenen Vaticanischen Büste, das lehrt uns sein eigenes Bekenntniß, daß er von Homer die Anregung für die Gestaltung seines Werkes erhalten habe. Er erinnerte an die Verse der Ilias, wo Thetis, die Mutter des Achilleus, die Verherrlichung ihres Sohnes von Zeus erfleht und dieser dann ihrer Bitte Erhörung zugesagt; da heißt es:

Ihr nun Gewährung winkte mit dunkelen Brauen Kronion,
Und die ambrosischen Locken des Königs walleten vorwärts
Vom unsterblichen Haupt; da erbebten die Höh'n des Olympos.

Hieran anknüpfend bemerkt ein kunstsinniger Archäologe unserer Zeit, Heinrich Brunn: Diese Worte geben nicht ein Bild von der Gewalt des Zeus in allgemeinen Zügen, sondern sie bieten etwas ganz Concretes. Der Dichter nennt ganz bestimmt die Augenbrauen und das Haupthaar. Das Erbeben des Olymp, in welchem uns allerdings die Idee von der Macht des Zeus in ihrer ganzen Hoheit vor die Seele tritt, ist nur die Wirkung von der Bewegung jener Theile, durch welche er seinen Willen kundthut. Den Augenbrauen und dem Haar mußte die Kraft innewohnen, eine solche Wirkung zu erzeugen. In diesen Theilen gewann die Idee des Zeus bei Phidias zuerst Körper; mit diesen Grundformen war dann alles Uebrige in Harmonie zu setzen. Der Künstler bildete es so, wie es sich nach den Gesetzen des menschlichen Organismus im Verhältniß zu den gegebenen Formen gestalten mußte. Das Wirken des Geistes auf den Körper findet in dessen Formen seinen beständigen Ausdruck; ein bestimmter geistiger Charakter offenbart sich durch bestimmte Züge und vorzugsweise auch an bestimmten Körpertheilen. Dieser Theil in dieser Form ist vorzugsweise der Träger dieser Idee, und daß er in seiner größten Schärfe und Bestimmtheit erfaßt werde, ist die Grundbedingung für die Lösung der künstlerischen Aufgabe; das Andere wird dann nach den organischen Gesetzen der Natur hinzugebildet, und das Werk zeigt uns dann die Naturkraft selber in ihrem Schaffen nach höherer Nothwendigkeit, in ihrem reinen und vollkommenen Wirken. Das Werk gewinnt dadurch allgemein giltige Wahrheit und Geltung, es wird zu einem objectiven Bilde der Idee, das Jeder erkennen kann, das die Folgezeit bewahrt. Wir eignen diese Worte uns an und betrachten die Büste. Von der Linie der Augenbrauen ist die Stirn um das Auge begrenzt, mit dem Bau der Stirn ist das Haar verbunden. Die Augenbrauen bilden einen flachen Bogen, der nach außen stärker gewölbt, nach innen dem Auge näher, nach außen ferner als gewöhnlich in der Natur sich dahinschwingt; eine Bewegung dieser Brauen wird dadurch leichter und größer, sobald die Stirn sich zusammenfaltet. Das Stirnbein über den Brauen dringt mächtig vor, wie ein Fels, an dem die Stürme sich brechen, wie ein gewaltiger Ausdruck der Willensstärke; dann aber steigt die mittlere Erhebung zur Oberstirn hinan, die frei und klar die Weisheit des Gottes spiegelt; und das Haar, das löwenartig zu beiden Seiten herabwallt, bäumt sich über der Stirn, wie von elektrischer Strömung erregt, so daß es die Profillinie der Stirn aufwärts fortsetzt und empfindungsvoll zum Ausdruck mitwirkt. Die Klarheit dieses Angesichts vertrüge kein krausverworrenes, die vordringende Thatkraft kein schlichtgescheiteltes weiches Haar.

Von der so doppelt ausdrucksvoll und doch so einheitlich gebildeten Stirn steigt dann die Nase in ununterbrochener Linie mit breitem Rücken abwärts; ihre leichtgeschwellten Flügel sind halb gebläht. Die Linien, welche ihren Rücken begrenzen, setzen sich in den Augenbrauen fort und verknüpfen dadurch die obere und untere Partie des Gesichts. Die Augen schauen ruhig und groß in die Ferne, das Weltall liegt offen vor ihnen da. Ihr Ausdruck ist heitere Klarheit. Und dies führt unsere Betrachtung weiter. In der Homerischen Stelle liegt noch etwas mehr als Allmacht. Bei Homer ist der Olymposerschütternde zugleich der Gnädige, liebreich Gewährende; aber eben seine Huld ist von solcher Macht getragen, daß der Götterberg von der Bewegung seiner Locken erbebt. Und so hat ihn Phidias aufgefaßt: er ist der Allgewaltige,

aber nicht schreckend, sondern mild und gnadespendend. Zeus ist den Hellenen der Begründer und Träger der sittlichen Weltordnung wie der Naturgesetze; er hat die wilden titanischen Mächte unter das Gesetz gebändigt und ist selber der Hort der Freiheit; er der ursprüngliche Lichtgott in der Klarheit des Aethers schwingt den Blitz und schreckt mit dem Donner. Diese natürlichen und geistigen Elemente durchdringen sich bei ihm, und der Künstler hat das gemeinsame Centrum dieser Eigenschaften ergriffen, sie von da aus zur Erscheinung gebracht und zu einem schönen Ganzen verschmolzen. So ist denn der Mund des Gottes zu einem milden Lächeln leise geöffnet, die vollblühende Wange strahlt von der ewigen Jugend der Unsterblichen, und wie das Haupthaar die Wucht der Stirn, so erhöht der Bart die Stärke des energischen Kinns, das er in krausern Locken umspielt, die mit jenem contrastiren und sich ihm doch anschließen, indem sie zugleich die obere und untere Hälfte verknüpfen. Wie die Büste vor uns steht, wirkt ihre urgewaltige Erscheinung eben so niederschmetternd und demüthigend, als der heitere Ausdruck erhebt und beseligt. Wir sehen den Zeus, der seine Macht auch in schrecklicher Aeußerung bewährt hat, wir ahnen die furchtbare Möglichkeit, daß es wiedergeschehe; aber mit einem Lächeln des Erbarmens, mit einem freundlich beruhigenden Blick schaut er uns an, und in dem architektonisch festen und edeln Maße seiner Züge spiegelt sich uns die von ihm sicher begründete Weltordnung. Aber es könnten sich in ihnen auch die heftigsten Seelenerregungen erschütternd ausdrücken. „Wenn diese Stirn sich runzelt," sagt der Archäologe Overbeck, „diese Brauen sich nach der Mitte zusammenziehen, der Lorbeerkranz aufgeregt wallt und wogt, so wird das Antlitz finster und schrecklich wie die Wetterwolke, während aus den Augen Blitze sprühen, und die von innerer Bewegung geschwellte Nase das Zürnen der Stirn auf die untern Theile überträgt." Doch nur die Anlage zum furchtbar Gewaltigen ist vorhanden, und durch das volle gesunde Behagen der Wangen und des Kinns wird sie aufgewogen und zu heiterem Ernst gemildert, während sie wieder dem gnadenreichen Lächeln des in sich beseligten Gottes Hoheit und Würde verleiht. Die verschiedenen Seiten der göttlichen Wesenheit sind sichtbar vorhanden, aber nicht äußerlich neben einander, sondern in einander wirkend, gleich dem Einklang verschiedener Töne in einem Accord. Diese Totalität, diese Einheit im Mannigfaltigen vollendet erst das Ideal, sie ist der Triumph der Kunst, auf ihr ruht erst das Siegel der Wahrheit und der Schönheit. Während die christliche Wissenschaft seit Jahrhunderten zu begreifen trachtet, wie sich die richtende Gerechtigkeit mit der Liebe und Gnade in Gott versöhne, löste Phidias bildend und darstellend den Hellenen das Räthsel, wie sich mit der ehrfurchtgebietenden Macht und Strenge die himmlische Heiterkeit und Milde im Vater der Götter und Menschen vereint; indem er im Zeus den Herrscher veranschaulichte, der den Kampf bestanden hat und nun in friedhafter Majestät den Sieg verleiht, schien er den Griechen selbst ein neues Moment der Religion hinzugefügt zu haben.

Wie Zeus aber sein Wesen in seinem Walten und Wirken offenbart, wie die andern Götter gleich Entfaltungen seines Begriffes um ihn versammelt sind, gleich Zierrathen seines Thrones ihn umgeben, das hatte Phidias im Schmuck dieses Thrones veranschaulicht. Derselbe war reich mit Gold und Edelsteinen, mit Elfenbein und Ebenholz verziert; Gemälde und Reliefs waren in großer Zahl an ihm angebracht. Indem wir sie nach Pausanias erwähnen und ihre Stelle zu bestimmen trachten, suchen wir zugleich ihren Sinn und ihren Zusammenhang mit der Grundidee des ganzen Werks zu verstehen.

Der Thron war von vier Pfeilern als Füßen getragen, und Reliefs von tanzenden Siegesgöttinnen schmückten dieselben: war ja der Gott hier in Olympia besonders als der siegreiche und siegverleihende gefeiert. In der halben Höhe der Füße, zwischen dem Boden und dem Sitzbrett, zogen sich Querriegel von einem Fuß zum andern und diese ruhten gleich einem Fries auf der Mauer, die sich bis zu ihnen von unten erhob, und den Thron nicht wie ein leeres Gerüste erscheinen ließ, sondern ihm eine unerschütterliche massive Festigkeit gewährte. Das Sitzbrett war von säulengestützten Schwingen getragen, der Thron hatte Armlehnen, die Stützen derselben wurden durch Sphinxe gebildet. Die beiden hintern Pfeiler des Thrones erhoben sich zur Rücklehne, und zu Häupten des Gottes trug der eine die drei Horen, der andere die drei Chariten (Grazien). Wir haben nun gesehen, wie Zeus in der Theogonie als der Vater der Horen und Grazien dargestellt wird, um ihn als den Begründer der festen Naturordnung und als den Verleiher der Anmuth in freier

Lebensentfaltung zu bezeichnen. Die Grazie kennt keinen Zwang, die Horen als Töchter der Themis, der Satzung des Rechts, sind die Hüterinnen des Gesetzes im Himmel und auf Erden. Freiheit und Ordnung, diese großen Principien alles Lebens, diese Grundbedingungen der Schönheit, wie sinnvoll waren sie in beiden Gruppen zu Häupten des Gottes dargestellt, wie tiefsinnig dessen Natur im wohlgefälligen Schmucke der Pfeiler hervorgehoben!

Jede der Armlehnen aber war durch eine Sphinx gestützt, und auf den Seiten an den Schwingen unter dem Sitzbrett war der Untergang der Niobiden dargestellt. Da tritt uns der Ernst des Lebens und die Richtergewalt des strafenden Gottes entgegen. Die Sphinx, die räthselaufgebende, war den Hellenen das Symbol für das Räthsel des Daseins; wer es nicht löst, wird von ihm verschlungen; darum hielten die Sphinxe thebanische Kinder in den Klauen. Aber es sollte sich dem Menschen in der Anschauung und Verehrung des Gottes lösen, in welchem nach Aeschylus Wort alles Denkens Frieden ist. Der Hochmuth dagegen, der sich über die ewigen Mächte zu erheben wähnt, wie Niobe, die ihr Mutterglück zu vermessenem Stolze verleitet, findet durch die ausgleichende Gerechtigkeit des Zeus seine Strafe, und wird auf sein gebührendes Maß herabgesetzt. Apoll und Artemis, wie sie mit ihren Pfeilen die Niobiden niederstrecken, sind die Vollstrecker dieser strafenden göttlichen Gerechtigkeit und bekunden ihre unentrinnbare fernhintreffende Macht.

Aber Gott ist nicht bloß Rächer der Unbill, sein Wesen ist Liebe, und so ist er als der Schirmende, Hilfreiche, Siegverleihende in weitern Reliefs verherrlicht. Auf den Querriegeln der Vorderseite, rechts und links zu den Füßen des Zeus, sah man acht Gestalten in Stellungen, welche die alten acht Arten der olympischen Kampfspiele bezeichneten, unter ihnen Phidias' Liebling Pantarkes, die Siegesbinde sich um's jugendliche Haupt windend. Die Kämpfe zu Olympia waren ein Wettstreit in freudigem Spiele, eingerichtet der Sage nach zur Erinnerung von Kämpfen der Heroen im Dienste der Cultur, und so sah man denn auf den Querriegeln der andern Seiten die Schlachten des Theseus und Herakles gegen die Amazonen, die wir bereits als die Vertreterinnen eines barbarischen Auslandes kennen gelernt haben. Unterhalb der Querriegel haben wir (mit Brunn und Overbeck) die Mauerschranken angenommen, von denen Pausanias sagt, daß sie ein Hineinteten in das Innere des Throns verhinderten; Andere legten sie um das Ganze herum, wo sie aber den Anblick der Basis und die Wirkung des Ganzen gestört hätten. Sie waren blau angestrichen und ließen dadurch die von Gold und Edelstein funkelnden constructiven Theile des Thrones mit ihrem Reliefschmucke um so klarer hervortreten, während sie selber wie ein gemalter Vorhang zum Raumverschlusse dienten. Auch auf ihnen waren Gruppen von menschlichen Figuren gezeichnet und nach Art der alten Malerei mit einfachen Farben ohne modellirende Schattenangabe ausgefüllt. Es sind nach Pausanias neun Gruppen, und da die Vorderseiten, wo Schemel und Füße des Gottes die Gemälde doch verdeckt hätten, nur einfach blau angestrichen waren, so vertheilen sich drei Gruppen auf jede Seite. Hier erscheint nun Herakles dreimal. Er der liebe Sohn des Zeus, sein Stellvertreter gleichsam auf Erden, als Retter und Heiland verehrt, er sollte zur Feier seiner Arbeiten und Thaten die Spiele eingesetzt, die Laufbahn abgemessen, den wilden Oelbaum für die Siegeskränze gepflanzt haben. So erschien er denn füglich auf jeder der drei Seiten in der Mitte; einmal wie er dem Atlas die Last des Himmels abnimmt, der höchste Beweis seiner Stärke, das Symbol der die Natur haltenden und tragenden Gotteskraft; dann sein Kampf mit dem nemeischen Löwen, die Reinigung der Welt von den wilden Ungeheuern und die Sicherung der Menschen gegen sie; endlich die Erlösung des gefesselten Prometheus. Da vertrat er Zeus den Befreier, welcher dem Menschen die Fessel des Gesetzes abnimmt, sobald dieser von eigenwilligem Trotze abläßt und seinen Sinn mit der sittlichen Weltordnung einstimmig macht.

Sodann drei andere Gruppen: Theseus und Peirithoos, Achilleus und Penthesilea, Aias und Kassandra. Hier erschienen die Erstgenannten als Bild der Freundschaft, die im griechischen Leben eine so große Rolle spielt, deren Schirm und Hort Zeus selber war; Achilleus, die sterbende Penthesilea unterstützend, gab ein Bild der Liebe, wie sie selbst die Schranken der Nationalität überwindet, während Aias Frevel an Kassandra, im Tempel selber verübt, ein Bild maß-

loser Leidenschaft, durch die Erinnerung an das darauf folgende Verderben zur Mäßigung mahnte, den Gott als rächenden Hüter des Heiligthums erwies.

Endlich drei Gruppen von Frauengestalten, von denen wir wieder jeder Seite eine zutheilen: Hellas und Salamis mit dem Schiffsschnabel in der Hand: das von Zeus geliebte Land der Griechen unter seinem Walten vertheidigt und befreit durch die Schlacht bei Salamis, so daß die historischen Thaten den Griechen mit ihren mythischen Vorbildern zusammenrückten wie Weissagung und Erfüllung. Sodann Hippodamia und ihre Mutter, eine Erinnerung an das Glück des Pelops, der dem Peloponnes seinen Namen gegeben, der als Preis des ersten Wagenrennens zu Olympia die Hippodamia gewann. Endlich zwei Hesperiden mit goldnen Aepfeln, die in der Heraklesmythe und sonst als der Lohn für den wohlbestandenen Streit, als der endliche süße Preis der sauern Lebensmühe und als Liebesgabe himmlischer Huld bekannt sind.

Der Fußschemel vor dem Throne war von Löwen getragen; die Könige der Thiere dienten dem Könige der Götter, dessen Haupt ja selbst löwenmäßig gebildet war; die Seiten des Schemels zeigten den Sieg des Theseus über die Amazonen, „die erste Heldenthat der Athener gegen Fremde,“ wie hier Pausanias selbst erklärend hinzufügt.

Endlich schmückte die Basis, welche den Thron trug, ein Reigen der Götter, auf marmornem Grund ausgeführt. Sie waren alle um den Thron des höchsten Gottes versammelt, sie erschienen als die Ausstrahlungen seines Lichtes, die Entfaltung seiner Einheit in die Personificationen seiner Eigenschaften und Offenbarungsweisen: an den Enden Sonne und Mond, ihre Gespanne vorwärts nach der Mitte hinlenkend, dann auf verschiedenen Seiten Apollon und Artemis, Athene und Herakles, Poseidon und Amphitrite, Hermes und Hestia, eine Charis und neben ihr wahrscheinlich Hephästos, dann Here und Zeus selber, wie sie alle hinblicken auf den Mittelpunkt der ganzen Composition, auf die Göttin der Schönheit, Aphrodite, die eben neugeboren dem Meere entsteigt, geleitet von Eros, dem Gotte der Liebe, und von Peitho, der Ueberredung, der Geist und Herz gewinnenden Redekunst. So war auch hier kein müßiges Nebeneinander, sondern die Götter alle waren auf eine Thatsache bezogen, ein Ereigniß war dargestellt, die Geburt der Schönheitsgöttin, und die Schönheit, die naturwüchsige Harmonie des Geistigen und Sinnlichen, war ja der Grundbegriff des Griechenthums. Und der Zeus, der ein Gott ist neben Andern, erschien an den Stufen des Thrones, auf welchem der Zeus saß, zu dem als dem ursprünglich Einen jetzt schon die Gebildeten unter den Hellenen zurückkehrten.

Mit der Tiefe und dem Reichthume des Gehaltes wetteiferte die Pracht der äußeren Erscheinung, der strahlende Glanz des Goldes, des Elfenbeines milder Schimmer, die funkelnden Edelsteine, die Harmonie der Farben. Anselm Feuerbach hat solche Werke als Hymnen der Plastik bezeichnet. Der Anblick mußte den Beschauer wie eine rauschende Melodie ergreifen und bewältigen; die Majestät des Gottes blieb das Herrschende, und all der bunte Glanz entwickelte sich bei näherem Betrachten dem Verständniß als die Darstellung der gemeinsamen Idee, gleich den Worten des Gedichtes, die in verschiedenen Strophen nach und nach aus der Tonflut deutlich hervortreten. Ein griechisches Epigramm lautete:

Stieg sein Bild Dir zu zeigen nicht Zeus selbst nieder zur Erde,
Nun so stiegst ihn zu schauen, Phidias, Du zum Olymp.

Acht Jahrhunderte lang stand das Werk. Als die Freiheit der Hellenen zusammenbrach, gaben die Besiegten den römischen Ueberwindern ihre Cultur und Kunst, und es bekannte der Römerfeldherr Paulus Aemilius, beim Eintritte in den Tempel zu Olympia so erschüttert worden zu sein, als ob er den Gott selber von Angesicht zu Angesicht gesehen hätte. Caligula wollte in seinem Wahnwitze der Statue statt des Zeushauptes seinen eignen Kopf aufsetzen lassen und sie nach Rom bringen; die Werkleute erklärten, der Gott habe es nicht geduldet. 408 nach Christus hörten die olympischen Spiele auf; damals ging das Werk wahrscheinlich im Tempelbrande zu Grunde. Es galt den Griechen für ein Unglück, den Zeus von Olympia nicht wenigstens einmal im Leben gesehen zu haben. Sein Anblick hieß ihnen ein Zaubermittel gegen die Schmerzen des Daseins. Wir gedenken dabei der Worte von Goethe's Vater: „Wer einmal in Neapel gewesen, der könne nie ganz unglücklich werden.“ Das ist die beseligende Wirkung des wahrhaft

Schönen; es gewährt ja die Ueberzeugung von der Gegenwart und Wirklichkeit einer harmonischen Vollendung, die, einmal erschaut, das Herz mit dem Troste erfüllt, daß sie auch überall aus Widerspruch, Trübung und Halbheit sich endlich doch siegreich erheben werde.

Torquato Tasso.

Von

Adolf Glaser.

In der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, unmittelbar nach der Reformation und mitten in einer der gewaltigsten geistigen Gährungszeiten der Weltgeschichte, traten bei verschiedenen Nationen auch im künstlerischen Leben die größten Reformatoren, die schöpferischen Geister auf, welche theilweise noch wenig berührt wurden von den religiösen Umwälzungen, theilweise mit denselben im innigsten Zusammenhang standen. Um nur allein von Dichtern zu reden, so schuf Shakespeare damals seine unvergänglichen Dramen, Camoens seine Lusiaden, Cervantes seinen Don Quixote, Hans Sachs seine Gedichte und Komödien, und Tasso dichtete zur selben Zeit sein befreites Jerusalem.

Torquato Tasso ist einer der wenigen Dichternamen, die in der ganzen Welt Jeder kennt, der überhaupt nur das oberflächlichste Interesse für Poesie besitzt. Was diesen Namen so allgemein bekannt gemacht hat, läßt sich nicht allein durch den hohen Werth erklären, der den Werken des berühmten Dichters eigen ist, sondern auch die ergreifenden Schicksale, denen sein Leben unterworfen war und die selbst wieder den größten Schriftstellern den Stoff zu unsterblichen Schöpfungen gegeben haben, trugen dazu bei.

Tasso war in seltnem Grade eine jener zartbesaiteten, leichterregbaren Naturen, deren Reich nicht von dieser Welt ist und die von der Geburt an die Weihe des Genius empfangen haben. Während die ideale Harmonie seiner Seele durch die gewöhnliche Wirklichkeit gestört ward, schilderte er im Wohlklang seiner Verse eine höhere Welt, welche nur in seinem eigenen Wesen Wirklichkeit hatte und wonach ihn, da er sie auch außer sich zu finden vermeinte, eine nie zu löschende Sehnsucht verzehrte. Darin unterscheidet sich Tasso wesentlich von den übrigen großen epischen Dichtern seiner Nation, daß er nicht nur bewundernswerth ist durch die sprudelnde Fülle und den Reichthum seiner Phantasie, sondern auch durch die edle Menschlichkeit, welche über sein Werk ausgegossen ist. Schon die Wahl des Stoffes spricht für den Dichter, namentlich wenn man den Geschmack der italienischen Höfe beachtet.

Tasso wurde zu Sorrent am 11. März 1544 geboren; sein Vater war Bernardo Tasso, aus einem alten adligen Geschlechte, selbst ein vorzüglicher Dichter, der viel Talent und Lebenserfahrung besaß und den Wechsel des Schicksals kennen gelernt hatte. Porzia de Rossi, aus einem der edelsten Geschlechter Italiens, war die Gattin Bernardo's und die Mutter Torquato's. Zur Zeit, als Letzterer geboren wurde, hatte sein Vater das Amt eines Geheimschreibers beim Fürsten Ferrante Sanseverino von Salerno; wenige Jahre nachher zog sich dieser, indem er sich der Einführung der Inquisition in Neapel widersetzte, die Feindschaft des damaligen Vicekönigs, Don Pietro de Toledo, zu, der ihn beim Kaiser Karl V. verdächtig zu machen wußte. Der Fürst sah sich genöthigt, Neapel zu verlassen; er wollte anfangs sich nach Spanien zum Kaiser begeben, um sich zu rechtfertigen, allein die erzürnte Antwort, die ihm auf seine Anfrage um sicheres Geleit wurde, bewog ihn, diese Absicht aufzugeben, seinen Besitzungen zu entsagen und nach Frankreich zu gehen, wohin ihm sein Geheimschreiber Bernardo Tasso freiwillig folgte. Torquato hatte seinen ersten Unterricht bei den Jesuiten in Neapel empfangen; als sein Vater dem Fürsten in die Verbannung folgte, wurde er nach Rom gebracht, denn der achtjährige Knabe war ebenfalls namentlich in dem Urtheil aufgeführt, welches Alle, die dem Prinzen von Salerno anhingen, für Rebellen erklärte und ihrer Güter beraubte. Später kam Torquato nach Bergamo und hierauf nach Pesaro, wo er an dem Unterricht, der dem Sohne des Herzoges von Urbino ertheilt wurde, Antheil nahm. Hierauf verlebte er noch ein Jahr bei seinem Vater, der unterdessen nach Venedig zurückgekehrt war, und ging dann, dreizehn Jahre alt, nach Padua, wo er die Rechte studiren sollte.

Obgleich er dort seine Fachstudien nicht vernachlässigte, so zog ihn doch die Philosophie mächtiger an, und die Dichtkunst übte

bald die größte Gewalt auf sein ganzes Wesen. In seinem siebzehnten Jahre schrieb er den Vorläufer seines befreiten Jerusalem, das epische Gedicht „Rinaldo“ in zwölf Gesängen, und die Anerkennung, welche dies erste Werk erfuhr, bestimmte seinen Vater, dem Wunsche des Sohnes nachzugeben und ihm die Einwilligung zur Veränderung seiner Hof eines Fürsten gut versorgt und hoffte dort sich ganz seinen dichterischen Arbeiten überlassen zu können.

Im Jahre 1570 kam Tasso im Gefolge des Cardinals d'Este nach Frankreich, wo er von König Karl IX. mit Auszeichnung empfangen wurde. Die Reise des Cardinals an den Hof der italienischen Mutter Karl's IX.,



Torquato Tasso.

Studien nicht länger zu versagen. Eifrig setzte Tasso hierauf seine philosophischen und literarischen Studien zu Bologna fort und begann den Plan zu seinem großen epischen Gedichte zu entwerfen. Vom Cardinal Lodovico d'Este zum Hofcavalier ernannt, kam er in seinem einundzwanzigsten Jahre nach Ferrara, wo er Lucrezia und Leonore, die Schwestern des Herzogs Alfons, dessen Vermählung mit einer Erzherzogin von Oesterreich eben gefeiert wurde, kennen lernte. Gegen den Wunsch seines Vaters, der ihn vor den bittern Erfahrungen, die er selbst gemacht, bewahren wollte, glaubte Torquato sich am Katharina von Medicis, zur Zeit der Hugenottenkriege, hatte wohl andere als friedliche Zwecke, der junge König fand jedoch an Tasso mehr Wohlgefallen, als an den politischen Agitationen seiner Mutter, und während er in poetischen Unterhaltungen schwärmte, fand Katharina Zeit genug, um die Vorbereitungen zu den Verwicklungen zu treffen, die in der Bartholomäusnacht eine so entsetzliche Auflösung erfuhren. Bald kehrte Tasso nach Ferrara zurück, um sich nun völlig an den Hof des Herzogs Alfons, der ihm Dienste anbot, anzuschließen. Er schrieb hier das Schäferspiel Aminta, welches der Herzog auf-

führen ließ, worauf der Dichter, mit Ruhm und Gunst belohnt, einige Zeit auf Castel Durante bei seiner Gönnerin Lucrezia, die inzwischen dem Herzoge von Urbino vermählt worden war, verlebte. Im Frühjahre 1575 mußte Tasso den Herzog nach seiner Villa Belriguardo am Lago maggiore begleiten, wo Lucrezia, die sich inzwischen von ihrem Gemahle getrennt hatte, nebst der Prinzessin Leonore ebenfalls bei ihrem Bruder lebten. Hier nun steigerte sich die Liebe, welche Tasso bereits früher für die Prinzessin Leonore gefühlt, zur heftigsten Leidenschaft. Zwar blieb diese ganze Episode seines Lebens in geheimnißvolles Dunkel gehüllt, denn der Umstand, daß drei Damen des Namens Leonore, wovon die zweite die Gräfin San Vitale, Gemahlin des Marquis de Scandiano, die dritte eine Hofdame der Prinzessin war, am Hofe zu Belriguardo weilten, gab dem Dichter Gelegenheit, jeden Verdacht zu umgehen, indem er die drei Leonoren mit gleichem Feuer besang. Im Herbste reiste Tasso gegen den Wunsch seines Gönners, des Herzogs, nach Rom, wo er beabsichtigte, sein Gedicht zu einer öffentlichen Prüfung vorzulegen. Hier wurde er von Ferdinand von Medici aufgefordert, das Haus Este zu verlassen und bei den Medici Dienste zu nehmen. Tasso lehnte dies ab, da ihn auch andere Fesseln außer der Pflicht der Dankbarkeit an Alfons ketteten. Er kehrte nach Ferrara zurück. Hier beging er jedoch die Unvorsichtigkeit, einem Freunde das Geheimniß seiner Liebe zu entdecken, und dieser war niederträchtig genug, es zu verrathen. Tasso stellte den Verräther zur Rede, und als dieser unbescheiden antwortete, gab Tasso ihm einen Schlag in's Gesicht, der eine Herausforderung nach sich zog. Der Kampf fand Statt; Tasso, als er sich an den dazu bestimmten Ort begab, glaubte nur mit einem Feinde zu thun zu haben, kaum aber hatte der Streit begonnen, als er sich plötzlich von drei Brüdern seines Gegners umringt und somit genöthigt sah, gegen vier Meuchelmörder zu fechten. Er bestand indeß sehr gut und hatte bereits zwei seiner Feinde getödtet, als Vorübergehende aufmerksam wurden und dem Kampf ein Ziel setzten. Man sagte damals von Tasso:

Colla penna o colla spada
Nessun val quanto Torquato.

Tasso's Gegner waren geflohen, er selbst mußte die Mißstimmung des Herzogs durch eine Haft büßen, wobei sich die krankhafte Reizbarkeit seines Wesens heftig steigerte und ihm die unbegründetsten Befürchtungen einflößte. Von dieser Zeit an zeigten sich bei ihm zuweilen Symptome einer Art fixen Idee. Da er zugleich auch bereits ungünstige Stimmen über sein Gedicht vernehmen mußte und der Herzog ihn überdies in Folge seines fieberhaften Wesens zur vollständigen Heilung seines Gemüthes im Franciscanerkloster ärztlich behandeln ließ, so entfloh er tiefgekränkt, ohne Geld und mit Zurücklassung seiner Papiere aus Ferrara. Er ging zuerst nach Turin, wo er von Philipp d'Este erkannt, von dem Herzoge von Savoyen an den Hof gezogen und mit Freundlichkeit und Auszeichnung behandelt wurde. Bald jedoch trieb ihn die Befürchtung, ausgeliefert zu werden, auch von hier wieder fort, und er begab sich heimlich nach Rom. Als er nach einer mühevollen Reise daselbst anlangte, ging er sogleich nach dem Palast des Cardinals Albano, wo er einen Theil seiner Knabenjahre glücklich verlebt hatte. Er wurde in Rom mit Freude empfangen, von den Großen mit Ehrenbezeugungen, vom Volke mit Jubel überhäuft; aber auch hier fand sein unruhiger Geist keine bleibende Stätte; eines Tages gab er bei seinen Wohlthätern vor, einen Ausflug nach Frascati machen zu wollen, vertauschte unterwegs seine Kleider mit einer Schäferkleidung, und begab sich nach seinem Heimathsorte Sorrent, wo ihn Cornelia, seine Schwester, kaum wiedererkannte.

In Sorrent blieb Tasso bei seiner Schwester, der Wittwe eines Edelmannes, ein Jahr lang verborgen; doch auch die stillen Freuden eines ungestörten Privatlebens gaben ihm seine Heiterkeit nicht wieder und er sehnte sich nach den glücklichen Tagen, die er am Hofe zu Ferrara verlebt hatte. Der Herzog war viel zu aufgebracht, um ihn auf sein Ansuchen zurückzurufen, und die Prinzessin sah sich außer Stande, den Zorn ihres Bruders zu mildern. Wenn Tasso's unstetes Wesen nun bereits die deutlichen Spuren eines zerrütteten Nervenlebens zeigte, so gab sein Betragen in der Folge gegründete Veranlassung, auch an eine Störung seiner Gehirnthätigkeit zu glauben. Seine Sehnsucht ward zuletzt zur verzehrenden Unruhe, er vermeinte entfernt von Ferrara nicht mehr leben zu können, und nachdem er vergeblich bei Alfons und den Schwestern angefragt hatte, demüthigte er sich, bat um Verzeihung und ging endlich aus eignem Antrieb

an den Hof nach Ferrara zurück. Kaum dort angekommen, erfaßte ihn abermals auf's Neue der Sturm seiner krankhaften Gefühle. Ein Gast des Herzogs, einer jener weltgewandten Halbgelehrten, die durch den Glanz ihrer Unterhaltung auf Andere wirken, wurde daselbst mit großer Auszeichnung behandelt. Tasso fühlte sich durch die Bevorzugung dieses Mannes gekränkt; anstatt sich ihm zu nähern, schilderte er ihn in einem Gedichte satyrisch unter dem Namen Mops. Dadurch aufgebracht, wandte sich Jener an den Herzog und, indem er Tasso's Betragen als Beweis einer Geistesstörung benutzte, bestimmte er ihn, die früheren Manuscripte Tasso's, welche er noch in Händen hatte, diesem nicht zurückzugeben. Vergebens bat Tasso um die Zurückgabe seiner Werke; er sah in dieser Behandlung die bitterste Kränkung und floh abermals aus Ferrara. Die Veranlassung zu dieser zweiten Flucht hat Goethe in seinem Tasso benutzt und man erstaunt über die Feinheit der Ausführung, wenn man das Gespräch zwischen Antonio und Tasso im zweiten Aufzuge des dramatischen Gedichtes prüft. Die gährende Reizbarkeit Tasso's gegenüber dem weltmännischen Selbstbewußtsein Antonio's sind von Anfang an so schroff gegenübergestellt, daß es nur als eine ganz natürliche psychologische Folge erscheint, wenn Beide zuletzt sich unerträglich finden und Jeder dem Andern von Grund aus verhaßt wird.

Tasso floh nun nach Mantua, von da nach Padua, nach Venedig, und endlich, theils auf Anrathen des Herzogs von Urbino, wahrscheinlich aber auch von seiner eigenen Leidenschaft getrieben, ging er nach Ferrara zurück. Gleichgiltig und verstimmt empfing ihn der Herzog, und Tasso, durch diese Behandlung auf's Höchste gereizt, entgegnete derselben mit bittern Klagen und Vorwürfen.

Um dieselbe Zeit waren mehrere Ausgaben seines „befreiten Jerusalem“ erschienen. Unglücklicherweise hatte er selbst früher einmal in einem seiner Werke von den Florentinern ungünstig geurtheilt, und da die Academia della Crusca zu Florenz grade damals maßgebend in ihren Urtheilen über poetische Werke war, so wurde er nun von ihr heftig angegriffen und aus Rache im Gegensatz zu Ariost, dem Florentiner, herabgesetzt. Tasso antwortete auf diesen Angriff mit Mäßigung, doch zeigte er in Folge all dieser herben Schicksale nun wirklich Anfälle von Irrsinn, und wenn er auch in freien Stunden seine Freunde empfangen, schreiben und dichten konnte, so ward doch die Melancholie immer mehr Herr seines Wesens. Nicht selten beschuldigte er den Herzog offen als den Urhebe raller seiner Leiden, bis dieser sich endlich 1579 genöthigt sah, den Dichter in das Hospital bringen und dort auf das Strengste bewachen zu lassen. Diese Vorkehrung ist dem Herzog Alfons vielfach verdacht worden; es ist jedoch jedenfalls leichter, einen Dichter, den man nur nach seinen Werken und seinen Klagen beurtheilt, in Schutz zu nehmen, als der Güte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die jahrelang sein unstetes Wesen, seine krankhafte Reizbarkeit ertrug und vielleicht sogar persönliche Beleidigungen hinzunehmen hatte. Auch hierin hat Goethe das Richtige festgehalten und den strafenden Alfons als väterlichen strengen Freund gezeichnet. Tasso jedoch erkennt dies nicht an und Alfons macht ihm den ernsten Vorwurf:

Wie ich zu Dir gesinnt bin, fühlst Du nicht.

Vergeblich waren die Verwendungen des Kaisers Rudolph, Papst Gregor's XIII. und mehrerer Fürsten; ja selbst die Stadt Bergamo hatte den Herzog vergeblich um Tasso's Freilassung bitten lassen; endlich im Jahre 1586 gelang es dem Sohne des Herzogs von Mantua, Vincenz Gonzaga, einem liebenswürdigen Jüngling, der als Gast bei der Vermählung Cesar's d'Este mit Virginia von Medicis in Ferrara weilte, Tasso's Freiheit von Alfons zu erlangen. Diese wurde jedoch anfänglich nur unter der Bedingung bewilligt, daß der Dichter nicht aus Mantua's Mauern entlassen werden sollte, und als auch diese harte Bedingung zuletzt durch die Bemühungen des jungen Prinzen erlassen ward, geschah es unter dem ausdrücklichen Gebot, daß Tasso Ferrara's Grenzen nie wieder betreten dürfe.

Die folgenden Lebensjahre Tasso's sind eine Reihe von unglücklichen Reisen, wobei auch sein dichterisches Talent nicht mehr im alten Glanze strahlt. Dies bewies er namentlich durch sein „erobertes Jerusalem,“ wie er das „befreite Jerusalem“ in einer aus Rache gegen Alfons unternommenen Umarbeitung benannte. Der junge Fürst von Conca, bei dem er diese Umarbeitung vornahm, wünschte, eifersüchtig auf den Ruhm des Hauses Este, daß Tasso diese neue Arbeit bei ihm vollenden möge. Nachdem ihm Tasso die beiden ersten Gesänge vorgelesen hatte,

sicherte sich der Fürst den Besitz derselben, und der Dichter, welcher sich und sein Werk auf diese Weise abermals als eine Art von Gefangenen erkannte, nahm seine Zuflucht zu einem Marquis de Villa, bei welchem er endlich eine Zeit ruhigen Lebens und genußreicher Thätigkeit verbrachte. Die Mutter eines seiner Freunde, die er sehr schätzte, hatte gewünscht, ein Werk von ihm zu lesen, das eine heilige Geschichte zum Gegenstand hätte, und ihr zu gefallen entschloß sich Tasso, ein Gedicht über die Schöpfung der Welt zu schreiben, das aber leider unvollendet blieb.

Eine freundlichere Zukunft schien sich nun vor dem Dichter zu entfalten. Der Cardinal Hyppolit Aldobrandini hatte unter dem Namen Clemens VIII. den päpstlichen Stuhl bestiegen, und sein Neffe, der junge Fürst Cinzio Aldobrandini, ein Bewunderer Tasso's, bat diesen schriftlich, nach Rom zu kommen, woselbst er eine Wohnung in seinem Palast finden sollte, um sich ganz der Dichtkunst zu widmen. Tasso nahm dies Anerbieten an und reiste 1594 nach Rom. Eine Räuberbande machte damals den Weg unsicher und Tasso blieb unterwegs mit seinen Gefährten in der Burg Mola zurück. Da ließ ihm Sciarra, der Anführer der Bande, eine Bedeckung anbieten, indem er versprach, ihn und seine Begleiter mit Sicherheit überall hin zu bringen, wo er begehre, und um den Dichter von aller Furcht zu befreien, zog sich Sciarra mit seinen Leuten von der Burg zurück. Tasso vertraute dem Versprechen des Räuberhauptmannes und kam glücklich, aber mit zerrütteter Gesundheit, in Rom an, wo er vom Papst, von Cinzio Aldobrandini und vielen hohen Gönnern auf das Herzlichste empfangen wurde. Man wollte bald darauf für Tasso eine öffentliche Dichterkrönung auf dem Capitol veranstalten und ganz Rom sah in Jubel diesem Fest entgegen, während derjenige, dem es gelten sollte, sich bereits krank und gebrochen fühlte. Eine Unpäßlichkeit des Cardinals Cinzio veranlaßte eine Verzögerung der Feier, und Tasso, der sich von einem heftigen Fieber ergriffen fühlte, ließ sich in das Kloster San Onofrio bringen, wo er bald in eine tödtliche Krankheit verfiel. Er empfing später noch den Besuch des wiedergenesenen Cardinals Cinzio Aldobrandini und starb am 25. April 1595 in den Armen seines Beichtvaters und umgeben von den Mönchen des Klosters. Ohne Pomp ward er im Kloster begraben. Ein Denkmal, welches ihm Cinzio Aldobrandini setzen lassen wollte, kam durch dessen Tod ebenfalls nicht zur Ausführung. Somit vereitelte das Schicksal dem Lebenden wie dem Todten jede öffentliche Auszeichnung.

Tasso war von schlankem Wuchs, sein Gesicht von ernstem, edelm Ausdruck, das Auge groß und blau. Er pflegte langsam zu sprechen und vermied dabei jede heftige Bewegung des Körpers wie der Arme. Sein Aeußeres erschien durchaus ruhig, während es in seinem Innern gährte, und dieser Widerspruch seines Wesens war häufig die Veranlassung zu Mißverständnissen. Lachen sah man ihn selten.

Zu Ende April 1857 ist Tasso's Grab geöffnet worden. Man fand nur noch einige Theile des Skelettes, die hierauf mit Ehrenbezeugungen in ein neues Mausoleum, welches im päpstlichen Auftrage vom Bildhauer Fabris in Marmor ausgeführt worden war, überbracht und feierlich darin beigesetzt wurden.

Schiller's französisches Bürgerrecht.

Nach den authentischen Quellen.

Unsere westlichen Nachbarn haben gewissermaßen ebenfalls unser Schillerfest mitgefeiert. Grade in diesen Tagen hat einer der ausgezeichnetsten Kenner der deutschen Literatur in Frankreich, Herr Adolphe Regnier, früher Erzieher der Prinzen von Orleans, mit denen er längere Zeit in Eisenach verweilte, jetzt Mitglied des französischen Instituts, eine vollständige Uebersetzung unseres nationalsten Dichters zu veröffentlichen begonnen. An die Spitze derselben ist eine Lebensbeschreibung Schiller's gestellt, welche, auf's Eleganteste besonders abgedruckt, wenige Tage vor der Jubelfeier dem Buchhandel übergeben ist (unter dem Titel: Vie de Schiller par Ad. Regnier, Membre de l'Institut. Paris. Librairie de L. Hachette et Comp. 1859. gr. 8. IV, 206).

Ohne Zweifel wird sie nicht wenig dazu beitragen, unserm Dichter auch in Frankreich eine immer wachsende Liebe zu gewinnen und diese wird dann nicht verfehlen, auch dort, wenn auch nicht in demselben Grade, wie in unserm, des Dichters, Vaterlande, segensreich zu wirken.

Mit der größten Sorgfalt, unter Benutzung

aller bisher eröffneten Quellen und Hilfsmittel ausgearbeitet, verbindet sie die wärmste Theilnahme, Achtung und Liebe zu unserm Dichter mit einem vollen Verständniß, einer scharfsinnigen Prüfung und einem klaren Urtheil in Bezug auf seine Werke. Obgleich wir keineswegs des Herrn Verfassers ästhetische Grundsätze und daraus gezogene Folgerungen uns ohne Vorbehalt aneignen möchten, so können wir doch nicht umhin, der Gewissenhaftigkeit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, mit welcher Herr Regnier sich bemüht hat, möglichst unparteiisch zu urtheilen und insbesondere in einem tiefern Verständniß deutschen Lebens, als man sonst in Frankreich anzutreffen pflegt, den Schlüssel zur Erklärung mancher Erscheinungen zu suchen, welche jenseits des Rheins in Schiller's Werken auffallen möchten.

In Bezug auf Schiller's — des Dichters, welcher nie die Grenzen seines Vaterlandes gesehen hat — äußeres Leben wird man in einem außerhalb Deutschland abgefaßten Werke kaum etwas Neues suchen; dennoch ist schon oben in der Ueberschrift das Moment angedeutet, welches ihn in nähere Beziehung mit Frankreich gebracht hat und über dieses gewährt diese Lebensbeschreibung die ersten authentischen Mittheilungen. Wir erlauben uns deshalb, die sich darauf beziehende Stelle (S. 110) zu übersetzen:

„Wenige Wochen vor dem Besuche seiner (Schiller's) Mutter erwies ihm die gesetzgebende Versammlung von Frankreich eine Ehre, auf welche er, wie ich glaube, zwei oder drei Jahre früher stolzer gewesen sein würde. Auf den Vorschlag von Guadet, welcher im Namen einer außerordentlichen Commission das Wort führte, faßte sie am 26. August 1792 einen Beschluß, welcher siebzehn Fremden von sehr verschiedenartiger Berühmtheit das französische Bürgerrecht ertheilte; unter ihnen befanden sich neben Wilberforce, Washington, Kosciusko u. s. w. die Deutschen Campe, Klopstock und der Redner des Menschengeschlechts, Anacharsis Cloots. Ein Mitglied, dessen Namen unbekannt geblieben ist, welches sich aber ohne Zweifel erinnerte, einige Monate vorher im Moniteur gelesen zu haben, „daß die Tragödie Fiesco ein geniales Werk, die Verschwörung des Republikanismus gegen die Monarchie, der in Handlung gesetzte Kampf der Grundsätze, der schönste theoretische und thatsächliche Triumph des Republikanismus sei," beantragte, den Namen des Herrn Schiller, eines deutschen Publicisten, dieser Liste „der Freunde der allgemeinen Freiheit und Brüderschaft" beizufügen. Die Versammlung stimmte ohne Zögern bei, indem sie vielleicht wenigstens etwas besser als der Schreiber wußte, was sie that; dieser verwandelte in dem Sitzungsprotocolle Schiller's Namen in Giller. Der Moniteur, dem das Wort ohne Zweifel nicht fremdartig genug aussah, verlängerte Giller in Gilleers; das Bulletin des Lois, weniger gelehrt, druckte kurzweg Gille und — o Eitelkeit des Ruhms! — Herr Gille, deutscher Publicist in Deutschland (à M. Gille, publiciste allemand en Allemagne) ist es, an welchen der Minister des Innern, Roland, am 10. October des 1. Jahres der Republik einen Abdruck des Gesetzes vom 26. August schickte, versehen mit dem Staatssiegel und unterzeichnet Clavière und Danton."

In einer Anmerkung bemerkt Herr Regnier, daß das Protocoll der Sitzung vom 26. August G i l l e r hat (s. T. XIII des Procès-verbaux p. 358) und daß das Manuscript, welches sich in den kaiserlichen Archiven befindet, mit dem gedruckten Text übereinstimmt. Der Moniteur vom 28. August hat in seinem Bericht G i l l e e r s; die Collection générale des Lois (T. X in 4. p. 655 Nr. 2372), so wie der Abdruck, welcher an Schiller gesandt ward, und Roland's beigefügter Brief endlich schreiben Gille, das Manuscript des Gesetzes dagegen, welches in den Archiven bewahrt ist, hat Giller, wie der Graf von Laborde, der Oberaufseher der kaiserlichen Archive, dem Herrn Verfasser versichert hat.

Notiz.

Die Verlagshandlung von Karl Göpel in Stuttgart hat ein interessantes, von Oertinger, nach einem um 1760 von Nic Guibal gemalten Bilde, gestochenes Blatt „Schiller's Jugendbild" herausgegeben, dessen Besitz allen Verehrern unsers großen Dichters sehr willkommen sein wird. Die Züge sind überaus fein und geistvoll, dabei freier als man sie zu sehen gewohnt ist, und die ganze Haltung des Porträts trägt einen aufstrebenden genialen Zug, wie er dem idealen zwanzigjährigen Dichter entsprechend erscheint. —



Vierte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Ueber die Verkohlung des Torfes.

Von

August Vogel.*)

Die Versuche, den Torf gleich wie das Holz zu verkohlen, sind sehr alt, und wurden zunächst durch das Bestreben, den Torf zu metallurgischen Zwecken zu benutzen, hervorgerufen. Schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war an vielen Orten Deutschlands die Besorgniß, daß die vorhandenen Wälder nicht mehr ausreichen würden, um das nöthige Kohlenquantum für die Eisenerzeugung zu liefern, so allgemein, daß man bedacht war, ein geeignetes Surrogat in der Torfkohle zu suchen. Schon Carlowitz in seiner 1712 erschienenen Sylvicultura oeconomica spricht von der Verkohlung des Torfes in gewöhnlichen Meilern. Bald darauf — um das Jahr 1735 — wurden durch Lange und Zanthier am Harz umfassendere Versuche über die Herstellung von Torfkohlen und Benutzung derselben zu metallurgischen Zwecken angestellt. Sie bedienten sich hierzu cylinderförmiger eiserner Oefen und erhielten Torfkohlen von hinreichender Qualität und in genügender Quantität, um damit größere Operationen vornehmen zu können. Der Erfolg ist sehr bezeichnend, obwohl er sich so ziemlich bei allen ähnlichen Versuchen wiederholt hat und wiederholen wird, so lange die Welt steht. Die Opposition gegen diese Versuche war allgemein, sowohl von Seite jener großen Menge, die jeder Neuerung an und für sich abhold ist, als auch von Seite Derjenigen, die bei dem Holzverbrauche interessirt waren. Da die Thatsache nicht zu bestreiten war, daß man aus Torf wirkliche Kohle erhalten und dieselbe zur Darstellung von Eisen benutzt hatte, so wurde behauptet, die Torfkohle entwickle eigenthümliche saure Dämpfe, welche das Eisen angriffen und dessen Qualität alterirten.

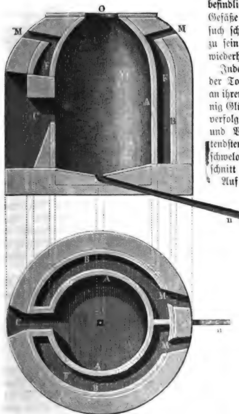
Allerdings war die Zeit nicht gekommen, um diesem Surrogat der Holzkohle sogleich den Weg zu bahnen. Es bedarf in der Regel langer Zeit und dringender Noth, um einer Neuerung im Kampfe mit eingewurzelten Vorurtheilen und entgegenstehenden Interessen Eingang zu verschaffen. Auch ist die Kohle aus gewöhnlichem Torfe gar nicht von der Art, um sich durch ihre Qualitäten für den Eisenhüttenproceß besonders zu empfehlen, und es hätte jener lächerlichen Behauptung gar nicht bedurft, um in einer Zeit, in welcher die Holzkohle noch im Ueberfluß vorhanden war, die Torfkohle zu decreditiren.

Gleichwohl blieb die Idee noch immer rege, und die Versuche häuften sich aller Orten, wenn sie auch nach einiger Zeit immer wieder aufgegeben wurden. Selbst in Schweden versuchte man die Verkohlung des Torfes

*) Vergl. „Der Torf, seine Natur und Bedeutung." Braunschweig, George Westermann. 1859.

für die Zwecke der Eisenbereitung und zwar in der Art der gewöhnlichen Theeröfen, wobei sich jedoch der Aufwand für die Feuerung als zu hoch ergab. Als endlich die Gasbereitung allgemeiner wurde und zu der Erfahrung führte, daß alle in geschlossenen Retorten erzeugte Kohle viel härter sei, als die Meilerkohle, glaubte man den Hauptmangel der gewöhnlichen Torfkohle beseitigen zu können, und alle Versuche hatten mehr oder minder die Retortenverkohlung zur Grundlage. Die neuere Zeit brachte eine Menge von Projecten und Versuchen, welche theils in verschiedenartiger Anwendung der ältern Verkohlungsarten, theils aber auch in wirklich neuen Systemen bestanden, von welchen einige in wissenschaftlicher wie praktischer Beziehung besondere Aufmerksamkeit verdienen, und wahrscheinlich erst nach längerer Erfahrung und vollständiger Ausbildung auf diejenige Stufe praktischer Bedeutung werden gehoben werden, die sie einzunehmen verdienen. Wir übergehen hier die früher ausschließlich gebrauchte Verkohlung in offenen und geschlossenen Meilern, welche immer ein ziemlich ungenügendes Resultat ergeben und wollen von den verschiedenen Systemen der Torfverkohlung nur in Kurzem die Retortenverkohlung und die Verkohlung durch überhitzten Dampf erwähnen.

Figur 1.



Der erste Versuch der Retortenverkohlung wurde schon um das Jahr 1750 am Brocken gemacht. Man stellte zu diesem Ende zwei eiserne Oefen oder Cylinder von verschiedenem Durchmesser in einander und füllte sowohl den innern als auch den Raum zwischen den beiden Cylindern mit Torf an. Letzterer wurde sodann in Brand gesetzt und verkohlte durch seine Hitze den im kleinern (verschlossenen) Cylinder befindlichen Torf. Die entwickelten Gase und Dämpfe des innern Cylinders wurden durch ein am Boden desselben befindliches Rohr abgeführt und in einem Gefäße condensirt und gesammelt. Der Versuch scheint nicht sonderlich glücklich gewesen zu sein, da er am dortigen Torfwerke nicht wiederholt wurde.

Indessen wurde die einmal angeregte Idee der Torfverkohlung in Retorten, obwohl sie an ihrem ersten Ursprunge, am Brocken, so wenig Glück gemacht hatte, anderwärts mit Eifer verfolgt, und eine Menge von Vorschlägen und Versuchen gemacht. Einer der bedeutendsten ist der sogenannte schwedische Theerschwelofen, wovon wir in Figur 1 Durchschnitt und Grundriß geben.

Auf einem starken Fundamente wird ein glockenförmiger Ofen AA von 15 Fuß Höhe und 10 Fuß innerm und 11 Fuß äußerm Durchmesser aus feuerfestem Material aufgeführt. Oben ist derselbe bis auf eine Oeffnung von drei Fuß zugewölbt. Um denselben wird ein zweiter Ofen oder Mantel BB aufgeführt, welcher unten $1\frac{1}{2}$ Fuß, oben aber etwa nur $\frac{1}{2}$ Fuß von dem erstern absteht. Dieser Mantel erhält eine Stärke von $3\frac{1}{2}$ Fuß. An einer Seite des Ofens werden sowohl im innern als äußern Gemäuer die nöthigen Oeffnungen für das Leere des innern Ofens als auch für Feuerungen gelassen. Der leere Raum zwischen Mantel und Ofen bildet den

Feuerraum, FF, und wird an zwei entgegengesetzten Seiten durch eine Zunge in zwei Theile getheilt. Oben, wo sich der Mantel an die Glocke anschließt, sind im Mauerwerke vier Luftzüge, MM, ausgespart; sie dienen als Kamine und sind mit Schiebern versehen. In den Feuergängen befinden sich Röste von Ziegelsteinen. Der Herd ist in der Mitte vertieft und endet hier in einem Canal, welcher etwa 20 Fuß vom Ofen entfernt in ein mit einem Dampfkamine versehenes Reservoir führt.

Zur Vornahme der Verkohlung wird der Ofen A mit Torf gefüllt, das Kohlloch C vermauert und die Oeffnung O mit einer Platte verschlossen und verkittet. Alsdann wird in den beiden Feuerräumen Feuer gemacht und dieses so lange fortgesetzt und verstärkt, bis der ganze innere Ofen glüht und aus dem Rohre n kein sichtbarer Rauch mehr entweicht. Die flüssigen Destillationsproducte sammeln sich in dem mit dem Rohre in Verbindung stehenden Reservoir.

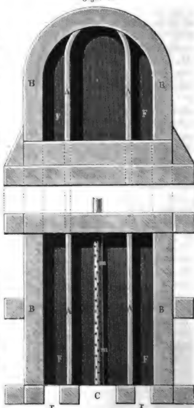
Unter den vielen Modificationen dieses Ofens ist die in Figur 2 dargestellte nicht ohne Interesse, weil sie bei großem Rauminhalte eine bedeutende Ersparniß an Bau- und Brennmaterial gewährt.

Auch hier ist ein innerer Ofen AA mit einem Mantel BB umgeben, beide sind aber nicht glockenförmig, sondern bilden in der Grundfläche Parallelogramme und oben einfache Tonnengewölbe. Die Räume FF zu beiden Seiten bilden die Feuergassen, die Vorderwand hat bei C eine große Oeffnung zum Einbringen des Torfes und Entleeren der Kohlen, daneben an jeder Seite eine Feuerung rr. An der Hinterseite befindet sich für jede Feuerung ein Kamin. Der Boden des Ofens ist in der Mitte der ganzen Länge nach etwas vertieft, in welcher Vertiefung eine Rinne von gebranntem und glasirtem Thone liegt, welche nach der Hinterwand geneigt und mit durchlöcherten Hohlziegeln bedeckt ist, mm. Sie dient zum Abführen der Gase und flüssigen Destillationsproducte, und führt wie beim vorigen Ofen in ein entferntes, mit Kamin versehenes Reservoir.

Die Behandlung dieses Ofens ist ganz wie jene des vorigen.

Völlig übereinstimmend mit diesen Oefen sind die von Muspratt beschriebenen ostfriesischen Oefen, nur ist dort noch die Vorkehrung getroffen, die aus dem Torfe entwickelten brennbaren Gase in den Feuerraum zu leiten und dort nutzbar zu verwenden.

Figur 2.



Ein solcher ostfriesischer Ofen liefert bei jeder Beschickung nahezu 20 Centner Kohlen. Da man gewöhnlich sehr guten Baggertorf verwendet, so sind die Kohlen gut, jedoch selten gleichmäßig, weil die Verkohlung im Innern des Ofens nicht leicht vollständig ist. Der Aufwand an Brennmaterial ist bedeutend, die Ausbeute an Theer gering.

Ganz nach demselben Principe sind die Oefen, welche auf einem Torfwerke in der Nähe von Paris in Gebrauch waren; nur liegen dort die Feuercanäle auch unter den Retorten und umgeben sie von allen Seiten, wodurch die Verkohlung befördert und der Brennmaterialaufwand vermindert wird.

Auch diese Oefen haben die Gestalt eines länglichen Vierecks von 20 Fuß Länge, 15 Fuß Breite und 10 Fuß Höhe (Fig. 3). An jeder der beiden kurzen Seiten führen zwei

Oeffnungen aa zu zwei gewölbten Räumen, welche 8 Fuß tief, 4 Fuß breit und eben so hoch sind und deren Wandstärke 6 Zoll beträgt.

Diese vier Kammern bilden die Retorten, in welchen der Torf verkohlt wird. An jeder der beiden Langseiten liegt ein Feuerherd f mit Rost und Aschenfall; das Feuer circulirt erst in Canälen unter den Retorten, dann neben und über denselben und entweicht zuletzt in einen gemeinschaftlichen in der Mitte liegenden Kamin. Die Destillationsproducte entweichen unmittelbar aus den Retorten durch eiserne Rohre von 9 Zoll Durchmesser in den Feuerraum und verbrennen dort. Die Operation dauert 40 bis 43 Stunden. Der verkohlte Torf wird alsdann mit Haken in große eiserne Kästen mit dichtem Schluß gezogen, in welchem er erkaltet. Der ziemlich beträchtliche Abfall an Kohlenklein wird mit Lehmwasser angemacht und zu Ziegeln geformt.

Fig. 3.



Analog sind die aufrechtstehenden Oefen zu Crouy-sur-l'Ourcq bei Meaux construirt, Figur 4.

Der Torf befindet sich hier in einem cylinderförmigen Raum a, in welchen er durch die Oeffnung bei f gebracht wird, die, während der Operation mit einer eisernen Platte dicht geschlossen wird. Unten ist der Cylinder mit einem Schieber i geschlossen, der nach beendigter Verkohlung gezogen wird, wodurch die Kohle in den fest verschlossenen Raum k fällt und dort erkaltet. Die Heizung geschieht durch die beiden Feuerräume c, welche in spiralförmige Canäle münden, die den Cylinder a von allen Seiten umgeben. Die Räume dd dienen zur Isolirung und sind entweder leer oder mit Torfasche gefüllt. Die Destillationsproducte entweichen durch das Rohr l in einen Condensator; die nicht condensirten Gase werden in die beiden Heizräume geleitet. Vortheilhaft ist hierbei die Vorrichtung zur Entleerung des Ofens und Abkühlung der Kohlen, weil jede Berührung der glühenden Kohlen mit atmosphärischer Luft, auch wenn sie nur wenige Minuten dauert, großen Verlust verursacht.

Bei allen diesen Oefen ist der Verbrauch von Brennmaterial so groß, daß der Betrieb nur unter besonders günstigen Absatzverhältnissen ein gutes ökonomisches Resultat ergibt. Versuche, diesem Mißstande abzuhelfen, wurden viele gemacht, meist ohne erhebliches Resultat, weil der Torf bei seiner sehr geringen Leitungsfähigkeit im Innern der Retorte lange der Einwirkung der äußern Wärme widersteht, und daher eine sehr intensive und anhaltende Feuerung nöthig ist, um vollständig gare Kohlen zu erhalten. Bei Retorten von Mauerwerk wie bei den vorerwähnten Constructionen kann man das erforderliche Brennmaterial auf mindestens ein Drittel des zu

Figur 4.



verkohlenden Torfes annehmen. Bei eisernen Retorten ist der Verbrauch etwas geringer.

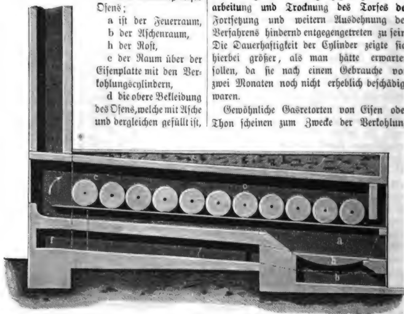
Unter den Systemen mit eisernen Retorten zeichnet sich jenes von Wolfensberger in Zürich durch sehr geringen Brennmaterialbedarf und seine Eigenthümlichkeit aus. In München war ein von ihm erbauter Versuchsofen mehrere Monate im Betrieb, das System wurde jedoch in Baiern nicht weiter verfolgt.

Seine Vorrichtung besteht in einem Ofen von 18 Fuß Länge und 7 Fuß Breite, in welchem eine geneigte Eisenplatte befindlich ist, auf welche 10—12 Cylinder von Eisenblech von 30 Zoll Länge und 15 Zoll Durchmesser, die den Torf enthalten, zu liegen kommen.

Ein jeder dieser Cylinder hat im Mittelpunkte des Deckels ein rundes Loch von 1 Zoll Durchmesser, durch welches die bei der Verkohlung entwickelten Dämpfe und Gase entweichen, welche sogleich unmittelbar in die Feuerzüge ausströmen, und dort entweder sich entzünden oder mit der Feuerluft in den Schornstein abziehen. Die Figuren 5 und 6 geben einen Durchschnitt und den Grundriß dieses Ofens;

a ist der Feuerraum,
b der Aschenraum,
h der Rost,
c der Raum über der Eisenplatte mit den Verkohlungscylindern,
d die obere Bekleidung des Ofens, welche mit Asche und dergleichen gefüllt ist,
f die Kaminöffnung,
gg der untere Feuerzug, welcher durch eine Zunge in zwei Theile getheilt ist.

Figur 5.



Der Raum für die Cylinder hat vorn und hinten eine entsprechende Thür. Durch die hintere Thür werden die gefüllten Cylinder eingebracht, die man nach einander auf der Platte nach vorn rollen läßt, worauf man mit dem Feuern beginnt. Das Feuer zieht zuerst unter der gußeisernen Platte nach hinten, steigt dort in die Höhe, zieht dann über den Cylindern hin und entweicht zuletzt durch die beiden untern Canäle in den Kamin.

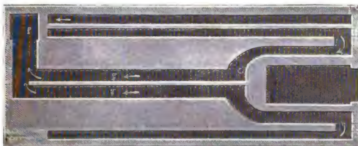
Die mit diesem Ofen angestellten Versuche ergaben in Bezug auf die Betriebskosten kein ungünstiges Resultat. Jede Verkohlung erfordert ungefähr eine Stunde Zeit, und ein Fünftel des eingesetzten Quantums an Brennmaterial. Die Ausbeute an Kohle betrug 30 bis 35 Procent; da man aber nur gewöhnlichen Stichtorf verwendet hatte, so war die erhaltene Kohle sehr brüchig und von geringer Qualität, was Veranlassung gab, daß man die Versuche nicht fortgesetzt hat. Später wurden dieselben in der Schweiz wieder aufgenommen, allein auch dort scheint der Mangel einer vorgängigen guten Bearbeitung und Trocknung des Torfes der Fortsetzung und weitern Ausdehnung des Verfahrens hindernd entgegengetreten zu sein. Die Dauerhaftigkeit der Cylinder zeigte sich hierbei größer, als man hätte erwarten sollen, da sie nach einem Gebrauche von zwei Monaten noch nicht erheblich beschädigt waren.

Gewöhnliche Gasretorten von Eisen oder Thon scheinen zum Zwecke der Verkohlung

noch nicht im Großen verwendet worden zu sein, obwohl schon zahlreiche Versuche gemacht wurden, Leuchtgas aus Torf zu bereiten. Es scheint nicht unmöglich, daß bei einer zweckmäßigen Einrichtung des ganzen Verfahrens, namentlich bei einer geeigneten Verwendung der Destillationsproducte, sich ein günstiges ökonomisches Resultat ergebe. Bei Verwendung von gutem Torfe, der entweder durch Pressen oder durch geeignete Bearbeitung verdichtet worden ist, werden aus den über deren praktischen Werth übrig bleiben. Wir geben in Figur 7 nach Muspratt einen Theil seines Apparates.

a ist ein gewöhnlicher Dampfkessel, neben welchem rechts und links je sechs Verkohlungscylinder liegen, von welchen in Figur 7 nur zwei, b b, angegeben sind. Die Feuerzüge des Dampfkessels münden in Canäle, welche die Cylinder umgeben, und alsdann in ein Kamin. Der Dampf wird aus dem

Figur 6.



Retorten sehr gute Kohlen erhalten, und die übrigen Producte, wie Holzessig, Ammoniak und Theer, so wie die durch weitere Destillation des letztern erhaltenen Oele gewinnen stetig an Werth, so daß der Zeitpunkt kaum mehr fern sein dürfte, wo selbst eine etwas kostspieligere Erzeugung derselben sich rentabel erweisen wird.

Als man die merkwürdigen Eigenschaften des überhitzten Dampfes kennen lernte, suchte man dieselbe auch alsobald zur Verkohlung des Torfes zu verwenden; doch scheint die Sache so ziemlich bei dem Versuche stehen geblieben zu sein. Vignoles hatte hierauf ein Patent genommen, und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß seine Construction genial gedacht ist, wenn auch einige Zweifel

Kessel zuerst in Schlangenrohre geleitet, von welchen man eines bei H sieht, und dort durch eine angebrachte Feuerung nochmals stark erhitzt. Nach der vorliegenden Beschreibung soll der Dampf aus dem ersten Cylinder durch ein Rohr durch den Ofen, von dort durch den zweiten Cylinder und das zweite Schlangenrohr gehen, so daß der Inhalt sämmtlicher Cylinder an jeder Seite des Kessels durch denselben Dampfstrom verkohlt wird. Dies scheint uns jedoch unwahrscheinlich; vielmehr wird wohl für jeden Verkohlungscylinder eine gesonderte Dampfleitung bestehen müssen. Noch weniger glaubhaft scheint uns die weitere Angabe, daß der Dampf nach seinem Austritte aus dem letzten Cylinder noch benutzt werde, eine Dampfmaschine zu treiben. Ohne Zweifel wird der stark überhitzte Dampf, wenn er einmal aus dem Torfe alles darin befindliche Wasser ausgesogen hat und die eigentliche Destillation beginnt, so sehr mit Theerdämpfen und

Figur 7.



den übrigen Destillationsproducten, für welche ja kein anderer Ausweg besteht, überladen sein, daß er schwerlich zum Betrieb einer Dampfmaschine geeignet sein dürfte. Die Cylinder sind unten konisch geformt und haben oben und unten eine luftdicht verschließbare Oeffnung, erstere um den Torf einzubringen, letztere um die Kohlen zu entleeren. Diese fallen sodann in Kasten von Eisenblech, welche ebenfalls luftdicht verschlossen werden und sich auf einer Schienenlage bewegen.

Wir glauben, ohne der Autorität Vignoles' zu nahe zu treten, einen bescheidenen Zweifel äußern zu dürfen, ob jemals dieses System in der angegebenen Weise im Großen ausgeführt worden sei oder mit Erfolg ausgeführt werden könne.

Ueberhitzter Dampf ist bekanntlich ein vortreffliches Mittel, um Gegenstände von kleinerm Volumen zu trocknen oder selbst zu verkohlen. So wie aber der Raum, den der Dampf ausfüllen soll, ein größerer wird, so daß der Dampf einige Zeit braucht, um ihn gleichmäßig zu erwärmen, so muß nothwendig an den Theilen, welche erst später eine Temperatur von mehr als 80 Grad erhalten, eine Condensation von Wasserdämpfen eintreten, was eine sehr ungleiche und verzögerte Verkohlung zur Folge hat. Wir vermissen ferner eine geeignete Fürsorge für den Abzug der Destillationsproducte. Sie können wohl nur mit dem abziehenden Dampfe weggehen, wodurch aber letzterer für weitere Carbonisation unbrauchbar wird. Eine fortwährende wiederholte Erhitzung und Benutzung der abgehenden Dämpfe scheint sehr problematisch und würde im besten Falle wohl eine von dem ersten Cylinder sehr abweichende Verkohlung ergeben. Ob es möglich sei, Cylinder von der Größe von 10 Fuß und 6 Fuß Durchmesser mit erhitztem Dampfe zu bearbeiten und ob ein einziger Dampfkessel für zwölf solche Cylinder ausreichen werde, kann ebenfalls, ehe es nicht thatsächlich dargethan ist, billig bezweifelt werden.

Die Kosten eines solchen Apparats würden endlich sowohl in der ersten Anlage als beim Betriebe sehr bedeutend sein. Bekanntlich leiben die Rohre, in welchen der Dampf nochmals erhitzt wird, in hohem Grade und sind äußerst schwierig dicht zu erhalten; der Aufwand an Feuerungsmaterial ist ebenfalls nicht gering.

Alle diese Umstände begründen die Annahme, daß die Verwendung von überhitztem Dampfe sich wohl zu Verkohlungen im kleinen Maßstabe, wo der Kostenpunkt kein wesentliches Moment ist, nicht aber zur Torfverkohlung, bei welcher es sich vor Allem um Herstellung großer Massen handelt, eignen könne.

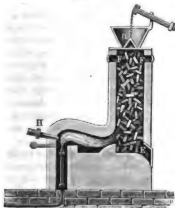
In neuester Zeit hat die nähere Beobachtung und Verwendung der Hohofengase auf ein System aufmerksam gemacht, das anfangs nur zur Trocknung, dann aber auch zur Verkohlung angewendet und in verschiedener Weise zur Ausführung gebracht worden ist. Wir haben diese Verwendung von unmittelbarer Feuerluft — verbrannten Gasen — schon bei der Trocknung des Torfes erwähnt, wo ihre Resultate sich nicht ganz günstig zeigten. Anders ist es bei der Verkohlung, und es scheint beinahe, als wenn dieses Verkohlungssystem, das jetzt noch in seiner Kindheit sich befindet, einer sehr großen Entwicklung und praktischen Anwendbarkeit fähig wäre. Uns wenigstens haben die bei den hiermit angestellten Versuchen erhaltenen Resultate wahrhaft überrascht, und wir würden gern diese Versuche auf ein größeres Feld ausgedehnt haben, wenn hierzu nicht die Gelegenheit gefehlt hätte. Vielleicht ist es uns gegönnt, später auf dieselben zurückzukommen und sie zum Gegenstand eines sorgfältigern wissenschaftlichen Studiums zu machen, wozu sich keine Verkohlungsmethode besser eignet, weil keine in solchem Maße eine genaue Beobachtung des ziemlich verwickelten Ganges der trockenen Destillation und Carbonisation gestattet. Die einfachste Methode der Anwendung dieses Systems besteht darin, daß man die abgehende Hitze einer andern Feuerung in einen geschlossenen feuerfesten Raum, der mit Torf gefüllt ist, leitet. Unerläßliche Bedingung hierbei ist, daß nur so viel atmosphärische Luft zugelassen wird, als zur Verbrennung dieser Gase erforderlich ist, ohne daß hierbei der mindeste Ueberschuß stattfindet, weil derselbe unfehlbar eine Entzündung und Verbrennung des Torfes zur Folge haben würde. Darum eignen sich hierzu insbesondere die Hohofengase, so wie überhaupt Gase aus Gasgeneratoren aller Art, theils weil bei diesen die Zulassung der atmosphärischen Luft am leichtesten zu reguliren ist, theils auch weil dieselben keine Funken erzeugen und daher eine Entzündung des Torfes weniger zu befürchten ist.

In dieser Weise ist die Verkohlung des

Torfes auf einigen schwedischen Hüttenwerken mit Glück versucht worden. Die schwierigste Aufgabe ist hierbei immer die Regulirung des Feuerzuges. Ein gewöhnlicher Kamin reicht hierzu nicht aus, wenigstens konnten wir bei den angestellten Versuchen mit einem solchen nur einen sehr langsamen Fortschritt der Verkohlung erreichen, weil der Torf, den die verbrannten Gase zu durchstreichen haben, zu viel Widerstand darbietet. Besser gelangt man zum Ziele, wenn die Gase und die atmosphärische Luft durch ein Gebläse mit einigem Drucke eingeführt werden. Dies vermehrt zwar die Betriebskosten in Etwas, gibt aber zugleich die Möglichkeit, sämmtliche Destillationsproducte des zu verkohlenden Torfes zu gewinnen, wodurch diese Kosten vielleicht sogar mit Gewinn wieder compensirt werden.

Ein in dieser Weise construirter Ofen ist in Figur 8 dargestellt. Die Gase treten durch das Rohr J, die atmosphärische Luft durch H ein. Der Ofen wird von oben durch den Trichter a gefüllt; die Destillationsproducte treten bei F aus, von wo

Figur 8.

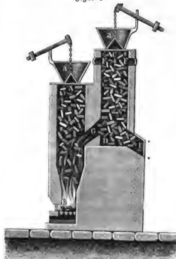


aus sie in gewöhnliche Condensationsapparate gelangen. Nach vollendeter Verkohlung öffnet man die Klappe bei E und fängt die Kohlen in eisernen Cylindern auf, welche sofort luftdicht verschlossen der Abkühlung überlassen werden müssen.

Will man die Feuerung statt mit Gas mit Torf oder einem andern Brennmaterial unterhalten, so wird der Ofen wie Figur 9 construirt. Die Luftzuführung geschieht alsdann am besten durch den Aschenraum und den Rost.

In der neuesten Zeit ist dieses System, jedoch mit einer völlig verschiedenen Constructionsweise, in ausgedehntem Maße auf dem baierischen Torfwerke Staltach in Ausführung gebracht worden.

Figur 9



Die Verkohlung geschieht hier durch Anwendung von directer Feuerluft. Der Verkohlungsofen besteht aus einem Cylinder von schwachem Eisenblech, 15 Fuß im Durchmesser und ungefähr 3½ Fuß hoch. Dieser ruht auf einer gemauerten Vertiefung von etwa 1 Fuß Tiefe und ist vollständig von einem zweiten Cylinder von Mauerwerk umgeben. Ueber der gemauerten Vertiefung befindet sich ein gitterartiger Rost, auf welchem der Torf aufgeschichtet wird. Die obere Cylinderöffnung ist mit einem Deckel geschlossen, welcher durch eine Hebevorrichtung in die Höhe gezogen werden kann. Ueber diesem Verkohlungsofen befindet sich ein kleiner Ofen zur Erzeugung der Feuerluft, mit einer Art von Pultfeuerung, deren Feuerfläche kaum zwei Quadratfuß beträgt. Die Feuerung mündet in den großen Ofen, die Gase werden dort durch Rohre gehörig vertheilt, entweichen sodann in einen gemauerten und gewölbten Raum, wo sich die Condensationsproducte absetzen und zuletzt mittelst eines kleinen ganz gewöhnlichen Exhaustors in einen Kamin. Diese ganze Vorrichtung und ihre Wirksamkeit sieht hier in der Wirklichkeit so überaus einfach und selbstverständlich

aus, daß man an die großen Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, bis man zu diesem Resultate gelangte und die ich aus eigener Erfahrung zur Genüge kennen gelernt habe, kaum erinnert wird. Der Ofen selbst faßt 528 Kubikfuß Torf; die Operation dauert durchschnittlich 15 Stunden, die Abkühlung 12 Stunden, der Verbrauch von Brennmaterialien beträgt für jede Operation 3½ Centner Holz oder Torf.

Die auf solche Weise bereitete Torfkohle ist von ausgezeichneter Qualität; ihr Heizwerth steht nach meinen Versuchen über dem der Holzkohle, sie ist klingend, sehr hart und fest und zeigt nicht selten einen metallischen Glanz wie Koaks. Sie ist viel schwerer als Holzkohle, — ein Sack bester Stockholzkohle wog 250 Pfund, ein gleiches Maß Torfkohle 450 Pfund. Das Ergebniß an Kohlen ist dem Raume nach 76,5 Procent, dem Gewichte nach 50 Procent.

Es liegt in der Natur des angewendeten Verkohlungsprincips, daß es gestattet, die Verkohlung beliebig lange fortzusetzen oder zu unterbrechen, daher sowohl stark wie schwach gebrannte Kohle zu erzeugen. Je nach der Stärke der Verkohlung variirt daher auch das Gewicht und die Consistenz der Kohle. Von diesen Torfkohlen ist schon eine große Menge in den Handel gebracht worden, so daß man sich von der Gleichmäßigkeit des Productes überzeugen konnte. In der bekannten Maffei'schen Maschinenfabrik werden sie bereits im Großen verwendet, wobei sie sich als vollkommen entsprechend bewährt haben. —

Die Wärme des Bodens.

Von Dr. K. Fraas.

Der Ausspruch, daß die Sonne das Allbelebende in der Natur sei, ist wohl seit der Existenz des menschlichen Geschlechtes schon im Bewußtsein gewesen und nirgends in Zweifel gezogen worden, obgleich über die Art dieser Lebensspendung man nur allmälig sich klar wurde. Die Menschen und Thiere suchen dieses ihnen nöthige Quantum Wärme, als eine ihrer Lebensquellen auf, — als mit Bewegungsorganen, die ihrem freien Willen gehorchen, versehene Wesen, vermögen sie dieser Quelle nachzugehen, begreiflich nicht der Sonne zu, sondern den Wirkungen derselben, die von ihrem Einfallswinkel insbesondere abhängen. Das Wandern der Thiere hängt davon ab und ich bin sehr geneigt, dasselbe als etwas Allen Innewohnendes, aber mit zunehmender Cultur oder Zähmung immer mehr Schwindendes, weil künstlich Ersetzbares, anzusehen. Freilich wandern nicht Alle in so auffallender Weise, wie Schwalben und Störche, aber schon die bei uns den Winter über bleibenden Meisen oder Elstern wandern vom Walde oder Haine in die Dörfer und Städte und in kleinen Gruppen in unsern Gegenden umher. Wer sah nicht mit Freuden den kleinen Zaunkönig im Herbst und Winter aus seinen Waldungen in die Nähe unserer Wohnungen kommen?

Wenn wir dies von andern Thieren weniger auffallend wahrnehmen, so ist eben der Kreis ihrer Wanderungen zu klein, oder unsere Beobachtung noch mangelhaft. Der Mensch selbst spürte zu allen Zeiten diesen Wanderungstrieb, und nicht bloß der Bedarf neuer Weideplätze oder Kriegs- und Beutelust trieb Völkerschaaren zeitweise aus ihren Sitzen. Am evidentesten wiederholen sich diese Wanderungen bei Gebirgsbewohnern, die ihren natürlichen Trieben auch leichter nachgeben. Sie „zieht" es bald unwiderstehlich zum Wandern in's Thalland — und bald wieder in das Gebirge. Die wohlthätigen Wirkungen des Wanderns auf die Gesundheit werden neuerlich immer mehr erkannt; manche Badereise erhält mehr hiervon als von der „Heilquelle" ihre Wirkung, und Nomaden waren nicht ohne Ursache die ältesten der Menschen.

Auch die Pflanze wandert — von der Sonne begreiflich gelockt, wie das Thier, — aber beide nur innerhalb der ihrer Art zugemessenen mittlern Quantität ihres Wärmebedarfes. Aber dieses Wandern der Pflanzen ist nur in sehr großen, oft Jahrhunderte umfassenden und mit klimatischen Aenderungen zusammenhängenden Zeiträumen bemerkbar, weil die Pflanze eben keine Bewegungsorgane hat, über welche der freie Wille disponiren könnte. Für die Pflanze ist indessen nicht bloß die Luftwärme direct, sondern am meisten indirect von Bedeutung, da sie ihren Magen, d. h. ihre Wurzeln, im Boden hat, der sie festhält, — da dieser Magen also bezüglich der ihm von der Sonne gespendeten Wärme vom Boden abhängt. Suchen

wir daher uns vorerst die Bodenwärme klar zu machen, um später Schlüsse für die Praxis ziehen zu können.

Die Erscheinungen der feuerspeienden Berge und der heißen Quellen, die aus dem Innern kommen, dann die Beobachtungen selbst, die man beim Vordringen in die Tiefen der Erde mit dem Thermometer machte, beweisen, daß das Innere der Erde eine eigne Wärme besitzt, verschieden von der Wärme, welche, von der Sonne kommend, die Erdoberfläche berührt. Jene Wärme heißt besser **Erdwärme**, diese **Bodenwärme**. Für die erstere nimmt man sogar ein Wachsen um einen Grad Réaumur mit 131 Pariser Fuß an. Da aber ihre Zu- oder Abnahme für die kurze Beobachtungszeit des Menschen verschwindend ist und noch Nichts darüber bestimmt werden konnte, so behandeln wir die Bodenwärme, wie wenn jene nicht da wäre, da sie ja auch unsere Beobachtungen an dieser nicht ändert.

Die obersten Erd- oder Wasserschichten nehmen Wärme, die von der Sonne ihnen zustrahlt, auf, werfen sie zurück und leiten sie weiter. So verschieden sich auch hierin die erstern verhalten, — und nur diese interessiren uns hier, — so hat doch die **oberste** Erdschicht mit der ihr **nächsten** Luftschicht ziemlich gleiche Temperaturverhältnisse im Schatten. Sinkt aber die Temperatur einmal unter Null, gefriert die obere Erdschicht, dann hält sie die tiefern Schichten warm, die Luftschichten aber können bedeutend höhere Kältegrade erreichen.

Lage, Erhebung, Beschaffenheit des Bodens, Windrichtung, Dunstdruck, Bewölkung, — **Art der Bearbeitung und Düngung** wie **Vegetationsform** und Anderes haben auf die Bodenwärme begreiflich großen Einfluß, den größten die Höhe der einwirkenden Wärmegrade und die Dauer derselben.

Die Bodenwärme pflanzt sich in die Tiefe und nach den Seiten fort und zeigt je nach den eben genannten Einwirkungen, insbesondere nach den Extremen der Grade und der Zeitdauer, bestimmte Schwankungen, die bei größerer Tiefe aufhören und uns das Mittel zu beobachten nehmen. Wo die Schwankungen aufhören, herrscht gleichbleibende Temperatur, frei von den Einflüssen, welche die obere Erdschicht erwärmen, — die Bodenwärme hört nach unsern Beobachtungen auf, die Erdwärme fängt an.

Die Einflüsse auf den Gang der Bodenwärme sind begreiflich nach dem Gange der Witterung, der Jahreszeiten, des Klimas verschieden, — und zwar werden sie mit zunehmender Tiefe immer geringer, bis zuletzt alle Schwankungen, wie gesagt, aufhören. Aber diese Tiefe ist je nach der Beschaffenheit der Bodenschichten, insbesondere nach der Leitungsfähigkeit derselben für Wärme, nach den Grundwassern, der Beschaffenheit der Schichten, nach Massenhaftigkeit oder Krümlichkeit, sehr verschieden. Daher wechseln auch die Angaben der Physiker über die Tiefe der Linie, welche die schwankenden Bodentemperaturen von den constanten **bei uns** trennt, so sehr. Wir werden nicht weit fehlen, wenn wir für unsere Breiten bei 60 Fuß Tiefe eine immer sich gleich bleibende Temperatur annehmen. An der Erdoberfläche selbst schwankt das Thermometer noch zwischen 12 bis 13 Grad Réaumur, d. h. es erreicht innerhalb dieser Grade sein Maximum und Minimum.

Bei 6′ Tiefe	zwischen	9,9° R.
12′ „	„	6,47
18′ „	„	3,97
36′ „	„	0,65.

(Bischof.)

Bei 3 bis 4 Fuß Tiefe verschwinden aber schon die **täglichen** Schwankungen bei uns. Vor Allem hängt diese Tiefe außer der Leitungsfähigkeit der Erdschichten von den einwirkenden Temperaturextremen ab. Da diese Extreme unter den Tropen am geringsten sind, die Schwankungen zwischen Wärme und Kälte gering, so berührt die Linie der sich gleichbleibenden Temperatur des Bodens unter dem Aequator fast die Oberfläche und senkt sich gegen die Pole zu immer tiefer ein. Sie bildet ein gegen die Pole zu stark abgeplattetes Sphäroid. Man könnte sie der Grenze des ewigen Schnees entgegensetzen und Linie gleicher Bodenwärme nennen.

Die Luft als ein elastischer, leicht beweglicher Körper gleicht die Temperaturen viel rascher aus, als die Erde. Wenn sich die Luft erwärmt hat, so theilt sie Wärme dem Boden mit, der je nach seiner Capacität rascher oder langsamer davon aufnimmt, weiter leitet und zurückstrahlt. Wenn sich aber die Luft erkältet, mehr als der Boden, so gibt dieser der Luft Wärme ab. Dies geschieht insbesondere beim Aufhören der Wirkung der größten Wärmequelle, der Sonne — also bei Nacht. Uebertrifft der Wärmezufluß bei Tage durch Dauer und Stärke den Wär-

meverlust durch Ausstrahlung bei Nacht, — dann wächst die Bodenwärme, — umgekehrt fällt sie. Wenn bei uns die Bodenwärme im Mittel vier Grade Réaumur erreicht hat, werden die meisten Cerealien gebaut.

Die Wärme schreitet im Mittel in fünf bis sechs Tagen einen Fuß weit fort, also in einem Monate circa sechs Fuß. Die größte Wärme des Sommers (etwa zwischen dem 10. bis 20. August) kommt also nach sechs Monaten bei einer Tiefe von sechsunddreißig Fuß an, also mitten im Winter (10. bis 20. Februar) und, da nun die Rückleitung (weil Abnahme des Wärmezuflusses durch die Sonne) beginnt, so ist bei sechsunddreißig Fuß Tiefe die größte Kälte, wenn auf der Oberfläche Sommer ist.

Den Landwirth interessiren außer diesen allgemeinen Gesetzen am meisten gewisse Einflüsse, deren er mehrere zu ändern und zu Gunsten der Vegetation zu bessern vermag.

Als solche Einflüsse werden angesehen: Farbe, Wärmecapacität, Strahlungsvermögen, Leitungsfähigkeit, Feuchtigkeitszustand der Luft und des Bodens, Regen, Bewölkung, Winde, Erhebung über der Meeresfläche, Lage, Umgebung von Gebirgen, Gletschern, Wasserflächen, Wäldern, großen bewohnten Orten, Bearbeitung, Düngung, Cultur.

Die Niederschläge betreffend, so ist es unter Allem der Schnee, der einmal den Boden bedeckend, diesem eine constante Temperatur verschafft. Er widersetzt sich eben so der Erwärmung bei Tage, wie der Erkältung bei Nacht. Er ist ein schlechter Wärmeleiter, dabei voll Luft und nicht, wie man sonst annimmt, erstickend wirkend, es müßte denn seine Oberfläche zu Eis zusammengeschmolzen sein. Der Boden kann unter dem Schnee nicht viel unter Null Grad sich erkälten, ja, weiter erkältet und mit Schnee bedeckt, erwärmt er sich wieder bis nahe an Null Grad. Der Schnee schützt unsere Saaten am sichersten vor dem Erfrieren, aber dadurch, daß er dieselben bei langem Liegen gleichsam verweichlicht, geschieht es, daß beim Austhauen — wenn rasch sehr kalte Winde über die Saaten streichen oder Nachtfröste gleich nach dem Schneeschmelzen eintreten, ihre zarten Blätter nun erfrieren, dann faulen und Gelegenheit zur starken Vermehrung der gefährlichen Pilzfäden der Lanosa geben, welche mit dem Froste das Getreide endlich auswintern machen. Die Leute sagen dann, der Schneedruck habe die Saaten getödtet, was aber unrichtig ist. Förderung des Abzuges des Schneewassers und Andrücken der durch Frost aufgezogenen Saaten an den Boden mittelst Walzen sind die besseren Hilfsmittel dagegen.

Aus Boussingault's schönen Versuchen ersehen wir, daß die erwärmende Wirkung des Schnees vorzüglich seiner, die Ausstrahlung des Bodens und der Pflanzen, die er bedeckt, hindernden Eigenschaft zukommt. Er wirkt gleichsam wie eine Wolke, welche in den klaren hellen Winternächten, wo die Kälte durch Ausstrahlung am verderblichsten wirkt, sich zwischen den reinen Himmelsraum und die Erde legt. Er fand, daß am 12. Februar, wo der Schnee ein Zehntel Meter hoch lag, früh 7 Uhr ein Thermometer

auf dem Schnee	— 12° C.
unter d. Schnee hart am Boden	— 3,5
frei in der Luft	— 3,0

zu derselben Zeit zeigte, dann Abends 4½ Uhr nach Sonnenuntergang

auf dem Schnee	— 1,4° C.
unter dem Schnee	0,0
frei in der Luft	+ 3,0.

Ganz anders wie der Schnee, wirkt der Regen auf die Bodenwärme; obgleich er im Ganzen die mittlere Temperatur der Luft trägt, so ist er doch, aus kalten, höhern Regionen kommend, oft viel kälter als der Boden, den er trifft, oft auch wärmer als dieser. Die Wärme der Luft theilt sich nur langsam dem Boden mit und wird noch langsamer darin fortgeleitet, aber der eindringende Regen führt seine Wärme oder Kälte rasch mit in die Schichten, in die er gelangt. Viele trockene, warme Tage im Frühlinge thauen die gefrorene Erde nicht so rasch auf, wie einige Stunden milden Regens.

Die Bedeckung des Bodens mit Pflanzen, insbesondere mit Bäumen und Büschen, zunächst mit Wald und Laub erhöht die Bodenwärme. Dieser Boden verliert nicht so viel Wärme durch Ausstrahlung, wenn auch die denselben bedeckende Vegetation dieses bedeutend thut, er wird geschützt vor kalten Winden und vor der größern Verdunstungskälte. Solche Gegenden erkälten sich nicht so sehr, wie die vegetationslosen, erwärmen sich aber auch nicht so rasch, — sie verhalten sich ähnlich den Gegenden in der Nähe großer Wasserflächen, nur daß nach Umständen bei letztern eine hohe Kälte einzutreten im Stande ist, wenn die Gewässer nicht, wie etwa der Golfstrom, der an Europa's westliche Küsten schlägt, größere Wärme mitbringen.

Der Rasen wirkt dem Walde ähnlich, er verzögert die Erwärmung und wirkt hier gleich einer Bodenschicht von sieben bis acht Centimetern, — aber er verzögert auch die Erkältung. Große Seen und Moore erkälten den Boden in einer gewissen Tiefe, wo sie die Temperatur anzunehmen streben, bei welcher das Wasser die größte Dichtigkeit besitzt (3,2° R.). Wenn hier der Boden in der Regel erwärmt ist, so wird er durch Berührung mit dem Seewasser, das als Untergrundwasser in großer Ausdehnung auftreten kann, erkältet. An Flußufern erfrieren durch die Verdunstungskälte, namentlich wenn Windströmungen sie vermehren, viel öfter Pflanzen, als an Höhen und Abhängen. Die Verdunstungskälte des Wassers, die geringe Wärmeleitungsfähigkeit desselben, die Ausstrahlung der mit kurzem Gras bedeckten Fläche — alles Das fördert sehr die niedere Temperatur der Moore, die erst lange nachdem die natürliche Vegetation in ihrer Umgebung erwacht ist, gleichfalls die zum Wachsthume nöthige Wärme erhalten und sich zu begrünen beginnen, worauf sie Wiesenmoore sind. Nachtreife sind hier noch im Sommer nicht selten, Obstbau oft unmöglich, immer gefährlich, wenn er auch hart an der Grenze gedeiht. —

Manche Orte besitzen wegen der Nähe des Meeres eine mit andern, auf sehr verschiedenen Breiten liegenden Orten gleiche mittlere Jahrestemperatur, was das eigenthümliche Verhalten des Inseln-, Küsten- und Halbinselklimas begründet. Es ist ausgezeichnet durch gelinde Winter und weniger heiße Sommer, als das im Innern der Continente. Insbesondere ist dieses zwischen Orten an der Westküste Europa's im Vergleiche mit jenen in Osteuropa oder Innerasien, welche in gleicher Breite liegen, ersichtlich. Aber nicht bloß die größern Differenzen in dem Temperaturgrade zeichnen die östlich gelegenen Orte des europäisch-asiatischen Continentes aus, sondern auch eine durchschnittlich geringere Temperatur für das ganze Jahr.

Amsterdam liegt unterm 52,22 Grade der Breite und hat 9,8 Grad C. mittlere Jahrestemperatur, Kasan liegt unterm 55,48 Grade der Breite und hat 2,2 Grad C. mittlere Jahrestemperatur. Die Erwärmung des Bodens hängt viel von seiner Wärmecapacität ab. Je größer diese ist, je mehr er Wärme verschluckt, bis er eine gewisse Temperatur zeigt, um so langsamer erwärmt er sich. Die Körper haben bei gleichem Gewicht im reinen Zustande eine verschiedene Menge Wärme nöthig, bis sie sich etwa um einen Grad Réaumur erwärmt zeigen.

Rauher Boden erwärmt sich schneller als platter. Je dunkler der Boden ist, um so rascher erwärmt er sich. Darin steht humoser Boden oben an.

Ueberstreut man den Schnee mit Kohlenpulver, humoser Erde ꝛc., schmilzt er schneller.

Indessen wird aber die Farbe in ihrer Wirkung von der mineralischen Zusammensetzung des Bodens übertroffen. Nach Durocher und Malaguti betrug im Monat Juli zur Mittagszeit bei 32 Grad Celsius Luftwärme die Temperatur:

	bei einer Tiefe von 3 Millimetern
Quarzsand	52,3° C.
Kalkboden mit Marmorstücken	46,5
Gartenerde	45,8
Gelber sandiger Thon . .	37,7
Pfeifenthon	34,4
Feinkörniger Kalkboden . .	30,5.

Dunkelgrauer Granitsand und Quarzsand erhitzen sich am schnellsten, doch pflanzt letzterer die Wärme rascher fort. Erst nach ihnen kommt die schwarze Gartenerde.

Die Wärme dringt im Winter äußerst langsam in den Boden ein, was gewiß damit zusammenhängt, daß durch das Schmelzen des Eises im Boden (der Bodenfeuchtigkeit) Wärme gebunden wird und also weniger zur Weiterleitung übrig bleibt.

Desgleichen dringt aber auch die Kälte mit Anfang Winters nur langsam vorwärts, weil das einmal gebildete Eis ein schlechter Wärmeleiter für die von unten entweichende Wärme ist und die beim Gefrieren frei werdende latente Wärme dem Boden noch Vorrath gibt. Ist diese Quelle verzehrt, dann dringt auch die Kälte später rascher vor.

Die Lage eines Ortes nach Süden oder Norden, an Abhängen oder Plateaus — die Exposition! — ist von großer Bedeutung für die Erwärmung des Bodens. Durocher und Malaguti fanden, daß an der Südseite einer Gartenmauer die Gartenerde im Winter bei heiterm Wetter um zehn Grade Celsius im Mittel die Temperatur derselben Erde an der Nordseite übertraf, und zwar an der Oberfläche; um zehn Grade Celsius bei zehn Millimeter Tiefe! Dies war im März noch bedeutender, und sie schließen, daß eine die Sonnenstrahlen zurückwerfende Gartenmauer

während des Winters für die südliche Exposition eine sehr große Kraft der Erwärmung übt, was der Praxis auch längst, wenn auch nicht in Zahlen, bekannt war.

Selbst auf unsern Gebirgen, noch mehr in Schweden oder Norwegen, bedecken sich südliche Lagen mit Blumen und Grün, während die nördlichen noch mit Schnee bedeckt sind. Bei uns ist im Großen für die Gebirge die südwestliche Exposition die günstigste, die nordöstliche die ungünstigste. Der Unterschied, den beide an den baierischen Alpen in Bezug auf die Grenzen gewisser Vegetationsbezirke nach der Höhe hervorbringen können, beträgt nach Sendtner 664 Fuß. Auch die Configuration, die äußere Form des Bodens als Hügel, Ebene, Berg und Thal (an letztern wird Thalsohle und Wände, am Berg Gipfel und freier Abhang unterschieden) ändert die Bodenwärme. Guembel fand für die baierischen Alpen, daß im Allgemeinen der Boden in den Thälern um 0°,40 Réaumur kälter ist, als an den freien Abhängen, und Sendtner hat dieses durch die Untersuchung über Vegetationsgrenze bestätigt.

Literarisches.

Morphologische Studien über die Gestaltungsgesetze der Naturkörper überhaupt und der organischen insbesondere. Gebildeten Freunden allgemeiner Einblicke in die Schöpfungsplane der Natur gewidmet. Von Dr. H. G. Bronn. Mit 449 Holzschnitten. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter.

Das vorliegende Buch gibt uns bei Weitem mehr, als sein bescheidener Titel erwarten läßt. „Studien“ nennt man gewöhnlich nur vereinzelte Forschungen und Darstellungen oder nicht vollkommen durchgeführte Werke, eben so in der Literatur wie in der Kunst. Unter jenem Aushängeschild erhalten wir aber hier eine nach dem Höhenstande der Wissenschaft vollständig gerundete, systematische Arbeit. Ihr Vorwurf ist die Untersuchung sowohl der äußern als innern Formverhältnisse der Naturkörper, mit Berücksichtigung der bedingenden Ursachen und die darauf gegründete Anbahnung einer allgemeinen Classification. Der Verfasser zieht die Mineralien und sogar seltsamerweise die Welten mit in den Plan seiner Betrachtung. Von den letztern wissen wir zu wenig, um sie in Vergleichung mit den Naturkörpern der Erde stellen zu können, und die Parallelisirung der Mineralien mit den Organismen ist eben so wenig angemessen, da bei jenen ganz andere Gesetze und Momente in der Bildungsweise obwalten. Wir hätten daher gewünscht, daß die Welten und Mineralien aus dem Plane der Bearbeitung ausgeschlossen geblieben wären, um so mehr, als auch dieser Theil des Werkes zu kurz und allgemein gehalten ist, und wir dem Verfasser nur eine Meisterschaft im Gebiete des Organischen zutrauen möchten.

Die Zeit ist vorüber, wo die Zoologie und Botanik sich wesentlich nur mit der äußerlichen Erscheinung der Thiere und Pflanzen beschäftigte, Anatomie und Physiologie sind in diesen Zweigen in ihre vollgiltigen Rechte eingetreten und haben vorzugsweise zu bestimmen, selbst zu gebieten, wenn es gilt, den einzelnen organischen Körpern diejenige Stelle anzuweisen, welche sie in dem Entwurfe des großen Naturstammbaumes einzunehmen haben. Aus jenem höheren Standpunkte der Wissenschaft hat nun der Verfasser auch die Lösung der Aufgabe bei den Organismen durchgeführt, und zwar mit großer Umsicht und vielem Scharfsinn. Ist auch die vortreffliche Arbeit in so weit nicht durchweg sein Eigenthum, als er mit Recht alle früheren bedeutungsvollen Ermittelungen auf gleichem Gebiete eben so fleißig als anerkennend gegen ihre Autoren benutzt hat, so ist doch der ganze Guß recht verdienstlich und es kann ihm im Allgemeinen die Originalität nicht abgesprochen werden. Manches in dem Buche Aufgestellte dürfte allerdings der Controverse noch unterworfen sein, und wenn wir daher auch nicht behaupten wollen, daß die Systematik des Organischen, so wie sie sich nach Bronn's Anschauungen gestaltet, die einzig mögliche oder allein richtige sei, so müssen wir doch ihre eben so consequente als umsichtige Durchführung recht sehr loben. Wir bedauern es, an dieser Stelle nicht in das Einzelne der mitgetheilten Gedankenfülle eingehen und nur die Ansicht aussprechen zu können, Jedermann werde durch dasselbe erfreulicher Weise belehrt werden.

Es ist aber auch nicht ausschließlich für eigentliche Fachmänner geschrieben, denn für diese hätte es in manchen Dingen kürzer sein können. Der Verfasser bezeichnet zwar in der Vorrede den Hauptzweck der Arbeit als wissenschaftlich rein objectiv, erklärt sich aber zugleich darüber, daß bei ihrer Abfassung auch auf den Mann von allgemeiner Bildung Rücksicht genommen sei, und grade deshalb wären eine Menge erläuternder Holzschnitte in dem Buche aufgenommen worden. Der ganze Vortrag ist allgemein faßlich und verständlich, nur etwas zu pedantisch gehalten, welches letztere bei einem Buche, welches das Leben zum Gegenstande hat, grade nicht erwünscht erscheint.



Fünfte Abtheilung.

Neuestes aus der Ferne.

Der Manytsch-Fluß.

Auf allen unsern Karten ist in dem Landgürtel zwischen dem Schwarzen und Caspischen Meer unter dem Namen des Manytsch ein Fluß eingezeichnet, der in der Nähe des Caspischen Meeres, 12 bis 17 deutsche Meilen von demselben entfernt, seinen Ursprung nehmen und in den Don fließen soll. Die Angaben über diesen Fluß rühren von Pallas her, der sich bei den Kalmücken nicht genau erkundigte und daher nicht erfuhr, daß der Manytsch da, wo er entspringen soll, in der Zeit der Ueberschwemmungen, in der er dort allein existirt, nicht gegen Westen, sondern gegen Osten strömt. Eine gründliche Erforschung der von Pallas durchreisten Gegenden war lange unmöglich, hauptsächlich deshalb, weil die Steppe im Sommer, der für Reisen günstigsten Zeit, menschenleer ist. In neuester Zeit, bis zum Jahre 1855 oder 1856, wurde selbst im Winter, wenn die nomadisirenden Stämme in den Manytsch-Niederungen ihr Vieh weiden, eine Reise dahin unräthlich. Ein entwichener Kosak, der unter den Bergvölkern des Kaukasus Aufnahme gefunden hatte, machte durch seine Einfälle Alles unsicher. Als der Räuber endlich gefangen genommen worden war, spornten die Nachrichten, die Parrot und Andere früher eingezogen hatten, zu neuen Untersuchungen. Aus diesen Nachrichten schien hervorzugehen, daß der Manytsch etwa von dem Punkte aus, wo der von Südwesten kommende Kala-Uß in ihn einfällt, sowohl gegen Westen als gegen Osten ströme und bei Hochwasserstande nicht bloß das Asow'sche, sondern auch das Caspische Meer erreiche. Sonach lag eine Bifurcation der interessantesten Art vor, und es zeigte sich zugleich die Hoffnung, daß der alte Plan eines Canals zum Caspischen Meer ausgeführt werden könne.

1856 bereiste der Akademiker von Baer die Manytsch-Niederung und brachte seine Arbeiten mit andern in Verbindung, die von Tscherkassow und Iwanow ausgeführt wurden. 1858 und 1859 ließ Bergsträßer, Director der russischen Salzwerke in Astrachan, durch N. und J. Iwanow, Nasaroff und Sitnikow neue Reisen unternehmen. Den ausführlichern Bericht findet man in Petermann's Mittheilungen (Heft 10 des Jahrgangs 1859), die hochwichtigen Resultate sind die Folgenden.

Die Bifurcation des Manytsch existirt wirklich und liegt bei der Mündung des Kala-Uß, ziemlich unter 44 Grad östlicher Länge von Greenwich. Auf der Wasserscheide zwischen seinem westlichen und seinem östlichen Laufe breitet sich der Manytsch seeartig aus und ist dort sehr seicht. Die russischen Reisenden benutzten deshalb zur Weiterfahrt den Kala-Uß, ließen sodann ihre Böte auf Ochsenwagen zum westlichen Manytsch fahren und gelangten auf ihm glücklich nach Rostow am Don. Auf dem östlichen Manytsch fuhren sie von dem Salzstapelplatze Mobschar (45 Grad 55 Minuten östlicher Länge) bis zur Mün-

dung des Kala-Uß. Es war im Frühling, und der östliche Manytsch hatte eine so starke Strömung, daß sie zum Theil mit den Rudern nicht überwunden werden konnte. Zwischen Modschar und der Bifurcation liegen viele Seen, der Sasta, Chara, Kölö-Ussun u. a. m. Weiter östlich von Modschar, wo der Manytsch den Namen Huiduck annimmt, verliert er sich während des Sommers in der Steppe und verdunstet größtentheils. Im Frühling und Herbst vereinigen sich seine Gewässer gegenwärtig mit denen der südlicher strömenden Kuma und erreichen in neuester Zeit das Caspische Meer nicht mehr. Die Turkmanen des rechten Kuma-Ufers haben nämlich sowohl die Kuma als den Manytsch abgedämmt, um die Ueberschwemmungen beider Flüsse zur Befruchtung ihrer ausgedehnten Ebenen zu benutzen. Die ganze Gegend östlich von Modschar wird von unzähligen Furchen und Canälen durchzogen, die im Herbst und Frühling die Wassermassen aufnehmen und sie im Sommer verdunsten lassen. Einer dieser Canäle, Ara Manza, oder hinterer Manytsch genannt, ist ein altes Flußbett, in dem der Manytsch früher, wenn er seine volle Wasserstärke erlangt hatte, zum Belosero, einer Bucht des Caspischen Meeres, floß.

Ist der Manytsch als Canal vom Don zum Caspischen Meere zu benutzen? Die russischen Schriftsteller bejahen diese Frage einstimmig. Das zu lösende Problem besteht in einer Abdämmung aller Nebenarme und Niederungen des Manytsch, welche die Folge haben würde, daß die Gewässer im Hauptbette sich sammelten und gegen Osten und Westen strömend eine Verbindung zwischen Meer und Meer herstellten. Haben die Turkmanen eine solche Abdämmung ausgeführt, so sollte sie dem russischen Staat mit seinen ungleich größeren Mitteln nicht schwer werden können. Daß Wassermengen genug vorhanden sind, um in dem Becken der Bifurcation gesammelt, den östlichen und westlichen Manytsch während des ganzen Jahres zu speisen, unterliegt keinem Zweifel. Alles Wasser, das von den Ergeni-Bergen im Norden und von den kaukasischen Vorbergen im Süden kommt, sammelt sich in der Manytsch-Niederung. Die russischen Reisenden fanden im Frühjahre dort einen See, der meerartig war und sich unübersehbar ausdehnte. So groß ist der Wasserreichthum, daß das nach der Verdunstung übrig bleibende Wasser in den meisten Seen trotz des sehr salzhaltigen Bodens, der früher mit Meer bedeckt war, keinen salzigen Geschmack annimmt und Süßwasserfische in Menge ernährt.

Die Canalisirung der Landenge zwischen den beiden Meeren ist für Rußland von der höchsten Wichtigkeit und würde ihm den Wetteifer mit dem englischen Handel in Asien wesentlich erleichtern. Auch die Wissenschaft könnte nur gewinnen, wenn die mühseligen und zum Theil gefährlichen Steppenpfade, die nach dem Caspischen Meere führen, durch einen bequemern Wasserweg ersetzt würden.

Neue Reisen nach Japan.

J. M. Tronson, ein Officier des Barracouta, mit dem Admiral Stirling 1854 nach Japan ging, Capitän Osborne, ein Begleiter Lord Elgin's bei dessen Gesandschaftsreise, und Wood, amerikanischer Oberstabsarzt, haben Beschreibungen von Fahrten nach Japan veröffentlicht. Japan ist kein Land, welches sich dem Fremden so leicht erschließt, daß jeder spätere Besucher viel Neues erzählen könnte. Man erfährt aber durch jene Bücher und durch die neuesten Zeitungsberichte, mit welchem Eifer die Japaner Alles sich aneignen, was ihnen bei den Fremden als nachahmungswerth erscheint. Die Europäer zeigen dagegen Japan gegenüber eine gewisse Saumseligkeit. Am meisten fällt uns auf, daß man mit genauen Messungen und Aufnahmen der gefährlichen Küsten und Straßen jener Inseln so lange zögert. Der holländische Schiffscapitän Capella hat jetzt einen Anfang gemacht, indem er die Meerenge zwischen den Inseln Sikok und Nippon untersuchte. Er fand sie mit Klippen besäet und an einer Stelle so eng, daß er sein Schiff nicht wenden konnte. Die Engländer haben in den japanischen Gewässern ein Geschwader, das, nachdem der englisch-japanische Vertrag am 11. Juli 1859 in Jeddo ausgewechselt worden ist, seinen politischen Zweck erledigt hat und nicht besser beschäftigt werden könnte, als mit Vermessungen. Diese sind um so nöthiger, als die japanischen Gewässer nicht bloß unbekannt sind, sondern auch von häufigen Nebeln und von Sturzwellen heimgesucht werden.

Die großen Telegraphenlinien.

Als der transatlantische Telegraph nach einer Thätigkeit von zwanzig Tagen plötzlich seine Dienste versagte, trat eine Zeit der Ent-

muthigung ein, in der man an der Möglichkeit einer unterseeischen Verbindung der alten und der neuen Welt fast verzweifelte. Seitdem hat man sich wieder aufgerafft und es sind so viele Pläne gesichert und zum Theil in voller Ausdehnung begriffen, daß an einer Umspannung der ganzen Erde mit elektrischem Drahte binnen fünf, höchstens sechs Jahren nicht mehr zu zweifeln ist. Was zunächst die atlantische Seite betrifft, so sind die Vorarbeiten so weit gediehen, daß die Legung eines neuen Taues, bei dem man die frühern technischen Fehler vermeiden wird, für das Jahr 1860 in gewisser Aussicht steht. Für eine zweite Linie nach Amerika ist der Deutsch-Amerikaner Schaffner thätig. Um möglichst wenig unterseeische Strecken benutzen zu müssen, beabsichtigt er eine Linie, die der Küste von Labrador entlang läuft, von dort nach Grönland übersetzt und über Island und die Faröer Schottland erreicht. Die Linie ist von ihm selbst untersucht worden, die Stationspunkte stehen fest, die dänische Regierung hat ihre Genehmigung ertheilt, und auch die Geldmittel sind vorhanden. Eine dritte Verbindung beabsichtigt die russische Regierung von Moskau zum Amur, von dort nach Kamtschatka und über die Behringsstraße nach dem russischen Amerika. England hat bereits versprochen, den Telegraphendraht bis zur südlichen Grenze seiner dortigen Besitzungen weiter zu führen, und von den Amerikanern läßt sich nicht bezweifeln, daß sie das Unternehmen vom Pugetsunde aus kräftig fördern werden. Da das Telegraphennetz der Vereinigten Staaten auf der atlantischen Seite bis zum fernsten bewohnten Westen, auf der pacifischen von San Francisco bis Utah reicht, so läßt sich eine fortlaufende Verbindung mit der russischen Linie in nicht langer Zeit herstellen.

Auf der europäisch-asiatischen Seite wird augenblicklich der regste Eifer entfaltet. Um einen fortlaufenden Draht von England bis Aden herzustellen, fehlt gegenwärtig bloß noch die Strecke von Candia nach Alexandria. Von dort bis Aden ist der Telegraph fertig und wird im December Maskat erreichen, von wo man ihn nach Karratschi zur Verbindung mit den indischen Linien fortsetzen wird. Calcutta telegraphirt bereits mit Rangun und ein Vertrag mit Siam ermöglicht eine Fortsetzung dieser Verbindung über den schmalsten Theil der malayischen Halbinsel nach Bangkok. Von dieser Linie sollen Abzweigungen nach Hongkong, Singapur und Batavia abgehen und von Batavia mit Benutzung der zwischenliegenden Inseln nach Australien weiter gebaut werden. In Australien endlich besteht die Absicht, die Sandwichsinseln mit einem Drahte zu erreichen. Dann bleibt auf dieser Seite noch die Strecke zwischen dieser Gruppe und Californien zu überwinden, vor der auch die Dampfschifffahrt so lange Halt gemacht hat.

Reisebriefe aus Rußland.

Geschrieben zur Zeit der Kaiserkrönung, Herbst 1856,
von einem Augenzeugen.

Moskau, den 26. August 1857.

Montag den 25., zehn Uhr Vormittags ging es per Extrazug nach Moskau. Die Entfernung ist 605 Werst oder 87 Meilen, und da man 22 Stunden dazu brauchte, so ist die Schnelligkeit eine sehr mäßige. Der Kaiser fährt in 14 Stunden, also 6 Meilen die Stunde, was ebenfalls nicht viel ist. Auf der Great Western bin ich 12 Meilen gefahren. Man thut aber sehr wohl, solche Leistungen nicht zu fordern, und es ist gewiß eine schöne Sache, so an einem Tage von der einen zur andern russischen Hauptstadt gelangen zu können; das fühlt man erst, wenn man die Gegend sieht, durch welche man fährt. Der Betrieb scheint übrigens sehr gut geregelt. Auf der ganzen Länge der Bahn liegt doppeltes Geleise; die Bahnhöfe sind solid und selbst mit Pracht ausgeführt. Mehrere derselben enthalten Absteigequartiere für den Kaiser, die denn mit großen Spiegelscheiben versehen sind. Die Wagen sind bequem, aber sehr schwer gebaut. Die Neigungen der Bahn sind, wie in diesem Lande nicht anders zu erwarten, gering, wohl nirgends mehr als 1 zu 100, aber sehr anhaltend, denn die Höhe des Waldairückens, welcher die Bahn durchschneidet, beträgt doch 705 Fuß. Man hat die Eisenbahn in möglichst grader Richtung geführt, ohne sich darum zu kümmern, daß außer dem Endpunkt keine Stadt unmittelbar berührt wird. Selbst das alte, geschichtlich berühmte und immer noch wichtige Nowgorod hat man ein paar Meilen weit abwärts liegen lassen. Man meinte, die Bahn werde neue Städte hervorrufen — warum will man aber die alten Städte zu Grunde gehen lassen? Uebrigens hat dieselbe bis jetzt

Nichts zuwege gebracht, als — Bahnwärterhäuser und Schlagbäume. Diese und die Werstpfähle sind die einzige Verzierung der unglaublich öden, unangebauten, flachen und einförmigen Gegend, die man durchzieht, sobald man die letzten, schon sehr ländlichen Häuser von Petersburg hinter sich hat. Sumpf und Erlengestrüpp, soweit das Auge trägt, verkrüppelte Fichten, selten ein Ackerfeld, noch seltener ein Dorf. Die Kirche mit der hellgrünen Kuppel und den weißgetünchten Mauern gibt den Wohnorten von fern immer ein gutes Ansehen. Die Wohnhäuser aber sind fast durchgängig elende Holzschuppen, ohne Gärten, ohne Bäume. Die Dörfer haben keine geschlossene Einfriedigung; von Alleen, Vorwerken, Wirthschaftshöfen oder Schlössern sieht man Nichts. Die Ortschaften erinnern mich an den Oberharz, wo die kleinen hölzernen Häuser auch so über eine Wiese hingewürfelt sind, als ob sie aus dem Siebe gefallen wären. Das Auge hungert nach etwas Terrainbewegung, und so erscheint der Wolchacfluß überraschend hübsch. Man überschreitet ihn auf einer Gitterbrücke von beträchtlicher Länge, in bedeutender Höhe. Große ungeschlachte Kähne ziehen, vom Peipussee und aus Nowgorod kommend, auf diesem Fluß, der beinahe die Breite der Elbe hat, nach dem Onegasee und so nach Petersburg, um dieser vielbedürftigen Hauptstadt einen Theil ihres Brennholzes zuzuführen. Noch erstaunlicher in dieser endlosen Fläche ist der Uebergang über einen unbedeutenden Bach, nur eine kurze Strecke weiter, der ein schmales, aber sehr tiefes Thal eingeschnitten hat. Dies wird auf einem Viaduct von reichlich tausend Schritt Länge, und in einer Höhe von mindestens 120 Fuß überschritten. Die enormen Pfeiler waren zwar auf Ziegelsteinen fundamentirt, dann aber mit Eisenblech bekleidet, wahrscheinlich weil sie aus Holz gezimmert sind; sie sehen aus wie Kirchthürme. Ich halte das für ziemlich unsicher. Man hatte uns gestattet, den Bau von unten zu betrachten; auf 500 Stufen stieg man jenseits wieder in die Höhe. Sobald man aber diese beiden Thäler hinter sich hat, ist die alte Einförmigkeit wieder da, und nur der Gedanke, daß diese kleinen faulen Bäche schon in das Caspische Meer fließen, machte sie mir interessant.

Am folgenden Morgen ging die Sonne hinter Tannengipfeln prächtig auf. Sie beleuchtete ziemlich dieselbe Scene wie gestern, doch war der Baumwuchs schon gesunder, man sah zuweilen recht hübsche Thäler. Dann kamen wir an einen schönen Eichenwald, und plötzlich tauchten zahllose Kuppeln und Thürme aus der Ebene auf: wir waren in Moskau.

Den Eindruck, den diese Stadt auf mich gemacht, habe ich noch nicht klar in mich aufzunehmen vermocht. Immer noch gehe ich in stillem Erstaunen umher. Ich suche meine Gedanken zu ordnen und das Fremdartige durch Vergleichung mit Allem, was ich früher irgendwo gesehen, zu bewältigen. Wenn ich von der hohen Terrasse des Kreml über diese ungeheure Stadt blicke, die meisten Häuser mit hellgrünen Dächern, von dunkeln Bäumen umgeben, die hohen Thürme und zahllosen Kirchen mit ihren goldnen Kuppeln, so fällt mir bald der Blick vom Hradschin auf Prag, bald der von Buda auf Pesth, bald der vom Monte Reale auf Palermo ein. Dennoch ist hier Alles anders, und der Mittelpunkt dieser ganzen Welt, der Kreml, ist mit gar Nichts zu vergleichen. Diese 50 bis 60 Fuß hohen Mauern mit ihren gezackten Zinnen, die riesenhaften Thorthürme, das gewaltige Schloß der alten Czaren, die Residenz des Patriarchen, der Glockenthurm des Iwan Welikii, die vielen seltsamen Kirchen bilden ein Ganzes, welches in der Welt nicht zweimal vorkommen kann.

Den 27. August.

Die Stadt Moskau nimmt an, daß der Kaiser noch nicht da ist. Zwar behaupten Einige, er halte sich schon seit gestern auf dem eine Wegestunde von hier belegenen Schlosse Petroffskoy auf, wo er Hof halte und 100,000 Garden mustere, aber das ist sein Incognito, officiell ist er noch nicht da, und die heilige Stadt rüstet sich auf den Empfang, der morgen stattfinden soll. Da hämmert und pocht es denn in allen Straßen und auf allen Plätzen. Die meisten Häuser stehen hier einzeln, inmitten eines Gartens oder Hofes. In diesen Zwischenräumen sind große Tribünen für Zuschauer erbaut. In einigen derselben zählte ich 3000 nummerirte Sitze. Auch vor den Häusern selbst wurden schmalere Estraden mit Stühlen errichtet, alle mit Leinwanddächern geschützt, mit bunten Tüchern, Teppichen und Blumen geschmückt. Es mögen leicht ein paarmal hunderttausend solcher Sitze sein, und bei dieser Einrichtung derselben kann kein Gedränge entstehen. Nur

wer die wenigen Kopeken nicht bezahlen kann, der tschanoi narod, „die schwarze Brut,“ das Volk wird den beweglichen Theil der Zuschauer bilden und die Polizei wird da zu zügeln haben. Gestern wollte der Kaiser durch das Lager der Garden reiten, die er seit seiner Thronbesteigung nicht gesehen, weil sie in Folge des Krieges nach Litthauen und Polen verlegt waren, und die jetzt hier, eine Stunde vor der Stadt, in einer weiten Ebene lagern. Eine feierliche Messe, der auch die Kaiserin beiwohnte, ging voran. Wir fuhren in voller Gala durch dichte Staubwolken hinaus. Der Kaiser kam mit seiner Suite geritten. Er sieht zu Pferde sehr gut aus. In diesem Augenblick fing es an zu regnen, und goß nun ununterbrochen wie mit Mulden. Glücklicherweise konnten wir uns unter das von der Seite offene Zelt flüchten, unter welchem der Altar stand und die Messe gelesen oder vielmehr gesungen wurde. Alle weitere Besichtigung ward abbestellt, und wir zogen wieder nach Haus. Abends fuhr ich nach Petroffskoy. Es liegt mitten im Walde, und bietet jedenfalls eine sehr fremdartige Erscheinung dar. Das eigentliche Schloß ist ein zweistöckiges Viereck mit grüner Kuppel. Die Eingänge sind von höchst seltsamen, flaschenförmig ausgebauschten Säulen getragen. Das Ganze umgibt eine bethürmte Mauer mit Zinnen und Schießscharten. Diese roth und weiß angestrichene Festung, welche ihr Licht durch die hohen Fenster in den dunkeln Wald hinausstrahlt, gleicht einer Fabel aus Tausend und Eine Nacht. Befestigt sind hier alle Schlösser und Klöster. Sie bildeten die einzig haltbaren Punkte, wenn die goldne Horde mit 20 bis 30,000 Pferden heranbrausete und alles flache Land verheerte. Lange nachdem das Joch der Tartaren gebrochen war, bildeten sie noch aus ihrem Chanat in der Krim einen furchtbaren Feind. Unausgesetzt schauten die Wächter von den höchsten Zinnen des Kreml in die weite Ebene nach Süden, und wenn dort der Staub in die Höhe wirbelte, die große Glocke (Kolokol) des Iwan Welikki den Nothruf ertönen ließ, so flüchtete Alles hinter die Mauern des Czarenschlosses oder der Klöster, an deren Mauern die Wuth der Reiterschwärme vergebens anprallte und zerschellte. In die Klöster rettete sich das Christenthum, die Wissenschaft und die Bildung des russischen Volks, von ihnen ging nachmals die Befreiung von der Herrschaft der Mongolen, wie von der der Polen aus. — Heute nun war abermals Messe im Freien. Fünf Bataillone erhielten neue Fahnen, die dazu eingesegnet wurden. Dann ging der Metropolit die Fronte entlang und besprengte die Truppen tüchtig mit Weihwasser. Einige Leute trieften förmlich. Kaiser und beide Kaiserinnen küßten nicht nur das Kreuz, sondern auch die Hand des Priesters. Dann sprengte der Kaiser vor die Fronte jedes Bataillons, und sprach in guter militärischer Haltung einige Worte an die Leute, die mit unendlichem Jubel aufgenommen wurden. Er ritt ein wohlzugerittenes Pferd gut. Darauf ritt er die ganze Fronte des Lagers, anderthalb deutsche Meilen, entlang. Die Mannschaft, 74 Bataillone zur Stärke von 800 Mann, etwa 60,000 Mann, lauter alte, bärtige und schmutzbraune Gesichter, standen ohne Gewehr und in Mützen aufgestellt. Auf das betäubende, zwei Stunden andauernde Hurrah gebe ich Nichts, aber man sah es diesen alten Schnurrbärten an, wie sie sich freuten, ihren Czaren zu sehen. Der Kaiser sprach mit einigen, sie antworteten ohne alle Befangenheit mit „batutschin“ (Väterchen). In Rußland ist die Familie der Mikrokosmus des Staats. Alle Gewalt beruht auf der väterlichen Autorität. Alle Theorien der repräsentativen Verfassung sind in Rußland baarer Unsinn. „Wie können menschliche Satzungen das göttliche Recht meines Vaters beschränken?“ sagt der Russe. Auch ist die unumschränkte Gewalt in der Hand des Kaisers eine Nothwendigkeit und eine Wohlthat in einem Lande, wo Nichts geschieht, wenn es nicht von oben befohlen wird. Der Tag, wo diese Gewalt beschränkt würde, wäre der Untergang des Reichs.

Wer, wie ich, von der Höhe des Kreml zum ersten Male die Stadt Moskau an einem warmen, sonnigen Tage erblickt, der wird gewiß nicht denken, daß er sich hier noch unter demselben Breitengrade befindet, unter welchem in Sibirien die Rennthiere weiden, und in Kamschatka die Hunde den Schlitten über die Eisflächen ziehen. Moskau macht dann entschieden den Eindruck des Südens, aber zugleich den des Fremdartigen, Niegesehenen. Man glaubt sich nach Ispahan, Bagdad oder sonst einen Ort versetzt, in welchem die Märchen der Sultanin Scheherezade spielen, den man sich in Gedanken vorstellt, aber in der Wirklichkeit nie erblickt hat. — Obwohl Moskau nicht über 300,000 Einwohner zählt, so bedeckt es doch mit seinen Häusern, Gärten,

Kirchen und Klöstern zwei Quadratmeilen. Man sieht in dieser flachen Gegend kaum noch über die äußersten Vorstädte hinaus, und Wohnungen und Bäume scheinen sich so weit zu erstrecken wie der Horizont.

Auf der Höhe des Kreml erheben sich der Palast der Czaren, das Haus der Patriarchen, die Rüstkammern des Heeres, und die Heiligthümer der Kirche. Dort thronten die oberste weltliche und geistliche Macht. Die Klöster, meist an den äußersten Enden der Stadt gelegen, bilden Festungen für sich. In der Kitai-Gorod ließ sich der Kupzi nieder, der Handelsstand, der ferne Schätze aus China, aus der Bucharei, aus Byzanz und Nowgorod durch Mauern zu schützen hatte. Den übrigen bei Weitem ausgedehntern Theil von Moskau baute sich der Adel, und lange noch, nachdem der erste Kaiser eine neue Hauptstadt auf Feindes Grund und Boden errichtet hatte, verschmähten die Großen des Reichs, welche den Sitten ihrer Väter anhingen, diese neue Schöpfung. Noch immer ist das ehrwürdige Moskau mit seinen alten Heiligthümern und geschichtlichen Erinnerungen für jeden Russen ein Gegenstand der Verehrung und Liebe, und sobald er, oft Hunderte von Meilen heranziehend, das goldene Kreuz auf dem Iwan Welikki erblickt, wirft er sich in Andacht und Vaterlandsliebe auf die Knie. Petersburg ist sein Stolz, Moskau aber steht seinem Herzen nahe.

Wirklich hat auch Moskau gar keine Aehnlichkeit mit Petersburg. Hier gibt es keine Neva, kein Meer und kein Dampfschiff, nirgends eine grade Straße, einen großen Platz, oder eine Waldinsel. Aber ebensowenig hat Moskau Aehnlichkeit mit irgend einer andern großen Stadt. Die Kuppeln, flachen Dächer und Bäume würden an den Orient erinnern, aber dort sind diese Kuppeln flach gewölbt, mit Blei gedeckt, von grauer Farbe und von schlanken Minarets überragt. Die Häuser zeigen nach der Straße keine Fenster, die Gärten sind von todten, einförmigen Mauern hoch umschlossen. Moskau hat eben seinen Charakter ganz für sich, und wenn man diesen mit Bekanntem doch vergleichen will, muß man ihn einen byzantinisch-maurischen nennen.

Rußland empfing sein Christenthum und seine erste Gesittung aus Byzanz. Es blieb bis in die neueste Zeit vom Abendlande vollständig abgeschlossen, und bildete das einmal Angeeignete in völlig nationaler, russischer Weise fort. Die schwere Geißel der Mongolen- und Tartarenherrschaft, welche fast drei Jahrhunderte auf diesem Lande lastete, hinderte jeden weiteren Fortschritt. Alle Bildung war auf die Klöster beschränkt, und von diesen ging auch nachmals die Befreiung aus. Die tartarischen Khane forderten nie den Uebertritt zum Islam, sie ließen sich genügen an dem Tribut. Um ihn zu erheben, brauchten sie eine einheimische Autorität. Sie selbst stützten daher das Ansehen der Großfürsten und der Geistlichkeit, und die Gewaltherrschaft der goldenen Horde, wie sehr sie auch sonst alle Entwicklung hemmte, befestigte in den Unterdrückten den Glauben an ihre Religion, die Treue gegen ihre Beherrscher und die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande. Diese Züge bezeichnen noch heute das Volk, und wenn man bedenkt, daß der Kern dieses Volks, die Großrussen, 36 Millionen Menschen ausmachen, einer Abstammung, eines Glaubens, einer Sprache, die größte homogene Menschenmasse in der Welt, so wird man nicht zweifeln, daß Rußland eine große Zukunft vor sich hat.

Für das Gemeingefühl ist Moskau der Mittelpunkt, nicht des europäischen Kaiserthums, sondern des alten, heiligen Czarenreichs, in welchem die geschichtlichen Erinnerungen des Volks wurzeln, und aus welchem, trotz einer zweihundertjährigen Abschweifung, vielleicht doch noch seine Zukunft hervorgehen wird. — Die gewaltsame, frembartige Civilisation ist nirgends in die Masse des Volks eingedrungen. Die nationale Eigenthümlichkeit hat sich vollständig erhalten, in Sprache, Sitten und Gebräuchen, in einer höchst merkwürdigen Communalverfassung, der freiesten, selbständigsten, die es irgendwo gibt, endlich auch im Baustil. Von einem solchen kann freilich nur bei den Kirchen die Rede sein. In Rußland ist fast Alles neu. Was hier über hundert Jahre alt, wird als Antiquität angesehen. Das russische Wohnhaus ist von Holz und erreicht daher nie jenes Alter, es müßte denn wie das Peter's des Großen mit einem steinernen zum Schutz überdacht werden.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 40. Januar 1860.



Erste Abtheilung.

Raphael Mengs.

Von

A. von Sternberg.

Im Hause des königlichen Hofmalers Louis Sylvestre befand sich eine kleine Gesellschaft, die allwöchentlich dort zusammenzukommen pflegte, um sich mit Musik zu unterhalten. Die schöne Eleonore, die Tochter des Hofmalers, war eine geübte Sängerin, und ihr zu Gefallen erschienen die Koryphäen der Oper in diesen Räumen, um ihre zierlichen Stimmen darin erschallen zu lassen. Faustina Hasse war eine der Ersten, die den Anlaß dazu gegeben hatte, denn sie liebte Eleonoren und bewunderte den Vater, dessen Gemälde damals vielen Beifall fanden. Der Faustina folgte der Signor Dominico Annibale, aus Mazerata gebürtig, erster Kammersänger seiner polnischen Majestät August des Dritten, ein junger blühender Mann von einnehmenden Sitten, einem gefälligen Charakter und großer Bewunderer der Hasse und Eleonorens.

Mit diesen Beiden zusammen in einem Gespräche begriffen, stand der junge Virtuos an einem Fenster, als eben eine Pause im Gesange eintrat. Den beiden Frauen gegenüber öffnete sich die Thür und ein langer, magerer Mann, von ernstem Wesen und in einfacher Kleidung trat ein. Die Gesichtszüge des Mannes waren wie aus gelblichem Marmor geformt, die Augen glühten dunkel aus dem Busche finsterer Brauen hervor, der Mund war fest geschlossen und in eine finstere Biegung der Mundwinkel auslaufend, eine enganschließende bräunliche Haartour umspannte den Kopf, der schön genannt zu werden verdiente, wenn er weniger finster und verschlossen gewesen wäre. Die Bewegungen des Körpers entsprachen diesem Gesichtsausdruck. Er grüßte mit einem leichten Kopfnicken, ohne dabei den Mund zu öffnen, oder die Richtung der Augen zu ändern. So ging er auch an der Tochter des Herrn vom Hause vorüber, anscheinend ohne sie zu sehen und ohne sie zu grüßen, und nahm auf einem Sessel Platz, der in der Ecke des Zimmers stand, nicht weit entfernt von den musikalischen Instrumenten, die hier auf einen Haufen hingelegt waren, während ihre Inhaber sich mit Gespräch, mit Possen und mit Lachen, und bei einem guten Imbiß, der hineingetragen worden war, im Zimmer auf- und abgehend, unterhielten. Faustina und Eleonore sahen mit Lächeln die scheue Unbehilflichkeit des großen hagern Mannes, wie er

in der Ecke sich zurechtdrückte, mit Keinem sprach, Niemand ansah, sondern, die Fenstergardine etwas öffnend, hinaus auf die Lichter des Platzes vor dem Hause blickte.

„Wir scheinen heute besonders übler Laune zu sein!“ flüsterte Faustina ihrer Freundin zu. „Wir sehen aus wie das Crucifix auf der Elbbrücke.“

„Doch ist es gut, daß er überhaupt gekommen,“ entgegnete Eleonore. „Mein Vater mag ihn gut leiden und hält ihn für einen großen Künstler in seinem Fache.“

„Das mag sein!“ sagte Faustina mit Lächeln. „Aber gehört dazu diese Sonderbarkeit! Neulich geht er über die Straße und es begegnet ihm ein Fremder, der ihn etwas aufmerksam anblickt. „Herr, was unterstehen Sie sich!“ ruft er ihm zu. „Weshalb sehen Sie mich an? Ihr Anzug, Ihre geckenhafte Haltung, Ihre schiefe Nase sind mir unerträglich!“ Dies sagend läuft er rasch fort und überläßt es dem Gescholtenen, ihm nachzusetzen mit dem Stocke in der Hand, um ihm seine Erkenntlichkeit zu beweisen. Zum Glücke entschlüpft er in ein bekanntes Haus.“

„O, solcher Insolenzen gibt es viele von ihm,“ hub Annibale an, „aber sollten Sie es glauben, meine Damen, der Mann hat eine eben so seltsame Familie, als er es selbst ist.“

„Wie, Ismael Mengs verheirathet?“ rufen beide Frauen erstaunt. „Davon wissen wir ja Nichts.“

„Ich habe selbst Nichts davon gewußt,“ entgegnete der junge Mann, „obgleich ich ihn schon mehrere Jahre kenne. Ich glaube auch nicht, daß irgend Jemand in Dresden von der Familie des Ismael Mengs Kenntniß hat, es müßte denn der arme Schuster sein, mit dem er zusammen wohnt, in dem äußersten Winkel der Vorstadt. Hören Sie, meine Damen, auf welche Weise ich mit diesem Ausgestoßenen aus dem Schooße der Gesellschaft zusammentraf.“

Die beiden Frauen rückten ihre Stühle näher an den Erzähler heran, und dieser fuhr fort:

„Es werden jetzt drei Wochen ungefähr sein, als ich in der Nacht von der Begleitung einiger Freunde, die nach Berlin reisten, heimkehrend, das Ufer der Elbe in Neustadt berührte. Ich hatte einen Diener mit, denn man sagte mir, diese Gegenden seien unsicher. Aber nichtsdestoweniger fand ich eine einsame Straße, sandig und hier und da mit kleinen Baumpflanzungen geschmückt, dazwischen Fischerhütten standen, und Niemand begegnete uns. Der Mond schien klar am Himmel, die milde Augustnacht übte ihren Zauber aus, und in ihrem Lichte erschien die schmucklose Gegend, der breite Strom und die kleinen Anpflanzungen am Ufer dem Auge besonders lieblich. Ich schlenderte am Ufer hin und war eben willens, einen kleinen Seitenpfad einzuschlagen, der näher zur Stadt führte, als ich auf einer sandigen Fläche eine sonderbare Gruppe bemerkte. Ein Knabe, ungefähr von sechzehn Jahren, sitzt auf einem Steine und die Arme um die Knie geschlagen, sieht er zum Monde empor mit einem begeisterten und durchleuchteten Antlitz. Neben ihm haben ein paar Mädchen, schweigend und in Tücher gehüllt, Platz genommen. Diese engelhafte Zusammenstellung des schönen Knaben und der beiden zu seinen Füßen lagernden Mädchen zieht mich an und ich richte den Blick dorthin, mit jedem Augenblicke fürchtend, daß ich bemerkt werde, denn Nichts ist in der Umgegend, wohinter ich mich bergen könnte. Allein es geschieht nicht. Jetzt veränderte sich die Gruppe. Der Knabe erhob sich von seinem Platze, die Mädchen ebenfalls, und sich einander an die Hand fassend, begannen sie eine Art Ringeltanz, anfangs langsam und gemessen, dann immer schneller, bis sie zuletzt, kaum mit den Füßen die Erde berührend, wie Geister dahinflogen, die langen blonden Locken des Knaben zogen wie Lichtstreifen in der Dämmerung dahin. Alsdann versank der Tanz wieder in seine anfängliche ruhige Bewegung und schloß mit einem langgehaltenen, geisterhaften Tone, der das einzige Geräusch war, das die Stille des Auftritts unterbrach. Ich wußte nicht, wie mir geschah: die Kleidung der Kinder hatte Nichts, was an die gewöhnlichen Trachten erinnerte. Der Knabe trug einen weißen Kittel, mit rothen Bandschleifen auf eine unregelmäßige Art verziert, die Mädchen waren in graue, mit weißen Bändern geschmückte kleine Kaftane gehüllt, die beim heftigen Tanze zurückflatterten und das schattenhafte Wesen ausmachten, das mir gleich anfangs so seltsam erschienen war.

Ich näherte mich den drei Kindern, indem ich sie grüßte. Sie hatten wieder ihre Plätze eingenommen und ohne ein Wort zu erwiedern, nahmen sie meinen Gruß mit einer stummen Neigung der Häupter an. „Wer seid Ihr?“ fragte ich. — Sie antworteten

nicht. „Wo kommt Ihr her?“ Wiederum keine Antwort. Ich trat an den Knaben heran, faßte seine Hand und suchte ihm in's Auge zu schauen, das er hartnäckig immer niederschlug. „Wer bist Du?“ fragte ich von Neuem. Er zeigte mit der Hand auf einen nahen Sandhügel, auf dem ein Weib saß und aus einem Buche langsam etwas hermurmelte. Ich eilte zu dieser Frau, die ihr Gebetbuch hinlegte, aus dem sie beim Mondschein einen Vers hermurmelte, den sie nach ihrer Weise umwandelte und mit Zusätzen versah. Sie erhob sich und auf die Kinder zeigend, sagte sie: „Mein Herr, diese Kinder gehören dem Herrn Hofmaler Mengs.“ „Sind sie stumm?“ fragte ich von Neuem. Sie schüttelte mit dem Kopfe. „Gleichwohl sprechen sie nicht.“ — „Weil sie nicht dürfen.“ — „Wer verbietet es ihnen?“ — „Der Vater. Jedes der Kinder erhält nur am Morgen früh beim Aufstehen eine Anzahl Worte; sind die gesprochen, dann schweigt das Kind.“ — „Wie seltsam!“ — „Nicht seltsam, mein Herr. Bedenkt man, wie viel und wie manches Thörichte und Unnütze in der Welt gesprochen wird, dann findet man die Einrichtung für Kinder treffend. Sie lernen schweigen.“ Ich sah mir die Sprecherin an und auch sie theilte das allgemeine Schicksal der Familie, auch sie hatte etwas Besonderes an sich; jedoch war es ein Wendisches Mädchen, wie man sie öfter in den Straßen von Dresden sieht; nur trug sie statt des üblichen Kopfputzes einen Kranz von Blumen auf dem Haupte, der zu dem häßlichen gelben Antlitze und zu dem wenigen Haar, das das Mädchen besaß, übel genug kleidete. Doch sie sprach und damit war schon Alles gewonnen; ich wußte nun, wer die Kinder waren und entfernte mich, ehe der Vater anlangte, der nicht weit davon mit einem Fischer ein Gespräch begonnen hatte und nun herbeikam, um sich nach dem Fremden zu erkundigen, den er mit seiner Magd sprechen sah. Ich konnte noch hören, wie er das Mädchen schalt, die Kinder zusammenrief und mit seiner Sippschaft den Weg zur Heimath antrat.“

„Ei, wie wunderbar!“ rief Faustina. „Eine seltsame Familie. Der Vater gibt ihnen portionenweise die Worte in den Mund. Das ist eine Sitte, die ich bei unserm Opernpersonal eingeführt wünschte, wo stets unnütz geplaudert wird. Sie haben die Kinder seitdem nicht wiedergesehen?“

„Dies ist eine reine Unmöglichkeit,“ entgegnete Annibale. „Sie werden unter strengem Verschluß gehalten, den ganzen Tag über, und nur Nachts können sie unter Begleitung der Magd oder des Vaters auf eine Stunde ausgehen, und zwar nicht in die Stadt, sondern an dem abgelegenen Ufer des Flusses, wo Niemand sie zu sehen bekommt. Ich hoffe aber, mir den Eingang zu dem Hause zu verschaffen, und wenn es mir gelungen ist, will ich weiter berichten, meine Damen. Für's Erste lassen Sie uns zu der Musik zurückkehren.“

Die Herren hatten bereits zu ihren Instrumenten gegriffen und es begann ein neues Tonstück. Nach diesem folgte eine Arie, die Annibale zu singen hatte und in welcher er alle Kunst des Ausdrucks verschwendete und mit einem Gefühle sang, wie man ihn selten auf der Bühne gehört hatte. Er that dieses nicht ohne Ursache. Er wußte, daß Ismael Mengs die Tonkunst liebte, daß er namentlich für diese Arie schwärmte, daß er niemals die Aufführung in der großen Oper versäumte, wenn er wußte, daß diese Partie von seinem Lieblinge vorgetragen wurde. Er zog sich, je höher die Töne anschwollen und je glänzender die Composition an's Licht trat, aus der Tiefe seiner Ecke hervor, und mit beiden Armen sich auf die Knie stützend, lauschte er unverwandt und unbekümmert um die lächelnden Blicke der Virtuosen nach Annibale's Lippen, von wo her der Strom der Entzückung über ihn kam. Als die Arie vollendet war, stand er auf, schloß Annibale in die Arme und sagte dann trocken: „Singe nochmals diese Arie.“ — Diese Zumuthung war etwas stark; die Arie war lang und schwierig, aber Annibale erklärte sich bereit, sie zum zweiten Male vorzutragen, wenn Ismael Mengs ihm dagegen die Gewährung eines Wunsches zusagte. „Und welches ist dieser?“ fragte der starre und ernste Mann.

„Daß ich Sie besuchen darf und Ihre Familie zu sehen bekomme,“ entgegnete der junge Sänger.

Ismael zauderte, er schwankte — dann aber gab er die Einwilligung und bestimmte den Tag, wo er den Künstler bei sich zu sehen erwartete.

Die Arie wurde gesungen. Ismael verließ nach ihr unwillig und finster seinen Platz, schritt durch den Saal und man hörte ihn einige unverständliche Worte ausstoßen, die fast wie eine Verwünschung klangen.

* * *

Um die angegebene Stunde — es war am Morgen früh — befand sich der Virtuose in der Wohnung des Malers. Er wurde von der Magd eingelassen, die ihm stumm die Thür öffnete und auf das Wohnzimmer zeigte, woselbst der Vater und seine drei Kinder sich zusammen befanden. Die Kleinen zeichneten und hoben nicht den Blick von ihren Blättern, als sie den Fremden zu einer so ungewöhnlichen Stunde eintreten sahen. Eine tiefe Stille herrschte. Der Vater ging von einem Kinde zum andern, nahm die Blätter, an denen sie eben zeichneten, und brachte sie dem Gaste. Annibale entdeckte zu seinem äußersten Erstaunen wahre Meisterwerke. Die Bilder der Mädchen waren Miniaturen, die Zeichnung des Knaben war ein Kopf mit bunten Stiften gezeichnet, das Porträt des Vaters, mit einer Kühnheit, einer Sicherheit, einem Ausdrucke geschaffen, der nur vollendeten Meistern eigen zu sein pflegt. Und dies war ein kaum sechzehnjähriger Bursche.

Annibale wandte sich zum Vater, in Lobeserhebungen ausbrechend und seine Verwunderung bezeigend, daß solche Talente in der Stille und Einsamkeit blühten, forderte er den Vater auf, mit den Schöpfungen seiner Kinder an's Licht zu treten.

„Das werde ich bleiben lassen," tönte die Antwort mit Härte und Bestimmtheit. „Die Kinder sollen lernen. Ich erziehe sie zu meinem Dienste. Es sind meine Kinder. Lasse ich sie in die Welt, so gehören sie andern Leuten. Jetzt sind sie mein. Sie sollen lernen, was ich begehre, sie sollen Nichts denken, fühlen und handeln, als was mir zusteht. Ich lasse sie nur so viel sprechen, als ich für gut finde. Taucht nur Eines auf und will seinen eigenen Weg gehen, so ist der Stock da und die Ruthe. Beide zusammen führen sie immer wieder in's rechte Geleis."

„Aber, mein Herr, Sie schlagen doch diese folgsamen, stillen Kleinen nicht?" fragte der Künstler.

„Sie bekommen täglich ihre Anzahl Hiebe," entgegnete der Vater mit starrer Kälte.

„Aber zu welchem Zwecke?" rief Annibale entrüstet, „sie thun ja Nichts, was Ihren Zorn erregen könnte?" —

„Sie würden aber Etwas thun, wenn ich einen Augenblick nachließe!" entgegnete der Künstler.

„Sie bringen sie niemals in die Gesellschaft von Ihresgleichen?" fragte der junge Mann bekümmert. „Sie sehen und hören Nichts, was in der Welt vorgeht."

„Sie sehen und hören mich. Ich verlasse sie nicht. Auch die Magd bringt ihnen hier und da Etwas bei, was ich ihr erlaube, ihnen zu erzählen. Uebrigens wissen die Kinder nicht, wie der Ort heißt, in dem sie wohnen, wie der Fürst, unter dessen Scepter sie athmen. Alles dieses auf meinen Willen, denn es ist mein Wunsch, aus ihnen Künstler zu schaffen, die in ihrem Fache etwas Großes zu leisten im Stande sind."

„So wünsche ich Ihnen Glück, daß Ihnen der Himmel so gutgeartete Wesen gab, bei denen eine so barbarische und verrückte Erziehungsmethode Nichts verschlimmert."

„Sie verstehen Nichts von Kindererziehung, mein Herr. Eine Arie ist kein lebendes Wesen, man kann sehr gut singen und weiß doch nicht, wie dem Staate, wie der Kunst ein Geschöpf, völlig fehlerfrei von den Untugenden unseres Geschlechts, zu übergeben ist." Mit diesen Worten war das Gespräch zwischen Ismael Mengs und dem Sänger beendet, das übrigens im Seitenzimmer gehalten wurde, so daß die Kinder davon Nichts hörten. Annibale bat sich nun vom Vater die Erlaubniß aus, daß Raphael, so hieß der Knabe, nun auch sein Bild machte. Der junge Mengs ergriff ein Blatt blaues Papier und ohne Weiteres begab er sich an die Arbeit, die er bewundernswerth rasch vollendete und die eine solche sprechende Aehnlichkeit erhielt, daß der glückliche Sänger damit voll Freude im Zimmer auf- und abrannte und einmal um's andere versicherte: daß es nichts Besseres geben könne als dieses Bild.

Der Vater Mengs nahm ihm das Versprechen ab, Niemand zu sagen, von wem das Bild sei. Er brachte sogar die Bibel herbei und muthete dem heitern jungen Manne zu, auf die geheiligten Blätter einen Eid abzulegen, daß er sein Versprechen halten wolle. Annibale schwur, ohne sich viel zu kümmern, was er beschwor.

Als er das Haus verließ, rannte er mit seinem Bilde zu der Faustina. Dort befand sich grade Herr von Sylvestre und der Pater Guerini, der Beichtvater des Königs. Das Bild wird gezeigt, sehr ähnlich befunden und man befragt den Glücklichen, wer es geschaffen. Besonders ist Herr von Sylvestre neugierig, den Künstler zu erfahren, den er als einen der ersten lebenden Künstler bezeichnet.

„Es ist ein Knabe von nicht ganz sechzehn Jahren!“ ruft Annibale triumphirend.

„Nicht möglich!“ entgegnet Sylvestre. „Dies ist ein Scherz.“

„So sprechen Sie doch!“ ruft Faustina. „Wer ist es?“

„Der Sohn des alten Ismael Mengs!“ ruft Annibale.

„Welche Narrheit!“ schreit Sylvestre. „Ismael ist gar nicht verheirathet, hat nie Kinder gehabt. Darunter steckt Etwas.“

Annibale erzählt jetzt umständlich die ganze Art, wie er die Familie, wie er den Wunderknaben aufgefunden und kennen gelernt hat. Sylvestre schweigt, er steckt die Brille in's Futteral und verläßt die Gesellschaft stillschweigend. Faustina und der Abbé bestehen darauf, dem Könige von dem Vorfalle zu erzählen. Man ist nun begierig, noch mehr Bilder von dem Knaben zu erhalten, und man sendet einen Diener aus, um nach der Anweisung Annibale's den Porträtkopf des alten Mengs und noch andere Blätter abzuholen, mit der höflichen Bitte Faustinens, diese Gefälligkeit aus alter Freundschaft ihr nicht abzuschlagen. Aber in welche Wuth geräth Ismael, als er den Diener kommen sieht. Seine Einsamkeit, seine Verborgenheit, mit dieser sein ganzes Erziehungssystem stürzt über den Haufen, und er droht dem Diener, wenn er sich nochmals unterstände, sein Haus zu betreten, ihm den Schädel zu spalten. Zugleich schreibt er an Annibale einen Brief, in welchem er ihn einen Nichtswürdigen, Ehrlosen nennt, ihm sein Haus auf ewige Zeiten hin verbietet.

So stehen die Sachen, als Faustina, beleidigt über Ismael's hirnlose Strenge, sich vornimmt, dem Knaben beizustehen, sich der unwürdigen Tyrannei des Vaters zu entziehen. Sie zeigt das Bild Annibale's dem Könige. Hiermit war die erste Stufe in dem Leben Raphael's bezeichnet, es war ein Abschnitt in seinem Dasein. Dieses Dasein, das künftig so glänzend und geräuschvoll sich gestaltete, das fast ausschließlich sich auf den Parketböden der Höfe abspielte, das Triumphe gewann, wie das Genie sie selten feiert, es trat hier zum ersten Male in den Kreislauf seiner Bestimmung ein. An der Hand Faustina's betrat der Jüngling die gefeierte Laufbahn, sie war es, die ihn führte, die von seiner Stirn den Schleier der Befangenheit hinwegschob und ihm den sichern Schritt verlieh, der dem Auge der Großen gefällt, weil er das Selbstgefühl bekundet, das den Busen des Genies hebt. König August ließ auf seinen Befehl den jungen Künstler sammt seinen Zeichnungen zu sich führen. Einem solchen Ansinnen war nicht zu widerstehen. Der Trotz und die Menschenscheu des alten Mengs waren überwunden. Ueber Hals und Kopf wurden die Kinder in moderne Kleider gesteckt, die der Schneider anfertigen mußte; denn die Gewänder, die sie bisher getragen, waren wenig mehr als Schlafröcke. Raphael's zierliche Figur nahm sich in dem neuen Kleide trefflich aus, und Regina Concordia's und Julianens lichtbraunes Haupthaar wurde in einen Schleier von Puder gehüllt. So nahm denn der Vater seine drei Kinder, setzte sie in eine Kutsche und fuhr mit ihnen an den Hof.

Ismael Mengs wußte recht gut, wo Halsstarrigkeit und üble Laune hingehört und wo sie ungehörig ist. Er konnte ein Hofmann sein, er konnte reden und schmeicheln, er konnte sich bücken und den Launen Anderer den Hof machen, wenn — er wollte. Hier war nun dieser Zeitpunkt erschienen und Ismael, mit seiner stillen Familie plötzlich an den Glanz der Aeußerlichkeit gezogen, benahm sich so, wie man es erwarten durfte. Er selbst stellte seinen Sohn dem Monarchen vor, Nichts mehr wünschend, als daß dessen bescheidenes Talent des Beifalls würdig sei des hohen Kenners, der über Sachsen die Segnungen der Kunst und der Wissenschaft verbreitete. August III. hörte diese Sprache gern und sein Auge ruhte mit Wohlgefallen auf dem jungen Mengs. Das Aeußere desselben war empfehlend. Eher klein für sein Alter wie groß, hatte sein Körper die schönsten Verhältnisse, in seinem Antlitze leuchteten Augen, die errathen ließen, was in seinem Innern vorging und die, gleichsam Propheten der Zukunft, deren Glanz verkündeten. Dabei eine Bescheidenheit, ein Zurückstehen, eine Sanftmuth und ein leicht eingeschüchtertes Wesen, das lehrte, wie behutsam man mit diesem Zöglinge der Natur, der in tiefer Stille und Abgeschiedenheit von der Welt emporgewachsen war, umgehen müsse. Der König lobte die Bilder, die man ihm zeigte, vor Allem das Bildniß Annibale's, und schloß seine Rede endlich mit der schmeichelhaften Aufforderung, daß der junge Künstler nun auch sein Bild malen solle. Der Vater war überrascht und sah sich im Kreise um, ob dieses Zeichen ungewöhnlicher Gunst ihm

nicht Neider zuziehe, doch die Züge der Höflinge, gewohnt in der Kunst der Lüge, blieben gleichmäßig stumm. Der Malerkasten mit den Farbenstiften Raphael's wurde herbeigebracht, der Vater legte das bekannte bläuliche Papier auf das Zeichenbrett und zum ersten Male begegnete sein Auge dem bittenden Blicke des Knaben, der ihn anzuflehen schien, ihn in diesem kritischen Momente nicht zu verlassen, und zum ersten Male sah Raphael darin die Liebe eines Vaters, das bekümmerte Herz eines Lehrers, der die Zeugnisse des Fortschritts seines Schülers vor den Blicken eines hohen Richters bloßlegen soll. „Es wird schon gehen," — flüstert er dem Knaben zu, — „erinnere Dich nur der Regeln, die ich Dir gegeben! Sei frei und ohne Sorge. Male den Kopf, als wenn er auf den Schultern eines simpeln Arbeiters säße: ein König sieht nicht anders aus, als andere Menschen."

Während der Vater diese geheime Instruction dem Sohne gab, gestalteten sich die Gruppen im Zimmer. Der König, als ein schöner Mann, gewohnt den Malern zu sitzen, nahm eine Stellung an, die er für dienlich hielt, um den Knaben nicht einzuschüchtern. Es war nicht der König, es war ein guter Mann, der sich und den Seinen zum Vergnügen zu einem Bilde saß. Keine Miene von Stolz und Selbstbewußtsein. Es war nicht der kühne Wurf des Hauptes in den Nacken, die sieggewohnte Fürstenmiene und das huldvolle Majestätslächeln, das er zeigte, wenn er seinem Hofmaler Louis Sylvestre zu einem Königsbilde saß. Die Königin mit ihren Hofdamen nahmen die Sitze ein, die im Hintergrunde des Gemachs aufgestellt waren. Graf Brühl unterhielt die Prinzessinnen mit Späßchen, die auch auf dem Antlitze des Königs öfter ein Lächeln hervorbrachten, der Erbprinz, durch seine Kränklichkeit verhindert zu stehen, saß in seinem Armstuhle, der Königin zur Seite, und Beide flüsterten mit einander über Dinge, die Nichts mit dem Vorgange der Zeichnung gemein hatten. Der Vater Mengs stand hinter dem Stuhle seines Sohnes, gleichgiltig und scheinbar unbekümmert um das Gelingen des Werkes, heimlich jedoch, wo es sich thun ließ, dem Knaben zulispelnd: „Ocker! Unter der Nase den Schatten dunkler; blau! das Auge mehr geöffnet — so ist's recht!" —

Der König fragte den Vater Mengs nach seinen frühern Verhältnissen. „Ew. Majestät werden erstaunen, wenn Sie vernehmen, daß die Pest mich in Ihre Dienste gebracht hat. Von dreiundzwanzig Geschwistern blieb ich allein verschont und verließ meine Vaterstadt Kopenhagen mit dem Verlangen, ein glückliches Land, glückliche Menschen zu sehen. Ich kam hierher und fand Beides. Ihr erhabener Vater nahm mich unter die Zahl seiner Beschützten auf und ich lernte kennen, was es heißt, wenn der Träger der Macht zugleich der Künste und Wissenschaften Freund ist. Ohne Ehrgeiz, nur mit dem Wunsche, das zu leisten, wozu ich eine Anlage in mir fühlte, lebte ich ganz meinen Studien und meinen Pflichten. Eine Heirath, die ich mit einem Mädchen bürgerlichen Standes schloß, gab mir diese Kinder, für deren einstiges Fortkommen ich auf die gewissenhafteste Weise gesorgt habe. Mein Wille war, daß sie noch sechs Jahre auf diese Art fortarbeiten, alsdann wollte ich sie freigeben und sie sollten in der Welt sich ihren Unterhalt suchen. Eine Fügung des Himmels hat es anders beschlossen und ich bin genöthigt, sie jetzt schon der Oeffentlichkeit zu überliefern, unfertig, schülerhaft und schüchtern, wie sie sind; wozu ich die Nachsicht Ew. Majestät anrufe."

Der König neigte sein Haupt beifällig zu der Rede des Künstlers. Unterdeß war das Bild fertig geworden, unglaublich rasch und unglaublich ähnlich. Der König brachte es der Königin und diese erklärte, es sei das beste Bild, das vom Könige gemacht worden. Die Prinzen und Prinzessinnen gaben das Echo dieser Beurtheilung und Graf Brühl forderte den jungen Künstler auf, ihm eine Copie des Bildes zu verfertigen. Hundert Dublonen waren der Preis, den der König für dieses Bild zahlte, später fügte er noch eine Pension von sechshundert Thalern hinzu. Die beiden Mädchen mit ihren Miniaturarbeiten, die sie vorzeigen mußten, erhielten eine jede dreihundert Thaler jährlichen Gehalts angewiesen. Der alte Mengs nahm das Geld, schloß es ein und gab Nichts den Kindern. So endigte sich diese glorreiche Sitzung.

Es sollte jetzt wieder das Sitzen im stillen Hause vor sich gehen; aber hieran war nicht zu denken. Es klopfte beständig, beständig liefen Diener aus und ein, der alte Mengs war in Verzweiflung und zuletzt war er es, der den Sohn bat, auszuziehen, um doch endlich in seinen vier Pfählen Ruhe zu haben. Raphael that es. Er malte jetzt Bild-

nisse. Das Königsbild hatte ganz Dresden aufsässig gemacht; man fühlte nur das eine Verlangen — Bilder von dem jungen Wundermanne zu haben, der plötzlich aufgetaucht war, siebzehn Jahre alt den König gemalt hatte und zwar zum Bewundern ähnlich. Man erzählte sich, der Monarch bewahre seine Bilder auf seinem Schreibtische, um sie täglich ansehen und bewundern zu können. Raphael malte jetzt den König noch zweimal, die Königin, die Prinzessin und den Erbprinzen, dann den Minister Grafen Brühl und noch einige Hofleute, dann die Hasse und auf den Wink seines klugen Vaters auch den Hofmaler Louis Sylvestre. Für alle diese Bilder brachte er das Honorar dem alten Mengs, der es einschloß, dem Sohne und den Töchtern nur monatlich etwas aussetzend, grade genug, um mit der äußersten Sparsamkeit davon zu leben.

Diese neue Art väterlicher Tyrannei verdroß unsern Raphael, der sich bereits zu fühlen anfing und der eine artige Summe bereits beisammen gehabt hätte, wenn er Alles, was er erhielt, hätte behalten dürfen. Unfähig, dem Vater über diese Vermögensverwaltung ein Wort zu sagen, ging er bekümmert umher, immer neue Bilder malend und immer wieder das Geld der unersättlichen Schatulle seines Vaters überantwortend. Seine Kleidung war einfach, beinahe schlecht, und eben so sah es aus mit dem Putze der Schwestern. Feste und kleine Vergnügungen konnte Keines der drei mitmachen. Da traten Annibale, die Faustina und Eleonore zusammen, um zu berathen, was zu thun sei, den Raphael aus den Fesseln seines geizigen Vaters freizumachen.

Sie faßten den Entschluß: Raphael soll nach Italien gehen — ohne den Vater, allein, und der Vater soll ihm die Summe Geldes auszahlen, um in Rom sechs Jahre zu leben.

Aber wie dies bewerkstelligen?

Wie den alten Geizhals bewegen, mit der Summe herauszurücken?

Wie Raphael's Schüchternheit besiegen?

Dies waren die Fragen, die gelöst werden mußten. Annibale erhielt den Vater, um ihn zu bearbeiten, während die beiden Freundinnen sich an Raphael machten.

An einem schönen Frühlingsabende, unter den Bäumen des Zwingers lustwandelnd, fanden sich Eleonore, Faustina und Raphael zusammen. Es war von dem die Rede, was Jeder für sich wünschte. „Ich möchte diesen herrlichen Platz besitzen, um ihn zu einer großen Concertaufführung einrichten zu lassen," sagte Eleonore, indem sie den Blick auf die Galerien, die Springbrunnen und die Gartenanlagen heftete. „Es würde trefflich sein, hier ein Oratorium oder eine Messe aufführen zu lassen. Es müßte aber eine Unzahl von Sängern sein und die Galerien würden für die Zuhörer aufgespart. Tausend Fackeln und Lichter müßten der Versammlung leuchten, die an einem schönen stillen Sommerabende hier zusammenkäme. Jeder geschlossene Raum hat etwas Beengendes; es sei auch die größeste Kirche."

„Das ist ein Wunsch, Ihrer musikalischen Seele würdig, Mademoiselle," hub Faustina an; „ich dagegen wünsche mir Etwas, was mit der Erde und ihren Genüssen zusammenhängt. Eine reich besetzte Tafel, ein Glas guten Malvasiers und dazu ein lächelndes Gespräch mit jungen Freunden. So möchte ich unbekümmert um die Geschicke der Erde meine Tage verleben. Ich wollte nur singen, wenn ich Lust und Liebe dazu empfände."

„Madame, Sie sind nicht eben bescheiden in Ihren Wünschen!" rief lächelnd Fräulein Sylvestre. „Lassen Sie hören, was unser junger Freund sich wünscht."

Beide sahen den jungen Maler an, der darüber aus seinen Träumen erwachte und befremdet ihre Blicke auf sich ruhen fühlte.

„Mengs, Sie müssen nicht so zerstreut sein!" rief Faustina ärgerlich. „Wer kann's mit Ihnen denn aushalten? Schon wieder träumen Sie, oder — bekümmert Etwas Ihre Seele, so reden Sie; sein Sie aufrichtig gegen Ihre Freundinnen! Sprechen Sie!" —

„Werden Sie nicht böse, Madame Hasse," sagte der junge Mann mit Schüchternheit. „Wo bliebe ich, wenn Sie mir zürnten! Und auch Sie, liebste Eleonore, mit einem Menschen von meinem Fache muß man Geduld haben. Es geht mir so Vieles durch den Kopf. Ich hatte vor ein paar Tagen einen Traum."

„Einen Traum? Und was träumte Ihnen?"

„Ich befand mich in Italien," flüsterte der Jüngling. „Ich sah Raphael's Madonnen, seine Himmelfahrt Christi, seine Schule von Athen und — Alles dieses, an sich schon prachtvoll und staunenswerth, erklärte mir ein Bewohner des Himmels mit so glühenden Worten, daß ich glaubte, der Himmel thäte sich mir auf und ließe mich seine Wunder sehen. Mein Führer sah die Erregung,

die sich in den Zügen meines Antlitzes malte, und sagte zu mir: Komm' hierher! Sieh Alles mit eigenen Augen an und dann male. Ich wollte ihm antworten, da war er fort und der ganze Traum war verschwunden. Seitdem ist's mir, als brenne der Boden unter mir, als zöge es mich mit hundert Armen nach dem Lande, wo der göttliche Raphael, der kindliche Correggio, der erhabene Michel Angelo, der kräftige Titian und alle die goldenen Namen leuchteten, die wir hier im Norden mit Staunen verehren. Ich habe Etwas in mir, das mir sagt, jene Geister sind Dir nicht abhold, doch mußt Du sie aufsuchen, sie studiren, ihre Sprache kennen lernen, damit auch Du so reden kannst vor dem Volke, wie sie geredet haben."

„Der Traum muß Wahrheit werden!" rief Faustina eifrig. „Sie müssen nach Italien, Mengs. Ja, Sie müssen. Ich gebe Ihnen einen Brief an Hasse mit, der sich soeben in Rom befindet."

„An Ihren Gemahl, Madame?"

„An denselben," entgegnete die Sängerin. „Er versteht zwar Nichts von Malerei, aber er wird schon mir zu Liebe Ihnen mit Rath und That beistehen."

„Ach! aber wo das Geld hernehmen?" seufzte Mengs.

„Sie müssen mit Ihrem Vater sprechen," bemerkte Eleonore.

„Unmöglich!" rief der Jüngling.

„Es ist Nichts unmöglich, wenn wir nur ernstlich wollen!" sagte Faustina. „Drohen Sie ihm, daß Sie heimlich entweichen wollen, wenn er nicht seine Einwilligung gibt."

„Wie, heimlich entweichen, ich — meinem Vater! Das sprechen Sie nicht im Ernste, Madame. Ich würde keinen Pinsel anrühren, ich würde sterben, wüßte ich, daß ich meinen Vater und seinen Zorn hinter mir hätte. Er, der mich gebildet, dessen Werk ich bin, der die Größe des Lehrers mit der Autorität eines Vaters verbindet. Nimmer, nein, nimmer wagte ich es!" —

„Das ist ein Sohn, wie tausend Väter sich ihn wünschen!" rief Eleonore mit Gefühl. „Was ist da zu machen?"

„Nichts als aushalten," seufzte der Jüngling. „Irgend einmal wird meinem Vater doch der Gedanke kommen, daß es besser sei, mich hinaus in die Welt zu lassen, und dann ziehe ich, ziehe wie der Vogel, der endlich den Stäben des Käfigs entflattern darf."

„Und unterdessen vergehen die Jahre der Jugend!" rief Faustina. „Ich weiß, was es heißt, mit frischen Kräften eine Kunst erfassen. Auch mir hat man's nicht leicht gemacht. Sie müssen reisen, Mengs, Sie müssen noch diesen Herbst Dresden verlassen, oder ich will nicht Faustina heißen."

Der junge Mann sah seine zuversichtliche Beschützerin scheu von der Seite an und schwieg.

„Und wenn wir den König hineinmischen, es muß gehen," setzte die Sängerin hinzu. „Er ist nur leider in Polen und wird vor dem Beginne des Winters nicht zurückerwartet. Der Erbprinz — kann Nichts thun! Brühl ist ebenfalls fort. An wen wenden wir uns? An Ihren Vater, Mademoiselle!"

„Mein Vater?" entgegnete das junge Mädchen erstaunt. „Mein Vater soll dazu beitragen, daß ein großer Künstler gebildet werde? Muthen Sie ihm das nicht zu. Er ist zu eifersüchtig auf seine Stellung. Er wird Nichts für unsern Freund thun; ich kenne ihn darin."

Faustina, ungeduldig über diese vielen Einwürfe und Störungen, rief jetzt plötzlich: „Ich reise mit Ihnen hin; ja, ich! Urlaub zu bekommen, jetzt, da wir gegen den Sommer gehen, kann nicht schwer fallen. Ja — ich entführe Sie Ihrem Vater! Mir wird er Sie nicht abschlagen. Die Reise soll Ihnen Nichts kosten, das wird dem Geizigen ein angenehmer Trost sein. Und ich — ach, ich sehe meinen guten Hasse wieder, der so schweren Herzens mich hier zurückließ, an diesem verderbten Hofe, unter diesem luxuriösen Fürsten. Ja, so soll es sein! Wozu bedürfen wir da noch eines Beschützers, eines Freundes!"

Und Faustina, zufrieden mit sich und der Welt, drehte sich auf dem Absatz um, schlug ein Schnippchen und fiel dann ihrer Freundin Eleonore um den Hals, indem sie rief: „Ach, wie glücklich sind wir, wenn wir Andere glücklich machen können! Welch ein Genuß ist's, Freude und Wohlergehen zu bereiten! Ich bin es, die den jungen Mann in die Welt einführt, ich theile seinen Ruhm, ich biete ihm die Staffel, auf die er tritt, um dann weiter zu steigen. Kommen Sie, Mengs, kommen Sie, Eleonore, kommen Sie zu mir! Der Abendtisch wartet, wir bleiben zusammen, wir trinken ein Gläschen Wein, wir schwärmen! Der Erbprinz von Sachsen-Weißenfels wird schöne Augen machen, wenn er hört, daß ich reise; aber die Armide will

ich doch noch singen! Dann aber soll das Posthorn dazwischen tönen, das Posthorn, das mich in ferne Gegenden reißt. Kommen Sie, meine Theuren, kommen Sie. Wir müssen daran, wie wir unsere Stoffe, unsere Kleinodien zusammenpacken! Das wollen wir überlegen! Faustina und Raphael! zwei schöne Namen, sie mögen hochleben!"

Mit diesen Worten zog die Sängerin ihre Freunde mit sich fort.

„Das geht nicht!" rief der Sänger. „Da haben wir Alle ein besseres Einsehen in Eure Kunst, als Ihr selbst. Was, zehn Jahre! Das ist ja ein Menschenalter."

„Er ist jetzt neunzehn — dann wird er neunundzwanzig sein," bemerkte der alte Maler, indem er trotzig und unbeugsam vor sich hinsah. „Ich habe es nicht so gut gehabt; ich wanderte aus, als ich kaum fünfzehn Jahre alt war."



Raphael Mengs.

Unterdessen hatte Annibale sich in der Wohnung des Vater Mengs eingefunden und entdeckte bei diesem, was selten war, eine gute Laune. Er rechnete ihm den Gewinn vor, den der Sohn ihm bereits zugeführt und nannte ihn einen guten Sohn.

„Was wollt Ihr aber nun mit diesem guten Sohne beginnen?" sagte Annibale. „Ihr könnt doch unmöglich die Idee haben, ihn hier auf Dresdens Pflaster stets herumlaufen und ihn täglich ein Porträt malen zu lassen."

„Weshalb nicht?" entgegnete der Alte. „Wenn es mir nun so gefällt?"

„Ei, Meister Ismael, Ihr scherzt. Der Junge muß nach Italien."

„Warum nicht gar! Ein unreifes Bürschchen, dem Ihr Alle hier den Kopf verdreht habt. Laßt ihn noch ein zehn Jahre mit seinen bunten Stiften herumwirthschaften, alsdann wollen wir uns wieder sprechen."

„Ich sage Euch, er muß nach Rom."

„Nach Rom? Was soll er da? Sich auslachen lassen von den Künstlern, er, der Nichts kann! Geht mir mit Euren Vorschlägen, Herr Annibale! Ihr treibt es zu arg! Was versteht Ihr von der Kunst und was wißt Ihr, was dazu gehört, einen guten Künstler zu bilden. Geschwätz! Singt mir lieber die bewußte Arie, von der Ihr wißt, daß sie mir gefällt."

„Nun gut, ich will singen!" ruft der junge Künstler eifrig. „Setzt Euch dort an's Fenster und haltet Euch ruhig."

Mengs setzt sich und Annibale fängt an, einen Satz aus einer Oper vorzutragen; Ismael trommelt dazu den Tact, aber es ist noch nicht die Arie, die er so sehr liebt; endlich geht der Sänger durch allerlei Zwischenpassagen in die Arie über und jetzt schwimmt der alte Maler in Wonne. Trotz

des Verbots singt er mit und als eine Stelle kommt, die das Weichste und Entzückendste bietet, was man in Tönen gehört hat, liegt Mengs ausgestreckt auf dem Stuhle, das Haupt weit zurückgeworfen und ruft: „Ach, ach! Was ist das für eine Kunst! Wie läßt sie doch Alles hinter sich, was wir armen Sterblichen erfinden können! Das ist Sprache sel'ger Geister!“

Annibale hat schon längst aufgehört und Mengs schwärmt noch immer. Verdrießlich wirft sich der Sänger auf einen Stuhl und hustet, denn das Singen hat ihn angegriffen. Endlich fragt er: „Nun, zieht Raphael nun nach Rom?“

Der Vater, aus seinen Entzückungen zurückgerissen, springt auf und ruft zornig: „Nein! und abermals nein! Ihr seid mir der Rechte, Herr Annibale! Woran mahnt Ihr mich? Schon einmal habt Ihr mich durch Eure Kehle zu einer Narrheit verleitet, es soll nicht zum zweitenmale geschehen.“

„Aber wenn der König es Euch befiehlt?“

„Der König hat längst mich und meinen armen Sohn vergessen, und ich bin der letzte, der ihn wieder an uns erinnert. Uebrigens wäre es unverschämt, ihn jetzt noch um ein Reisegeld anzugehen. So macht Ihr Sänger es zwar: aber nie soll dergleichen in meinen Sinn kommen.“

„Ihr seid reich genug, die Reise aus eigenen Mitteln bestreiten zu können. Die Pensionen, die Eure Kinder genießen, gehen fort, wenn Ihr im Auslande seid.“

„Aber nicht die Honorare, die er jetzt für das Malen von Porträts erhält,“ erwiedert der Vater. „In Rom lasse ich ihn kein Bild mehr malen, dort muß er nur die alten Meisterwerke studiren und copiren. Ja, wenn ich selbst mitginge! Dann ließe sich noch von der Sache sprechen.“

„So geht mit, in's Teufels Namen!“ rief Annibale heftig, dem die Unterhandlungen schon zu lange dauerten. „Aber macht nur, daß der Junge etwas Anderes zu sehen bekommt, als den Thurm der Frauenkirche.“

„Gut, ich gehe mit, die zwei Kinder und die Magd nehme ich auch zu mir,“ sagte der Vater Mengs mit einem Blicke und einem Tone, wie sie Einer annimmt, der sich zu einer wichtigen That entschließt. „Aber ich gehe erst in zwei Jahren; früher nicht.“

„In zwei Jahren!“ rief der Sänger. „Ei, Vater Mengs, Ihr geht in diesem Jahre hin und zwar im Herbste.“

„Was sagt Ihr, in diesem Jahre?“ rief der Alte. „Nun, so sollt Ihr auch darin Recht haben. Wir gehen in diesem Jahre, wenn ich den Urlaub bekomme.“

„Den verschaffe ich Euch!“ rief Annibale mit Sicherheit und Freudigkeit. „Graf Brühl ist ganz einverstanden mit der Reise; ich getraue mir, Euch den Urlaub auszuwirken. Aber jetzt denkt daran, wie Ihr fortkommt. Für's Erste halte ich dafür, daß Tonella (so hieß die Magd) zurückbleibt. Was soll sie in Rom?“

„So gehe ich auch nicht!“ rief der Meister. „Tonella ist mir und meinen Kindern unentbehrlich; auch ist sie nicht so dumm, wie sie aussieht.“

„Nun denn, so nehmt sie mit,“ rief der Sänger mit Lachen.

„Ihr könnt aus mir machen, was Ihr wollt!“ sagte der überrumpelte Maler mit einigem Verdruß. „Aber was thut man nicht einer so göttlichen Stimme zu Gefallen. Wenn ich im Sterben liege, Ihr könnt mich damit wieder aufwecken. Warum haben wir uns so spät kennen gelernt; etwas früher und Ihr hättet mich zum Sänger bekehrt. Zwar hatte ich nie eine gute Stimme, aber man sagte mir, daß ich die Solopartie im „undankbaren Hirten“ vortrefflich sänge. Hört einmal zu.“

Und der Vater Mengs setzte sich an ein verstimmtes Clavier, das in der Stube am Ofen stand, und sang oder krächzte vielmehr die Worte: O Du Engel, wo willst Du hin!

„Vortrefflich!“ rief Annibale; „doch nun will ich zu einer Freundin gehen und Euren Entschluß dort verkündigen. Ich finde bei den Damen Euren Sohn. Meine Nachricht wird Freude erwecken. Lebt wohl, alter Freund!“

Und damit flog der junge Virtuose fort und gradeswegs zu der Wohnung der Faustina, wo er die Verschworenen noch beisammen fand. Er brachte seine Neuigkeit vor und Raphael hörte sie mit der größten Freude an. Faustina machte ein ernstes Gesicht und setzte das Glas wieder hin, das sie eben an die Lippen führen wollte. „Alsdann ist meine Reise unnütz,“ rief sie, „da Du mit Deinem Vater gehst.“

„Nicht böse sein! liebste Madame Hasse!“ rief der junge Mengs. „Können wir nicht Alle zusammen nach Rom?“

„Nein!“ rief Faustina. „Wo Ihr Vater ist, bin ich überflüssig.“

Eine Pause trat ein. Die kleine Gesellschaft war durch Faustina's Kummer entmuthigt. Annibale rief: „Haben Sie bedacht, Madame, die neue Oper, die wir einzustudiren haben?"

„Sie haben Recht!" rief Faustina. „Ueberdies der Prinz, mein Verehrer, mein Bewunderer trifft hier ein; was würde er sagen, wenn er mich nicht fände. Gut, ich bleibe! So haben wir unsern Plan doch erreicht: Raphael kommt nach Rom! Nun denn, dieses Glas auf seine Reise. Geh, Zögling Apoll's! Wandle Deine leuchtende Straße, und wenn Du dereinst wiederkommst, so gedenke Deiner Freunde und dessen, was sie für Dich thaten."

* * *

Die katholische Kirche in Dresden war ihrer Vollendung nahe. Der kühne Bau erregte die Bewunderung der Kenner. Die hohen Säulen des Schiffes der Kirche wölbten sich zu einer staunenswerthen Höhe und schlossen mit einer Kuppel, die das Großartigste war, was man, die Peterskirche in Rom abgerechnet, sehen konnte. Es galt den Bau zu vollenden — aber hier stockte es. Im Publicum verbreitete sich das Gerücht, die Hauptkuppel könne sich nicht halten, sie werde zusammenstürzen, wenn die Gerüste fortgenommen würden. Der Baumeister Chiaveri mochte sagen, was er wollte, man glaubte ihm nicht. So ruhte der Bau schon über zwei Jahre. Die zahllosen Bildsäulen, die die Kirche zu krönen bestimmt waren, ruhten, dem Staube und der Vergessenheit dahingegeben. Man wußte nicht, was beginnen. Niemand wagte es, über den Platz zu gehen, auf dem die Kirche stand, aus Furcht, ein entsetzenvolles Gekrache zu hören, mit dem sie einstürzte. Nachts glaubte man das Zusammenbiegen der Mauern und ihren Fall auf die Gerüste zu vernehmen. Religiöse Fanatiker, die den Bau des katholischen Gotteshauses mitten in der protestantischen Stadt mit Abscheu sahen, ließen sich auf den Straßen hören und prophezeiten den Einfall des Tempels. Man ging Chiaveri an, den Bau selbst wieder einzureißen; dazu war aber der kühne Mann, dessen Ehre auf dem Spiele stand, nicht zu bewegen. In einem weiten Umkreise stand die Kirche wie gebannt; Niemand überschritt die Grenze, die die Bauverständigen bezeichnet hatten, bis wohin die Steine und die Balken bei einem Sturze der Kuppel hinfliegen konnten.

Es war im Spätherbste des Jahres 1748, als über den Platz, den jetzt das Theater einnimmt, ein junger Mann schritt, bekleidet mit einem Reisehut und dem leichten italienischen Mantel. Es war offenbar ein Fremder, der eben in Dresden angelangt war. Er nahte sich der unglücklichen Kirche und überschritt dreist die bezeichnete Linie, indem er vor den Mauern stehen blieb, sie aufmerksam, so weit es das Mondlicht gestattete, in Augenschein nahm und eben im Begriffe war, noch näher heranzutreten, als sich aus dem Schatten eines Vorsprungs eine Gestalt loswickelte, die wie ein abgeschiedener Geist auf ihn zutrat und die dumpfen Worte sprach: „Hier ist nicht erlaubt zu gehen, mein Herr!"

„Und weshalb nicht?" fragte der junge Mann.

„Weil jeden Augenblick der Einsturz der Kirche erwartet wird."

Diese Rede klang in dem Munde dessen, der sie sprach, wie die Worte eines Verrückten. Wahrscheinlich nahm der Reisende den Warner auch dafür, denn er entgegnete mit Lächeln: „Ei, das wäre! Wer hat denn diese Einrichtung getroffen?"

„Der Magistrat, um Schaden zu verhüten; vielleicht auch um einen armen unglücklichen Mann vollends zu Grunde zu richten und um das Licht seines Verstandes zu bringen!" sagte der Mann in einem dumpfen und grollenden Tone.

„Wer ist dieser arme Mann?"

„Der Baumeister."

„Ich verstehe Sie nicht!" rief der Reisende. „Erklären Sie sich etwas näher."

„Das ist bald gethan," war die Antwort. „Man nahm einen geschickten Baumeister an, übertrug ihm den Bau der Kirche und als dieser sie mit einer schönen und kräftigen Wölbung versah, erstaunten darüber die Narren, und von Böswilligen, die den Bau dem fremden Baumeister nicht gönnten, wurde das Gerücht ausgesprengt, die Wölbung könne nicht halten, sie würde zusammenbrechen, wenn das Gerüst fortgenommen würde. Ein Theil des Gerüstes ist seit einem halben Jahre fort und nun erwartet man täglich- und nächtlich das Zusammenfallen des Gebäudes."

„Es steht indeß noch immer!" rief der Reisende.

„Und es wird stehen, so lange noch ein Stein auf dem andern bleibt von dieser ver-

dammten Stadt. Wie, Chiaveri sollte nicht zu bauen verstehen! Lächerlich! Aber es ist den Einfältigen zu groß, zu gewaltig! Deshalb muß es fallen. Gibt er darum sein schönes Vaterland auf, zieht er darum in das Land der Barbaren, daß man ihm hier Qualen bereitet, wie sie kein menschliches Gehirn ertragen kann! Da steht der Bau, er sollte nun schon längst vollendet sein. Die Marmorblöcke, bestimmt den Boden der Kirche zu pflastern, ruhen an der Elbe. Die Statuen, achthundert an der Zahl, warten auf ihre Aufstellung — und Alles, Alles vergebens! Die Erbärmlichen! Sie wagen sich nicht heran! Es kommt Niemand in die Nähe der Mauern. Fällt irgendwo in der Stadt eine alte Thür aus den Angeln, gleich der Ruf: die Wölbung stürzt! Narrenvolk! Bestialische Masse, von Unsinn, Bosheit und Kleinmuth zusammengesetzt! Der Teufel soll kommen und Euch ein Haus bauen! Ich sage der Teufel."

Nach dieser Rede voll Zorn und Erbitterung ging der Mann wieder, um sich in seine Ecke zu verkriechen; der junge Mann hielt ihn zurück, indem er mit fester Stimme rief: „Sie sind Chiaveri!"

„Ich bin's!" entgegnete der Unglückliche. „Laßt mich gehen! diese Welt verfluchen, die nur geschaffen ist, um dem Genie zur Marterstätte zu dienen. O mein goldnes Rom! Wie und wann werde ich Dich wiedersehen!"

„Ich komme eben von dort."

„Wer seid Ihr?" —

„Mengs!"

„Wie, der Maler Mengs!" rief Chiaveri und hielt beide Hände des Künstlers umschlossen. „Man hat mir von Rom aus von Euch geschrieben. Ihr habt den Papst gemalt? Se. Eminenz, den Herrn Cardinal, der mein Freund ist. O, man hat mir große Dinge von Euch gemeldet. Ei seht, so jung noch! Ach, Ihr kommt in einer Zeit, wo es dem armen Chiaveri schlimm geht. Da habe ich ein Meisterstück gemacht, ein Stück, um das mich Michel Angelo beneiden würde und — da steht es!"

Er zeigte auf die Höhe der Mauern, die im Mondglanze leuchteten, und zugleich mit einer stürmischen Miene lief er hin, stemmte sich an die Pfeiler und schrie: „Fallt ein! fallt ein! begrabt mich unter Euren Trümmern! begrabt den unseligsten Menschen, der je gelebt hat!"

„Ihr sollt nicht also verzweifeln, Meister. Ich spreche den König, ich will ihm Alles nach der Wahrheit schildern, nur müßt Ihr erlauben, daß ich morgen beim hellen Lichte den Bau in Augenschein nehme." So sprach Raphael Mengs, indem er den Blick bedauernd auf den Baumeister richtete, der in Gestalt eines Unglücklichen vor ihm stand.

Beide Männer gingen am Ufer der Elbe hin, in tröstender Rede des Einen der Andere Muth und Anregung schöpfend. Es wurde abgemacht, daß Mengs den nächsten Morgen und die darauf folgenden Tage mit dem Baumeister den Bau besichtigen sollte und dann davon dem Könige berichten.

August III. empfing den heimkehrenden Künstler mit großer Gnade. Er erkundigte sich nach seinen Arbeiten in Rom und vernahm mit Vergnügen die Menge derselben. Die Königin und die Damen des Hofs freuten sich, den jungen schönen Mann zu sehen, mit der edeln Einfachheit in Rede und Manieren.

„Jetzt sollst Du nochmals mein Bild in Oel malen!" rief der König, den jungen Mann noch immer nach alter Weise wie einst den Knaben behandelnd. „Mich und die Königin. Bist Du allein aus Rom heimgekehrt?"

„Mit einer Frau, Majestät."

„Wie, Du bist verheirathet?"

„Mit einem einfachen römischen Landmädchen, Sire," erwiederte Mengs. „Ich ging eines Tages durch die Straßen Roms, um ein Modell zu finden für eine Madonna, die ich zu malen beabsichtigte. Ich suchte lange. Die üblichen Gestalten, die zu diesem Zwecke dienen, behagten mir nicht. Wie ich aber unmuthig nach Hause wandern will, kommt mir eine Dirne entgegen, die auf dem Markte Früchte verkauft hatte. Ich sehe das edle, schöne Gesicht, ich spreche sie an, sie erröthet, also schüchtern und schamhaft. Endlich mache ich ihr den Vorschlag, zu mir zu kommen, um sich von mir malen zu lassen. Gern, Signor, sagt sie, wenn es mir gestattet ist, mit meiner Mutter zu kommen. Bringe sie mit, rufe ich ihr zu und bestimme den Tag, wo ich Dich erwarten soll. Sie kommt, ist die Unschuld, die Liebenswürdigkeit selbst. Die Mutter ist eine gute alte Frau. Ich male. Das Bild wird in acht Tagen nicht fertig, es wird es nicht in vierzehn Tagen; es vergeht ein Monat und ich male noch immer an dem Bilde, da merke ich, was unterdessen geschehen ist, daß es mit meiner Stand-

hastigkeit, mit meinem Gleichmuth, mit meiner kalten Beobachtung aus ist, daß Marie mir mehr ist als bloßes Modell. So hat sich denn die ganze Angelegenheit nach und nach gestaltet."

„Ist der Papa denn damit zufrieden?" fragte der König.

„Er ist's!" rief Raphael; „meine Mutter war ja auch nichts Anderes, als eine niedere Bürgertochter; mein Vater hat sie hier auf ähnliche Weise kennen gelernt."

„Du mußt sie mir bei Gelegenheit vorführen," bemerkte die Majestät. „Wenn wir nach Leipzig gehen, gibt's einen trefflichen Ort, wo ich neue Bekanntschaften machen kann. Dort bringe sie hin. Uebrigens bist Du ein sehr junger Ehemann; nach unserer Ansicht hättest Du warten können."

„Sire, die Kunst leidet keine lange Freiwerberei und nicht viel Wählens. Es muß rasch abgethan sein, damit ich zur Staffelei zurückkehren kann."

„Du verschweigst mir noch Etwas, was mit Dir in Rom sich ereignet hat, etwas sehr Wichtiges!" bemerkte der König nach einer Pause. „Man hat mir davon gesprochen."

„Gewiß Pater Quirini, Ew. Majestät."

„So ist's. Du bist in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche eingetreten!" rief August. „Daran hast Du Recht gethan. Das ist Etwas, was uns Freude macht. Möchte nur der Papa Deinem Beispiele folgen. Zeit wäre es für ihn."

Raphael senkte den Kopf und erwiederte hierauf Nichts. Das Gespräch war zu Ende. Der König bestimmte die Zeit, wo das große Bild angefangen werden sollte. Als er zu dem Zwecke auf das Schloß ging, kam ihm August entgegen in einen Panzer geschnürt, das große Band des Hausordens über der Schulter, gepudert, frisirt und mit dem königlichen Mantel angethan. Der Prinz Xaver begleitete den Vater und trug den Helm mit den Federn, der auf den Tisch gestellt wurde. August lachte, als er sich in diesem Pomp im Spiegel sah.

„Da hast Du nun einen König!" rief er. „Sieh zu, was Du mit ihm beginnst. Einmal lege ich diese tausend Stücke und Sächelchen an, nicht zum zweitenmale. So habe ich dem Sylvestre zu meinem Bilde gestanden, dann nahm Prünell die Rüstung und stand weiter. Gib nun die Dinge an, wie Du sie siehst, zum Ausmalen und Fertigzeichnen ist dann der Kammerdiener da."

„Wenn ich einen Wunsch äußern dürfte, Sire," hub Mengs an, „so wäre es, ich möchte die Rüstung fort haben. Ew. Majestät haben eine schöne breite Brust, das einfältige Eisenzeug verdeckt Alles."

„Das geht nicht, mein Freund!" erwiederte der König. „Was würden meine Unterthanen sagen, erblickten sie mich ohne Cüraß. Auch mein Vater ließ sich nie ohne Rüstung malen. Ich sollte auch meinen, daß Sammt und feines Leinen viel zarter aussieht, wenn der rauhe Stahl darunter schimmert. So, stehe ich so recht?" —

„Vollkommen!" rief Mengs, der die Umrisse der schönen Gestalt mit geschwindem Griffel auf die Leinwand brachte. „Welch ein prachtvolles Modell für die Kunst! Ew. Majestät hätten ein simpler Lastträger werden sollen."

„Hahaha! Warum denn das?"

„Wegen des Wuchses. Die Künstler hätten sich um ein solches Modell gerissen."

„Inzwischen ist es doch gut, daß ich König geworden bin. Es hat doch Etwas voraus vor dem Lastträger. Wie hast Du denn Dresden wiedergefunden? Nicht wahr, schöne Bauten. Hübsche Plätze habe ich einrichten lassen."

„Vor Allem die Kirche!" rief Mengs, der mit Vergnügen diesen Anlaß benutzte, das Gespräch auf den bewußten Gegenstand zu bringen.

„Ja, die Kirche!" rief August. „Damit ist etwas Sonderbares passirt. Sie droht den Einsturz. Wir stehen mit dem Baue fest. Die Leute behaupten, man könne sicher darauf rechnen, daß sie nächstens uns auf die Köpfe fällt. Das ist nun freilich nicht sehr tröstlich."

„Chiaveri ist ein tüchtiger Künstler!" rief Mengs.

„Ich glaub's! Was mich betrifft, ich theile die allgemeine Furcht nicht. Ich habe mich erboten, über das Gewölbe an der gefährlichsten Stelle hinzugehen; aber man läßt mich nicht. Ich darf nicht einmal den Mauern mich nähern. Ich beklage den armen Chiaveri, aber ich kann ihm nicht helfen. Hast Du die Kirche gesehen?"

„Ja, Ew. Majestät," rief Mengs, „und ich finde sie vollkommen gut und haltbar. Wir haben sie auf alle Weise geprüft. Zwei Bauverständige, die mit mir hergekommen, fällen dasselbe Urtheil, und wenn Ew. Majestät erlauben, so habe ich mich entschlossen,

dem armen Chiaveri unter die Arme zu greifen und den Gang über das Gewölbe in diesen Tagen zu machen. Ich sehe nicht ein, was dabei zu wagen ist. Alle Welt kann zuschauen und sich überzeugen."

Die Königin war unterdessen in's Zimmer getreten mit zwei ihrer Prinzessinnen. Sie erschrak über des Mengs Kühnheit und bat den König, ihm den Gang zu untersagen. Graf Brühl, Pater Quirini, Alle thaten dasselbe.

„So laßt ihn!" rief der König. „Einer muß doch der Erste sein, der den Unsinn niederschlägt und uns zu unserer Kirche führt. Fast zwei Jahre stockt der Bau; ich will durchaus nicht, daß wir länger auf Aufhebung eines Uebels warten sollen, das nur in den Köpfen der Unsinnigen und Thörichten besteht. Wann willst Du den Gang machen?" setzte er hinzu. „Ich werde zugegen sein mit meinem ganzen Hofe."

Der Tag wurde bestimmt.

Dresden, als es die Neuigkeit erfuhr, befand sich in einer gewaltigen Aufregung. Endlich sollte entschieden werden, ob das Gewölbe hielte oder nicht. Es hatte sich Jemand gefunden, der sein Leben daran wagte. Welch eine heroische That! Am Morgen des bestimmten Tages füllten sich die Kirchen mit Andächtigen, die für das Gelingen des Unternehmens den Himmel um Schutz baten. Man hatte gehört, daß der König zugegen sein wolle: neue Befürchtung, daß er sich zu sehr dem gefährlichen Schauplatze nähern würde; eine Deputation des Raths erschien und bat den König und seine Familie, sich fern zu halten. Der König antwortete, daß dieser Vorfall zu sehr mit dem allgemeinen Besten zusammenhinge, als daß er sich bewogen fühlen könnte, sich gänzlich davon auszuschließen, doch sollte Vorsicht gebraucht werden. Der Platz um die Kirche umher wurde von Neuem ausgemessen und bestimmt. Leute, die allzunahe dem Schauplatze wohnten, verließen ihre Häuser und zogen mit Sack und Pack zu ihren Freunden in das Innere der Stadt. Kaufläden wurden geschlossen. Große, gedruckte Anzeigen benachrichtigten Jedermann von dem, was im Werke war und riethen zur äußersten Vorsicht. Die Brücke wurde gesperrt auf mehrere Stunden des Tages. Alles machte sich fertig, Zeuge dieser wichtigen Thatsache zu sein. Die Frommen kamen mit Gebet zur Stätte, die Neugierigen mit Ferngläsern, die größere Masse mit stumpfer Begierde, irgend Etwas zu erleben. Man hatte gehört, daß der Maler Mengs den Gang wagen würde; Niemand wußte von dem jungen Mengs Etwas, den seine Freunde noch in Italien wähnten, man hielt den Vater Mengs für den Tollkühnen und man bedauerte sein Alter, man beklagte seine Familie, die er mit dieser verwegenen That an den Rand des Abgrundes zu bringen trachtete, man nannte ihn einen alten aberwitzigen Thoren, der, um fremde Ungeschicklichkeit darzuthun, sich selbst der äußersten Gefahr aussetzte. Der englische Gesandte, Ritter Williams, mischte sich unter's Volk und bot Wetten an über das Gelingen der Unternehmung: man wettete ziemlich hohe Sätze. Bilder wurden verkauft, auf denen der Engel Gabriel in Person die Herabstürzenden faßte und in den Himmel trug. Der einzige Glückliche und Frohe bei diesem Anlaß war Chiaveri, der seinem Retter wiederholt um den Hals fiel und ihn einen Gott nannte, vor dessen Leuchten die Waffen des Aberglaubens in den Staub sanken.

Eine Menge anonymer Briefe hatten noch am Morgen des Tages Raphael abgemahnt. Es war ein schöner Tag: die Sonne erhob sich glänzend aus den Nebeln des Morgens und beleuchtete die Mauern der halbfertigen Kirche. Der Platz um dieselbe war, obgleich das Schauspiel erst um die zehnte Morgenstunde vor sich gehen sollte, gedrängt voll Menschen. Die Gerüste, die in der Eile für die Vornehmen errichtet waren, fingen bereits auch an sich zu füllen. Man scherzte und lachte, man klagte und weinte; es war die höchste Bewegung und die größte Gleichgiltigkeit dicht neben einander. Um halb zehn Uhr erschien der Hof und nahm die Tribüne ein, die auf der Seite des Zwingers für ihn erbaut war, die jetzt das Museum füllt. Der Tusch der Trompeten zeigte an, daß Se. Majestät, der König von Polen und Kurfürst von Sachsen erschienen sei. Eine tiefe Stille trat ein; man sah nach der Brücke hin, von wo die Hauptschauspieler dieses Drama's kamen. Endlich zeigten sie sich. Eine Musikbande ging ihnen voran. Mengs, dem es darum zu thun war, daß Alles so öffentlich und überzeugend geschah, als es nur irgend möglich war, hatte diese effectvolle Scene angeordnet. Er erschien mit Chiaveri an der Hand, zwei fremde Baumeister und zwei ihrer Begleiter folgten. Sie gingen

gemessenen Schrittes auf die Kirche zu. Ein allgemeines Beifallsgeräusch ließ sich hören, als sie erschienen. Einige aus der Zuschauerschaft stürzten über die gezogene Grenze, um den Männern zu folgen; allein sie wurden zurückgewiesen. Die Sechse gingen in die Kirche ein. —

Während sie drinnen waren, herrschte eine ahnungsvolle Stille. Man sagte sich, daß sie die Sacramente genössen, um sich allen Zufälligkeiten des Ganges gerüstet zu unterwerfen. Alle Blicke wandten sich nach zwanzig Minuten auf den Gipfel der Wölbung, die allen Augen bloß sich aus der Tiefe der Kirche emporhob. Plötzlich erschien oben der junge Mengs. Er stieg die Treppe hinan; dicht hinter ihm folgte Chiaveri. Ihr Erscheinen ward mit vielen Stimmen des Beifalls gefeiert. Jetzt gingen sie die letzten Stufen in die Höhe und befanden sich vor der Wölbung der obersten Kuppel. Es galt nun diese zu überschreiten. Festen Fußes eilte der junge Mann hinauf und mit dem Baukünstler an der Hand zeigte er sich zur allgemeinen Ueberraschung. Ein tausendstimmiges Vivat erschallte. Mengs und sein Gefährte bückten sich nach der Richtung, wo der König saß, dann nach dem übrigen Publicum. Ein entscheidender, ängstlicher Augenblick. Beide Männer auf der Spitze der Wölbung; hoch aufgerichtet, frei und kühn um sich schauend. Allgemeine Stille; jeden Augenblick dachte man das Zusammenstürzen zu hören und jeden Augenblick wurde man getäuscht. Von Neuem brauste der Beifall. Beide Männer nahmen die Hüte ab, um sie in der Luft zu schwenken; man schrie ihnen zu, sie möchten das nicht thun! Man bat, man lärmte. Viele Stimmen riefen: Es weicht der Boden. Andere antworteten eben so laut: Er weicht nicht! Der Bau ist fest! Es lebe der Baumeister, es lebe Chiaveri! Jetzt kamen auch die zwei Andern: das Gewicht wurde verdoppelt. Auch sie standen unangefochten. Alles schrie von Neuem: Das Gewicht ist zu stark! Hinunter mit den zwei Andern! Aber unbekümmert standen die vier Männer auf einem Punkte, wo man noch vor einer Stunde keinen Federball hingeworfen hätte, aus Furcht, das Gewölbe stürzen zu machen.

Als die Probe bestanden war, nahte sich Chiaveri der königlichen Loge an der Hand Raphael's. Der König bezeigte sich zufrieden, der Bau sollte nun rasch fortgesetzt und beendet werden. Alle Stimmen waren wie umgewandelt. Chiaveri's Lob tönte auf Aller Zunge! Der unglückliche, schwergeprüfte Mann richtete sich auf; er blickte wieder frei um sich, seine Ehre war gerettet. Er empfing die Lobsprüche des Adels, des Magistrats, der Bürgerschaft. Jedermann fand es jetzt lächerlich, wie man nur an der Dauerhaftigkeit und Stärke des Werkes hatte zweifeln können. Jedermann behauptete, mit eben der Leichtigkeit hinaufsteigen zu wollen, wie es Mengs gethan. Das Ganze war ja ein Kinderspiel: man wußte ja, daß die Mauern halten würden.

So schlug die öffentliche Meinung in dem Zeitraume nicht voll einer Stunde völlig in das Gegentheil um. — So ist die Welt!

Der Bau ging jetzt rasch vorwärts. Die Ueberdachung begann, die Statuen wurden aufgestellt. Nicht voll ein Jahr und das Schiff der Kirche stand vollendet da, geeignet zum Gottesdienst. Der Nuntius, Monsignor Alberik Archinto, weihte sie im Jahre 1751 ein.

Was Raphael Mengs betrifft, so vollendete er seine Arbeiten mit großem Eifer und Fleiße. Noch nicht ganz dreiundzwanzig Jahre alt, wurde er erster Hofmaler: und dieses verdankte er nicht der Cabale, nicht der Gunst der Frauen, sondern lediglich seiner Kunst und seinen Verdiensten. Seine Pension wurde bis auf tausend Thaler erhöht. Dies war jedoch wenig gegen die Anzahl von Geschenken und Kleinodien, die ihm der König, die Königin, der Kurprinz und dessen Gemahlin bei unzähligen Anlässen verehrten.

Aber auch dieses Geld, zusammen mit den Pensionen der beiden Mädchen an 2200 Thaler, floß in die Tasche des Vaters, der, von Italien zurückgekommen, wieder sein altes System mit der Sparsamkeit eingeführt hatte. Die römische Schwiegertochter brauchte viel, sie erhielt nur wenig. Raphael selbst mußte fast mit Gewalt einige hundert Thaler aus der ewig verschlossenen Schatulle des Alten hervorzwingen. Der alte Mengs hatte ein zuverlässiges Mittel, bei diesen Gesuchen standhaft zu bleiben: er erwiederte nämlich kein Wort. Dieses feste und ewige Schweigen brachte die Bittsteller zur Verzweiflung, denn sie sahen ein, daß sie aus dieser Statue Nichts würden hervorzaubern können. Dabei war der alte Mengs in seine Magd verliebt worden und dachte alles Ernstes daran, die Sechzigjährige zu heirathen. Aber die Magd zierte sich. Es mißfiel ihr, daß

ihr Herr wie seine Kinder katholisch geworden: nach ihrer Phantasie hätte er seinem Glauben treu bleiben und ihr Mann werden sollen. Indessen ein solcher Freiwerber, der mit einer Kiste voll Geld, das seine Kinder erworben, vor sie trat, machte dennoch seine Wirkung und Mademoiselle Pelunta entschied sich endlich, nachdem sie sich lange hatte bitten lassen, Frau Mengs zu werden. Dieses Ereigniß brachte in die Familie einen allgemeinen Schrecken. Mengs, seine Frau, seine zwei Schwestern — Alle conspirirten jetzt gegen den alten Vater, der Vater und seine sechzigjährige Frau conspirirten gegen die Kinder. Die große Confusion in dem Hause Mengs endigte sich damit, daß man den Vater zwang, die Kinder mit dem Nothwendigsten auszustatten und sie eigene Wohnungen beziehen zu lassen. So erhielt Raphael seine Pension ungekürzt und die Mädchen die Hälfte der ihrigen.

Es war schade, daß diese Krisis nicht durch die Bemühungen Faustinens, Eleonorens und des Annibale zu Ende geführt wurde, indem Faustina in Wien sich befand, Eleonore sich nach einem fernen Orte vermählt hatte und Annibale nach Paris gezogen war, als alles Dieses sich ereignete.

Der öffentliche Frieden zwischen den streitenden Parteien war nun so ziemlich hergestellt, das innerliche Verhältniß, gestört durch die Ränke der Frau Mengs, die nicht vergessen konnte, daß sie die Kinder, die sich jetzt ihr zu widersetzen unterstanden, einst auf ihren Knien geschaukelt, blieb nach wie vor. Sie war es, die den Vater Mengs immer wieder zu Handlungen der Härte und Ungerechtigkeit antrieb. — Theresa Concordia Mengs wurde von der Königin aufgefordert, ihr die Nacht von Correggio in verkleinertem Maßstabe zu copiren. Es gelang vortrefflich.

Das Altarblatt der Kirche war jetzt Gegenstand der Berathung. Der König erklärte, daß nur Mengs, der sich so verdient gemacht um dieses Gotteshaus, es malen solle, und der Künstler, eines seiner Hauptwerke vor sich sehend, ging in vielerlei Skizzen mit sich zu Rathe, welchen Gegenstand er wählen solle. Die Skizzen wurden dem Könige vorgelegt und dieser entschied den Mengs zu einer Himmelfahrt, die er besonders geeignet zu diesem Zwecke fand.

Mengs, dem es gelüstete, wieder nach Italien zu gehen, der dadurch den Quälereien mit seinem Vater zu entschlüpfen meinte, stellte dem Könige vor, daß ein solches Bild nur in Rom gemalt werden könne, gleichsam unter den Augen des Raphael von Urbino. Der König gab seinem geliebten Mengs den verlangten Urlaub und begleitete diesen mit einem kostbaren Geschenke.

Von diesen großen Aufträgen und diesen Bestellungen sprechen hörend, erkrankte der alte Hofmaler Sylvestre und ließ sich von seinem Arzte ein Zeugniß geben, daß er einer mildern Luft bedürftig sei und daß er nach Paris heimkehren wolle. Dieser Künstler hatte seine Verdienste; er hatte unter August dem Starken schon Proben davon abgelegt und hatte solche auch auf die Zeiten seines Sohnes erstreckt. Es war nicht zu leugnen, wenn nicht die aufgehende Sonne des jungen Mengs die Werkstätten der Künstler jener Tage erleuchtet hätte, daß von Herrn Louis Sylvestre noch manches gute Stück producirt worden wäre. Denn seine Manier war eine wohlgefällige und correcte. Aber mit den Erfolgen des Mengs war kein Wettlauf möglich, und da diese Erfolge einen Künstler wie Sylvestre, der mit großer Selbstzufriedenheit wirkte, empfindlich berührten, so ist's erklärlich, daß er ging, um nicht zusehen zu müssen, wie ihm ein Blatt nach dem andern aus seinem Lorbeerkranze ausgezogen oder besudelt wurde. Der König gewährte dem alten Manne seinen Wunsch und ließ ihn in Ehren ziehen. Er ging auf das Landgut seiner Tochter und von dort nach Paris.

Bevor wir den Mengs reisen lassen, müssen wir noch einen Zug der Freundschaft von ihm berichten, der ihn charakterisirt. Annibale war aus Paris heimgekehrt und fand den Freund im Begriffe der Abreise. Ohne Annibale's Bild zu malen, das als Denkmal der Freundschaft bestehen sollte, war es Mengs nicht möglich abzureisen. Das Bild in Pastell gab der König von seinem Schreibtische, auf dem es stand, nicht fort. Es wurde noch ein Bild in Oel entworfen und an dem Tage der Abreise, ja sogar in der letzten Nacht vollendet. Der König wollte dieses Bild sehen; Mengs brachte es ihm am Morgen seiner Abfahrt. „Ich finde darin, mein Raphael, etwas Feines, Inniges, was ich in Deinen andern Bildern vermisse,“ sagte August. — „Ew. Majestät entdecken darin den Freund,“ erwiederte der Künstler mit glücklicher Kühnheit, „das ist eine Sorte Menschen, die die Fürsten nicht kennen.“ — Der König, so wenig beleidigt durch diese Worte, nahm

auf das Gnädigste Abschied, indem er ihm das große Bild für die Kirche empfahl. Er ahnte nicht, daß er weder den Mengs noch sein Bild jemals wiedersehen würde. Die Stürme des siebenjährigen Krieges brachen über Sachsen aus.

Es war im Monat September 1752, als er mit seiner Frau und seinen beiden Schwestern nach Rom aufbrach.

* * *

Das Leben eines Künstlers, das er an seiner Staffelei oder auf den Gerüsten zubringt, hat wenig Abwechslung. Ein solches Leben führte jetzt Mengs in Rom. Besuche, Bestellungen, vornehme Freundschaften wechselten mit einander ab. Die Akademie zu St. Luca erwählte ihn zu ihrem Mitgliede. Lord Pessy bestellte bei ihm zwei große Gemälde von Raphael, die Hochzeit der Psyche und die Schule von Athen. Zu gleicher Zeit ging er daran, das Bild für die Kirche zu Dresden zu entwerfen. Die Fülle der Arbeiten zwang ihn, es einstweilen wieder hinzulegen. Winkelmann's Ankunft zu Rom war ebenfalls ein Ereigniß. Winkelmann und Mengs wurden Freunde. Beide studirten das Alterthum. Mengs brachte Leben und Bewegung in die starren Schulbegriffe seines Freundes, während dieser Ordnung und Regelmäßigkeit in den Ansichten des Mengs stiftete. Unter den vielen Schülern, die er in Rom annahm, befand sich auch Herr Antonio Maron aus Wien. Die junge Theresia Concordia Mengs, bei ihrem Bruder wohnend, ward von diesem dem Maron als Ehegattin gegeben. Der Bund wurde unter glücklichen Auspicien gestiftet. Die andere Schwester Juliane begab sich in ein Kloster.

Der ausbrechende Krieg in Sachsen im Jahre 1756 machte, daß die Auszahlung der Pensionen unterblieb; Mengs, dergestalt mit Aufträgen überhäuft, merkte fast nicht diesen Abbruch an seinem Einkommen. Nicht genug befriedigt durch die Triumphe, die er durch das Malen in Oel erreichte, suchte er auch auf ein Feld seine Thätigkeit hin zu verpflanzen, das stets viel Interesse für ihn gehabt, auf die Frescomalerei. Da man in dieser Kunst Proben leisten muß, ehe Einem Bestellungen gegeben werden, so entschloß sich Mengs, die Decke der Kirche der Cölestiner Mönche unentgeltlich mit einem Werke zu zieren, das allgemeinen Beifall fand. Von dort an wurden ihm nun Aufträge auch in dieser Manier der Kunst. Der Cardinal Albani, sein Gönner und Freund, gab ihm die Decke in seinem Landhause Albani in Rom zu malen. Mengs stellte darauf den Parnaß dar mit dem Apoll und den Musen. Diese reizende Composition, auf welcher eine der größten Schönheiten des damaligen Roms, die Gräfin Carolina, als Kalliope dargestellt war, machte die Königin von Neapel, eine sächsische Prinzessin, Tochter August's, auf den Künstler aufmerksam. Sie ladet ihn nach Neapel ein und fordert ihren Gemahl auf, ein Gemälde für die Capelle zu Casesta bei ihm malen zu lassen. Ein anderes Gemälde erlaubte die Zeit nicht fertig zu machen, indem das königliche Paar nach Spanien ging, den dortigen Thron einzunehmen, der ihm durch Erbfolge zugefallen war. Mengs muß dorthin ihnen folgen und wird von dem Könige mit einem Gehalte von 6000 Thalern angestellt.

Wir würden nichts Anderes zu thun haben, als immer nur Bilder auf Bilder zu häufen, die alle königlich bezahlt wurden, wollten wir Schritt vor Schritt dem Leben unseres Künstlers folgen, der zwischen Madrid und Rom hin- und herreisend, überall mit Bewunderung und Staunen empfangen, von den Fürsten geliebkost, von den Künstlern geehrt, überall Spuren seines Talents hinterließ. Eine peinliche Krankheit, eine beginnende Wassersucht befiel ihn in Spanien und zwang ihn, Rom aufzusuchen. Kaum geheilt, ging er von Neuem nach Spanien, wo das alte Uebel ihn beim Ausmalen der Zimmer Sr. Majestät wieder befiel und den König dahin brachte, ihn selbst fortzuschicken, damit er in Rom gesunde.

In Rom angelangt, erwarteten ihn neue Aufträge von England, von Rußland, von Deutschland her. Es war zur Manie geworden: Alles wollte Arbeiten von Mengs haben. Seine Gesundheit wurde von Neuem angegriffen und dies Mal tödtlich. Statt die Nächte zu ruhen, bezeichnete er sie ebenfalls durch Arbeiten mit der Feder. Ein Tractat über die Schönheit gibt Zeugniß hiervon. Auch Familiensorgen kamen in diesem Zeitpunkte des Lebens vor. Ismael Mengs war gestorben und hatte seine habsüchtige und niedrigdenkende Frau hinterlassen, die nichts Klügeres zu unternehmen wußte, als das sämmtliche Vermögen in Anspruch zu nehmen, mit Ausschließung der Rechte der Kinder. Es entstanden Processe.

Frau Mengs, welche die gerichtlichen Formen zu langsam fand, setzte sich in einen Wagen und reiste allein nach Spanien, wo damals Mengs sich aufhielt und erschien vor ihm mit dem ganzen Register ihrer Forderungen. Sie hatte den Charakter des Mengs richtig beurtheilt. Sie wußte, daß Alles mit ihm anzufangen war, wenn man ihn persönlich sprach, durch Vorstellungen und Bitten sein Herz bestürmte und ihn zu nachher bereuten Schritten veranlaßte. Mengs verzichtete auf sein Erbe, gab der Stiefmutter noch Geschenke und war froh, als er den Wagen derselben wieder fortrollen hörte. So wußte Frau Mengs sich in gute Vermögensumstände zu versetzen.

Seine Frau und zwei seiner Töchter gingen ihm voran. Mengs selbst war im höchsten Grade leidend, als er noch immer an den Gemälden arbeitete, die der König von Spanien ihm aufgetragen. Auf den Vorwurf hierüber, den die Freunde ihm machten, erwiederte er: „Er ist stets so gütig für mich gewesen, kann ich mehr für ihn thun, als für ihn mit der Palette in der Hand sterben?" — Der 29. Junius des Jahres 1779 war sein Todestag. Er wurde einundfünfzig Jahre alt. Mit ihm ging ein großer sächsischer Name unter, der in Rom wie in Madrid bleibende Denkmäler seines Ruhms hinterlassen hat, nicht weniger als in Dresden, seiner Vaterstadt.

Wir wollen jetzt einige Worte über eines seiner vorzüglichsten Bilder sagen, über die Verklärung Christi, die sich in der katholischen Hauptkirche zu Dresden befindet. Das Bild ist sehr hoch und verhältnißmäßig schmal. Es stellt die Erhebung Christi in den Himmel vor. Die Figur des Erlösers macht ungefähr die Mitte des Bildes aus. Oben ist Gott Vater dargestellt, von den drei Hauptengeln getragen, über ihm eine Glorie kleiner Engel. Das Gewand Gottes ist lichtes Weiß, eben so das Haar und der Bart, so daß nur ein kleines rosenrothes Gesicht übrig bleibt, in welchem man einen offenen Mund erkennt. Der eine Engel, der seine Füße stützt, zeigt sich in einer schwierigen Stellung im Rücken. Die ganze Gruppe ist recht glücklich componirt. Dann kommt Christus, hinaufstrebend, die Arme ausgebreitet, umflattert von einem rothen Gewande, das sich nach oben ausbreitet, um die Füße sich zusammenzieht. Stellung, Gesicht, Ausdruck ist Alles vortrefflich, besonders die Brust des Schwebenden, die oben von der Lichtfülle einen schönen Strahl empfängt. Das Gesicht ist das eines schönen Jünglings, der von freudigem Erstaunen erfaßt wird, in das sich die Innigkeit der Liebe und das Bewußtsein schöner und edler Handlungen mischt. Er drängt nach oben. Es ist kein müßiges Schweben in der Luft, es ist der Zug des Verlangens, das ihn nach oben hinzieht. Ihm zur Seite, ziemlich blaß gehalten, zeigen sich zwei Engel. Dies ist die Mittelpartie; die dritte, die untere Hälfte beschäftigt sich mit der Erde und den darauf Hinterlassenen. Links vom Beschauer sieht man im Vorgrunde Petrus knien, die Arme mit Inbrunst zum Himmel gerichtet; neben ihm die Jungfrau, mit über die Brust gefalteten Händen und gläubig emporschauenden Blicken. Hinter ihr kniet Magdalena, ziemlich im Dunkeln. Rechts ist Johannes auf die Knie gesunken, mit einem etwas erkünstelten Ausdrucke von Schwärmerei und Bewunderung nach oben blickend. Hinter ihm Thomas, der zu zweifeln scheint, sich aber doch dem Wunder ergibt, die übrigen Apostel in angemessenen Stellungen und mit eben solchen Geberden füllen und runden die irdische Gruppe. Die Farbe ist jetzt schon bedeutend angedunkelt, besonders die Partien auf der Erde, die schon beim Beginn dunkel gehalten waren, haben sich jetzt in völliges Schwarz verwandelt; dies gilt auf die hinten stehenden Apostel und auf Maria Magdalena.

Ein sehr berühmtes kleines Pastellbild von Mengs ist der bekannte Amorkopf, der in Copien in fast allen Cabinetten und Kunstsammlungen zu finden ist, hier aber in Dresden im Original hängt. Es ist ein blonder Knabe, der einen Pfeil schärft und dabei halb schalkhaft, halb fragend nach oben blickt, als riefe ihm von dort Jemand zu, den Pfeil nicht allzu sehr zu spitzen. Das frische, gesunde und dabei doch so durchgeistigte Gesicht ist vortrefflich, die Augen glänzen in einem fast überirdischen Lichtglanze, der Mund ist auf das Lieblichste gerundet, der kleine Körper ist in dem zartesten, blühendsten Fleisch gehalten. Leider, da es in Pastell ist, wird es dem Schicksal nicht entgehen, das alle Pastellbilder trifft; es wird verbleichen, das heißt: alle warmen Frischtöne verschwinden und es bleibt ein fahles, kreidiges Weiß übrig, das grade den entgegengesetzten Effect von dem hervorzubringenden darstellt, nämlich: Kälte, Unwahrheit und etwas Starres, Todtes.

Haus Bullenheim.

Novelle von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Erstes Capitel.

Dort, wo die breite, reiche Stromebene sich von den leisanstrebenden Hügeln scheidet, zeigen sich viele Dorfschaften, die alle mehr oder weniger das Gepräge der Wohlhabenheit an den Tag legen. Die Fruchtbarkeit der Fläche, in welcher der Strom vor Jahrtausenden seine fetten Bodentheile abgesetzt hat, hört mit dem Beginn der Höhenzüge keineswegs auf. Die schönen Korn-, Weizen- und Samenfelder schwingen sich auch die Hänge hinan, an deren Fuße man bald einen schlanken Kirchthurm und spitze Häusergiebel aus Gruppen von hohen Obstbäumen ragen sieht, und bald ein größeres Bauerngut vereinzelt zwischen seinen gedehnten Fluren gewahrt. Hin und wieder liefert ein altes Burghaus den Beweis, daß auch der Adel es nicht verschmäht hat, sich in der gesegneten Landschaft anzusiedeln. Manche Gebäude dieser Art strecken, von den fernen Tagen des Mittelalters zeugend, ihre alten Thürme und Erker aus den Büschen und Wäldern, welche noch die Gipfel der Bergrücken bedecken; andere aber, die den Renaissance- und Rococostil an der Stirn tragen und also in spätern Zeiten errichtet sind, erheben sich, an das Gebirge geschmiegt, in der Thalebene. Man kann die Eindrücke, welche diese Landschaft auf die Sinne des Wanderers macht, grade nicht großartig nennen, aber sie bietet Bilder der Freundlichkeit, Milde und Anmuth in Hülle und Fülle.

Zu den beträchtlichsten und umfangreichsten Ortschaften der Gegend gehört das Dorf Bullenau, welches nicht allein durch die Fruchtbarkeit seiner Felder und Wiesen, sondern auch durch den Umfang und die Lebendigkeit seines Verkehrs groß und blühend geworden ist. In der Mitte desselben kreuzen sich nämlich mehrere Pfade, denn von hier aus ziehen gutgehaltene Wege südwärts und nordwärts längs den Höhen hin. Außerdem aber führt aus der Stadt, die am Ufer des fernen Stromes liegt und gleichsam der Hafen für den Handel und Wandel ist, in die tieferen Theile des Gebirges eine vielbesuchte Straße, deren Anlage sich ganz naturgemäß gegeben hat, weil an dem Dorfe vorbei ein aus den höchsten Theilen des Bergrückens kommender frischer, klarer und breiter Bach vorbeirauscht. Diese Straße ist täglich mit Lastwagen und Karren aller Art und nicht selten mit Reisegefährten bedeckt. Freilich dehnt sich der Felderreichthum nicht weit in die Schluchten und Höhen hinein. Aber der Boden besitzt hier eine seltene Fülle von Kupfer, Eisen und Blei, und hat deshalb zur Anlage von vielfältigen Bergwerken Veranlassung gegeben. Außerdem wird in den weiten Wäldern viel Kohlenbrennerei getrieben. Auch fehlt es nicht an trefflichen Steinbrüchen, deren Erzeugnisse sich wegen ihrer Härte und Dauerhaftigkeit ganz besonders für den Häuserbau eignen, und die allerwärts im Flußthal einen erwünschten Absatz finden. Dieser mannigfache Verkehr verleiht dem Dorfe ein besonderes Leben, zumal dasselbe gleichsam einen Mittelpunkt für die hin- und hergehenden Transportmittel abgibt. An den Wirthshäusern füttert der große und kleine Fuhrmann und der Postillon. Hier kehrt der schäbige Schacherjude und der reiche Handelsherr ein.

Was aber vorzugsweise zur Belebung der Gegend beiträgt, ist ein großes Eisenwerk, welches man schon von Weitem, aus der Ebene herankommend, links vom Dorfe gewahrt. Dort reiht sich nämlich Bau an Bau mit hohen schwarzen Schornsteinen, aus denen bei Tage ein unaufhörlicher schwarzer Rauch dringt, während sie bei Nacht Tausende von Funken in die dunkle Nacht senden. Die Wasserkraft arbeitet hier mit der Dampfkraft um die Wette. Der Ofen schmilzt das zähe Metall, das erst in Formen gegossen, und dann mit dem Hammer gereckt wird. Des Rauschens, Pochens, Zischens und Knisterns ist kein Ende, zwischen dem große und kleine rußige Gestalten in emsiger Geschäftigkeit umhereilen. Man sagt, daß hier täglich an fünfhundert Menschen zusammenkommen, die des Morgens in der Frühe, wenn sie zur Arbeit gehen, und des Abends, wenn sie in die Heimath kehren, alle Wege zu den umliegenden Dörfern bedecken. Außerdem sieht man hier stets Karren einherkrachen, die Kohlen und Erzstein heranbringen, und die das fertige Eisen in die Weite tragen. Da es aber heute Sonntag ist, so ruht die frische und bewegliche Geschäftigkeit und man hat alle Muße, sich in der Umgebung umzusehen. Besonders ergehen sich die Blicke seitwärts

nach dem eleganten Hause, das sich in der Mitte von zierlichen Gärten erhebt, und von den seltensten Pflanzen umblüht ist, zwischen denen schöne Marmorstatuen stehen und klare Springbrunnen rauschen. Dort wohnt der Besitzer dieser reichen Anlage, Herr Friedrich Reimbold.

Aus diesem Hause trat in die Sonntagsmorgenstille ein junger Mann in eleganter Sommerkleidung und sah sich halb wie ein Wohlbekannter, halb wie ein Neuling nach allen Seiten um, als wüßte er noch nicht, wohin er seinen Fuß setzen sollte. Aber er sagte bald der fernen blauenden Ebene, die in einem leisen Morgennebel verschwamm, Lebewohl, um den Weg durch das Dorf zu verfolgen. Während er mit Behagen weiter schritt, traten ihm zwischen Häusern, Gärten und Obstbäumen gleich allerlei hübsche Bilder entgegen. Die erste Scene, die ihm auffiel, schien von guter Vorbedeutung, denn dort an dem verborgenen Häuschen im kleinen Fenster, welches der Flieder mit seinem zierlichen Laubwerk umschattete, aus dem saftige rothe Beeren hervorschauten, lag eine hübsche Bauerndirne, deren Gesicht nicht umsonst geröthet war, da ihr ein schlanker frischer Bursche allerlei Süßigkeiten im derben Dorfgeschmack zuflüsterte. Aber der junge Herr verstand sich auf Discretion. Was sollte er die jungen Schwätzer verlegen machen? So ging er weiter, wo seine Blicke bald am Brunnen auf einer Kindergruppe ruhten. Die Kleinen liefen, der alten ländlichen Sitte folgend, herbei, um dem Herrn ihre schmutzigen Hände zu reichen, die er denn auch trotz der Sauberkeit seines Costüms lächelnd annahm. Bald war er der Kirche nicht mehr fern, welche in der Mitte des Dorfes zwischen alten Linden lag, unter deren Schatten sich die Leute der Gemeinde versammelt hatten, um in die Hochmesse zu gehen, die bald beginnen sollte. Alt und Jung trieb sich dort in bunten Gruppen umher. Der bejahrte Bauer mit dem dreieckigen Hute, der kurzen Hose und den Schnallen auf den Schuhen plauderte mit der greisen Matrone, deren runzeliges, vergilbtes und verbräuntes Gesicht in einem seltsamen Gegensatz zu dem weißen, sorgsam gefalteten Kopftuch stand. Bei den jungen Burschen war aber trotz des bevorstehenden Gottesdienstes, der eigentlich zur ernsten Betrachtung anregen sollte, Alles Lust und Gedudel und Gelächter, denn sie dachten offenbar mehr an den Tanz des Abends, als an die Feier des Morgens. Hier und dort machten sich aber die Leute doch auf den jungen Mann aufmerksam. Die Männer zogen ehrfurchtsvoll den Hut und die Weiber versuchten einen Knix. Dann tönte plötzlich das Geläute in dem Thurm und klang weit in die helle Luft. Alles drängte sich in die Thore der alten Dorfkirche.

Auf dem weitern Wege begegneten dem jungen Manne noch einige verspätete Kirchgänger. Der Förster war darunter, der übrigens auch nicht allzugroße Eile hatte, denn er blieb eine gute Weile bei unserm Wanderer stehen, um mit demselben eine Jagd auf die nächste Frühe zu verabreden. Endlich schieden sie. Der junge Mann ging weiter und es klang ihm bald aus nicht allzuweiter Ferne ein Lied entgegen, das, grade nicht zum Sonntag passend, von einem Chor rauher Stimmen gesungen, lustig genug in den frischen Morgen ertönte. Aus der flotten jauchzenden Melodie konnte er die Worte herausschälen:

Es steht ein Wirthshaus an dem Rhein,
Da kehren alle Fuhrleut' ein,
Frau Wirthin sitzt am Ofen,
Die Fuhrleut' sitzen um den Tisch,
Den Wein muß Jeder loben.

Er kam bald in die Nähe der Wirthschaft „Zum blauen Trompeter.“ Sie lag da als ein stattliches, weitläufiges Giebelhaus, dessen Erdgeschoß aus derben Bruchsteinen aufgebaut war, während der obere Stock sich in phantastischem Fachwerk mit Erkern und Thurmansätzen erhob. Zwischen den geschnörkelten Balken standen alte fromme Sprüche, deren Inhalt sehr wenig zu dem Lärm der Wirthschaft stimmte, während das Schild mit dem blauen Trompeter und der Inschrift: „Hier ist gut logiren zu Pferd und zu Fuß“ schon die Bedeutung des Gebäudes richtiger bezeichnete. In der That waren die großen mit weißen Tüchern überzogenen Frachtwagen, die im Sonnenschein vor der Thür ruhten, die einzigen Gegenstände, welche den Gottesdienst mitmachten. Auch in der Thür und auf der hohen Treppe war es lebendig, denn dort berichtigten Reisende dem Wirth ihre Zeche, um alsdann weiter zu wandern und neuen Staub auf die Schuhe zu sammeln.

Der Wirth sah ihnen noch grüßend nach, als er aber den herankommenden jungen Mann erblickte, sprang er herunter und begrüßte ihn mit einer pfiffigen Freundlichkeit.

„Freue mich sehr, Herr Ernst Bracht," rief er aus, „Sie wiederzusehen. Ei, was sind Sie für ein großer, starker, schöner junger Mann geworden, seitdem wir uns nicht mehr gesehen haben. Ich kannte Sie aber doch auf der Stelle wieder. Ja, der Peter Butz vergißt die Menschen nicht, die ihm an's Herz gewachsen sind. Ich habe gehört, daß der Herr Oheim, der alte Herr Reimbold, sich von den Geschäften zurückziehen will und daß Sie für ihn eintreten. Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir, mich Ihrem Wohlwollen bestens zu empfehlen."

Ernst Bracht, der dem Wirth grade nicht sehr gewogen schien, lächelte gleichwohl freundlich. „Freilich," rief er, „ich werde jetzt bald Euer Mitbürger."

„Nun," fuhr der Wirth verschmitzt lächelnd fort: „Wollen hoffen, daß dann auch bald eine schöne Mitbürgerin einzieht."

„Das hat Zeit," antwortete der junge Mann, „bis ich ein Haus finde. Wissen Sie mir Eines?" fragte er geheimnißvoll, denn er wollte jetzt dem zudringlichen Patron die Meinung beibringen, als wäre er schon verlobt.

„Aber das Landhaus des Onkels?" fragte Butz.

„Er wird es zu seinem Sommeraufenthalte benutzen," sprach Ernst. „Doch wie steht es mit dem Schloß? Ich höre, die Verhältnisse des Barons sind schlecht. Käme es zum Verkauf, ich gäbe auf der Stelle sechstausend Thaler dafür, denn ich bin ein Freund von Antiquitäten geworden."

„So, so!" meinte Butz verwundert, „Ei, ei! Ein Freund von Antiquitäten?" Er machte ein sehr bedenkliches Gesicht.

Ernst rief ihm noch zu: „Hören Sie Etwas davon, so denken Sie an mich!"

Dann schritt er weiter, indem er sich freute, dem neugierigen Wirthe Stoff zu allerlei Vermuthungen gegeben zu haben. Allmälig erreichte er das Ende des Dorfes, dessen letzte Häuser bis in das Thal, aus dem der kleine Fluß kommt, reichten. Sie boten allerlei hübsche Bilder, wie sie der Volksmaler so gern zu seinen Gemälden verwendet. Alte Giebel mit Strohdächern ragten aus Aepfel-, Birnen- und Pflaumenbäumen hervor, während in dem kleinen Garten die Stockrosen und Astern, die der Landmann gern als Zierde seines kleinen Eigenthums anwendet, an den Zäunen blühten. Hier und dort stand auch ein Bienenstock, um den sich ein leises Gesumme erhob. Bald aber wurde der Weg ganz still und einsam, weil der Feiertag ihm Ruhe gönnte, und führte bald durch schattige Baumgärten, unter denen das Gras trotz des nahenden Herbstes seine frische Farbe in auffallender Weise bewahrt hatte, und bald an Feldstücken hin. Seitwärts aber rauschte der Bach glitzernd zwischen Weiden über Kiesel, während ihm von den nähertretenden Bergen die Büsche zuschauten, die schon das braune und rothe Kleid der spätern Jahreszeit anzuziehen begannen. Mitunter hörte man das letzte Lied eines Vogels. Eine Amsel raschelte quietschernd auf, und eine Ringeltaube erhob sich vom Rande des Wassers, wo sie getrunken hatte, um in schwirrendem Flug den Wald zu erreichen. Ernst fühlte sich auf einmal in eine andere Welt versetzt. Lebendiges Weben und Treiben der Menschen und tiefstille Einsamkeit der Natur lagen hier seltsam und wunderlich neben einander.

In tiefe Träume versenkt, zu denen der junge Mann durch die Erinnerung an seine Jugendzeit geführt wurde, schritt er weiter das Thal hinauf, das indeß durchaus nichts Absonderliches darbot, sondern in einem Waldgrund bestand, wie man sie überall antrifft. Nach einer viertelstündigen Wanderung aber trat er um eine Ecke, und sein Auge begegnete in der vor ihm liegenden Weitung einer Scene, die ihn durch ihre Eigenthümlichkeit jetzt doch wieder überraschte, obgleich er sie vor Jahren oft genug gesehen hatte. Er befand sich nämlich in einer großen, fast ganz runden, von gleichmäßigen, bewachsenen Hügeln umgrenzten, Lichtung des Thals. Während der Fahrweg und Bach an der linken Seite blieben, führte rechts über das Wasser eine breite, steinerne Brücke, an deren Ecken in Marmor gehauene liegende Löwen Wacht hielten. An dieselbe aber reihte sich eine dichte Lindenallee, die, mit prächtigen, uralten Stämmen aus der Wiese aufragend, sich wohl an zweihundert Schritte ausdehnte. Im Grunde derselben aber erhob sich aus hohen Baumgruppen ein phantastisches altes Burghaus mit einem bedeutenden Mittelbau und drei über denselben hinausragenden Thürmen, dessen graue gothische Formen sich seltsam gegen den grünen Berg im Hintergrunde absetzten. Die duftige Beleuchtung des Herbstmorgens erhöhte jedenfalls noch den Zauber in den Augen des jungen Mannes. Er schlug, ohne eigentlich

zu wissen, was er dort wollte, den Weg in die Lindenallee ein, am Ende derselben aber stand er bald vor einem tiefen Graben mit schwarzem Wasser. Die Zugbrücke, die den Wanderer hätte hinüberleiten können, war aufgezogen. Er murmelte: „Ganz wie vor Jahren!"

Das Bild paßte trefflich zu der ganzen Landschaft. Bei näherem Zusehen gewahrte man aber allerdings einen gewaltigen Unterschied zwischen hüben und drüben. Wie sauber war diesseits die Allee gehalten, wie sammtartig führte der Weg unter den Linden hin, wie wohlgepflegt dehnten sich die Wiesen mit ihren zierlichen Wassergräben! Während sich hier überall das Bemühen kundgab, dem Boden und seinen Erzeugnissen den größtmöglichsten Nutzen abzugewinnen, wuchs jenseits Alles in's Kraut und in's Unkraut. Schon das Wasser war an seinen Rändern mit dichtem hohen Schilf bewachsen, auf manchen Stellen lag eine Decke von glänzendem Grün, hier und da sah man sogar die wilde Taucherente aufrauschen und wieder verschwinden. Das Weidengebüsch hing mit dichten Zweigen über den dunkeln Weiher, der in weitem Viereck die Gärten und Gebäulichkeiten umgab. Auf dem Lande sah es nicht besser aus. Brennnessel und Distel wuchsen dort mit dürren und frischen Grashalmen durch einander. Die Obstbäume waren in's Wilde geschossen und mit Rankengewächsen umflochten. Die Taxushecken nahmen sich sonderbar steif und zopfig dazwischen aus. Durch das wirre Grün hindurch aber schaute das verwitterte alte Burghaus, dessen Formen und Linien übrigens dem Baumeister, der es vor Jahren errichtete, ein entschiedenes Zeugniß für künstlerisches Talent ausstellten. Doch wohin war die alte Herrlichkeit? Hin und wieder erschienen die Fensterscheiben eingeschlagen von Zeit, Regen und Wind. Am Söller und in dem obersten Geschosse fehlten sogar hin und wieder die Rahmen. Das Mauerwerk war fast überall eingebröckelt und schadhaft. Rothschwänzchen und Spatzen hatten sich in den Ritzen und Löchern eingenistet, und Halme und Federn, die sie hingetragen, flogen im Lufthauche. Am Dach, dem an manchen Stellen die Schiefer mangelten, sah man das Holzwerk morschen Schutz gewähren. Aus den Scharten der alten Thürme aber lugten dann und wann die neugierigen Köpfe der Dohlen. Mitunter auch schlüpften sie hervor und erhoben sich zu einem kurzen Flug, indem sie die Burg umkreisten, oder eine Fahrt in den Wald machten und dann wieder zurückkehrten. Sonst hörte man keinen Sterbenslaut. Man konnte nicht leicht ein anziehenderes Bild gefallener Pracht in üppigster Naturverwilderung finden. Hier schien der Mensch schon lange aus-, und Zerstörung, Vergessenheit und Verödung eingezogen zu sein.

Ernst stand lange in der Betrachtung des alten Rittersitzes, der ihn wie ein Gruß der Romantik gemahnte. Dann lächelte er halb traurig und halb scherzhaft: „Du wunderlicher Baron von Bullenheim zu Bullenau!"

Damit kehrte er auf die Landstraße zurück und schritt weiter in's Thal, das sich bald wieder zu einer Schlucht verengte. Dort begegnete ihm ein alter Mann zu Pferde.

„Wie, Oheim," rief er, „Hier finde ich Sie?"

„Ja wohl!" antwortete Herr Reimbold. „Ich nehme Abschied von der Gegend. Bevor ich gehe, muß ich meine Lieblingsplätze noch einmal besuchen. Jetzt will ich auf den Rabenstein, um das ganze Land zu überblicken und ihm meinen Segen zu geben. Willst Du mit?"

„Sehr gern," rief der junge Mann, „vorausgesetzt, daß ich Sie nicht in Ihren Betrachtungen störe."

Sie schlugen einen Bergpfad zur rechten Seite ein. Der Reiter und sein Gefährte verschwanden im Gebüsch.

Zweites Capitel.

Einige Zeit, nachdem die Messe in Bullenau zu Ende war, hörte man laute und lustige Stimmen den Thalweg heraufschallen. Dunkle und bunte Kleider glänzten durch das Grün. Es waren die Kirchgänger, welche, weiter im Gebirge wohnhaft, von ihren einsamen Gehöften zum Dorfe gegangen und nun den Heimweg antraten. Alle schritten an der Brücke und Lindenallee vorüber, ohne auch nur einen Blick nach dem Hause Bullenheim zu werfen. Zuletzt aber kam eine Gruppe von vier Menschen, die den Weg nach dem verwitterten Gebäude einschlugen, und sich durch ihr Aeußeres wie durch ihre Tracht ebenso sehr von den frischen Gestalten der Bauern auszeichneten, wie die alterthümliche Burg von den Wohnungen, die man sonst in diesen Gegenden anzutreffen pflegt. Betrachtete man diese große stattliche Frau, die zugleich einen nicht geringen Kör-

perumfang besaß mit den langaufgeschossenen drei Knaben oder Jünglingen, die an ihrer Seite gingen, so bildete das Schloß im historischen Sinne einen fast ganz richtigen Hintergrund zu diesen Gestalten, oder, wenn man es anders ausdrücken soll, sie waren die eigentliche Staffage zu dem landschaftlichen Gemälde, welches sich den Blicken öffnete. In der That, man konnte glauben, daß man um ein Jahrhundert in der Zeitrechnung zurückgegangen sei.

Je mehr besonders die Kleidung der Dame sich von der Mode der heutigen Zeit entfernte, desto mehr mußte sie die Aufmerksamkeit fesseln. Wuchs schon die Gestalt über alles Maß einer zierlichen Weiblichkeit hinaus, so trugen die weiten bauschigen Kleider noch besonders dazu bei, ihre Länge und Breite in das gehörige Licht zu setzen. Das abgebleichte großgeblümte Damastkleid, dessen Stoff schon ein Jahrhundert zählen mochte, schloß zwar eng um ihre breiten Schultern und gewaltigen Arme, war aber mit allerlei Schleifen besetzt, die den Eindruck von kleinen Flügeln und Auswüchsen machten. Besonders umfangreich zeigte sich der riesige Reifrock, der, obgleich die Dame ihn vorsichtsvoll aufhob, doch allerwärts an den Grashalmen und den Wurzelzweigen der Linden rauschte. Wäre das Haar auch nach der alten Mode gepudert und zugerichtet gewesen, so hätte dies den alterthümlichen Eindruck nur vermehren können. Aber hier fehlte offenbar die Kunst der Ueberlieferung, denn die hin und wieder grau werdenden Locken waren in natürlicher Weise geordnet, während der graue Filzhut mit der alten Straußenfeder, die sich zu mausern schien, wieder an frühere Tage gemahnte. Dabei erschien ihre Haltung so ernst und würdevoll, daß man sich des Gedankens an eine gemachte Steifheit nicht enthalten konnte. In den Zügen, die in jugendlichen Jahren nicht einer gewissen Frische entbehrt haben mochten, spiegelte sich ein entschiedenes Wohlwollen.

Der Schnitt an den Anzügen der drei jungen Leute führte zwar nicht historisch richtig in frühere Jahrhunderte zurück, aber er war doch fremdartig und seltsam genug, um ihre Kleidung als Phantasiecostüme erkennen zu lassen. Dabei wich sie bei Keinem von der des Andern ab. Auf dem Kopfe trug Jeder einen breitkrämpigen Filzhut über den schwarzen Haaren, die schlicht und lang herabfallend die Gesichter einrahmten. Um den Hals schloß sich eine Art von Krause. Die grünen Röcke waren den Waffenröcken der alten Zeit nicht unähnlich. Leider aber spielte das grelle Sonnenlicht über manche verschabten und fadenscheinigen Stellen. Nur die Hosen, die aus grauem Leinen bestanden, erinnerten an die neuere Mode, da sie bis auf die Schuhe hinabfielen. Freilich merkte man, daß die jungen Herren ein wenig über das Maß gewachsen waren, denn Arme und Beine sahen ziemlich lang aus den Kleidungsstücken hervor. Vielleicht machte das allzu bedeutsame körperliche Gedeihen einige Oekonomie nöthig, denn hätte man auch die Kniehosen und Strümpfe der alten Zeit nachgeahmt, so wären die jugendlichen Recken wohl noch eher aus den betreffenden Gewändern in die Höhe geschossen. Gewahrte man nun schon in der Aeußerlichkeit die Abstammung aus derselben Familie, so konnte sich die Blutsverwandtschaft noch weniger verleugnen, wenn man die Gestalten und Gesichter näher betrachtete. Ein gewisser ungeschlachter Körperbau mit übrigens ernsten und gehaltenen Bewegungen der Glieder fand sich bei jedem der Brüder. Noch mehr aber ließ die Aehnlichkeit der knorrigen Köpfe, der hervorragenden Habichtsnasen und der dicken breiten Lippen auf dieselbe Abstammung schließen. Sah man sie von vorn oder von der Seite an, so war es dasselbe Gesicht. Nur in der Größe fand ein kleiner Unterschied Statt. Der älteste mochte siebenzehn, der zweite sechzehn und der dritte fünfzehn Jahre zählen. Der Umstand, daß sie alle Drei ein dickes Gebetbuch unter dem Arme trugen und die Bedeutung des heiligen Sonntags auch sonst nicht vergessen hatten, indem sie sich eines äußerst gleichmäßigen und anständigen Ganges beflissen, legte auch hier in der freien uneingeengten Natur, wo sonst junge Leute von diesem Alter zu springen, zu laufen, zu pfeifen und zu singen pflegen, ein Zeugniß für ihre geregelte Erziehung, so wie für die zur Folgsamkeit geschulten Gemüther an den Tag.

Die Unterhaltung, welche die Mutter mit den Söhnen gepflogen hatte, war ganz dem Sinne des Kirchweges entsprechend, denn sie behandelte das Thema, welches der Pfarrer zu seiner Sonntagspredigt gewählt hatte. Die Dame leitete das Gespräch und wog ihre Worte eben so gemessen und vorsichtig, wie die Söhne sich ernster und der Würde des Gegenstandes entsprechender Worte zu befleißigen strebten: „Wie hieß also der Text der Predigt?“ fragte sie, indem sie in die Allee einbogen.

Alle Drei aber sagten, indem Wort für Wort gleichmäßig den sechs Lippen entquoll, wobei man auch in den Stimmen dieselbe auffallende Familienähnlichkeit erkannte: „Liebet Euch unter einander. Verzeihet denen, die Euch hassen. Thut wohl denen, die Euch verfolgen!“

„So ist's recht!“ fiel die Mutter ein. „Behaltet es gut, damit Ihr dem Vater Rede und Antwort stehen könnt.“ —

Es trat eine kleine Pause ein. Dann sagte der Aelteste: „Der Pfarrer hat aber doch Eins im Unklaren gelassen. Bezieht sich der Spruch auf die ganze Menschheit oder nur auf die verschiedenen Stände, so daß sich nur die Adligen, Bürger und Bauern unter einander lieben sollen?

„Felix,“ erwiederte die Dame, „welche Frage! Er bezieht sich auf alle Menschen.“

Felix schwieg nachdenklich; aber jetzt nahm der Kleinste das Wort und meinte: „So etwas läßt sich gut sagen. Wir lieben aber die Bauernbuben gar nicht und können sie auch nicht lieben, denn sie verfolgen uns zu oft mit ihren Neckereien, indem sie sich über unser Haus, unsere Sitten und unsere Kleider lustig machen, obgleich wir gar nicht mit ihnen sprechen und auch nicht sprechen dürfen.“

„Prosper,“ ermahnte die Mutter ganz ernst: „Verzeihet denen, die Euch verfolgen.“

„Das ist unmöglich,“ rief jetzt der Zweite, „mich juckt es jedesmal in den Fingern und Fäusten, wenn ich den höhnischen Burschen im Walde begegne, und wir haben neulich ein paar Rangen gehörig die Kleider ausgeklopft.“

„Schämst Du Dich nicht, Fortunat?“ verwies die Dame ihm das Wort: „Thuet wohl denen, die Euch hassen!“

„Ja, wenn nur alle Leute diese Lehren befolgten,“ rief jetzt ermuthigt Prosper, der Jüngste, aus, in dem die natürliche Anschauung sich Bahn brach. „Ich habe eigentlich auf keinen Menschen einen Zorn, aber der gnädige Papa macht es auch anders wie es im Evangelium steht. Haßt er nicht einen Mann, der uns Allen wohl thut? Gnädige Mama, denken Sie doch einmal an den Herrn Reimbold, der immer so gut und freundlich mit uns ist. Der gnädige Papa würdigt ihn keines Wortes und keines Blickes, und dennoch bleibt er stets wohlwollend. Wo er uns sieht, spricht er uns an und drückt uns die Hände. Wir gehen nicht an seinem schönen Garten vorbei, ohne daß er uns hereinruft und uns zu seinen feinen Obstbäumen führt, und uns Wein und Leckerbissen vorsetzt, die wir zu Hause selten zu sehen bekommen. Und wenn er verreist, bringt er uns jedesmal etwas Hübsches mit. Von ihm sind unsere Flinten, unser Fischzeug, unser Bolzenspiel. Ich werde dem gnädigen Papa einmal aus einander setzen, was der Herr Pfarrer gesagt hat, und wie es danach nöthig ist, daß er ein anderes Wesen gegen den lieben Herrn Reimbold, der überdies ein so gutes und freundliches Gesicht hat, annehme.“

„Prosper,“ rief die Dame, „was vermißt Du Dich da? Kinder haben vor ihren Eltern zu schweigen. Weißt Du denn, was Dein Vater für Gründe zu seiner Handlungsweise hat? Du bist noch viel zu jung, um solche Dinge zu verstehen.“

Der Junge schwieg erschreckt vor der mütterlichen Autorität. Auch die Uebrigen verhielten sich still. Sie dachten nach, indem sie die Lindenallee durchschritten, über die eigenthümliche Bedeutung des Spruches: „Liebet Euch unter einander!“ in der christlichen Welt.

So waren sie an dem schwarzen Graben angekommen. Felix, der Aelteste, zog aus seiner Rocktasche eine kleine kurze Pfeife, auf der er einen scharfen gellen Pfiff that. Man hörte darauf das rauhe Gebell einiger Hunde aus den Mauern des alten Burghauses antworten, und gleich darauf erscholl aus derselben Richtung der Stoß einer falschen alten Trompete, in welcher der Ton, der nicht festgehalten wurde, seltsame Purzelbäume schlug, so daß er ganz komisch durch die Landschaft scholl, in welcher das Echo der Berge mitlachte.

Wer genauer durch das dichte verwachsene Grün zu sehen vermochte, erblickte in diesem Augenblicke im Thore der Umfassungsmauer einen seltsam aussehenden Gesellen, der das zerknitterte Instrument von seinen hochaufgeblasenen Backen nahm, dem Wasser zuwanderte und eine Kette löste, an welcher sich die Zugbrücke mit knarrendem Gerassel herabsenkte. Dann stellte er sich in gebückter Stellung zur Seite und erwartete die ankommenden Herrschaften. Er glich dabei in gewisser Beziehung einem alten rothen Papagei, wozu besonders die Kleidung beitrug. Diese zeigte nämlich so ziemlich den Schnitt, der bei den gallonirten Bedienten sich seit etwa einem Jahrhundert nicht geändert hat. Er trug einen rothen Frack mit einem steif hinausstehenden Schwanze, wodurch er namentlich

dem obenbesagten Vogel ähnlich wurde. Die kurzen Hosen, so wie die an den Knien geknöpften Gamaschen trugen das Gepräge derselben Mode. Nur die an den Füßen befindlichen Holzschuhe fielen einigermaßen aus dem Stil. Am wenigsten aber wollte der ganze Mensch in das Kleid, das übrigens nur aus rothgefärbter grober Sackleinwand bestand, passen. Der Bursche war nämlich grün lich garstig. Den dicken und eckigen Schädel, der aussah, als könne man Wände damit einrennen, bedeckte ein brandrothes struppiges Haar, das den Schweinsborsten nicht unähnlich war, und unter diesem Waldwuchs quoll ein fettes purpurnes Gesicht hervor, welches deutlich an einen gut und üppig aufgegangenen Buchweizenpfannenkuchen erinnerte, in dem die platte Nase wie eine Blase und die beiden kleinen Augen wie ein paar an die Oberfläche gerathene Korinthen erschienen. In derselben Weise war die Gestalt breit, ungeschlacht, formlos, denn die langen Arme und die an den Knien zusammenstrebenden Bäckerbeine entsprachen ebensowenig dem Ideal der Schönheit, wie die breiten Elephantenfüße mit den riesigen Holzschuhen und die tappigen Hände mit den dicken Fingern, deren Farbe sich nur wenig von dem Türkischroth der Livree unterschied.

„Wo ist mein Mann?“ fragte die dicke Dame, als sie mit ihren Söhnen die Brücke überschritten hatte.

Der Diener erhob sich aus seiner devoten Stellung und stotterte mit einem freundlich lächelnden Gesichtsausdruck, in dem trotz aller Häßlichkeit die gutmüthige Seele nicht zu verkennen war: „S — s — s — einer Gna — Gna — Gnaden der Herr — r — rr Baron von Bu — Bu — Bu — Bullenheim zu Bu — Bu Bu — Bullenau befinden sich in seimen Ca — Ca — Ca — Cabinet und erwa — wa — arten seine gnä — gnädige Fa — Fa — Fa — Familie im R — R — Rittersaal.“

„Gut, Christoph!“ nickte die Dame. Sie bedeutete ihre Söhne, statt der Sonntagsröcke die Hausjacken anzuziehen und schritt durch den krausen und wirren Garten nach dem Schlosse, indeß die Sprossen ehrfurchtsvoll wie immer folgten. Die Frau Baronin von Bullenheim zu Bullenau begab sich sofort zu ihrem Manne, um ihm den guten Rath zu geben, die Söhne heute lieber nicht über die Predigt des Pfarrers zu examiniren, ging dann auf das Schlafzimmer, um sich des Damastkleides zu entledigen, und es sauber gefaltet an die Stelle zu legen, wohin es schon die Ureltermutter des Hauses geborgen hatte, und trat schließlich in die Küche, um das Sonntagsmahl zu beenden. Die Söhne aber thaten gleich nach ihrem Befehl.

Christoph stellte sich unterdeß an die Kette in eine ziehende Stellung, wobei verschiedene Fäden seiner Livree ein leises Knistern und Krachen hören ließen, zog die Brücke mit demselbem Knarren und Gerassel in die Höhe, mit dem sie gefallen war, und folgte der gnädigen Herrschaft, indem er seinen Mund verschiedene Male in unbeschreiblicher fast scheunenthorartiger Weite zu einem minutenlangen Gähnen aufthat, welches an der Brücke anhub und noch nicht beendet war, als die Thür ihn aufnahm.

Drittes Capitel.

Haus Bullenheim wies alle Bestandtheile auf, welche zu einer mittelalterlichen Burg nöthig sind. Trotz der Umgebung von jenen tiefen, schwarzen Weihern, welche wir schon kennen gelernt haben, und die ihr Wasser aus dem am Berge vorüberrauschenden Bache erhielten, besaß es doch noch in der nächsten Nähe die üblichen Umfassungsmauern. War man durch den verwilderten Garten, in dem Christoph, ohne sich um die feinere Küchenkunst zu kümmern, Kraut und Rüben in der ungeregeltsten Weise gesäet hatte, und wo man sich bald in den Bohnen, bald in dem Kohl befand, durch das Thor getreten, dessen Seitenwände noch einige zerstörte Schießscharten zeigten, so sah man die alten Gebäulichkeiten, die dem fünfzehnten Jahrhundert anzugehören schienen, in seiner ganzen Ausdehnung vor den Augen.

An den Umfassungsmauern, die mit ihren dicken Bruchsteinwänden von der massiven Kraft, mit welcher unsere Ahnen zu bauen pflegten, Zeugniß ablegten, waren Ställe und Schuppen angelegt, die zum größten Theil dem entschiedensten Verfall entgegengingen. Durch die offene Thür eines weiten Raumes erblickte man ein altes, mageres Roß, an dessen Hüftknochen man möglicherweise Hüte und Mäntel aufhängen konnte. In einem andern Gelaß standen eine Kuh und eine Ziege, denen gleichfalls nicht eine zu fette Fütterung die Gelenkigkeit der Glieder genommen hatte. Ein offener Schuppen, der gelegentlich von Regen, Schlossen und Sturm heimgesucht wurde, enthielt die Ruine eines alten

Korbwagens, der nur bei höchst festlichen Gelegenheiten in Gebrauch gezogen wurde. Im Uebrigen aber stand in diesem Bereiche die Ordnung und Regel ganz auf derselben Stufe, wie wir sie schon im Garten kennen lernten. Hier galt eben so gut die Herrschaft Christoph's, wie draußen. Heu- und Strohfetzen, alte Stücke Leders, Holzfragmente, Karren und Pflüge, gebrochene Räder, zerrissene Ketten, die indeß aus keiner Tyrannenzeit herrührten, verwitterte Seile, Leitern, die Schaden genommen, lagen in so malerischer Unordnung umher, als erwarte der rothköpfige Diener einen Künstler, der diese Gegenstände zu einer Studie benutzen würde. Nur der Kuhstall war von seinem Verwaltungskreise ausgenommen, denn in demselben ließ sich die alte einäugige Magd Apollonia das Scepter nicht nehmen. Uebrigens pflegte das weibliche Princip nach denselben Grundsätzen zu handeln, wie das männliche. Beide ließen Alles gehen, wie es ging.

Umgeben von diesem Chaos des Hofes erhob sich nun der eigentliche Bau, der von allen Hausbewohnern nach der guten derben Bezeichnung des Mittelalters, die überhaupt in der Wohnung des Barons von Bullenheim zu Bullenau ihre ganze Bedeutung behalten hatte, „der Bergfriede" genannt wurde. Dieser Bergfriede gliederte sich aber in drei Stockwerke von verschiedener Höhe. Das Erdgeschoß enthielt links die Küche und die Gesindestube und wurde durch kleine Thüren, die vom Hofe hineinleiteten, erreicht. Rechts sah man schartenartige Oeffnungen, welche in kellerartige Gewölbe führten, von denen die Hausbewohner indeß nur das kleine Gelaß betraten, in dem Wein, Brot und andere Vorräthe aufbewahrt wurden. Die übrigen Räume waren mit eisernen Gittern verschlossen. Man glaubte, daß sie in alten Zeiten als Kerker gedient hätten, und da man Gerippen und Gespenstern in denselben zu begegnen fürchtete, so hatte Keiner ein besonderes Verlangen, sie zur nähern Durchforschung zu betreten. In der That ließen sich auch des Nachts oft seltsam polternde Getöse und krächzende Töne darin vernehmen, deren Entstehung man aber weder den Ratten noch den Eulen, an denen sonst die Burg nicht arm war, zuschreiben wollte.

Ueber der Küche und dem Keller erhob sich das langgezogene Viereck der Burg mit ihrem breiten Thurm zur linken und den beiden kleinen zur rechten Seite. Zum ersten Stock, welcher nach mittelalterlicher Sitte „Palas" genannt wurde und der mit seinen hohen, stattlichen Fenstern durch den ganzen Bau ging, führte eine steinerne Treppe vom Hofe aus. Man trat durch einen breiten Eingang in das Vorhaus und erblickte eine Reihe alter Thüren von gebräuntem und geschnitztem Eichenholz, über denen große Hirschgeweihe ragten, welche aber nicht allein der Zahn der Zeit, sondern auch der Zahn der Ratten und Mäuse benagt hatte. Im Hintergrunde leitete eine steinerne Wendeltreppe mit bedeutend ausgeschliffenen Trittlingen sowohl in das Erdgeschoß wie in das oberste Stockwerk, welches eine Anzahl von Zimmern und den Söller enthielt, und die „Kemenate" hieß. Eigentlich verdiente es diesen Namen aber nicht mehr, denn das Leben der Familie und der Frauen, welches zur Zeit der Hohenstaufischen Kaiser in den also genannten Räumen der alten Burgen zu herrschen pflegte, war schon längst zu Bullenheim auf den Palas hinuntergezogen. Oben aber stob der Wind und Regen durch jene zerbrochenen Fenster und Scheiben, die der Wanderer schon von Weitem sah, obgleich es hier manch heimliches Versteck gab, wo die Eulen ihre Jungen ausbrüteten und die Katzen ihre Wochenbetten in ruhiger Beschaulichkeit abhielten.

Verhältnißmäßig am besten war der Palas gehalten. Während man unten und oben und ringsum fast nur auf Zeichen des Verfalls und der Verödung stieß, herrschte hier ungewöhnliches Maß und gute Ordnung. Rechts vom Treppeneingang lagen die Schlafzimmer, die mit ihren alten breiten Pfostenbetten, um welche Gardinen von altem vergilbten Damast hingen, und mit ihren riesigen verschnörkelten Schränken und Geräthen ganz absonderlich aussahen. Grade aus trat man in die sogenannte Imbißkammer, und links erstreckte sich der Rittersaal mit dem anliegenden Thurmgemach, in welchem der Schloßherr sein Cabinet aufgeschlagen hatte.

Man gelangte von der Imbißkammer durch eine kleine Thür in das Cabinet des alten Barons von Bullenheim. In diesem runden verrauchten Zimmer stieß man auf die Einrichtung eines echten Edelmannes aus der alten Zeit. Auf einem Schreibtisch lagen alte gelbe Papiere in Bündel geschnürt, welche die höchst wichtigen archivalischen Schätze des Hauses enthielten. In einem Büchergestell erblickte man alte vielgelesene Folianten, welche Geschichtswerke, Reisen, Genealogien, Romane

und Legenden enthielten. Alle neuern Werke schienen dagegen verbannt. Rings an den Wänden aber hingen Flinten und Büchsen, Hirschfänger und Jagdmesser, Wildtaschen und Peitschen, Pulverhörner und Schrotsäcke, Waldhörner und Hundepfeifen neben alten Jagdstücken in Kupferstich von Riedinger. Ueberdies fehlte es nicht an Pfeifen, die bald lang und bald kurz waren, und Köpfe von Meerschaum, Masern und Porcellan aufwiesen. Auch bezeugte eine fast immer durch die Luft auf- und abschwebende Rauchwolke, die den specifischen Geruch des Tabaks nicht verleugnen konnte, daß der feudale Besitzer der modernen Erfindung des Knastergenusses nicht abgeneigt war.

Das Hauptprachtstück, welches Schloß Bullenheim besaß, war aber ohne Zweifel der sogenannte Rittersaal, denn hier entwickelte sich die versinkende Pracht der Vorzeit in der auffallendsten Weise. Dieser Saal ging durch zwei Stockwerke und war deshalb von beträchtlicher Höhe. Der Boden verrieth Spuren von früherm Täfelwerk. An dem untern Theil der Wände sah man Schnitzereien in altem braunen Eichenholz, das jetzt noch schön genannt werden mußte. Die ledernen geprägten Tapeten mit durchscheinendem Gold und bunten Farben waren zwar hin und wieder eingerissen, daß die Fetzen herunterhingen, aber sie verfehlten doch nicht den Eindruck des Ungewöhnlichen zu machen. Auf einer Wand hing der gewaltige Stammbaum des Hauses, der mehr wie vierundsechzig Ahnen aufzählte, während an den andern Wänden die Bildnisse der Vorgänger des Geschlechtes prangten, bei denen sich allerwärts, gleichviel ob sie den Helm, das Barett oder die Allongeperrücke trugen, jene knorrigen Köpfe, jene hervorragenden Habichtsnasen und jene dicken und breiten Lippen zeigten, die wir schon bei den jüngsten Sprossen der Familie so auffallend fanden.

Und auch jener Mann, der jetzt aus dem Thurmgemache in den Rittersaal trat, war ein unverkennbarer wahrhaftiger Abkömmling der geharnischten und ungeharnischten Ritter, die im Conterfei von den Mauern herabsahen. Ein Naturhistoriker hätte hier interessante Studien machen können, wie der Typus des Geschlechts aus den ältesten Zeiten der Malerei bis in das neunzehnte Jahrhundert ein und derselbe bleiben kann, und wie sich der alte Satz bewährt, daß die Väter den Kindern die Form geben. Man durfte fast glauben, daß irgend eine Gestalt aus dem Rahmen getreten sei und Fleisch und Blut angenommen habe, um nun eine Weile im alten Saale lustwandeln zu gehen, denn bei dem eintretenden Manne gewahrte man denselben schlanken aufstrebenden Körper mit derben Knochenbau und straffen Gliedern, dieselbe Steifheit der Bewegungen, denselben knorrigen Kopf mit langem schlichten Haar, das indeß schon ganz grau geworden war, dieselbe hervorstechende Habichtsnase, die das Alter noch schärfer hervortreten ließ, und dieselben dicken und breiten Lippen, die indeß schon mehr zusammengeschrumpft waren, wie bei den meisten gemalten Ahnen. Ueberdies aber lag hier wie dort ein gewisser Zug beschränkten Eigensinnes auf allen Mienen, der auch besonders in den fanatischen grauen Augen seinen Ausdruck fand.

Der Eintretende war aber Niemand anders, als Se. Gnaden, der Herr Baron Florentinus von Bullenheim zu Bullenau. Seine Stirn war gerunzelt, sein Auge flammte düster und seine Lippen kniff er, so sehr es für ihre Dicke und Breite möglich war, zusammen. Dann ging er einigemal auf und ab, trat hier und dort an ein Fenster, ohne daß die schöne, friedliche Natur des grünen Thales den Sturm seiner Seele beschwichtigen konnte und murmelte in leisem Selbstgespräch: „Was braucht der Pastor auch von der Nächstenliebe zu predigen, wenn meine Kinder in der Kirche sind. Freilich ist das Christenthum ein altes und ehrwürdiges Institut, an dem ich wie an allem Alten und Ehrwürdigen mit ganzer Seele hänge. Aber der Adel ist noch älter, wie das Christenthum. Und an den Adel soll er mir nicht rühren!"

Dann stampfte er mit dem Fuße, daß der Staub in weitem Umkreis aufflog, woraus denn hervorging, daß dies demokratische Element sich nicht gescheut hatte, die adlige Nähe zu suchen. Nach dem einsamen Monologe aber traten die drei Sprossen von oben bis unten in Leinen angezogen in den Saal und sprachen einstimmig: „Wir wünschen dem gnädigen Herrn Papa einen frommen Sonntagsgruß!"

Der alte Herr erwiederte mit Salbung: „Gott grüß Euch, Felix, Fortunat und Prosper. Aber wo ist denn Felicitas?" setzte er fragend hinzu.

„Die gnädige Frau Mutter hat sie im Dorfe noch zur Post nach dem Gelde geschickt," antwortete Felix respectvoll. „Sie

sollte uns nachkommen, hat uns aber nicht mehr eingeholt."

„Sie wird sich wieder mit ihrem leichtsinnigen Plappern zu lange aufgehalten haben," versetzte der Baron in mürrischem Tone.

Die Söhne hatten unterdessen drei Stühle um einen Sessel, der am Fenster stand, zurecht gesetzt, in denen sie Platz nahmen, während der Alte sich gemessen in den Lehnstuhl niederließ. Alle erwarteten, daß er sie, wie dies sonntäglich geschah, und wie er es als christlicher Familienvater für seine Pflicht hielt, über die Predigt examiniren würde, und Jeder erinnerte sich dabei mit einem gelinden Schrecken an die Zurechtweisungen der Mutter, nach denen ihre Auffassung des Bibeltextes offenbar eine falsche gewesen war. Der Gedanke, neue Fehler zu machen, lag nicht fern, und so sehnte sich heute kein Einziger nach den Fragen des gestrengen Herrn Vaters, der bei dem Katechismus des Sonntags nicht zu spaßen pflegte. Man sah denn auch wirklich, wie die drei Söhne den Athem, der schneller wie sonst ging, zurückzudrängen strebten.

Wie freudig war daher die Ueberraschung, als der Alte sprach: „Felix, erzähle mir die Legende, die wir gestern zur Vorfeier des Sonntags vorgelesen haben. Fortunat und Prosper fahren fort, wenn ich ihre Namen nenne, Nun beginne!"

Da die jungen Leute sich an den Vortrag mannigfacher erbaulicher Geschichten in der Einsamkeit ihrer Burg gewöhnt hatten, so fehlte es der nun folgenden Mittheilung nicht an Fluß. Auch war die Legende anziehend, naiv und voll von Wundern, wie solche Erzählungen es immer sein mußten, wenn der Baron sie würdig halten sollte, um seine Kinder damit zu erziehen. Ihr Titel hieß: „Die Herzogstochter von Lützelburg" und ihr Inhalt führte dem Hörer einen armen, aber höchst gottseligen Ritter vor, der mit seinem Weibe und seinen Kindern dem äußersten Elend entgegenging, weil Krieg und Unfug das Land, und zumal seine Güter, verheert hatten. Da traf es sich, daß der gute Mann eines Tages im Walde bei tiefdunkler Nacht ein Wimmern hörte. Er stieg vom Roß, das er an einen Baum band, und folgte der Stimme in das Gebüsch. Dort fand er ein neugeborenes Kind, das er in seinen Mantel wickelte, mitnahm und trotzdem, daß er mit den Seinen Noth und Mangel litt, in christlicher Demuth und Frömmigkeit erzog. Es folgte nun eine Zeit der Drangsale und Prüfungen, welche das alte Buch recht herzzerreißend erzählt hatte. Aber je größer die Noth, je näher die Hilfe: Gott verläßt die Seinen nicht! Denn schließlich erschien ein Zug von glänzenden Rittern, welche das verlorene Kind des Herzogs von Lützelburg suchten. Die Findel war, wie es aus allen Zeichen hervorging, die Tochter des Fürsten, der nun den armen Ritter zum ersten Mann an seinem Hofe erhob und ihn mit Reichthümern und Gütern überschüttete.

Während der Erzählung lichteten sich die dunkeln Züge des Barons in auffallender Weise. „So lohnt Gott denen," rief er aus, „die auf ihn vertrauen!" Dann stand er auf und die Söhne folgten seinem Beispiele. In der That war es aber auch Zeit, denn plötzlich ließ sich der schnorrende Klang einer gebrochenen Glocke hören, die vor dem Hause an der Treppe hing, und mit welcher der Diener Christoph die Mittagsstunde anzeigte.

Sie gingen in die Imbißkammer, wo die Frau Baronin schon den obersten Platz eingenommen hatte. Christo h brachte die Suppe, indem er einen alten Topf in seinen dicken Fingern wiegte. Alle setzten sich. Dann sah der Baron plötzlich den leeren Platz und rief: „Ist das Hausordnun ? Wo bleibt Felicitas?"

In demselben Augenblicke öffnete sich die Thür. Es rief: „Hier ist sie!" und leuchtend und frisch wie ein duftiger Maimorgen sprang ein wunderschönes junges Mädchen herein. Man konnte kein reizenderes Bild des Lebens, der Jugend und der Fülle sehen. Blonde wallende Locken flogen um das sanftgeröthete Gesicht, dessen Farbe einen Wettstreit mit der sich öffnenden Rosenknospe eingehen durfte. Die blauen Augen leuchteten von übermüthiger Munterkeit. Der Mund lachte freundlich mit kirschrothen Lippen und blendend weißen Zähnen. Ja eigentlich lachte das ganze Gesicht. Dabei blühte die nicht allzugroße, aber in schönstem Gleichmaß gebildete Gestalt in reizender Fülle. Jede Bewegung war Anmuth. Man hatte ein schönes helles Jugendbild vor Augen. War man nun aber über das erste Erstaunen hinaus, so kam die Vergleichung an die Reihe und man mußte sich fragen, ob denn dieses Mädchen, das so ganz anders aussah, eine Tochter des Barons und der Baronin, und eine Schwester ihrer Söhne sei? Auch die Kleidung ging vollständig aus dem Stil

des Schlosses hinaus, denn Felicitas trug sich nach der Sitte der Zeit. Freilich waren die Stoffe, die sie trug, vom allereinfachsten Gewebe, aber das rosa Kleid mit der weißen Chemisette, und der Strohhut, den sie an einem grünen Bande im Arm hängen hatte, standen ihr ganz allerliebst. Selbst der Anzug paßte zu der Erscheinung.

„Hier bin ich,“ rief Felicitas und nahte dem Baron, dem sie einen Geldbrief übergab, „und bringe dem gnädigen Herrn Papa den gewünschten Brief.“

„Dem Himmel sei Dank!“ rief die Baronin, indem ein Strahl der Freude über ihr Antlitz leuchtete.

„Gott verläßt die Seinen nicht,“ fügte der Baron hinzu, der den Brief annahm und denselben seiner Frau reichte. Dann wandte er sich an Felicitas: „Aber wie bist Du denn in das Schloß gekommen? Ich habe Christoph's Hornstoß nicht gehört.“

„Ja, es gibt auch noch andere Wege,“ lachte das Mädchen, während die Andern erstaunten.

„Und diese Wege sind?“ forschte der Baron.

„Wissen Sie denn nicht, daß der letzte Sturm eine Pappel am Graben gegen den Berg hin umgeworfen hat?“ sprach Felicitas. „Sie ist über das Wasser gefallen und ich habe sie als Steg benutzt.“

„Unvorsichtiges Kind,“ brauste der Baron auf. „Und wenn Du mitsammt dem Geldbrief in das Wasser gefallen wärest?“

„Nun, an mir liegt ja Nichts,“ rief die Kleine neckisch. „Wie oft haben Sie gesagt, daß Hopfen und Malz an meiner Wenigkeit verloren ist. Und der Brief da hätte doch oben geschwommen.“

„Welche Thorheiten Du wieder in einem Athem plapperst,“ zürnte der Schloßherr weiter, „und welche Thorheiten Du erst vollführst, aber ich merke, wir sind noch nicht am Ende. Rede, warum Du unsinniger Weise, statt der Straße zu folgen, den kleinen Fußpfad an der andern Seite des Baches einschlugst.“

So düster der alte Herr auch dreinschaute, so behielt Felicitas doch ihre freundliche Haltung und erzählte in so raschem Zuge, daß sich keine Lücke fand, um ein zorniges Wort hineinzuwerfen: „Als ich den Brief geholt und aus dem Dorfe trat, war der Morgen so schön und die Luft so hell, daß ich rasch einmal auf den Rabenstein gelaufen bin, der ja gleich hinter dem Schloß liegt. Im Walde war es mir so recht munter und leicht zu Muthe, daß ich heute trotz allem Zürnen heiter bleiben werde.“

„Querköpfiges Geschöpf,“ brummte der Alte wieder, „wenn Dir Jemand begegnet wäre und Dir den Brief abgenommen hätte.“

„Ei, ich bin auch Jemand begegnet,“ rief das Mädchen, das leicht erröthete, „ja, noch mehr wie Einem, sogar Zweien. Es waren aber keine Räuber.“

„Wer war es?“ fragte der Alte. „Ich hoffe nicht, daß Du wieder mit Leuten, die unter unserm Stande sind, angebunden hast.“

„Allerdings habe ich mit ihnen angebunden,“ klang die Antwort, und indem sie dann den Ton mit besonderer Innigkeit erhob, sagte sie: „Denn ich habe dort den guten, lieben, treuen Herrn Reimbold getroffen. Und mit dem muß ich reden, denn das Herz will es.“

„Mit dem verfluchten Herrn Reimbold!“ tobte nun der Alte, indem er wüthend vom Stuhle sprang. „Wenn ich doch von dem nicht mehr hören sollte. Genug!“

Aber Felicitas schwieg nicht, und sagte: „Der Pfarrer hat heute in der Kirche über einen sehr schönen Spruch gepredigt. Derselbe heißt: Liebet Euch unter einander. Verzeihet denen, die Euch hassen, und thut wohl denen, die Euch verfolgen.“

Eine so kecke Sprache hatte der Baron noch nicht gehört. Seltsamer Weise aber brachte sie ihn gänzlich zum Schweigen. Er setzte sich sogar ganz sanftmüthig nieder. Wer weiß, ob Gottes Wort so stark war, seinen Zorn zu bändigen, oder ob er vor dieser gesunden Natur zurückscheute.

„Wer war noch mehr oben?“ fragte er gegen Ende des höchst einfachen Mahls.

„Ernst Bracht,“ antwortete das Mädchen ernsthaft niederschauend, „der Vetter des Herrn Reimbold, der vor Jahren als Junge bei ihm war und der uns immer die schönen Spielsachen und die Vögel und Blumen brachte. Er ist sehr groß geworden und —“

Sie stockte. Der Baron fürchtete am Ende ein Geheimniß und fragte: „Du bist doch hoffentlich nicht der Herren wegen hinaufgegangen?“

Da erhob sich das Mädchen zornroth und rief: „So wahr mir Gott helfe, ich ging aus andern Gründen. Und wenn Sie es denn wissen wollen, gnädiger Papa, so will ich Ihnen gestehen, daß mich allerdings eitle

Thorheit verleitet hat. In der vorigen Nacht habe ich ganz lebhaft geträumt, ich hätte oben still und verlassen gesessen und es wären dort schöne Ritter in blanker Rüstung herangezogen, und als sie mich gesehen, da wäre ein lauter Ruf erschollen: Seht, da ist sie wiedergefunden, die Herzogstochter von Lützelburg."

„Die Herzogstochter von Lützelburg!" rief der Alte und stand halb erstaunt und halb beängstigt auf. „Wer sollte denn die Herzogstochter sein?"

„Ei, ich wurde so begrüßt," lachte Felicitas, „und neben mir stand ein schöner Bräutigam," setzte sie erröthend hinzu. Nun wissen Sie, warum ich hinaufgegangen bin. Von all' der Herrlichkeit habe ich Nichts gefunden, als den Berg."

Der Alte hob die Tafel auf, indem er zerstreut das Tischgebet sprach und schritt äußerst nachdenklich in das Cabinet. Die Söhne holten sich das Bolzenspiel, das sie als echt ritterliche Uebung den Nachmittag im Garten trieben. Felicitas half der Mutter bei Wiederherstellung der Ordnung. Dann ging sie in ihr Zimmerchen, das in einem der kleinen Thürme nach dem Berge hin lag. Rings war es tiefstill einsam im Waldesgrund. Sie sah hinauf nach dem Rabenstein und sang:

Mein Herz ist so leicht und so froh und so frank,
Nie hat mir so hell das Leben gelacht,
Mir ist als hätte ein Zaubertrank
Mich überselig trunken gemacht.
Wie drängt es! Ich sehe die Erde so grün,
Frei frisch die See, tief blau die Luft.
Was glänzend und hoch, was klingend und schön,
O wie es die Seele mir lockt und ruft!

Mir ist, als wüchsen Flügel dem Geist,
Als flög' er hoch und weit und wild
Wie der Falke, der durch die Lüfte kreist,
Hoch über Strom und Wald und Gefild.
Ihr Thoren, was ist euch vom Himmel bewußt!
O harrt auf die ewige Seligkeit!
Ich trage den Himmel in meiner Brust:
Sei gegrüßt, du süße Liebeszeit!

Viertes Capitel.

„Die Herzogstochter von Lützelburg!" murmelte der Baron vor sich hin, als er in sein Cabinet eingetreten war. Er ging einigemal auf und nieder. Dann griff er nach einer Pfeife, die er mechanisch stopfte und anzündete, setzte sich in den Lehnstuhl und hüllte sich wie Jupiter in blaue Wolken, in welche er mit starrem Haupt und stieren Augen hineinschaute, als sähe er Gestalten und Ereignisse in denselben auftauchen.

Der Baron Florentinus von Bullenheim zu Bullenau gehörte in der That zu den seltsamen Menschen, die wir auch wohl Originale zu nennen pflegen. Er war ein Original des Adels, wie seine ganze Familie zu den Originalfamilien dieses Stammes gehörte. Ueber den alten Ursprung derselben konnte nicht der leiseste Zweifel herrschen, denn man fand ihre Namen in den gelben Urkunden aus der Zeit der sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaiser. Auch ihre Besitzthümer in Bullenheim und Bullenau waren durch die alten Pergamente der Archive erwiesen. Die Ueberlieferungen der Geschlechter enthielten sogar Sagen von Tapferkeit, Edelmuth und Treue aus den Kreuzzügen. Die Familie schien indeß früh befriedigt mit dem Ruhme ihrer Ahnen gewesen zu sein und auf den Lorbeern geruht zu haben, welche die Thaten der Väter für sie gesammelt hatten. In den Chroniken der letzten Jahrhunderte wurden ihre Mitglieder wenigstens nicht mehr als solche genannt, die zu den Ergebnissen der Geschichte mitwirkten. Sie führten vielmehr ein beschauliches ländliches Leben und gingen durch Leid und Freude der Zeitläufe, so gut sie konnten, ohne indeß jemals den Werth und die Würde ihres alten Stammbaums und würdigen Wappens aus den Augen zu lassen.

Da es uns nicht vergönnt war, die Annalen der Familie einzusehen, so müssen wir uns auf die Mittheilungen der Tradition verlassen, die wir im Lande selbst geschöpft haben. Wenn diese aber die Wahrheit redet, so waren die Häupter des Hauses aus den drei letzten Generationen mehr Edelleute der Theorie als der Wirklichkeit. Sie erschienen mehr als Kenner ihrer Geschichte und ihrer Insignien, denn als Träger derselben. Sie dachten und redeten mehr über die Trefflichkeit ihres Standes, als daß sie in seinem Sinne schafften und wirkten. Demgemäß dürfte es wohl richtig sein, daß Jeder derselben in seinen Ansichten wenigstens um hundert Jahre zurück war. Sie möchten also wohl ablige Antiquare zu nennen sein, die ihr Heil eher in den Formen der Vergangenheit suchten, wie in Fortschritten der Zukunft. Alte Leute der Gegend sollen behauptet haben, daß das Vermögen des Urgroßvaters schon keineswegs mehr zu den

bedeutendsten gehörte, und daß die Familie nicht mehr Anspruch darauf machen konnte, wie in frühern Zeiten zu den reichsten des Landes gezählt zu werden. Die Lebensjahre des Vaters aber fielen in die unglücklichen Revolutions- und Napoleonischen Kriege, wo sich den Tendenzen des Hauses gemäß das Einkommen bei den fortwährenden Heerzügen und Einquartierungen nicht vermehren konnte. Diese Zeiten hatte der Schloßherr als Knabe miterlebt, aber sie waren nicht im Stande gewesen, ihn von der Denkungsart der Barone von Bullenheim zu Bullenau zu revolutionären Ansichten zu bekehren. Im Gegentheil, er blieb seines Vaters echter Sohn.

In seiner Jugend hatte er eigentlich noch glänzende Zeiten gesehen. Damals stand das Schloß in unangetastetem Glanze. Die Gärten rings umher lagen in hübscher und wohlversorgter Ordnung, die Ställe waren mit breitstirnigem, schwer hinwandelndem Hornvieh und großen Schafheerden versehen und kräftige Acker- und gelenke Wagen- und Luxuspferde dienten den adligen Herren zu jeder Stunde und Minute. Dabei war das Burghaus noch in allen seinen Räumen bewohnbar und bewohnt. Küche und Gesindestube waren stets voll von Leuten, die in Aeckern, Wiesen, Hof und Haus zu schaffen hatten. Der Palas, der ganz und gar dem gesellschaftlichen Verkehr diente, wurde vielfach von dem Adel der Umgegend besucht, und auf der Kemenate reihte sich ein Schlafzimmer an das andere zur Aufnahme für die stets wechselnden Gäste, die zu Festen, Gelagen, Jagd und Fischerei kamen. Uebrigens beruhte dies stets sich erneuernde muntere Leben auch auf einer durchaus gesunden Grundlage, denn einige tausend Morgen Ländereien und Wälder im Umkreis um das Schloß gehörten zu dem Besitz des Barons. Als nun die unglückseligen Kriegsjahre mit allen ihren aussaugenden Unfällen und Quetschungen kamen und überdies die Privilegien des Adels abgeschafft wurden, schmolz der Güterbestand durch Verkäufe auf eine traurige Art ein. Das Holz verschwand aus dem Walde, der Wald wurde hintendrein veräußert, Acker um Acker, Wiese um Wiese gingen zu Spottpreisen in fremde Hände über. Daß sich allmälig auch die Reihen der Heerden und der Pferde lichteten, und daß das zahlreiche Gesinde verabschiedet werden mußte, war eine naturgemäße Folge der eintretenden Ereignisse.

Aber der Vater des Barons war ein gottesfürchtiger frommer Mann mit felsenfestem Gottvertrauen. Er hatte als Freiherr von Gottes Gnaden die sichere Ueberzeugung, daß der Adel seine große Bestimmung in der Weltgeschichte nicht verlieren, sondern stets wie der Phönix aus der Asche wieder auferstehen würde. Selbst in der schlimmen Zeit, wo das Volk um die Freiheitsbäume tanzte und Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit proclamirte, hielt er an seinem Glauben fest und sprach ihn mit der größten Tapferkeit des Gemüthes aus, was freilich um so gefahrloser geschehen konnte, als der Lärm der Umwälzungen die Bewohner der stillen Gegend wenig berührte. Wenn auch hier und da ein unruhiger Kopf zu den Gelüsten einer vorüberziehenden Gegenwart stimmte, so verzieh er doch gern dem curiosen aber gutmüthigen Baron, der keinem Menschen etwas zu Leid that, seinen eingewurzelten Sparren, denn es war ja in der ganzen Gegend landkundig, daß die Herren von Bullenheim zu Bullenau ihre ganz absonderlichen Schrullen und Töne in den seltsam geformten knorrigen Schädeln mit den vorstehenden Habichtsnasen und den dicken, breiten Lippen hegten und pflegten.

In diesem Sinne leitete der alte Herr auch die Erziehung seiner beiden Kinder, eines Sohnes und einer Tochter. Der alte Schloßcaplan, der des Sonntags in einer jetzt verlassenen im Palas gelegenen Capelle die Messe für die Bewohner des Schlosses celebrirte, unterrichtete dieselben im Christenthum, im Lateinischen, der Geschichte, der Geographie, während der Baron sich selber damit beschäftigte, ihnen die echte und unverfälschte Wissenschaft vom Adel beizubringen. Die Tochter hatte nun freilich nicht nöthig, sich einer besondern Gründlichkeit zu befleißigen. Auf die Ausbildung des Junkers suchte man aber mit unerbittlicher Strenge einzuwirken. Zudem wurde er in alle sogenannten nobeln Passionen eingeweiht. Waffenübungen, die aber nur im friedlichen Spiele, nicht im wilden Kriege angewandt werden sollten, wechselten mit einem gediegenen Studium der Jagd, auf deren Kunstsprache besonders viel gegeben wurde, der Fischerei und des Schachspiels. Außerdem hielt man auf Musik und ließ den jungen Herrn sich auf dem Waldhorn vervollkommnen, welche Kunst ihm ein berühmter Trompeter aus dem Gebirge beibringen mußte. Am Lesen guter Bücher, die

in alten kühnen Rittergeschichten und frommen Legenden bestanden, fehlte es gleichfalls an den langen Winterabenden nicht. Kurz man fand hier ausschließliches Leben des Adels, an dem auch die hin- und herziehenden Einquartierungen, die das Schloß berührten, wie an einem unschuldigen Vergnügen Theil nahmen, das wohl im Stande war, ihnen auf der kurzen Rast einige Veränderungen zu bereiten. An den Ernst der Zeiten wurde so gut wie gar nicht gedacht. Selbst als der wüsten Epoche der Revolution und der Napoleonischen Eroberungsfahrten die große gewaltige Erhebung des deutschen Volkes folgte, deren Ziel und Zweck die Abschüttelung des Joches der Fremdherrschaft war, sprach man im Schlosse Bullenheim nicht von der Vaterlandsliebe, die überall mit Gut und Blut eintrat. Man träumte höchstens dabei von der endlichen Wiederherstellung des Adels und ging dem altgewohnten Tagewerk der Väter nach.

Aber ein Ereigniß hatte während jener wirren Zeit doch eine mächtige Erschütterung im Schlosse hevorgebracht, und dies Ereigniß bestand in einer Thatsache, die man als eine Schmach und Schande der Familie brandmarkte, wie sie seit ihrem nunmehr tausendjährigen Bestehen nicht vorgekommen war. Die Tochter Adelheid nämlich, welche vielleicht fünf Jahre älter als der Sohn sein mochte, näherte sich bereits dem zweifelhaften Alter, wo die Mädchen zur alten Jungfer werden, ohne daß ein Mitglied der Ritterschaft sich um ihre Hand beworben hätte. Gewiß war sie ein treffliches, braves, gediegenes Geschöpf, und dabei von einer zweifellosen gesunden Schönheit. Aber welcher Graf und Freiherr dachte an eine Partie in dieser Familie, die, so viel man ermessen konnte, den Krebsgang in ihren Vermögensverhältnissen eingeschlagen hatte? So ging sie denn schon in ihr sechsundzwanzigstes Jahr, als ein Officier bürgerlichen Standes und von deutscher Herkunft mit einem Schuß im Arme in das Schloß kam, und wegen seiner Wunde länger liegen blieb, als sonst nöthig gewesen wäre. Der gutherzige, brave Krieger lernte die Vorzüge des adligen Fräuleins schätzen, so wie sie die trefflichen Eigenschaften des Geistes und des Gemüthes an dem Pflegling bald herauszufinden wußte. Es entstand eine Neigung, die keineswegs eine leicht vorübergehende Jugendtändelei blieb, sondern in eine auf gegenseitiges Erkennen begründete Leidenschaft überging. Sie erklärten den Eltern, daß sie ein Bündniß für das Leben gegründet hatten. Aber mit welchem Grimm und Hohn wurde ihr Verlöbniß aufgenommen! Es folgten schreckliche Scenen. Dem Krieger wurde die Thür gewiesen. Adelheid weinte Tag und Nacht. Dann trat allmälig Ruhe ein, aber mitten in dieser Ruhe war die junge Baronesse eines schönen Morgens verschwunden. Man suchte sie überall, man sandte Boten nach allen Gegenden aus, um sie zu erkunden. Alle Forschungen blieben vergebens. Dem alten Baron aber nagte der Gram über den verletzten Adel in einer Weise an der Seele, daß er krank wurde. Man fand ihn eines Morgens todt im Bette. Der Nervenschlag hatte ihn gerührt.

Nachdem man das Begräbniß in hergebrachter Weise gefeiert hatte, lebte der junge Baron mit seiner Mutter in der Weise des Alten auf dem Schlosse. Die Zeit heilt alle Wunden und sie heilte auch die über den höchst unstandesmäßigen Schritt der Tochter, von welcher man durch Briefe erfuhr, daß sie mit dem Officiere verheirathet sei, daß dieser den Kriegsdienst wegen seines lahmen Armes verlassen mußte, daß er aber mit Armeelieferungen betraut worden war und sich sehr glücklicher Verhältnisse erfreue. So liebevoll und freundlich auch Adelheid um Versöhnung und Vergessen ihrer gezwungenen Handlungsweise bat und flehte, die Mutter hatte für sie kein Wort des Entgegenkommens. Alle Briefe blieben unbeantwortet. Man sprach nicht mehr von der unwürdigen Tochter des würdigen Geschlechts. So starb auch gegen Ende der Napoleonischen Kriege die Mutter, ohne sich mit dem entführten Kinde versöhnt zu haben. Jetzt aber erschien der bürgerliche Schwager des Barons, um das Erbe zu theilen, wozu er durch die veränderten Gesetze berechtigt und durch die herbe Unversöhnlichkeit des Bruders seiner Frau gestachelt war. Es gab neue Scenen. Streit und Haber erneuten sich. Aber die Gerichte sprachen ihren Spruch. Der Baron verlor den Proceß und lud allen Haß, dessen er fähig war, auf den nach seiner Meinung und nach dem alten Standesherkommen höchst unbefugten Prätendenten.

Die Vermögensverhältnisse des Hauses erlitten dadurch einen neuen Stoß und der Baron that Nichts, um sie zu heben. Er lebte sich weiter in seine Illusionen hinein daß sein Adel dennoch glorreich auferstehen

werde. Ueberdies beschäftigte ihn in seiner Einsamkeit sehr lebhaft der Gedanke, daß er als das letzte Glied des Hauses den Namen seiner Familie nicht aussterben lassen dürfe. Diese Idee, so wie den Gegenstand seiner Wahl durchdachte er auf's Neue mehrere Jahre sehr gründlich, und als er schon an das vierzigste Jahr ging und auf eine reiche und junge ritterbürtige Braut verzichten mußte, entschloß er sich, ein braves, wenn auch nicht mehr junges Fräulein der Nachbarschaft heimzuführen. Hätten in jener Zeit die Klöster noch bestanden, so würde dieselbe sich vielleicht schon längst entschlossen haben, den Schleier zu nehmen, um unter dem dunkeln Nonnenkleide ein sicheres Unterkommen zu finden. So aber blieb das Fräulein Sabine von Pfaffenhausen zu ihrem Glücke ledig und wurde Baronesse von Bullenheim zu Bullenau. Sie war eine brave und wackere Schloßfrau und gebar ihrem Manne kurz hinter einander drei Söhne, denen die Eltern in ehelicher Uebereinstimmung die Namen der Glücklichen: Felix, Fortunat und Prosper gaben. Der Baron, der nämlich das Latein des längst im Grabe ruhenden Schloßcaplans nicht vergessen hatte, und stets die alten Römer bewunderte, daß sie drei verschiedene Namen für den Glücklichen hatten, war auf diesen ingeniösen Gedanken gekommen. Uebrigens wurden auch allen seinen Vorfahren bedeutsame lateinische Bezeichnungen beigegeben, zu denen ja auch sein eigener Name Florentinus gehörte. Felix, Fortunat und Prosper aber waren jene jungen Leute, deren Bekanntschaft wir bereits gemacht haben. In demselben Sinne war Felicitas als ein Kind der Glückseligkeit getauft worden.

Aber Glück und Glückseligkeit waren trotzdem nur dem Namen nach in das alte Schloß eingezogen. Freilich fehlte es nicht an Familienfreuden, aber Wohlstand und Fülle blieben nach wie vor aus. Trotzdem führte der Baron sein früheres Leben in der größten Sorglosigkeit fort, als wäre es eine Unmöglichkeit, daß eine Familie, die einen schier tausendjährigen Adel aufweisen könne, dem Verderben entgegengehe. Was kümmerte es ihn, daß schon zweimal die Schuldenlasten, die er jedesmal in einer Frist von je sieben Jahren auf sich geladen hatte, ihn in die Nothwendigkeit versetzten, die meisten derjenigen Grundstücke zu verkaufen, welche ihm nach dem Tode seiner Mutter und aus der Theilung mit seinem Schwager übrig geblieben waren! Er meinte allen Ernstes, daß es ungleich wichtiger sei, das Seelenheil in den Ideen des Adels und seiner Wissenschaft zu retten. Deshalb bekümmerte er sich auch niemals um das Wachsthum in Feld und Wald, es sei denn das Wachsthum der Rehe, Hasen und Rebhühner gewesen. Statt der Ackerpferde und Geräthschaften betrachtete er seine Reit- und Wagenrosse und seine Equipage, so lange er sie besaß; die Knechte und Mägde, welche für die Wirthschaft sorgten, hörten nie ein Wort von ihm. Dagegen bestrebte er sich, nach der Sitte seiner Väter jene rittermäßige Lebensordnung im Schlosse zu erhalten, von der wir schon einige Proben gesehen haben. Die herabgelassene Zugbrücke, der Hornstoß bei Ankunft von Fremden, das Geläute mit der Glocke zu jedem Imbiß, und hätte er aus trockenen Kartoffeln bestanden, so wie die höckrigen Bücklinge und gemessenen Redensarten des stotternden Christoph durften nicht fehlen, wenn nicht der Zorn des Barons in der heftigsten Weise auflodern sollte. Außerdem aber führte er seine Söhne in das echte und wahrhaftige ritterliche Leben ein, indem er ihnen die Kunden der Familie, die Kenntniß der Heraldik, die Kunst der Jagd, der Fischerei, des Büchsenschießens, des Fechtens so wie des Schachspieles beibrachte. Daß er auf die Beibehaltung der alten Schloßeinrichtung und auf eine dem Stande gemäße Kleidung bei Frau und Kind gleichfalls ein besonderes Gewicht legte, durfte unter diesen Umständen nicht Wunder nehmen.

Wir haben bereits Blicke genug in das Schloß gethan, um es begreiflich zu finden, daß der Baron trotz seines alten Adels und seines Gottvertrauens dennoch mitunter anfing, in nachdenkliche Stimmungen zu gerathen. Das Territorium zwischen den vier schwarzen Gräben mit dem immer mehr zerfallenden Schlosse war seit dem letzten Verkaufe sein einziges Besitzthum geblieben. Rings in der Gegend hatten sich im Laufe lang anhaltender Friedensjahre die adligen Besitzer mächtig von ihren Kriegsschäden erholt, ohne daß er von seinem Hause dasselbe sagen konnte. Auch jene Wunder, die er mit seinen Kindern in erbaulichen Büchern las, schienen im Leben der Gegenwart gar nicht mehr vorzukommen, trotzdem er sicherlich auf eine solche Begebenheit geharrt hatte.

Unter diesen Umständen war es ein großes Glück für die Familie, daß jeden ersten Tag des

Monats auf der Posterpedition zu Bullenau ein Geldbrief mit der Adresse des Barons ankam, welcher jahrein und jahraus fünfzig Thaler enthielt, was also im Jahre eine Summe von sechshundert Thalern ausmachte. Der Poststempel zeigte stets den Namen der Hauptstadt des Landes. Irgend ein Brief war nicht beigelegt. Als diese Sendungen zuerst erschienen, dachte der Schloßherr an einen alten unbekannten Schuldner seiner seligen Eltern, der auf diese Weise frühere Verpflichtungen lösen wolle. Indeß die Sache dauerte dafür zu lange, weshalb der Gedanke in ihm auftauchte, daß ihm diese Summe von der Regierung als irgend eine Entschädigung zukomme. Jedenfalls war ihm das Geld stets höchst erwünscht, denn wenn der große Garten auch allenfalls Gemüse und Heu für Menschen und Vieh aufbrachte, so hätte man doch ohne dasselbe die andern Bedürfnisse der Küche und des Kellers und der Kleidung, so wie den Lohn der Diener nicht herbeizuschaffen gewußt. Im Uebrigen dachte er später gar nicht mehr daran, wo eigentlich die Quelle dieser Zuschüsse zu suchen sei. Es war genug, daß das Brünnlein floß. Er brauchte nur am bestimmten Tage auf die Post zu schicken, wo dann der Brief für ihn bereit lag.

Nun war aber das letzte Mal dieser Brief ausgeblieben, was keine kleine Verlegenheit im Schlosse bereitete. Besonders die Frau Baronin hatte darüber eine mächtige Aufregung verspürt und auch nicht ermangelt, dem gnädigen Herrn Gemahl, dessen Ansichten von ihrem hohen Stande sie sonst höchst sympathisch theilte, ihre eindringlichen Bedenken zur gehörigen Erwägung mitzutheilen. Der guten Hausfrau wurde es ohnehin mächtig schwer, mit den geringen Mitteln das Hauswesen zu erhalten. Wie sollte es ergehen, wenn es diesen Briefen einmal einfiel, überhaupt ganz und gar auszubleiben! Welche Sorgen konnten in Bullenheim erwachsen! Der Schloßherr wußte seiner Schloßfrau nun freilich keinen besonders klaren Bescheid zu ertheilen. Der allbekannte köstliche Spruch: „Gott verläßt die Seinen nicht“ mußte in gewohnter Art herhalten. Im Grunde der Seele empfand der Baron aber doch eine peinliche Unruhe und quälende Aengstlichkeit, bis Felicitas denn heute richtig, aber acht Tage später, die erwünschte Rettung aus der Noth brachte. Das Wunder war wieder geschehen. Was brauchte es da noch des besondern Nachforschens? Man pflegte auf Bullenheim Gott einen guten Mann sein zu lassen.

Dennoch lag der Baron mit einem, allem Anschein nach höchst bedeutsamen, Nachdenken in seinem Lehnstuhle und blies unaufhörlich blaue Rauchwolken in die Luft. Schier eine Stunde lang mochte er eine Pfeife nach der andern stopfend und anbrennend verharrt haben, indem er mitunter murmelte: „Die Herzogstochter von Lützelburg!“ als er plötzlich aufstand und in seinen Papieren suchte. Ein Schubfach seines Tisches nach dem andern durchblätternd, hob er dann plötzlich ein gelbes Papier in die Höhe und las: „Hochwohlgeborener Herr Baron von Bullenheim zu Bullenau! Nehmen Sie sich dieses Kindes an, wie es Menschen- und Christenpflicht heischt. Die Eltern können es ohne Gefahr für sein junges Leben nicht aufziehen. Das Mädchen ist noch ungetauft. Hoffentlich schenkt Gott den Seinigen die Gnade, daß sie es zurückholen, wenn die Zeit kommt. Der Himmel segne Ihr frommes Werk!“

„Die Herzogstochter von Lützelburg“ murmelte der Baron auf's Neue. Dann suchte er das Blatt auf und ab, hielt es gegen das Licht, um ein Zeichen oder Wappen zu entdecken, und wischte dabei hin und wieder, ohne jedoch irgend eine neue Spur auffinden zu können!

Er war noch lebhaft mit seinen Forschungen beschäftigt, als sich draußen Christoph's Hornstoß vernehmen ließ. Die Störung war ihm unwillkommen. Er trat an das Fenster, um zu sehen, wer angemeldet wurde. Die Brücke aber knarrte bereits nieder und der Pastor von Bullenau trat auf das Gebiet der Burg. Wie gern hätte er ihn abgewiesen! Aber der würdige Geistliche war ihm nicht allein in allen Lagen des Lebens behilflich gewesen, er verdankte demselben auch einen guten Theil der Erziehung seiner Kinder. Es wäre das erste Mal gewesen, daß er ihn nicht vorgelassen hätte. Ueberdies besaß der Pfarrer das ganz besondere Recht, unangemeldet einzutreten, von dem er auch in diesem Augenblicke Gebrauch machte. Der Baron hörte bald Schritte in der Imbißkammer, dann klopfte es an die Thür und der Geistliche trat in das Thurmzimmer.

Als die beiden Männer sich begrüßt hatten, fragte der Baron, ob der Gast sich vielleicht zu einer Partie Schach einfinde.

„Für diesmal muß ich danken!“ erwiederte der Pastor mit tiefer klangvoller Stimme, und

dann fuhr er fort mit einem bedeutsamen, fast strengen Blick aus seinen wohlwollenden Augen: „Ich komme in einer ernsten Angelegenheit. Es gilt Frieden zu stiften zwischen Ihnen und einem Manne, auf den Sie einen ungerechten Haß geworfen haben. Herr Reimbold will seines hohen Alters wegen sein Geschäft in andere Hände legen, die Gegend wenigstens für den Winter verlassen und in die Stadt ziehen, aber er mag nicht scheiden, ohne mit Ihnen Erklärungen gewechselt zu haben. Diese Angelegenheit ist ihm eine Gewissenssache. Ich hoffe, Sie werden dieselbe in gleicher Weise auffassen und sich nicht weigern, auf seine Wünsche einzugehen.

Der Baron verzog sein Gesicht, als hätte er Gift getrunken. „Ich kann, mag und will ihn nicht sehen!“ klang die scharfe Antwort.

„Bedenken Sie, was Sie sagen, Herr Baron,“ mahnte ernst und mild der Geistliche. „Herr Reimbold ist ein Ehrenmann, den die ganze Gegend liebt und achtet, weil sie voll ist von seinen Wohlthaten. Was er gegen Sie gesündigt hat, ist längst gesühnt. Stehen Sie ihm an Ehrenhaftigkeit nicht nach. Liebet Euch unter einander! Ihnen galt meine heutige Predigt. Leider waren Sie nicht in der Kirche.“

„Sie werden doch keinem Edelmanne Lehren geben wollen!“ rief der alte Herr eifrig.

„Vermöge meines Amtes muß ich jeden Christen in meiner Gemeinde auf den rechten Weg führen,“ versetzte der Pfarrer ernst.

Der Baron ging mit sich im Kampfe auf und ab. Dann rief er: „Ich will mich bedenken!“

„Es ist keine Bedenkzeit zu geben,“ sprach der Pastor. „Herr Reimbold ist auf dem Wege hierher.“

Da tönte ein neuer Hornstoß. Der Baron sprang an's Fenster und sah einen eleganten Wagen an der Brücke, in dem Herr Reimbold mit jenem jungen Manne saß, den wir bereits als seinen Neffen kennen gelernt haben. Er wollte das Fenster aufreißen und hinunterrufen: „Christoph, ich bin nicht zu Hause!“ aber der Pfarrer wehrte ihm.

„Wenn Sie sich nicht versöhnen,“ rief er mit lauter Stimme, „so hört meine Seelsorge auf. Vor Gott gelten nicht Worte, sondern Werke. Der Menschen Feind ist nicht Gottes Freund. Wer die gebotene Hand zurückstößt, der stößt die Barmherzigkeit und die Verzeihung des Himmels von sich.“

Diese ernste Sprache des greisen Mannes verfehlte ihre Wirkung nicht. Der Baron war religiös und fürchtete Nichts mehr, wie den Bann der Kirche, dem er nach jenen Aeußerungen entgegen zu gehen fürchtete. Als Christoph in seiner stammelnden Art die Gäste anmeldete, bedeutete er ihn, sie in den Rittersaal zu führen und Frau und Kinder gleichfalls zu rufen. Als die Familienglieder, die sich rasch wieder in die Sonntagskleider geworfen hatten, im Thurmzimmer versammelt waren, traten sie Alle mit dem Pastor in den Saal, wo die beiden Fremden bereits warteten.

Der Empfang von Seiten des Barons war äußerst kalt und gemessen. Die Baronin aber zeigte sich wohlwollend wie immer. Wahrhaft freudig aber strahlten die Augen der Söhne, daß sie den Mann, dem sie so herzlich ergeben waren, endlich einmal im Hause ihres Vaters begrüßen durften. Und wie strahlte erst das frische Wesen der blonden Felicitas! Sie sprang dem alten Herrn an den Hals und gab ihm einen herzlichen Kuß, was ihr der Vater in diesem Augenblicke nicht einmal verwies.

Herr Reimbold hatte das Haus seines Todfeindes allerdings mit einer gewissen Beklemmung betreten. Nach diesem freudigen Empfange aber löste sich ihm das Herz auf der Stelle. Er wiederholte, was wir bereits aus dem Munde des Pastors erfahren haben, daß er sich von den Geschäften zurückziehen und in die Stadt gehen wolle, und stellte nunmehr seinen Begleiter und Neffen Ernst Bracht als seinen Nachfolger vor, indem er zugleich die Hoffnung aussprach, daß die Bewohner des Schlosses Bullenheim gute Nachbarschaft mit ihm halten würden. Nachdem aber diese einleitenden Worte vorüber und die Burgbesitzer sich verneigt hatten, sprach er: „Sie, Herr Baron von Bullenheim, bitte ich nun um eine Unterredung unter vier Augen!“

Der Baron warf einen fragenden Blick auf den Geistlichen, den derselbe ernst und fest erwiederte. Dann machte er eine Verbeugung gegen Herrn Reimbold, mit der Bedeutung, ihm zu folgen, und Beide verschwanden in der kleinen Thür der Thurmstube.

(Fortsetzung folgt.)

Breisach.

Von J. M. Söltl.

Inmitten des alten Gaues der Allemannen, zwischen dem Schwarzwald und den Vogesen, auf der Hälfte Weges zwischen Basel und Straßburg, ruht Breisach auf einsamen Felsen am rechten Ufer des Rheins, der die gartenähnliche Landschaft durchströmt. Das alte Breisach, blühend und herrlich unter den deutschen Städten, wurde genannt der Schlüssel von Deutschland, das Kopfkissen des heiligen deutschen Reiches und dessen kostbarstes Kleinod. Aber jetzt ist der Ring, in dem es einst wie ein Edelstein glänzte, zerbrochen, denn Elsaß, das liebliche Elsaß ist von Deutschland gerissen, und wie eine trauernde Schwester schaut die Stadt mit ihren zertrümmerten und verwitterten Gebäuden, aus denen das herrliche Münster wie ein Granitfelsen emporragt, hinüber auf das linke Rheinufer bis an die Vogesen nach den Schwesterstädten Mühlhausen, Colmar, Schlettstadt, Basel und Straßburg, und im Murmeln des Rheins, der sich am Felsenufer bricht, erklingt die Klage: Seid ihr denn auf immer von Deutschland gerissen? Wird der Ring nie mehr zusammengefügt, in dessen Mitte ich mich wieder mit neuem Glanze erheben könnte?

Breisachs älteste Geschichte.

Der mons Brisiacus — Breisach — wird schon bei den Römern genannt, als sie ihre Herrschaft von Gallien her am Rheine gründeten, und sie benutzten den Berg wegen seiner Lage zu einer festen Ansiedlung, einem Standlager. Der einzeln stehende Felsen mit seinem kleinern Bruderberge lag damals auf dem linken Ufer des Rheins, der seine Wogen näher gegen den Kaiserstuhl und Schwarzwald dahinwälzte. Jahrhunderte lang stand die Römerherrschaft fest wie der Felsen, auf dem Breisach thront, denn die deutschen Völkerschaften waren bezwungen oder in die Gebirge zurückgedrängt; allein allmälig sammelten sie sich in großen Schaaren und Bündnissen und stürzten wie die vielen vom Gebirge im Frühlinge niederrauschenden Waldbäche in ungeheurer Völkerfluth dem Rheine zu; Schwaben und Allemannen brachen da draußen die Herrschaft der Römer und nahmen das schöne, sonnige, fruchtbare Land mit seinen Rebengeländen in Besitz.

Breisach, die alte Römerburg, wurde während des lange andauernden Kampfes wiederholt genommen und verloren, zerstört und wieder erbaut, denn jedes Volk suchte sich im Besitz derselben zugleich im Besitz der Umgegend zu behaupten. Endlich blieb Breisach, an dem die Völkerwanderung nordwärts schonend vorübergezogen war, und das Land umher in der Gewalt der Allemannen, bis diese in der Schlacht bei Zülpich 496 von dem Frankenkönige Klodwig besiegt wurden. Darauf wurde Allemannien mit dem Frankenreiche zu einem Ganzen — dem fränkischen Reiche verschmolzen.

Breisach, die einzige Stadt im Sund(Süden)gau war der Sitz der Grafen und blieb von den Greueln, mit welchen Klodwig's Nachfolger sich einander verfolgten, unberührt. Aber die Sage erkor sich die schöne Gegend zu ihrem Reiche, und Jahrhunderte gingen die hohen ritterlichen Tugenden und Thaten des fränkischen Geschlechts der Harlungen von Mund zu Mund, bis sie von den Minnesängern als Heldenlieder neuen Glanz und neues Leben erhielten. In Breisachs unmittelbarer Nähe, auf einem kleinern einzeln stehenden Bruderberge, hauste der treue Eckart (daher noch jetzt der Eckartsberg genannt), dessen felsenfeste Treue weder Haß, noch Undank und Mißgeschick beugen konnte, und dessen Name im Munde des Volks auch noch in unsern Tagen fortlebt.

Während der Herrschaft der Karlinger wird Breisach nur selten genannt. Als denkwürdig aus jener Zeit wird berichtet, daß im Jahre 850 eine gräßliche Hungersnoth herrschte, daß Mütter, während sie ihre Säuglinge stillten, todt hinsanken, daß dann ein großes Sterben unter den Menschen war und vom Schwarzwalde und den Vogesen her ganze Schaaren hungriger Wölfe herabstürzten, welche Menschen und Thiere anfielen.

Und im Jahre 872 ward Alles erschreckt durch Erdbeben, Nordlichter und feurige Kugeln, Mißwachs, Hungersnoth und Krankheiten. Dazu kamen unglaublich große Schwärme von Heuschrecken, von der Länge und Dicke eines Mannsdaumens. Sie hatten vier Flügel, sechs Füße und so starke Zähne, daß sie die härtesten Baumrinden zermalmten. Wenn sie sich in Schwärmen erhoben, glichen sie Wolken, verfinsterte sich das Land unter ihnen, und wo sie sich niederließen, bedeckten sie eine große Strecke Landes und alles Grüne wurde abgefressen, daß es war, als wäre ein Brand

über das Land gegangen, und keine Menschenmacht vermochte Etwas gegen sie, bis ein Sturmwind sie den Rhein hinab in das Meer trieb.

Als die Kaiser aus dem sächsischen Geschlechte über Deutschland walteten, tritt Breisach mehrmals bei wichtigen Begebenheiten in den Vordergrund. Der Herzog Eberhard von Franken erhob sich mit seinen Anhängern gegen Otto I. und suchte ihn zu stürzen. Breisach wurde von ihm befestigt und stark besetzt und bildete den Mittelpunkt der Herrschaft des Empörers. Dahin zog denn Kaiser Otto im Jahre 942. Es lag aber die Felsenstadt damals auf einer Insel, denn rechts und links wogte der Rhein an ihr vorüber, und die Gegend umher mag schon damals oder etwas später von der Stadt den Namen Breisachgau — Breisgau erhalten haben, wie noch heut zu Tage die schöne Landschaft genannt wird.

Damals wurde lange um die wichtige Stadt gekämpft, Otto war oft in großer Gefahr, denn Eberhard hatte an dem Herzoge Giselbert von Lothringen einen eben so treuen als tapfern Bundesgenossen, bis Beide endlich auf einem ihrer Raubzüge überfallen und getödtet wurden, worauf die Besatzung Breisachs dem Kaiser die Thore öffnete und ihm huldigte.

Während der unheilvollen Zerrissenheit des deutschen Reichs unter Heinrich IV., da viele fromme Männer ihre Blicke von den Wirrnissen der Welt dem Himmlischen zuwendeten, erhoben sich mehrere Klöster im Breisgau durch reiche Geschenke, und Breisach, mit seinem Münster und seiner Tochterkirche zu Hochstetten, wurde dem Baseler Bisthume zugetheilt. Am Fuße des Eckartsberges erhob sich das Frauenkloster Marienau, wahrscheinlich gegründet von Berthold IV. von Zähringen, welches edle Geschlecht am Rhein und bis tief in der Schweiz große Güter und Macht besaß. Berthold waltete als Landgraf über das Breisgau in Breisach, das die wichtigste Stadt weit umher war und den Zähringern manche Wohlthat verdankte. 1155 wurde die Stadt vom Kaiser Friedrich I., dem Hohenstaufer, dem Bisthume Constanz zugetheilt, denn der Rhein hatte damals seinen Lauf mehr und mehr gegen Westen genommen, so daß die Stadt ganz auf dem rechten Ufer lag.

Das Jahr 1162 ist für Breisach besonders denkwürdig. Es kam der Erzbischof Rainald von Cöln auf seiner Rückkehr aus Italien mit dem Kaiser Friedrich nach Breisach und wollte die kostbaren Reliquien, die Leichname der heiligen drei Könige und die Gebeine der heiligen Brüder Gervasius und Protasius, nach seinem Bischofsitze den Rhein hinabbringen. Er wurde von den Bürgern der Stadt mit großen Ehren eingeholt, den Berg hinauf in's Münster geleitet und dann zum Mahle. Als er darauf seine Reise fortsetzen wollte, baten ihn die Abgeordneten der Stadt, er möge doch die Ueberbleibsel des einen der heiligen Brüder in ihrer Stadt zurücklassen, „um ihr schön, beinahe ganz aus Quadersteinen erbautes und mit einem hohen, künstlichen Thurme versehenes Münster St. Stephan damit zu heiligen.“ Der Erzbischof willfahrte ihrer Bitte; als aber das Schiff nicht vom Ufer fortzubringen war und die umherstehende Menge bittend zu demselben rief: „Herr, die heiligen Brüder, die im Leben so treu mit einander den Kampf für die christliche Lehre kämpften, wollen im Tode nicht getrennt sein. Schenke uns auch die Reliquien des andern Bruders,“ — da that er nach ihrem Verlangen und stieß dann vom Ufer ab. Das kostbare Geschenk aber wurde im feierlichen Zuge in das Münster hinaufgetragen und in der Folge 1498 in einem künstlich und kostbar gearbeiteten silbernen Schrein verwahrt.

Durch Heinrich VI., den Sohn Friedrich's I., wurde Breisach erweitert, neu befestigt und mit einem Schlosse geschmückt, in welchem fahrende Ritter, Kaufleute, Pilgrime und Verfolgte königlichen Schutz vor Gewaltthätigkeiten und gastliche Aufnahme finden sollten. Wie die deutschen Städte überhaupt während der Herrschaft der Hohenstaufer aufblühten, so auch Breisach, welches deshalb auch treu zu dem kaiserlichen Geschlechte hielt. Seit dem Tode Heinrich's VI. wurde sie als freie Reichsstadt betrachtet und als Otto IV. im Jahre 1212 sich in der Burg gegen den heranziehenden Kaiserjüngling Friedrich II. behaupten wollte, vertrieben ihn die Bürger und öffneten huldigend ihre Thore dem Hohenstaufer, der hier mehrere Monate weilte und nach dem Aussterben der Zähringer 1218 die Landgrafschaft über Breisgau dem Markgrafen Hermann von Baden verlieh.

Breisach hatte indessen zugenommen an Umfang und Festigkeit, Bevölkerung, bürgerlicher Freiheit, Gewerbsthätigkeit, Wohlstand und Geistesbildung. Die in der Stadt bestehende Münzstätte begünstigte den Verkehr,

der Handel wuchs von Jahr zu Jahr und Heinrich VI. hatte deshalb verordnet, daß auf dem Berge zu Breisach nur Kaufleute Herberge und Baustätten finden sollten. Aber am nördlichen Abhange erhob sich schon früh eine bedeutende Niederlassung der Juden, welche sich in Geld-, Wechsel- und Leihgeschäften thätig zeigten.

Breisach trat mit den oberrheinischen Städten in ein Bündniß, zuerst um die Rechte der Hohenstaufer zu wahren, dann zum Frommen des heiligen Friedens, um nach dem Untergange jenes edeln Geschlechts vorzüglich die Sicherheit der Straßen zu handhaben. Doch konnte sie nicht hindern, daß der Bischof von Basel sich das Münzrecht und die Zinspfennige von allen Häusern und Hofstätten in Breisach aneignete, und die Bürger gelobten ihm Gehorsam unter Vorbehalt ihrer Freiheiten.

Breisach und Breisgau unter Oesterreich.

Rudolf von Habsburg, in der Nähe von Breisach auf dem Schlosse Limburg geboren, hatte mit Hilfe der Breisacher den fehdelustigen Bischof Heinrich von Basel zum Frieden gezwungen und zeigte sich dafür der Stadt, als er in der Folge zum deutschen Könige gewählt wurde, dankbar. Er hob die ungesetzlichen Zölle auf und versprach, die Stadt bei ihren erworbenen Rechten und Freiheiten zu schützen; der neue Bischof von Basel trat alle bischöflichen Rechte auf Breisach an das deutsche Reich ab und die Stadt wurde eine freie Reichsstadt. Der König Rudolf vorbehielt sich nur die Burg und die Schultheißei; er gab 1275 der Stadt eine eigene bürgerliche Verfassung und weilte öfter in Breisach, in dessen Nähe er seine Jugendtage verlebt und seine ersten ritterlichen Thaten vollbracht hatte. Aber hier verlor er auch seinen jüngsten und geliebtesten Sohn Hartmann. Dieser kehrte siegreich aus dem Kriege gegen den Grafen Philipp von Savoyen zurück und wollte dem Vater die frohe Friedensbotschaft nach Breisach bringen. Als er ihn hier nicht mehr traf, fuhr er mit seinen Begleitern den Rhein hinab; der Kahn stieß an einer Stelle, wo der Strom mehrere Inseln bildete, an einen überhängenden Baum und schlug um. Hartmann hatte sich bereits gerettet, wollte aber auch noch einen seiner Begleiter retten, der mit den Wogen kämpfte, sprang hinein und sank zugleich mit dem Freunde für immer.

War Breisach mit der Umgegend bisher schon innig mit dem Hause Habsburg befreundet und verbündet, da dieses große Stammgüter am Rheine hatte, so geschah es bald in einem noch höheren Grade, als Ludwig der Baier, um sich seinem Gegner Friedrich dem Schönen und dessen Söhnen geneigt zu zeigen, Breisach und Neuenburg am Rhein dem habsburgisch-österreichischen Hause verpfändete. So blieb Breisach zwar eine freie Stadt, und ihre alten Vorrechte und Freiheiten, so wie die Befugniß, mit andern Städten Bündnisse zu schließen, wurden vom Herzoge Leopold durch eine eigene Urkunde anerkannt; aber sie hörte auf, Reichsstadt zu sein.

Von jener Zeit ist das Geschick jener Gegend innig mit dem des mächtigen Hauses verflochten, als Vorland aber, vom Stammlande weit entfernt, am meisten den Anfällen der Feinde im Westen, insbesondere Frankreichs, und allen Kriegsgreueln ausgesetzt durch welche die Stadt endlich dem Verderben anheimfiel.

Nur einmal wollte sich Breisach dem Unterthanenverbande mit Oesterreich entziehen. Als nämlich der Herzog Friedrich vom Kaiser Sigismund geächtet wurde, weil er dem Papste Johann XXIII., während die Kirchenversammlung in Constanz die Verbesserung der Kirche berieth, zur Flucht verhalf, benutzten die Schweizer schnell die gute Gelegenheit und machten sich von Oesterreich frei und rissen den größten Theil der Besitzungen an sich. Damals wollte auch Breisach wieder eine Reichsstadt werden, verfolgte aber seinen Plan nicht mit Nachdruck, und als sich der Kaiser mit Friedrich versöhnte, ergab sich Breisach wieder dem Hause Habsburg und erneuerte dem Herzoge Friedrich die Huldigung.

Karl's des Kühnen kurze Herrschaft über Breisgau.

Friedrich's Sohn und Nachfolger, der Herzog Sigismund von Tirol, ließ sich von dem österreichischen Adel bereden, den Krieg gegen die Schweiz wieder aufzunehmen und seines Hauses Güter und Gerechtsame zu erobern. Da es ihm aber hierzu an Geld fehlte, so wendete er sich an den Herzog Karl den Kühnen von Burgund, dem er für eine Summe Geldes die Vorlande verpfänden wollte. Dieser, damals bei Weitem der reichste Fürst, nahm den Antrag mit Freuden an, da er schon lange begierig war, seine Herrschaft den Rhein herauf bis in die Schweiz auszubreiten. Und die Breisacher mußten im Jahre

1469 ihrem neuen Herrn Karl dem Kühnen den Eid der Treue leisten, der dazu seinen Marschall, den Markgrafen von Hochberg-Röteln geschickt hatte und durch diesen versprechen ließ, den Adel, die Städte und jeden Einzelnen bei ihren bisherigen Gnaden, Freiheiten, Satzungen, Pfandschaften, guten Gewohnheiten, alten Herkommen und Rechten unverändert zu belassen. Nach wenigen Monaten kam Peter von Hagenbach als Statthalter der verpfändeten Lande und schlug seinen Sitz in Breisach auf.

Mit ihm kam Jammer und Elend, denn was nur ein Tyrann im Alterthum je geübt hat, das übte dieser Mann, der weder Heiliges noch Menschliches scheute und den gräßlichsten Muthwillen in der Kirche selbst während des Gottesdienstes trieb. Vergebens waren alle Klagen der Städte über das Walten des Günstlings bei Karl dem Kühnen. Da wendeten sich die hart Bedrängten an ihren alten Herrn Sigismund und baten, er möge die Pfandländer lösen und sie von den Greueln der Hagenbach'schen Willkür befreien. Weil sie wußten, daß ihm das nöthige Geld fehle, versprachen sie, es ihm vorzuschießen. Basel, Schlettstadt und andere gaben große Summen, am meisten Straßburg. So wurde durch die treuen Städte Alles im Stillen bereitet, die verpfändeten Länder zu lösen.

Karl der Kühne aber hegte indessen ganz andere Pläne. Er wollte vom Kaiser Friedrich III. den Königstitel erhalten und seine Länder zu einem Königreich vereinigen. Schon war Alles abgeredet, beschlossen, der Krönungsschmuck gefertigt und Maximilian, der Sohn des Kaisers, wurde mit der einzigen Tochter und künftigen Erbin Burgunds verlobt. Schon war der Kaiser selbst in Trier angekommen, wo die Feierlichkeit am 29. September 1473 stattfinden sollte, und der künftige König seinen ganzen Reichthum in stolzer Pracht zur Schau stellte, als durch die List und Warnungen des Königs Ludwig XI. von Frankreich die ganze Angelegenheit ein unerwartetes Ende fand. Denn dieser, eifersüchtig auf die wachsende Macht Habsburgs, und begierig, das reiche Erbe Karl's des Kühnen mit oder ohne dessen Tochter an sein Haus zu bringen, wußte den Kaiser einzuschüchtern, als würde ihm Karl nach seiner Krönung gefährlich werden und als Gegenkaiser gegen ihn auftreten, daß Friedrich sich plötzlich von Trier entfernte und die Krönung unterblieb.

Mit tiefem Groll im Herzen wendete sich jetzt der Herzog aufwärts, um die ihm verpfändeten Länder zu besuchen. Er war zu Schutz und Trutz gerüstet und wollte zugleich durch seine Macht Ehrfurcht und Schrecken einflößen, denn er kam begleitet von 4000 Picarden und Lombarden, 250 Wagen und vielem Geschütz. Diesen voran zog Hagenbach mit 1500 Lanzknechten, die überall den frechsten Muthwillen übten, daß die Landleute in die Städte flüchteten. In den letzten Tagen des Jahres 1473 kam Karl nach Breisach, ein Theil seiner Begleitung wurde in die Stadt, der andere auf das Land umher gelegt. Dann folgten Feste auf Feste, und so lange der Herzog in der Stadt weilte, war jede Klage verstummt. Die Bürger freuten sich, als bei seinem Abzuge ihn Hagenbach begleitete. Doch bald kehrte dieser zurück und nun begann er mit entsetzlichen Freveln zu wüthen, daß keine Feder seine Schandthaten zu schildern wagt. Niemand wußte, wo Hilfe zu suchen, da der stolze Herzog einst auf solche Klagen antwortete: „Hagenbach thut den verdammten Deutschen schon recht, man muß sie in guter Meisterschaft halten.“ — Zwar wollte das freundnachbarliche Freiburg in einer Nacht, da der Tyrann eben nicht in Breisach war, die Stadt unvermuthet nehmen und die Trabanten desselben wegjagen, allein der Plan mißlang und Hagenbach wüthete um so mehr.

Endlich war das Maß seiner Schandthaten voll und die Vergeltung kam. Colmar, Schlettstadt, Straßburg und Basel hatten Mitleid mit den gedrückten Schwesterstädten und zahlten die Pfandsumme von 80,000 Gulden für den Erzherzog Sigismund, worauf alles Land unter dessen Herrschaft zurückkehren sollte. Allein der stolze Karl wollte dasselbe nicht mehr herausgeben, drohte mit furchtbarer Rache und suchte die Eidgenossen zu gewinnen; Hagenbach aber glaubte durch noch größere Strenge das Pfandland in Unterwürfigkeit erhalten zu können. Doch sein Ziel war bereits gesetzt. Die Bürger von Breisach ermuthigten sich, überfielen den Zwingherrn, der alsobald von seinen Söldlingen feige verlassen wurde, und im offenen Gericht, aller seiner Schandthaten überführt und geständig, ward er enthauptet im Mai 1474.

Um gegen den Zorn Karl's des Kühnen gerüstet zu sein, der die Hinrichtung seines Lieblings blutig zu rächen drohte und sich der österreichischen Besatzung Breisgaus mit Gewalt widersetzen wollte, erneuerten die vier

zunächst gefährdeten Städte Breisach, Freiburg, Endingen und Neuenburg ihr früher geschlossenes Bündniß und schlossen sich an die rheinabwärts gelegenen Städte an; zugleich rüsteten sich der Herzog Renatus von Lothringen und die Schweizer, auch Frankreich und Oesterreich. Aber diese beiden unterhandelten wegen der Vermählung mit Karl's Tochter und schlossen Frieden, und so blieben Lothringen, die schweizerische Eidgenossenschaft und der Bund der Städte der Rache Karl's preisgegeben. Der Krieg begann, Karl zog wie zum Siege mit großem Pomp heran; allein Bürgertreue und Tapferkeit der Schweizer errangen jene denkwürdigen Siege bei Granson am 2. März 1476, bei Murten am 22. Juni desselben Jahres und bei Nancy am 5. Januar 1477; in der ersten Schlacht verlor der stolze Karl sein reiches Lager mit den köstlichen Schätzen, die er prunkend mit sich geführt; in der zweiten sein ungeheures Heer und in der dritten mit dem Siege auch das Leben. Seine schöne Tochter Maria ward mit dem Sohne des Kaisers Friedrich, mit Maximilian, vermählt, von ihrem Erbe riß Frankreichs König einen großen Theil an sich. Breisach aber blieb nun unbeirrt bei Oesterreich und sah mit Freuden den Erzherzog und nachmaligen Kaiser Maximilian innerhalb seiner Mauern.

Breisachs Aufblühen.

Die harten Erfahrungen, welche die Stadt unter fremder Herrschaft gemacht hatte und der allmälig wieder aufblühende Wohlstand befestigten die Bürger in ihrer Treue gegen Oesterreich. In ihrer Nähe erhob sich zuerst der Bundschuh, ein Verein der Bauern, in der Absicht, alle Herrschaft bis auf die des Kaisers und des Papstes abzuthun; aber die Breisacher ließen sich nicht verlocken, eben so wenig von dem neuen Bunde der Bauern, der vom Bodensee über Franken an den Rhein hinaus sich verbreitete. Auch die Lehre Luther's fand nur wenige Anhänger, und diese mußten die Stadt alsobald verlassen. Der katholische Gottesdienst dauerte ununterbrochen fort und grade in jener bewegten Zeit, die alles Alte zu stürzen drohte, wurde das Münster im Jahre 1526 mit einem herrlichen Kunstwerk geschmückt, mit einem Hochaltar von einem Meister in der Holzschneidekunst — wahrscheinlich von Hans Liefvink oder Hans Leykmann, da außer den beiden Anfangsbuchstaben Nichts angegeben ist. — Der Künstler wählte zum Haupt- oder Mittelbild die Krönung oder Himmelfahrt Mariens und zwar in einem solchen Maßstabe, daß das Schnitzwerk die ganze Höhe und Breite des Chors einnimmt.

Die beiden Flügelkästen, durch welche das Hauptbild wie von Flügelthüren eingeschlossen werden kann, sind eben so kunstvoll gearbeitet und stellen vor: rechts der heilige Stephan mit dem heiligen Laurentius, links die beiden Stadtpatrone Gervasius und Protasius. Ueber dem Mittelbilde und den beiden Seitenbildern erheben sich Gewinde von künstlich zart gebildetem Laubwerk, und über das Ganze steigen fünf in einander verflochtene thurmartige Aufsätze, der mittlere bis zum Chorgewölbe empor und neigt sich von da in einem Bogen wieder vorwärts herab, weshalb dieses als Wahrzeichen der Stadt Breisach gilt: Ein Altar höher als die Kirche.

Im folgenden Jahre 1527 wurde ein anderes Kunstwerk von einem andern Meister N. Jäger verfertigt: eine Canzel, die in demselben schönen Stile wie der Hochaltar gearbeitet ist und an der Vorderseite das Bildniß des göttlichen Lehrers hat mit der Frieden gebietenden Umschrift: Pax vobis.

Aus früherer Zeit stammt das den Chor vom Langhaus trennende Gitter (Lettner genannt), welches mit dem Hochaltare um den Vorzug streiten kann und schön gearbeitete Heiligengestalten und zierlich durchbrochene Thürmchen und verschiedene sinnige Verzierungen zeigt. In ähnlicher Weise ist das Sacramentshäuschen — ein zierliches Thürmchen aus Stein zur Aufbewahrung des heiligen Abendmahls, des heiligen Oels gearbeitet, welches jetzt im Seitenchore links angebracht ist.

Als bedeutsame Zierden und Zeichen des Gemeinsinns der Stadt, die solche Werke durch fromme freiwillige Spenden errichten ließ, erhoben sich in der Folge der Radbrunnen, der mitten in der Oberstadt bis zur Tiefe des Rheinspiegels durch Felsen gebrochen war und die Oberstadt mittelst eines großen Rades, das getreten werden mußte, allein mit Wasser versorgte. Ueber ihm erhob sich ein schlanker Thurm mit der Stadtuhr, der Sturmglocke und dem Gefängnisse; auf seiner Spitze war eine reich vergoldete Kugel angebracht.

Während überall im deutschen Reiche große Spannung und Bewegung wegen der religiösen Meinungen herrschte, genoß Breisach einer tiefen Ruhe und Handel und Wohlstand mehrten sich zusehends. Aber die schönen

Tage endeten nur zu bald und es kamen Tage des schrecklichsten Unglücks und der tiefsten Trauer.

Breisach während des dreißigjährigen Krieges.

Vor jenem furchtbaren Kriege, der dreißig Jahre lang durch Deutschlands Gauen wüthete, blieb Breisach und das ganze Breisgau mehrere Jahre lang verschont, und als später auch Werbungen und Durchzüge und Einlagerungen stattfanden, so war doch noch kein Feind bis in jene Gegend gedrungen und der Kriegsschauplatz war vorzugsweise im mittleren und nördlichen Deutschland. Jedoch wurde Breisach, als die wichtigste Festung der österreichischen Vorlande, stark befestigt und mit Lebensmitteln und Kriegszeug, wie man glaubte, hinlänglich versehen, um jeden Angriff abzuwehren. Allein als nach dem Tode des Schwedenkönigs Gustav Adolf der katholische Hof von Frankreich sich offen mit Schweden für die Protestanten Deutschlands verband, um die Macht Oesterreichs zu brechen: da wurde Breisgau wechselweise von französischen, schwedischen und kaiserlichen Heeren furchtbar heimgesucht, und endlich schien sich der ganze Krieg auf den engen Raum um Breisach zusammenzudrängen, als hinge vom Besitze dieser Stadt und Festung der Ausgang und der vollständige Sieg der Einen und der Andern ab.

Mehrere Jahre hindurch unternahmen die Franzosen und Protestanten keinen ernstlichen Angriff auf Breisach; der Herzog Bernhard von Weimar wurde von Frankreich nur schwach unterstützt, weil man nur Oesterreich schwächen, aber nicht die Protestanten sich wollte kräftigen lassen, damit man über Beide und über ganz Deutschland um so leichter herrschen könnte. Endlich wurde der Herzog des listigen Spieles von Frankreich müde und wollte ohne dasselbe den Krieg zum Besten der Protestanten und zu seinem Besten fortsetzen und mit einem ihm treu ergebenen Heere sich am Oberrhein ein Herzogthum erobern, dessen Mittelpunkt Breisach sein sollte. Es galt also zunächst, diese wichtige Festung zu nehmen und sie zum Stützpunkte der weitern Eroberungen zu machen.

Um sich bei seinem Unternehmen den Rücken zu sichern, überfiel er mitten im Winter 1638 die auf dem Schwarzwalde und am Oberrhein in den einzelnen Städten eingelagerten Oesterreicher, besiegte und fing in der Schlacht bei Rheinfelden am 28. Januar die beiden kaiserlichen Anführer Johann von Werth und den Herzog von Savelli, brachte schnell nach einander die befestigten und besetzten Plätze, selbst Freiburg, in seine Gewalt und begann darauf seinen wohlberechneten Angriff auf Breisach.

Der Kaiser, der wohl erkannte, daß mit dieser Stadt und Festung die Macht Oesterreichs in den Vorlanden für immer verloren werde, hatte dem Befehlshaber Johann Heinrich Freiherrn von Reinach die Vertheidigung der ihm anvertrauten Festung bis auf den letzten Mann in rührenden Worten an das Herz gelegt. Zugleich rückte der Feldmarschall Götz mit dem vereinigten baierischen und österreichischen Heere an den Rhein, um im Rücken Bernhard's von Weimar zu wirken und ihn zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen. Auch der Herzog von Savelli, welcher in Priesterkleidung aus seiner Gefangenschaft entkommen war, sollte sein neugeworbenes Heer mit Götz vereinigen; zugleich sollte der Herzog Karl von Lothringen ein Heer aus Burgund nach dem Elsaß führen und den Herzog von Weimar auf dem linken Rheinufer beunruhigen, während Götz und Savelli ihn auf dem rechten Ufer bedrängten. So war hier der Krieg wie in einem Knäuel zusammengepreßt und an den Besitz Breisachs knüpfte sich der Lorbeer und die Palme.

Vor Allem galt es, die wichtige Festung von Neuem mit hinlänglichen Lebensmitteln zu versehen. Die Kaiserlichen unternahmen es zuerst, von Basel her der bedrängten Stadt auf Schiffen Getreide zuzuführen; allein der wachsame Herzog von Weimar verhinderte es, indem er bei Neuenburg eine starke Kette über den Rhein ziehen ließ, die beiden Ufer besetzte und den Kaiserlichen jede Vereinigung zwischen Breisach und Basel abschnitt. Nun versuchten es diese, stromaufwärts an die Stadt zu kommen, und wirklich gelang es dem Marschall Götz zuerst, 500 Säcke Mehl, 500 Stück Schlachtvieh und andere Lebensmittel nebst einer Verstärkung von 200 Musketieren und in der Folge wieder neue Zufuhr nach Breisach zu bringen, wodurch sie für einige Zeit vor Hungersnoth gesichert war. Das ganze Frühjahr, den ganzen Sommer über wurde gekämpft; schon hatte sich Bernhard von Weimar mehrerer Rheininseln in der Nähe Breisachs bemächtigt, daß jede Zufuhr zu Wasser unmöglich wurde; aber weder wagte er, die feste Stadt im Sturme

anzugreifen, noch konnten ihn die Kaiserlichen verdrängen. Am 8. August endlich wollte Götz unter dem Schutze seines Heeres die Stadt wieder mit Lebensmitteln versehen und lieferte zu diesem Zwecke die Schlacht bei Wittenweier, die acht Stunden währte. Allein er wurde geschlagen und zurückgetrieben, und die ganze Zufuhr war der Preis des Siegers, und nun rückte dieser mit seinen Schaaren ungehindert vor Breisach, das er mit drei Lagern einschloß; er selbst lagerte der Festung grade gegenüber in Colmar, von wo er, obgleich am Fieber krank, die weitern Unternehmungen leitete und zugleich die Stadt und die zu ihrem Entsatz heranrückenden neuen Heeresabtheilungen im Auge behielt und alle List und Pläne seiner Gegner vereitelte. Mancher harte Kampf, ja manche Schlacht wurde noch geschlagen, da der Kaiser Alles aufbieten hieß, seine Stadt zu erhalten und zu retten; die Baiern kämpften mit altgewohnter Tapferkeit an der Seite ihrer Verbündeten, aber alle Anstrengung war vergebens: Weimar blieb in seinen Verschanzungen, schlug jeden Angriff zurück, zerstreute seine Gegner und zog das verhängnißvolle Netz immer enger um die Stadt.

Hier war indessen die Noth mit jedem Tage drückender geworden und der Hunger trieb die Menschen in Ermangelung der gewöhnlichen Lebensmittel zu den ekelhaftesten Thieren und endlich zu Greuelthaten und zum Wahnsinn. Nachdem alle Pferde, Hunde, Häute und Ratten aufgezehrt waren, fielen Einige selbst über die Kinder her, tödteten und aßen sie, und aus den Gräbern wurden die Leichname gerissen und verzehrt. Täglich mehrte sich die Zahl der Sterbenden, die Ueberlebenden wankten wie Schatten einher. Der Herzog von Weimar wußte, welches Elend in der Stadt herrschte, und forderte deshalb den Befehlshaber auf, ihm unter ehrenvollen Bedingungen die Festung zu übergeben; aber Reinach wies standhaft jede Aufforderung zurück. Erst als Stadt und Burg ein einziger großer Leichenacker zu werden drohten, wich er den Mahnungen seiner Officiere und den dringenden Bitten der Bürger, und am 19. December 1638 öffnete die abgezehrte, todtenähnliche, nur noch geringe Besatzung die Thore. Als sie vor dem Herzoge von Weimar vorüberzogen, sanken Mehrere aus Schwäche zur Erde. Er pries ihre Ausdauer, ließ ihnen bei ihrer Einschiffung auf zwei Tage Lebensmittel reichen und nahm dann die unter großen Kämpfen errungene Stadt in Besitz. Im kaiserlichen Schlosse fand er an Kostbarkeiten, Gold und Silber hinlänglichen Ersatz für die bisher aufgewendeten Kriegskosten. Die Stadt huldigte dem Sieger als ihrem neuen Herrn.

Frankreich beneidete ihn um die schöne und wichtige Eroberung und trachtete, dieselbe an sich zu bringen. Man versuchte Schmeichelei, Versprechungen jeder Art, den Herzog zur Abtretung zu bewegen oder ihn doch zu vermögen, Stadt und Land unter den Schutz und die Oberherrlichkeit Frankreichs zu stellen. Aber er wußte seine Erwerbung nach ihrer ganzen Wichtigkeit zu schätzen und wies die lockendsten Anträge zurück. Doch erfreute er sich seines Ruhmes und Besitzes nicht lange; das Fieber, an dem er öfter litt, überfiel ihn in Neuenburg heftiger als je, bald erkannte er seinen nahen Tod und machte deshalb die letzten Anordnungen: seine Eroberungen sollten auf jeden Fall bei Deutschland bleiben und indessen bis zum allgemeinen Frieden von einem seiner Brüder unter schwedischem Schutze übernommen werden, seinen Generalmajor von Erlach bestimmte er zum Statthalter von Breisach und in allen von seinen Schaaren besetzten Gebieten. Darauf starb er am 8. Juli 1639. Sein Leichnam wurde im Münster zu Breisach zur Erde bestattet, in der Folge jedoch in der Stadtkirche zu Weimar beigesetzt. Sein letzter Wille wurde aber nicht vollzogen, seine Brüder erhielten nicht einmal die Kleinodien, und Erlach überließ Breisach und das Heer Bernhard's an Frankreich, welches den Krieg gegen den Kaiser, Oesterreich und Baiern mit größerem Erfolge fortsetzte.

Breisach in Frankreichs Gewalt.

Von nun an blieb die wichtige Stadt und Festung ein Jahrhundert lang für Deutschland verloren, denn Frankreich wollte sie jetzt als Vorwerk seines Reiches gegen Deutschland benutzen und drang bei den westphälischen Friedensverhandlungen darauf, daß es seine ungerechte Erwerbung behalten durfte. So ward durch die Uneinigkeit der Deutschen das österreichische Elsaß auf dem linken Rheinufer und Breisach mit der nächsten Umgegend auf dem rechten Ufer abgerissen und dem Feinde zugleich eine bequeme Brücke und Gelegenheit zu künftigen Einfällen gewährt. Breisach verödete mit jedem Tage mehr; wer konnte, wanderte nach Freiburg und gegen

den Schwarzwald hin, um der drückenden Fremdherrschaft zu entgehen. Das bürgerliche Leben ward in seiner Wurzel angegriffen; zugleich begann eine furchtbare religiöse Verfolgung, zuerst mußten die Juden aus Breisach und der Umgegend weichen, dann kam der königliche Befehl, nur Katholiken in der Stadt zu dulden. Die Festungswerke wurden erneuert und erweitert und durch den berühmten Vauban wurde das schöne Rheinthor erbaut, dessen Inschrift eine Schmach für Deutschland war, denn sie lautete: „Einst war ich Frankreichs Grenze, jetzt aber Brücke und Thür, bald wird für Frankreich nirgends Grenze mehr sein.“ — Breisach glich mehr einem Lager als einer Stadt und wurde seinem alten Vaterlande immer mehr entfrembet. Gegen Recht und Verträge zwang Ludwig XIV. die Reichsstädte und die Reichsritterschaft im Elsaß, ihm zu huldigen; Deuschland ließ es geschehen, und als der Reichstag spät erst sich doch gegen solchen Hohn und solche Willkür zu ermannen schien, war es zu spät: Frankreich behielt die neue Beute zur alten, Frankreichs Macht wuchs, die Macht und das Ansehen Deutschlands sanken. Zwar im Frieden zu Ryswick 1697 wurde der Rhein zur Grenze bestimmt, aber Breisach wurde nicht eher an Oesterreich abgetreten, als bis der Stadt gegenüber auf dem linken Rheinufer eine neue Stadt und Festung — Neubreisach — durch Vauban vollendet war, 1700. Altbreisach sank dadurch in seiner bisherigen Wichtigkeit und war zunächst jedem Anfalle preisgegeben. Oesterreich konnte jetzt ohnehin weniger Werth auf jene Besitzungen am Rheine legen, seitdem ihm Elsaß entrissen war, und so kam es, daß das nur schwach besetzte und vertheidigte Altbreisach während des spanischen Erbfolgekrieges schon im Jahre 1703 wieder in Frankreichs Gewalt fiel und auch das ganze Breisgau galt als seine Beute. Aber im Frieden zu Rastatt 1714 wurde Land und Stadt dem Kaiser zurückgegeben.

Breisach wieder bei Deutschland.

Die kaiserliche Besatzung wurde bei ihrem Einzuge mit allgemeinem Jubel empfangen und die ganze Bürgerschaft freute sich, wieder Deutschland anzugehören. Aber der alte Wohlstand kehrte nicht mehr zurück. Der fortdauernde Zwist zwischen Oesterreich und Frankreich, die von daher stets drohende Gefahr für Breisach hemmte jeden Aufschwung der Gewerbe, jede großartige Unternehmung. Wer wollte für den Feind bauen und arbeiten? Die Gefahr kam wirklich bei dem Ausbruche des österreichischen Erbfolgekrieges; Maria Theresia, die Erbin der österreichischen Monarchie, durfte ihre Kräfte im Kampfe gegen so viel Feinde nicht zersplittern, und damit Breisach nicht dem Feinde zum Haltpunkte diene, ließ sie die mehr als tausendjährigen Festungswerke schleifen und die Plätze als Almenden an die Armen vertheilen. Die ehemals so wichtige Stadt ward ein unbedeutendes Landstädtchen. — Doch die Zeit heilt allmälig auch die tiefsten Wunden. Auch Breisachs Wohlstand erhob sich wieder, wenn auch langsam; auf den ehemaligen Wällen, und weiter hinaus in der schönen Ebene erstanden Landhäuser und Gärten, und der Verkehr auf den beiden Rheinufern wurde immer lebendiger.

Da kamen über das Nachbarland die Schrecknisse der Revolution und das alte Breisach ward von Frankreich dem Verderben geweiht und mit gräßlichem Hohn und Spott und barbarischem Frevel heimgesucht.

Es war am 15. September 1793 Abends, als die französischen Bombardiere aus den Thoren von Neubreisach zogen und sich am Rheinufer, Altbreisach gegenüber, mit ihrem Geschütze aufstellten. Jetzt ertönte das Commando und alsobald ergoß sich ein furchtbarer Bomben- und Kanonenkugelregen über die wehrlose Stadt, die keine Besatzung hatte und durch Nichts den Zorn der französischen Machthaber gereizt hatte. Von allen Seiten stiegen die Feuersäulen empor, unter Jammergeschrei stürzten die Menschen aus ihren Häusern, nur das Leben zu retten, Viele kamen um. Fünf schreckliche Tage und Nächte lang dauerte das Beschießen, bis die ganze Oberstadt in einen Schutthaufen verwandelt war. Nur das Münster, an dessen granitnen Mauern die feindlichen Kugeln wie Kinderbälle abprallten, erhob sich ernst und düster aus den grausen Ruinen der Schwesterkirchen. Eine durch das Fenster eingeworfene Bombe hatte zwar einen Brand veranlaßt, der die Orgel und die Seitenaltäre verzehrte; aber der Hochaltar mit seinem künstlichen Schnitzwerk wurde wie durch ein Wunder erhalten.

Während des darauf folgenden Krieges besetzten die Franzosen die Stadt wieder und vernichteten den Gartenbau mit allen Gebäuden und Bäumen um die Stadt. Im Lüneviller Frieden am 9. Februar 1801 ward sie mit Breisgau an den Herzog von Modena,

im Frieden von Preßburg am 25. December 1805 an Baden abgetreten.

Alljährlich wecken der Lenz und der Herbst erneute Blüthen und Früchte, die Gegend umher ruht wie ein Garten am Rhein hingelagert, aber die alte Stadt blickt mit Schmerz zurück auf die Vorzeit und hinüber auf das linke Ufer, wo die Schwesterstädte ihr nun entfrembet sind und woher all ihr Unheil kam.

Werden sie, in denen die deutsche Sprache noch ertönt, nie mehr mit Deutschland sich vereinigen?

Wird der Rhein nie mehr mitten durch deutsche Gauen strömen?

Deutsche Märchen.

Von

K. Simrock.

Der Müller im Himmel.

Es war ein pfiffiger Müller, der lehrte die Säcke tanzen. Wenn sie in seine Mühle kamen, pfiff er ihnen ein Liedchen vor, und wollten sie nicht tanzen dazu, so mußten sie zur Strafe Korn lassen. Als er nun gestorben war, ward ihm ein ehrlich Begräbniß zugedacht von zwei Pfarrern auf einmal, denn seine Mühle lag grade auf der Grenze zweier Kirchspiele und da hätte ihn der eine Pfarrer gern begraben und der andere noch lieber. Um nun den Streit zu schlichten, band man ihn nach dem Rath eines klugen Mannes auf einen Esel: wohin der ihn trüge, da sollte er begraben werden. Und siehe, der Esel wußte noch am besten Bescheid, denn er trug ihn grade unter den Galgen und da wurde er auch begraben. Seine Seele aber nahm ein Teufel und führte ihn vor das Höllenthor. Da stand Meister Satanas und fragte: „Wen bringst du denn da geschleppt?“ „Den pfiffigen Müller von Zweibrücken,“ sagte der Teufel. „Holla, Passamagori,“ rief Satanas, „der mag so nicht einpassiren. Erst muß er in's Himmelreich gucken, damit es ihn desto mehr verdrießt, wenn er die Seligkeit da sieht und kann ihrer nicht theilhaft werden.“ Also führte ihn der Teufel vor das Himmelsthor: da war Gesang und Spiel und die Engelchen tanzten auf der Mauer. „Siehst Du nun,“ fragte ihn der Teufel, „wie lustig es da zugeht?“ „Dummrian,“ versetzte der Müller, „kann ich denn durch die Wände sehen? Warte doch, bis die Thür aufgeht.“ Da kam eben St. Peter an die Pforte, einen frommen Mann einzulassen, dem er flügelweit aufthat. Der pfiffige Müller that, als wollte er eben nur hineingucken; aber ehe sich's der Teufel versah, war er hinter St. Peter's Rücken hineingewischt. Der Teufel schlug gleich Lärm und verlangte seinen Braten: das sei doch keine Kost für solche Leckermäuler. St. Peter, der die Beschwerde gegründet fand, hatte ihn bald ausgewittert und fragte: „Wie bist Du hier hereingekommen? Scher Dich gleich heraus, hier hast Du Nichts zu schaffen.“ „Fein sachte!“ spottete Pfiff, „solche Eile hat es noch nicht! Hier ist es zu schön, als daß ich schon wieder hinaus begehrte. Ehe der Hahn dreimal gekräht hat, verleugne ich meinen Heiland nicht.“ Der hat Haar auf den Zähnen, dachte St. Paul, da muß ich dem Alten zu Hilfe kommen. „Jetzt seid so gut, Freund, und trollt Euch Eures Weges. Dort hat der Zimmermann ein Loch gelassen.“ „Ei, wen hab' ich denn die Ehre?“ fragte der Müller höflich. „Ich bin St. Paul, der Apostel.“ „Wenn Ihr St. Paul seid,“ sagte der Müller, „so haltet Frieden und werft keinen Stein auf mich. Ich bin nicht St. Stephan. Blinder Eifer schadet nur.“ „Da hast Du auch Dein Theil,“ sagte Petrus. Beschämt ging St. Paul hinweg und klagte den Unfug Gott dem Herrn. Der schickte sogleich St. Christophorus, ihn hinauszuweisen. Der pfiffige Müller erkannte ihn gleich an seiner großen Keule und diesen ungeschlachten Gliedmaßen und sagte: „Meinst Du, ich fürchte mich vor Deinem großen Kolben, Du alter Heide? Du hast damit großen Mord verübt, es klebt viel unschuldiges Blut daran.“ So schickte der Herr noch andere Heiligen an ihn; aber Allen rückte er ihre Gebrechen vor, daß sie die Augen niederschlugen und verstummten. Nun waren sie in großer Verlegenheit, wie sie ihn hinausschaffen sollten. Endlich beriethen sie sich, die unschuldigen Kinder gegen ihn zu schicken, die Herodes ermordet hatte, denn denen würde er Nichts anhaben können. Aber der pfiffige Müller erdenkt gleich wieder einen neuen Rank und theilt ihnen Pfefferkuchen aus und Aepfel mit rothen Backen und hübsche Bilderchen mit bunten Farben und Goldverzierung; dann schüttelt er ihnen Birnen und Pflaumen von den Bäumen, und läßt sie die Fische in den Teichen füttern. Auch

machte er ihnen Windmühlen und Waldteufel und allerlei ander Spielzeug; zuletzt pfeift er ihnen ein Liedchen und lehrt sie im Kreise hüpfen und tanzen und sie begreifen es besser als seine Säcke. Da war an kein Austreiben zu denken. Endlich machte sich die Mutter Gottes selber auf und kam zu ihm und sprach: „Mann, Du mußt hinaus! hier ist Deines Bleibens nicht länger.“ „Schöne Frau,“ sagte der Müller, „wer seid Ihr doch? Alle die Tage meines Lebens habe ich so Holdseliges nicht gesehen. Die Sonne am Himmel muß sich vor Euch verbergen.“ Da sprach unsere liebe Frau: „Ich bin die Mutter Gottes.“ „O heilige Jungfrau,“ rief der Müller, „von Euch geschieht mir Nichts zu Leide, Ihr seid aller Gnaden voll, die Mutter der Barmherzigkeit: alle Welt hofft auf Eure Fürsprache und Euer Sohn kann Euch Nichts versagen. Ihr seid die Königin des Himmels: in Euern Schutz begeb' ich mich.“ Da wandte sich die Mutter Gottes wieder und kam zu ihrem Sohne und sprach: „Ich kann dem Manne Nichts zu Leide thun, er hat mich so beschieden, daß ich's nicht über's Herz bringen kann, ihn hinauszuweisen.“ Da sprach Gottes Sohn: „So werd' ich selber zu ihm gehen müssen, wenn wir ihn los werden wollen.“ Da kam er im Geleit der himmlischen Heerschaaren gegangen und sprach zu dem Müller: „Mann, Deine Heimath ist hier nicht: Deine Ränke und Pfiffe und Deine scharfe Zunge helfen Dir nicht länger.“ Da sprach der Müller: „Ihr seid klar und schön und kommt mit großem Gefolge gegangen; wer seid Ihr denn?“ „Ich bin,“ sprach Gott der Herr, „der Himmel und Erde geschaffen und die Menschheit erlöst hat.“ „Ihr seid Gott selber,“ sprach der Müller, „das hör' ich wohl. Dann werd' ich aber nicht vertrieben, denn Ihr selbst habt gesprochen, wie ich oft predigen hörte, wer zu Euch komme in Eures Vaters Haus, den wolltet Ihr wohl empfangen.“ „Ja,“ sprach der Herr, „wenn er auch meines Vaters Willen gethan hat. Hätte mein Vater Dich zu mir gesandt, so solltest Du ewig mit mir leben. Du hast aber nie etwas Gutes gethan, darum kann Deiner Seele nicht Rath werden.“ „Wie ist mir denn?“ sagte der Müller, „habe ich nicht Euch zu Liebe einmal einen alten Sack gegeben? Wo bleibt der nun?“ Da sprach Gott der Herr: „Geht hin und holt ihm den alten Sack, er mag ihn nur wiedernehmen. Hier bleiben darf er nicht.“ Sogleich ward ihm der alte Sack gebracht. Der Müller bedachte sich nicht lange, spreitete den Sack zur Erde und setzte sich darauf. „Geh jetzt hinaus“ sprach der Herr, „Du hast Dein Theil.“ „Ich sitze hier auf meinem Eigenthum,“ sagte der Müller, „ich will doch sehen, wer mich davon vertreiben will.“ — Da mußte unser Herrgott selber seiner Schalkheit lachen und ließ ihn sitzen, und da sitzt er noch hinter der Thür, wenn er nicht seitdem einen bessern Posten erwischt hat.

Der Metzgerbursche.

Ein Metzgerbursche, der auf den Viehhandel ging, führte einige Tausend Gulden bei sich, die Ochsen baar zu bezahlen. Ihn begleitete aber auch ein großer Bullenbeißer, der drei Männern nicht aus dem Wege ging, und in seinem Wanderstab steckte ein Hirschfänger; damit glaubte er sich auch Dreien gewachsen. Nun mußte er eines Abends durch einen tiefen Wald. Vor dem Walde lag ein Wirthshaus; da stärkte er sich erst durch einen Schluck Branntwein. Weil er nun schon öfter in dem Hause gewesen war, kannte ihn der Wirth schon und fragte, wohin er noch so spät Abends gedächte. Da nannte er die Stadt, die hinter dem Walde lag. Das sei doch sehr gefährlich, meinte der Wirth, daß er noch so spät durch den Wald wolle, denn da tauge es nicht. Er wisse wohl, versetzte der Metzgerbursche, daß es da nicht ganz richtig sei, aber das scheue er nicht. Vor sechs Mann wäre ihm nicht bange, denn sein Hund zwinge drei, und drei andere nehme er auf sich. Dabei saß hinter dem Tisch ein großer wohlgekleideter Herr, der hörte dem Gespräch aufmerksam zu.

Als er sein Glas geleert hatte, brach der Metzgerbursche auf und trat seine Wanderung an. Wie er ein Stück Wegs gegangen ist, sitzt da ein Bettler, wie ein Mönch gekleidet, und hält seine Mütze hin. Er wirft ein Almosen hinein und geht vorüber. Kaum fünfzig Schritt weiter sitzt ein zweiter, dem ersten ganz gleich, und so alle fünfzig Schritt einer. Als er aber tiefer in den Wald kommt, ruft hinter ihm eine kräftige Stimme: „Heda, Landsmann, nehmt mich mit!“ Als der Fremde heran kommt, ist es ein großer ansehnlicher Herr im Mantel. Der fragt, ob er auch durch den Wald nach dem nächsten Orte wolle? so könnten sie Gesellschaft machen. In dem Walde tauge es nicht viel: sie woll-

ten sich zusammenhalten. Das sei ihm recht, sagte der Metzgerbursche; er fürchte sich aber nicht sehr, und wenn auch ihrer Sechse kämen. Sein Hund nehme es mit Dreien auf und in seinem Stock stecke ein Hirschfänger, mit dem brauche er sich vor drei Andern nicht zu fürchten. Da sagte der Fremde: Laßt doch den Stock einmal sehen. Da gibt er ihm den Stock in die Hand. Der Herr zieht den Hirschfänger heraus und wägt ihn in der Hand; als aber eben der Hund auf ihn zuläuft, da schlägt er dem Hunde den Schädel entzwei und sagt zu dem Metzgerburschen, jetzt solle er sein Geld nur gutwillig herausgeben, wenn ihm sein Leben lieb wäre. Der Metzgerbursche stand wehrlos vor ihm; sein Hund war todt und seine Waffe in des Feindes Hand. Was sollte er thun? Er schnallte seine lederne Katze ab und händigte sie dem Räuber aus. „Ein andermal prahlt nicht mehr, ehe Ihr durch den Wald geht," sagte der Räuber. „Ihr könnt noch Gott danken, daß Ihr mit heiler Haut davonkommt." „Es soll mir eine Lehre sein," versetzte der Metzgerbursche. „Was aber die heile Haut betrifft, so bin ich darum grade nicht froh. Hätte ich eine tüchtige Schmarre davon getragen, so sähe man doch, daß ich überfallen bin. Darum möchte ich Euch bitten, mir wenigstens einen Finger abzuhauen, damit mich mein Herr nicht für einen Betrüger hält, wenn ich mit leerer Katze und doch ohne Vieh heimkehre." „Das kann geschehen," sagte der Räuber. Da hielt der Metzgerbursche die Finger gegen den Baum und bat den Räuber, scharf zuzuhauen, damit der Finger auf einen Hieb herunterspränge. „Sorgt nicht," sagte der Räuber, „ich mache saubere Arbeit." Der Metzgerbursche hatte aber den Finger hoch an den Baum gehalten, so daß der Räuber emporsehen mußte. Indem er nun zuhauen will, faßt ihn der Metzgerbursch mit der Linken beim Genick und reißt ihn zu Boden: mit der Rechten zieht er ein Messer hervor und durchschneidet ihm die Gurgel. Dann nimmt er seine Geldkatze und den Hirschfänger wieder an sich und macht sich eilends davon, denn es war ihm bange vor den Andern, die nachkommen könnten. Wie er nun wacker zuschreitet und der Wald ein Ende nimmt, sieht er auf einem freien Platz eine Menge dunkler Gestalten, die er für des Räubers ganze Bande hält. Es waren aber Jäger, die eine Treibjagd abgehalten hatten. In der Meinung, daß es Räuber wären, fällt er vor ihnen auf die Kniee und bittet flehentlich, ihm das Leben zu schenken. Da sagen sie, er sollte nur ruhig sein, ihm geschähe Nichts zu leide; sie wären auch keine Spitzbuben. Was ihm denn widerfahren wäre, daß er solche Angst hätte? Da erzählte er, wie es ihm ergangen ist. „Ei," sagen sie, „den Vögeln müssen wir das Nest ausheben. Zeigt uns doch den Platz im Walde, wo sich das begeben hat. Wir finden gewiß Waffen bei dem Spitzbuben. Es ist besser, wir haben sie, als seine Schandgesellen." Wie sie nun dahin kommen, liegt er noch da, unter dem Mantel mit allerlei Messern und Schießgewehren bewaffnet; auch steckte eine Flöte in seiner Tasche. Da sagen sie zu dem Metzgerburschen, sie wollten sich hier im Gebüsch verbergen; er aber sollte des Spitzbuben Mantel umhängen und dreimal in die Flöte blasen. Seine Spießgesellen würden dann herbeikommen, denn sicherlich wären die Vögel auch in der Nähe. Das that der Metzgerbursche und wie er flötete, kamen die Spitzbuben von allen Seiten herbeigelaufen wie die Hasen, wohl an die zwanzig Kerle. Sie wurden aber aus dem Gebüsch übel begrüßt und zusammengeschossen, daß ein gut Theil gleich auf dem Platze blieb. Die Uebrigen nahmen sie gefangen und brachten sie in den nächsten Ort. Seitdem war der Wald sicher und der Metzgerbursche brauchte keinen Hirschfänger mehr, wenn er hindurch wollte. Einen andern Hund wird er sich aber angeschafft haben.

Literarisches.

Wörterbuch der deutschen Sprache von der Druckerfindung bis zum heutigen Tage von Chr. Fr. L. Wurm. Erster Band. Freiburg im Breisgau. Herder's Verlag.

Ein Wörterbuch der deutschen Sprache zu einer Zeit, wo das große Werk der Brüder Grimm noch nicht einmal vollendet ist? So allerdings wird Mancher fragen. Aber die Antwort liegt nicht fern. Denn der erste Einblick in das Wörterbuch von Grimm zeigt, daß es sich damit ähnlich verhalte wie mit der deutschen Grammatik und mit der Geschichte der deutschen Sprache von Jakob Grimm. Alle diese Werke sind nur brauchbar für den eigentlichen Sprachforscher, in dieselben sich hinein zu arbeiten, erfordert das ungetheilte Studium des ganzen Menschen, und zwar des gramma-

tisch vollständig ausgebildeten. Das Wörterbuch von Wurm hat nicht den eigentlichen Sprachgelehrten im Auge, sondern den wissenschaftlich gebildeten Deutschen. Er will ohne die freie und lebendige Beweglichkeit zu verkümmern, dem Nachforschenden ein geordnetes reiches Material an die Hand liefern, welches ihm durch Berichtigung und Erweiterung der eigenen Begriffe, durch Anknüpfung des Bekannten an weniger Bekanntes, durch Fest- und Sicherstellung des Schwankenden zu seiner Ausbildung in der Muttersprache behilflich und förderlich ist. Mehr kann, wie sich von selbst versteht, ein Wörterbuch nicht geben, und Wurm beruft sich nicht mit Unrecht auf ein Wort von Wieland, den er den feinsten Beobachter (?) unserer Sprache nennt: Es sind wenigstens 100,000 Regeln, welche ein guter Scribent nur in Absicht des Ausdrucks und Stils zu beobachten hat; wenn Einer sie alle wüßte und es fehlte ihm an Verstand, dieselben richtig anzuwenden: so wäre er ein schlechter Scribent.

Der Verfasser gibt in einer ausführlichen Vorrede Rechenschaft über die Idee und den Gang seines Werkes. Er erörtert seinen Plan gegenüber demjenigen, welchen einst Adelung verfolgte, zunächst über den Ausgangspunkt. Adelung selbst war nicht der Meinung, daß Luther die neuhochdeutsche Sprache geschaffen habe. Auch nicht ausgehoben habe sie der Reformator, vielleicht nicht einmal den Ton angegeben, welchen in einer lebendigen Sprache ohnehin kein Individuum auf eine allgemeine und dauernde Weise angeben kann. Adelung sprach dem Reformator das Verdienst zu, einer der Ersten gewesen zu sein, welcher über die Sprache nachgedacht habe. Allein nachdem Adelung diesen Ausspruch gethan, machte er sich in der Anwendung dieser seiner sprachgeschichtlichen Ansicht auf sein eigenes Werk sofort eines Widerspruches schuldig, indem er die Luther'sche Bibel und zwar nicht den Druck letzter Hand von 1541, sondern sogar noch spätere Ausgaben zum Ausgangspunkte nahm. Dadurch erschien die Periode von der Druckerfindung bis zur Reformation als ein zweckloses Feld, welches in mittelalterlichen Sprachwerken nicht zugelassen, in neudeutschen gradezu ausgeschlossen war, während grade diese Uebergangsperiode reich ist an Aufschlüssen über bisher unbekannte oder unerkannte Sprachgebilde. Deshalb hat Wurm die von Adelung und theilweise auch von Grimm inne gehaltene Periode um ein halbes Jahrhundert vorgeschoben. Adelung ferner sah mit vornehmer Geringschätzung auf das mundartliche Sprachleben herab. Wurm hat dasselbe berücksichtigt, ja wir möchten wünschen, er hätte es noch mehr gethan. Adelung glaubte den Beruf zu haben, meißnische Mundart als leibhafte Erscheinung der hochdeutschen Sprache aufzuwerfen, und mit Weiße, Gottsched und Gellert unsere Literatur als abgeschlossen zu erblicken. So behauptete Adelung der Literarwelt gegenüber eine meisternde, gesetzgeberische und gewaltthätige Stellung. In Nachahmung der steifen akademisch-romanischen Manier hegte er eine Art Parkansicht von der Sprache, deren Schere jetzt die eine Hälfte unsers Sprachvorrathes als Auswuchs verschneiden müßte. Dieser Ansicht gegenüber und gegenüber einer bequemen Genügsamkeit, die von den Errungenschaften einer großen Vorliteratur zehrt, sucht das Wörterbuch von Wurm grundsätzlich die Sprache in ihrem Flusse, in ihrer Bildung und Bildsamkeit, lebend, werdend, wachsend und wuchernd darzustellen, und, wenn diese Methode auf keiner Täuschung beruht, so dürfte sie dem schöpferischen Sprachvermögen, der selbständigen über den Mechanismus sich erhebenden Anwendung gedeihlicher werden, als der romanisch-akademische Zuschnitt.

Die kurfürstliche Neutralität während des Baseler Concils, 1438 — 1448, von Wilhelm Pückert. Leipzig. B. G. Teubner.

Es ist die Absicht des Verfassers, darzuthun, wie bereits in der sogenannten Neutralität, welche die deutschen Kurfürsten während des Baseler Concils beobachten, in der Grundlage bei den Fürsten dieselben politischen Triebfedern wirksam sind, welche ein Jahrhundert später in Luther's Reformation so mächtig sich geltend machen. Das was bisher gemeinsame Politik von König und Reich zu sein schien, ist nach der Darlegung des Verfassers das Ergebniß oligarchischer Absichten wider das Königthum. Der Verfasser hat zu diesem Zwecke umfassende Forschungen gemacht. Er bringt hauptsächlich aus dem Hauptstaatsarchive zu Dresden eine Fülle, oder richtiger eine Ueberfülle des reichsten Materials. Wir gebrauchen das Wort Ueberfülle nicht ohne Absicht. Denn bei allem Fleiße, der für dieses Werk aufgewendet ist, bei allem Reichthum der Ergebnisse fehlt doch eins, was in gleicher Weise bei so vielen Werken gründlicher deutscher Forscher vermißt wird: es fehlt die verständige Durcharbeitung des Stoffes, die Klarheit der Composition. Wir verlieren beim Lesen dieser langen Perioden, dieser weithin sich dehnenden Absätze, in diesem Reichthume von Thatsachen, der bei jedem Schritte neu sich häufend uns entgegentritt, zuletzt Weg und Steg. Die verhältnißmäßig allzu kurze Uebersicht des Inhaltes reicht nicht aus, um uns zu einem Ariadnefaden in diesem Labyrinthe zu dienen.



Zweite Abtheilung.

Die Ausströmungen der Kometen.

Von

J. H. Mädler.

Vorbemerkung.

Der Aufsatz des Herrn Dr. Müller über den Donati'schen Kometen im V. Bande, S. 277 ff. dieser Zeitschrift gibt eine sehr gute und in klarer, verständlicher Sprache abgefaßte Uebersicht der Erscheinungen dieses merkwürdigen Himmelskörpers, den ich mit großer Befriedigung gelesen habe. Um so auffallender und unerklärlicher war es mir, grade der wichtigsten und so deutlich wahrnehmbaren Eigenthümlichkeit, der von allen (nicht einigen) Astronomen wahrgenommenen und umständlich beschriebenen Ausströmung aus dem Kopfe des Kometen von ihm nicht erwähnt, oder vielmehr in stark zweifelnden Ausdrücken erwähnt zu sehen. Ich kenne das Fernrohr des Herrn Dr. Müller nicht, versichere jedoch, daß dieses schöne Phänomen schon bei 15—20maliger Vergrößerung mit voller Deutlichkeit sichtbar war. Da seitdem über den erwähnten Weltkörper weder Seitens des Dr. Müller, noch von irgend einem Andern in dieser Zeitschrift eine Mittheilung erfolgt ist, so habe ich nicht länger zögern wollen, dieser Erscheinung, welche die wichtigsten Aufschlüsse über die Natur der Kometen theils schon gegeben hat, theils in Zukunft zu geben verspricht, hier etwas ausführlicher zu gedenken.

Die große Mehrzahl der Kometen bleibt dem bloßen Auge für immer unsichtbar und nur das Rohr des Astronomen kann uns Kunde von ihnen geben; doch selbst dieses ist meistens nicht im Stande, mehr als einen schwachen, unbestimmt begrenzten, nach der Mitte zu etwas verdichteten Lichtfleck zu bemerken. In solchen Fällen muß man sich meistens begnügen, Beobachtungen zur Bestimmung der Bahnelemente zu erhalten.

Wenn jedoch, was durchschnittlich alle drei bis vier Jahre zu geschehen pflegt, ein Komet, sei es nun in Folge größerer Annäherung an unsere Erde oder seiner stärkern Lichtzurückwerfung, dem bloßen Auge deutlich sichtbar wird, so gestattet er auch meistens, mit bewaffnetem Auge besondere Eigenthümlichkeiten wahrzunehmen, und man beobachtet diese um so sorgfältiger, je mehr neue Aufschlüsse er zu geben verspricht; denn bis jetzt hat noch jeder genau observirte Komet irgend etwas bisher nicht Wahrgenommenes den Astronomen dargeboten.

Wir finden schon in den zahlreichen, nur freilich wegen der noch unvollkommenen Fernröhre ziemlich ungenauen Beobachtungen des thätigen Hevel manche zum Theil sehr sonderbare Bemerkungen, aus denen jedoch so viel mit Sicherheit hervorgeht, daß die nähere Umgebung des Kopfes in steter Veränderung begriffen war. Seine Deutung dieser Veränderungen können wir hier übergehen; die noch sehr unklaren Vorstellungen, welche er und seine Zeitgenossen von der Bahn dieser Körper sich machten, können zu ihrer Entschuldigung dienen, würden

aber einen heutigen Astronomen, der ernstlich darauf zurückkommen wollte, nicht mehr entschuldigen.

Ein besserer und genauerer Beobachter ist Heinsius, von dem wir eine schöne Monographie des großen Kometen von 1744 besitzen. Dieser selbst am hellen Tage noch einigermaßen sichtbare Komet scheint alle andern des 18. Jahrhunderts an Glanz übertroffen zu haben. Gottfried Heinsius, Mitglied der Petersburger Akademie der Wissenschaften, beobachtete ihn mit einem Gregorianischen Teleskop von 37 Zoll Brennweite und 100maliger Vergrößerung. Acht sorgfältig ausgeführte, höchst constructive Zeichnungen dienen zur Erläuterung des Textes, sie beziehen sich auf den 16. Januar, den 5., 11., 13., 15., 19., 20. und 27. Februar. Sie sind in ihren Einzelheiten denen, welche an sehr verschiedenen Orten vom Donati'schen erhalten worden sind, so auffallend ähnlich, daß nur die gänzliche Verschiedenheit der beiderseitigen Bahnelemente uns die Ueberzeugung aufdringt, es sei hier wirklich von zwei individuell verschiedenen Kometen und nicht von zwei Erscheinungen eines und desselben die Rede. Denselben Eindruck macht Heinsius' Beschreibung, die an nicht wenigen Stellen Wort für Wort auf den Donati'schen bezogen werden könnte, namentlich was die von ihm bemerkten Veränderungen betrifft. Es mögen einige seiner Zeichnungen hier Platz finden.

Mit Weglassung alles dessen, was den Lauf des Kometen betrifft, geben wir einen Auszug aus Heinsius' ausführlicher Beschreibung. Er sah ihn zuerst am 16. (5.) Januar.*) Der Kern schien rund und ⅔ Saturnsdurchmesser groß (also 12,6 Secunden). Ihn umgab ein lichter, allmälig verschwimmender Nebel von 76 Secunden Halbmesser. Den Schweif schätzte er 7 Grad. So blieb er im Ganzen, nur mit einiger Helligkeitszunahme, am 19., 20., 24., 30. Januar, so wie am 2. und 4. Februar. Am 5. erschien der Kopf des Kometen oval, doch



16 Jan. 1744.

rührt dies möglicherweise von der gleichzeitig wahrgenommenen Schärfe der Begrenzung her. Vom untern Theile des Kerns erstreckte sich ein Lichtbüschel (Heinsius vergleicht ihn mit einem Barte), ziemlich so groß als der Kern (14,4 Secunden). Die umgebende Nebelhülle sehr schwach und verwaschen. So blieb das Ansehen des Kometen bis zum 10. Februar.

Am 11. Februar zeigte sich dieselbe ovale Form, aber der bartförmige Büschel vom 5.

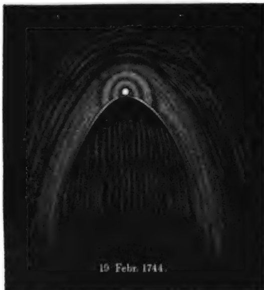


11 Febr. 1744.

*) Heinsius datirt nach altem Stil, damals elf Tage abweichend. Hier ist indeß Alles nach neuem Stil zu verstehen, der in Preußen seit 1700, in England seit 1752 eingeführt ist. — Alle Größen sind Vergleichungen mit Saturn, und ich habe diese Saturnsdurchmesser für die Zeit der Heinsius'schen Beobachtungen berechnet.

hatte heute eine ganz andere Gestalt. Er dehnte sich bis zu 30 Secunden auf der der Sonne zugekehrten Seite aus, umgab die beiden Langseiten des Ovals und dehnte sich in Ost und West (doch östlich weiter) in zwei Spitzen aus. An der Nordseite zeigte sich ein zweiter kleiner Büschel. Die das Ganze umschließende Nebelhülle war sehr matt und verlor sich nach außen allmälig in den Schweif.

Zwei Tage später, den 13., war der kleine Büschel an der Nordseite verschwunden, dagegen hatte sich die Lichthülle auf der Sonnenseite bis zu 37 Secunden ausgedehnt; ihre Gestalt von der des 11. Februar nicht wesentlich verschieden.



19 Febr. 1744.

Am 15. Februar erschien der Komet an Helligkeit dem Sirius gleich (wobei immer nur die Schätzung mit bloßen Augen zu verstehen ist), die beiden Axen des ovalen Kerns wurden 15 und 10 Secunden geschätzt. Vom Kopfe aus erstreckte sich, von Osten durch Süden nach Westen herum, ein sehr heller Lichtbüschel bis auf 5 Secunden Entfernung, und diesen umgab ein schwächerer, an Gestalt ähnlich dem vom 11., aber bis zu 36,5 Secunden nach unten und zu beiden Seiten noch viel weiter ausgedehnt. Er endete östlich als etwas abgestumpfte Säule, westlich in einer nicht sehr scharfen Spitze. Der Schweif, 17 Grad lang, hatte einen kleinen Nebenschweif an der linken Seite, von dem auch schon in den vorhergehenden Tagen Spuren wahrgenommen worden. — Am 18. Februar im Ganzen dasselbe Ansehen, nur die Ausdehnung der Lichthülle hatte noch zugenommen. Die große Axe des Kerns = 15,3 Secunden.



27 Febr. 1744.

Am 19. Februar war der ovale Kern bis zu 6 Secunden Abstand von einer sehr hellen Lichthülle fast rings umgeben, die dem Glanze des Kerns selbst nur wenig nachgab. Auf diese folgte concentrisch eine schwächere, schlecht begrenzte Hülle und darauf eine noch schwächere, die sich parabolisch herumzog und in zwei Spitzen endete. Um alles dies herum der feine Lichtnebel, der stets wahrgenommen wurde und von dem aus der Schweif sich verbreitete. Auch bemerkt Heinsius, daß das Ganze heute nicht durchgängig weiß zu sein schien, sondern ein gelblicher Schimmer, der sich früher nie gezeigt, wahrgenommen wurde. — Um diese Zeit hatte der Komet einen solchen

Glanz erreicht, daß er im Fernrohr am Tage, und mit bloßem Auge schon bei einer Tiefe der Sonne von nur 2¾ Grad unter dem Horizont, gesehen wurde.

Am 20. war der Anblick der Lichthüllen prachtvoll. Die innerste bis zu 8 Secunden sich erstreckende Hülle war nur sehr wenig schwächer als der Kern. Hierauf folgte die zweite etwas schwächere (wie ein Ringkragen gestaltet, H.). Darauf die dritte Hülle, die parabolisch in zwei schönen Dunstsäulen endete. Der gelbliche Schimmer war heute viel stärker als gestern. Durch die westliche Säule schimmerte ein kleiner Stern. — Für diesen Tag hat Heinsius auch eine Zeichnung des Schweifes gegeben, der eine deutliche Krümmung zeigt, die jedoch schwächer ist, als wir sie am Donati'schen gesehen haben.

Am 24. zeigte der Komet sich so hell und seine Farbe war gleichzeitig so stark röthlichgelb, daß Einige eine Feuersbrunst zu sehen glaubten. — Von jetzt an konnte er nicht mehr Abends, sondern nur noch in den Morgenstunden beobachtet werden. — Am 27., Morgens: Die große Axe des Ovals = 13,2 Secunden. Die Gestalt des Ganzen war von der am 20. stattfindenden wenig verschieden, doch erschien es etwas kleiner und namentlich die parabolische Hülle nahm einen engern Raum ein. „In dem Lichte der Dunstsäulen spielte eine gelblichbraune Farbe, welche unten schwächer war und in das Graulichte abfiel." Die den Kern näher umgebenden Hüllen waren gelblich. Von der umgebenden Nebelhülle und dem Schweife war in der hellen Morgendämmerung wenig zu bemerken. Für das bloße Auge verschwand er 6 Minuten vor Aufgang der Sonne.

Dieses ist Heinsius' letzte Beobachtung des Kometen; denn als nach neuntägiger Trübheit am 7. März der Himmel sich wieder aufheiterte, ward zwar sehr eifrig nach ihm gesucht, jedoch Nichts mehr gefunden.

Wir haben so viel als möglich die eigenen Worte des Beobachters gebraucht und so auch den Ausdruck Dunst, Dunstsäulen und dergleichen; es bedarf aber wohl kaum der Erinnerung, daß weder Heinsius damit eine Erklärung anticipiren will, noch wir selbst eine solche im Sinne haben. Wir halten uns zunächst an die Erscheinung, aus der sich ergibt, daß um den anfangs frei im Nebel schwebenden Kern sich zuerst ein Büschel und später eine immer mehr anwachsende Folge von Lichthüllen gebildet habe. Indem sie sich vom Kern aus immer mehr ausbreiteten, wurden sie dünner und formloser, sie verloren sich und ihnen folgten neue und glänzendere. Die langen Unterbrechungen, die freilich im Petersburger Klima nicht auffallen werden, muß man bedauern, denn ohne sie würde eine noch viel instructivere Folge dieser trefflichen Beobachtungen erhalten worden sein.

Da die angegebenen Größen nur auf Schätzungen beruhen, so würde eine genaue Berechnung zwecklos sein. Indeß wird man bemerken, daß der Kern nahezu immer von gleicher Größe geschätzt ward, woraus folgt, daß er in der Wirklichkeit kleiner geworden sei, denn der Komet hat sich während der Beobachtungszeit beständig der Erde genähert. Man erhält einen Durchmesser von etwa 1000 Meilen zu Anfang und 7—800 Meilen zum Schlusse, wobei noch in Betracht kommt, daß er anfangs rund und später immer oval erschien. Die verschiedenen Lichthüllen dagegen müssen sich bis zu 4000 und die parabolischen Spitzen und Säulen theilweise noch viel weiter erstreckt haben; die innerste, lichteste Hülle scheint nie weiter als 500—600 Meilen von der Oberfläche des Kerns an gegangen zu sein.

An keinem der zwischen 1744 und 1811 erschienenen Kometen, obgleich einige darunter (wie 1769 und 1807) recht hell waren, sind ähnliche Erscheinungen wahrgenommen worden. Vielleicht aber hat man auch, wie Bessel bemerkt, weniger darauf geachtet, auch wohl die Mittel dazu nicht besessen. Teleskope, wie Heinsius ein solches benutzen konnte (es gehörte dem Petersburger Kaufmanne Wolff und war ihm zu diesem Zwecke geliehen worden), waren in jener frühen Zeit noch selten und die wenigen öffentlichen Sternwarten nur mit Meridianfernröhren versehen.

Der Komet von 1811, durch seine lange Sichtbarkeit (März 1811 bis August 1812) berühmt, zeigte eine eigenthümliche Gestalt, die übrigens nur während seines größten Glanzes im October 1811 an ihm deutlich wahrgenommen worden ist. Der Kern, vom Schweife ganz getrennt, stand im Innern (nahezu im Brennpunkt) eines parabolisch gekrümmten lichten Streifens, dessen Schenkel allmälig verliefen und in den Schweif übergingen. Die Beobachtungen zeigten keine während dieser Zeit stattfindende Ausströmung; möglicherweise war der lichte Streifen

das Product einer früher stattgehabten. Man vergesse nicht, daß dieser Komet von der Sonne viel weiter (21½ Millionen Meilen) entfernt blieb, als die andern hier erwähnten. Der von 1744 kam bis zu 4½, der Donati'sche bis 11 und der Halley'sche bis


1811.

12 Millionen Meilen der Sonne nahe, und auch von der Erde blieb der Abstand des Kometen von 1811 viel größer als bei den übrigen.

Wir wenden uns zu Halley's Kometen, diesem durch seine nun schon siebenmal mit Sicherheit beobachtete Wiederkehr so merkwürdig gewordenen Weltkörper. Dies gibt nun (bei einer 76jährigen Umlaufszeit) schon ein halbes Jahrtausend, und Laugier hat nachgewiesen, daß mehrere bis in das erste Jahrhundert vor Christus hinaufreichende Erscheinungen von Kometen identisch mit dem Halley'schen waren. So läßt sich seine Existenz und regelmäßiger Lauf seit zwei Jahrtausenden durch Beobachtungen darthun, was bei keinem einzigen der übrigen bis jetzt möglich ist. Indeß gewähren seine frühern Erscheinungen für unsern nächsten Zweck keine directe Belehrung. Die etwa vorkommenden Notizen über die Gestalt seines Kopfes sind so vage und unbestimmt, daß sich nichts Sicheres aus ihnen schließen läßt, und selbst in der Erscheinung von 1759 fand er zwar einen Messier, der mit regstem Eifer uns zahlreiche Oerter mit aller erwünschten Genauigkeit geliefert hat, und Andere, die seinem Beispiele folgten, aber keinen Heinsius, der ein regelmäßiges Tagebuch über die Veränderungen seines Kerns und dessen nächster Umgebung geführt hätte, und so bleibt nur die Erscheinung von 1835 übrig, wo Bessel, Struve, John Herschel und Andere, mit zweckmäßig aufgestellten und kräftig wirkenden Hilfsmitteln ausgerüstet, ihn in physischer Beziehung beobachtet haben, ohne gleichwohl die genauen Ortsbestimmungen zu versäumen. Vielmehr kann man sagen, daß in dieser Erscheinung, obgleich sie den Kometen weniger glänzend als früher zeigte, Alles geschehen ist, was dazu dienen kann, die so überaus wichtigen Fragen, welche diese Weltkörper anregen, zur sichern Entscheidung zu bringen.

Durch Damoiseau's, Pontécoulant's, Rosenberger's und Lehmann's Vorausberechnungen war seit Jahren die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Kometen gerichtet worden, und schon seit 1834 hatte man Versuche gemacht, ihn aufzufinden. Es gelang dem Pater Dumouchel in Rom am 5. August 1835, und auf der südlichen Halbkugel konnte man ihn bis in den Juni 1836 verfolgen. Doch die interessantesten und lehrreichsten Beobachtungen seines Kopfes sind die, welche im October und anfangs November während seiner Erdnähe erhalten wurden. Denn während des August und September zeigte er sich schwach, meistens nur teleskopisch, und besonders anfangs war von einem Kern und einem Schweife fast Nichts zu bemerken.

Mit dem 2. October begann die Reihe von Erscheinungen, die uns hier vorzugsweise beschäftigen sollen. Die Helligkeit hatte bedeutend zugenommen; bei hundertmaliger Vergrößerung des Königsberger Heliometers erschien der Mittelpunkt des Nebels sehr hell, doch keineswegs scharf begrenzt. Nur sehr uneigentlich konnte man diese Stelle einen Kern nennen, obwohl Bessel diese Mittelpunktsmasse, um einen bestimmten Ausdruck für sie zu haben, als Kern bezeichnet. „Von ihm aus ging eine sichtbare Ausströmung von Lichtmaterie, welche an ihrem Anfange in der Nähe des Kerns eine beträchtliche

Helligkeit besaß und so wie sie sich von ihm entfernte, schwächer wurde, doch aber bis auf eine Entfernung von 12 bis 15 Secunden von dem Nebelgrunde unterschieden werden konnte, auf welchem sie lag." Die wahre Größe dieser Ausströmung, von der Mitte des „Kerns" an gerechnet, berechnet Bessel auf ¼ Erdhalbmesser (644 Meilen), für den Halbmesser des Kerns glaubt er höchstens 1/30 des Erdhalbmessers (29 Meilen) annehmen zu können. Also ein Durchmesser etwa wie Vesta, der wahrscheinlich größte der Planetoiden. Von einem Schweife konnte heute, wohl wegen des Mondscheins, Nichts bemerkt werden.



Erst am 8. October gestattete der Himmel wieder eine Beobachtung. „Die Ausströmung hatte sich in der Länge ausgedehnt, jedoch in der Breite vermindert. Das Bild eines ausgebreiteten Fächers paßte nicht mehr ganz, indem sich auf der rechten Seite eine Krümmung eingefunden hatte." Bereits am 2. hatte sich eine kleine Abweichung der Ausströmungsrichtung vom Radius vector des Kometen (der zur Sonne gezogenen Linie) gezeigt, heute war diese Abweichung beträchtlich stärker.

Die Nacht des 12. war ganz heiter und der Komet konnte lange verfolgt werden. „Die Ausströmung war länger und schmäler geworden als am 8., wieder auf der rechten Seite gekrümmt. Sie gab dem Kerne das Ansehen einer Rakete, deren Ausströmung durch Zugwind rechts abgelenkt wird." Die pendelartige Bewegung war höchst auffallend; anfangs 19 Grad links vom Radius vector, von Stunde zu Stunde aber wuchs diese Neigung und gegen 3 Uhr Morgens war sie 55 Grad.

Am nächsten Abend war Alles gänzlich verändert. Statt der raketenähnlichen Flamme sah man eine breitere Masse links vom Kern, in einer noch etwas größern Neigung als am gestrigen Abend.

Am 14. heiterte es sich nur eine Viertelstunde lang auf, aber diese kurze Zeit zeigte die Ausströmung noch viel prachtvoller als früher. Sie hatte sich von der linken Seite, wo sie am 12. gestanden und wo am 13. ihre sehr veränderte Spur aufgefunden ward, wieder nach rechts bewegt und befand sich sehr nahe in der Richtung des Radius vector. Sie konnte bis 45 Secunden vom Mittelpunkte aus verfolgt werden, woraus eine Länge von 860 Meilen folgt.

Am 15. hatte die Ausströmung ihre Bewegung nach der rechten Seite zu fortgesetzt, wie man es nach den frühern Beobachtungen erwarten konnte. Uebrigens war weder die Längenausdehnung noch die Lebhaftigkeit des Glanzes mit der am 12. und 14. bemerkten zu vergleichen; es war eine in die Breite ausgedehnte Masse.

In den weiter folgenden, durch Witterungsstörungen nur sehr vereinzelt erhaltenen Beobachtungen zeigten sich fortwährend ähnliche Erscheinungen und die Richtung war bald rechts, bald links vom Radius vector.

Im Allgemeinen zeigen nun sowohl die hier angeführten, als auch die spätern Beobachtungen, daß die Richtung der Ausströmung veränderlich war im Sinne einer Pendelbewegung; daß sie am lebhaftesten und zugleich am meisten strahlenförmig erschien, wenn ihre Richtung mit dem Radius vector zusammenfiel; schwächer und formloser dagegen, wenn sie ihren größten Ausschlag nach rechts oder links machte. Bessel folgert aus seinen gesammten Beobachtungen, daß die Periode einer Schwingung 55 Stunden betrug und der Ausschlag nach jeder Seite hin 60 Grad. Indeß kommt doch unter den spätern Beobachtungen eine vor, die sich mit dieser Annahme nicht vereinigen läßt und der Vermuthung Raum gibt, daß die Periode keine ganz feste, oder daß außer der in den

vorstehenden Beobachtungen aufgeführten Ausstrahlung sich später noch eine andere gezeigt habe. In der That zeigte eine Beobachtung vom 22. October die Ausstrahlung nicht wie einen Fächer, sondern mehr in der Form eines zu beiden Seiten herabwallenden Federbusches, in auffallender Weise ähnlich der Heinsius'schen Zeichnung vom 11. Februar 1744.


22 Oct. 1835.

Die Erscheinung zeigte folglich eine so unverkennbare Beziehung zur Sonne, daß man mit Nothwendigkeit auf eine von dieser ausgehende Kraft geführt wird. Bessel findet, daß sie von der Anziehungskraft, welcher alle Körper des Sonnensystems und also auch dieser Komet unterworfen ist, verschieden sein müsse, da diese in keinem Fall eine so rasche Pendelbewegung, sondern nur eine, deren Periode mehrere Jahre ist, und auch diese nur bei einer ovalen Figur des Kometen, deren große Axe zur Sonne geht, hervorbringen kann. Es ergibt sich ferner aus Westphalen's Bahnberechnung, daß auf den Lauf des Kometen keine andere als die allgemeine Anziehungskraft wahrnehmbar gewirkt hat; mit andern Worten: daß die Attraction durch die andere, die Ausströmung bewirkende Kraft nicht alterirt worden ist.

Dies ist nur möglich, wenn die in Rede stehende Kraft eine polare, wie die des Magneten oder der elektrisch wirkenden Körper gewesen ist. Die Beobachtung von Heinsius am 11. Februar liefert eine directe Bestätigung, indem sie einen zweiten kleinern Lichtbüschel zeigte, so daß wir hier etwas wie Süd- und Nordpol sich Verhaltendes wahrnehmen. Unverkennbar bildet diese Ausstrahlung das, was wir den Schweif des Kometen nennen; sie ist so zu sagen seine Wurzel. Den Uebergang bildet die Nebelmasse, in die der Komet und seine Umhüllungen von allen Seiten eingehüllt sind und von dem aus im gewöhnlichsten Falle ein Schweif von beträchtlicher, sehr veränderlicher Länge ausgeht, in manchen Fällen jedoch auch mehrere. So zeigte der Komet von 1807 zwei Schweife, einen längern fast graden und einen von diesem abwärts gekrümmten √, einigermaßen dem griechischen γ gleich; der von 1824 zwei grade, die mit einander einen Winkel von 150 Grad machten; der von 1744 und einigermaßen auch der Donati'sche einen kleinen Nebenschweif.

Es ergibt sich also, daß diese Polarkraft, wenngleich ihrem Wesen nach bei allen diesen Kometen eine und dieselbe, doch ihre Wirksamkeit unter sehr verschiedenen Umständen äußert, über die sich, wenigstens im gegenwärtigen Stadium unserer Kometenkunde, nichts Näheres bestimmen läßt. Aehnlich wie der Magnet auf Stahl sehr stark, auf weiches Eisen weniger, auf Kobalt sehr schwach wirkt, obgleich es unzweifelhaft die gleiche Kraft ist, so mögen auch die Kometentheilchen je nach ihrer verschiedenen Naturbeschaffenheit die Wirkung in verschiedenem Maße erfahren, und es wird Kometen geben, in denen die Natur aller Theilchen ganz oder nahezu gleich, andere, in denen sie beträchtlich ungleich ist. Doch hier sind wir auf das Feld der Möglichkeiten gerathen und machen Halt, um uns nicht zu verirren. Hoffen wir, daß die Zukunft aufhellen werde, was uns jetzt noch dunkel ist.

Wir haben uns für den Kometen im Bisherigen allein an die Bessel'schen Beobachtungen und die von ihm gegebene Erklärung gehalten, bemerken aber, daß Struve, Schwabe und Andere, die ihn gleichfalls sorgfältig beobachteten, in allen wesentlichen Punkten mit Bessel übereinstimmen, was um so wichtiger erscheint, als die Nächte, in denen der Komet in Dorpat, Dessau, am Cap und andern Orten betrachtet wurde, nicht ganz dieselben wie in Königsberg waren, indem Trübheit und Heiterkeit locale Erscheinungen sind. Herschel II. am Cap konnte ihn bis zum 5. Mai 1836 beobachten, während er in Europa schon

seit mehreren Monaten unsichtbar war, mindestens schärfere Beobachtungen durch seinen zu tiefen Stand unmöglich machte. Aus demselben Grunde hatte man ihn am Cap erst gegen Ende October, also 2½ Monat später als in Europa, zu Gesicht bekommen. Herschel's Zeichnung zum 28. October (in seinen Cape Observations) gibt genau dasselbe Bild, was die gleichzeitigen europäischen Beobachtungen darbieten. Von besonderm Interesse aber sind seine Beobachtungen von 1836. Um ihn deutlich zu sehen, hatte Herschel mehrere Bäume, die ihm die Aussicht versperrten, umhauen lassen.

Die Ausströmung war erheblich größer geworden und nahm den ganzen Raum um den Kern herum ein, nur daß auf der der Sonne abgewandten Seite eine bestimmte Begrenzung fehlte. Außerdem aber zeigte sich ein grader scharfer Lichtstrahl, der sich sehr merklich von der Ausstrahlung unterschied und die Richtung des Schweifes (also von der Sonne abgewandt) zeigte. In den folgenden Tagen nahm die Ausstrahlung fortwährend an Ausdehnung, wie andererseits der Lichtstrahl an Länge zu. Von letzterm konnten an vier Tagen genaue Messungen erhalten werden, und es fand sich

Januar 25.	Länge des Strahls				91,7	Sec.
26.	"	"	"		159,5	"
28.	"	"	"		291,2	"
Februar 2.	"	"	"		561,7	"

Der Abstand von Erde und Sonne veränderte sich in dieser Zeit sehr wenig, also ist die so bedeutende Zunahme innerhalb acht Tagen eine reelle. — Für die Dimensionen der paraboloidisch geformten Ausstrahlung gibt Herschel mehrere Messungen; am 25. Januar ergab sich in grader Aufsteigung 229,4 Sec., in Declination 237,3 Secunden; am 1. Februar fand sich resp. 900 und 823,3 Secunden; am 4. Februar in Declination 937,7 Secunden. Also auch hier ein zwar ungleiches, aber ununterbrochenes Anwachsen. Der Kern, kaum 4 Secunden groß, stand nicht in der Mitte der Nebelhülle, sondern näher dem Scheitelpunkte. Höchst auffallend war die Veränderung am 25. Januar. Um 1 Uhr 38 Minuten Morgens die oben angegebenen Zahlen; nach 1¾ Stunden dagegen 196,7 und 252,0 Secunden. Während also die Ausdehnung von Osten nach Westen gemessen abgenommen hatte (wohl in Folge der helleren Morgendämmerung) hatte sie von Norden nach Süden gemessen zugenommen, und die fast ganz kreisförmige Gestalt war in eine merklich längliche übergegangen.

Herschel bemerkt ausdrücklich, daß in den wolken- und mondfreien Nächten alles den Kern und seine Umgebung Betreffende keineswegs verwaschen und unbestimmt, sondern immer scharf begrenzt erschien, und zwar bis zum 17. Februar. Von da ab wurden die Begrenzungen allmälig schlechter, das Licht der Ausströmung matter, das Ganze zerflossener, bis in der Mitte März jede Möglichkeit einer nähern Unterscheidung aufhörte, der scharfe Lichtstrahl verschwunden war und nur der sehr kleine Kern sich noch deutlich heraushob.

Am genauesten ließ sich stets der Abstand des Kerns vom Scheitelpunkte der Ausstrahlung bestimmen, und dieser wuchs vom 25. Januar bis 11. Februar von 118,3 bis 452,7 Secunden. Denkt man sich mit diesem Radius eine um den Kern als Mittelpunkt beschriebene Kugel und berücksichtigt bei der Berechnung zugleich den Abstand der Erde, so ergibt sich, daß in diesen 17 Tagen das Volumen dieser Kugel um das 74fache zugenommen hat. Ueber die spätere Zunahme kann nichts Genaues bestimmt werden, da wie erwähnt die Formen keine scharfe Begrenzung mehr darboten und endlich nur noch die alles Andere absorbirende Schweifmasse und in ihr der Kern des Kometen sichtbar war.

Wir müssen es uns versagen, die weitern höchst interessanten Bemerkungen und Schlußfolgerungen Herschel's aufzuführen. Man findet sie in dem erwähnten Werke: Results of astronomical observations at the Cape of Good Hope, London 1847, gr. 4, von S. 393—413.

Wir kommen nun zu dem schönen Kometen, der in den September- und Octobernächten des Jahres 1858 unsern Himmel zierte. Von Donati zu Florenz am 2. Juni entdeckt, zeigte er in den ersten Monaten seiner Sichtbarkeit nichts Besonderes. Ein schwacher Nebel ohne bestimmten Kern, nur teleskopisch sichtbar, war er weit entfernt, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. Erst als er im Beginn des Septembers besser zu Gesicht und gleichzeitig der Erde wie der Sonne immer näher kam, nahm das größere Publicum Notiz von ihm. Von Abend zu Abend nahm der Glanz seines Kopfes wie die Länge seines gekrümmten Schweifes zu,

und gleichzeitig entwickelte sich die Folge der merkwürdigen Erscheinungen, durch die er in der Kometographie Epoche macht. Wenngleich der Komet von 1744 sie eben so deutlich und an einigen Tagen vielleicht noch prachtvoller gezeigt hat, so sind doch die Beobachtungen von 1858 deshalb wichtiger, weil bei ihnen genaue mikrometrische Messungen in Anwendung gebracht werden konnten, während man 1744 die dazu erforderlichen Instrumente, und namentlich das Fadenmikrometer, noch nicht erfunden hatte.

Seiner großen Helligkeit ungeachtet war der Komet nicht am Tage sichtbar, wenigstens nicht im Klima von Dorpat. Ein einziges Mal (am 22. September) sah ich zwei Minuten vor Sonnenuntergang im Refractor eine Spur von ihm, da jedoch der Himmel sich schnell bewölkte, so konnte keine weitere Beobachtung stattfinden. Dem Kometen von 1744 stand er also wohl am Glanze nach; dagegen kam er dem von 1811 mindestens gleich und übertraf bei Weitem den Halley'schen, obgleich er fast dreimal so weit als dieser von der Erde entfernt blieb. Daß meine Beobachtungen erst mit dem 16. September beginnen, hat seinen Grund darin, daß anfangs die große Helligkeit unserer Sommernächte das diffuse Licht des Kometen nicht wahrnehmen ließ und später die in der Umgegend stattfindenden Moor- und Waldbrände den Horizont mit Rauchmassen erfüllten, der Komet aber ziemlich tief am Himmel stand. — Am 14. October sah ich ihn zuletzt. In weiter nach Süden gelegenen Gegenden konnte er nicht allein früher genau beobachtet, sondern auch eine längere Zeit nach dem Verschwinden in Dorpat noch gesehen werden. Indeß werde ich zunächst meine eigenen Beobachtungen ausführlicher geben und sodann die an andern Orten erhaltenen damit vergleichen. Die letztern stimmen übrigens darin überein, daß vor der Mitte September zwar eine allmälige Lichtzunahme und Anwachsen des Schweifes, sonst aber nichts Besonderes an diesem Himmelskörper wahrgenommen wurde.

Was man als Kern bezeichnen konnte, war gleich anfangs sehr klein und nahm an scheinbarer, mehr noch an wirklicher Größe fortwährend ab. Es möge bemerkt werden, daß ich ihn wie die andern Objecte nur dann gemessen habe, wenn sie sich in hinreichend scharfer Begrenzung zeigten. Ich fand für den Durchmesser des Kopfes:

	Berliner Mittlere Zeit		Scheinbare Größe in Sec.	Wirkliche Größe in Meilen	Mittel
Sept. 17.	5 h 50,4	Ab.	3,463	395	
18.	3 57,7	M.	3,566	406	
19.	5 55,3	Ab.	3,491	375	
21.	5 39,7	"	3,478	350	
25.	5 20,9	"	2,876	249	
59.	4 58,2	"	1,766	125	118
"	5 42,2	"	1,578	111	
Octbr. 7.	4 52,2	"	1,995	111	117
"	5 36,6	"	2,233	124	
8.	4 33,8	"	1,570	86	89
"	4 42,7	"	1,647	90	
"	4 45,7	"	1,647	90	
9.	4 32,9	"	1,432	78	80
"	4 40,9	"	1,367	.74	
"	5 13,8	"	1,608	87	

Die fortwährende Abnahme ist ungeachtet der schwierigen Messungen nicht zu verkennen; der Komet hatte in drei Wochen sein Volumen bis auf den 127. Theil vermindert, nämlich von 33 Millionen Cubikmeilen auf 260 Tausend. Wo ist nun diese Masse geblieben? Hat er sich etwa so stark verdichtet? Dann hätte man ein stärkeres Zurückwerfen des Sonnenlichts erwarten müssen, wovon Nichts bemerkt worden ist. Wir werden sogleich sehen, wohin sie gegangen sei.

Bei der ersten Beobachtung am 16. September zeigte sich ein vom Kerne ausgehender kleiner, aber sehr intensiv glänzender Büschel, dessen Richtung nach der Sonne zu ging. Die Farbe dieses Büschels war blaßroth, während Kern und Schweif keine Spur einer Färbung wahrnehmen ließen. Der nach einer Schätzung 4—5 Sec. im Durchmesser haltende Kern war in der Mitte heller als an seinen Rändern, was später nicht mehr wahrgenommen wurde.

Am 17. im Ganzen eben so und auch am Morgen des 18., wo zwar (1/4 Stunde vor Sonnenaufgang) noch eine schwache Spur der Ausstrahlung, vom Schweife jedoch Nichts mehr sichtbar war.

Am 19. Abends zeigte sich Alles merklich verändert. Die Ausstrahlung war nicht mehr büschel-, sondern fächerförmig, und breitete sich um den Kopf herum gegen 200 Grad aus, mit scharfer Begrenzung an den innern Seiten und etwas weniger bestimmter nach Außen, wo die Krümmung parabolisch erschien. Die Richtung (der Mitte) ging nicht ganz genau zur Sonne, auch war sie nicht genau der des Schweifes entgegengesetzt; beides fand nur nahezu Statt.

Diese Form der Ausstrahlung erhielt sich nun im Ganzen auch an den folgenden Abenden, nur war der Durchmesser stets veränderlich; auch breitete sie sich noch weiter um den Kern herum aus, so daß zuweilen kaum ein Viertelkreis frei blieb. Am 24. und noch deutlicher am 25. schien der Ausstrahlungsfächer kreisförmig zu sein. Von dem strahlenfreien Theile des Kerns aus zog sich eine dunkle Spalte durch einen beträchtlichen Theil des Schweifes hin.



17 Sept. 1858.

Die Begrenzung an der Sonnenseite war meistens nicht gradlinig, sondern concav, nur erschien dies nicht stets in gleicher Deutlichkeit. Am 19. und 28. war diese Concavität sehr gut wahrzunehmen; es bildeten sich dadurch an den Enden des Fächers zwei hornartige Spitzen. — Am 29. war der Anblick höchst prachtvoll. Es zeigten sich statt einer ziemlich gleichförmigen Ausstrahlung drei concentrische Ringe; der innerste am hellsten, hierauf eine dunklere Zone, nur wenig heller als der Schweif; die dritte und äußerste zwischen den beiden andern an Helligkeit das Mittel haltend. Im Laufe des Abends nahm das Ganze an Ausdehnung zu, aber an Glanz ab; Alles dies so scharf und deutlich, daß die Messungen eine Uebereinstimmung zeigten, wie ich sie nie bisher bei Kometen erhalten habe. Die anfangs sehr veränderliche Richtung der Ausstrahlung war seit einigen Abenden fast stationär geworden.

Am 30. anfangs Alles wie am vorhergehenden Abend, aber um 6½ Uhr bemerkte ich einen kurzen und feinen Strahl, vom Kerne nach Nordwesten (Richtung 320 Grad 2 Minuten) ziehend. Den Raum zwischen diesem Strahl und der fächerförmigen Ausströmung erfüllte ein mattes Licht, während an der andern Seite des Strahls ein dunkler Quadrant den übrigen Raum einnahm. Im Verlaufe des Abends ward das matte Licht immer heller, so daß es zuletzt von dem des Hauptfächers kaum mehr zu unterscheiden war. Erst am 6. October gestattete die Witterung wieder anhaltende Beobachtungen. Die drei concentrischen Abtheilungen zeigten sich heute ebenfalls, aber die Mittelzone sehr schmal, und das Ganze umfaßte reichlich ³/₄ des Umfangs. — Am 7. zeigte sich nur noch der innere Ring, aber größer als gestern, und in seinem Innern zwei längliche dunkle Stellen inselartig, die sich im Verlaufe des Abends gleich blieben. Zwischen dem Lichtringe und der Schweifmaterie zeigte sich noch, doch ohne scharfe Begrenzung, eine merklich dunkle Zone. Am 8. eben so, nur weniger deutlich. — Am 9. hatte der Durchmesser der Ausstrahlung wieder zugenommen; die linke (vorangehende) Seite war die hellere und in ihr sah man zwei dunkle Streifen in schräger Richtung; die rechte Seite zeigte auch kein gleichförmiges Licht, doch waren



25 Sept. 1858.

hier bestimmte Gestalten nicht zu erkennen. Sehr bestimmt und deutlich zeigte sich heute die dunkle Zone zwischen dem Ausstrahlungskreise und der Schweifmasse.

Von jetzt ab bis zum 14. konnte der Komet zwar noch an drei Abenden beobachtet werden, aber unter wenig günstigen Umständen, so daß von den erwähnten dunkeln


30 Sept. 1858.

Flecken nur noch schwache Spuren wahrgenommen wurden. Nach dem 14. October habe ich den Kometen nicht mehr gesehen.

In ähnlicher Weise, wie vorstehend für den Kern, habe ich auch für die Ausstrahlung die gemessenen Werthe berechnet; es findet sich der Halbmesser, vom Kern aus in der Mittelrichtung gemessen:

	Dorpater Sternzeit.		Meilen	
Septbr. 25.	6 h	31,2	1495	
26.	6	40,1	1657	
27.	6	17,3	1720	
29.	6	25,1	2072	das Ganze
„	7	46,9	1222	d. innerste Ring
„	7	51,9	2542	das Ganze
30.	6	9,5	1022	innerer Theil
„	6	19,5	2378	das Ganze
October 2.	8	52,2	1720	
6.	8	32,5	1533	
7.	5	50,0	986	
„	6	35,9	1108	
„	7	51,6	1508	
8.	5	46,0	1145	
„	6	9,0	1338	
9.	5	45,2	1271	
„	6	26,1	1591	

	Dorpater Sternzeit.		Meilen
October 12.	6	13,1	874
„	6	24,1	921
„	6	36,2	941
13.	5	41,3	899
„	5	46,3	910
14.	5	45,4	1206
„	5	53,4	1230

Es zeigt sich also hier an dem gleichen Abend eine beständige Zunahme, oft von 10 Meilen in der Minute, aber nicht immer von einem Abende zum andern. Hier kommen uns die Beobachtungen Chacornac's (in Paris) zu Hilfe. In diesem viel günstigern Klima und bei größerer Höhe des Kometen im October zeigte sich eine fortwährende Ablösung und Verflüchtigung der äußern Ringe, während die innern anwuchsen, sich concentrisch theilten und das frühere Spiel wiederholten. Chacornac hat nach einander acht Ringe sich ablösen und allmälig verschwinden sehen. Augenscheinlich also eine Materie, die dem Kern entströmte, sich zunächst nach der Sonne zu, bald aber auch weit nach rechts und links verbreitete und allmälig in den Schweif überging, der da, wo diese Ausströmung den Kern nicht umhüllte, gleichfalls einen dunkeln Spalt zeigte. Der fortwährend kleiner werdende Kern scheint vom 2. October an eine allmälig eintretende Erschöpfung zu verrathen, denn die Lichtringe werden intensiv schwächer und können sich nicht mehr sichtbar so weit als früher ausdehnen.

Die Richtung der Ausstrahlung schien anfangs in ähnlicher Weise wie beim Halley'schen Kometen eine pendulirende zu sein. Aber vom 26. September an ließen die Aenderungen, welche wahrgenommen werden konnten, eine solche Bewegung nicht deutlich erkennen. Die Richtung blieb von da ab immer gegen die zur Sonne gehende zurück, bald etwas mehr, bald weniger, und es scheint dies mit der zunehmenden seitlichen Ausdehnung der Ausstrahlung in Verbindung zu stehen. Denn während am 16. und den nächstfolgenden Tagen die Ausstrahlung von einem Punkte des Kerns ausging, zeigte sie sich später als Halb-, ja als Dreiviertelkreis, so daß nun eigentlich viele Richtungen concurrirten und (wie die Beobachtung am 30. sehr bestimmt andeutet) neue Ausstrahlungspunkte

sich bildeten, den Gesammtumfang vergrößerten und so eine veränderte Mittelrichtung finden ließen, ohne daß eine eigentliche Libration stattfand.

Nicht immer waren Kern und Ausstrahlung so bestimmt zu unterscheiden, was übrigens auch im Zustande unserer Atmosphäre, theilweise wenigstens, seine Erklärung findet.


7 Oct. 1858.

In solchen Fällen habe ich Messungen des Kerndurchmessers ganz unterlassen. Die von mir zu diesen Messungen angewandte Vergrößerung war eine 600 malige; mit einer geringern hätte man kaum ein bestimmtes Scheibchen wahrgenommen. Wo Alles so raschen und bedeutenden Veränderungen fortwährend unterworfen ist, kann man von vorn herein nicht erwarten, daß alle an verschiedenen Orten, mit Instrumenten von sehr ungleicher Kraft wie zu verschiedenen Zeiten gemachten Beobachtungen genau übereinstimmen sollen. Dennoch stimmen alle Beobachter rücksichtlich des allgemeinen Habitus der Erscheinungen und speciell der Form der Ausstrahlung überein. Einige, und darunter der Entdecker selbst, finden den Kerndurchmesser 1 bis $1^1/_2$ Secunden größer als ich; auch ist ihnen die Figur desselben länglich erschienen; Alle aber stimmen darin überein, daß sein Volumen in fortwährender Verminderung begriffen war.

Die Lebhaftigkeit der Ausstrahlung stand offenbar im umgekehrten Verhältnisse zur Entfernung des Kometen von der Sonne. Am 30. ging er durch seine Sonnennähe und um diese Zeit boten die concentrischen Lichtringe einen so prachtvollen Anblick, daß keine Beschreibung im Stande ist, ihm zu genügen. Auch erstreckten sie sich, wie die obige Zusammenstellung darthut, beträchtlich weiter als vor- oder nachher. Die einzelnen Ringe zeigten zwar während der ganzen Zeit der Erscheinung eine beständige Zunahme der Ausdehnung, aber gleichzeitig auch eine Schwächung des Glanzes, so daß die Verflüchtigung der äußern Ringe sie schneller unsichtbar machte. Es ist auch an und für sich nicht zu erwarten, daß eine Wirkung, die bis zu einem gewissen Moment in beständiger Zunahme war, nun plötzlich aufhöre. Die Ausströmung hat, wie die Beobachtungen in südlichern Gegenden darthun, auch nach dem 14. October fortgedauert, und wir haben überhaupt kein Datum, woraus auf ein völliges Aufhören während der diesmaligen Erscheinung des Kometen geschlossen werden könnte.


8 Oct. 1858.

Augenscheinlich hat der ganze Komet, den sogenannten Kern nicht ausgenommen, Nichts, was als solider Körper bezeichnet werden könnte. Seine Consistenz ist vielleicht nicht einmal so groß als die einer Staubwolke, denn diese ist nicht, wie der Komet, völlig durchsichtig. So reicht der allergeringste äußere Anlaß hin, Veränderungen wie die wahrgenom-

menen hervorzubringen, und ein solcher Anlaß ist die größere Nähe der Sonne. Wie bedeutend aber auch die Abnahme des Kernvolumens erscheinen möge, auf Null wird es dennoch nicht sinken. Das Volumen des Halley'schen Kometen im October 1835 war noch geringer als das kleinste des Donati'schen, und gleichwohl läßt sich nachweisen, daß dieser Komet schon elf Jahre vor Christo und seitdem wiederholt beobachtet worden ist, seine Existenz also als eine bleibende anzusehen und eine totale Verflüchtigung seines Centrums nicht zu erwarten sei. Ueber den Donati'schen, dessen Umlaufszeit 2000 Jahre übersteigt, liegen zwar keine ältern Nachrichten vor, doch kann dies Niemand befremden, der mit unserer Kometenkunde vertraut ist.


9 Oct. 1858.

Da ich nicht beabsichtige, hier das zu wiederholen, was in dem Eingangs erwähnten Aufsatze über die Kometen und deren Schweife gesagt ist, so füge ich nur die Messungen hinzu, welche wir hier in Dorpat erhalten haben.

Unter der Voraussetzung, daß der Schweif in der Ebene der Bahn gelegen habe, ergeben sich folgende Resultate:

			Scheinb. Länge	Wahre Länge
Septbr.	29.	9 h	20 Grad	$5\frac{3}{8}$ Mill. Meil.
October	2.	9	24 „	$6\frac{1}{8}$ „ „
	4.	9	30 „	$7\frac{1}{3}$ „ „
	5.	8	40 „	$9\frac{1}{5}$ „ „
	11.	7	27 „	6 „ „

Am 6. fand der Mitbeobachter Herr Lais eine scheinbare Länge von 43 Grad, was auf $10\frac{1}{2}$ Millionen Meilen führt.

Wenn bis jetzt nur wenige Kometen diese Erscheinung zeigten (nur am Hind'schen von 1847 entsinne ich mich, an einem Abend etwas Aehnliches, aber mit weit geringerer Bestimmtheit als am Donati'schen, gesehen zu haben), so liegt der Grund zum großen Theile darin, daß sie selten in eine so günstige Nähe und Stellung zur Erde und Sonne kommen; allerdings aber auch wohl in ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit, die zu verschieden ist, um überall die gleiche Art der Entwicklung erwarten zu lassen. Bei vielen, ja den meisten teleskopischen zeigt sich nicht einmal ein Schweif; die Gesammtmasse des in ihnen enthaltenen materiellen Stoffes scheint zu gering zu sein, um einen solchen für uns sichtbar zu bilden. Dann aber wird noch weit weniger die Ausstrahlung sichtbar sein. Bei dem großen Kometen von 1843 (der übrigens hier in Dorpat gar nicht zu Gesicht kam) war der Kopf so klein und unscheinbar und der Schweif gleichzeitig von so ungeheurer Ausdehnung, daß Bessel äußerte: er scheine seine ganze Kraft im Haarwuchse verbraucht zu haben. Dieser Komet, der in seinem Perihel die Sonnenoberfläche fast gestreift hatte, erschien an diesem Tage (28. Februar) am hellen Mittage dicht bei der Sonne dem bloßen Auge vollkommen deutlich. In dieser großen Nähe mag die Entwicklung der Ausstrahlung so rasch vor sich gegangen sein, daß für die nachfolgende Zeit dem Kerne nicht viel Materie mehr übrig blieb und fast alles Stoffliche sich im Schweife befand.

Zum Schlusse noch Einiges über die mehrfach besprochene Frage, ob der Komet von 1811 oder der von 1858 der hellste dieses Jahrhunderts gewesen sei. Der Verfasser hat den erstern freilich noch nicht als Astronom beobachtet, doch aber aufmerksam betrachtet, und ist überzeugt, die Erinnerung daran noch lebhaft bewahrt zu haben. Der große von 1811 wurde im März entdeckt

und nach dem Sommersolstitio sechs Monat hindurch mit bloßem Auge, ja mit Fernröhren bis August 1812 gesehen. In der Zeit seines größten Glanzes, vom September bis December, kam er in Norddeutschland dem Zenith nahe, und sein grader, gegen 30 Grad langer Schweif machte ihn zu einem prachtvollen Gestirn. Am 1. December stand er so, daß Athair (der helle Stern des Adlers) seinen Kopf zu bilden schien, wobei man übrigens wahrnehmen konnte, um wie Vieles das Licht eines Firsterns intensiver als das des glänzendsten Kometen sei.

In dieser langen Dauer des schönsten Glanzes kommt ihm nun der Donati'sche bei Weitem nicht gleich: wir sahen diesen nicht so viele Wochen, als jenen Monate hindurch. Auch blieb er stets dem Horizonte viel näher, während jener eine längere Zeit hindurch für Mittel- und Nordeuropa gar nicht unterging. Dagegen glänzte in den wenigen Tagen, wo er der Erde am nächsten stand (vom 5. bis 9. October) der Donati'sche allerdings heller als der Komet von 1811, und er nahm sich, mit Arktur verglichen, der am 5. seinem Kopfe nahe stand, etwa eben so aus, wie der 1811er gegen Athair.

An wirklicher Größe dagegen muß dieser den Donati'schen weit übertroffen haben. Denn während er der Erde nie näher als 25½ Millionen Meilen kam (am 15. October 1811) und von der Sonne damals noch weiter entfernt war, kam Donati's Komet der Sonne auf 11½, der Erde auf 12 Millionen Meilen nahe. In einer andern Jahreszeit wäre er sehr unscheinbar vorübergegangen; der Komet von 1811 muß jedesmal, wenn er (nach drei Jahrtausenden) die Erde wieder besucht, die Jahreszeit sei, welche sie wolle, glänzend am Himmel strahlen.

Eine Fahrt auf dem Saguenayflusse in Canada.

Ich wurde im vorigen Jahre einige Tage in Montreal durch einen Sturm festgehalten, welcher über die Gegenden am St. Lorenzstrome mit gewaltiger Stärke dahinbrauste und eine so rauhe Temperatur brachte, wie die herbstlichen Aequinoctialstürme, obgleich es mitten im Sommer war und die Bostonner, New-Yorker und Philadelphischen Blätter die Nachricht brachten, daß in diesen Städten die heißesten Tage der Jahreszeit herrschten und das Quecksilber hundert Grad Fahrenheit zeige. Ich befand mich jedoch ganz behaglich in Coleman's Montreal-House am Zollhausplatze und erfreute mich eines angenehmen Kaminfeuers, während draußen der Sturm heulte. Endlich ließ dieser nach; ein angenehmer Südwest erhob sich und fegte die kalten Nebel von dem Flusse; die halbvollendete Victoriabrücke wurde von meinem Fenster aus vollkommen sichtbar; blasse Strahlen der Morgensonne drängten sich zwischen den zerrissenen Wolken hindurch, welche über der St. Heleneninsel schwebten, und erregten die frohe Hoffnung auf einen freundlichen Tag. Um acht Uhr durchkreuzten wir den Strom, um in Longueuil Eisenbahnbillets nach Quebec zu nehmen.

Meine Reisegesellschaft bestand aus zwei jungen Damen, welche früher noch nie innerhalb der Besitzungen ihrer britischen Majestät gewesen waren, außer daß sie den Niagara gesehen hatten, und jeder Augenblick brachte ihnen daher etwas Neues.

Acht lange Stunden waren wir auf der Fahrt von einer alten indianischen Hauptstadt zu einer andern, von Hochelaga (Montreal) nach Stadacoué (Quebec), und ein großer Theil des Weges ging durch eine öde ebene Gegend, in welcher das Auge gar schnell durch die herrschende Eintönigkeit ermüdet wurde.

Von Longueuil nach Richmond zu ist die Gegend dicht mit französischen Canadiern besiedelt, deren weiß angestrichene Häuser die grüne Landschaft nach allen Seiten hin punktiren. Die erste Unterbrechung der Einförmigkeit war der Uebergang über die herrliche Brücke, welche den Richelieufluß, den Ausfluß des Champlainsees, überspannt. Der köstliche Anblick des Berges Beloeil, auf den ich meine Reisegefährten im Voraus aufmerksam machte, indem ich vor zehn Jahren mit hohem Vergnügen von den Richelieu-Stromschnellen bei Chambly aus das goldene Kreuz auf seinem Gipfel wie einen Stern am Westhimmel hatte funkeln sehen, wurde uns entzogen, weil sein luftiges Haupt von dichten Nebeln umhüllt war.

Ueber dieselbe todte Ebene hin eilten wir nach St. Hyacinthe, ein prächtiges französisches Dorf, und machten dieselbe Erfahrung wie ein gewisser witziger Pfarrer, welcher erzählte, er habe une maison, un four, un petit pont, une maison, un four, un petit pont — ein Haus, einen Backofen, ein Brückchen, ein Haus, einen Backofen, ein Brückchen — und so fort Meile um Meile, gesehen.



Häusliches Leben der französischen Einwohner.

Bald waren wir in Richmond und reisten nach halbstündigem Aufenthalte nach Quebec weiter. Die Gegend war jetzt eine ganz andere und Nachmittags um vier Uhr flogen wir über die Stromschnellen der Chaudière in kurzer Entfernung von ihren prächtigen Fällen dahin, bis wir bei Point Levi, Quebec gegenüber, hielten. Hier war es, wo mitten im fallenden Schnee des kalten Novembers von 1788 Arnold mit seinen Truppen eine vernichtende Erscheinung für die erschrockenen Einwohner der alten canadischen Hauptstadt war. Hier war es auch, wo sechzehn Jahre früher Wolfe jene Batterien errichtete, welche das alte am Zusammenflusse des Lorenz- und Charlesstromes gelegene Lower Town mehr als zur Hälfte vernichteten.

Wir setzten nun in einem Fährboote über den Fluß, wurden durch einen Omnibus nach dem Albionhotel gebracht und richteten uns am andern Morgen zur Abreise nach dem Saguenayfluß, einem Nebenflusse des Lorenzstromes, ein. Die Aussicht auf einen herrlichen Tag erfreute alle Passagiere am Bord des Dampfers „Saguenay," einem vortrefflich eingerichteten Schiffe unter der Führung eines ausgezeichneten Capitäns, der die Reise auf dem Lorenzstrome von Quebec bis zum Meere schon seit etwa einem Vierteljahrhundert machte.

In der That interessant war die Reise

auf dem breiten Rücken des großen Stromes, täglich saß ich dem Rade des Steuermanns gegenüber, die wechselnde Scenerie der Landschaft bewundernd und einzelne ihrer Erscheinungen mit eiligem Griffel skizzirend.

Links sahen wir gleich nach der Abfahrt die Montmorencyfälle in ihrer ganzen ehrfurchtgebietenden Größe, denn der Fluß war zum Ueberströmen voll. Wir fuhren an den herrlichen Gestaden der Orleansinseln mit ihren reichen Farmen und Gärten, ihren niedlichen Dörfern und Kirchen vorüber, und bewunderten am südlichen Ufer des Stromes die hohen Fälle von Beaumont. Die Scenerie ist so reizend, wie sie nur je ein Menschenauge erblicken kann. Dann sieht man



Isaak.

auf dem nördlichen Ufer die Laurentinberge in dunkelgrauen Massen mit den weißen Wolken, welche wie Vließe auf ihren Scheiteln liegen, während stolzer als alle übrigen Cap Anna und Cap Torment, letzteres etwa bis zur Höhe von 2000 Fuß über dem Fluthwasser, emporsteigen. Vor uns lagen zahlreiche Eilande, theis bewaldet, theils bebaut, oder auch bloße Felsenflächen.

Als wir die Pillars, zwei solcher Felsen, passirt hatten, hörten die Inseln auf, aber eine Menge Handelsschiffe belebten die ungeheuere Wasserfläche. Das Schiff legte zum ersten Male an beim River Ouelle, achtzig englische Meilen unterhalb Quebec, und steuerte dann hinüber nach der Murraybai am nördlichen Ufer. Beim Rivière de Loup, wo wir Abends landeten, war die Scenerie unbeschreiblich schön.

Unsere Dampfpfeife hatte unsere Ankunft in dem noch anderthalb Meilen entfernten Dorfe bereits angemeldet, und als wir auf dem langen winkligen Werft ankamen, welches sich von dem kleinen Vorgebirge Loup Point aus weit an der Mündung des Flusses hinzieht, kamen uns schaarenweise Karren und Kutschen entgegengeeilt, um Fracht und Passagiere aufzunehmen. Ein Theil unserer Gesellschaft ging an das Land und wendete sich dem Dorfe zu, während ich mit einigen Andern am Strande spazieren ging, wo wir eine prachtvolle Gattung fleur de lis antrafen. Das Zwielicht war kurz und ein kalter Nebel, welcher mit der Fluth sich einstellte, machte unsern Rückzug nach dem Schiffe zu einer Maßregel der Vorsicht, an welche sich Alle anschlossen.

Der Rivière de Loup ist der breiteste Nebenfluß des Lorenzstromes in dieser Gegend des südlichen Ufers und gibt dem niedlichen kleinen Dorfe an seiner Mündung den Namen. Bei der Brücke, welche ihn überspannt, ist er achtzig oder neunzig Ellen breit und so seicht, daß er kaum für Canoes schiffbar ist. In der Nähe des Dorfes rauscht er über einen Felsendamm und bildet einen wunderschönen Wasserfall. Rings umher ist eine vortrefflich angebaute Gegend, welche den Holzfällern, die in der in einiger Entfernung gelegenen Wildniß ihr mühsames Geschäft treiben, die nöthigen Lebensmittel liefert.

Gewöhnlich liegt das Boot beim Rivière de Loup bis ein Uhr Morgens, kreuzt dann den Lorenzstrom und fährt nach der Mündung des Saguenay, um diesen Strom bei Tage hinauf- und hinabfahren zu können. Diese Nacht aber kam ein dichter Nebel und wir schlummerten ungestört bis Tagesanbruch. Der Nebel war um diese Zeit so dicht, daß der Blick nicht bis an's Ende des Werfts

reichte. Ich ging an's Land, und entwarf einige Skizzen, bis mich die Frühstücksglocke zurückrief. Der Capitän bestimmte elf Uhr als die Abfahrtszeit, falls es der Nebel erlaubte, daher benutzten Mehrere diese Zeit zu einem Ausfluge nach dem in der Nähe der Mündung des Flusses gelegenen Dorfe, während ich mit einigen Andern die Wohnung der Indianer aufsuchte, die wir am vorhergehenden Abend bemerkt hatten.



Indianische Wohnung

Wir fanden zwei Männer und zwei Frauen von mittlerm Alter und ein junges Mädchen, eine Tochter von einer derselben, alle fünf in einem mit Rinde bedeckten Wigwam wohnend und mit der Verfertigung von Körben, Bogen, Pfeilen und Spielzeug-Canoes beschäftigt. Sie gehörten dem Stamme der Micmacs an, welcher hier eine Niederlassung von etwa sechzig Männern nebst ihren Familien hatte, die einen Theil eines von Graf Dalhousie ihnen zur Zeit, wo er Gouverneur von Canada war, überlassenen Stadtgebietes bebauten. Eine unserer Damen, welche in Green Island lebte, dem gegenüber dieser Stamm wohnt, unterhielt sich mit ihnen lebhaft in der Micmacsprache und französisch. Die älteste der Indianerfrauen sprach auch vollkommen englisch. Isaak, der älteste der beiden Männer, war stämmig gebaut und von athletischem Aussehen, und hatte den größten Mund, den ich jemals im Besitze eines Menschen gesehen habe. Er war halb indianisch, halb französisch-canadisch gekleidet mit einer Ledertasche an der Seite, in der er Messer, Pfeife, Tabak und Geld aufbewahrte. Während er dasaß und Stäbe zu Körben zurechtmachte, zeichnete ich ihn ab, und als dieses Bild von Hand zu Hand ging, erregte es das kräftigste Gelächter in der dunkelfarbigen Gruppe.

Ich hatte eben ein Abbild des offenen Wigwams und der alten Frau entworfen, welche mit dem Verfertigen kleiner Canoes für uns beschäftigt war, als die Glocke des „Saguenay" uns nach dem Werft rief. Glücklicherweise waren unsere Canoes so eben fertig geworden und indem wir unsern freundlichen Micmacs bon matin sagten, eilten alle Anstrengung, so nahe waren wir diesem, und dennoch vermochte man sich gegenseitig nicht zu sehen. Bald darauf aber befanden wir uns wieder in vollem Fahrwasser und Capitän Simard bemerkte von einem Mastkorbe aus über den Nebel hinweg die Gipfel der Berge, welche die Einfahrt in den Saguenay begrenzen.



Einfahrt in den Saguenay.

wir zu unserm Schiffe und waren bald draußen auf dem Lorenzstrom nach der Mündung des dunkeln Saguenay zu.

Bevor wir diese erreichten, lagerte sich ein so dichter Nebel über den Strom, daß wir Nichts in nur einiger Entfernung erkennen konnten und vor Anker gehen mußten. Der Capitän wußte nicht mehr, in welcher Gegend des Flusses wir uns befanden, doch belehrte ihn ein während des Nebels alle halben Stunden von Green Island herkommender Kanonenschuß über unsere ungefähre Position. Wir waren seiner Meinung nach nahe am Leuchtthurm von Red Island; wirklich erhielt er auf einen lauten Ruf sofort Antwort und die Officiere des Schiffes unterredeten sich mit der Besatzung des Leuchtthurms ohne

Die Mündung des Saguenay mit ihren verschlungenen felsigen Canälen war voll Nebel, aber über ihm konnten wir die hohen felsigen Ufer betrachten, welche sich traurig und unfruchtbar über sechzig Meilen von der Mündung hinerstrecken. In der Entfernung stiegen blaue Hügel einer über dem andern empor und über ihnen schwammen Massen von reizend gestalteten und von der Abendsonne wundersam gefärbten Wolken.

Wir legten zunächst bei L'Ance à L'Eau an, machten von da einen Ausflug nach Tadoussac und hatten Zeit genug, das Dorf zu besuchen und eine Kirche zu betrachten, die eins der ältesten Gebäude ist, welche die Franzosen in Canada errichteten. Ihr Inneres ist etwa fünfundzwanzig bis dreißig



Alte Kirche zu Tadoussac

Quadratfuß groß, mit einem niedlichen Altar und Zubehör, welche zum Theil in einem achteckigen Ausbau im Hintergrunde der Kirche stehen. Das Altarbild stellt die Kreuzigung dar. Links hängen zwei Bilder, das eine ist das Porträt des ersten Priesters, welcher nach Canada gekommen ist, das andere die Darstellung einer biblischen Geschichte. Rechts zeigt ein Gemälde einen Engel, der ein kleines Kind leitet. Die Decke ist gewölbt und blau bemalt. Dem Altar gegenüber ist ein schmaler Chor und unten stehen rohe hölzerne Bänke für die Gemeinde. Auf einer Seite der Kirche befindet sich ein Gottesacker mit einigen Gräbern.

Wie die Kirche, ist auch die Gemeinde von Tadoussac klein, da der Ort nur eine Station der Hudsonsbai-Gesellschaft und eine Lachsfischerei ist, wo sich das Wohnhaus, die Proviantgebäude und Niederlagen der Gesellschaft und einige andere einfache Wohnungen befinden.

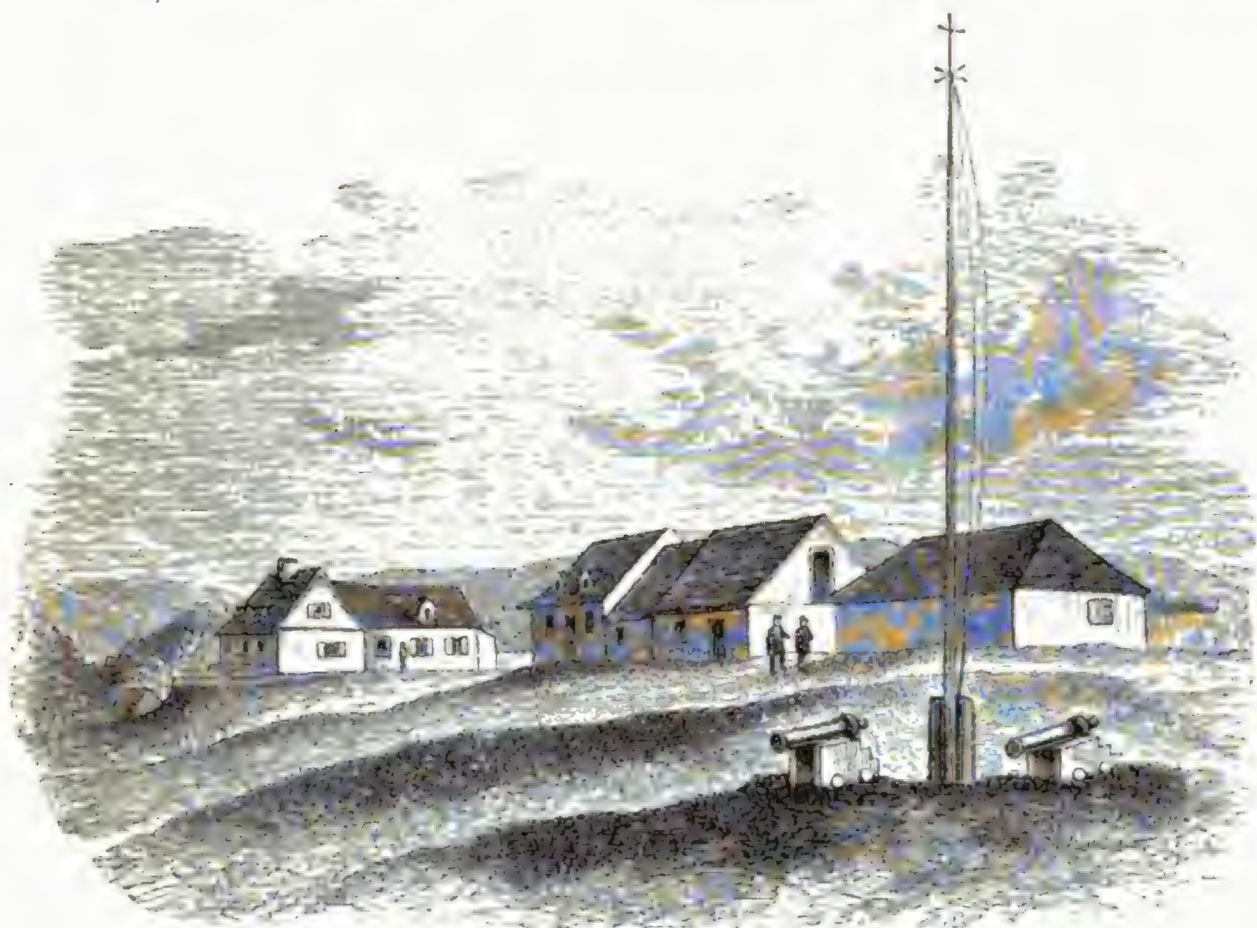
Die erwähnte alte Kirche steht auf der hohen Alluvialbank, welche die schöne Tadoussacbai mit ihren Umgebungen und den vor ihr liegenden breiten Lorenzstrom beherrscht, dessen südliches Ufer bei hellem Wetter vollkommen sichtbar ist. Die Bai ist eine vorzügliche Station für Lachsfischfang und ich fand dort — wo wären sie nicht



Tadoussacbai.

zu finden? — einen unternehmenden Yankee aus Massachusetts an der Spitze eines Fischereietablissements. Von ihm erhielt ich mancherlei Auskunft über den Ort und die Umgegend, und er war so befriedigt von meiner Skizze der Bai, die ich vom Flaggenstocke aus aufnahm und welche im Vordergrunde seine Netze zeigte, daß er mir eine ausgezeichnete Lachsforelle verehrte, welche eben frisch aus dem Wasser kam und am andern Morgen von unserer kleinen Gesellschaft zum Frühstücke verspeist wurde.

Franzosen gebautes Festungswerk stand; und in der Nähe des Flaggenstocks kann man den Grund eines Gebäudes sehen, welches das erste aus Stein und Mörtel gebaute in Canada gewesen sein soll. Es war die Wohnung und Missionsstation des Vater Marquette, des Erforschers des Missisippithals. Hier soll auch am 1. September 1535 Jacques Chartier, der Entdecker des Lorenzstromes, den ersten Fuß auf canadischen Boden gesetzt haben und in die Mündung des tiefen und dunkeln Saguenay eingelaufen sein.



Hudsonsbai-Station in Tadoussac.

Tadoussac liegt etwa hundertunddreißig Meilen von Quebec und ist seit der Gründung der Hudsonsbai-Gesellschaft, länger als anderthalb Jahrhunderte, immer ein Handelsposten dieser Corporation und Residenz eines ihrer Mitglieder und eines Agenten gewesen. Sie haben dort ein hübsches einstöckiges Haus nebst andern nöthigen Baulichkeiten, einen von zwei eisernen Kanonen flankirten Flaggenstock und einen schönen Garten. Dieser und einige andere Strecken cultivirten guten Landes liefern eine hinlängliche Menge von Vegetabilien für die Bewohner des Ortes. Ein wenig hinter den Gebäuden liegt ein Gehölz von herrlichen Tannen. Diese bezeichnen die Stelle, wo einst ein von den

Es war zehn Uhr Abends, als wir weiter reisten. Ich ging auf dem Decke spazieren und genoß eines wundervollen Anblickes. Zu beiden Seiten erhoben sich hohe, fast ganz kahle, schwarze Felsenufer; links erschien der Mond über den Spitzen der Felsen, rechts strömte ein Nordlicht mit einem in niedern Breiten selten gesehenen Glanze empor. Hier und da schimmerte die Laterne eines Lachsfischers an dem Ufer, von Wohnungen aber keine Spur! Erst spät zog ich mich von dem herrlichen Anblicke zur Ruhe zurück.

Der Saguenay wird durch zwei Ausflüsse des Sees St. John gebildet, eines beträchtlichen Wasserkörpers von etwa fünfhundert Quadratmeilen Oberfläche und in einer



Statue-Point.

Wildniß hundertunddreißig Meilen von Tadoussac liegend. In seinem obern Laufe zeigt der Fluß mehrere herrliche Wasserfälle, wo das Wasser von Felsenbänken von zweihundert bis tausend Fuß Höhe herabrauscht. Unterhalb dieser Cascaden ist der Lauf desselben in Folge der vorspringenden Vorgebirge äußerst buchtenreich. Trotz seiner ungeheuern Tiefe ist seine Strömung ungemein reißend zur Zeit der Ebbe und ihr Einfluß wird im Lorenzstrome meilenweit gefühlt. Mehr als dreißig Flüßchen ergießen ihre Wogen in ihn und das Wasser ist so dunkel, daß es dem vom Bord des Schiffes Hinabschauenden wie Tinte erscheint. Es ist auch ungemein kalt und weiter oben kann man Seehunde beim Verspeisen von Lachsen beobachten, während in frühern Zeiten das Walroß der arktischen Regionen daselbst gefunden wurde.

Wir schifften den Strom nach der Grandbai oder Hahabai während der Nacht hinauf und schliefen fest bis nach zwei Uhr Morgens, wo der Schall geschäftiger Füße und das Geschrei der Schiffsmannschaft den Schlaf von unsern Augenlidern verscheuchte. Als wir aufgestanden waren, sahen wir die Dämmerung im Westen aufsteigen und unser Schiff grade am Eingange der Hahabai. Ihr Name soll ihr von frühern Reisenden gegeben sein, welche nach einer stürmischen Fahrt von unten herauf plötzlich in diese ruhige und völlig vor Wind geschützte Bai einliefen und ein freudiges Ha ha! ausriefen. Andere sagen, daß ihr indianischer Name Heskuewaska Gelächter- oder Lachbai bedeute. Ihr Ankergrund ist gut und ihre Tiefe und Ausdehnung genügen für eine bedeutende Flotte. In ihrer Nähe beginnen die Berge zu verschwinden und eine gut angebaute Ebene breitet sich aus.

An jedem Ende der Hahabai liegt ein kleines Dorf. Beide zusammen haben etwa

hundertundfünfzig Familien, einige schottischen Ursprungs, die meisten französische Canadier. Sie besitzen eine Kirche und bebauen viel Land, doch ist ihre hauptsächlichste Beschäftigung die Production von Bauholz. Obgleich in weit höherer Breite liegend als Quebec, soll das Klima hier dennoch milder sein und auch die Tadoussacbai ist im Frühjahr etwa drei Wochen früher offen als der Hafen von Quebec. Beide Orte liegen jeder an einem Flusse, welcher Sägemühlen treibt, die einen bedeutenden Absatz haben.

Unser Dampfer besuchte nur das Dorf auf der Nordseite. Die Sonne ging eben auf, als wir wenige Faden vom Gestade Anker warfen.

Am Ufer erwartete eine zahlreiche Menge unsere Ankunft und mehr als zwanzig Karren und Wagen waren bereit, um Passagiere und Fracht aufzunehmen. Diese wurden alle in Booten an's Ufer gebracht; ein herrlicher Grauschimmel wurde vom Dampfer herab über Bord getrieben und mußte schwimmend die sandige Küste erreichen, wobei ein Mann in einem Boote ihn durch einen langen Halfterriemen unterstützte, an dem er ihn hielt.

Wir hielten uns an der Spitze der Hahabai nur drei Viertelstunden auf. Dann begannen wir unsere Rückreise den Saguenay abwärts auf L'Ance à L'Eau zu. Es war eine Reise, welche dem Gedächtnisse eine zahlreiche Reihe der wundervollsten Anschauungen einprägte, herrlicher als ich sie jemals in gleich geringem Maße von Zeit- und Raumausdehnung beisammen gesehen zu haben mich erinnern kann.

Unter den herrlichen Ansichten der wechselvollen Scenerie macht der Statuepoint einen wunderbaren Eindruck. Es ist dies ein hohes, steiles Felsenvorgebirge, welches etwa achthundert Fuß über der Wasserfläche eine



Cap Trinity und Eternity.

gothisch geformte Grotte zeigt, wahrscheinlich den Eingang zu einer Höhle. In diese geheimnißvolle Wölbung hat noch kein menschliches Auge geschaut. Bis vor zwei oder drei Jahren stand ein hellfarbiger Fels am Eingange derselben, welcher vom Fluß aus wie eine Statue aussah, indem seine Form der menschlichen Gestalt glich. Man glaubt, daß der Frost mit seinem mächtigen Hebel oder der Blitz mit seinem feurigen Streiche denselben herabgeworfen und im Grunde des Flusses gebettet hat, der hier tausend Fuß unterhalb des Wasserspiegels liegt.

in die Trinitybai am südlichen Ufer. Trinitybai ist eine weite halbzirkelförmige Oeffnung, ganz mit Felsen umgeben und bei ihrem Eingange eine Meile breit, wo sie von zwei ungeheuern Felsmassen flankirt wird, welche beide fast perpendiculär emporsteigend, sich achtzehnhundert Fuß über die Wasserfläche erheben. Die nördliche Erhebung wird Cap Trinity genannt von drei verschiedenen Spitzen, welche sich auf ihrem hohen Scheitel zeigen; die südliche heißt Cap Eternity, zu welcher Vorstellung der Anblick ihres scheinbar unverwüstlichen und ewig



L'Ance à L'Eau.

Von hier bis Tadoussac setzte sich die pittoreskeste Scenerie fort. Vor ungefähr achtzig Jahren beraubte ein großer Brand eine weite Strecke auf der nördlichen Seite hin die am Ufer emporragenden Berge ihres mächtigen Urwaldes, und in neuerer Zeit wurde auch auf der südlichen Seite des Flusses ein großer Theil desselben auf gleiche Weise vernichtet, einige Stellen vor so Kurzem, daß noch jetzt entastete Stämme und rauhe Felsen von der Wirkung des furchtbaren Elementes geschwärzt sind.

Jetzt naht sich der Reisende dem großartigsten Anblicke des Saguenay, dem Eingang

dauernden Materials hinführte, welches primitiver Granit sein soll, ein Punkt von einer der großen Rippen, welche das Gerüst unsers Erdballes bilden.

Das Wasser zu Füßen dieser Caps soll eben so tief sein, wie die Höhe der Berge über ihm, und unser Schiff strich so nahe an den Seiten der mächtigen Felsen dahin, daß wir die Zweige der aus den Spalten hervorwachsenden verkrüppelten Fichten berühren konnten.

Als wir nun noch St. Louis Island passirt hatten, eine felsige, rauhe, mit verkrüppeltem Fichtenholze bewachsene Insel, näherten wir

uns dem Ende unserer Fahrt stromabwärts. Die Sonne stand fast im Mittagspunkte, der Himmel war klar, nur einige Nebelflocken hingen an den höchsten Bergspitzen, die Atmosphäre war still und Alles versprach einen schönen Nachmittag. Aber als wir uns L'Ance à L'Eau näherten, trieb eine starke Brise vom Lorenzstrome her uns einen dichten Nebel entgegen. Unser vorsichtiger Capitän mochte während eines so starken Nebels die Durchfahrt durch die verschlungenen Canäle, welche aus dem Saguenay herausführen, nicht unternehmen und legte am Ufer an.

L'Ance à L'Eau ist ein kleiner Ort, der auf den Felsen mitten im Flusse an einer gutgeschützten Bucht erbaut ist und hauptsächlich von Fischern und Bauholzproducenten bewohnt wird. Hier hatten wir einen Reisegefährten, Sir St. George, zurückgelassen, der nicht des Anblicks seiner herrlichen Ufer, sondern des Vergnügens des Fischfanges wegen nach dem Saguenay mitgereist war. Diese Lust konnte er hier in vollen Zügen genießen, denn der Fluß wimmelt von Salmen, Lachsforellen, Hechten, Weißfischen, gemeinen Forellen, Stockfischen und Häringen, und für die höhere Jagd waren Braunfische, Störe und Gibardwale genug vorhanden. Auf einem grünen Vorsprung hatte Sir St. George sein Zelt aufgeschlagen und der Rauch seiner improvisirten Küche war auf dem Dampfer deutlich erkennbar. Ich und einige Begleiter beschlossen, ihm einen Abschiedsgruß zu bringen und einen Blick in sein Zeltleben zu werfen. Wir wurden sehr freundlich empfangen und mit verschiedenen Erfrischungen bewirthet, nachdem eine gewaltige Dogge und ein schwerer Ofen entfernt waren, um den umfangreichen Gewändern der Damen freien Eingang zu gewähren.

Der Nebel hielt uns zwei Stunden in L'Ance à L'Eau fest, und so war es mir verstattet, eine Skizze von dem Dorfe zu entwerfen; selten halten hier die Dampfer länger als eine halbe Stunde an, und ohne diesen Nebel wäre es mir nicht vergönnt gewesen, L'Ance à L'Eau und Tadoussac zu besuchen.

Nachdem uns die Schiffsglocke zurückgerufen hatte, setzten wir unsere Heimreise fort und landeten glücklich in Quebec, von wo wir vor drei Tagen abgereist waren.

Die Zahlenverhältnisse des Menschenkörpers.

Von

Dr. Eduard Fichte.

Wenn es nicht schon ausgesprochen wäre, doch G. H. v. Schubert weist darauf hin, so würde es aus den nachfolgenden Betrachtungen sich ergeben, daß die Zahlenverhältnisse am menschlichen Körper eine Regelmäßigkeit aufweisen, die nur dem unwichtig und gering erscheinen mag, der noch nicht darauf aufmerksam wurde, wie bedeutungsvoll in der Sprache des Geistes die Zahl sei.

Freilich, schlägt man das nächste, beste anatomische Handbuch auf und läßt sich belehren, daß das Gerüst des erwachsenen Körpers aus 255 Knochen zusammengesetzt sei, daß andere Anatomen deren nur 223, wieder andere 217 annehmen, je nachdem sie die 32 Zähne, welche zu den Eingeweiden gehören und die 6 Gehörknöchelchen, welche den Sinnesorganen beizurechnen sind, mitzählen; lassen wir uns genügen mit der Thatsache, daß der Kopf aus 22, der Rumpf aus 51, die Hand aus 27 Knochen gebildet werde, u. s. f., so sucht man allerdings hier eine Regelmäßigkeit, eine Zurückführbarkeit dieser Zahlen auf einfache Größen vergebens. Aber auch hier gilt der Satz:

> Dich im Unendlichen zu finden
> Mußt unterscheiden und dann verbinden.
> (Goethe.)

Man muß den Körper nach den Beziehungen seiner Theile zu ihrer Function und ihrer Entstehungsgeschichte bei der so wunderbaren Hervorbildung seiner einzelnen Organe aus dem ersten Keime, dem Ei, sich zerlegt denken, dann kommt Klarheit in's Chaos. Dann sieht man, nicht mit Erstaunen (denn der in Erkenntniß der Natur tiefer Eingedrungene erwartet es nicht anders), aber mit Bewunderung, wie auch hier die durch Naturforschung und Philosophie immer mehr bestätigte Wahrheit gilt, daß in der Schöpfung überall strenge Gesetzmäßigkeit waltet; ja man wird in diesen scheinbar ganz

unwichtigen Dingen sogar eine Uebereinstimmung mit höhern, allgemein giltigen Naturgesetzen angedeutet finden.

Es ist nämlich, und dies ist der specielle Gegenstand unserer Darstellung, merkwürdig, daß gewisse Zahlen am menschlichen Körper weit häufiger vorkommen als andere, und es ist ferner ein in Bezug auf die Stellung des Menschenleibes im gesammten Naturreiche gewiß nicht unwichtiges Factum, daß die nämlichen Zahlen auch sonst in der organischen und anorganischen Welt eine hervorragende Rolle spielen und wohl hauptsächlich in Folge dessen zu allen Zeiten für bedeutungsvoll gehalten wurden. Wir heben zunächst die Sieben- und Fünfzahl hervor, die sammt ihren Mehrheiten am Menschenkörper vorherrschen, während von den darüber liegenden Größen, ferner von der Sechs, der Vier und Drei kein oder kaum ein Beispiel zu finden ist. Häufiger als jede andere ist jedoch, wie Jeder ohne Mühe sieht, am Körper des Menschen und jedes Thieres die Zwei- und Einszahl. Auf das Vorkommen dieser beiden letztern müssen wir somit hauptsächlich eingehen und brauchen dabei nicht zu fürchten, in's Triviale zu fallen, wenn wir vom physiologischen Standpunkte das Verhältniß derselben zu einander erörtern. Vorläufig können wir auf den merkwürdigen Gegensatz zwischen den höhern und den niedern in diesen Zahlenpaaren, der Sieben und Fünf einer-, der Zwei und Eins andererseits, aufmerksam machen, daß jene, die Zwei und die geheimnißvolle Sieben, mehr solchen Theilen angehören, welche dem geistigen und bewußten Leben dienen und auch der Lage nach höher sind, während die Eins und die Fünf ihr Gebiet vorwiegend in den vegetativen, ausschließlich die Ernährung des Körpers vermittelnden Theilen haben.

Der Leser hat schon erkannt, daß wir hier nur von den gröbern, jedem Auge zu Tage liegenden Verhältnissen, nicht aber von den meist nur mit scharfen Vergrößerungsgläsern sichtbaren Elementartheilen des Körpers handeln. Was diese, die Nerven und Muskelfasern, die unsere Oberhaut bildenden Plättchen (Epitheliumplättchen) u. s. f. anbetrifft, so kann von einer Bestimmung ihrer Zahl im Körper wohl niemals die Rede sein. Ihre Menge zählt sich nach Milliarden und könnte nur ganz im Großen annähernd berechnet werden, indem man, um ein Beispiel der allerleichtesten Art zu wählen, zählt, wie viel Haare durchschnittlich auf den Raum einer Quadratlinie stehen, um sodann durch Multiplication zu finden, wie viel auf der ganzen, gleichfalls mehr nur der Schätzung als genauen Messung zugänglichen Kopfhaut vorhanden sein mögen. Es wäre übrigens ein ebenso zweckloser, als auch unausführbarer Versuch, jene mikroskopischen Urbestandtheile eines Körpers vollständig zählen zu wollen, unausführbar schon aus dem Grunde, weil der rasche Stoffwechsel ein stetes Untergehen und Neugestalten, also ein beständiges Schwanken ihrer Zahl bedingt. Wir müssen jedoch, da wir einmal in diese Abschweifung gerathen sind, zur Steuer der Wahrheit hinzufügen, daß man sich in neuerer Zeit wirklich mit der Zählung wenigstens eines und eines der wichtigsten Elementartheile beschäftigt hat. Ein erfinderischer und scharfsinniger Physiolog, Professor Dr. Vierordt in Tübingen, hat die Zählung der Blutkörperchen, jener napfähnlichen gelben Scheibchen, die dem Blute seine Farbe ertheilen, unternommen. Allein hier handelte es sich nur darum, wie viel dieser Gebilde in einem mikroskopisch gemessenen Bruchtheil eines Tropfens Blut enthalten sind; hier wollten nur Verhältnißzahlen dieser Körperchen zur Blutflüssigkeit und zu andern ungefärbten im Blute schwimmenden Kugeln gefunden werden; aus den Schwankungen dieser Verhältnißzahlen beim gesunden und kranken Menschen, zu verschiedenen Tageszeiten u. s. f. kann der Physiolog die wichtigsten Schlüsse machen, und vielleicht auch zu dem bis jetzt auf den verschiedensten Wegen vergeblich angestrebten Ziele gelangen, die gesammte Blutmenge eines Menschen durch Berechnung (denn anders ist es unmöglich) bestimmen zu lernen. Wie langsam muß die Wissenschaft jeden Fortschritt mühselig erobern! Die Resultate sind oft in einen kurzen Satz zusammenzudrängen, die die Arbeit eines halben Menschenlebens ausmachen.

Doch zurück zu unserm speciellern Thema!

I. Von der Eins- und Zweizahl des menschlichen Leibes und Lebens.

Die Pflanze hat ein Oben und Unten, ein dem Lichte zugekehrtes und ein in die Tiefe versenktes Ende, Organe mit verschiedener zur Existenz nothwendiger Function. Durch diesen Gegensatz von Oben und Unten drückt die Pflanze ihre höhere Stellung im

Naturreiche aus, gibt sie sich als organisirtes Wesen zu erkennen und unterscheidet sich hierdurch schroff vom Steine, bei dem ein solcher Gegensatz seiner einzelnen Stücke nicht existirt. Das Thier verräth durch seine äußere Gestalt sogleich, daß es eine noch höhere Stufe als die Pflanze einnimmt, es hat nicht nur ein Oben und Unten, d. h. Kopf und Rumpfende, sondern auch seine symmetrische rechte und linke Seite. Nur die ganz unvollkommen gebildeten Pflanzen und Thiere machen von diesem Gesetz eine Ausnahme; im Thierreiche tritt schon tief unten in der Classe der Wirbellosen jene charakteristische Eigenschaft auf, daß der Körper in zwei seitliche, gleichgestaltete Hälften sich zertheilen läßt. Die seitliche Symmetrie ist der erste und vorzüglichste Ausdruck des vorwiegenden Dualismus, d. h. des Vorherrschens der Zweizahl in der animalen Welt. Dieser Dualismus tritt am entschiedensten im Aeußern des Körpers in die Erscheinung, die hier sichtbaren Theile sind meist paarig und zu beiden Seiten der Mitte symmetrisch gelegen, oder so weit sie nur in Einszahl vorhanden sind, wie Nase und Mund, zerfallen sie durch die gedachte Mittellinie des Körpers in zwei gleiche Hälften. So ist denn auch die vollkommen seitliche Symmetrie des Menschenkörpers etwas uns so Angewohntes, daß unser Auge dieselbe als nothwendig fordert und schon geringe Verstöße dagegen, größere Höhe einer Schulter, leichte Schiefheiten und seitliche Verziehungen des Antlitzes als erhebliche Schönheitsmängel empfindet. Auch die Kleidung und der sonst noch so künstlich und künstlerisch erdachte Haarschmuck der Frauen muß dieser Naturregel der seitlichen Symmetrie folgen; nur der Mann hat sich, seine freiere Stellung andeutend, von derselben emancipirt, eine mittlere, symmetrische Scheitelung des Haares verleiht ihm den Ausdruck pedantischer Sonderbarkeit, wie umgekehrt die seitliche Scheitelung unsere Frauen unvortheilhaft kleidet.

Aber auch im Innern des Körpers herrscht jener Dualismus gewaltig vor, und die Einzahl wird auf wenige Organe eingeschränkt, welche fast ohne Ausnahme dem rein vegetativen Leben des Körpers dienen; ja die symmetrische Gleichheit beider Körperhälften geht oft so weit, daß selbst kleine Anomalien, z. B. im Verlaufe von Gefäß- und Nervenstämmen auf beiden Seiten in gleicher Weise vorkommen.

Es dürfte nicht uninteressant sein, auf raschem Durchgange durch die Systeme des Körpers, diese nur in Einszahl vorhandenen Körpertheile näher zu bestimmen; allein dies ist nicht immer ganz leicht, denn manche unpaarige Körpertheile fallen gleichwohl bei genauerer Betrachtung der Zweizahl anheim. Viele derselben wachsen nämlich bei ihrer Entwickelung im Embryo aus zwei Hälften zusammen, andere verrathen durch eine tiefgehende Spalte ihre Zusammensetzung aus zwei ganz gleichen Hälften.

Am reinsten und entschiedensten von allen Körpersystemen stellen die Verdauungsorgane ein Beispiel der Einszahl dar. Der in Speiseröhre, Magen und Darmcanal zerfallende Nahrungsschlauch geht aus dem unpaaren kurzen, häutigen Rohre, dem primitiven Darmrohre hervor; stellenweise Ausbuchtungen, Verlängerungen, Drehungen und Windungen verleihen ihm allmälig seine spätere Gestalt und Lage; diese letztere weicht fast durchweg von der Mittellinie des Körpers und von jeder Andeutung von Symmetrie ab. Auch die dem Verdauungssysteme angehörigen Drüsen sind, mit Ausnahme der im Munde liegenden Speicheldrüsen, unpaar und unsymmetrisch gelagert: die Leber, die Bauchspeicheldrüse und die Milz. Die Verdauungsorgane, denen unzweifelhaft der niederste Dienst im Körper zugetheilt ist, sind auch am weitesten von der höhern seelischern Zweizahl entfernt.

Schon höher stehen die Athmungsorgane. Auch sie dienen der Speisung des Körpers, aber nur mit dem krystallhellen, reinen Elemente der Luft. In ihnen erkennen wir eine Mischung der Eins- und Zweizahl: ihr wesentlichster Bestandtheil, die Luft aufnehmenden und absondernden Lungen sind paarig, aber nicht ganz symmetrisch, da das zwischen beide Lungenflügel aufgenommene Herz mehr auf der linken als rechten Seite liegt. Das Rohr aber, das zum Zutritt von Luft und zur Ausstoßung dieser und abgesonderter Flüssigkeiten dient, Luftröhre und Kehlkopf, ist einfach. — Ganz analog verhalten sich die harn- und keimbereitenden Organe.

Das Gefäßsystem durchdringt mit seiner peripherischen Ausbreitung, d. h. den Verästelungen seiner blutführenden Canäle, den ganzen Körper. Die Zahl der Blutgefäße richtet sich daher natürlich nach den Theilen, welche sie versorgen, und da

diese größtentheils paarig und symmetrisch sind, so werden auch die meisten Adern in gleichnamiger Zweizahl vorhanden sein. Aber auch die Adern solcher Körpertheile, die entschieden zur Einszahl gehören, zeigen eine Tendenz zur Zweizahl, indem sie paarig und symmetrisch zu beiden Seiten angeordnet auftreten, sobald solche Theile nur, wie die Zunge, das Rückenmark u. s. f. in der Mittellinie des Körpers liegen. Dem gegenüber sind die Centralorgane des Gefäßsystems, das Herz und die unmittelbar in dasselbe einmündenden großen Gefäßstämme, entschieden unpaarig. Zwar gibt es bekanntlich zwei vollständig von einander abgeschlossene Herzabtheilungen, gemeinhin rechtes und linkes Herz genannt; allein dieselben sind in ihrer Gestalt ziemlich verschieden und liegen keineswegs symmetrisch links und rechts. Auch ihre Functionen, obgleich mechanisch und rhythmisch übereinstimmend, sind sich doch gewissermaßen entgegengesetzt und dadurch ergänzend, indem das linke Herz helles Blut in die Peripherie des Körpers, das rechte dunkles zu den Lungen sendet. Ganz hiermit übereinstimmend weist auch die Entwicklungsgeschichte das Herz der Einszahl zu. Dasselbe entsteht aus einem unpaaren Canale, der durch Emporwachsen von Scheidewänden erst in zwei Kammern und deren Vorhöfe zerfällt.

Dies sind die Organe der vegetativen Sphäre des Körpers; ihnen stehen die animalen, das Knochen-, Muskel- und das Nervensystem mit den Sinnesorganen gegenüber und werden uns, entschiedener noch als jene von der Einszahl, ein durch Duplicität und seitliche Symmetrie ausgesprochenes Vorherrschen der Zweizahl aufweisen.

Doch fehlt es auch in der animalen Sphäre nicht an unpaarigen Theilen; aber dieselben sind sämmtlich symmetrisch theilbar und nie, wie wir dies z. B. beim Nahrungsschlauch und seinen Drüsen fanden, außer der Mittellinie des Körpers gelegen. Uebrigens ist bei den relativ seltenen unpaarigen Theilen der animalen Sphäre stets ein ausreichender physiologischer Grund erkennbar, der ihre Ausnahme von der Regel der Zweizahl erklärt: theils nämlich sind es Abschnitte, welche im Bereiche der vegetativen Sphäre gelegen und in ihr functionirend sich dem unpaarigen Typus derselben anpassen müssen, in ähnlicher Weise wie wir das umgekehrte Verhältniß oben von den in die animale Sphäre eingreifenden Blutgefäßen kennen lernten. Andererseits macht sich hier eine neue bedeutungsvolle Thatsache geltend: solche Organe, deren Bildung in die früheste Zeit des Embryonallebens zurückdatirt, eine Zeit, in der der dualistische Typus des Menschenkörpers sich erst auszuprägen anfängt, sind gleichfalls unpaarig und bleiben es.

Ein hervorragendes Beispiel für das so eben festgestellte Gesetz tritt uns bei Betrachtung des Knochensystems alsbald in der Säule der Wirbelkörper entgegen. Hals und Rumpf sind bekanntlich durch einen in ihnen enthaltenen knöchernen Pfeiler, das Rückgrat, eine Säule beweglich unter einander verbundener Wirbelbeine, gestützt. Jeder Wirbel besteht aus zwei der Form nach verschiedenen Theilen, dem sogenannten Wirbelkörper und dem Wirbelbogen; von ersterm ist hier die Rede. Die Wirbelkörper sind ähnlich wie die einzelnen Stücke eines steinernen Säulenschaftes gestaltet, d. h. ringsherum abgerundet, oben und unten flach, und auch wie die Stücke einer solchen Säule zusammengefügt, nur daß sich zwischen je zwei Wirbel eine sehr zähe und zugleich elastische Verbindungsmasse einfügt. Dagegen sind die Wirbelbogen nicht mit Flächen an einander gefügt, sondern haben größere freie Zwischenräume zwischen sich und greifen mit zackigen Gelenksfortsätzen in einander ein. Es bilden somit nur die Wirbelkörper eine wirkliche Säule. Sie entsteht bei der Entwicklung des menschlichen Körpers zuerst von allen Knochen, ja früher als irgend ein anderes auf dauernden Fortbestand berechnetes Gebilde desselben, schon in einer sehr frühen Zeit der Entwicklung und ist somit der Zeit nach der Urknochen des Skelets, ein Titel, den sie auch noch in anderer Beziehung verdient: die Wirbelsäule fehlt keinem, in anderer Hinsicht auch noch so nieder entwickelten Thiere, das überhaupt ein inneres knöchernes Skelet besitzt, weshalb denn auch die ganze durch ein solches charakterisirte Thierclasse als Wirbelthiere den niedern Thieren gegenübergestellt werden. Als ursprünglichster Knochenapparat des Skelets geht sie zusammen mit der Schädelbasis (dem Boden der knöchernen Gehirnkapsel) aus einem schon in der ersten Entwicklungszeit des ungeborenen Menschen vorhandenen Strange, der Wirbelsaite, hervor. Schon die Wirbelbogen entstehen aus Paaren von Knochenplättchen, die sich zu beiden Seiten an die primitiven Wirbelkörper anschließen

und hinten vereinigen, indem sie die Nervenmasse des Rückenmarkes in Form des Rückgratcanals umschließen. Kommt einmal diese Vereinigung streckenweise nicht zu Stande, so wird das Kind mit dem zum Glück seltenen Bildungsfehler der Rückgratspalte geboren. — Alle andern Knochen des Skelets sind entweder doppelt vorhanden oder wachsen aus zwei Hälften zusammen und folgen also dem Gesetze des Dualismus der animalen Körpertheile. Hiermit ist denn auch gegeben, daß die Muskeln, welche sich, die Bewegungen dieser Knochen vermittelnd, an dieselben befestigen, paarig sind, und wir hätten somit auch gleich das System der animalen, d. h. der dem Willen unterworfenen Muskeln abgefertigt; allein es gibt wirklich auch unter diesen einen oder einige unpaarige. Wir drücken uns unbestimmt aus, weil wir uns auf's Detail nicht einlassen können, und nur als Beispiel dieser gewisse Körperhöhlen unten abschließenden Muskeln das Zwergfell aufführen wollen. Und hierbei ist es nun interessant zu sehen, wie dieses Zwergfell zugleich mit seiner Eigenschaft der Einzähligkeit auch durch seine Bestimmung den Uebergang zu den vegetativen, habituell ohne den Einfluß unsers Willens sich bewegenden Muskeln bildet. Das Zwergfell, der hauptsächlichste Athmungsmuskel, gehorcht allerdings unserm Willen, aber nicht unbedingt, und es fährt fort, seine regelmäßigen Zusammenziehungen zu machen, auch wenn es unserm Willen ganz entzogen ist: Niemand kann den Athem unbedingt lange anhalten; in keinem Muskel sind Krämpfe häufiger als im Zwergfell (Schlucksen); und endlich erinnern wir daran, daß das Athmen auch im tiefsten Schlafe und der tiefsten Betäubung seinen ungestörten Fortgang hat. So erinnert uns das Zwergfell an die Thätigkeit des größten unwillkürlichen Muskels im Körper, des Herzens, das ohne unsern Willen unaufhörlich arbeitet, ja häufig gegen unsern Willen, als Verräther tiefer Gemüthseindrücke, stürmisch an unsere Brust schlägt.

Schon sind wir beim Nervensystem angelangt und nähern uns dem Schlusse, den die Sinnesorgane bilden sollen.

Der ganze menschliche Körper läßt sich, wie nun schon öfters angedeutet wurde, in die vegetative und animale Sphäre eintheilen. Die Organe der erstern dienen nur der Fortexistenz des Individuums und der Gattung, und haben eine ohne unsern Willen sich vollziehende und unserm Bewußtsein fast gänzlich entzogene Thätigkeit; die Organe der animalen Sphäre aber werden durch den Willen unmittelbar in Thätigkeit gesetzt (Muskeln) und von ihnen pflanzen sich die darauf stattfindenden Eindrücke unmittelbar zum Centrum des bewußten Seelenlebens, dort bestimmte Vorstellungen anregend, fort (Sinnesempfindungen). Uebereinstimmend mit dieser Eintheilung des ganzen Körpers unterscheiden wir auch ein vegetatives und animales Nervensystem, denn jeder der beiden Organreihen entspricht ein besonderer Nervenapparat, welche beide allerdings in zahllosen Verbindungen in einander greifen. Jedes dieser beiden Nervensysteme besteht aus einem Centralorgane, Anhäufungen von Nervenmasse, und den von diesen ausgehenden peripherischen Nerven (Ausstrahlungen von Nerven in sämmtliche Theile des Körpers); Ernährungsnerven von der einen, Bewegungs- und Empfindungsnerven von der andern Seite.

Das Centralorgan des vegetativen, oder, wie es gewöhnlich genannt wird, sympathischen Nervensystemes ist nicht wie beim animalen ein einiges Gebilde, das für sich wieder eine Abstufung von einfachern und höher entwickelten Bestandtheilen erkennen läßt, sondern es besteht vielmehr in einer Menge einzelner, an Bedeutung sich gleichstehender, am Halse, in der Brust- und Bauchhöhle theils reihenweise geordneter, theils ziemlich regellos gelagerter Nervenknoten, Ganglien, welche unter sich und mit dem animalen Nervensysteme in vielfacher Verbindung stehen. So läßt sich also das Centrum des vegetativen Nervensystemes keinesfalls als dualistisch ansehen, sondern es muß entweder als unbestimmte Vielheit gelten, oder vielmehr besser als Ganzes, und dann als Einheit betrachtet werden.

Die peripherischen Nerven dieses Systems haben die Eigenschaft, sich den Aesten des animalen Systems beizugesellen, Verbindungsgeflechte mit ihnen zu bilden und sich mit den Fasern der animalen Nerven derart zu vermischen, daß außer den eigentlichen höhern Sinnesnerven kaum ein Nerv im Körper von dieser Beimischung mit Ernährungsnervenfasern frei bleiben möchte. Außerdem aber bilden die sympathischen Nerven, mit Beimischung von animalen Nervenfasern, mehrere große Geflechte um die hauptsächlichsten Ernährungsorgane, Lungen, Herz und Baucheingeweide, und diese Geflechte sind

unpaarig und asymmetrisch. So gehört also das vegetative System durchaus der Einszahl an.

Anders beim animalen, cerebrospinalen Systeme. In ihm gehört die peripherische Ausbreitung der Nerven unzweifelhaft dem dualistischen Typus an; in Paaren symmetrisch zu beiden Seiten vom Gehirne und Rückenmarke entspringend, weichen sie von diesem Typus in ihrem Verlaufe durch den ganzen Körper nur an einzelnen Stellen des Rumpfes ab, und zwar da, wo sie sich an der Bildung der vorhin berührten asymmetrischen Nervengeflechte in der Nähe größerer Eingeweide betheiligen. Als Beispiel diene uns der Lungenmagennerv, das zehnte Gehirnnervenpaar. Im Wesentlichen seines Verlaufes rechts und links ganz gleich vertheilt und ohne Verbindung der beiderseitigen Nerven unter einander, nimmt er ganz abweichende Eigenschaften an, wo er Aeste zu den Geflechten sendet, die das Herz, die Lungen, den Magen an ihrer Wurzel umspinnen. Der Endast des Lungenmagennerven z. B. begibt sich zum Magen und zieht zu beiden Seiten der Speiseröhre symmetrisch abwärts; aber schon gegen das untere Ende derselben tritt der rechte Nerv mehr nach hinten, der linke nach vorn, alsbald spalten sich beide, gehen Verbindungen unter einander ein und treten schließlich in dieser Weise ganz unsymmetrisch in das große sympathische Darm- oder Sonnengeflecht ein.

Aus demselben Grunde, welchem die Wirbelsäule ihr Bestehen in der Einszahl verdankt, nämlich in Folge ihres frühern Entstehens zu einer Zeit, in der die Zweizahl am Menschenkörper noch nicht deutlich ausgeprägt ist, sind auch die Centralorgane des animalen Nervensystemes ursprünglich unpaarig; allein sie lassen eine fortschreitende Erhebung zur Zweizahl deutlich erkennen. Wir müssen hier wieder die Entwicklungsgeschichte zu Rathe ziehen. Die erste Anlage des Rückenmarkes und Gehirnes besteht aus einem ganz einfachen und soliden Markstrange, der kurze Zeit nach der ersten Anlage der Wirbelsäule, auf welche er sich bettet, sichtbar wird. Aus diesem einfachen Strange gehen durch immer reicheres Emporblühen der Nervenmasse die so vielgestaltigen Gebilde des Rückenmarkes, des verlängerten Markes, des kleinen und großen Gehirnes hervor, und zwar indem sie zugleich in der hier aufgeführten Folge immer deutlicher zum dualistischen Typus übergehen. Schon am Rückenmarke tritt derselbe hervor, indem der ursprünglich einfache Strang in zwei durch Markmasse verbundene Hälften sich theilt, von welchen aus von beiden Seiten Markblätter sich erheben und nach hinten sich umrollen, um sich zu vereinigen und so einen Canal, den Rückenmarkscanal des Fötus, zu bilden. Nach ganz analogem Typus entstehen die complicirtern, höhern Centralgebilde; so geschieht die Bildung der Vierhügel und der Hemisphären des kleinen und großen Gehirnes dadurch, daß an dem vordern nun schon kolbig angeschwollenen Ende des ursprünglichen Markstranges sich jederseits drei Bläschen erheben, von welchen die sich entsprechenden sich von beiden Seiten nähern und an einander legen; so entstehen die Seh- und Streifenhügel durch symmetrische beiderseitige Anschwellungen der Hälften des primitiven Stranges u. s. f. Demnach ist also bei den animalen Nervencentren nur die ursprüngliche Anlage unpaarig, die Weiterentwicklung durchaus der Zweizahl entsprechend. Einer merkwürdigen Eigenschaft des großen Gehirnes müssen wir jedoch noch besonders gedenken, durch die es von dem Gesetze der paarigen Theile streng genommen abweicht, indem seine beiden Hälften, die Halbkugeln des großen Gehirnes, nicht ganz symmetrisch sind. Wir wollen von der Ungleichförmigkeit ihrer Oberfläche sprechen. Die Oberfläche des großen Gehirnes wird nämlich gebildet durch wulstförmige; etwa kleinfingerstarke Erhöhungen, welche durch spaltförmige Zwischenräume getrennt sind und mit dicht zusammengedrängten Windungen eines aufgeblasenen Darmes einige Aehnlichkeit haben. Diese sogenannten Gehirnwindungen nun, welche bei den meisten höheren Thieren nur sehr einfach und von regelmäßiger Gestalt sind, haben beim Menschen eine außerordentliche Mannigfaltigkeit der Gestalt und Unregelmäßigkeit der Anordnung. Nicht nur bei verschiedenen Menschen verschieden, so daß kaum zwei Gehirne mit gleicher Anordnung der Gehirnwindungen zu finden sein dürften, sind sie nicht einmal auf beiden Seiten gleich. Auf diese Asymmetrie beider Halbkugeln müssen wir vom physiologischen Standpunkte einen großen Werth legen, da nach vielen vergleichenden Beobachtungen die Gehirnwindungen im Allgemeinen um so zahlreicher und mannigfaltiger und zugleich auf beiden Seiten ungleicher getroffen werden, je vollkommener die höhern Seelenanlagen eines Menschen entwickelt sind.

Gehen wir nun schließlich zu den Sinnesorganen über, so sind deren Zahlenverhältnisse nicht schwer zu bestimmen. Auch hier gibt die Entwicklungsgeschichte die reinste Antwort. Der Hör-, Seh- und Riechnerv stülpen sich als drei blasenförmige Auswüchse von Nervenmasse zu beiden Seiten aus dem um diese Zeit noch sehr einfach gebildeten Gehirne hervor. Indem diese Bläschen sich verlängern, erhalten sie ein kolbenförmiges Ende und einen dünnen Stiel, eine Form, in der der Riechnerv, welcher nie aus der Schädelhöhle hervortritt, das ganze Leben über verharrt. Die Blasen der Seh- und Hörnerven aber kommen außerhalb der Schädelhöhle zu liegen und gehen eine Reihe von Weiterentwicklungen ein, durch die sie sich allmälig zu den so wunderbar zweckmäßig zur Aufnahme des Lichtes und Schalles eingerichteten wesentlichen Bestandtheilen des Seh- und Hörorganes, zum Augapfel und Labyrinth des Ohres gestalten. Weitere von außen hinzutretende Gebilde verbinden sich dann mit diesen feinsten Apparaten, wodurch das Auge und Ohr vollendet wird. Diese Sinnesorgane entwickeln sich beiderseits selbständig und gehören unzweifelhaft der Zweizahl an. Ihnen schroff gegenüber steht als entschieden unpaariger Theil die Zunge als Hauptorgan des Geschmackes: unpaarig wächst sie vom Boden der Mundhöhle ursprünglich als feines Fleischschwänzchen empor und läßt nie eine Andeutung von Zweitheilung erkennen. Das Geruchsorgan bildet den Uebergang zwischen diesen Gegensätzen, indem es ein aus der Zwei- und Einszahl gemischtes Verhältniß zeigt; die beiden aus dem Gehirne unmittelbar hervorgewachsenen Sinnesnerven stellen dasselbe den vorhin besprochenen höhern Sinnen gleich, aber die schon im Sprachgebrauche als unpaarig bezeichnete Nase entsteht mit ihren äußern Theilen unpaarig, mit ihren innern, labyrinthischen Gebilden dagegen mehr in Zweizahl.

So erkennen wir denn auch hier wieder die Consequenz der Natur; das Höherstehende verräth schon durch seinen Ursprung seine dereinstige edlere Bestimmung. Die eigentlich seelischen Sinne sind gleichsam Seitenbildungen des Gehirns; das dem rein vegetativen Leben angehörende Geschmacksorgan wuchert unpaarig aus dem obern Ende des primitiven Nahrungsschlauches hervor.

Allein wir können noch auf ein anderes beziehungsreiches Verhältniß aufmerksam machen. Im Gesichte finden sich sieben Oeffnungen für die Sinnesorgane, und hier läßt sich ein Fortschreiten vom Edlern, Geistigern zu dem Niedern, Thierischen durch immer größere Annäherung jener Oeffnungen von der Zweizahl zur Eins wahrnehmen. Die Mündungen der Gehörorgane, des höherstehenden Sinnes, der eigentlichen Pforte rein geistiger und sittlicher Eindrücke in Sprache und Musik, sind so weit als möglich von einander entfernt zu beiden Seiten des Kopfes gelegen. Die im Range nächststehenden Sinnesorgane, die Augen, sind einander schon sehr genähert und entwickeln sich nahe beisammen, indem die Augenblasen vom Gehirn aus nach vorn wachsen. Schon kommt hier der Fall vor, daß beide Sehorgane bei ihrer Entwicklung zusammenstoßen und mit einander verschmelzen, wodurch eine Mißgeburt entsteht, welche nur ein in der Mitte gelegenes Auge hat. Denken wir uns ein Menschenantlitz mit einem einzigen Auge in der Mitte der Stirn; wird es nicht eben durch die Einzahl dieses edeln Organs das unverkennbare Gepräge wilder und zugleich thierisch-unbehilflicher Rohheit tragen? Es ist ein genialer Gedanke Homer's, den Cyklopen Polyphem durch so abschreckende Physiognomie zu kennzeichnen.

Die Geruchsorgane bilden auch bei dieser Betrachtungsweise den Uebergang von der Zwei zur Eins. Schon ist die Nase eine; aber sie hat zwei, übrigens dicht beisammenliegende Oeffnungen, welche zu den zwei vollständig von einander gesonderten Nasenhöhlen führen; das Geruchsorgan ist also doppelt. Insofern aber die Nase auch als Mündung der Luftwege dient, ist sie nur als Einheit zu betrachten, da beide Nasenöffnungen hinten wieder in eine gemeinschaftliche Höhle ausmünden. Der Mund endlich schließt in Einszahl diese Reihe der Mitte sich immer mehr nähernder paariger Sinnesöffnungen.

Doch wir haben bisher immer nur von vier Sinnen gesprochen. Den fünften, den Gefühlssinn, Tastsinn, können wir keiner Zahl zurechnen; er ist über die ganze Außenfläche des Körpers vertheilt. Sein Organ ist die Haut und ein Theil der Schleimhäute (die Zunge hat die feinsten Tastunterscheidungen und wird vom Säuglinge bei Weitem zuerst als Tastorgan geübt); näher sind es die in diesen Häuten verbreiteten letzten Endigungen der Gefühlsnerven. Man hat, weil im Bereiche der Haut verschiedenartige, nicht mit

einander zu verwechselnde Empfindungen entstehen, dieselben verschiedenen Perceptionsvermögen zuschreiben und demnach den Hautsinn in verschiedene Sinne spalten wollen, wonach die Zahl der Sinne überhaupt vermehrt würde. Wir halten dies für unberechtigt, weil nicht nur im Bereiche des Hautsinnes, sondern auch an andern Sinnesorganen solche specifisch verschiedene Perceptionsrichtungen bestehen. Allerdings nehmen wir beim Betasten eines Körpers dessen Umrisse, Glätte oder Rauhigkeit und dessen Wärme als ganz unterschiedene Eindrücke wahr; die Hautnerven sind für die Erkenntniß der Körper nach diesen beiden Richtungen hin organisirt, wie wir uns auch noch eine weitere Ausbildung der Haut für die Auffassung der elektrischen und magnetischen Eigenschaften der Körper denken könnten. Allein sollten wir deshalb etwa den Hautsinn in Formen- und Wärmesinn eintheilen? Mit eben so viel Recht müßten wir das Sehen in zwei Unterarten theilen, das Formensehen und das Farbensehen, denn Beides kann in gewissem Grade unabhängig vom andern bestehen oder mangeln. Es gibt nämlich Menschen, welche die Formen der Theile deutlich und scharf erkennen, die den feinsten Druck ohne Anstoß lesen, aber zur Auffassung eines Theiles der Farben ganz unfähig, für dieselben blind sind. Vergleichungsweise ist also bei ihnen das Formensehen gesund, das Farbensehen krank. Einer meiner Bekannten ist in diesem Falle. Er sieht scharf und gut, unterscheidet aber dabei eigentlich nur Licht und Dunkel (Weiß und Schwarz) und außerdem Grün. Hellblau und Hellroth ist ihm Hellgrün, Rosa Graugrün; dunkle Farbennüancen, wie Violet, Dunkelgrün bis Schwarz.

Hiermit glauben wir dargethan zu haben, daß das Bestehen der einzelnen Körpertheile in der Zwei- oder Einszahl keineswegs dem Zufall unterworfen, sondern nach Gesetzen geregelt ist, die in der Architektonik des Körpers von durchgreifend tiefer Bedeutung sind. Die Zweizahl lernten wir als Typus der edlern, den seelischen Functionen des Körpers dienenden Theile kennen. In der höhern Thierwelt ist schon durch den zur Fortpflanzung nothwendigen Dualismus der Geschlechter das Vorherrschen der Zweizahl deutlich ausgesprochen.

Wollten wir nun freilich fragen, was denn eigentlich die Bedeutung der Zweitheilung des Menschengeschlechtes und des einzelnen Menschenkörpers sei, so dürfte uns die Philosophie vorerst ohne genügende Antwort lassen. Sinnig faßt der Dichter diese Verhältnisse auf und schöpft daraus ernste Mahnung zu aufmerksamer Thätigkeit.

Drei Paare und Eins.

Du hast zwei Ohren und einen Mund:
Willst Du's beklagen?
Gar Vieles sollst Du hören
Und Wenig drauf sagen.

Du hast zwei Augen und einen Mund:
Mach' Dir's zu eigen;
Gar Manches sollst Du sehen und
Manches verschweigen.

Du hast zwei Hände und einen Mund:
Lern' es ermessen!
Zwei sind da zur Arbeit,
Einer zum Essen. (Rückert.)

Wollten wir endlich vom andern Standpunkte nach dem Zwecke der Zweizahl der Organe fragen, so würde uns auch hier die Antwort häufig ausbleiben. Allerdings ist es unschwer zu sehen, daß ein Fuß nicht zur freien Fortbewegung des Körpers genügen würde und daß ein Arm bei Weitem nicht die Hälfte von dem zu leisten vermöchte, was wir mit zwei Armen verrichten, aber wozu ist die Zweizahl der meisten innern Theile? Hat die Natur hier einen Reichthum geschaffen, um, wenn das eine Organ krank ist, doch noch ein zweites zum Dienste bereit zu haben, hat sie also auf diese Art den Körper mit Reserve- und Aushilfstheilen versehen wollen? Schwerlich, und diese Absicht würde auch meist nicht erreicht, denn leider erkranken die gleichnamigen innern Theile meist zusammen. Auch wäre nicht abzusehen, warum in dieser Hinsicht einzelne Organe bevorzugt, andere, wie das zum Leben so wichtige Herz und der Darmcanal, vernachlässigt sind. Das Vorhandensein zweier Augen und Ohren hat den Physiologen viel zu schaffen gemacht, als sie erklären sollten, wie es zugeht, daß wir, trotzdem daß jedes optische und akustische Object mit beiden Organen, also doppelt aufgenommen wird, doch nur einfach sehen und hören. Und diese Zweiheit der höhern Sinnesorgane wurde früher und wird noch jetzt von Vielen als ein verschwenderischer Reichthum, mit dem uns der Schöpfer bedenken wollte, aufgefaßt, als ob wir wirklich mit diesem doppelten Sinnesorgane nicht zu vollständigerem Hören und Sehen befähigt wären, als mit einem einfachen. Daß dem in Bezug auf die beiden Augen nicht so sei, ist jetzt klar

bewiesen und also in dieser Hinsicht die Natur wieder glänzend gerechtfertigt. Die Unterscheidung des Vordern und Dahinterliegenden eines Körpers, daß die Perspective als solche uns erscheint und nicht als ein flaches Bild u. s. f., das verdanken wir dem Besitze zweier gleichbefähigter Sehorgane. Mit einem Auge ist die gleiche Vollständigkeit des Sehens auch zu erreichen, aber nur langsam und auf Umwegen. Doch wir dürfen die Leser nur auf den vortrefflichen Aufsatz von W. Beetz, „Das Stereoskop" (Monatshefte Band I, S. 149), verweisen, der sich mit diesen Dingen ausführlich beschäftigt. Und wie ist's mit beiden Ohren? Allerdings, der Einhörige hört Alles, wie der mit zwei Organen Ausgestattete, allein dieser hat einen großen Vorzug: wie das Zusammenwirken beider Augen, so dient das der beiden Ohren zur Orientirung; sie befähigen, die Richtung, aus der ein Schall zu uns dringt, zu erkennen. Daß wir in dieser Hinsicht ungeübt sind, hängt mit unserer Lebensweise und damit zusammen, daß wir nur sehr selten Veranlassung haben, dies Vermögen zu üben. Aber es existirt doch. Man frage nur Soldaten, die in finsterer Nacht auf offener Feldwacht standen, sie hören bei herannahenden Personen, ferner Musik u. s. f. auch die Richtung, aus der sie kommen. Und umgekehrt wissen wir von solchen Einhörigen, die sich selbst genau beobachten gelernt haben, daß sie sich über die Richtung des Schalles fast immer täuschen, wenn Zweihörige dieselbe richtig erkennen.

Doch es ist Zeit, uns zu den andern am menschlichen Körper häufig vorkommenden Zahlen, der Fünf und Sieben, zu wenden, welche, wie schon im Eingange unsers Aufsatzes angedeutet, zu einander in analogem Verhältnisse stehen, wie Eins und Zwei, indem die Sieben als die höhere und edlere erscheint.

Während die Eins- und Zweizahl und das Vorwiegen der letztern keineswegs dem Menschenkörper eigenthümlich ist, sondern in gleicher oder wenigstens ähnlicher Weise bei sämmtlichen höhern Thieren vorkommt, sind jene andern Zahlen in einem großen Theile der Beispiele, in denen wir es nachweisen werden, auf den Menschenkörper eingeschränkt.

In der Eins- und Zweizahl erkannten wir Grundtypen, nach welchen der ganze Körper gebaut ist; dem gegenüber sind die Fünf und Sieben begreiflicherweise und schon aus dem Grunde seltener, weil sie nur an solchen Theilen vorkommen können, die in Vielheit bestehen. Die Repräsentanten dieser Zahlen müssen häufig schon aufgesucht werden, indem man die Körpertheile nach ihrer physiologischen Bedeutung zerlegt. Um so mehr Interesse gewinnt die Thatsache ihres häufigen Vorkommens, welches übrigens auch schon früher ein berühmter medicinischer Schriftsteller, Professor Dr. H. Luschka in Tübingen, in seiner akademischen Rede über die Maß- und Zahlenverhältnisse des menschlichen Körpers nachgewiesen hat.

II. Das Vorkommen der Fünf- und Siebenzahl im Menschenkörper.

Viermal sieben Tage braucht der Mond, die Erde zu umkreisen. Daraus entspringt unzweifelhaft größtentheils, wenn nicht ausschließlich, die große Rolle, welche die Siebenzahl im irdischen Leben spielt; hierin findet wohl mittelbar die große Zahl der Mythen, in welchen die Siebenzahl auftritt, ihre Erklärung, und hieran mag sich auch die der Sieben beigelegte Bedeutung einer heiligen Zahl anschließen.

Zunächst leitet sich von der achtundzwanzigtägigen Umlaufszeit des Mondes unsere von den semitischen Völkern überkommene Zeiteintheilung her: der Mondsmonat zerfällt in vier siebentägige Wochen. Der mosaische Mythus der sechs Schöpfungstage und des siebenten Tages der Ruhe heiligt diese Zeiteintheilung (2. Mos. 20, 11), die sieben Lampen des jüdischen Tempels erinnern an dieselbe, und zahllose Stellen des alten Testamentes beweisen die der Sieben beigelegte Würde (die siebenmonatliche Sündfluth, das Zurückkehren der Taube Noah's am siebenten Tage, die sieben Plagen Egyptens u. s. f.). Wie zahlreich sind die symbolischen Beziehungen der Siebenzahl in der Offenbarung Johannis, und wer möchte zweifeln, daß dem überwiegenden Auftreten derselben in den heiligen Büchern unserer Religion die Sieben ihre so häufige Anwendung in der Einrichtung der christlichen Kirche und christlicher Staaten verdankt (sieben Cardinäle, sieben Kurfürsten)? Doch auch bei heidnischen Völkern war die Siebenzahl eine besonders würdige, wie zahlreiche Sagen der Griechen, die sieben Zeugen der Römer und Germanen u. s. f. beweisen, und so ist denn die Sieben noch heute die den Fabeln und Kindermärchen geweihte

Zahl, die auch noch in manchen sprichwörtlichen Ausdrücken, wie „eine böse Sieben,“ „seine Siebensachen zusammenpacken“ wiederkehrt.

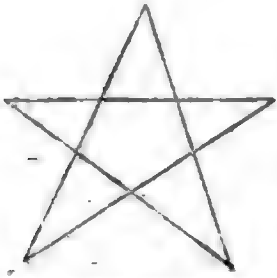
Für uns, die wir den menschlichen Körper betrachten, ist zunächst wieder der Mondsmonat von Wichtigkeit. Manche krankhafte Zustände, namentlich nervöser Art, wie Nachtwandeln, Krampfanfälle, sollen mit den Phasen des Mondes ab- und zunehmen. Lassen wir dies dahingestellt sein, da uns Beweise für und gegen diese in einer vergangenen, weniger skeptischen Zeit von Niemand in Frage gestellten Annahme nicht zur Hand sind, so dürfen wir doch daran erinnern, daß im gesunden Körper der Frau sich Vorgänge nach je achtundzwanzig Tagen wiederholen. Zweimal fünf solcher achtundzwanzigtägiger Perioden bedarf die menschliche Leibesfrucht zu ihrer Entwicklung vom Ei bis zur Reife. Eben so wenig ist daran zu zweifeln, daß viele fieberhafte Krankheiten ihre Stadien in bestimmten Zeitabschnitten durchlaufen, die durch Steigerung oder Abnahme der Krankheitserscheinungen bezeichnet sind, und daß in diesen Zeitabschnitten der siebentägige Typus besonders häufig auftritt, wenn auch in früherer Zeit die Bedeutung des siebenten, vierzehnten und einundzwanzigsten kritischen Tages stark übertrieben wurde.

7 Knochen sind es, welche die knöcherne Kapsel für das Gehirn, den eigentlichen Schädel darstellen. Die Doppelzahl, 14, bildet den Antlitztheil des Kopfes. Am Kopfe haben wir 7 Oeffnungen zur Aufnahme von Luft, Nahrung und um den äußern Reizen, welche die Sinnesempfindungen herbeiführen, dem Schalle, dem Lichte, den Riech- und Geschmackstoffen Zutritt zu den für dieselben eingerichteten Organen zu gestatten. Gehen wir zur Wirbelsäule über, diesen, wie wir sie weiter oben bezeichneten, Urknochen des Skelets, so mag es von besonderer Bedeutung sein, daß wir in jedem einzelnen Wirbel einen Repräsentanten der Siebenzahl erkennen: ein jeder trägt 7 knöcherne Fortsätze, von welchen 4 der beweglichen Verbindung der Wirbel unter einander dienen, 3 aber als Hebelarme zum Ansatze der Muskeln bestimmt sind, welche diese Bewegung vermitteln. Weiter: 7 Halswirbel bilden beim Menschen und bei sämmtlichen Säugethieren den Halstheil der Wirbelsäule, welche den Kopf trägt. Der Mensch hat 12 Brustwirbel, aber dieselben lassen sich in zwei Abtheilungen bringen: an die 7 obern setzen sich die wahren, mit dem Brustbein direct verbundenen, hauptsächlich das schöne Gewölbe des Brustkastens bildenden Rippen an, deren Zahl gleichfalls 7 ist, und das Brustbein, das vorn gelegene Gegenstück jenes obern Theiles der Brustwirbelsäule, das den Brustkorb vorn verschließt, wächst aus 7 über einander liegenden Stücken zusammen. — Weiter unterhalb wiederholt sich an der Wirbelsäule die Fünfzahl, wie oben die Sieben. Aber wir sind mit letzterer noch nicht fertig. Das wunderbar gebaute Gewölbe der Fußwurzel, dessen fester Bogen das ganze Gewicht des Körpers trägt, dessen Elasticität hauptsächlich die beim Gang und Lauf, beim Sprung und Tanz vom Boden ertheilte Erschütterung bricht und unschädlich macht, ist aus 7 Quadern herrlich zusammengefügt; allein auch das Seitenstück dieses Gewölbes, der knöcherne Halbring, der als Handwurzel sich zwischen die Knochen des Vorderarmes und der eigentlichen Hand einschaltet, besteht eigentlich nicht, wie man allgemein annimmt, aus 8, sondern nur aus 7 Knochen, denn der kleinste der 8, das Erbsenbein, nimmt an der Bildung der gemeinschaftlichen Gelenke keinen Antheil, sondern ist wesentlich nur ein Sehnenbeinchen eines der starken Muskeln, welche die Hand biegen, wie wir solcher Sehnen- oder Sesambeine an der Hand noch mehrere regelmäßig finden.

Während die Siebenzahl als höher stehende, gewissermaßen vornehmere, im Thierreiche nur sehr selten, im Pflanzenreiche fast gar nicht angetroffen wird, so zeigt sich die Fünfzahl in beiden häufig. Eine unendliche Menge von Pflanzenarten ist durch die Fünfzahl ihrer Blüthentheile ausgezeichnet, und unter den Thieren findet man grade bei den niedrigsten, solchen, die durch Einfachheit ihrer Organisation und durch die Unbeweglichkeit, mit der sie zum Theil an den einmal eingenommenen Platz gebannt sind, dem Pflanzenreiche nahe stehen, die Fünfzahl gewissermaßen als Typus ihres Körperbaues. Wir erinnern nur an die Seesterne mit 5 Zacken, die Medusen, die Polypen mit ihren 5 strahlenförmigen Armen, an die Zeichnung scheibenförmiger Weichthiere u. s. f.

Auch die Fünfzahl ist eine heilige, dämonische. Ursprünglich von den Griechen als Unglückszahl den Rachegöttinnen geweiht, wird sie später von den Anhängern des Pythagoras als heilige verehrt und in Form des Pentagons (Fünfecks) verkörpert. Auch

der Cultus der Gallier kennt merkwürdiger Weise dasselbe Pentagramm, ein unter dem Namen Ristubgrad von deren Priestern, den Druiden, gehandhabtes Zeichen, welches übrigens älter als die Religion beider zu sein und aus Egypten zu stammen scheint. In spätern Zeiten, als die Religion der Gallier, von den Römern vertrieben und durch das Christenthum vertilgt, nur noch in Form des Hexen- und Dämonenglaubens eine finstere Erinnerung ihres Daseins zurückgelassen hatte, wird das Pentagramm zum cabalistischen Zeichen, das Geister abhalten und bannen kann. Mephistopheles sieht sich durch dasselbe bei Faust gefangen:



Fünf gleichschenklige Dreiecke, die man in einem Zuge anlegen kann.

M. Gesteh' ich's nur, daß ich hinausspaziere,
Verbietet mir ein kleines Hinderniß,
Der Drudenfuß auf Eurer Schwelle —
F. Das Pentagramma macht Dir Pein?

Die Bezeichnung Drudenfuß, herrührend von dem Glauben, daß die Fußstapfe der Druiden und Hexen in diesen Zeichen auf dem Boden sich auspräge, führt uns von längerer Abschweifung auf unser Thema zurück; sie zeigt, wie der natürliche Volkssinn das ihm unverständliche fünfeckige Zeichen mit der Fünfzahl der Zehen und Finger in Verbindung brachte. Diese Fünfzahl der Finger ist in der That das auffallendste Vorkommen dieser Zahl am Menschenkörper; zahlreiche Beziehungen des täglichen Lebens erinnern daran. Das Kind und der auf kindlicher Stufe stehende Mensch zählt und rechnet an den Fingern. Die Fünf und Zehn sind ihm die zuerst anschaulichen Zahlen, sie bleiben ihm die geläufigsten, und so erfreuen sich denn die Decimalsysteme in Maß, Gewicht und Münze der größten Popularität, ja wie Dr. Schütz (Allg. Zeitung, 29. März 1855, Beil.) berichtet, gibt es in Amerika einen Volksstamm, die Diggers, der vor dem Einströmen der Goldsucher nach Californien fast nie mit Weißen in Berührung kam, und der auf einer sehr niedern Culturstufe stehen geblieben ist; diese Leute zählten nur bis 10, Größen darüber gehören bei ihnen schon zu den unzählbaren. Ihnen scheinen also die 10 Finger nicht nur die ersten, sondern auch die höchsten und letzten Rechenmeister zu sein. Vielleicht gehört hierher auch die Thatsache, daß die Egypter ursprünglich zehntägige kleine Perioden oder Wochen hatten, deren drei einen der zwölf Monate des Sonnenjahres bildeten (Lepsius, Humboldt's Kosmos III, 470).

Aber nicht nur an den Fingern und Zehen der Gliedmaßen findet sich die Fünfzahl. Die Glieder selbst bis zu deren Endungen in Hand und Fuß werden durch 5 Knochen hergestellt: an dem obern Schulterblatt, Schlüsselbein, Oberarmbein und die beiden Knochen des Vorderarmes (Ellbogenröhre und Speiche). An den untern Gliedern, wo die Seitenstücke des Schulterblattes und des Schlüsselbeines zu einem Knochen, dem großen Hüftbeine, verschmolzen sind, sollte man, da obere und untere Glieder sonst ganz übereinstimmend gebildet sind, nur 4 Knochen erwarten — aber es sind 5, es müssen 5 sein: die Kniescheibe ist der neu hinzukommende, der fünfte Knochen, und so haben wir das Hüftbein, Oberschenkelbein, Wadenbein und Schienbein mit der Kniescheibe; diese beiden müssen zusammen genannt werden, denn die Kniescheibe ist das Seitenstück zu dem Knorren der Ellbogenröhre, nur daß letzterer mit der Ellbogenröhre ein Ganzes bildet, während die Kniescheibe von dem Schienbeine getrennt, als eigener Knochen existirt, gleichsam, möchte man hier sagen, damit das Gesetz nicht zerstört werde, daß die Glieder aus 5 Knochen sich zusammensetzen.

Wie wir schon angedeutet, bestehen die untern Abschnitte der Wirbelsäule aus je 5 Wirbeln, 5 zusammengeschmolzene Wirbel bilden das Kreuzbein, die Lenden werden durch 5 Wirbel unterstützt, 5 ist die Zahl der untern Brustwirbel, welche die 5 untern oder falschen Rippen tragen. —

Endlich bieten auch noch die Verdauungsorgane Beispiele der Fünfzahl dar: dem Kinde wachsen 20 Zähne, und der gesammte Darmcanal des Menschen ist so lang als die ganze Körpergröße desselben mit 5 multiplicirt.

Wir sind am Schlusse unserer Darstellung über die Zahlenverhältnisse am Menschenkörper angelangt. Gar manche Abschweifung über die genauern Grenzen unsers Thema's mußten wir uns, wie wir hoffen im Interesse unserer Sache, erlauben, und auf der andern Seite konnten wir manches Verhältniß nur eben berühren, dessen nähere Erörterung dem Leser vielleicht Interesse dargeboten hätte, wie z. B. die wohl in der

Entstehungsgeschichte derselben zu suchende Bedeutung der Windungen auf der Oberfläche des großen Gehirns. Möge der Leser mit diesem Versuche, eine Seite der menschlichen Anatomie, dieses trockenen Gegenstandes, wie er häufig genannt wird, für das größere Publicum auszubeuten, Nachsicht haben. Sollte er Anklang finden, so dürften wohl auch bessere Kräfte bereit sein, uns auf diesem Gebiete umherzuführen. Wir zweifeln namentlich nicht, daß ein sachkundiger Bericht über ein dem unsrigen nahe verwandtes und zugleich in's Kunstgebiet eingreifendes Thema denjenigen Lesern der Monatshefte willkommen sein könnte, welche sich für solche der realen Welt entnommene Fragen interessiren: wir meinen die Maßverhältnisse des menschlichen Körpers und seiner Theile, und die vom Alterthum bis in die Jetztzeit zahlreich gemachten Versuche, dieselben auf gemeinschaftliche Größen zurückzuführen und so ein im Bau des Körpers nachweisbares Urmaß zu finden.

Einige regelmäßig wiederkehrende Erscheinungen aus dem

Tagesleben der Vögel.

Von

Hermann Pösche.

Schlafen und Wachen.

Die Erde, wie bekannt, ein dunkler Weltkörper, dreht sich innerhalb eines Tages um sich selbst. In einem Zeitraume von vierundzwanzig Stunden tritt abwechselnd eine Erdhälfte in das Bereich der Sonne, dann hat sie Tag, und dann in ihren eigenen Schatten, dann hat sie Nacht. Die erleuchtete Hälfte empfängt von der Sonne Licht und Wärme und jedenfalls noch andere elektrisch-magnetische Kräfte; die dunkle Hälfte besitzt diese Lebensbedingungen in viel geringerm Maße. Der Nacht wird das Licht oft völlig, Wärme und andere Lebensbedingungen in bedeutenden Graden entzogen. Dies astronomische, für alles Leben so äußerst wichtige Verhältniß von Sonne und Erde, von Tag und Nacht stellt Herder sehr sinnig als Brautschaft dar. Es ist die Erde gemeint, wenn er sagt:

„Du Immer-Jungfrau, Du, der Sonne Braut!
Die ewig unermüdet, rastlos sich
Kehrt um sich selbst, sich an des Bräutigams
Strahlenvollen Blicken zu erwärmen,
Und in sich selbst entschläft und wieder neu erwacht
Und prangt in süßen Jugendträumen —."

Dieser Wechsel von Tag und Nacht übt auf alles Lebendige einen ganz entschiedenen Einfluß, ruft regelmäßig wiederkehrende Lebenserscheinungen hervor, eine sogenannte Periodicität des Lebens. Einige dieser periodischen Erscheinungen aus dem Tagebuche der Vögel wollen wir hier einmal zur Darstellung bringen.

Zunächst ist der Wechsel von Schlaf und Wachen ganz eng mit dem Wechsel der Tageszeiten wie in dem gesammten Thierreich überhaupt, so auch in der Vögelwelt verknüpft. Der Wechsel von Schlaf und Wachen ist aber im Grunde nichts weiter als der regelmäßige Wechsel der Verrichtungen von Gehirn und Rückenmark, diesen Mittelpunktsorganen des Nervensystems.

Wie Schlaf und Wachen, Ruhe und Thätigkeit des Hirnes in der Vögelwelt sich auf die verschiedenen Tageszeiten vertheilt, — das können wir wohl am besten an einem Wintertage studiren. Im Winter ist ja der Gegensatz von Nacht und Tag so überaus scharf und bestimmt ausgeprägt. Die Nacht ist so lang, kalt und zeitweis so dunkel, der Tag unter Umständen dagegen so blitzend hell! Also stellen wir uns, ich möchte sagen einen idealen Wintertag vor.

Bei uns schläft entschieden die große Mehrzahl der Vögel des Nachts. Interessant ist nun, von Anatomen zu hören, daß die Vögel in ihrem Baue besondere Vorrichtungen besitzen, vermöge deren sie sitzend oder stehend schlafen können. Bei den Vögeln nämlich, welche auf den Zweigen sitzen, hat der schlanke Schenkelmuskel eine lange Flechse, welche über die Kniescheibe weggeht und sich mit den Flechsen der Zehenbeuger verbindet, bei der Beugung des Unterschenkels also angezogen wird und die Zehen gebogen erhält, so, daß diese den Zweig fest umklammert halten. Bei den stehend schlafenden Sumpfvögeln aber ist am Knie- und Fußgelenke ein Mechanismus, ähnlich der Feder an einem Einlegemesser, welche das Messer offen oder die Klinge mit dem Heft in einer Linie erhält, namentlich eine Vertiefung am äußern Knorren des Schenkelbeines, in welche der Kopf des Wadenbeines zu liegen kommt. Diese Thiere ziehen sich dabei mehr oder weniger zusammen, daß sie weniger Oberfläche der Nacht-

kühle darbieten. Sie verbergen den Kopf oder doch den Schnabel unter einem Flügel, meist dem linken, oder ziehen den Hals ein und lassen auf ihm den Schnabel ruhen. Die Meisen blähen das Gefieder auf, so daß sie ganz kugelig erscheinen. Die meisten Singvögel schlafen stehend, die Sumpfvögel auf einem Fuße; die Landvögel gekauert oder auf gebogenen Füßen stehend und den Rumpf auf diese herabgesenkt; die Wasservögel liegen auf dem Bauche.

Die Vögel im Ganzen haben ein sehr feines Gehör und darum auch einen sehr leisen Schlaf. Das geringste Geräusch weckt sie auf. Sie haben selbst Träume. Das beweisen Töne und Bewegungen. Canarienvögel und Lerchen singen oft in der Nacht mehrere Triller. Hühner und Gänse lassen oft mitten im Schlaf ihre Stimme hören. Von was mögen diese gefiederten Träumer wohl träumen? Vom guten Futter auf der Weide, vom Feinde, mit dem sie am Tage einen hitzigen Kampf zu bestehen hatten? Wer könnte es errathen! Dunkle, unzusammenhängende Bilder mögen es aber wohl sein. Schade, daß Sie uns den Traum nicht vorsingen können!

Die Winternacht ist so kalt. Wo stehen denn die warmen Bettstellen der Vögel? — Die Vögel schlafen meist in warmen Verstecken. Der Sperling z. B. weiß sich tiefe Löcher in die Strohdächer zu bohren, andere suchen, wie die Ammern, Schuppen und Ställe und Scheuern und Verschläge auf. Die meisten haben nur sich selbst zum Bett. Da sitzen sie, mit dem Schnabel und Köpfchen, unter dem Flügel. So schläft z. B. der Zaunkönig unter dem großen Holzhaufen im Hofe gesund und warm lange, lange Januarnächte hindurch, wenn auch der Schnee unter dem fernab seufzenden Wagenrade des verspäteten Fuhrmanns quielt wie eine Heerde Ferkel im Sacke. Ueber das warme Federbett des Zaunkönigs rast auch der durchdringendste Nord machtlos dahin.

In der Winternacht läßt sich kein einziger Sänger hören. Alles ist still und ruhig wie ein Grab. Der Sturm singt der zwiefach (nächtlich und jahreszeitlich) schlafenden Natur seine wilden tosenden Schlummerlieder. Doch halt! wenn noch kaum der Morgen grauet, der Haushahn, der Wächter in der Nacht, der besorgte Hausvater und tapfere Krieger kündigt ihn durch sein lautes Geschrei an. Ein Hahn antwortet dem andern; der Ruf wird nach Pausen mehreremal wiederholt und dann tritt bis zum zweiten Hahnenrufe, der dem Tage schon viel näher liegt, wieder tiefe Stille ein. Manchmal erfolgt noch ein dritter Ruf. Dazwischen hören wir im Bett den schrillen Ton der vom Winde gewaltsam herumgeworfenen Windfahne. Die Windfahne stellt einen Hahn dar. Natürlich, denn dieser ist auf Häusern, Thürmen und in alten Sagen seit undenklichen Zeiten ob seines regelmäßigen Morgenrufes der Zeitenwächter.

Das Tagesleben der Vögel ist am Tag im engern Sinne, d. h. des Morgens, Mittags und Abends, ziemlich prosaisch. Die armen Thiere, die nicht regelmäßige Pflege und Kost als Hausgenossen empfangen, haben große Nahrungssorge und füllen den Tag fast ausschließlich nur mit Futtersuchen aus. Kaum sind auf der Tenne die Dreschflegel in Bewegung gesetzt, kaum sind ein paar Körnchen oder ein paar Aehren in den Hof gefallen, gleich sind hungrige Vögel, Sperlinge und Goldammern da, um sie zum Morgenbrote zu verzehren. Viele andere Vögel müssen tägliche Wanderungen machen, weil sie nicht genug in der Nähe finden. Viele Krähen bringen die Nacht im Freien zu, in den Wäldern oder wohlgeschützten Felsen. Am Tage wandern sie in die Höfe der Dörfer und in die Städte. Da sitzen sie auf Dächern, Mauern und Thürmen, als Beobachtungscorps, um die Beute, welche ihnen die Stadt darbietet, aufzuspüren. Abends kehren sie in ihre Nachtquartiere zurück: es sind domicilirte Leutchen, keine Vagabunden. Ueberwinternde Gänseschaaren am See fliegen in langgezogenem Triangel und mit hellem Geschrei am Morgen auf und kehren am Abend wieder dahin zurück, fast so regelmäßig wie der auf- und niederschwingende Pendel der Uhr.

Nach der allgemeinen Regel schlafen die Vögel des Nachts und sind am Tage thätig. Es gibt aber unter den Vögeln Ausnahmen, lichtscheue Nachtwandler, und das sind die Sonder- und Finsterlinge, die Dunkelmänner in der Natur. Es sind diese Geschöpfe in der That sonderbare Käuze. Diese sprichwörtliche Redensart können wir wörtlich nehmen; denn das Geschlecht der Käuze gehört zu den bezeichnendsten Nachtgestalten der Vogelwelt. Die Käuze gehören zu den Vögeln, die bei uns auch im Winter bleiben. Sehen wir uns doch einmal diese gespensterhaften Thiere etwas näher an. Unser Blick fällt zunächst auf den dicken Katzenkopf, auf die

nach vorn stehenden runden, großen Augen mit Federkreisen, auf die nackten Ohröffnungen, mit Federbüschen, den Stellvertretern des äußern Ohres, umgeben, auf ihr weiches, seidenartiges Gefieder mit sanften Schattirungen und Wellenstrichen, ihren leisen, kaum hörbaren Flug, ihr wunderliches Geberdenspiel, auf die sonderbare Weise, wie sie Kopf und Hals drehen und wenden, tief einziehen, unaufhörlich Bücklinge schneiden, sich zu einem Balle zusammenrollen, auf die Art, wie sie ununterbrochen mit dem Schnabel knacken, mit den Augen nicken und zwinkern, die Kopffedern sträuben, bald jenen, bald diesen Fuß vorsetzen, bald die Zehen vorwärts, bald rückwärts strecken, wie sie mit den Beinen zittern und sich hinter den Ohren kratzen — ach was sind das doch für wunderliche Käuze, welche „närrische Seelen“ müssen sie nicht nach Scheitlin's Ausdruck haben! Und diese nächtlichen Thiere wählten die Griechen zum Sinnbilde der Weisheit, zum Sinnbilde der Minerva. Warum? Es ist schwer zu entziffern. Fand man Aehnlichkeit mit dem nächtlichen Sinnen des Forschers, mit dem Studium des in sich versunkenen Gelehrten bei seinem Lämpchen oder beim blassen Lichte des Mondes? Die Nacht nennt Young einmal sinnig die Mutter der Weisheit. Ist dies richtig, so konnte auch der unübertroffene Typus eines nächtlichen Vogels das Sinnbild der Göttin der Weisheit sein.

Ich besinne mich, vorerst nur die Persönlichkeit unserer nächtlichen Sonderlinge vorgeführt zu haben. Wir wollen aber das nächtliche Leben erfahren. Dies veranschaulicht uns am besten die größte unserer einheimischen Eulen, der Uhu (Strix Bubo). Er horstet in waldigen, bergigen Gegenden auf alten Bäumen und hohen, unzugänglichen Felsen und jagt manchem Wanderer Furcht und Schrecken ein durch seinen schauerlichen Ruf: hu, hu! Er ist einer der Haupthelden in der Sage von der wilden Jagd und darf natürlich auch in dem Bilde einer Shakspeare'schen Hexennacht nicht fehlen. Die häufigere, aber kleinere Baumeule (Waldkauz, Strix Aluco) kann das Licht gar nicht vertragen und schläft darum immer am Tage. Man hat an ihr beobachtet, daß die Thätigkeit des Sehens mit der des Athmens im Zusammenhange steht, indem sich mit dem Athmen auch die Pupille erweitert und verengt.

Der Zwergkauz (Strix Noctua) fliegt häufig an erleuchtete Fenster, wozu ihm Krankenzimmer die meiste Gelegenheit geben. Sein Geschrei unterbricht auf unheimliche Weise die Ruhe der Nacht und contrastirt oft wohl seltsam mit dem einsamen Stöhnen eines Sterbenden. Sein Name Leichenhuhn, Todtenvogel u. s. w. bedarf daher wohl keiner weitern Erklärung. —

Am Tage sitzen nun diese Nachtschwärmer in dunkeln Verstecken, unter Dächern und in alten Bäumen ruhig und schlafen. Ihre großen Augen werden vom Lichte der Sonne geblendet. Sie können Tag und Licht nicht vertragen. —

Gesang.

Wie im Allgemeinen Ruhe oder Schlaf und Thätigkeit oder Wachen regelmäßig bei Tag oder Nacht oder umgekehrt innerhalb vierundzwanzig Stunden regelmäßig wiederkehrt, so halten auch die Vögel in Bezug auf den Gesang eine gewisse zeitliche Regel ein. Der Gesang der Vögel an einem schönen Frühlingstage gehört wie jahreszeitlich so auch täglich zu einer periodischen Naturerscheinung. —

Treten wir also in einer schönen Maiennacht mitten in den Wald. Wahrlich, diese tiefe, tiefe Stille ist fast unheimlich. Nicht wie Schlaf, nein wie Tod erscheinen diese Schatten. Und wo sind denn die heitern, beweglichen Waldsänger? Sie halten noch ihren leisen Schlaf. Doch, gleich hier flattert ein gestörter Schläfer auf, und der Ruf der Eule erinnert uns, daß hier nicht bloß Leben, nein, daß große Gefahr jeden Augenblick die sorglos Schlafenden ereilen kann. Die Nacht und der Schlaf sind für den Vogel Stunden der Gefahr, in denen der Flügel ihm gebrochen, oder er dem Feinde wehrlos überliefert wird, seinen Flug, die Kraft und das Licht verliert; denn sein Schutz, sein Dach ist ja fast nur ein Baumblatt. Seine nächtlichen Feinde haben noch dazu das Gemeinsame, daß sie ohne Geräusch sich nähern. Der Uhu fliegt mit so schweigsamem Flügel, als ob er mit Watte ausgestopft wäre. Das schmale Wiesel windet sich zum Aste heran, ohne daß ein Blatt sich regt. Der giftige, nach warmem Blute dürstende Marder geht so schnell zu Werke bei seinem Aderlaß, daß in wenigen Augenblicken Alte wie Junge, die ganze Familie von ihm erwürgt sind. Nur der Dachs ist ungefährlich. Er sucht sich seine Nahrung, die immer in kleinen Thieren besteht und nimmt auch mit Pflanzenkost vorlieb. Träg und scheu, ernst und un-

gesellig, wie ein philosophischer Diogenes, nur am Besondern und Ungewöhnlichen Gefallen findend, mag ihm grade diese nächtliche Geschäftigkeit am meisten behagen. Viel gefährlicher dagegen ist unsere Katze. Sie steht immer auf dem Sprunge, den armen Vogel zu erhaschen. Hat nun der Vogel Junge, so wird die ganze Nacht über der Eingang des Nestes vom Vater bewacht, der zwischen Schlaf und Wachen träumt, vor Ermüdung fast vergeht, aber der Gefahr nichts als seinen schwachen Schnabel und seinen vor Abmattung wackelnden Kopf entgegenzustellen hat.

Eben hat es zwölf Uhr geschlagen. Mit der Geisterstunde endet auch die unheimliche Stille und nach und nach erwachen die Stimmen des Waldes. Schon nach zwölf Uhr Nachts eröffnet der Kuckuck, der Waldcapellmeister, mit seinem einförmigen Rufe, den er dann, auf einer Stelle bleibend, mehrere hundert Mal hinter einander ausruft, das große Morgenconcert.

Nicht lange nach ihm fängt der Pirol an mit seinen Orgeltönen — jedenfalls das Register Flöte (Flaute!) — ihn zu accompagniren. Nun stimmen bald auch der schwarzrückige Fliegenfänger und das Gartenrothschwänzchen ihre melancholischen Melodien an. Dann folgt der rothbrüstige Sänger, das Rothkehlchen, mit seinem melodiereichen Allegro, die Königin der Sänger mit ihren schmelzenden Harmonien, die Amsel, die Zirpdrossel. Ist Feld in der Nähe, so hört man jetzt auch die Feldlerche, die „Gesangsrakete," die auf ihren bunten Liedern selig in die Höhe klettert, und selbst die unwirthbaren Sümpfe belebt im Frühlinge der Gesang und wir verweilen mit Vergnügen da, wo noch vor Anbruch der Morgendämmerung schon der große Rohrsänger sein kräftiges Lied uns vorschnerkelt, dem bald nachher auch die kleinern Arten mit ihren feinern Stimmen zu folgen pflegen.

Endlich ist völlige Dämmerung eingetreten. Jetzt werden nun alle Register der großen Waldorgel gezogen — alle übrigen Sänger, Fitis, Grasmücken, Finken u. s. w. mischen ihre Lieder so durch einander, daß man kaum noch eine von der andern unterscheiden kann. So wie sich aber die Sonne am Rande des Horizonts zeigt, verstummen schon die, welche das Concert anfingen und schicken sich an, ihr Frühstück aufzusuchen, während die, welche später zu singen anfingen, so lange eifrig damit fortfahren, bis die Sonne völlig aufgegangen ist. Ist dies geschehen, so verstummt das Lied und der Trieb nach Nahrung stellt sich ein. Ein Vogel nach dem andern geht zum Frühstück. Ist der Hunger gestillt, so singen sie zwar wieder, doch nicht so anhaltend, nicht so kräftig, und man hört bis gegen Mittag nur die Gesänge von Einzelnen. —

Dies eben geschilderte, regelmäßig wiederkehrende Auftreten der Sänger in den Frühlingsmorgen paßt am treuesten für die Waldebenen der Mitte Deutschlands. In andern Gegenden zeigt das Bild schon andere Farbentöne an. So besitzen wir eine ähnliche herrliche Schilderung des Sängerthums der Vögel am Morgen von Friedrich von Tschudi für die Bergregion der Alpen. Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, Einiges daraus zum Vergleiche folgen zu lassen. „Etliche Rohrsänger," bemerkt der genannte treffliche Beobachter, „beginnen schon von Mitternacht ab ihre Weisen zu üben und werden um so eifriger, je mehr die Sonne naht. Da erwacht die Amsel, schüttelt den Thau von ihrem schwarzglänzenden Gefieder, wetzt den Schnabel am Zweige und hüpft höher hinauf am Ahornbaume. Sie wundert sich fast, daß der Tag schon der Dämmerung Herr wird und der Wald noch fortschläft. Zweimal, dreimal ruft sie über die Bäume hin, hinüber an der andern Bergwand und hinunter in's Thal, über dessen Bachader ein paar dünne Nebelstreifen sich hingelegt haben. Dann flötet sie mit Macht und Feuer ihre metallreichen, herrlichen Strophen, bald in munterm Humor, bald in tiefen, klagenden Lauten. Rasch erwacht nun im ganzen Reviere das Leben der Thiere. Zuerst nach der Amsel hören wir häufig den melodischen Lockruf des Kuckuks durch alle Wälder. Dünne, bläuliche Rauchsäulen erheben sich ferner in der Tiefe aus den Kaminen der Dörfer; von den Gehöften bellen hin und wieder die Hunde; eine Kuhglocke ertönt; alle Vögel erheben sich aus ihren dunkeln Büschen, von der Erde, aus den Felsen; alles eilt in die Höhe hinauf, den Tag und die Sonne zu sehen und die gute Mutter Natur zu loben, die ihnen wieder das freudige Licht gesandt hat. Wie manches kleine, arme Vöglein lebt freudig auf und hat eine lange und angstvolle Nacht hinter sich. Es saß auf seinem Zweige, den Kopf in's kugelige Gefieder gedrückt, als im Sternenschein ein Waldkauz

mit leisem Fluge durch die Bäume flog und sich eine Beute wählte. Der Steinmarder kam vom Thale her, das Hermelin aus dem Felsen, der Edelmarder herunter aus seinem Eichhornnest, durch die Büsche war der Fuchs gegangen, alle hatten es gesehen. In der Luft, auf dem Baum, auf dem Boden hatte das Verderben gelauscht viele traurige Stunden lang. Angstvoll hatte es gesessen und sich nicht zu regen gewagt, nur ein paar junge Buchenblätter hatten es geschützt und versteckt. Wie hüpft es jetzt hervor und lobt die Sicherheit des Lebens und den Schutz des Lichtes! In klaren, kräftigen Schlägen ruft der Buchfink, in hellen Strophen das Rothkehlchen von dem Wipfel des Lärchenbaums, der Zeisig im Erlenbusche, Ammer und Blutfink im Unterholze des Unterwaldes. Und dazwischen trillert der Hänfling, kollert die Tann- und Blaumeise, jubelt der Distelfink, quiekt der Zaunkönig, pipst das Goldhähnchen, ruft die Wildtaube, trommeln die Spechte. Aber alle übertönt des Mistlers kräftige Stimme, die melodischere Weise der Baumlerche und das unnachahmbare Lied der Singdrossel. Welch ein Morgenconcert in den grünen Hallen! Ist es nicht tief empfunden, was ein altes Volkslied sagt:

„Wer ist euer Koch und euer Keller,
Daß ihr so wohlgemuth?
Ihr trinkt kein'n Muskateller
Und habt so freudig's Blut."

In eine Weise und mit einem Ausdruck ist es nicht zusammenzufassen, dieses unendliche Waldconcert. Es variirt nicht nur jeden Augenblick, sondern fast alle Schritte weit ist es ein anderes. Bald überwiegt das Gezirpe der Kohlmeise, das Geplapper der Staare, bald tönt der Finkenschlag vor, bald der Drosselgesang, bald hört man nur das Gehämmer der Spechte und ihren rollenden Lachruf, oder das Gerätsch der Häher. Dann schweigt plötzlich alles, nur hoch in den Lüften schreit der Taubenhabicht sein heiseres, hungriges „gia — gia —" und im Augenblicke sitzen die Sänger im tiefen Laube und bucken sich nieder in's Gezweig. Der Morgen vergeht in Gesang und Flucht, Insecten-, Beeren- und Samenjagd und fröhlichem Herumtummeln." — — —

Ein interessantes Morgenthier, das wir besonders herausheben und besprechen müssen, ist das Auerwild. Der Auerhahn ist ein rechtes Sonnenthier. Er vergißt niemals, der Sonne in eigenthümlicher Weise seine Reverenzen zu machen. Doch hören wir v. Tschudi selbst. „Zu der Zeit, wo die Rothbuche ihr Laub entfaltet, ehe das rosige Morgengewölk das Nahen der Sonne verkündet, ja oft ehe noch im Osten nur ein lichter Hauch ihre Geburtsstätte anzeigt, wenn noch die Sterne fröhlich am blauen Nachthimmel schimmern, beginnt von einer alten hohen Tanne der Auerhahn sein wunderbares Balzgeschäft und führt es fort bis nach Sonnenaufgang. Er steht dann auf einem untern starken Ast, sträubt seine langen Kehlfedern, schlägt mit dem Schwanze ein Rad, läßt die Flügel hängen, hebt das Gefieder, trippelt mit den Füßen und verdreht höchst komisch die Augen wie berauscht. Dazu läßt er recht langsam und einzeln, dann immer schneller und anhaltender theils schnalzende, theils klappernde Töne hören, bis am Ende ein sehr starker Schlag, der sogenannte Hauptschlag erfolgt, an welchen sich nun eine Menge zischender, dem Wetzen der Sense ähnliche Töne reihen, die das Schleifen heißen und mit einem gezogenen Laute enden, wobei der Hahn gewöhnlich die Augen in seligem Behagen schließt. Dieses ganze merkwürdige Concert, das sich bis Sonnenaufgang in kurzen Intervallen wiederholt, muß nun ein rechter Jäger, der seine Beute nicht nur dem Zufall verdanken, sondern kunstgerecht erlegen will, genau kennen. Denn während desselben ist der Vogel am ersten schußgerecht. Früh um drei Uhr muß er auf seinem Platze sein und naht dem Hahne auf ein paar hundert Schritte, worauf er das Balzen ruhig abwartet. Während des Schleifens nämlich ist der Auerhahn von seiner Musik so in Anspruch genommen, daß er durchaus nichts sieht und hört. Diese Augenblicke, unmittelbar nach dem Hauptschlage, sind das Signal für den lauernden Jäger, sich zu nahen; er thut es in so vielen Sprüngen, als er während des jedesmaligen Schleifens verrichten kann und steht nach dessen Beendigung mäuschenstill, bis das Balzen von vorn anfängt. Vor und während desselben bis zum Hauptschlage hört der Vogel sehr scharf und stiebt sogleich vom Baume ab, wenn er etwas Verdächtiges hört. Dann stellt er gewöhnlich für diesen Tag das Balzen ganz ein und ist für den Jäger verloren. Ist dieser jedoch so geschickt und erfahren, sich nur während des Schleifens zu nahen und sich in der Zwischenzeit ganz ruhig zu verhalten, so kann er, wenn er während dieses seltsamen Actes auf den Hahn

schießt, sogar einen Fehlschuß thun, ohne daß der taube Vogel es merkt, und ein Fehlschuß ist um so leichter möglich, da in der Dämmerung der dunkle Vogel sich nicht ganz scharf auf das Korn nehmen läßt." — —

Jetzt müssen wir die Frage beantworten, wer es denn ist, der die Register der großen, vielstimmigen Orgel zum Waldconcerte zieht, wer es denn ist, dem die schallenden, weithin tönenden Gesänge und das wunderliche Balzen unseres Auerhahns gelten? — Offenbar, die aufsteigende Sonne zieht die Register, der Sonne gelten die Gesänge. Warum denn? Wir wissen ja, welche Gefahren, welche Feinde das Dunkel für den Vogel barg. Das Sonnenlicht ist nun für den Vogel wie für alle Wesen gleichbedeutend mit Sicherheit; es ist die Bürgschaft für das Leben; es ist gleichsam das beruhigende, heitere, friedliche Lächeln, die Zutraulichkeit der Natur. Wenn nun die Schrecken entweichen, das Dunkel verschwindet, wenn auch der kleinste Strauch mit Licht und Glanz umgossen wird, dann beginnt das Singen, da zwitschert's aus allen Nestern heraus und man hat sich viel zu erzählen; man wünscht sich gegenseitig Glück, daß man sich wiedersieht, noch lebt; man läßt die Freude in Liedern ausströmen, man bringt der Sonne seinen Gruß, seinen Dank, sein Gebet. Jedes Thier, sagt der Hindu, begrüßt die Sonne, dankt ihr beim Morgengrauen, singt ihr ein Morgenlied. Ein einziges aber spricht dies Gebet, dies Loblied aus, sagt es für die andern alle; es ist ein kleines, schwaches Geschöpf, das am meisten von der Nacht zu fürchten hat, über den Tag die größte Freude empfindet; es lebt vom Lichte, webt in ihm und vermöge seines scharfen, fernhin treffenden, nichts außer Acht lassenden Blickes ist es auch gegen alle Wechselfälle und Nebenerscheinungen des leuchtenden Tages viel empfindlicher in Freude und Lust. Es ist der Vogel, der aus der ganzen thierischen Schöpfung auserwählt ist zum Sänger der Hymne des Morgenroths, des Loblieds der Sonne. Er ist des Lichtes Priester und Augur, sein beredter, unschuldiger und geheiligter Mund. Wer ist nun dieser echte, reine Typus eines Morgen- und Sonnensängers? Es ist die Lerche. Sie hat aber auch Ursache. Man betrachte nur ihre Gefahren in der Nacht näher. Die Anlage ihrer kleinen Krallen verhindert sie, sich auf Zweige der Bäume setzen zu können. Sie nistet am Boden und ohne andern Schutz, als die Furche. Welch ein unsicheres, gefahrvolles Leben, während sie brütet! Das Licht bringt ihr Sicherheit wieder und der kleinste Sonnenstrahl, am Himmel gebrochen, genügt, um ihren Gesang zu entlocken. Sobald nur der Tag graut, der Horizont sich röthet, um das Erscheinen der Sonne zu verkünden, steigt sie aus der dunkeln Furche pfeilschnell empor, als wollte sie hinter dem Horizonte die Sonne aufsuchen, um sie dann zuerst begrüßen zu können. Sie ist mit ihren Liedern, frisch wie Morgenthau, die wahre Sängerin des Lichts, die rechte Tochter des Tages, die echte Priesterin der Sonne. Darum singt Herwegh auch:

„Die Lerche war's und nicht die Nachtigall,
Die oben am Himmel geschlagen:
Schon schwingt er sich auf, der Sonnenball,
Vom Winde des Ostens getragen." —

Ist die Lerche die Sonnenpriesterin, so möchte ich den Auerhahn als ihren närrischen Zeichendeuter und Zauberer bezeichnen. Er vertritt der Lerche gegenüber die Komik im Morgenconcert.

Doch es ist Zeit, daß wir das unsichere, schwankende Gebiet der Deutung verlassen und uns wieder der Beobachtung zuwenden.

Wenn im Frühling am heißen Mittage die Sonne zwischen die Bäume hinab auf den grünen Boden des Waldes scheint und farbige Lichter durch das Laubwerk blitzen, wenn allgemeine Müdigkeit Thiere und Menschen befällt und sie ruhen heißt, bis die Sonne tiefer gesunken ist — dann kommen Stunden einer fast vollkommenen Ruhe. Nur die fleißigsten Sänger, z. B. der gemeine Fink, der Fitissänger und wenig andere lassen sich, aber auch nicht anhaltend, hören; mehr noch gegen Abend, wo dann die Nachtigall, Amsel, Zirpdrossel und Misteldrossel ausschließend fast bis zu Ende der Abenddämmerung, doch nicht so kräftig, als des Morgens, ihre Lieder ertönen lassen.

Die Nachtigall singt, wie die Lerche, auch des Morgens, weil sie auch vom Licht und zwar in dem Maße befangen ist, daß, wenn sie eine Zeit lang im Dunkeln gehalten und dann plötzlich wieder an das Tageslicht gelassen wird, sie vor Begeisterung delirirt und in Lobgesänge ausbricht. Die Lerche hat aber keinen Nachtgesang. Die Nachtigall ist darum allein die wahre, echte Nachtsängerin, und „Nachtsängerin" ist nur die getreue Uebersetzung von „Nachtigall." Sie allein besitzt das Verständniß der Sehnsucht erweckenden

Dämmerung, der großen Effecte des Abends, der hohen Poesie des Dunkels, der feierlichen Stille der Nacht. Die Lerche, meint etwas phantasiereich Michelet, ist drum auch nur Liederdichterin, die Nachtigall aber singt uns große Heldenlieder und Seelenkämpfe. Sie ist darum unstreitig die gepriesene, ganz allgemein anerkannte, geliebte und verehrte Königin des Gesanges.

Die Gegend, wo sich kein singender Vogel aufhält, ist eine Oede. Doch haben fast alle Gegenden unseres Vaterlandes ihnen eigenthümliche, wenn auch nicht so zahlreiche Arten aufzuweisen, und wenn wir in stiller Nacht den hallenden Tönen der singenden Heidelerche, die vom dürren Gipfel einer alten Kiefer herabtönen, mit seligem Entzücken zuhören, so vergessen wir einstweilen, auf was für elendem Boden wir uns befinden.

Die Heide erinnert uns noch an die Nachtschwalbe, deren Aufenthalt sie ist, die am Tage sich im Dickicht oder in Höhlen verborgen hält und in der Dämmerung oder bei Mondschein ausfliegt, um Nachtschmetterlinge und Käfer zu fangen. Sie heißt auch noch Ziegenmelker. Dieser Name erinnert noch an das Mährchen, dem zufolge der Ziegenmelker den Ziegen bis in die Ställe folgt und sich an ihren Zitzen den stärksten Labtrunk holt. Wohl möglich, daß einzelne dieser Vögel in die Nähe von Ställen durch die Anwesenheit von Insecten gelockt wurden. Milchräuber aber sind sie gewiß nie gewesen. —

Zugzeit.

Wie Schlaf und Wachen, wie der Gesang der Vögel in gewisse Tageszeiten fällt, so auch die Zugzeit bei den Zugvögeln. Manche Zugvögel, die von uns Abschied nehmen, um den kalten Winter in fernen Gegenden als Gäste zu verbringen, ziehen theils bei Nacht, andere am Tage, noch andere nach Umständen bei Nacht und bei Tage zugleich.

Bei Weitem die größte Anzahl der Vögel sind Nachtzugvögel. Nur bei stürmischen Nächten hört man keine in den Lüften; dagegen dauert aber bei Mondenschein und hellgestirntem Himmel der Zug die ganze Nacht hindurch. Des Nachts ziehen vornehmlich die kleinen insectenfressenden Vögel. Sie brechen mit beendigter Abenddämmerung auf und lassen sich erst mit der Morgendämmerung in das Gebüsch oder an die Erde nieder, um sich nun am Tage von den nächtlichen Anstrengungen zu erholen und Nahrung zu sich zu nehmen. Die Insecten sind zumeist Nachtthiere. Des Nachts schwärmen, am Tage ruhen sie. Die Vögel schwärmen mit ihnen, um sie des Nachts ruhend zu fangen und zu verzehren. Die Nachtzugvögel fliegen hoch durch die Luft und dies thun selbst Vögel, die sonst durch keinen Zwang dahin zu bringen sind, sich bei Tage hoch in die Luft zu wagen, wie z. B. die Rothkelchen und Nachtigallen. Ganz natürlich, das Insectenfutter schwebt nicht oben in den Lüften. Es haftet unten an Gräsern und Sträuchen und an der Erde. Auf der Reise und des Nachts müssen sich diese Vögel aber über die kleinen verwirrenden Dinge erheben, um den sichern Blick und die grade Richtung für das Weite zu erhalten. Wer hat wohl schon das Vergnügen genossen, des Abends in der Zugzeit, etwa auf dem Anstande, in einem Walde zu sein? In der Dämmerung muntern sich die Drosseln und Rothkelchen durch freudiges Zurufen zum Fortzuge auf und endlich mit einbrechender Nacht reisen sie mit einem Male ab. Die Enten und Gänse und dergleichen kann man als halbe Nachtvögel betrachten, weil sie auch des Nachts Nahrung aufsuchen und zu sich nehmen.

Viele andere Vögel, wie die Falken, Krähen, Dohlen, Staare, Lerchen und Finken ziehen am Tage. Einige von diesen (Raben, Falken, Lerchen) ziehen ebenfalls hoch, andere ziehen von Baum zu Baum, von Busch zu Busch, Wald zu Wald, wie z. B. die wandernden Kohl- und Tannenmeisen, theils aus Furcht vor Raubvögeln, die alle am Tage ziehen, theils um der Nahrung willen. Wenn daher zwischen zwei größern Waldungen eine große Strecke freies Feld ist, beide Wälder aber durch wenig unterbrochene Reihen von Gebüsch und Bäumen zusammenhängen und diese Baumreihen nach der gewöhnlichen Zugrichtung, von Morgen gegen Abend gehen, so sind das wahre Heerstraßen der Waldvögel, besonders wenn dazu ein Bach, ein Flüßchen oder Wassergraben durch das Gebüsch in dieser Richtung hinfließen. Es liegt auf der Hand, daß die Art der reisenden Tagzugvögel viel langsamer und stückhafter von Statten geht. Die Anfälle von Hunger und von Raubvögeln sind daran schuld. Sie fliegen bis Mittag, sehr selten einige Stunden länger. Der Nachmittag ist zur Rast und zur Nahrung bestimmt.

Unter den Vögeln, welche bei Nacht und

bei Tag zugleich ziehen, ist ein Unterschied zu machen, weil sie entweder solche sind, die eigentlich nur am Tage, oder solche, die vorzüglich des Nachts ziehen, und nur dann die eine oder die andere Tageszeit zu Hülfe nehmen, wenn sie sehr eilen. So zieht die Feldlerche eigentlich am Tage in großen Heerden, befürchtet sie aber üble Witterung, so benutzt sie auch die stillen, hellen Nächte dazu, fliegt dann aber, wie man an ihrem Geschrei deutlich wahrnehmen kann, einzeln. Die Drosseln ziehen ebenfalls des Nachts wie am Tage und aus ihrem Geschrei, der Lockstimme, durch die sie sich am Tage zusammenrufen, kann man bei nächtlicher Stille recht deutlich die allgemeine herbstliche Zugsrichtung von Osten nach Westen (bei ihrer Ankunft im Frühlinge ziehen die Vögel von Westen nach Osten) heraushören. — Ufer- und Strandvögel ziehen fast alle des Nachts. Haben sie aber Eile, so ziehen sie auch am Tage.

Die Gefangenen im Käfig offenbaren übrigens sehr deutlich das Geheimniß der Zugzeit. Die bei Nacht ziehenden Vögel toben des Nachts, wie das Rothkehlchen, das bei brennendem Lichte oder bei Mondschein die ganze Nacht in der Stube herumflattert und dabei öfters seine zietschende Zugstimme hören läßt. Die am Tage ziehenden Vögel toben als Gefangene gegen ihre Banden am Tage.

Literarisches.

Durch Sardinien. Bilder von Festland und Insel. Von Alfred Meißner. Leipzig, bei L. Herbig.

In einer Zeit, welche das Interesse des Publicums für Piemont in so ungewöhnlichem Maße in Anspruch nimmt, erscheint die Ausgabe des kleinen Werkchens als besonders passend und gut gewählt.

Indessen bietet uns Meißner nicht sowohl politische Räsonnements, wie wir sie in den Leitartikeln der Zeitungen und in Journalcorrespondenzen anzutreffen gewohnt sind; es sind vielmehr harmlose, unpolitische Feuilletons, zu denen er uns einladet. Dies kann unsere Theilnahme an dem Büchelchen nur erhöhen. Die italienische Frage ist so lange schon der allgemeine Unterhaltungsstoff, und der Gegenstand wird so unablässig, tagaus tagein, von unsern Publicisten hin und her erörtert, daß man wirklich froh sein kann, wenn einmal ein Tourist uns seine Tagebuchaufzeichnungen aus Sardinien vorlegt, welche die leidige Politik als ein noli me tangere außer Sicht lassen. Die Sammlung zerlegt sich in achtzehn Capitel, an denen wir oft Nichts lebhafter bedauern, als ihre Kürze. Man weilt sehr gern in der Gesellschaft des Erzählers, und könnte ihm böse werden, daß er uns den Genuß seiner Unterhaltung nicht länger gönnt. Für die Darstellung der Volkssitten, für Naturbeschreibungen und landschaftliche Bilder entwickelt Meißner eine vorzügliche Begabung; die Darstellung z. B. des Hirtenlebens im sechzehnten Capitel ist ein wahres Cabinetsstück.

Zur Auswahl. Skizzen und Artikel von Thaddäus Lau. Hamburg. Hoffmann und Campe.

Mit geistreicher Schärfe behandelt der Verfasser verschiedene Fragen aus dem Gebiete der Literatur und der Bühnenwelt; er legt bei denjenigen Aufsätzen, deren Stoff sich auf gegenwärtige Zustände bezieht, die Schäden mit rücksichtsloser Strenge bloß und deutet dabei stets die Wege zur Abhilfe an. Die Behandlung der culturhistorischen Skizzen aus dem Leben von Jean Paul, Goethe und Kant, ist sehr wirksam und treffend, wobei der elegante Stil den Leser auf das Angenehmste fesselt. — Von besonderer kritischer Tüchtigkeit geben die Artikel „Gutzkow's Ella Rose“ und „Die Theaterkritik“ ein glänzendes Zeugniß.

Die regsame Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer in Leipzig hat wiederum einige illustrirte Jugendschriften ausgegeben, die sich sowohl durch Inhalt wie Ausstattung sehr empfehlen. Namentlich sind es die großen Reisewerke über Afrika, welche den Stoff zu einigen dieser belehrenden Bücher gegeben haben. Die Bearbeitungen von Dr. David Livingstone's und Dr. Eduard Vogel's Erforschungsreisen im Innern Afrika's, bilden den zweiten und dritten Band des „Buches der Reisen und Entdeckungen,“ und erweisen sich als einsichtsvolle Zusammenstellungen der wichtigsten Momente aus den größeren zu Grunde liegenden Werken. Der zweite Band von Das Buch der Erde, von G. H. O. Volger, enthält die Abtheilungen: Die Gewässer, das Luftmeer, die Pflanzenwelt, die Thierwelt und die Menschheit, und ist ebenfalls eine sehr empfehlenswerthe Jugend- und Volksschrift.



Dritte Abtheilung.

Ueber den Simplicissimus
und seine literarische Familie.
Von
Otto Roquette.

Wenn langwierige, blutige Kriege über ein Land hingehen, den Wohlstand der Nation erschüttern, und den Grund und Boden aller bürgerlichen Ordnung und Sitte untergraben, dann lösen sich von allen Schichten der Bevölkerung, den höchsten wie den niedrigsten, Theile ab, die in zügelloser Selbstbestimmungsluft dem noch Bestehenden oft einen verderblichern Krieg ankündigen, als der äußere Feind ihn über die Grenze zu bringen vermag. Die Trüglichkeit jedes Besitzes, die zu raschem Genuß auffordert; der leichte Erwerb, der dem keck Zugreifenden unter den tausend Wechselfällen einer haltlosen Gegenwart zu Theil wird; die Verlockungen des Ehrgeizes und der Ruhmsucht, durch glänzende Beispiele unterstützt; dazu dann Enttäuschungen, Druck, Armuth, neue Glücksfälle und neue phantastische Hoffnungen; dies Alles verwirrt die Gemüther, und verführt tausend Kräfte zu einer abenteuerlichen Vergeudung, um sie endlich in den Strudel einer verbrecherischen Verkennung jeder menschlichen Ordnung hineinzureißen. Oft sind dies nicht die schlechtesten Kräfte, die so an ihrem eigenen und der Civilisation Untergange arbeiten. Die vorzüglichsten Fähigkeiten, Geist, Klugheit, Combinationsgabe und praktische Talente, fallen der Abenteurerlust zum Opfer, oder auch werden durch unselige Verwicklungen der Verhältnisse unfreiwillig aus dem bessern Boden gerissen, um die Gesellschaft, der sie entflohen, oder die sie verstieß, zu unterwühlen. — Wenn sich nun die Geschichte der Völker, jede sittliche Auffassung des Culturlebens, mit Trauer und Verdammung von Epochen abwendet, wo solche Erscheinungen in den Vordergrund treten, so hat sich doch die Kunst dieselben nicht entgehen lassen, um sie zu bleibenden Typen umzuschaffen. Und zwar liegt dies in dem Grundcharakter der ganzen romantischen Welt. Die Antike mit ihrer strengen, maßvollen Idealität würde sich niemals einen zerlumpten Betteljungen zum Helden gewählt haben, der sich durch Schlauheit, Diebsstreiche, Ränke und Kniffe, zu Glück und Ehren hinaufarbeitet. Zwar auch die antiken Heroen stehlen und rauben, aber sie thun es mit erhabener Größe und unterliegen dem Pathos ihres Verhängnisses. Ja, das Alterthum hat uns in der Gestalt des Odysseus das Bild des Urvagabunden der Dichtung hinterlassen. Aber sein Umherschweifen nach zehnjährigem Kriege ist ein Theil der Buße für die Schuld einer ganzen Heroengeneration, und seine Räubereien auf der langen Wanderfahrt sind Heldenkämpfe, die ihn den ewigen Göttern gleich machen. Wo die Antike dergleichen zeichnet, beschreibt sie es in ernsten, erhabenen Zügen, vom strengsten Maße der schönen Form geleitet. Anders ergeht sich der romantische Geist. In freier Willkür durchbricht er die Schranken, und sucht sich seine abenteuernden Schelme in der realen Welt, nicht auf den Höhen des

Lebens, sondern in den untersten Schichten der Gesellschaft. Ein gewisses Behagen an humoristischen Gaunerstreichen, so lange Bosheit und tiefgewurzelte Gemeinheit von ihnen ausgeschlossen bleibt, geht durch die ganze moderne Welt. Die Thatsache wünscht sich der Einzelne vom Halse, der Erzähler derselben aber wird meist ein aufmerksames Publicum haben. Erregt das Verbrechen Abscheu und Schrecken, so bewirkt das Kleinleben sittlicher Verirrung, wenn es sich mit Geist und einem noch unverdorbenen Naturkern paart, daß man in der Kunst sich an den letztern hält, und über das erstere Gnade für Recht ergehen läßt. Allerdings ist es allein die gerettete Menschlichkeit, die durch Verirrungen zwar hin und her geworfene, aber im Grunde doch bessere Natur, die einen solchen Charakter für die Kunst möglich macht. Das Christenthum gebietet Verzeihung, auch nach dem härtesten Vergehen, wenn der Verirrte zur Besinnung kommt, und sich zu seinem bessern Selbst zurückwendet. Und die romantische Kunst, als die specifisch christliche, duldet daher ein Maß menschlicher Erniedrigung, wenn der innerste Kern des rein Menschlichen zur Sittlichkeit, zur christlichen Anschauung zurückzuführen ist.

Wir werden bei allen modernen Nationen den Zug finden, Dichtungen zu erschaffen, deren Hauptcharaktere dem tiefsten Abgrunde der Gesellschaft entnommen sind, und sich mit List, Schlauheit und lachender Verachtung der Gefahren durch alle Verhältnisse des Lebens schlagen. Ja noch bis in die neuere Zeit, in die Meister- und Musterwerke der Romandichtung, werden wir diese Lust an Abenteuern und Vagabundenstreichen hineinragen sehen.

Dazu kommt nun noch ein Zug, der so alt ist, wie die Menschheit selbst. Nämlich der Drang hinauszuschweifen, die engen Grenzen der Heimath zu verlassen, in der Fremde nach Glück oder sonstigen phantastischen Traumgebilden zu suchen. Diese abenteuerliche Wanderlust hat selbständig eine eigene Romangattung erschaffen, den Ritterroman, der Jahrhunderte lang die Lesewelt entzückte. Auch die Ritterromane sind nicht frei von freibeuterischen Schelmenstreichen, und andererseits hat der Schelmen- und Vagabundenroman mit dem erstern den Drang nach freiem ungebundenen Umherstreifen gemein. Gleichwohl sind beide Gattungen von einander zu trennen, und wir werden sehen, daß in einer Zeit, wo der Schelmenroman so ziemlich vergessen war, die Wanderlust sich noch einmal in der Literatur aussprach, um mit einer ganz neuen Romangattung alle Nationen zu beherrschen, nämlich in den Robinsonaden. —

In Spanien war es, wo der Schelmenroman seinen Ausgang nahm, und mit seinem Auftreten sogleich eine eigene Dichtungsgattung begründete, den Roman im Gaunergeschmack (gusto picaresco). Die langwierigen innern Kriege zwischen zwei einander feindlichen Glaubensbekenntnissen, dem Christenthum und dem Mohamedanismus waren unter der Regierung Ferdinand's und Isabellen's durch vollkommene Unterdrückung der Mauren zwar beendet worden, aber die Unruhen hörten darum nicht auf. Aufstände einzelner Großen und Städte hielten die Waffen in Bewegung, und die weitgreifenden Pläne der folgenden Regierungen, unter Karl V. und Philipp II., drückten eben so sehr auf den Wohlstand des niedern Volkes, als sie das Selbstbewußtsein der Nation nährten. Durch die Entdeckung von Amerika ergossen sich plötzlich die Schätze einer fremden neuen Welt über das Land. Diese waren in den Händen kühner Abenteurer, wilder genußliebender Kriegsleute, die den ungewohnten Reichthum rasch wieder verpraßten, und sich sorglos von verschmitzten Schmeichlern und geschickten Zugreifern ausplündern ließen. Andererseits weckte das Beispiel plötzlichen Besitzes die Lust, ein ähnliches Glück zu erlangen, wenn nicht über fernen Meeren, so im eignen Lande. Mit getäuschten Hoffnungen kam wohl Mancher aus der Fremde zurück, und suchte arm und aussichtslos nun durch Ränke und Kniffe sein Glück zu machen, oder auch nur seine Tage zu fristen. Ein Theil des Adels verarmte und kam herab, während der Auswurf des Volkes empor kam und sich gefährlich machte. Das erste Beispiel einer Dichtung aus einem so bunt bewegten Lebenselemente mußte eben so überraschend sein, als es den Spanier, der darin seine Alltagsumgebung wieder erkannte, durchaus anheimelte, und um so mehr, als der erste Versuch nicht nur die Gattung erschuf, sondern auch sofort auf ihren Gipfel erhob. Dieser erste Roman war der Lazarillo de Tormes des Diego Hurtado de Mendoza.

Der Verfasser, 1503 in Granada geboren, gehörte zum ältesten Adel des Landes, und war eben so einer der ersten Dichter und Hi-

storiker der Nation, als einer der ausgezeichnetsten Staatsmänner seiner Zeit. Unter Karl V. zuerst Gesandter bei der Republik Venedig, dann Kriegsbefehlshaber von Siena, endlich 1547 außerordentlicher kaiserlicher Bevollmächtigter in Rom, machte er sich in den schwierigsten Staatsgeschäften, in einer vielbewegten Zeit, für alle Zukunft einen mit dem höchsten Ruhme bezeichneten Namen. Anders wurde es, als Philipp II. den spanischen Thron bestieg. Der argwöhnische Monarch entzog einem Manne, dessen Einfluß und Macht er fürchtete, seine Gunst, und verbannte den feurigen Greis, der zu kriechen niemals verstanden hatte, vom Hofe. Mendoza lebte fortan in Granada ganz der Kunst und den Wissenschaften. Hier schrieb er seine Geschichte der Unterdrückung der Mauren. — Das Werk aber, in welchem er in der Poesie den originellsten Ton anschlug, ist die Geschichte des Betteljungen Lazarillo de Tormes. Der kleine Lazarus, einer von den tausend Repräsentanten des Vagabundenthums der Zeit, schwingt sich durch raffinirte Schlauheit aus tiefstem Elend zu einer Stellung nach der andern empor. Aus einem Dienst in den andern springend, in allen Ständen umherspionirend, frech, lustig, ausgelassen, ohne vor Verbrechen zurückzuscheuen, erzählt er sein eigenes Leben bis zu seiner Verheirathung, und gibt die ergötzlichste Satire auf alle Stände. Diese Satire, besonders gegen Individuen der Kirche, ist so rücksichtslos, daß die betreffenden Stellen in spanischen Ausgaben bald ausgelassen werden mußten und das Ganze nur im Auslande gedruckt werden konnte. Die Schilderungen der lustigen Gaunereien Lazarillo's sind von außerordentlicher Frische und Lebendigkeit. Freilich ist von einer sittlichen Tendenz nirgend die Rede, Lazarillo ist durch und durch eine Schalksnatur, und der unwiderstehliche Humor seiner geistvollen Frechheit muß für den Mangel eines ethischen Fundamentes entschädigen. Läßt man dieses einmal bei Seite, und betrachtet voraussetzungslos die reale Welt, in welcher Lazarillo sich bewegt, mit ihren drastisch gezeichneten Gegensätzen und scharf umrissenen Charakteren, so ist dies Buch ein Werk wie nur das Genie es erschaffen konnte. Es erlebte sofort eine Reihe von Fortsetzungen und Nachahmungen, und wurde mehrfach in fremde Sprachen übersetzt.

Unter der Literatur der Nachahmungen des Lazarillo sind die originellsten und bedeutendsten: die Geschichte und das Leben des großen Erzschelms Paul von Segovia, von dem auch sonst als Dichter hochberühmten Gomez de Quevedo, und der Guzman de Alfarache von Mateo Aleman. Beide Romane rühren von den glänzendsten Talenten der spanischen Literatur her, und wenn sie den Werth des Lazarillo nicht ganz erreichen, so zählen sie doch zu den Lieblingsbüchern nicht nur ihrer Nation, sondern wurden wie ihr Urbild mehrfach übersetzt. So wird der Gaunerroman, von den ersten Dichtern Spaniens cultivirt, zu einer anerkannten Kunstgattung, und wir werden sehen, wie er, theils in Nachahmungen, theils aber auch selbständig und ohne Anregung in andern Literaturen auftrat.

In Deutschland wurde der Guzman de Alfarache zuerst 1618 bekannt, durch die Uebersetzung des Albertinus, Secretär bei Herzog Max von Baiern. Aber hier war die Gattung längst vorhanden, der Volkswitz, die Schlauheit, Dieberei und Schelmerei hatte sich bereits in einer Reihe von Werken ausgesprochen. Die Geschichten von Till Eulenspiegel, vom Pfarrer von Kalenberg, den Schildbürgern, Claus Narren und dem Finkenritter waren beliebte Volksbücher. Stellten sich diese Schriften theils als Personificationen des Volkswitzes, theils als satirische Typenbilder dar, so war in der Selbstbiographie des Ritters Hans von Schweinichen die historische Wirklichkeit hinzugetreten, und hatte in der Literatur eine neue Seite des Vagabundenthums aufgedeckt. Während sich der Humor und die Gaunerei in den oben genannten Schriften nur unter den niedrigsten Ständen des Volkes bewegt, zeigt sich in dem letztern der Adel in seinem Treiben ganz des Gesindels würdig. Es ist nicht mehr die biderbe Ehrlichkeit eines Raubritters, wie Götz von Berlichingen, sondern die unsittliche Rohheit und Liederlichkeit eines herabgekommenen Geschlechtes. Diese Memoiren des Ritters von Schweinichen stehen hart an der Grenze (1616) einer furchtbaren, kriegbewegten Zeit, die während eines Zeitraums von dreißig Jahren Deutschland durchwühlen und fast vernichten sollte.

Und von einem Sohne dieser Zeit nun rührt ein Buch her, das in seiner Art einzig in der Literatur da steht, nicht sowohl in künstlerischer Hinsicht, sondern als Product der Zeit selbst, als ihr Abbild, das jeden ihrer Züge mit überzeugender Wahrheit im

Antlitz trägt. Dies ist der Simplicius Simplicissimus von Christoph von Grimmelshausen (fälschlich Samuel Greifenson von Hirschfeld genannt) unter dem angenommenen Namen German Schleifheim von Sulsfort. Ueber die Lebensumstände Grimmelshausen's ist wenig bekannt, aber die eingehende Ausmalung der gegebenen Verhältnisse des Volkes und Landes, welche so im Detail nur durch eigene Anschauung erworben werden konnte, die Wahrheit und Aufrichtigkeit der Erzählung, die uns gleichsam als etwas Persönliches entgegentritt, berechtigen zu der Annahme, daß er Abschnitte, wenn nicht das Ganze seines Lebens im Simplicissimus gezeichnet hat. Seine übrigen Werke scheinen verloren zu sein. Am Schlusse des sechsten Buches, welches erst später hinzugekommen ist, werden dieselben erwähnt. „Hochgeehrter, großgünstiger, lieber Leser!" (heißt es daselbst.) „Dieser Simplicissimus ist ein Werk von Samuel Greifenson von Hirschfeld, maßen ich nicht allein dieses nach seinem Absterben unter seinen hinterlassenen Schriften gefunden habe, sondern er bezieht sich auch selbst in diesem Buche auf den keuschen Josef, und in seinem satirischen Pilger auf diesen seinen Simplicissimus, welchen er zum Theil in seiner Jugend geschrieben hat, als er noch ein Musketier gewesen ist. Aus welcher Ursache er aber seinen Namen durch Versetzung der Buchstaben verändert und anstatt desselben German Schleifheim von Sulsfort gesetzt hat, das ist mir unwissend. Sonst hat er noch seine satirischen Gedichte hinterlassen, welche, wenn dieses Werk beliebt wird, auch wohl durch den Druck an den Tag gegeben werden könnten, was ich dem Leser zur Nachricht nicht habe bergen wollen. Diesen Schluß habe ich nicht hinterhalten mögen, weil er die ersten fünf Theile seines Simplicissimus bereits bei seinen Lebzeiten in Druck gegeben hat. Der Leser lebe wohl!" C. V. G.

Der Name Greifenson von Hirschfeld ist nichts als ein Versteckspiel, wogegen die Buchstaben C. V. G. seinen wahren Namen verbergen.

Wenn wir den Simplicissimus allerdings in die Reihe der Vagabundenromane stellen müssen, so liegt seine Bedeutung doch keineswegs in dieser Richtung. Der Deutsche nimmt es mit der Gaunerei und dem Schelmenthum ernster, als der Spanier, und so ist auch die Darstellung meist ernster und die Auffassung eine tiefere. Nur zuweilen mischt sich der wahre Humor hinein, und dann bei Geschichten von unschuldigerm Charakter. Die Gaunerei, das Laster, findet im Erzähler selbst den strengsten Tadler. Simplicissimus klagt sich selbst an, nennt seine Thaten in Stunden ernster Reue Bubenstücke, und bejammert sein verlorenes Leben. Den Kern des Werkes haben wir jedoch keineswegs hier allein zu suchen, sondern in der Darstellung der Zeit, die dem reinsten menschlichen Willen feindlich entgegentrat, die schönsten Kräfte haltlos dem Verbrechen entgegentrieb. Es zeigt, daß von freier Wahl, von einer Selbstgestaltung des Lebens bei einer Generation nicht mehr die Rede sein kann, die an die Entfesselung aller Leidenschaften gewöhnt, und in geistiger wie physischer Erschöpfung jeder Willkür preisgegeben ist.

Wenn man sich in den bunten, unaufhörlichen Wechsel der Begebenheiten im Simplicissimus verliert, so fühlt man sich, wie der Held vom Strome seiner Zeit, so durch die Schilderung des Erzählers unaufhaltsam fortgerissen. Wie eine wilde Jagd gehen die Bilder vorüber, und doch mit einer Ausführlichkeit gezeichnet, daß sich eine ganze Culturepoche, von den höchsten politischen Geschicken bis zu den geheimsten innern Beziehungen des Einzelnen vor uns aufthut. Es ist ein furchtbares Buch — darum, weil es die chaotische Verwirrung eines vom langen, unseligen Kriege depravirten Geschlechtes zeigt, dessen Beste und Edelste selbst der allgemeinen Rohheit und Verwahrlosung anheimgefallen sind. Der tägliche Anblick von Blutvergießen und Grausamkeiten stumpft das Gefühl ab. Das Verbrechen wandert frei umher, das Recht des unschuldig Leidenden wird vom Rechte des Stärkern verlacht. Ein Menschenleben wird für Nichts geachtet, man raubt und erbeutet Menschen, behält sie wie Sclaven bei sich, verschenkt oder verkauft sie. Der große Krieg ist zum verderblichen Kriege Einzelner geworden. Die Armeen spalten sich in unzählige Feldlager. Repräsentanten aller Nationen bilden die Heere und gehen, je nachdem der Vortheil sie lockt, aus einem Lager in's andere über. Die Bevölkerung weiß nicht mehr, wer Freund oder Feind ist, denn Beide hausen gleich schlimm, und Abfall und Untreue lassen verwirrend bald diesen in jenem erblicken, und umgekehrt. Es gibt keine eigentliche Sache mehr, für die gestritten wird. Der Krieg ist zum Handwerk geworden, und das Schlachtfeld das ganze

Deutschland. — Kein anderes Buch rollt uns das Gesammtbild jener Zeit so eingehend, so fortreißend und erschütternd auf, wie dieser Roman vom Simplicissimus. Er ist ein Nothschrei der Verzweiflung, ein Ringen der bessern Menschheit mit dem Fluche, der ihr anhaftet, und ein endlicher Seufzer der Resignation, daß auch ihr bestes Wollen zu Grunde gehen müsse im Strudel der allgemeinen Verworfenheit.

Auf diesem düstern Grunde spinnt sich der Faden des Romans ab, dessen Verwicklung und Lösung freilich eine sehr einfache ist. Der Held erzählt, wie er als Knabe im Spessart die Kühe gehütet habe, glücklich bei seiner Sackpfeife, und ohne alle Kenntniß des Welttreibens außerhalb des Thals seiner Heimath. Aber plötzlich wird er mitten in die Gräuel des Krieges versetzt. Feindliche Reiter kommen dahergesprengt, verbrennen das Dorf, rauben, plündern, verderben was sie nicht mitnehmen können, und verüben die entsetzlichsten Martern an den Eltern des Knaben und allen Hausbewohnern. So führt gleich der Anfang des Buches ein wahrhaft schauderhaftes Gemälde vor, und wir erfahren kurz darauf, daß wir uns nicht weit von der Nördlinger Schlacht befinden. Von Todesangst gejagt, flieht der Knabe in den Wald, so weit seine Füße ihn tragen, und schläft endlich erschöpft ein. Bei seinem Erwachen sieht er einen Einsiedler vor sich stehen, vor dessen langem Barte er so erschrickt, daß er ohnmächtig wird. In der Hütte des Einsiedlers erwacht er von Neuem. Als der Alte die trostlose Lage des Knaben erfährt, behält er ihn bei sich, und da derselbe seinen Namen nicht einmal weiß, da man ihn zu Hause nur „Bub“ genannt habe, nennt er ihn Simplicius. Das Leben beim Einsiedler ist nicht ohne idyllischen Reiz geschildert. Fischen, Gärtnerei, Andacht und Lehrstunden wechseln mit einander. Simplicius zeigt die vortrefflichsten Gaben, und lernt mit Schnelligkeit Lesen und Schreiben, und die Anfangsgründe von allerlei Wissenschaften. „Daß ich Alles sobald gefaßt habe“ — sagt er — „was mir der fromme Einsiedler vorgehalten, ist daher gekommen, daß er die geschlichtete Tafel meiner Seele ganz leer und ohne irgend ein zuvor hineingedrücktes Bildniß gefunden hat, welches etwas Anderes hineinzubringen hätte verhindern mögen.“ — Endlich gräbt der Einsiedler sich selbst ein Grab, legt sich hinein, nimmt Abschied von seinem Schützling und stirbt. Der Knabe in seinem Schmerze begibt sich zu einem benachbarten Pfarrer, um sich Rath über seine Zukunft zu holen. Aber unterwegs sieht er noch einmal jene Gräuel, die sein Vaterhaus betroffen hatten. Die Schilderung der plündernden Marodeurs und der bewaffneten Bauren in ihrer gegenseitigen Vergeltung sind wahrhaft haarsträubend. Dies scheucht den Knaben zurück in seinen Wald. Aber auch seine Hütte findet er zerstört, die Bücher zerrissen, alles Nutzbare zerschlagen. Ein visionartiger Traum erscheint ihm in der Nacht, der ihm in symbolischem Bilde die ganze Weltlage darlegt, worauf wir später zurückkommen werden. Weinend verläßt der zehnjährige Simplicius seinen Wald, und geht in die Welt. Er war ein vollkommener Neuling in ihr, obgleich er Scenen des Entsetzens gesehen, die ihn schaudern machten. Er kommt zuerst nach Gelnhausen, von wo ihn die Spuren einer Schlacht verscheuchen, die kürzlich zwischen den Kaiserlichen und Weimarischen vorgefallen, und geräth auf den Weg nach Hanau. Vor den Thoren der Festung wird er angehalten, denn sein Aussehn erregt Erstaunen. Er trug nämlich die alte zerrissene Kutte des Einsiedlers aufgeschürzt, und hatte sich mit den eisernen Büßerketten desselben ebenfalls behängt. Da er die ihm vorgelegten Fragen nicht zu beantworten versteht, wird er für einen verschmitzten jungen Spion gehalten und in den Diebsthurm geworfen. Aber die Vermittelung jenes ihm einst benachbarten Pfarrers, der seit der Nördlinger Schlacht Alles verloren, und darauf bei dem Gouverneur von Hanau eine Stellung gefunden hat, rettet ihn. Und hier beginnt die erste Romanverkettung des Buches. Der verstorbene Einsiedler wird durch den Pfarrer, dem er sich entdeckt hatte, als der Schwager des Gouverneurs enthüllt. Demselben war in der Schlacht bei Höchst seine Gemahlin vom Feinde entführt worden. Nach langem vergeblichen Suchen hatte er sich, des Krieges und der Welt müde, in die Einöde zurückgezogen. Simplicius wird aus dem Thurme geholt, ein Brief des Einsiedlers, den er bei sich führt, bestätigt die Aussage des Pfarrers, und überdies entdeckt der Gouverneur in den Zügen des Knaben eine so auffallende Aehnlichkeit mit seiner verschwundenen Schwester, daß er ihn bei sich zu behalten beschließt. Er erhält Pagenkleider, wird unterrichtet, vor-

züglich in der Musik, und lernt bald die Laute schlagen und singen. „Damals war bei mir nichts Schätzbarliches," sagt er, „als ein reines Gewissen und ein aufrichtiges, frommes Gemüth zu finden, welches mit der edeln Unschuld und Einfalt bekleidet und umgeben war." Um so mehr mußte er zurückschaudern vor den Sitten der neuen Welt, die ihn plötzlich umgab. Wilde, cynische Gelage, die roheste Schlemmerei, Hoffarth Raufsucht, Ehebruch, jede Erscheinung einer äußersten Sittenverwilderung, umgaben ihn, zeigten sich offenkundig, und berühmten sich ihrer selbst mit lachendem Munde. Er sah, wie man nach bestialischen Gelagen, satt und voll, Speise und Trank muthwillig verderbte, „ungeachtet der arme Lazarus, den man damit hätte laben können, in Gestalt vieler Hunderte von vertriebenen Wetterauern, denen der Hunger aus den Augen heraus guckte, vor unsern Thüren verschmachtete." — Simplicius kann seinem Unwillen nicht widerstehen, und gibt ihm oft Worte, aber der junge Moralist kommt in Gefahr, für seine Aufrichtigkeit Strafe zu erleiden. Andererseits bringt ihn seine eigene Tölpelhaftigkeit vielfach in die Ungnade des Gouverneurs, der ihm für seine Einfalt noch den Namen Simplicissimus hinzulegt. Mehrere Anekdoten, in welchen der Knabe den rohesten Streichen zum Opfer fällt, schildern in ausführlicher Erzählung die unglaubliche Zügellosigkeit des Zeitalters. Um der Nichtswürdigkeit die Krone aufzusetzen, beschließt der Gouverneur, ihn zu seinem Narren zu machen, und sucht ihn durch allerlei verstandesmörderische Mittel zu verwirren. Aber Simplicissimus, zu rechter Zeit gewarnt, übersteht allen ihm vorgemachten Zauberspuk, und ist gewitzt und schlau genug, die Narrenrolle bei vollem Verstande zu übernehmen. So treibt er unter der Kappe seine Possen mit dem Gouverneur und dessen Umgebung, und sein erwachter und herausgeforderter Verstand läßt Alle seine Rache und Ueberlegenheit fühlen. Jeder scheut seine Zunge, und der Gouverneur sieht mit Erstaunen und heimlicher Besorgniß, was er mit dem Knaben angerichtet hat. Eines Tages, da Simplicissimus durch seinen beißenden Spott eine Gesellschaft von Herren und Damen zur Verzweiflung gebracht hat, übermannt ihn das trostlose Gefühl seiner Stellung. Er bricht vor Aller Augen in Thränen aus, sinkt in die Knie, und bittet Gott inbrünstig um Vergebung. Alle sind gerührt, den Gouverneur drückt sein Gewissen. Und da in dem Knaben, der inzwischen frisch und blühend geworden, die Aehnlichkeit mit der verlorenen Schwester immer überraschender hervortritt, so wünscht er in seinem Schuldgefühl, ihn sich aus den Augen zu schaffen. Das Mittel, das er wählt, ist für die Zeit charakteristisch — er will ihn dem Herzog Bernhard von Weimar, oder dem Cardinal Richelieu schenken! Dazu aber kommt es nicht, denn Simplicissimus wird, als er sich mit andern Knaben vor der Stadt auf dem Eise befindet, von Kroaten geraubt und weggeführt. Der Oberste derselben verwendet ihn zu den niedrigsten Diensten. Bald jedoch gelingt es ihm zu entspringen. Durch Marodeurs von Neuem in Gefahr gebracht, spielt er Nachts im Walde den Teufel, jagt sie in die Flucht, und macht sich mit einer reichen Beute von Goldstücken, die sie in einem Ranzen zurückgelassen, davon. Er lebt wieder kurze Zeit als Einsiedler, nur daß er jetzt raubt und stiehlt, trotz seiner Jugend. In einer Nacht belauscht er eine Hexenscene, und wird plötzlich, auf einer Bank reitend, durch den Walpurgisspuk in die Nähe von Magdeburg versetzt. Dies ist die erste jener Zaubergeschichten, deren einige hier und da im Simplicissimus verstreut sind, und die er mit der Versicherung der Glaubwürdigkeit, aber nicht ohne einen Zug von Schelmerei erzählt. — Es folgen nun eine Reihe von Situationen im Lager vor Magdeburg. Er wird gefangen, und da er noch seine Narrenkleidung trägt, muß er sich bei einem Obersten, dem er anheimfällt, in die frühern Dienste schicken. Er spielt den Narren fort, macht sich aber durch Gesang und Lautenspiel so beliebt, daß die Frauen seine Narrenkappe mit seidenen Bändern zieren. Er erhält einen eigenen Hofmeister, mit Namen Herzbruder, mit dessen Sohne er eine innige Freundschaft schließt. Ihm und dem Alten erzählt er sein Leben, aber obgleich sich Beide davon überzeugen, daß er sehr wohl bei Verstande sei, rathen sie ihm doch, seine Rolle fortzuspielen, bis zu einer bestimmten Zeit, wo sie sich dann alle drei aus dem Getümmel des Lagers zu flüchten hoffen. Nichtswürdige Ränke des Schreibers und Profossen Olivier aber trennen die Freunde und schleudern den jungen Abenteurer wieder weiter in die Welt. Er muß sich zu seiner Rettung in Weiberkleider stecken, geräth dabei in die gefährlichsten Situationen — Alles zwischen Be-

lagerungen, Märschen, Schlachten, — und wechselt seinen Herrn in Kürze sechsmal. Meisterhafte Schilderungen des Kriegs- und Lagerlebens folgen hier rasch auf einander, und wie bei den Waffen Sieg oder Niederlage, so bei Simplicissimus Glücksfülle und tiefstes Elend. — Er ist ein frischer, aufgeschossener Jüngling von sechzehn Jahren geworden, als er wiederum mit einem Obersten zum Schutze eines Nonnenklosters kommandirt wird. Hier gibt es gute Tage. Er macht Freundschaft mit dem alten Klosterjäger, lernt von ihm fechten und jagen, und da er sich fortan auch grün kleidet, wird er überall Jägerchen genannt. Er beerbt seinen hier im Kloster sterbenden Obersten, kommt zu reichlichem Geldbesitz, und nimmt Reiterdienste bei der in Soest stehenden kaiserlichen Besatzung. Der Ehrgeiz erwacht in ihm, er will sich einen berühmten Namen, eine glänzende Stellung erkämpfen, und kann vor großen Zukunftsplänen nicht schlafen. Zuvörderst macht er sich durch eine Reihe toller Streiche in der Stadt und auf Beutezügen beliebt und gefürchtet, und der Name des „Jägers von Soest“ wird in weiten Kreisen bekannt. Hier erfindet er auch ein Hörrohr, welches die Kraft besitzt, ihm die entlegensten Dinge zu verrathen, und womit der Windbeutel denn wohl in den Ruf übernatürlicher Kräfte kommen muß. Ein „lateinischer Handwerksgesell,“ Springinsfeld mit Namen, der von der Universität zu den Waffen gelaufen ist, wird sein Kamerad bei allerhand wilden Streichen. Halb ergötzlich, halb frevelhaft, lassen dieselben doch immer die gute Natur hindurchblicken, zumal da Simplicissimus angerichtetes Unheil in liebenswürdiger Weise zu vergelten weiß. — Auf einem Streifzuge, zu dem er commandirt ist, findet er im Walde eine Art von verrücktem Poeten, der sich Jupiter nennt, und von welchem er hinfort Ganymed genannt wird. Er behält ihn bei sich, um jetzt einen eigenen Narren zu haben, da die Zeit erlaubte, mit gefangenen Menschen, wie mit Sklaven zu verfahren. Jupiter aber hat auch vernünftige Stunden, in welchen er seinem Ganymed manchen guten Rath gibt. — Von den vielerlei Streifereien, die Simplicissimus vom Hauptquartier Soest aus unternimmt, sollte einer für sein ganzes Leben verhängnißvoll werden. Er findet nämlich einen großen Schatz in den Ruinen eines Schlosses. Er befolgt Jupiter's Rath, sein Vermögen in einem Hause in Cöln unterzubringen, und nimmt ihn selbst dahin mit. Auf der Rückreise aber wird Simplicissimus von den Schweden gefangen und nach der Festung Lippstadt gebracht. Der Commandant verliebt sich völlig in seine Jugend und Liebenswürdigkeit, zumal er genug von dem Jäger von Soest gehört hat, daß er in ihn dringt, in schwedische Dienste zu treten. Simplicissimus will seiner Fahne nicht untreu werden, wird jedoch auf freien Fuß gesetzt, unter dem Versprechen, sechs Monate zur Bedenkzeit, ohne alle Kriegsdienste in Lippstadt zu verbleiben. — Hier kommt nun seine Hauptentwicklung zu Stande, und er zeigt, daß ein Universalgenie in ihm steckt. Er dichtet und componirt, schreibt einen Roman „Joseph,“ singt zur Laute und Harfe, studirt, übt sich im Fechten und Ringen, lernt die Büchsenmacherkunst und das Feuerwerk. Er ist jetzt ein reicher Mann, gibt große Gastereien, und wird das Wunder der ganzen Stadt, um das sich Alles dreht, so daß der Commandant ihm immer dringender anliegt, schwedisch zu werden. In dieser Zeit kommt er zuerst auf Liebeshändel. Einer derselben, mit der Tochter eines Oberstlieutenants, schlägt dahin aus, daß er sich auf der Stelle trauen lassen muß, obgleich er kaum zwanzig Jahre alt sein kann. Der Commandant und der Schwiegervater gewinnen es über ihn, daß er jetzt zu den Schweden übergeht, und er begibt sich noch Cöln, um der Sicherheit wegen seinen Schatz abzuholen. Aber leider hat der Kaufmann Bankerott gemacht. Die Prachtgeschirre und Geräthe des Schatzes sind zwar auf dem Rathhause versiegelt, aber der Proceß, den er anstellt, scheint eine lange Dauer haben zu wollen. Da er auf vier Wochen zu thun hat, bleibt er bei seinem Jupiter, und läßt sich von zwei jungen Edelleuten zu einer Reise nach Paris überreden. Aber neues Mißgeschick! Die Gefährten werden getrennt, und Simplicissimus sieht sich durch widrige Umstände aller Hilfsmittel beraubt. Um sich in Paris Geld zur Rückreise und Lebensunterhalt zu verdienen, wird er Gesanglehrer und Hausmusikus bei einem Arzte, Monsieur Canard. In diesem etwas zweideutigen Hause wird seine schöne Stimme und Gestalt von dem Oberhofmeister des Königs entdeckt. Er läßt sich für die musikalischen Hoffeste gewinnen, wird eingeübt, und tritt zuerst in einer Balletoper als Orpheus auf. Er bezaubert sein

vornehmes Publicum, wird engagirt, und heißt fortan in Paris „le bel Allemand.“ Aber diese öffentlichen Darstellungen reißen ihn widerstandslos in einen Strudel der gefährlichsten Liebesabenteuer, welche die damalige Pariser Hofwirthschaft vortrefflich charakterisiren. Er ist auf dem Punkte zu Grunde zu gehen, kommt aber zur Besinnung, und beschließt, zu entfliehen. In zwei Landsleuten findet er eine Reisegesellschaft. Unterwegs aber bekommt er die Blattern, und muß in einem Dorfe im elendesten Zustande liegen bleiben, während sich seine Genossen mit seiner Baarschaft davon machen. Kaum genesen, schwach, verarmt, durch die Krankheit seiner schönen Locken beraubt und völlig entstellt, setzt er seinen Wanderstab weiter. Er wird fahrender Quacksalber, da er bei Mr. Canard in Paris auch etwas von der Medicin gelernt hat. Im Elsaß aber wird er gefangen und auf die Festung Philippsburg gebracht, um die Dienste eines gemeinen Soldaten zu verrichten. Aus diesen aber befreit ihn sein Freund Ulrich Herzbruder, der inzwischen zu Ansehn und Stellung gekommen ist, und sich auf einer militärischen Inspectionsreise befindet. Dieser nimmt ihn mit sich zu seinem Corps, das unter dem Grafen Götz Breisach belagert. Aber der unglückliche Ausgang dieser Belagerung trennt die Freunde wieder. Simplicissimus wird von einem Räuber angefallen, überwindet ihn, und erkennt in ihm seinen alten Feind Olivier aus dem Magdeburger Lager wieder. Er bleibt kurze Zeit bei ihm, sucht bei einem Raubanfall Olivier's Grausamkeit zu hindern, und beschließt, sich sofort von ihm zu trennen. Gleich darauf wird der Schlupfwinkel des Räubers aufgespürt, er selbst im Kampfe erschlagen, während Simplicissimus sich als Erbe Oliviers mit großem Geldvorrath aus dem Staube macht. In der Stadt Villingen, die ebenfalls voll Militär steckt, erkennt er in einem kranken Bettler seinen Herzbruder wieder, der sich mit seinen vor Breisach erhaltenen Wunden elend umherschleppt. Er pflegt ihn, harrt bei ihm aus, und da derselbe eine Pilgerfahrt nach Einsiedeln unternimmt, folgt er ihm. Zwar mit unbußfertigem Herzen beginnt er die Reise, aber die Reue überkommt ihn, und er wird katholisch. Bald darauf reisen Beide nach Wien, wo sich Herzbruder seinem Chef, dem Grafen Götz, wieder zur Verfügung stellt. Als die Generale sich einst über die Meisterstreiche des Jägers von Soest unterhalten, gibt Simplicissimus sich zu erkennen. Sein ehemaliger Commandeur in Westphalen, der Graf von Wahl erkennt ihn mit Freude wieder, und macht ihn zum Hauptmann einer Compagnie. Diese neuen Kriegsdienste währen aber nicht lange, denn bald darauf werden Herzbruder und Simplicissimus in einem Treffen verwundet, und begeben sich nach einem Sauerbrunnen im Schwarzwalde zur Cur. Nachdem er hergestellt ist, beschließt er, auf dringende Mahnung seines Freundes, endlich eine Reise nach Lippstadt zu seinem Weibe anzutreten. Dies Verhältniß zu seiner Frau ist nun keineswegs ein sehr zartes. Leichtsinnig war es angesponnen, mit der Pistole auf der Brust hatte man ihn zur Ehe gezwungen. Anfangs, da er weithin nach Paris verschlagen war, dachte er ihrer wohl oft, dann aber riß ihn das Pariser Leben des Glanzes und der Ueppigkeit fort — er war noch sehr jung — bald kamen Abenteuer, die ihn dahin und dorthin warfen, und bei der Unsicherheit der Gegenden eine Heimreise fast unmöglich machten. Der Gedanke an eine stille Häuslichkeit konnte bei ihm, dem ewig Umhergeschleuderten, kaum aufkommen. Wo er raschen Genuß fand, da nahm er ihn unbekümmert, und so entschwand ihm das Bild seiner jungen Frau im Laufe der vergangenen Jahre immer mehr. In einer Verkleidung machte er sich nun auf, und nahm den Weg über Cöln. Hier sucht er seinen Jupiter wieder auf, der jetzt über den Gang der Welt ganz „hirnschellig“ geworden, und mit der ganzen Menschheit zerfallen ist. Auch über den Proceß wegen seines Schatzes erfährt er wenig Tröstliches, und so wandert er weiter. In Lippstadt angekommen, erwarten ihn traurige Nachrichten. Niemand erkennt in dem von Pocken Entstellten den einst blühenden Jüngling wieder, der sich durch seine Schönheit, sein Geld und seine Talente zum Mittelpunkt aller Kreise gemacht hatte. Sein Weib ist im Kindbett gestorben, auch sein Schwiegervater und der Commandant leben nicht mehr. Sein Kind befindet sich in den Händen seiner Schwägerin, die, selbst kinderlos, den Knaben an Kindesstatt angenommen hat. Leider muß er von noch mehr Früchten seines einstigen Leichtsinns erfahren, die ganz offenkundig sind, und so bleibt er in seiner Maske eines Freundes des Simplicissimus. Er geht zu seiner Schwägerin, die er durch große Ge-

schenke und Geldsummen für das Kind mit dem Entflohenen versöhnt. Als er aber seinen Knaben erblickt, überwältigt ihn die Rührung, er drückt ihn an's Herz, und Thränen stürzen aus seinen Augen. Rasch macht er sich auf den Weg, um nicht erkannt zu werden. — Bei der Rückkehr nach dem Schwarzwalde — (er wird unterwegs ausgeplündert und kommt in Bettlergestalt an) findet er seinen Herzbruder sterbend. Mit ihm verliert er nicht nur seinen besten Freund, sondern auch eine moralische Stütze, die ihn von vielfachen Thorheiten abgehalten hat. Jetzt, nachdem sein Einfluß nicht mehr über ihm waltet, beginnt in dem Badeorte noch einmal seine ganze wilde Jugendunbesonnenheit aufzuleben. Er verheirathet sich zum zweitenmal, aber diese Ehe wird sein Unglück. Seine Frau ist liederlich, er treibt es ihr zum Possen eben so arg, ein Tag grauenvollen Humors bringt das ganze Unheil ihres beiderseitigen Lebenswandels an den Tag, und er preist sich glücklich, als sie kurz darauf an übermäßigem Weingenuß stirbt. Von dieser Zeit an beginnt seine völlige Umkehr zum Bessern. Ein Ekel an dem Leben, wie er es geführt hatte, überkommt ihn, er wirft sich auf die Bücher, und lebt auf dem Bauerngute, das er gekauft hatte, ganz seinen Studien. Um diese Zeit findet er seinen alten Vater aus dem Spessart wieder, der ihn als einen Junker behandelt, und ihm eröffnet, daß er nicht sein Sohn sei. Er ist das Kind einer Dame, die auf der Flucht ein Asyl bei ihm gefunden, bei den Bauersleuten niedergekommen und dort gestorben ist. Es stellt sich heraus, daß er der Sohn jenes Einsiedlers, seines ersten Lehrers ist, und der Neffe des Commandanten von Hanau, bei dem er als Narr gelebt, und daß ihm fortan der Name Melchior Sternfels von Fuchsheim gebühre. Da alle seine Angehörigen todt sind, nimmt er seine alten Pflegeeltern zu sich, die sein Gut bewirthschaften und seinen Wohlstand zur Blüthe bringen. Er selbst lebt seinen Studien, der Mathematik, Astronomie, Astrologie, macht neue Erfindungen und entwirft Festungsbauten. Diese Ruhe unterbricht nur eine mährchenhafte Episode. Er taucht zu den Sylphen in den Mummelsee, bespricht sich mit ihrem König über allerlei naturhistorische und geographische Gegenstände, und gibt einen Abriß der Dämonologie, eine Symbolisirung seiner mystischen Studien. Das Mährchenhafte darin ist sehr anmuthig dargestellt. Wir kommen auf diese Episode später noch zurück. — Aus seiner Zurückgezogenheit wird er jedoch noch einmal herausgerissen. Ein bei ihm im Quartier liegender Oberst ist erstaunt über seine Studien und Kenntnisse, und ladet ihn ein, mit nach Liefland zu kommen, wo er ihm eine glänzende Zukunft verspricht. Simplicissimus ist im Anfang der Mannesjahre, wo vollkommene Zurückgezogenheit von der Welt noch nicht sein letzter Wunsch geworden, der Drang zu handeln und in größerm Kreise zu wirken, läßt ihn auf die Vorschläge seines Gastes eingehen. Er geht nach Liefland, wird vom Czaren von Moskau als Ingenieuroberster in Dienst genommen, legt Festungen an, baut Pulvermühlen u. s. w. und erhält in einem Feldzuge gegen die Tataren den Oberbefehl. Er steht auf dem Gipfel seiner Wünsche, aber er muß erleben, daß Undank der Welt Lohn ist. Wie er gekommen, so macht er sich wieder auf den Heimweg, unter steten Gefahren bringt er durch Kleinasien, wird von Seeräubern gefangen, von den Venetianern befreit, pilgert nach Rom und Loretto und kommt nach drei Jahren, mit einem langen Barte (seinem einzigen Gewinn) nach der Heimath. Hier hat der dreißig Jahre lange Krieg endlich ein Ende gefunden, der Friede ist geschlossen. Die alten Pflegeeltern des Simplicissimus haben sein Gut trefflich im Stand gehalten, und er findet Ruhe und Muße. Er hat die Welt in allen ihren Kreisen durchmessen, Elend und Glückswechsel erlebt, und gefunden, daß Alles in ihr eitel sei. So schreibt er ihr den Scheidebrief, und lebt nur noch seinem Seelenheil und seinen Studien. —

Damit schließt das fünfte Buch ab, und dies ist der eigentliche Schluß des Simplicissimus. Das später hinzugekommene sechste Buch trägt einen vielfach andern Charakter, indem es eine Robinsonade erzählt, daher wir es aufsparen wollen, bis wir zu diesen gelangen. Auch ist es in einem langweiligen, weitschweifigen Stil geschrieben, und erlangt bei Weitem nicht die Plastik der Darstellung in dem eigentlichen Roman, wie es bei dergleichen Wiederaufnahmen und Fortsetzungen immer zu geschehen pflegt. —

Man darf an diese Erzählung des Simplicissimus nicht den Maßstab des modernen Kunstromans legen. Schon aus der Inhaltsangabe sieht man, daß die Verwicklung eine sehr lose ist. Trennungen, Wiederfinden,

Glückswechsel, ein Rennen und Jagen aus einer Situation in die andere, kein systematischer Ausbau, keine künstliche Spannung, sondern rein historische Biographie, allerdings der romanhaftesten Art. Der Held selbst ist eine innerlich reine und fromme Natur, aber ohne energischen Widerstand gegen die Verlockungen des Augenblicks, und so muß er den Verirrungen, den Lastern seiner Zeit, reichlichen Tribut zahlen. Mit den schönsten Gaben verschwenderisch ausgestattet, bringen ihn Jugend und Leichtsinn in immer neues Verderben. Hat er Noth und Elend überstanden, so macht das Glück ihn hoffärtig, üppig, unbändig, zügellos. Er kommt zur Besinnung, gelobt sich unter den bittersten Selbstanklagen Besserung. Aber immer auf's Neue geräth er in Situationen, wo auch dem Besten Gefahren drohen, Gefahren von so außerordentlicher und zwingender Art, wie nur eine Zeit tumultuarischer Auflösung sie bringen konnte. Und trotzdem, daß all sein Ringen und Streben aus der Tiefe der Verwahrlosung von wiederholten Rückfällen bedroht ist, trotzdem bleibt er die deutsche, ehrliche Natur, die sich zum Siege über sich selbst emporarbeitet. Simplicissimus ist liebenswürdiger als er selbst glaubt, und manche seiner Selbstanklagen werden wir weniger streng richten, als er selbst, der, wie seine Zeit in ihren Erscheinungen, so er in seinen Stimmungen, leicht aus einem Extrem in's andere fällt. Er versöhnt durch viele rührende und schöne Züge, durch die aufopfernde Liebe zu seinem Freunde Herzbruder, durch die Art, wie er angerichtetes Unheil wieder gut macht, vor Allem aber durch sein Mißgeschick, das ihn, den zarten Knaben in die Welt schleudert, und haltlos durch haltlose Verhältnisse jagt. —

Sprache und Ton im Simplicissimus sind bei Weitem einfacher und fließender als der weitschweifige Gelehrtenstyl in den gleichzeitigen oder noch nach ihm erschienenen Romanen des siebzehnten Jahrhunderts. Zuweilen mischt auch Simplicissimus gelehrte Citate oder Bilder in seine Schilderungen, die letztern meist mythologischer Art. Aber eine volksthümliche, und durch ihre Naivetät ansprechende Sprache herrscht vor, und ist oft nicht ohne Feinheit. Freilich aber findet man eben so oft das Gelächter der Roheit, und jenen Humor des Schauderhaften, der den Abscheu vor dem Häßlichen fast verloren hat. Das Buch stößt darum den modernen Leser meist schon im Anfang ab, weil die Rohheit und das Gräßliche im ersten Buche grade am Abschreckendsten auftritt. Die Folge bringt dergleichen bei Weitem gemäßigter und sparsamer. Zu den Glanzstellen, auch der Sprache und Darstellung nach, gehört die Erzählung seiner letzten Narrentage in Hanau, und die Bilder aus dem Lager vor Mägdeburg (Beides im zweiten Buche). Dann sein Leben als Jäger von Soest und die Freiherrnzeit in Lippstadt, so wie die humoristisch-ärgerliche Schilderung einer Cölnischen Kostküche (drittes Buch). Sein Auftreten in Paris als Orpheus (viertes Buch) und jene Marsch- und Lagerscenen der „Merode-Brüder,“ all des Gesindels, welches die Heere in zügellosen Zigeuneraufzügen begleitete, und meist noch verheerender wirthschaftete als die Armee.

Dergleichen culturhistorische Schilderungen, wie die zuletzt erwähnte, sind durch das ganze Buch zerstreut, und lassen uns keinen Augenblick vergessen, daß wir, trotz mancher Erdichtung, Geschichte lesen. Die Bedeutung, die das Buch in dieser Hinsicht hat, haben wir bereits nachgewiesen, es bleibt uns noch darzulegen, wie weit sich die geistigen Strömungen der Zeit in demselben abspiegeln.

Da ist es zuvörderst die heiße Sehnsucht nach Frieden, nach einem geordneten Zustande der Dinge, die selbst in dem durch die Wechselfälle des Kriegs zu Glück und Ansehen Gelangten oft genug auftaucht. Denn die Schätze, die der Krieg mit vollen Händen plötzlich in den Schooß streut, raubt er eben so schnell wieder, und selbst in die tiefste Zurückgezogenheit, in Wälder und Klüfte bringen störend die Waffen. Einen Schutz gewähren nur die festen Städte, und diese sind es, für welche Hoffnung und Träumereien eine ideale Rolle erschaffen. An sie knüpft jener wunderliche Jupiter, der Narr und kluge Rathgeber des Simplicissimus, alle Erwartungen für die Zukunft. Denn er erdenkt sich, oder will einen Helden erschaffen, der, mit den Fähigkeiten aller Götter und Heroen begabt, die Städte in einen Bund vereinigen und aus ihnen ein Parlament für Deutschland erschaffen soll. Die Verschwendung der Fürsten zu einer Zeit, wo Elend, Hunger und Krieg die Länder zerrütteten; die Willkür, der Waffenzwang der Feldherren und Generale, die den Bauer und Bürger verachteten, sein Geld aber einsteckten; diese unseligen Zustände erzeugten ein höchst demokratisches Ideal. Alle Fürsten sollten ausgerottet, dem Städte-

bunde die Regierung gegeben, und Deutschland zur weltbeherrschenden Macht erhoben werden. In einer zu erbauenden Prachtstadt solle der Held dann alle christlichen Confessionen zu Einer vereinigen, ein Weltmuseum erbauen und der Welt den Frieden mit Gewalt aufzwingen. Dergleichen politische Träume und Phantasien treten im Simplicissimus auch in Form von Visionen auf. Aus den Gräulen der Gegenwart flüchtete man sich hinter Allegorien und Gesichte. Der Hauptvertreter dieser Richtung war Moscherosch in seinem Philander von Sittewald. Wie zu jener Zeit die spanische Literatur in Deutschland vielfach Verbreitung und Anklang fand, so entlehnte Moscherosch seine Form von dem Spanier Quevedo. Halb mit lachender Satire, halb mit offen flammendem Hasse, immer im Gewande der Vision, geißelt er im Philander seine Zeit in allen ihren Erscheinungsformen. Eines dieser Gesichte, vom Soldatenleben, zeigt in engerm Rahmen dasselbe Bild, was im Simplicissimus in umfassender Ausbreitung dargestellt worden ist. Wenn der Letztere weit entfernt ist, seine Erlebnisse traumhaft allegorisch zu verwaschen und der Originalität zu entkleiden, so nimmt er doch die Form der Vision für Erfahrungen allgemeiner Art mit. So hat Simplicissimus als Knabe im Walde einen Traum, worin ihm in großer Ausführlichkeit die ganze Weltlage, das ganze verworrene Leben der Zeit, das er späterhin durchwandern sollte, allegorisch gezeigt wird. Aber diese Allegorie ist, wie Alles im Simplicissimus, real, unverschleiert, drastisch und hat hier nur die Bedeutung eines gleichsam divinatorischen Erkennens bei einem noch unschuldigen, doch schon tiefblickenden Knaben, der aus ein paar erschreckenden Erfahrungen, sich die Vorgänge einer regellosen Welt folgert. — Aehnlich einem visionären Zustande, wenngleich nicht in dieser Form vorgetragen, ist das Hinabtauchen des Simplicissimus in den Mummelsee zu den Sylphen. In der Unterhaltung mit dem Könige derselben, über Entstehung, Zweck und Aufhören ihres Daseins, im Gegensatze zu dem der Menschen, sehen wir eine Anlehnung an die Systeme des Paracelsus, der damals noch in großem Ansehn stand. Simplicissimus trägt diesen seinen unterseeischen Besuch als ein unzweifelbares Factum vor, und huldigt damit eben so zweifellos nur dem Geschmacke seiner Zeit. Ein andermal, da er, auf einer Bank reitend, von einer Hexenscene durch die Luft getragen wird, und somit auch ein Wunder erlebt, versichert er die Glaubwürdigkeit dieses Ereignisses ausdrücklich, fügt aber halb ironisch hinzu, „wie wäre es sonst möglich gewesen, daß ich mich plötzlich im Magdeburgischen Lager befunden hätte?“ Er spielt den Befangenen, ist jedoch selbst von Wunder- und Aberglauben seiner Zeit völlig frei. Nur einmal, in jener meisterhaften Scene, da er in dem verfallenen Schlosse den verborgenen Schatz wittert, der von einem Gespenste gehütet werden soll, überkommt ihn ein fieberhafter Schauder, das Vorgefühl einer plötzlichen Umwandlung seines Lebens. Sonst ist er frei von all jenen mystischen Grübeleien, in welchen sich die durch die Kriegsstürme in sich selbst zurückgedrängte Innerlichkeit seiner Zeitgenossen ängstigte und verfinsterte. Er spielt als Knabe den Teufel mit Glück gegen marodirende Kroaten, und als ihm späterhin einmal der Teufel erscheint, faßt er ihn bei der Gurgel, und macht aus dem Ungeheuer einen nachgiebigen Hausherrn, bei dem er im Quartier bleibt. — Alle seine geistigen Bestrebungen, selbst die einsamen cabalistischen, astrologischen und alchymistischen Studien, in welchen er dem dunkeln Drange seiner Zeit nachgibt, deuten auf Zweckdienlichkeit hin, und er legt sie bei Seite, wenn er irgend ein Ziel gefunden hat. So macht er eine Reihe von Erfindungen, alle für die Vervollkommnung der Waffen, der Kriegskunst, des militärischen Bauwesens berechnet. Er steht in so fern über seinen mitstrebenden Zeitgenossen, als er mit klaren Sinnen in die Labyrinthe traumhafter Wissenschaften taucht, und wenn er etwas Nutzbares gefunden, eben so klar und unbeirrt zur Wirklichkeit zurückkehrt. — Am seltensten unter allen geistigen Beziehungen sind bei ihm Anspielungen auf die poetische Literatur zu finden. Bei einem so bunten, vagabundenhaften und kriegerischen Leben, ist das kaum zu verwundern. Er erwähnt des Hans Sachs, und unter seinen Zeitgenossen Golau's (Logau). Während seiner glänzenden Tage in Lippstadt, wo er selbst dichtet und Romane schreibt, liest er viel, darunter die „unvergleichliche Arcadia“ von Sidney (übersetzt durch Valentinum Theokritum von Hirschberg 1629). Trotz dieser geringen Bezüge finden sich hier und da Andeutungen, die auf eine Kenntniß der gleichzeitigen Poesie und Kunst schließen lassen. Dagegen zeigen seine reichlichen my-

thologischen Bilder und überall verstreuten gelehrten Citate, daß der Verfasser eine umfangreiche Kenntniß der antiken, und vorwiegend der römischen Literatur hat. Ob ihm die spanischen Schelmenromane bekannt waren, bleibt dahingestellt — wiewohl der Guzman de Alfarache schon 1618 übersetzt erschien. Aber eines andern spanischen Buches ist hier noch zu erwähnen, welches Simplicissimus in der Zeit seiner letzten Zurückgezogenheit von der Welt in die Hände bekommt. Dies sind die Schriften Guevara's, und unter diesen wahrscheinlich hauptsächlich die „goldenen Briefe," übersetzt durch denselben schon oben erwähnten Alberti. (Erster — dann zweiter und dritter — Theil der guldenen Sendschreiben des ꝛc. Herrn Antonii Guevara ꝛc. Darin viel schöne Tractätl, subtile Discursen, artliche Historien ꝛc. durch Aegidium Albertinum, aus der hispanischen in die deutsche Sprache verwandt. München, Adam Berg 1603. — Alberti übersetzte noch ein Werk Guevara's, die „Hof Schul" 1600, und war überhaupt einer der fleißigsten Vermittler zwischen spanischer, französischer und deutscher Literatur.) Guevara gilt bei den Spaniern für einen Repräsentanten des Herabsinkens ihrer Literatur und Sprache. Gleichwohl genoß er seiner Zeit eines großen Rufes, und fand auch in Deutschland sein Publicum. Er verdankt dies hauptsächlich seinen lang ausgesponnenen Reflexionen und Betrachtungen, die er in Form von erdichteten Briefen historischer Persönlichkeiten schrieb. — Der lange Absage- und Scheidebrief, den Simplicissimus der Welt schreibt, ist eine Nachahmung Guevara's, nur daß der Deutsche darin durchaus individuell verfährt, und tiefere Gemüthstöne anklingen läßt, als sie dem Spanier zu Gebote standen. —

Selbst ein so strenger Kritiker wie Gervinus gibt zu, daß die Geschichte des Simplicissimus Anlage zeigte, weit interessanter als ein Gil Blas zu werden. Und in der That drängt sich das Bedauern auf, daß ein so bedeutendes Talent durch Zeit und Umstände zur Verschwendung und Vergeudung seiner Kraft getrieben wurde. Wäre dem Verfasser des Simplicissimus die Muße und Ruhe geworden, die die Erlernung der Kunstform bedingt, so hätten wir in dieser Richtung ein höheres Werk aufweisen können, als die Spanier und Franzosen, einen historischen, culturhistorischen Vagabundenroman. —

Daß der Simplicissimus eine Menge von Nachahmungen und Erweiterungen nach sich zog, versteht sich von selbst. Eine Reihe davon ist aufgeführt bei Gervinus (III. 376) und in dem „Bücherschatz der deutschen Nationalliteratur des XVI. und XVII. Jahrhunderts" (Berlin J. A. Stargardt. 1854). Wir lassen sie bei Seite, und wenden uns nur einer der bekanntesten und am meisten charakteristischen Nachahmungen zu, nämlich den Abenteuern des Schelmuffsky. („Wahrhafte, curiöse und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande ꝛc. Gedruckt zu Schelmrode in diesem Jahr. — Zweiter Theil ꝛc. Gedruckt zu Padua eine halbe Stunde von Rom bey Peter Martau.") Ich kann in den Beifall, den der Schelmuffsky von jeher gefunden hat, nicht einstimmen. Man lernt in ihm allerdings eine Persönlichkeit kennen, die durch alberne Großsprecherei einen Anflug von Originalität besitzt, deren Aufschneiderei aber doch lange nicht dem genialen Lügenhumor eines Münchhausen gleichkommt. Es ist hier nur darauf abgesehen Spaß — oder eigentlich Blödsinn zu machen. Es fehlt nicht an lächerlichen Situationen, aber von wahrem Humor ist nichts zu finden, und die unendliche Wiederholung der immer gleichen komischen Wendung erregt Ueberdruß. Die Darstellung ist roh, gemein, mit Vorliebe unflätig, und für die Langeweile, die die Albernheit erregt, wird man durch kein einziges tiefer liegendes Moment entschädigt. Die Abenteuer Schelmuffsky's sind meist galanter Art, wenn man sonst viehische Rohheit unter diese Bezeichnung bringen kann. Wie vollkommen banal der Spaß und die Komik der Erzählung ist, mögen ein paar Beispiele zeigen. — „Stockholm ist eine brave Stadt, um dieselbe herum sein schöne Gärten, Wiesen und vortreffliche Weinberge angebaut, wo der Tebelhohlmer der schönste Neckarwein 'wächst." — Auf dem Meere will er sich ein junges Seehündchen fangen: „Ich war her, weil es so artig aussah, und wollte es aus dem Meere in's Schiff haschen, als ich aber nach dem Aase griff, so biß mich die Wetterkröte der Tebelhohlmer durch alle fünf Finger durch und durch, und dauchte drauf unter." — Ferner eine Reminiscenz aus der Odyssee: „Nachdem wir nun bald das Mittelländische Meer durch waren, so ließen sich erschrödlich viele Syrenen von ferne im Meere blicken, dieselben Menscher singen der Tebelhohlmer admirable schön. Da selbige der Schiffs-

mann gewahr wurde, hieß er uns die Ohren alle mit einander feste zu stopfen." u. s. w. — Schon das später hinzugekommene sechste Buch des Simplicissimus gibt dem Vagabundenroman eine neue Wendung, indem er die Abenteuer vom Lande auf's Meer verpflanzt. Es ist eine vollkommene Robinsonade, und zeigt die Gattung in Deutschland schon erfunden, einige Menschenalter bevor der englische Robinson geschrieben wurde. Was um so merkwürdiger erscheinen muß, ist, daß sich die Aehnlichkeit bis in's Einzelne nachweisen läßt, bis zu den kleinsten Erfindungen, die der Verschlagene macht, um sich sein Einsiedlerdasein erträglich zu gestalten. Im großen Ganzen enthält es den abenteuerlichen Drang in's Weite, Gefahren, Schiffbruch, Rettung auf eine wüste Insel, und durch die Noth erschaffene Gestaltung eines primitiven Lebenszustandes. — Von der Zeit an, da Defoe's Robinson zuerst in's Deutsche übersetzt erschien (1720), wurde der Vagabundenroman zur Robinsonade. Jeder hat in der Kindheit seinen Robinson, wenn auch nur in der Campe'schen Bearbeitung für die Jugend, gelesen. Selbst in dieser Form behielt das Buch noch genug von seinem ursprünglichen Zauber. Wie es aber bei seinem ersten Erscheinen wirkte, zeigt die Masse von Nachbildungen und Uebersetzungen, die sofort folgte. Bis 1760 zählt der Bibliograph Koch vierzig, und von da ab O. L. B. Wolff noch zwanzig, also sechzig verschiedene Robinsonaden. Nicht nur Länder, Provinzen und Städte mußten ihr Namenscontingent zu der Heeresfluth stellen, die sich aus Robinson's Verwandtschaft über die Literatur ergoß, sondern auch einzelne Stände und Gewerbe wurden in Contribution gesetzt. Es gab einen französischen, dänischen, griechischen, holländischen, englischen, irländischen, schlesischen, böhmischen, fränkischen, brandenburger, leipziger, berliner; es gab einen maldivischen und einen jüdischen; einen medicinischen und einen buchhändlerischen; es gab einen unsichtbaren, sogar eine Jungfer Robinson. Die Masse ist hier unabsehbar, die Robinsonade wird zu einem Literatur-Industriezweig. Indessen wurde durch den überhand nehmenden Geschmack an diesem Stoffe der Stoff selbst dermaßen ausgebeutet, daß man zu neuen Erfindungen, Ueberbietungen und endlich zu Ungeheuerlichkeiten steigen mußte. Dahin gehören die „Wunderlichen Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii rc. rc. dem Druck übergeben von Gisandern." 1731—43. Vier Theile. Dies Buch ist bekannter unter seinem spätern Titel, „Die Insel Felsenburg," unter welchem es sehr oft, und noch in der neusten Zeit von Oehlenschläger 1826, und zuletzt von L. Tieck 1827 herausgegeben wurde. (Ausführliches darüber s. d. Hettner „Robinson und die Robinsonaden" 1854.) Das Meer und die Inseln reichten endlich auch nicht mehr aus, und nachdem in Robinsonaden selbst Reisen nach dem Monde unternommen worden waren, bequemte man sich, auf das Festland und in die nächste Umgebung zurückzukehren. Es entstand eine Nebengattung, der Aventürier- und Freibeuter-Roman, und so langte man nach allen Umwegen beim einfachen Schelmen- und Vagabundenroman wieder an. Allein schon ehe man dahin kam, war ein Buch erschienen, das in der deutschen Uebersetzung bei dem allgemeinen Robinsonfieber zum „spanischen Robinson" gestempelt worden war, und welches doch seinem Inhalte nach weit ab vom Robinson lag. Dies war der Gil Blas von Le Sage. Dieser geniale Dichter kehrte zur Grundform des Schelmenromans zurück, nahm sich die Spanier zwar zum Muster, erschuf jedoch mit innerster Originalität im Gil Blas ein Kunstwerk, welches zu den Perlen der französischen Literatur gehört. In der ganzen Gattung der Schelmenromane, in allen Nationen, erreicht kein einziger die Vollendung des Gil Blas, der sogar seine Vorbilder übertrifft. Hier siegt die Grazie französischer Darstellung, die Feinheit der Satire, der reiche Wechsel der Bilder, die geschmackvolle Vertheilung von Licht und Schatten, über jeden Inhalt, über jede Situation des Inhalts, über jede Bedenklichkeit der Situation. Im Gil Blas hat der Schelmenroman seine künstlerische Höhe erreicht. — Seitdem blieb die Gattung, als solche, lange Zeit, wenn nicht uncultivirt, doch ohne hervorragende Werke. Aber sie starb darum nicht aus, sie schlich sich in andere Romangattungen ein, und trieb darin bis auf die neueste Zeit ihr Spiel. Vorwiegend im biographischen Roman, der bei seinem freier sich entwickelnden Inhalt einen größern Tummelplatz für das Abenteuerliche darbietet. Welchen Zauber ein vagabundirendes Treiben ausübt, welch ein Stück Poesie darin liegt, zeigt das Beispiel der bedeutendsten Romandichter, die sich dem Einfluß derselben nicht entziehen konnten. Liegt nicht in Fielding's Tom Jones, jenem

einzigen Tom Jones, ein gut Stück Vagabundenthum? Ist gleich der Schwerpunkt dieses Romans durchaus anderswo zu suchen, so spinnt sich doch die Entwicklung zum großen Theile auf der, tausend Zufällen preisgegebenen Wanderschaft des Helden ab. Ganz ähnlich ist es mit Smollet's Peregrine Pickle, während sein Roderick Random zur Hälfte eine Robinsonade genannt werden kann. Wir könnten das bei englischen Romanen vorwiegend und mit Vorliebe behandelt nachweisen. Wir können es auch in der deutschen Literatur, und wollen nur auf Wilhelm Meister's Umherziehen mit und unter den Schauspielern hinweisen. — Das jüngste Product des Vagabundenromans, als geschlossener Gattung, sind „die Vagabunden" von C. von Holtei, der mit der umfassendsten Kenntniß und liebenswürdiger Redseligkeit hier seinen bunten Bilderschatz des modernen Vagabundenlebens auskramt.

Ein Beitrag zu Schiller's Biographie.

Eine der qualvollsten Perioden in Schiller's Leben war die Zeit seiner schweren Krankheit, die ihn kaum ein Jahr nach seiner Verheirathung fast an den Rand des Grabes brachte und für welche er in Karlsbad Linderung suchte. Sein Geist trug sich damals mit dem großartigen Plane zu seiner Trilogie „Wallenstein" und die gewaltigen Helden des dreißigjährigen Krieges beschäftigten seine Phantasie, während sein Körper unter asthmatischen Brustleiden und Magenbeschwerden heftig litt. Die Zeit des Aufenthaltes in Karlsbad bietet wenig Bemerkenswerthes für den Biographen und wird daher auch meistens nur kurz erwähnt. Interessant dürfte jedoch die Mittheilung sein, daß der Arzt, der als Schiller's Begleiter die Reise nach Karlsbad mitmachte, noch als neunzigjähriger Greis in dem braunschweigischen Landstädtchen Eschershausen lebt. Derselbe heißt Eicke und studirte von 1790 ab in Jena, wo er als Klinikgehilfe des Hofraths Starke, welcher Schiller's Arzt war, functionirte. Im Juni 1791 forderte ihn Starke auf, als medicinischer Beistand den kranken Hofrath Schiller nach Karlsbad zu begleiten. Schiller hatte die letzte Zeit in Rudolstadt bei seiner Schwägerin, Frau von Beulwitz, zugebracht und der junge Dr. Eicke reiste dorthin, um sich dem Patienten, der sich mit seiner Frau und deren Schwester zur Cur begeben wollte, vorzustellen. Schiller litt, den Mittheilungen des Dr. Eicke nach, hauptsächlich an heftigen Brustkrämpfen und bedurfte bei diesen Anfällen eines starken Beistandes, wozu sich der robuste junge Mann besonders eignete. Schon während der Reise mußte dieser dem Patienten im Wagen gegenübersitzen und denselben, wenn er bei seinen asthmatischen Zufällen zurücksank, an den Händen emporziehen, wobei Schiller stets bereitwillig selbst die Hände entgegenhielt. Ueberhaupt schildert Dr. Eicke Schiller's Stimmung als mild und freundlich, obgleich mitunter beeinträchtigt von hypochondrischen Anfällen. Schiller vermied im Gegensatz zu andern mit ähnlichen Leiden gequälten Kranken, von seinem Zustande zu sprechen und kam allen ärztlichen Anordnungen pünktlich nach. Er und die Damen verkehrten in Karlsbad mit den vornehmsten Badegästen, worunter mehrere österreichische hohe Beamte und Generäle sich befanden. Der Gebrauch der Cur, Spazierengehen, Reiten auf Eseln und der Besuch von Gesellschaften füllte die Zeit aus. Auf den Promenaden wurde der junge Arzt fortwährend von Neugierigen belästigt, die ihn fragten, ob sein Begleiter Schiller sei. Der Buchhändler Goeschen aus Leipzig, Schiller's Verleger, machte den Zahlmeister. Die zartfühlende Sorgfalt, womit die Schwestern, Charlotte Schiller und Karoline von Beulwitz, den Kranken umgaben, ist dem Dr. Eicke noch heute lebendig und er erinnert sich, daß die Damen mitunter recht heiter waren und es nicht verschmähten, ein Tanzvergnügen mitzumachen. Leider scheint Dr. Eicke durchaus nicht in nähere Beziehung zu Schiller getreten zu sein, was wohl in der damaligen Periode für den jungen lebenslustigen Arzt nicht gut möglich gewesen sein mag; auch ist das Gedächtniß des neunzigjährigen Mannes geschwächt, wodurch seine Mittheilungen leider nur wenig Werth erhalten. Nachdem Eicke mit seinem Patienten und dessen Begleiterinnen noch einige Wochen in Eger zugebracht hatte, ging er über Rudolstadt nach Jena zurück und kam später nie wieder mit Schiller persönlich oder schriftlich in Berührung. Ueber die äußere Erscheinung Schiller's kann Eicke wenig Auskunft geben; er erinnert sich nur, daß derselbe sein „semmelblondes" Haar lose trug und von schmächtiger Gestalt war.

A. Glaser.

Literarisches.

Neue Romane.

Mehrere Werke von größerem Umfang und tieferer Bedeutung liegen uns vor und lassen bedauern, daß die Raumverhältnisse nur eine kurze Erwähnung gestatten. In Werner Thormann, ein Roman in drei Bänden von Ludwig Rosen, Breslau, Verlag von Eduard Trewendt, hat sich der Verfasser ganz auf dem Boden der Wirklichkeit gehalten und seine Gestalten dem realen Leben der Gegenwart entnommen. Wir kommen darin mit deutschem Studentenwesen, idyllischem Waldleben und buntbewegtem Kriegstreiben in Berührung; lernen die Standesunterschiede und die Vorurtheile der großen Welt im Conflict mit den ewigen Naturmächten im menschlichen Herzen kennen, folgen dem jugendlichen Helden in fremde Erdtheile und kehren mit dem gereiften Manne zum häuslichen Herde zurück. Der Verfasser hat einen geschmackvollen Vortrag, der überall fesselt, ohne jedoch eine hinreißende Wirkung zu erzielen. — Bei dem historischen Roman James der Zweite und sein Fall, von Feodor Steffens, Berlin bei Otto Janke, ist eine sehr interessante geschichtliche Periode zur Grundlage gewählt. Er beginnt mit den Religionsconflicten, welche durch den Uebertritt des Königs zum Katholicismus herbeigeführt wurden, und schildert die Beziehungen des englischen Hofes zu Holland und Frankreich unter Ludwig XIV. und der intriguanten Maintenon. Alles ist mit Geschick behandelt und liest sich sehr befriedigend. — Ein treues Bild altdeutschen Lebens, sowohl von künstlerischer als bürgerlicher und ritterlicher Seite gewährt der dreibändige Roman Nürnberg, von Luise Otto, Prag bei Kober und Markgraf. Die kräftigen Gestalten aus dem fünfzehnten Jahrhundert, der ritterliche Kaiser Maximilian, sein lustiger Rath Kunz von der Rosen, sodann die Nürnberger Künstler Albrecht Dürer und Peter Vischer und andere bedeutende Persönlichkeiten treten kräftig hervor und beleben die alte freie Reichsstadt mit ihrem Stolz auf ihre Rechte, in recht charakteristischer Weise. — In demselben Verlage erschien: Die Zauberflöte, komischer Roman von Eduard Breier. Mozart's letzte Lebensjahre, seine bekannten Beziehungen zu Schickaneder und die Entstehung der Zauberflöte bilden den Kern der Erzählung. Die Idee, welche dem Schickaneder'schen Texte der Zauberflöte zu Grunde liegt, wird darin als von einem französischen Agenten der republikanischen Regierung ausgehend angenommen, und die Deutung auf die Revolution bezogen. Schickaneder sei aus eigenem Antriebe weder fähig gewesen, maurerische noch andere Absichten in seiner Dichtung zu verstecken, dieselben seien ihm untergeschoben. — Von entschiedenem Werthe, obwohl in den rein historischen Partien mitunter etwas zu breit ausgeführt, ist der dreibändige Roman Vor fünfzig Jahren, von Gustav vom See, Breslau bei Eduard Trewendt. König Jerome, der mit seinen Liebschaften und Schwachheiten sich besser für den Romanschriftsteller, als für den Geschichtschreiber eignet, bildet auch hier eine passive Hauptfigur und bietet Gelegenheit, die geheimen und öffentlichen Regungen in Deutschland, welche den Sturz Napoleon's herbeiführten, dem Leser zu vermitteln. Sein Leben während des Aufenthalts in Breslau und später in Kassel ist mit lebhaften Farben geschildert und die Erbitterung über die Schmach, welche dem deutschen Volke in allen Ständen durch die Fremdherrschaft zugefügt wurde, tritt dadurch um so wirksamer hervor. — Von eigenthümlicher Wirkung ist der dreibändige Roman Benoni, von A. E. Brachvogel, Leipzig bei H. Costenoble. Die darin geschilderten Charaktere haben nicht genug individuelles Leben und erscheinen zu sehr als Träger allgemeiner Ideen, um den Leser erwärmen zu können, dennoch sind die Gegensätze wirksam und die endliche Lösung ist eine im höhern Sinne befriedigende. In Benoni und Magda personificirt sich das Ringen der Gegenwart, wie es sich in verschiedenen Richtungen kund gibt, um nach gewaltsamen äußerlichen und inneren Kämpfen zu dem Frieden zu kommen, der einzig in der Familie wurzelt. — Interessant sind die zwei Bände Skizzen aus dem russischen Provinzialleben, von Saltikow, deutsch von Meklenburg, Berlin, J. Springer, durch die unmittelbare Wahrheit und Ursprünglichkeit, welche darin hervortreten. — Das Bändchen Seltsame Geschichten, von Alfred Meißner, Prag bei Kober und Markgraf, enthält eine Anzahl kleinerer Erzählungen, die sämmtlich bei der oft auffallenden Wahl der Stoffe eine natürliche Einfachheit in der Behandlung zeigen und durch geschmackvolle Abrundung fesseln. — Unter dem anziehenden Titel Am häuslichen Herd. Criminal- und Strandgeschichten von Ernst Willkomm, Gotha bei W. Opetz, liegt uns eine andere Sammlung von spannenden Novellen vor, die meistens Scenen aus den Schattenseiten des wirklichen Lebens in verschiedenen Welttheilen schildern und den Vorzug einer sicheren Ausmalung besitzen. — Schließlich erwähnen wir noch die neue Ausgabe von Holtei's: Vierzig Jahre, Breslau, Eduard Trewendt, die ein längstbekanntes und beliebtes Werk in billiger und dabei sehr guter Ausstattung bietet.



Vierte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Ueber die Fundirung mit Röhren durch comprimirte Luft, und über die Fundirung der Brücke bei Kehl insbesondere.

Von Amadeo Gentilli.

Die Schwierigkeiten, welche jede Fundirung unter Wasser mit sich bringt, werden durch ein loses Grundbett ungemein erhöht; denn durch die Verengung, durch die Hindernisse, welche jeder im Flusse aufgeführte Bau dem natürlichen Abzug der Gewässer entgegensetzt, erzeugen sich bohrende Wirbel von untergrabender, vernichtender Wirkung.

Man suchte wohl durch sogenannte Vor- und Nachbettungen (Pfostenböden auf Pfahlröste genagelt) auf eine kurze Strecke vor und hinter dem zu erbauenden Objecte den beweglichen Flußschotter zu bedecken und vor der Berührung mit dem Wasser zu schützen; allein bei Hochwasser zeigten sich in reißenden Strömen mit mächtiger und loser Schotterschicht am Ende der Nachbettung, was sich sonst unmittelbar hinter dem begonnenen Pfeiler gezeigt hätte, und die Unterwaschung war nur um die Zeit verzögert, die das Wasser zur allmäligen Demolirung der Pfosten sammt Piloten (oder Pfähle) brauchte. Ein solches Mittel konnte nur glücken, wo die Tiefe der Unterwaschungen weit hinter der Länge der eingerammten Hölzer zurückblieb, dort aber, wo sich Aushöhlungen und Kolke von unergründlicher Tiefe bilden, so daß die größten Tannen ihren Halt im Boden verlieren, muß man jede auf Pilotirung gegründete Fundirungsart aufgeben.

In dem genannten Falle nimmt man dann zu dem englischen Röhrensystem seine Zuflucht, welches in Folgendem besteht. Gußeiserne hohle verticale Röhren von bedeutendem Durchmesser, aus vielen Ringen zusammengesetzt, bilden die Pfeiler der Brücke und können auf eine, jede Piloten-Länge überragende, Tiefe in das Flußbett versenkt werden, indem man das Wasser mittelst verdichteter Luft aus ihnen vertreibt, Arbeiter in den nunmehr trockenen, aber mit verdichteter Luft gefüllten Raum hinabläßt, welche den Boden rings unter dem Rande der Röhren mit Hauen hervorwühlen müssen, indem man das aufgelockerte Material in Schalen aufzieht, und indem man die Röhren von oben belastet, damit sie den von der verdichteten Luft herrührenden Auftrieb so wie die Reibung am Schotter überwinden und unter ihrem, durch jene aufgelegte Last vermehrten Gewichte bis zu der verlangten Tiefe in das Flußbett hinabsinken. Je nach Bedürfniß wird jede Röhre durch neu aufgesetzte Ringe verlängert, und das aufgelegte Gewicht vermehrt. Die Druckpumpen, welche die Luft im Cylinder verdichten, arbeiten immer fort, um das Eindringen des Wassers von unten durch den Schotter zu verhindern und den Arbeitern stets neuen Athmungsstoff

zuzuführen. Nur wenn die Arbeiter ein- oder aussteigen, oder ein Kübel voll Gerölle aufgewunden werden soll, muß die Röhre, die sonst oben natürlich geschlossen ist, geöffnet werden; damit man aber bei dieser Gelegenheit nicht den ganzen Rauminhalt des Cylinders an comprimirter Luft verliere, so richtet man in dem obern Theile des Cylinders eine sogenannte Luftschleuse oder Gleichgewichtskammer ein, die mit zwei von oben nach unten zu öffnenden Klappen versehen, den Dienst einer Doppelthür versieht; während nämlich die obere geschlossen bleibt, öffnet man die untere und schafft das geförderte Material oder die Arbeiter einstweilen in die Kammer zwischen beiden, sodann schließt man die untere und öffnet die obere, wodurch Arbeiter, Material und verdichtete Luft ihren Ausweg finden. Das entgegengesetzte Verfahren wird beobachtet, wenn Arbeiter oder leere Kübel hinunter geschafft werden sollen.

Sind die Röhren, deren zwei oder mehrere zu einem Pfeiler dienen, bis zur gehörigen Tiefe hinabgelangt, so wird der hohle Raum mit Béton*) ausgegossen und die Brückenbahn unmittelbar auf die gußeisernen Röhren gelegt, welche über dem Wasser die nöthige Pfeilerhöhe besitzen.

Diese Fundirungsart wurde außer England auch bei der Brücke von Culoz an der französisch-sardinischen Grenze, bei der Brücke von St. Germain des fossées, und bei der Brücke von Szegedin in Ungarn angewendet; man benutzt sie eben jetzt mit einer Modification in der Belastung der Röhren bei der Eisenbahnbrücke über die Garonne bei Bordeaux und man hatte sie bei der Rheinbrücke von Kehl für die zwei mittlern Pfeiler in der zwischen Frankreich und Baden getroffenen Convention vom 16. September 1857 vorgeschlagen. Nach dieser Convention vom 16. September hätte die Brücke aus zwei Widerlagern mit zwei nächstgelegenen Pfeilern von Mauerwerk und aus zwei Mittelpfeilern von gußeisernen Röhren bestehen sollen. In Anbetracht der ungeheuern Tiefe, bis zu der sich die Auswaschungen im Grundbette des Rheins erstrecken, sollten die Fundamente der Widerlager bis zu 12 und jene der Pfeiler bis zu 15 Meter unter den niedersten Wasserstand hinabreichen. Die gußeisernen Röhren sollten durch Eisbrecher geschützt werden, die steinernen Pfeiler sollten eine Dicke von 4,50 Meter, die eisernen eine Dicke von 3 Meter bekommen. Das Project der Fundirungen sollte von den Ingenieuren der französischen Ostbahn und das Project der Brückenbahn von den großherzoglich badischen Ingenieuren verfaßt und nach vorläufiger Verständigung der Genehmigung der Administrationen beider Staaten vorgelegt werden.

Allein bei der Nothwendigkeit, die Fundirungen während der trockenen Saison zu vollenden, da die Hochwasser die unvollendete Arbeit vernichten konnten, mußte auf die Fundirung mit gußeisernen Röhren, der Langwierigkeit dieser Arbeit wegen, verzichtet werden.

Die Langsamkeit des Versenkens, die Schwierigkeiten einer gleichmäßigen Hinabbeförderung, die häufigen Unterbrechungen der Arbeit wegen Verlängerung der Röhre durch neue Ringe (das Aufsetzen jedes neuen Ringes erfordert das Abnehmen und Wiederaufsetzen der Luftschleuse und dauert einen Tag), endlich das häufige Schleusenmanöver wegen des Ein- und Aussteigens der Arbeiter und wegen der Förderung des ausgegrabenen Schotters, werden die Dauer dieser Arbeiten und die Nothwendigkeit eines neuen Vorganges in der That genügend ersichtlich machen. Herrn Fleur de St. Denis gehört die Erfindung des gegenwärtig angewendeten Systems, welches das vorige nicht nur an Schnelligkeit, sondern auch an Solidität übertrifft; bevor wir jedoch die Beschreibung desselben liefern, wollen wir die wichtigsten Dispositionen der Rheinbrücke bei Kehl auseinandersetzen, um den natürlichen, den chronologischen Gang des Baues in Nichts zu stören.

Die Brücke bei Kehl hat den Zweck: die Straßburger Eisenbahn mit den großherzoglich badischen Bahnen zu verbinden. An der Stelle, wo die Bahn den Fluß schneidet, hat derselbe ungefähr 240 Meter Breite, die Grenze seiner Auswaschungen ist nicht zu ergründen, seine Geschwindigkeit bei Hochwasser furchtbar. Man stellte fest, daß die Brücke aus einem fixen Theil mit 3 Oeffnungen und aus 2 beweglichen Theilen bestehen solle, deren jeder um eine auf dem Widerlager befindliche Axe drehbar sei, damit die Communication zwischen den zwei Ländern nach Willkür unterbrochen werden könne. Die zwei Pfeiler, welche dem drehbaren und fixen Theile zugleich als Aufleger dienen, sollen breiter und dem Lande näher als die übri-

*) Aus hydraulischem Mörtel, Sand und Schotter bestehende Masse.

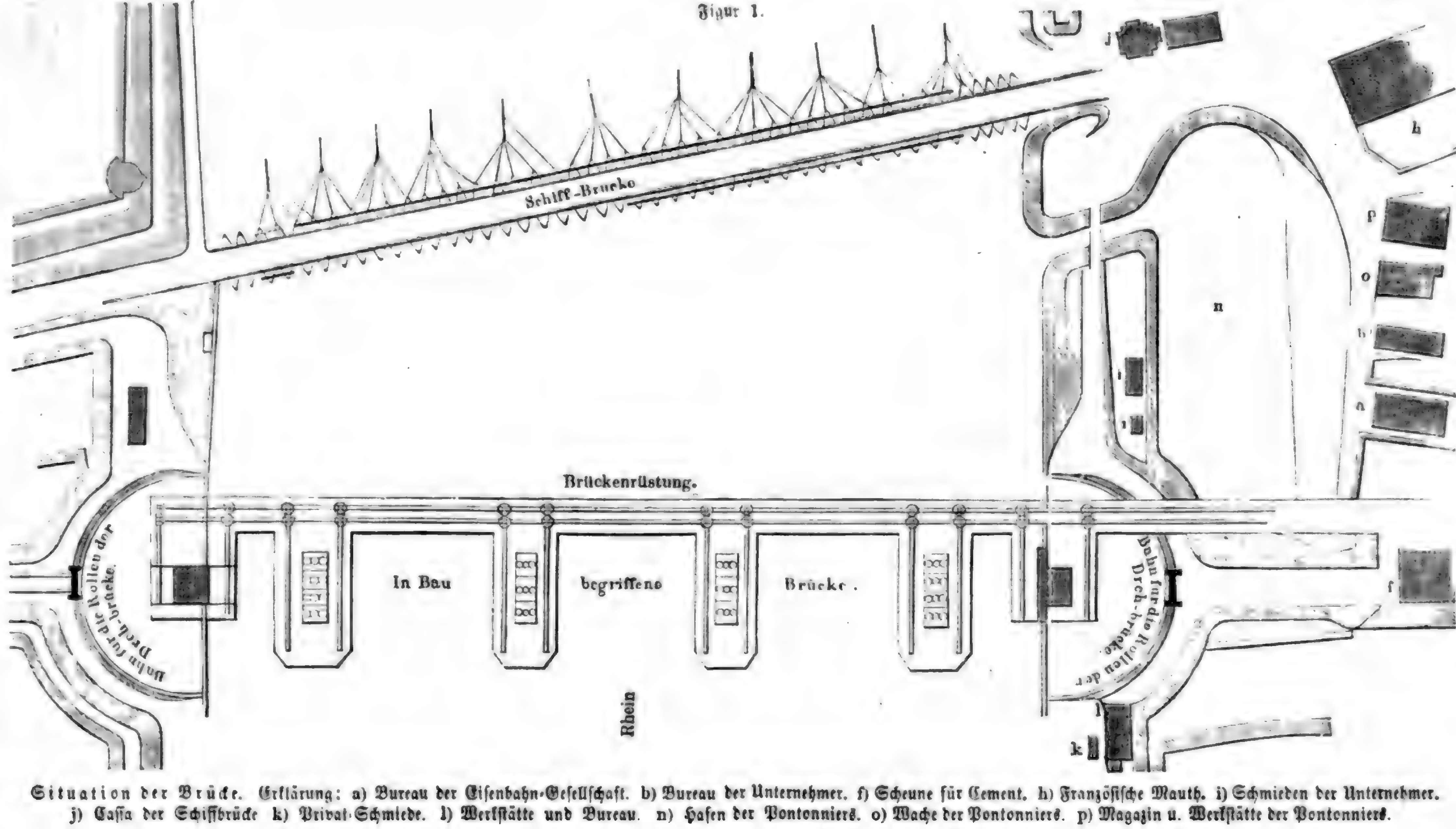
gen sein. Die Brückenconstruction des fixen Theils bildet das amerikanische Gittersystem in Blech ausgeführt, die Drehbrücken bestehen aus einfachen fischbauchförmigen Blechträgern, die in der Mitte und an dem, dem Lande zugekehrten, Ende mit Rollen versehen sind, um eine Drehung von 90 Grad zu erlauben.

Die Situation der Brücke, die Anordnung der Pfeiler mit ihren Entfernungen und Dimensionen, so wie eine Skizze der Brückenbahn sind in Figur 1, 2 und 3 gegeben.

Die erste Installirung der Arbeiten geschah in einem großartigen Maßstabe: die Erdbewegung zur Herstellung eines Werkplatzes für die Zusammenfügung der Brückenbahnbestandtheile betrug allein 73,000 Cubikmeter. Die Ausbaggerungen zum Pilotenschlagen für die Pfeiler, welche der fixen und der Drehbrücke gemeinschaftlich sind (piles culées), so wie die für die Brückenrüstung erforderlichen betrugen 78,000 Cubikmeter. Man bediente sich der Dampfbaggermaschinen und sie lieferten 7- bis 8000 Cubikmeter in 24 Stunden.

Von der Arbeit des Pilotenschlagens mag man sich eine Vorstellung machen, wenn man Angesichts dieses Waldes von eingerammten Bäumen bedenkt, daß zum Transport und zum Schlagen einer einzigen Pilote bis zur Tiefe von 10 Meter auf der französischen Seite 12, auf der badischen, wegen Hindernissen im Flußbette, 18 Stunden erforderlich waren. Da die Arbeiten auch bei Nacht betrieben wurden, so hatte man auf dem badischen Ufer einen elektrischen Lichtapparat aufgestellt, der die ganze Breite des Flusses wie den französischen Werkplatz beleuchtete. In den Monaten November und December war er täglich 14 Stunden thätig und verursachte eine Ausgabe von 3 Francs per Stunde. Man begann mit dem eigentlichen Brückenbau, indem man für den ersten Pfeiler auf französischer Seite eine Einzäunung von Piloten und einen überdachten Werkplatz schuf. Letzterer besteht aus 2 Stockwerken, deren oberes sich im Niveau der Brückenrüstung befindet, mit seinen Schienen durch Drehscheiben correspondirt (siehe Figur 1), ferner einen in zwei Richtungen beweglichen Krahn, zwei Dampfmaschinen für die Förderung des ausgegrabenen Schotters und gewisse Hemmvorrichtungen zur Versenkung von Blechkasten trägt. Das untere Stockwerk ist der Herstellung eben dieser Blechkasten gewidmet. Hier erheischt es die Deutlichkeit, endlich von dem speciellen bei der Kehler Brücke angewandten Fundirungssystem zu sprechen.

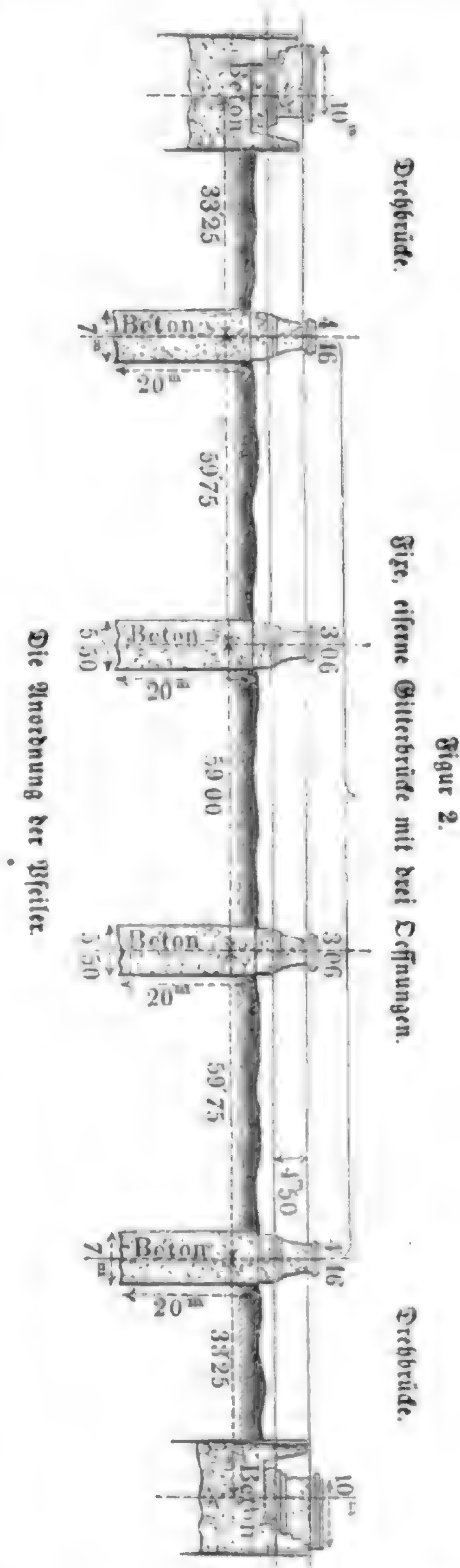
Seine zwei charakteristischen Eigenschaften sind: Erstens: Vergrößerung und Verbreiterung des Fundirungsmauerwerkes. Zweitens: Beschleunigung der Arbeit durch Vermeidung des häufigen Schleusenmanövers. Diese Vortheile wurden auf folgende Art erreicht: Man denke sich aus Blechen und Winkeleisen einen rechteckigen Kasten ohne Boden hergestellt, der mit Hilfe von Rippen, die wie Strebepfeiler wirken, hinlänglich fest gemacht wurde, um auf seinem Deckel ein großes Gewicht zu ertragen und an seinen Seitenwänden einen großen Druck auszuhalten. (Siehe Figur 5.) Man denke sich ferner diesen Kasten an seinem Deckel mit drei kreisförmigen Löchern versehen, in deren jedes eine Blechröhre paßt. Die mittlere Röhre ist offen und reicht bis an den Boden des Kastens, die zwei andern reichen nur wenig unter den Deckel und sind oben durch doppelthürige Luftschleusen geschlossen. Die Bestandtheile dieses Apparats, der vollendet zu umständlich zu transportiren wäre, werden erst in jenem besagten ersten Stockwerke zusammengefügt. An Nieten allein braucht man hierzu 10,725 Stück im Gewichte von 782,529 Kilogrammen, der Kasten selbst, ohne Röhren, wiegt 33,000 Kilogramme und die Arbeit nimmt achtzehn Tage in Anspruch. Ist der Kasten bereit und mit seinen Röhren versehen, die einstweilen nur etwas höher zu sein brauchen, als das Wasser tief ist, so wird er mittelst Ketten, die in Schraubengewinden enden, langsam, senkrecht und gleichförmig bis auf den Boden des Flußbettes hinabgelassen; theils durch sein Gewicht, theils durch vorläufiges Baggern erreicht man, daß sein ganzer Umfang den Boden des Rheins berührt. Wie man darauf bedacht sein muß, den Kasten genau an der ihm angewiesenen Stelle zu versenken, versteht sich wohl von selbst. Ein Kasten ist 5,80 Meter breit und 7 Meter lang, so daß, um den Flächeninhalt eines der großen Pfeiler auszumachen, vier, und zu einem der kleinen Pfeiler drei Kasten nöthig sind, die der Breite nach knapp neben einander, jeder mit seinen drei Röhren versehen, gleichzeitig niedergelassen werden. So gewinnt man für den Pfeiler die breiteste Basis, auf der sich bis zum Wasserspiegel ein einiges Mauerwerk aufbaut und die isolirten Röhren des andern Systems an Stabilität weit übertrifft.



Situation der Brücke. Erklärung: a) Bureau der Eisenbahn-Gesellschaft. b) Bureau der Unternehmer. f) Scheune für Cement. h) Französische Mauth. i) Schmieden der Unternehmer. j) Cassa der Schiffbrücke k) Privat-Schmiede. l) Werkstätte und Bureau. n) Hafen der Pontonniers. o) Wache der Pontonniers. p) Magazin u. Werkstätte der Pontonniers.

Stehen die vier Kasten einmal auf dem Boden auf, so reicht das Wasser innerhalb der zwölf Röhren so hoch wie außen, in der mittlern läßt man es unbekümmert stehen, aus den zwei äußern Reihen und aus dem Kasten vertreibt man es, indem man mittelst des auf einem Schiffe aufgestellten Dampfgebläses (siehe Figur 4) verdichtete Luft in diese Röhren einführt; das Wasser entweicht von unten durch den Schotter, der es mit Leichtigkeit passiren läßt. Sind die Kasten ganz mit comprimirter Luft gefüllt, so werden in den vier mittlern Röhren (cheminées d'eau) senkrechte Baggervorrichtungen angebracht, die nach Art der Paternosterwerke in Kübeln bestehen, welche an einer endlosen, über zwei Walzen gespannten Kette befestigt sind. Um die Kette stets gespannt zu erhalten, macht man die untere Walze sehr schwer und versieht sie mit einem Rahmen, der in der Röhre gleiten kann; durch die beiden andern Röhrenreihen läßt man aber Arbeiter über Leitern hinab, die allerdings mit einigen Athmungsbeschwerden wegen der comprimirten Luft, an die sie sich jedoch bald gewöhnen, den Schotter unter den Umfangsrändern der Kasten mit Hauen hervorwühlen und gegen eine in der Mitte des Raumes befindliche, noch mit Wasser gefüllte Grube schaffen, wo ihn die Baggerkübel auffassen und nach oben fördern.

Da in jedem Kasten sechs Arbeiter während vier Stunden graben und in den Luftschleusen acht Männer gleichzeitig Platz haben, so sieht man, daß während vierundzwanzig Stunden in einem Kasten nur vierundzwanzig Schleusenmanövers nöthig sind, die bei der gleichzeitigen Thätigkeit zweier Apparate keine Unterbrechung in der Arbeit hervorbringen, während man bei dem alten System für jeden einzelnen Kübel voll Schotter, der heraufgezogen wurde, einen ganzen Schleusengehalt an verdichteter Luft verloren geben mußte. — In dem Maße, als unter dem Kasten der Grund des Flusses dem Spaten weicht, wird der Deckel des Kastens mit Béton belastet, den man durch Pfostenwände, welche rings die vier Kasten umgeben und über's Wasser reichen, vor dem Ausrinnen schützt. Gedrückt von oben, befreit von unten, sinkt der Kasten trotz des mächtigen Auftriebes immer tiefer unter die Sohle des Rheinbettes hinab; freilich muß man, je tiefer er sinkt, die Luft desto mehr verdichten, um der wachsenden Flüssigkeitssäule, welche

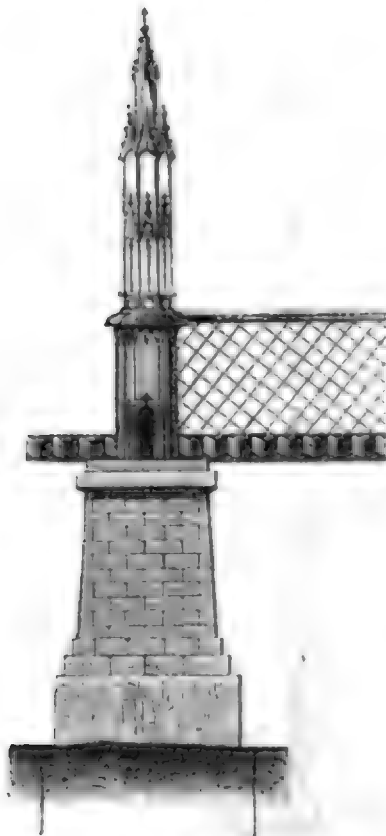


Figur 2. Fix. eiserne Gitterbrücke mit drei Oeffnungen.
Die Anordnung der Pfeiler.

durch das leicht zu durchsickernde Gerölle stets auf's Neue in dem Kasten aufzusteigen strebt, das Gleichgewicht zu halten; allein selbst an der Grenze der zu erreichenden Tiefe bei 20 Meter übersteigt die Pressung nie drei Atmosphären, was die Arbeiter, deren Lohn übrigens mit der Tiefe wächst, noch vertragen können. Auch die Röhren, die Kette der Baggerwerke und die umgebenden Pfostenwände müssen stets erhöht werden.

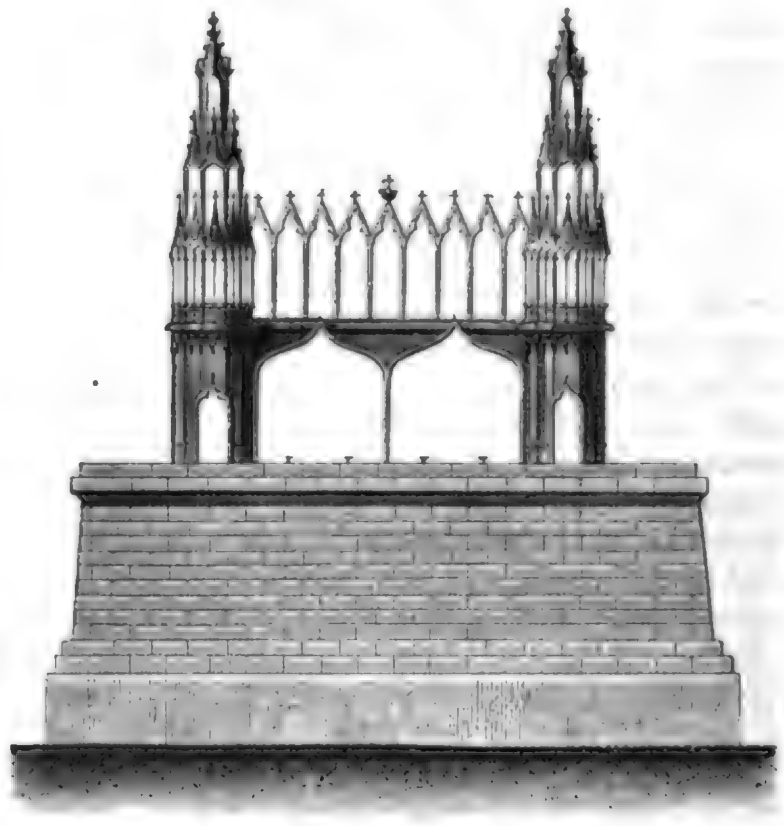
Hat man die Tiefe von 20 Meter erreicht und ist der über dem Kasten entstandene Raum ganz mit Béton nachgefüllt, wobei man die Vorsicht gebraucht, die Mittelröhren durch einen Mantel vor dem Ankleben an der aufgegossenen Schicht zu schützen, so schickt man sich an, auch den innern Raum der Kasten mit Béton auszufüllen, um so einen zusammenhängenden, aus einem Gusse gefertigten Block von 20 Meter Höhe als Piedestal für den zukünftigen Pfeiler zu gewinnen. Man hat zu diesem Ende bei den über den Deckel der Luftschleuse reichten. Man füllte diese Kasten mit Béton, der aber des Ueberdrucks von unten halber natürlich nicht ausfloß, wie das Wasser in einer oben zugehaltenen Röhre; um ihn also hinabzubefördern, führte man comprimirte Luft von derselben Dichte, wie die in dem Kasten befindliche, in die Röhren ein und der Béton floß, wie er in freier Luft geflossen wäre; unten aufgestellte Arbeiter ebneten ihn und breiteten ihn aus, indem sie sich immer höher und höher in

Figur 3 a.



Seitenansicht des ersten Pfeilers.

Figur 3 b.



Vordere Ansicht des ersten Pfeilers.

ersten zwei Pfeilern zweierlei Vorgänge befolgt, so wie man überhaupt, die bei dem französischen Pfeiler gemachten Erfahrungen benutzend, bei dem badischen einige Veränderungen vornahm.*)

Der erst befolgte Vorgang bestand darin, in die zwei äußern Röhren, deren Durchmesser 1 Meter beträgt, engere Röhren von 0,30 Meter einzuführen, die mit dem untern offenen Ende etwas unter den Deckel des Kastens, mit dem obern verschließbaren etwas den Kasten hinaufflüchteten und ihn endlich ganz verließen, um die letzte Lücke, die sie sich selbst bewahren mußten, auch noch auszufüllen. Zuletzt wurden die Seitenröhren ausgegossen und die Mittelröhren, nachdem sie durch Taucher vom Kasten losgemacht worden, hinaufgezogen. Bloß auf 2 Meter unter dem tiefsten Wasserstande schöpft man zwischen den Pfostenwänden, die zu dem Zweck auf diese Tiefe kalfatert wurden, aus und beginnt auf dem Béton das Mauerwerk des eigentlichen Pfeilers in dem rothen Sandstein (gnès bigarré des Vosges), der im Lande so häufig ist.

Um einen ganzen Kasten zu füllen, brauchte man aber sechzig solche Füllungen, deren jede viel Zeit in Anspruch nahm, auch beengten

---

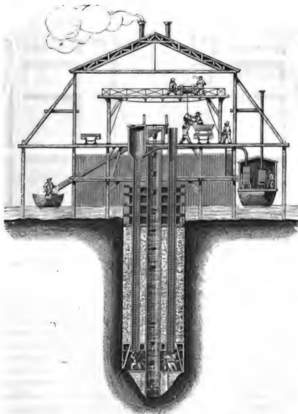
*) So ersetzte man z. B. die Pfostenwände, die als Modell für den Bétonguß dienten, durch Blechwände, die man nur immer bis zum Wasserspiegel erhöhte, um innerhalb derselben das Wasser auszuschöpfen und auf dem Deckel des Kastens unmittelbar ein Quadermauerwerk aufzuführen.

die Röhren die Circulation der Arbeiter; man zog es also vor, den Béton in Kübeln in die Luftschleusen auf dieselbe Art einzuführen, wie man die Arbeiter einließ, und ihn von da durch die Röhren in den Kasten hinabgießen zu lassen, wo ihn andere Arbeiter ausbreiteten.

Haben wir uns bis jetzt einfach an die Beschreibung des Verfahrens gehalten, so müssen wir nun auch der Aufgabe des Kritikers Rechnung tragen und auf einen gewissen Fehler des Systems aufmerksam machen, der glücklicherweise dem Ruhm einer so sinnreichen Combination keinen Eintrag thut, da er unfreiwillig begangen wurde und man sich überdies bei dem letzten Theile der Arbeit vornimmt, ihn zu vermeiden.

Es dürfte dem Leser selbst vielleicht schon der Gedanke gekommen sein, daß man viel Zeit, Mühe und Kosten hätte sparen können, wenn man statt der drei oder vier getrennten Kasten, die ohnedies außen mit einander verbunden sind und gleichzeitig versenkt werden, einen einzigen Kasten gebaut hätte, der nur drei Röhren, wenn auch von größerm Caliber, erfordert und der Bewegung der Arbeiter im Innern kein Hinderniß entgegengesetzt hätte. Der ganze Blechaufwand der Zwischenwände wäre erspart und die Bétonmasse im Innern des Kastens wäre zusammenhängender gewesen. Wir sagen im Innern; denn von außen umgab ohnedies eine

Figur 4.



Längenschnitt durch einen Kasten sammt Röhren und Dach (für den ersten Pfeiler links).

einzige Umzäunung die sämmtlichen Kasten. In den ursprünglichen Projecten soll man in der That die Absicht gehabt haben, nur je einen Kasten per Pfeiler zu bauen, aber die Furcht, ein solches Ungethüm nicht handhaben, nicht genau an Ort und Stelle bringen und gleichmäßig versenken zu können, hielt davon ab.

Schließen wir mit einigen Daten, die zwar den verschiedensten Theilen dieser Bauten entlehnt, doch durch das gemeinsame Interesse zusammenhängen, welches uns die vereinten Ergebnisse von Wissenschaft und Industrie stets von Neuem einflößen.

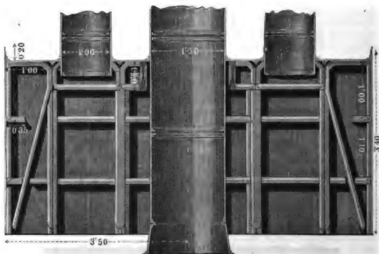
Dampfmaschinen von zwanzig Pferdekräften erfordert. Außerdem arbeiten zwei Dampfmaschinen an den Baggerwerken und drei Druck- und Saugpumpen an den Ausschöpfungen.

Von den vielen Versuchen zur Fabrication des Béton hielt man folgende Mischung fest:

0,265 Raumtheile Cement von Sentheim,
0,390 Rheinsand,
0,745 Rheinschotter,
1,400.

Man erhielt davon nur einen Cubikmeter Béton, der augenblicklich haftet, an der Luft in dreißig Minuten zu Stein verhärtet und in hölzernen Formen schon nach zehn Minuten künstliche Quadern von den reinsten Kanten liefert.

Figur 5.



Längenschnitt durch den Kasten.

Alle Maße sind in Metern ausgedrückt. Die dicken Linien stellen die Blechdicke vor und betragen acht Millimeter.

Zur Versenkung der Kasten des ersten Pfeilers bis auf die Tiefe von 20 Meter brauchte man 68 Tage. Die tägliche Senkung betrug 0,30 bis 0,50 Meter. Die Zwischenräume der Wände und der geneigten Rippen des Kastens werden mit Ziegeln ausgemauert und bilden Strebepfeiler, welche hinreichen, den dünnen Blechwänden bald die ungeheure Last des Béton, bald den Erddruck von außen ertragen zu helfen. Der Luftgebrauch für die Arbeiter und die Schleusenmanöver beträgt 4 Cubikmeter per Minute, was zwei

Die Schutzpilotirung des ersten Pfeilers wurde durch Auswaschungen so angegriffen, daß Bäume, die 11 Meter tief eingerammt waren, bis auf 3 Meter entblößt wurden. Man mußte die einzelnen Piloten mit einander verbinden, Faschinen mit Schotter gefüllt und Steinwürfe von 1600 Cubikmeter versenken, um dem Uebelstand abzuhelfen.

Die Taucher, welche die Mittelröhren vom Kastendeckel abzuschrauben haben, werden mit Slaphandern (Schwimmgürteln) bekleidet; sie bleiben 30—40 Minuten unter dem Wasser

und brauchen 1½ Tag, um 32 Schrauben loszumachen.

Angesichts solcher Schwierigkeiten, angesichts der Mühe, der Langwierigkeit und des Kostenaufwandes, welche z. B. die Handhabung eines einzigen Brückenbestandtheils, trotz der großen Vervollkommnung unserer Krahne und Aufzugsmaschinen erzeugt, begreift man nicht, wie so unermeßliche Bauten in so kurzer Zeit und mit solcher Genauigkeit ausgeführt werden können. Man denke nur zum Beispiel, daß die ungeheure Länge unserer seit so wenigen Jahren bestehenden Eisenbahnlinien beim Nivellement, bei der Traçirung, bei den Terrassements, den Kunstbauten und der Schienenlegung Schritt für Schritt mit tausend Aufenthalten aber und abermals hat durchwandelt werden müssen.

Die leitenden Ingenieure des Baues sind die Herren Fleur de St. Denis, Vuignier und Joyant. Die Gebläse stehen unter der Aufsicht von Hrn. Maréchal.

Unternehmer der Baggerarbeiten ist die Firma: Castor und Jaquelot, durch Hrn. Hersaut vertreten.

Die Brückenrüstung wurde von den Herren André und Görnert übernommen. Aus dem Umstande, daß die einzelnen Arbeiten verschiedenen Unternehmern gegeben wurden, mag man auf ihre Ausdehnung schließen. Das Hinabsteigen in den Kasten, wenn er bei der Tiefe von 20 Meter angelangt ist, geschieht über 85 Stufen der senkrechten Leiter einer der kleinern Röhren und dauert 4 bis 5 Minuten, man leuchtet sich mit einer Kerze, was das Klettern über die feuchten und schlüpfrigen eisernen Sprossen erschwert. Bei 30 Meter Tiefe, also drei Atmosphären Druck, ist auch der Schmerz in den Ohren, die Beklemmung und das Nasenbluten für einen Ungeübten schon ziemlich heftig.

Ueber ein neues Sonnenocular.

Dr. Pohl machte vor einiger Zeit der Wiener Akademie der Wissenschaften Mittheilung über eine von ihm neu erfundene Vorrichtung, um bei Beobachtung der Sonne durch das Fernrohr das allzustarke Licht leichter und beliebig vermindern zu können. Die seither dazu angewandten Mittel, gefärbte Gläser und Schichten verschieden gefärbter Flüssigkeiten, leiden an mancherlei Uebelständen, indem man oft zwischen vielen Blendgläsern kaum eines von der für die grade bei der Beobachtung vorhandene Lichtstärke geeigneten Sorte findet und die Auswechselung zur Unterbrechung der Beobachtung zwingt.

Die von Plößl angefertigte Vorrichtung Pohl's besteht einfach aus einem Turmalin-Polarisationsapparat. Zwei parallel mit der Axe geschliffene Blättchen von gewöhnlichem schwarzem Turmalin werden mit canadischem Balsam auf ein paar dünne Glasblättchen gekittet und der Art in Messing gefaßt, daß das eine fest darin steht, das andere darüber leicht um die Axe drehbar bleibt, während beide zwar nicht auf einander liegen, aber doch einander möglichst nahe gebracht sind. Dreht man das lose Blättchen so, daß es sich mit dem andern in sogenannter paralleler Stellung befindet, so verschluckt der Apparat, wenn er vor dem Ocular des Fernrohrs angebracht wird, nur sehr wenig Licht, das Gesichtsfeld erscheint noch ganz hell; wird aber eine Drehung des einen Turmalinblättchens von 90 Grad vorgenommen, so erscheint das Gesichtsfeld schwarz und nur die allerhellsten Gegenstände können darin wahrgenommen werden. Durch minder abweichende Drehung aus der ursprünglichen Stellung kann man das Licht in jeder beliebigen Weise verringern und dies leicht und schnell, ohne die Beobachtung zu unterbrechen.

Wenn eine Vorrichtung an der Fassung der Turmalinblättchen angebracht wird, mittelst der der Drehungswinkel abgelesen werden kann, und man schwächt durch Drehung des Turmalinblättchens so lange das Licht, welches von einem Objecte ausgeht, bis es eben nicht mehr wahrnehmbar wird, und wiederholt dieselbe Operation, nachdem man das Instrument auf ein zweites Object gerichtet hat, dessen Lichtstärke man mit der des ersten vergleichen will, so läßt sich das Verhältniß der Lichtintensitäten aus den Winkeln, um die man das Turmalinblättchen drehen mußte, um jedes der Objecte verschwinden zu lassen, nach einem von Malus aufgestellten Gesetze leicht berechnen.

Nur darf man es natürlich nicht mit polarisirtem Lichte zu thun haben.

Statt des Turmalins können zu der photometrischen Benutzung des Instrumentes auch Blättchen aus essigsaurem Cadmiumoxyd oder schwefelsaurem Jodchinin angewendet werden.

Ueber Quecksilber.

Nach Otreschkoff's Mittheilungen vertheilt sich die Production des Quecksilbers im Jahre 1855 in folgender Weise auf die einzelnen Staaten, welche Gruben ausbeuten:

Spanien	40,000	Centner
Oesterreich	4900	"
Rheinbaiern	100	"
Peru	6000	"
Californien	20,000	"

Die Steigerung der Production in den Jahren seit 1850 ist enorm. Denn zu dieser Zeit lieferte Spanien nur etwa 2400 Centner. Seit 1823 — 1848 steigerte sich die Gewinnung der im fünfzehnten Jahrhundert entdeckten und seitdem ununterbrochen betriebenen Gruben zu Idria um 65 Procent. Die Quecksilberlager in Peru sind äußerst ergiebig, denn bis zum Jahre 1778 lieferten sie jährlich 6600 Centner. Aber durch den übel verstandenen Eifer des Regierungscommissärs stürzten in dieser Zeit die Gruben ein und sind jetzt noch nicht wieder im Stande, eben so viel zu produciren.

1850 entdeckte man in Californien unweit von San-Francisco mächtige Quecksilberlager und nannte dieselben Neu-Almaden. Dieselben lieferten 1852 schon über 2600 Centner, jetzt 20,000 Centner. Die Grubenarbeiter sollen dort täglich 40 Franken Lohn verdienen. Es sind zumeist Mexikaner oder mexikanische Indianer.

Literarisches.

Bilder italienischen Landes und Lebens. Von Otto Speyer. Berlin, Verlag von Mittler u. Sohn.

Eine neue Reiseschrift über Italien sollte bei der großen Anzahl der schon vorhandenen guten und schlechten Werke ähnlichen Inhalts einer Rechtfertigung ihres Erscheinens bedürfen. Vielleicht in dem Gedanken an diese Pflicht, berichtet der Verfasser der angezeigten Bilder italienischen Landes, daß er sechs der angenehmsten Jahre seines Lebens jenseits der Alpen zugebracht und während dieser Zeit das Land und das Volk auf einer Reihe von Ausflügen sehr gründlich kennen gelernt habe. Die auf solchen Ausflügen empfangenen Eindrücke wären zu Papier gebracht und zum Theil in dem Cotta'schen Morgenblatt abgedruckt worden, und erschienen jetzt erweitert und in neuer Bearbeitung, als ein selbständiges Buch. Speyer fügt hinzu, sein Hauptzweck bei dem Entwurf der Skizzen sei gewesen, „überall den physiognomischen Charakter der Landschaft, sowohl der ursprünglichen, als der durch Cultur modificirten, mitsammt den lebenden Wesen aus der Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt, die sie bevölkern, und selbst den Producten des menschlichen Kunstfleißes, soweit dieselben irgend einen modificirenden Einfluß darauf äußern, in ein möglichst klares Licht zu setzen," eine Aufgabe, meint der Verfasser, die ihm, wenn überhaupt einer der frühern Reiseschriftsteller sie sich gestellt hatte, doch noch ungelöst zu sein schien. Wir wollen Speyer das Zeugniß nicht vorenthalten, daß einzelne Capitel seines Buches sich als ganz frische und ausdrucksvolle Genrebilder lesen, für die ganze Arbeit aber müssen wir mit der Anerkennung spröde und zurückhaltend sein. Als ein fühlbarer Mangel drängt es sich sofort auf, daß das Buch aus einer bedeutenden Anzahl einzelner Aufsätze besteht, welche ausnahmelos ohne jeden Zusammenhang äußerlich an einander gereiht sind. Wir bezweifeln ganz entschieden, daß diese allerdings leichte und bequeme Manier der Darstellung die geeignetste war, die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der italienischen Landschaften und des dortigen Volkes in ein möglichst klares Licht zu setzen. Man empfängt durchgehends bei der Lectüre den Eindruck des Fragmentarischen, des Abgerissenen und Unverbundenen. Auch in Wiederholungen ist der Verfasser vielfach verfallen; es ist keine rhetorische Hyperbel, daß der Leser in dem ersten Bande mindestens fünfzigmal versichert wird, in Italien wäre die Zudringlichkeit der Bettler entsetzlich arg. Im Großen und Ganzen dürfte ein Urtheil Speyer nicht Unrecht thun, welches ihn selbst als eine überwiegend prosaische und nüchterne Natur bezeichnet, dessen Buch sich verwandten Naturen als ein brauchbares empfehlen mag. Den Werth jedoch, als eine bedeutsam hervorragende Erscheinung in der Touristenliteratur ausgezeichnet zu werden, kann es in keiner Weise beanspruchen. Seinem Inhalte nach gliedert sich der Band in sieben größere Abschnitte, von denen jeder in mehrere Capitel zerfällt; ein innerer Zusammenhang findet, wie schon bemerkt, nirgend statt. Am Bemerkenswerthesten möchte der Abschnitt über die Toscanischen Maremmen sein; Speyer ist hier im Gegensatz zu andern Touristen sehr eingehend und ausführlich, indem die letztern gewöhnlich über diesen Landstrich wenig oder Nichts beibringen, da derselbe von ihrer großen Straße weit abliegt.



Fünfte Abtheilung.

Neuestes aus der Ferne.

Der französische Senegal.

Unter den französischen Niederlassungen auf fremden Küsten ist die westafrikanische am Senegal die einzige, welche in friedlicher Entwicklung stetig und kräftig fortschreitet. Die Franzosen geben dies selbst zu, ohne daß sie sich über die Gründe dieser Erscheinung klar werden können oder wollen. Selbst das gediegene Journal des Debats ergießt sich nur in Klagen über die nicht wegzuleugnende Thatsache, ohne das Warum zu untersuchen. Und doch ist die Sache so einfach. Wo die Regierung wie in Frankreich Alles selbst thun will, die Besiedlung am Gängelbande hält und ihre Bewegungen nach einem Muster regelt, das in Paris zugeschnitten worden ist, da wird eine Niederlassung nur dann Fortschritte machen können, wenn an ihre Spitze ausnahmsweise eine in jeder Beziehung geeignete Persönlichkeit gestellt worden ist. Dies ist weder in Westindien, noch auf Bourbon, noch auf Tahiti, Neucaledonien und den Marquesas, am wenigsten in Guyana geschehen, wohl aber am Senegal. Herr Faidherbe, der dortige Statthalter, ist für seinen Posten wie geschaffen, und darum geht es vorwärts, obgleich die Senegalcolonie die ungesundeste aller französischen Niederlassungen ist. Die neuesten Nachrichten lauten abermals sehr günstig. Durch die Erbauung eines Forts Salde, das die Verbindung zwischen Podor und Matam herstellt, ist die den Senegal beherrschende Linie von Werken vollendet worden. Den Staat Futa, den einzigen noch feindlichen, hat Faidherbe in drei zerschlagen, Futa, Toro und Damga, mit deren Häuptlingen er Handelsverträge abgeschlossen hat. Zweiundzwanzig Söhne von Häuptlingen, Geißeln für die Treue ihrer Väter, werden zu Saint Louis in einer besondern Schule unterrichtet und die talentvollsten nach Algier geschickt, um dort eine höhere Ausbildung zu erhalten. Ferner hat Faidherbe eine Sonntagsschule errichtet, in der sich bereits 50 der 250 Schüler der Marabuts und eben so viele getaufte Negerknaben eingefunden haben. Die Büchersammlung der Hauptstadt ist fortwährend, auch an Sonntagen, geöffnet, und die Neger fangen an, sie zu benutzen. Auch Dagana hat eine Schule erhalten, für Bakel, Podor und Gandiole werden Unterrichtsanstalten vorbereitet. So ist gegründete Hoffnung vorhanden, daß man schwarze Kaufleute, Unterhändler und Glaubensboten erziehen wird, die das für Europäer mörderische Klima in ihrer Wirksamkeit nicht hemmt.

Albrecht Roscher im südöstlichen Afrika.

Von zwei Seiten, durch die Petermann'schen Mittheilungen und durch die Allgemeine Zeitung, erhalten wir Mittheilungen über die letzten Erlebnisse unseres deutschen Reisenden und über seine Pläne. Danach ist auch Roscher dem heimtückischen Zanzibarfieber nicht entgangen, doch ist für sein Leben, so sehr die Krankheit ihn auch geschwächt und ab-

gemagert hat, glücklicherweise nichts zu fürchten. Seine bisherigen Leistungen beschränken sich auf die Untersuchung der Küste südlich von Zanzibar. Namentlich erforschte er den untern Lauf des Lufidji bis zu dem Punkte, wo der Fluß sich zum ersten Mal in zwei Arme theilt. Man wollte ihn von dem Unternehmen abhalten, indem man die Stimmung der Eingeborenen als eine so feindliche schilderte, daß er den Tod finden werde. Er fand die Reise indessen nicht so gefährlich, wenn er auch in Kiloa wie in Somanga bedroht wurde. Jene übertriebenen Schilderungen rührten von Engländern her, die weder den Aufschwung des deutschen Handels in Zanzibar, noch deutsche Entdeckungsreisen gern sehen. Das Fieber brachte Roscher vom Lufidji mit. Seinem ursprünglichen Plane, zu den Schneebergen im Norden vorzubringen, mußte er entsagen. Er beschloß nun, nach Süden zu gehen, zum Nyassasee. Am 25. August 1859 brach er von Kiloa dahin auf und gab zwei Tage später Nachricht, daß er Mnasi, die erste Station des Innern, glücklich erreicht habe. Er reist unter dem Schutz eines Arabers Salem ben Abdallah, der auf der Ostküste in hohem Ansehen steht, und die Karawane, der er sich angeschlossen hat, verfügt über 600 Gewehre. Unter diesen Umständen wird unser Landsmann durch Angriffe der Eingeborenen um so weniger zu leiden haben, als Salem ben Abdallah dem Sultane von Zanzibar versprochen hat, daß er seinen Schützling zum Nyassa sicher geleiten und unverletzt zurückbringen wolle. Ob die Freiheit seiner Bewegungen durch seinen Anschluß an eine große Karawane nicht aufgehoben werden wird, ist eine andere Frage. Für seine Gesundheit ist es entscheidend, daß er die Berge im Innern bald erreiche.

Vom weißen Nil.

Die Nouvelles Annales des Voyages enthalten einen neuen Beweis, mit welchem Eifer der Handel in die Fußstapfen der geographischen Entdecker tritt. Nachdem die Expedition des Grafen Escayrac de Lauture gescheitert ist, glaubten wir lange auf keine Nachrichten vom obern Laufe des Nils rechnen zu können und dachten uns seine Ufer im Alleinbesitz der Stämme der Schwarzen. Jetzt erfahren wir, daß italienische Kaufleute seit Jahren in jenen fast verschlossenen Gebieten Handel treiben. Was sie dort hinlockt, ist das Elfenbein, das dort in Menge und zum Theil von vorzüglicher Güte zu erlangen ist. Es hat sich zu diesem Zwecke eine Handelsgesellschaft gebildet, deren Mitglied auch Herr Pilipp Terranuova, der Berichterstatter der französischen Zeitschrift, ist. Eine reiche geographische Ausbeute bietet seine Schilderung allerdings nicht dar, da sie, die Arbeit eines Kaufmanns, der etwaigen Mitbewerbung keine Fingerzeige geben will, absichtliche Lücken und ungenaue Angaben enthält. Dagegen gibt sie interessante ethnographische Notizen über die Anwohner des Nils. Die beste Gegend für den Elfenbeinhandel scheint das Land am Sobat, einem von Osten kommenden Arme des Nils, zu sein. An diesem Flusse und weit gegen Osten hinauf wohnen die Dinkah, und mit ihnen theilen sich die Nuer in den Besitz des rechten Nilufers, während die Schilluks links oder westlich vom Flusse ihre Sitze haben. Sowohl die Nuer als die Schilluks machen beständige Angriffe auf die Dinka, bei denen es sich um das Einfangen von Sclaven handelt. Dieser Kriegszweck kehrt im Norden, im Südosten, im Westen und im Innern des unglücklichen Welttheils immer wieder. Alle drei Stämme sind entsetzlich roh, aber nicht besonders tapfer. Die italienischen Elfenbeinhändler jagten mehrmals mit wenigen Flintenschüssen ganze Schwärme in die Flucht. Die größte Wichtigkeit der Nachrichten Terranuova's liegt darin, daß das Reisen in den Ländern, die von Norden her die Zugänge der Nilquellen sind, als gar nicht so schwer erscheint. Wir hören dies um so lieber, als Herr Petherick, englischer Consul in Kartum, in diesem Augenblicke mit dem Plane einer neuen Erforschung jener Quellen umgeht. Burton will sich mit anschließen, Speke noch einmal zum Ukerewe gehen. Führen beide ihren Gedanken aus, so werden sie dem Ziele, das sie letzthin gemeinschaftlich auf demselben Wege zu erreichen suchten, nächstens von entgegengesetzten Richtungen aus zustreben.

Theodoros, König von Abyssinien.

Das große Hinderniß der Erschließung des nordöstlichen Afrika's sind die Galla. Dieses ebenso kriegerische wie grausame Volk war seit längerer Zeit in ungehemmtem Vordringen begriffen, und man fürchtete bereits, daß die christlichen Bewohner der Reiche Habesch und Schoa, in sich getheilt und dadurch ohnmächtig, ihren Waffen erliegen würden. Außer verschiedenen kleinern Landschaften, die

jede ihren eigenen Herrscher hatten, standen drei größere Reiche unabhängig neben einander, im Norden Tigre, in der Mitte Amhara, im Süden Schoa. 1820 wurde einem Beamten in Gondar, der Hauptstadt Amhara's, von seiner Frau, einer ehemaligen Fruchtverkäuferin, ein Knabe geschenkt, der den Namen Kasai erhielt. Kasai wuchs zum Jünglinge heran, wurde Soldat und focht so tapfer, daß er die Blicke seines Herrschers Ras Ali auf sich lenkte. Der König gab ihm sogar seine Tochter zur Frau, aber grade dadurch entstanden Zerwürfnisse, indem Ras Ali's Mutter, eine sehr herrschsüchtige Frau, den jungen Krieger durch ihre vormundschaftliche Leitung beleidigte. Kasai empörte sich, schlug die Königinmutter in einer Schlacht am Zomasee und besiegte 1853 auch seinen Schwiegervater, worauf er sich selbst zum König von Amhara machte. Jetzt Herr der Landschaften zwischen dem Takazze und dem blauen Nil, gewann er die Landesgeistlichkeit für sich, um sie zu seinem Verbündeten gegen Ubie zu machen. Dieser König von Tigre hatte die koptischen Priester durch Begünstigung des katholischen Glaubens schwer beleidigt. Um so leichter wurde es Kasai, sie für sich zu gewinnen und mit ihrer Hilfe Tigre zu erobern. Dieses Ziel erreichte er 1855 und im folgenden Jahre wurde auch Schoa seine Beute. Er nannte sich nun Theodoros, König von Aethiopien, um auf diese Weise eine alte, unter den Christen des Landes fortlebenden Sage, daß dereinst ein König Theodoros erstehen, den Glanz des Reichs wiederherstellen, das Land groß und das Volk glücklich machen werde, für sich zu benutzen. So ist Habesch wieder ein Reich geworden, dem auch die Landschaften im Westen und Süden, Gurague, Kambwat, Enarea und Kaffa wieder zufallen müssen. Sind sie mit dem Ganzen vereinigt, so will König Theodoros mit dem Schwert in der einen, mit dem Kreuz in der andern Hand gegen die Galla ziehen.

Die Cultur darf sich zu seinen Erfolgen Glück wünschen. Jede christliche Kirche, die halbbarbarische der Abyssinier nicht ausgenommen, verdient vor dem Islam weit den Vorzug. Nicht genug, daß der Propaganda des letztern, die in Afrika große Erfolge aufzuweisen hat, und den Verheerungen der Galla ein Ziel gesetzt ist, öffnet Theodoros europäischer Bildung eine Pforte. Er hat eine Gesandtschaft nach Paris geschickt, will mit Rußland diplomatische Verbindungen anknüpfen und läßt Künstler und Handwerker aus Deutschland, England und Frankreich kommen.

Krapf, der den König von Aethiopien im Jahre 1855 sah, entwirft folgende Schilderung von ihm: „Er ist ein schöner Mann von schwarzbrauner Farbe, mittlerer Gestalt und scharfem Blick. Freundlich und herablassend gegen seine Umgebung vergißt er doch seine Würde nicht. Er thut Alles mit größter Ruhe und Umsicht; sein Urtheil ist schnell, seine Antworten sind kurz, aber treffend. Er ist ein Freund der Europäer, deren Rath und Erzählungen er gern anhört; gegen Arme, Kirchen und Priester zeigt er sich sehr freigebig. In Rechtssachen ist er genau und gerecht und entscheidet oft gegen seine Rechtsgelehrten. Er leitet alle Operationen der Armee, und es ist unbegreiflich, wie er die vielen Anstrengungen bei Tag und Nacht aushalten kann. Er sagt oft: „Wenn ich den Armen nicht helfe, so werden sie bei Gott über mich klagen: ich bin selbst ein armer Mann gewesen."

Dr. H. Rink gegen Kane.

Der Däne Rink ist wohl der genaueste Kenner Grönlands und seiner eisigen Gewässer. Als Beamter seit Jahren im Lande beschäftigt, hat er dasselbe in allen seinen zugänglichen Theilen durchzogen und interessante Mittheilungen darüber gemacht. Wer seine Schriften kannte, dem mußte Kane's Schilderung des Humboldtgletschers als einer Verbindungsbrücke zwischen Grönland und Nordamerika von vorn herein Bedenken erregen. Rink hatte ja das Innere von Grönland als eine Gletschermasse nachgewiesen, die ziemlich Alles bedeckt, durch die Niederschläge der Luft vermehrt in den Fiorden verdrängt und in's Meer Ausläufer hinausschiebt, die bald unter dem Druck ihres eigenen Gewichts abbrechen und jene ungeheuren Eisberge bilden, deren Wanderungen gegen niedrigere Breiten hin in der Kette der meteorologischen Einflüsse ein nicht unwichtiges Glied bilden. Zu dieser Masse gehört auch der Humboldtgletscher, der also nicht, wie Kane meint, schwimmt, sondern eine Unterlage festen Bodens hat.

Gegen Kane's Auffassung jenes Gletschers und gegen andere Theile seiner Mittheilungen ist Rink jetzt, lange nach dem Tode des wackern Nordamerikaners, aufgetreten. Seine

Einwendungen beruhen auf Folgendem: Morton, der einzige gebildete Zeuge, der ein nach Norden weit offenes Meer gesehen haben will, stand am Fuße, nicht auf der Spitze des Vorgebirges, wo dasselbe begann, und hatte mithin eine beschränkte Aussicht. Kane folgert den großen Umfang dieses offenen Meeres aus der Brandung, die Morton sah und hörte. Diese Brandung erklärt sich hinlänglich durch den starken Nordwind, der grade herrschte. Aber Morton sah kein Treibeis, und darin liegt der sicherste Beweis, daß er kein offenes Meer, sondern bloß eine offene Stelle, ein sogenanntes Wasserloch, sah. Solche Stellen entstehen in den Polarmeeren oft und werden immer von Wasservögeln, Seehunden und Walrossen begierig aufgesucht. Die Menge dieser Thiere, die Morton wahrnahm, beweist gegen, nicht für das offene Polarmeer. Erstreckte sich vom 82. Grad der Breite bis zu den Polen eine eisfreie Wasserfläche, so würden Vögel und Wasserthiere sich vereinzeln und nicht so schaarenweise, wie sie von Morton beobachtet wurden, an einem Punkte sich zusammendrängen.

M'Clintock hat durch seine Erfahrungen bestätigt gefunden, daß mitten im Eise plötzlich offene Stellen entstehen und sogleich das Thierleben anlocken. „Während des ganzen Winters von 1857," sagt er, „bildeten sich bei Fluth Seen und lange Wasserstellen, die sich oft mit solcher Gewalt wieder schlossen, daß ihre Ränder zu kleinen Stückchen zertrümmerten und einen Wall von mehrern Fuß Höhe bildeten. Im Herbst und Frühling schossen wir auf diesen offenen Stellen wohl siebzig Seehunde." Der Behauptung, daß ein Theil des Golfstromes, am Pol Wärme verbreitend, hoch gegen Norden gehe, tritt M'Clintock nicht bei. Seine Mittheilung ist folgende: „Nach Allem, was ich zu beobachten im Stande war, während wir in der Mitte der Davisstraße trieben, wurde die Bewegung des Eises fast ganz durch den Wind, nicht durch die Strömung bedingt. Irgend eine Andeutung eines untern Gegenstromes trat nicht hervor, vielmehr trieben große Eisberge, auf die ein solcher eingewirkt haben müßte, in unserer Gesellschaft gegen Süden."

Neue Nordpolreisen.

Wir hören gleichzeitig, daß in England und Nordamerika der Plan einer abermaligen Aufsuchung der Mannschaft Franklin's auftaucht. Von einer Landreise zu den arktischen Küsten, deren Ausgangspunkt Canada sein soll, ist ebenfalls die Rede. Von 105 Leichen der angeblich Gestorbenen sind ja nur drei aufgefunden worden, und wie ließe sich da behaupten, daß alle Gefährten Franklin's ihren Untergang gefunden hätten! M'Clintock hat sich gegen jede Reise ausgesprochen. Für ihn unterliegt es keinem Zweifel, daß vom Erebus und Terror keine Seele mehr lebt. Er hebt hervor, daß die Mannschaften, ehe sie ihre Schiffe nach monatelangen Berathungen verließen, am Scorbut gelitten haben müssen. Sie kamen dann in die an Thieren ärmste Gegend des arktischen Kreises, die deshalb selbst von den Eskimos gemieden wird, und starben gewiß alle. Daß so wenig Leichen aufgefunden worden sind, beweist nichts, da die Unglücklichen meistens auf dem Eise gingen, daß sich von Zeit zu Zeit öffnet und Alles, was seine Oberfläche getragen hat, in die Tiefe des Meeres versinken läßt. Selbst wenn Einzelne sich zu den Eskimos gerettet hätten, dürfte man nicht darauf rechnen, sie noch am Leben zu finden — so urtheilt M'Clintock. Abgeben können die elenden Bewohner jener Gegenden von ihren Lebensmitteln nichts, und kein Europäer, ja kein Indianer wäre im Stande, sich selbst zu ernähren. Selbst die Eskimos von Brothia würden verhungern, wenn sie nicht Hunde hätten, welche die offenen Stellen, bei denen die Seehunde Athem schöpfen, unter dem Schnee auswitterten. „Die Gebräuche der Eskimos," schließt M'Clintock, „sind von denen aller andern Menschen so abweichend, daß noch kein Europäer, kein Indianer sich unter ihnen eingewohnt, oder in der Handhabung des Kayaks eine mittelmäßige Gewandtheit erlangt hat." Hoffentlich mahnt seine gewichtige Stimme von Unternehmungen ab, die besten Falls kein irgend erhebliches Resultat haben können und schlimmsten Falls, wenn einer der Reisenden ausbleibt, abermalige gefährliche und kostspielige Rettungsversuche veranlassen werden.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 41. Februar 1860.



Erste Abtheilung.

Karl Philipp Moritz.

Ein Lebensbild

von Adolf Glaser.

Eines Tages, im Herbste des Jahres 1773, war in Hannover die erste Darstellung des Hamlet von der Schröder'schen Gesellschaft angekündigt. Schröder kam von Zeit zu Zeit aus Hamburg nach Hannover und gab daselbst eine Reihe von Vorstellungen, bei welchen namentlich die Studenten sich zahlreich einzufinden pflegten.

Die Wieland-Eschenburg'sche Uebersetzung des englischen Trauerspiels war nicht ganz für die Bühne geeignet und der Director Schröder hatte es sich angelegen sein lassen, den nöthigen Abschluß selbst zu fertigen. Das Stück mußte, seiner Ansicht nach, eine bedeutende Wirkung machen und man sah in der That der Darstellung mit großer Spannung entgegen. Gruppen von Schülern standen den Tag über auf den Straßen zusammen und besprachen die Besetzung der Rollen und die verschiedenen Erwartungen, welche sie von dem interessanten Abende hegten. Den Lehrern und Eltern dagegen war die Ankunft der Komödianten keineswegs erfreulich, denn der verderbliche Einfluß zeigte sich gewöhnlich bald in der Nachlässigkeit, womit die jungen Leute in der Schule und zu Hause ihre Pflichten erfüllten. Lebhafte Zusammenkünfte, Declamirübungen, Fechten und poetische Versuche verdrängten dann auf einige Zeit die ernsteren Beschäftigungen, und selten ging ein Besuch der Truppe vorüber, ohne daß einige neue Opfer sich von dem graden Wege ihres gewählten Lebensberufes entfernten und dem vagabondirenden Theatertreiben in die Arme warfen.

In der Wohnung des Musikus Jeremias Blattfeld war an diesem Tage der Tisch bereits um Mittag gedeckt und die kleine, Frau verlor fast ihre unzerstörbare Gutmüthigkeit, wenn sie die Ungeduld ihres in der Stube umhergehenden Mannes sah und ihn doch noch mußte warten lassen.

Jeremias Blattfeld war heute besonders übel gelaunt. Er hatte sicher gehofft, daß ihm während der Anwesenheit der Schauspieler ein Amt im Orchester zu Theil werde, wie dies früher stets der Fall gewesen, aber diesmal war er von einem Concurrenten verdrängt worden. Er wünschte daher die ganze Komödiantenbande zum Teufel, sah mißmuthig zum Fenster hinaus und vertrommelte seinen Groll an den Scheiben.

„Nun Frau," sagte er endlich, — „wird's bald? Wo bleibt denn heute das Essen?"

„Der Moritz ist noch nicht zu Hause," entgegnete die Frau schüchtern und verdrießlich.

„Soll ich auf den nachlässigen Burschen warten?" zankte der Musikus, „der kommt heute wohl gar nicht zu Hause und findet ein besseres Essen bei seinen Freunden, den Herren Komödianten. Ist es nicht, als ob die ganze Stadt toll geworden wäre, sobald die Komödie angeht? Ich werde der Unordnung übrigens endlich einmal ein Ende machen und dem Herrn Rector eine Anzeige zukommen lassen, damit er weiß, was sein Schützling, der Musje Moritz, für ein Früchtchen werden kann, wenn es so mit ihm fortgeht."

Die Frau näherte sich ihrem erzürnten Manne und sagte: „Ich habe es denn doch auch endlich satt mit dem Taugenichts. An ihm ist jede Mühe verloren und ich werde mich nicht länger widersetzen, wenn Du ihn aus dem Hause schaffen willst."

„Ei, ei," erwiederte ganz erstaunt Jeremias Blattfeld, — „wie geht das zu? Was hat Dich so plötzlich gegen den Moritz eingenommen? Bisher durfte ich Nichts gegen ihn reden und nun willst Du selbst mich dazu bestimmen, daß er aus dem Hause kommt?"

„Ich ärgere mich," versetzte die kleine Frau, — „daß er uns so wenig beachtet. Ihn zu füttern und rein zu halten, dazu sind wir gut genug, aber für ein freundliches Wort achtet er uns zu gering."

Der Musikus vernahm mit Erstaunen den Zornesausbruch seiner sonst so sanftmüthigen Ehehälfte. „Höre," sagte er, „das lasse ich mir nicht nehmen; Dir muß etwas ganz Besonderes von dem Moritz geschehen sein, daß Du so eifrig gegen ihn losziehst."

„Gestern sprach ich mit der Frau des Schusters Schanze," entgegnete ganz erhitzt das scheltende Weibchen, — „und erfuhr von ihr, daß der Moritz fast täglich stundenlang in ihrem Hause sich aufhält und bei ihrem Manne sitzt, mit dem er die wichtigsten Gespräche führt. Warum thut er das? Sind wir nicht eben so gut rechtliche Leute wie Schanze? Hält er wohl einmal eine Stunde hier aus und spricht mit Dir von wichtigen Sachen?"

Der Musikus lachte. „Also Du erzürnst Dich, weil er bei dem verrückten Schuster eine Art von Unterhaltung findet, die ich ihm nicht bieten kann. Ich bin nun einmal ein lustiger Kauz, wie die meisten Musikanten, Schanze dagegen ist ein tiefdenkender, frommer Mann, wie die meisten Schuster, und die Freude an solchen Kopfhängern hat der Moritz von seinem Vater geerbt, der ganz aus der Art geschlagen war."

„Es ist schade um den jungen Menschen," meinte hierauf mitleidig die Frau, — „Verstand hat er wie ein Schulmeister und wie mir die Schanzin erzählte, kann er sogar Gedichte machen und schöne Verse."

„Das wird auch etwas Rechtes sein," entgegnete Blattfeld, — „Tändeleien und verliebtes Geplärre; ich kann mir's schon denken!"

Das Gespräch wurde hier durch den Eintritt Desjenigen unterbrochen, von dem die Rede war.

Karl Philipp Moritz war in seinem sechzehnten Jahre das Musterbild eines vernachlässigten jungen Menschen; lang aufgeschossen, mager und bleich, mit verworrenem Haar und unordentlich um ihn her hängenden Kleidern. Man konnte ihn nur mit Unlust oder Mitleid betrachten.

Als er jetzt in die Stube seiner Wirthsleute trat, wurde sein halblauter Gruß zurückhaltend erwiedert. Dies verdroß ihn, aber er that, als beachte er es gar nicht. Man setzte sich zu Tische und das einfache Mahl wurde ohne ein Wort der Unterhaltung beendet. Als dies geschehen war, wollte Moritz sich entfernen; der Musikus kam ihm jedoch zuvor und sagte ihm, daß er noch mit ihm zu reden habe. Hierauf wechselten die beiden Gatten einen Blick des Einverständnisses, Jeremias Blattfeld räusperte sich, sah den jungen Mann, der vor sich zu Boden blickte, eine Weile schweigend mit ernstem Blicke an und begann endlich:

„Ich bin es Seinem Vater schuldig, Musje Karl, einmal ein sehr ernstes Wort mit Ihm zu reden. Seitdem Er nun hier bei uns wohnt, habe ich beobachtet, daß Er fast keine halbe Stunde des Tages zu Hause ist, sondern immerfort sich draußen herumtreibt."

Moritz bewegte sich nicht, aber ein verächtliches Lächeln spielte um seinen Mund.

„Er verbringt seine Zeit mit unnützen Dingen, anstatt zu lernen," fuhr der Musikus heftiger fort.

„Hat der Rector sich bei Ihnen über mich beklagt?" fragte nun Moritz in spöttischem Tone.

„Das wird der Herr Rector nicht thun," entgegnete der Musikus, — „da er Ihm selbst seine Meinung besser als ich sagen kann. Ich aber bin überzeugt, daß Er dem lieben Gott

die Zeit stiehlt, anstatt sie zu fleißigem Studiren zu benutzen."

„Sie reden von Dingen, die Ihnen fremd sind," erwiederte dreist der junge Mensch. „Meine Art zu lernen ist nicht wie bei Andern. Mir fliegt Alles von selbst an und ich habe nicht nöthig, mich viel zu quälen wie Andere."

Die Frau des Musikus ärgerte sich bei dieser kecken Gegenrede. Sie schwieg jedoch und ihr Mann fuhr fort:

„Um so mehr Ehre wird Er davon haben, wenn Er die Andern hinter sich zurückläßt. Mit Seiner Begabung bringt Er es bei gleichem Fleiße doppelt so weit als Andere."

„Ich ziehe es vor," versetzte Moritz, — „mir es halb so sauer werden zu lassen. Wenn ich einmal ernstlich will, bringe ich es weiter, als alle die fleißigen Stubenhocker."

„So," entgegnete ganz erhitzt der Musikus, — „also Er will nun einmal nicht eifriger seinen Studien obliegen? nun, so kann Er mir's auch nicht übel nehmen, wenn ich Seinen schönen Vorsätzen keine weitere Unterstützung gewähren will. Der Mensch muß arbeiten und wenn kein Reden helfen will, so muß Ihn die Noth zwingen. Er mag sich nach einer andern Wohnung umsehen; wir können Ihn und Seine Unordnung nicht länger in unserm Hause dulden."

„Hat Er's verstanden?" setzte die Frau hinzu, als sie die mürrisch starren und wenig Kummer verrathenden Gesichtszüge des jungen Menschen bemerkte.

Dieser stand auf, und ohne ein Wort zu erwiedern, eilte er trotzig zur Thür hinaus.

Verblüfft sahen sich die beiden Leutchen an. Die gute Frau hatte in ihrem Zorne nicht daran gedacht, daß die Sache wirklich so weit kommen würde. Es währte nicht lange, so standen ihr die Thränen in den Augen. Jeremias Blattfeld war über die plötzliche Weichmüthigkeit seiner Frau unangenehm erstaunt.

Bei ihm war der Verlauf ein vorhergesehener und längst erwarteter, er bereute daher auch nicht, was er gethan hatte. „Weshalb weinst Du denn?" fragte er verdrießlich.

„Wenn sich der arme Junge nur kein Leid anthut," sagte die Frau im kläglichen Tone.

„Warum nicht gar?" erwiederte der Musikus.

„Denkst Du denn nicht daran, wie er es in Braunschweig gemacht hat," versetzte die Frau, — „als ihn der Hutmacher Stulpe in der Kost hatte? Damals ist er auch in einem Anfall von Lebensüberdruß in's Wasser gesprungen."

„Aus Eigensinn hat er's gethan, nicht aus Lebensüberdruß," entgegnete der Musikus. „Er sprang am hellen Tage an einer Stelle in's Wasser, wo er gar nicht ertrinken konnte, nur um Aufsehen zu erregen. Wahr ist's, er wäre im Stande, es wieder so zu machen, und dann könnte ein unangenehmes Gerede entstehen. Ich will daher nur schnell zum Herrn Rector gehen und ihm die Sache erzählen. Es ist doch ein wahres Wort: wer keine Sorgen hat, schafft sich welche; uns würden eigene Kinder nicht so viel Last machen, wie dieser fremde Junge."

Damit verließ der Musikus seine betrübte Frau.

* * *

Wenn wir die Jugendgeschichte des zu seiner Zeit berühmten Moritz näher betrachten, so tritt neben dem Interesse, welches der Entwicklungsgang einer außergewöhnlichen Natur stets erweckt, auch der Charakter jener Zeit in ein helleres Licht, wo die wissenschaftliche und künstlerische Ausbildung noch häufig mit der Romantik eines fahrenden oder vagabundirenden Treibens zusammenfiel. Folgen wir ihm daher mit einiger Aufmerksamkeit.

Als der erzürnte Musikus Jeremias Blattfeld bei dem Rector eintrat, fand er denselben beim Nachmittagskaffee, den ihm die Frau Rectorin credenzte. Der Rector ließ den Musikus sich setzen und hörte dann aufmerksam seine Mittheilung an. Nachdem diese beendet war, meinte der gelehrte Herr, man dürfe die Jugend nicht allzuleicht verdammen, der Moritz sei ein talentvoller Kopf und könne dereinst wohl noch ein tüchtiger Mann werden, wenn ihm nur auf richtige Weise zur Hand gegangen würde. Hierauf fragte er seine Frau, ob sie es versuchen wolle, den jungen Menschen in ihre Obhut zu nehmen, er sei ungefähr in gleichem Alter mit ihrem ältesten Sohne Arnold und werde diesem ein anregender Genosse sein. Die Frau Rectorin stimmte zögernd bei und die Sache war abgemacht.

Moritz kam übrigens den ganzen Tag über weder zu dem Musikus noch zu dem Rector. Er war sogleich nach der Scene beim Mittagstisch zu den Komödianten geeilt und dachte bald nicht mehr an das Vorgefallene. Die

Darstellung des Hamlet war ein viel zu wichtiges Ereigniß, als daß für andere irdische Gedanken hätte Raum bleiben können; die ganze Schule war in Aufregung, und Moritz nebst seinen Freunden, darunter der junge Studiosus der Theologie, August Wilhelm Iffland, hatten bereits mehrere Stunden vor Beginn der Vorstellung ihre Plätze inne. Und sie waren nicht die Einzigen, welche sich so frühzeitig einfanden. War doch während der letzten Anwesenheit der Schröder'schen Gesellschaft der Fall vorgekommen, daß bei der Vorstellung des Königs Lear eine Anzahl von sechzehn Personen bereits des Vormittags Besitz von einer Loge nahmen und sich das Mittagessen dahin bringen ließen! Um das Geld für den Theaterbesuch zu erhalten, hatte Moritz bereits am Tage vorher die entbehrlicheren Bücher, welche er der Güte einiger seiner Wohlthäter verdankte, beim Antiquar verkauft.

Kaum hatten die jungen Leute sich niedergelassen, als einer davon ein Buch aus der Tasche zog und triumphirend ausrief: „Hier ist nun das neue vielberühmte Werk: „die Leiden des jungen Werther“ von Goethe.“ Ein Ausruf freudiger Verwunderung erfolgte und mit tausenderlei Fragen wurde der Besitzer bestürmt. Moritz allein fragte Nichts, sondern griff nach dem Buche und sagte: „Gib mir das Buch, Du sollst es morgen in aller Frühe wieder haben.“ Jener überließ ihm das Buch und Moritz steckte es rasch ein. Die weitere Unterhaltung bezog sich auf die Erwartungen des Abends. Einer der Schüler erzählte, daß zu dem heutigen Stücke besondere Kleider gemacht seien, für die Schauspieler von Atlas, für die Statisten von feinem Tuche. Alles dies erhöhte die Spannung.

Die Vorstellung ging mit außerordentlichem Erfolg vorüber. Brockmann spielte den Hamlet, Eckhof den Geist, und letzterer wußte das Publicum in eine Stimmung zu versetzen, bei welcher Grausen und Rührung mit einander kämpften. Moritz und seine Mitschüler waren begeistert. Sie begleiteten Brockmann's Spiel mit dem lautesten Beifall und warteten nach der Vorstellung am Ausgang des Schauspielhauses, um die gefeierten Künstler noch mit ihrem Enthusiasmus bis zu deren Wohnung zu begleiten. Das Gasthaus, in welchem Brockmann wohnte, lockte die aufgeregten Jünglinge zu einer kleinen Nachfeier und bald saßen sie an einem Tisch zusammen. Die Wieland'sche Ausgabe des Shakespeare wurde hervorgezogen und Alle waren über die Vortrefflichkeit der Brockmann'schen Darstellung einig. Moritz sprach seine enthusiastische Ansicht in schwunghaften Worten aus. Nur Iffland wagte es, die allzu steife Haltung und Gemessenheit der Rede zu tadeln. Nach einem langen Dispute erhob sich Iffland und declamirte in seiner Art „Sein oder nicht sein,“ als es bereits Mitternacht schlug.

Erhitzt und begeistert trennte man sich. Erst als Moritz von seinen Genossen sich verabschiedet hatte und dem Blattfeld'schen Hause zuschritt, erinnerte er sich der Wendung, welche sein Verhältniß zu den guten Leuten genommen hatte. Er war öfter spät nach Hause gekommen und ihm dann stets nach kurzem Pochen am Fenster der Blattfeld'schen Schlafkammer, welche zu ebener Erde lag, von seiner Wirthin der Hausschlüssel gereicht worden. Heute konnte er sich nicht entschließen, diesen Weg einzuschlagen. — Was aber sollte er beginnen? Die Nacht war kalt und der Morgen noch fern. Der Mond schien hell und beleuchtete Häuser und Bäume. Moritz besann sich nicht lange; er knöpfte sein dünnes Röckchen bis zum Halse zu und eilte zur Stadt hinaus, nach einem Gehölze, wo er auf einer Bank sich niederlegte.

Er schlief wirklich ein, aber es dauerte nicht lange, so weckte ihn die empfindliche Kälte des herannahenden Morgens auf. Er rieb sich die Augen, sprang empor und rannte im Gehölze umher. Unterdessen wurde es heller. Da setzte sich der junge Mann auf eine Rasenbank, zog das entliehene Buch aus der Tasche und begann den Werther zu lesen.

Je mehr er las, um so tiefer versenkte er sich in die wunderbaren Schönheiten des Werkes. Alles zog ihn darin unwiderstehlich an, die gewaltigen Vorzüge sowohl, als auch das geheimnißvolle verlockende Gift; die Art der Darstellung, die Philosophien über Natur, Welt, Schicksal und Bestimmung; der schwärmerische, reizbare, in Lebensüberdruß versunkene Werther. Er las und las und vergaß die Welt und sich selbst. Hingerissen und in den innersten Tiefen seiner Natur erschüttert, folgte er den geschilderten Ereignissen bis zum Schlusse, dann bedeckte er sein Gesicht mit beiden Händen und weinte lange vor Erschütterung.

Welch eine Wandlung geht in mir vor! sagte er zu sich selbst. Wie hohl und eitel ist all' mein Treiben gewesen, wie armselig

stehe ich vor mir selbst da! Solche Kraft der Empfindung, wie sie der Dichter hier geschildert, wird mir nie zu Theil werden und ich werde niemals würdig sein, einem Manne wie dieser Goethe auch nur die Schuhriemen zu lösen. Ein freundliches Wort von ihm würde mich zum glücklichsten Menschen machen und ihm nahe zu stehen, wäre das höchste Ziel meiner Wünsche!

Er versank hierauf in Nachsinnen. Der erste gewaltige Eindruck schwand allmälig, und wenn gleich sein Enthusiasmus für den Dichter nicht völlig erlosch, so veränderte sich doch seine Stimmung in Bezug auf sich selbst. Seltsamer Contrast in der menschlichen Natur! Die Eitelkeit trat wieder hervor und je mehr sich Moritz von der unmittelbaren Wirkung des Gelesenen entfernte, um so sicherer wirkte das darin enthaltene feine Gift auf seinen schwachen Charakter. Werther's Art zu sein, zu empfinden und zu handeln verdrängte nach und nach das Bild Goethe's, das Geschöpf trat an die Stelle des Schöpfer's, und die Sehnsucht, einen blauen Frack mit blanken Knöpfen zu tragen, ließ die Ehrfurcht vor dem gewaltigen Genie des Dichters erblassen.

Als Moritz gegen Mittag zu Blattfeld's Wohnung kam, fand er nur die Frau im Hause. Sie war beruhigt, als sie ihn sah und kündigte ihm an, daß der Herr Rector ihn in sein Haus aufnehmen wolle. Moritz packte seine geringen Habseligkeiten zusammen, nahm kurzen Abschied und verfügte sich zu seinem Gönner.

* * *

Bei dem Rector konnte es dem jungen Manne für die Dauer unmöglich behagen. Die pedantische Strenge des Hausherrn, die Ordnung und Pünktlichkeit, welche in der ganzen Familie herrschten, waren ihm zuwider, und obgleich er sich anfänglich der Nothwendigkeit fügte, so begann er doch nach einiger Zeit seine alten Bekannten wieder aufzusuchen. Den Schuster Schanze hatte er zwar von der Liste seiner Freunde gestrichen, dagegen suchte er einen Vetter seiner Mutter auf, einen Perrückenmacher, der sich für das Theater interessirte und bei welchem sich zuweilen ein ganzer Kreis von theaterlustigen Jünglingen zusammenfand. Dort schritt Moritz oft stundenlang declamirend vor dem Perrückenmacher auf und ab, versäumte dabei seine Studien, vernachlässigte die Familie seines Wohlthäters und hielt sich namentlich von dem Sohne, dessen Altersgenosse er war, gänzlich fern. Die Frau des Rectors war nicht so nachsichtig und konnte sich auch nicht so aufopfernd um des jungen Mannes Garderobe bekümmern, wie dies die gute, kinderlose und einfache Frau des Musikus gethan hatte; es dauerte daher nicht lange, so ging er zerlumpt und unreinlich einher.

Eines Tages versuchte es die Frau Rectorin ihm in's Gewissen zu reden und fragte ihn, ob er denn den Schmutz so sehr liebe, daß er stets wie ein Bettler einhergehe. Er erwiederte ihr, daß er Nichts höher schätze, als stets elegant und zierlich gekleidet zu sein. Sie ermahnte ihn darauf, seine Sachen in Ordnung zu halten, und er entgegnete: „Ich wünsche allerdings, stets reinlich und ansehnlich zu erscheinen, aber die Sorge um diese Dinge ist mir zu kleinlich." Er blieb nach wie vor unordentlich und unsauber, trotzdem auch der Rector ihm bereits seine volle Unzufriedenheit zu erkennen gegeben hatte.

Moritz entbehrte das kostbarste Gut, welches dem Menschen zu Theil werden kann: er hatte keine Erziehung genossen. Voll von Anlagen und geistigen Fähigkeiten mangelte ihm die Ordnung, und sein ganzes Wesen schwankte ewig von Extrem zu Extrem.

Als der Sohn eines gänzlich mittellosen, dem Pietismus ergebenen Musikus aus Hameln, war er von frühester Kindheit an gewohnt, sich allen Ausbrüchen seines Eigensinns zu überlassen. Kränklich und ohne Sinn für Reinlichkeit, galt er bei seinen Gespielen als ein feiger, verächtlicher Knabe, aber seine größere Verstandesschärfe gab ihm dennoch eine Ueberlegenheit, die ihn leider, da sie nicht richtig erkannt und geleitet wurde, zur Eitelkeit und träger Selbstzufriedenheit lockte. Die mystische Richtung seines Vaters führte das Kind frühzeitig in die Gesellschaft frommer Brüder, und die Kirche war der Ort, wo er die ersten Zielpunkte für seine Eitelkeit fand. Ein beliebter Canzelredner zu werden, von allen frommen Seelen gelobt zu werden, war sein erster höchster Wunsch.

Als er später auf der Schule zu Hannover das Theater kennen lernte, war von dem Gedanken, ein berühmter Geistlicher zu werden, zu der Idee, auf der Bühne zu glänzen, nur ein Schritt.

Jeder Eindruck, ob religiöser oder künstlerischer Art, berührte ihn tief und zwar in der richtigen, der Eigenthümlichkeit des Ge-

genstandes angemessenen Weise. Aber seine Natur hatte nicht die Fähigkeit, diese Eindrücke festzuhalten und richtig zu verarbeiten; sie wurden bald wieder verdrängt oder dienten nur dazu, den kleinlichen Schwächen des Jünglings neue Nahrung zu geben.

Eines Tages sah er ein schwarzgekleidetes Mädchen über die Straße gehen. Er folgte ihr und konnte bei einer Wendung der Straße das Gesicht erblicken. Sie sah bleich aus und hatte einen Ausdruck von Sanftmuth im Auge.

Sogleich glaubte er, daß irgend ein interessantes Motiv ihrer Trauer zu Grunde liegen müsse, und seine Phantasie malte ihm schnell ein höchst romantisches Verhältniß aus. Er folgte ihr in einiger Entfernung bis zu dem Hause, in welches sie eintrat. Er merkte sich die Nummer des Hauses und die Straße, und eilte, ganz erfüllt von dem Gedanken, nun endlich den ersehnten Gegenstand für seine Leidenschaft gefunden zu haben, zu einem seiner Freunde, Namens Anton Reiser, dem er das Erlebniß mittheilte.

Reiser schwärmte mit Moritz für Schauspielkunst und Poesie, ohne dessen Ueberschwenglichkeit ganz zu theilen. Er war weniger begabt, dafür etwas besonnener als Moritz, und fand daher auch nun im leidenschaftlichen Bekenntnisse desselben nur den Ausdruck einer vorübergehenden Erregung. Als ihn Moritz jedoch beschwor, die Sache ernst zu nehmen und ihm zur Erreichung seines Zweckes, das Mädchen näher kennen zu lernen, behilflich zu sein, da glaubte Reiser endlich selbst, daß es sich um eine ernste Neigung handle, und versprach Erkundigungen einzuziehen und weitere Schritte zu thun. Moritz umarmte und küßte ihn darauf stürmisch und erging sich in den kühnsten Hoffnungen für seine Liebe.

Aus dem erträumten Himmel seiner Empfindungen wurde er jedoch für einige Zeit sehr unsanft herausgerissen, als er in das Haus des Rectors trat. Dort wurde er von einem Dienstmädchen sogleich vor den Herrn gerufen. Zu allen Klagen und Unzufriedenheiten war nämlich noch ein sehr ungünstiger Umstand gekommen, indem der Rector in Kentniß gesetzt worden war, daß Moritz eine nicht unbeträchtliche Schuldenlast auf sich geladen hatte. Trotz der vielfachen Unterstützungen, die ihm größtentheils durch Vermittlung seines Wohlthäters zuflossen, hatte er seine ganze Garderobe unbezahlt gelassen und das Geld stets unter der Hand ausgegeben. Die Leute waren es müde geworden, ihn umsonst zu mahnen und da sie aus verschiedenen Aeußerungen der Dienstleute abnahmen, daß er nahe daran war, die Gunst des Rectors zu verlieren, so hatten sie sich mit ihren Forderungen an diesen gewandt.

Der Rector wendete sich mit der ganzen Strenge seines ernsten Wesens zu ihm und sagte: „Als ich Ihn zu mir in mein Haus nahm, glaubte ich, daß nur die unverständige Behandlung der Blattfeld'schen Eheleute Ihn so tief habe versinken lassen, weil ein junger Mensch mit so viel guten Anlagen unmöglich so ganz verloren sein könne, wie Er mir geschildert wurde. Nun aber sehe ich, daß Er nicht verwahrlost, sondern gänzlich verdorben ist, denn anstatt ernster Studien zu pflegen, läuft er mit liederlichem Gesindel umher, und anstatt sich anständig zu benehmen, damit man Ihn in guter Gesellschaft kann sehen lassen, sucht Er den Umgang von Komödianten und Vagabunden. Er hält sich für einen Dichter, weil er einige Gewandtheit im Versemachen hat und Ihm hie und da ein Lied gelingt. Damit aber ist Nichts erreicht, so lange Ihm große und erhabene Gedanken fern stehen und Er in unedler Umgebung sich wohlgefällt, denn der Dichter muß von der Würde der Menschheit überzeugt und erfüllt sein. Ich gebe Ihm von nun ab noch vierzehn Tage Zeit. Bis dahin mag Er sich bemühen, seinen Lebenswandel zu ändern, widrigenfalls ich Ihn nicht länger in meinem Hause dulden werde."

Als der Rector zu seiner Frau kam, sagte er: „Der Moritz ist ein unbegreifliches Gemisch von guten Anlagen, grenzenloser Energielosigkeit und verstocktem Gemüth. Wir werden keine Besserung an ihm erleben."

„Wenn er nicht so gar armselig wäre," versetzte die Frau Rectorin, — „so könnte man ihn für hochmüthig halten. Behandelt er unsern Arnold nicht mit einer empörenden Geringschätzung und ist bei aller Bedürftigkeit noch voller Anmaßungen. Man wird nie klug aus dem Menschen!"

„Ein gewisses Selbstgefühl wird ihm durch seine Begabung verliehen," entgegnete der Rector, — „aber wie er seine Begabung verkehrt anwendet, so wirkt auch sein Selbstgefühl unrichtig und verletzt Alle, die ihm entschieden entgegenzutreten ein Recht haben."

Am nächsten Morgen fand sich Moritz nicht zum Frühstück ein; die hinaufgesandte Dienstmagd brachte die Nachricht, daß er

krank sei und zu Bette bleiben wolle. Man ließ fragen, ob er einen Arzt zu sprechen wünsche und da er dies verneinte, so sandte man ihm sein Frühstück hinauf.

Moritz war bereits ein vollkommener Hypochonder und glaubte sich in der That todtkrank. Als sein Freund Reiser ihn besuchte, beklagte er sich bitter über sein Schicksal, indem er sagte: „Seit meiner frühesten Jugend bin ich verdammt, von der Unterstützung fremder, oft gutherziger, aber meist einseitiger Menschen zu leben. Alles was ich thue wird bekrittelt und verurtheilt und man verlangt noch Dank dafür, daß man mein qualvolles Dasein fristet."

Reiser suchte ihn zu beruhigen, aber Moritz fuhr fort: „Man macht sich über mich lustig, weil ich mich nicht zu putzen verstehe und nicht zierlich aussehe, als ob es dazu besonderer geistiger Anlagen bedürfe? Jeder Kammerdiener eines großen Herrn versteht diese Kunst, und es ist nicht meine Schuld, daß mir die Mittel fehlen, mir einen solchen zu halten."

Mit vieler Mühe gelang es Reiser die hypochondrischen Grillen seines Freundes zu zerstreuen; endlich war Moritz wieder getröstet, obgleich sein störrischer Groll gegen den Rector noch anhielt. Im Laufe des Tages erhielt er wie gewöhnlich viele Besuche und man konnte die lauten Gespräche deutlich hören. Das Essen wurde ihm ebenfalls an das Bett gebracht, wobei das Dienstmädchen die Nachricht zurückbrachte, daß er sich sehr elend fühle und in kläglichem Tone zu ihr gesprochen habe. Gegen Abend verfügte sich der Rector selbst zu seinem Pfleglinge. Als er gegen die Thür des Zimmers kam, vernahm er laute und heftige Reden; er öffnete und wollte eintreten, schrak jedoch zurück, denn eine ganz unerwartete Scene zeigte sich ihm.

Einer von den Freunden des Moritz saß in Hemdsärmeln auf dem Bette, während dieser selbst im Hemde, mit einem Rapier in der Hand, die Stöße eines Dritten parirte. Als Moritz den Rector auf der Schwelle erblickte, sprang er zurück und ließ sich auf sein Bett fallen, der Rector machte jedoch sogleich die Thür wieder zu und entfernte sich voll Wuth.

Nun war die Geduld des Rectors erschöpft. Er hatte früher bei dem Stadtcommandanten von Hannover, dem Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz, so eindringlich für den jungen Menschen gebeten, daß der Prinz eine nicht unbeträchtliche Summe zum Unterhalte desselben ausgesetzt hatte. Lange kämpfte der würdige Mann, ob er das Mitleid unterdrücken und dem edeln Prinzen die Sachlage mittheilen solle, dann gedachte er jedoch der unverkennbaren Anlagen des Moritz, und indem er noch immer auf eine Besserung desselben hoffte, begnügte er sich, ihn aus seinem Hause zu weisen.

* * *

Von nun an war Moritz ganz sich selbst überlassen. Er fühlte sich einestheils wohl, weil er jeder Aufsicht enthoben war, anderntheils jedoch dachte er oft mit Schrecken an die Zukunft. Seine Mittel bestanden aus dem Einkommen, welches ihm der Prinz von Mecklenburg-Strelitz zugewiesen hatte, dieses reichte jedoch nur für die nothwendigsten Bedürfnisse hin. Er miethete sich mit einigen andern jungen Leuten zusammen ein und führte eine Zeitlang das elendeste Leben. Für zwei Groschen Brot kam oft zu einer Mahlzeit auf den Tisch, an welchem sich zehn junge Leute satt essen sollten, und so kam es, daß Moritz häufig hungrig zu Bette gehen mußte und vor Hunger erst nach einigen Stunden einschlafen konnte. Ganze Tage lang lag er auf seinem Bette, las Komödien und Romane, oder verbrachte die Zeit in dumpfem Hinbrüten, wobei seinem Verstande denn doch mitunter das schreckliche Bild seines Zustandes klar wurde. In solchen Augenblicken dachte er oft an Selbstmord und durchlief alle Stadien eines gänzlich charakterlosen und trägen Treibens, ohne sich zur selbständigen Thätigkeit aufraffen zu können. Von Zeit zu Zeit verfiel er auch in religiöse Schwärmereien und suchte überall nach Halt und Rettung, nur nicht in sich selbst.

So war fast ein ganzes Jahr hingegangen und der junge Mann bereits in sein achtzehntes Lebensjahr eingetreten, als eines Tages sein Vater, vermuthlich durch irgend einen Freund herbeigerufen, nach Hannover zu ihm kam, um ihn endlich von dort mit sich fortzunehmen.

Der alte Moritz, der zu einer von jenen damals in Mitteldeutschland vielverbreiteten pietistischen Secten gehörte, ward mit Abscheu erfüllt, als er von seines Sohnes Leben und Treiben erfuhr. Es war bereits das zweite Mal, daß er für das Seelenheil

desselben besorgt wurde, denn schon im dreizehnten Jahre verrieth der Knabe so viel Neigung zu schlechten Streichen, daß der Vater es für gut fand, ihn zu einem christlichen Freunde, dem Hutmacher Stulpe in Braunschweig, in Kost zu geben. Dieser fromme Hutmacher war jedoch unfähig gewesen, den Knaben zu bändigen, und als sich derselbe gar einmal in's Wasser stürzte, aus dem er jedoch sogleich wieder herausgezogen wurde, ließ der Hutmacher den Vater kommen, damit er seinen ungerathenen Sohn fortnehme. Damals folgte der Knabe seinem Vater willig und war froh, als er das düstere Haus des Hutmachers im Rücken hatte, nun war dies anders geworden. Seine Freiheit einzubüßen, hieß für ihn Alles verlieren, und er erschrak daher nicht wenig, als er seinen Vater bei sich eintreten sah.

In einer Anwandlung von Selbsttäuschung warf er sich laut schluchzend seinem Vater um den Hals, indem er immerfort ausrief, er habe kaum mehr gehofft, ihn noch einmal zu sehen.

„Bist Du denn krank?“ fragte ihn der überraschte Vater.

„Körperlich bin ich nicht krank,“ versetzte der junge Mann, — „aber meine Seele ist so zerknirscht, daß ich mich matt fühle, und meinem Ende mit Schrecken entgegensehe.“

Die Menschen sind durch Nichts leichter zu überzeugen, als wenn sie bei ihren eigenen Schwachheiten erfaßt werden. Der alte Moritz hörte daher mit beginnender Rührung seines Sohnes frommen Stoßseufzer.

„Sollte es möglich sein,“ sagte er, — „daß die Gnade des Herrn Dich endlich erleuchtet hat?“

„Auf eine erschütternde Weise hat Gott sich mir geoffenbart,“ versetzte der junge Mann. „Vor einigen Tagen kam ich erst spät in der Nacht nach Hause und begab mich zu Bette. Mein undankbares Herz dachte weder an Gott noch an Reue, da plötzlich, als ich eben in dem Zustande des halben Schlafes bin, höre ich ganz deutlich eine laute, schreckliche Stimme mir zurufen: „Hüte Dich vor der Hölle!“ Ich fuhr empor und fühlte mich in eine gewaltige Aufregung versetzt, die mir eine schlaflose Nacht bereitete. Wahre Todesangst empfand ich, während ich unabläßig nach Begnadigung und Errettung rang.“

„Gott sei gepriesen!“ rief der alte Moritz freudig aus, — „er hat Dich erleuchtet! „Siehst Du, mein Sohn, das ist die Kraft des Gebetes, welche Wunder wirken kann. Seitdem ich Klagen über Dich vernommen hatte, betete ich unabläßig und flehte um Rettung für Dich, die Dir nun geworden ist. So sei nun wieder heiter und guten Muthes, der Herr wird Alles zum Besten lenken!“

„Mit mir ist es vorbei,“ erwiederte mit kläglicher Stimme der junge Mensch, „jene Worte enthielten für mich die Botschaft des nahen Todes, mehrere Ahnungen haben mich darin bestärkt, und der Umstand, daß der Pastor Sand am verflossenen Sonntage vom Tode gepredigt hat, gab mir die Gewißheit, daß mein Ende nahe bevorsteht.“

„Das ist die Kraft der Reue, die so mächtig in Dir wirkt,“ versetzte der Vater. „Fasse Vertrauen auf die göttliche Gnade und überlasse Dich nicht diesen finstern Gedanken, die Nichts weiter sind, als Anfechtungen des Bösen. Ich gehe jetzt zum Garnisonsprediger Markert, der mir immer freundlich zugethan war und erzähle ihm Alles, was mit Dir vorgegangen ist.“

Moritz hatte seine Freiheit gerettet. Die frommen Redensarten waren ihm von seiner Kindheit an bekannt und geläufig, es fiel ihm daher nicht schwer, auch den Garnisonsprediger für sich zu gewinnen.

Der menschenfreundliche Mann ging sogleich zum Prinzen von Strelitz und bewirkte, daß dieser, der bereits erklärt hatte, den jungen Moritz seinem Schicksale überlassen zu wollen, ihn auch ferner zu unterstützen versprach und sogar eine Summe hergab, womit seine Schulden bezahlt werden konnten. Der junge Mann erhielt außerdem neue, ordentliche Kleidung und nahm von seinem Vater mit den heiligsten Versprechungen Abschied. Seine bisherige Wohnung gab er sogleich auf und bezog ein reinliches Zimmer, welches er für sich allein bewohnen sollte.

* * *

Eine Reihe von Wochen verging, und die Besserung des jungen Moritz schien eine vollständige zu sein. Er besuchte die Lehrstunden regelmäßig, vertiefte sich in das Lesen wissenschaftlicher Werke und machte in kurzer Zeit die erstaunlichsten Fortschritte in Sprachkenntnissen und wissenschaftlichen Studien. Kaum jedoch waren ihm einige lobende Aeußerungen wegen seines Talentes zu Ohren gekommen,

als die Eitelkeit ihn abermals packte und die Meinung, er habe genug gelernt, seinen Eifer störte. Bald erlaubte er sich kleine Abweichungen von seiner strengen Lebensweise und dann immer größere. Alle Ermahnungen des Garnisonspredigers Markert waren vergeblich und reizten den Trotz des jungen Mannes nur immer mehr. Die Begierde zu glänzen erweckte auf's Neue in ihm die Absicht, das Theater zum Schauplatze seiner Leistungen zu machen, der Vetter Perrückenmacher ward wieder aufgesucht, und Anton Reiser trat in die alten Rechte. Dieser wurde durch den überwiegenden Geist seines Freundes Moritz so beherrscht, daß er ihm unbedingt in allen Vorfällen Recht gab und seinen Schwächen huldigte. „Man scheltet mich," sagte Moritz eines Tages zu ihm, — „als ob ich keine Ausdauer hätte, weil ich mich mit Enthusiasmus dem Neuen und Großen aus allen Reichen des Wissenswürdigen und Schönen zuwende und bei dieser Vielseitigkeit vielleicht das Einzelne nicht so gründlich betreibe wie Andere. Ich soll meine Eigenthümlichkeit aufgeben, soll werden, wie Diejenigen sind, die durch Zufall Geld genug haben, um für meine Bedürfnisse sorgen zu können, als ob sie deshalb ein Recht erhielten, mein Heiligstes, meine innere Natur zu dressiren! Nimmermehr! Lieber sterben, als mich so erniedrigen!"

Es dauerte nicht allzulange, so kam auch der Gedanke an jenes Mädchen, das Moritz in der Kirche gesehen, wieder zur vollen Geltung. Reiser hatte in Erfahrung gebracht, daß sie eine Waise sei, Namens Charlotte Frachtler, und der Umstand, daß ihr Vorname derselbe war, wie der von Werther's Geliebten, erschien dem überspannten Moritz wie ein Wink des Schicksals. Zehnmal lief er nun des Tages an dem Hause vorbei, wo sie bei einer alten Tante wohnte, und sah sehnsüchtig zu ihren Fenstern empor. Sah sie dann zufällig herab, so grüßte er und es dauerte nicht lange, so hatte das unerfahrene Mädchen seine Aufmerksamkeit bemerkt und erwiederte seinen Gruß mit erröthendem Lächeln. Von da an verdoppelte er seine Fensterparaden und erspähte auch gar bald die Gelegenheit, die gute Charlotte außer dem Hause zu sehen und zu sprechen. Das junge alleinstehende Geschöpf war ihm bald mit aufrichtiger Neigung zugethan, einige Gedichte, welche er ihr gewidmet und übergeben hatte, erfüllten sie mit Stolz und verscheuchten jeden Gedanken an Mißtrauen. Ihrer kränklichen Tante wagte sie nicht von ihrer Liebe zu reden, dagegen wußte sie die Gelegenheit oft genug herbeizuführen, wo sie ihren Geliebten sehen und sprechen konnte. Kurze Zeit fesselte dies Verhältniß den unsteten Sinn des jungen Mannes wirklich, dies währte jedoch nicht so lange, daß er irgend einen Entschluß für seine Zukunft hätte fassen können, und bald verbrachte er wieder ganze Tage und halbe Nächte mit seinem Freunde Reiser beim Declamiren Shakespeare'scher Stücke, während er seine Studien gänzlich vernachlässigte.

Wieder einmal war die Schröder'sche Schauspielergesellschaft in Hannover gewesen und hatte die jugendlichen Gemüther entflammt. Eine Anzahl von Moritz's Schulgenossen, darunter auch der junge Iffland, vereinigten sich zu einer darstellenden Gesellschaft, wobei alle den leidenschaftlichsten Antheil nahmen, so daß es bald zu Scenen kam, wie die unter den Handwerkern im Sommernachtstraume, wo Jeder Alles spielen will. Moritz namentlich fühlte sich sehr gekränkt, wenn man ihm nicht die besten Rollen zutheilte, nach denen sein Ehrgeiz und seine Eitelkeit strebten, zu welchen er jedoch weder durch seine Erscheinung noch durch sein Talent berechtigt war. Um diese Zeit war er sowohl durch sein Liebesverhältniß als auch durch den Umgang mit leichtsinnigen Genossen abermals dazu verleitet worden, sich besser zu kleiden, als es seine Verhältnisse gestatteten. In Folge von gänzlicher Vernachlässigung waren wieder eine Menge Schulden zusammengekommen und er befand sich in der unangenehmsten Lage. Mangel und Druck in äußeren Verhältnissen pflegen bei schwachen Charakteren die feineren Empfindungen zu zerstören, und so war denn auch der geringe Grad von Neigung, den Moritz noch für Charlotten empfand, bald gänzlich verschwunden.

Das arme Mädchen hatte keinen Begriff von dem, was in ihrem Geliebten vorging. Wenn sie ihn um die Ursache seiner veränderten Stimmung fragte, so antwortete er ausweichend und unbestimmt, oder behauptete mit Heftigkeit, daß er niemals anders gewesen sei. Sie härmte sich und weinte, und ertrug zuletzt sogar seine Vorwürfe, wenn er sie albern und aufdringlich nannte.

Welch einen Schrecken empfand das arme Wesen, als sie eines Tages einen Brief von ihrem Geliebten erhielt, wodurch er ihr an-

zeigte, daß er Hannover durch Vermittlung seines Freundes Reiser verlassen habe, um sich in Weimar bei der Eckhof'schen Schauspielergesellschaft engagiren zu lassen!

In der That war Moritz, mit wenigen geliehenen Thalern in der Tasche, ohne Wissen seiner Gönner und Lehrer, von Hannover entflohen, und das verlassene Mädchen war gewiß das einzige Wesen, das mit aufrichtiger Betrübniß die Gewißheit seiner Flucht erfuhr.

* * *

Voll lachender Hoffnungen kam Moritz in Erfurt an. Er erfuhr hier, daß die Eckhof'sche Gesellschaft nach Gotha abgereist sei und beeilte sich, derselben dorthin zu folgen. Eckhof suchte sich durch das gewöhnlichste Mittel in solchen Fällen vor dem Ansuchen des jungen Mannes zu retten, indem er ihn an eine andere Truppe in Eisenach empfahl.

Bei der unsteten Art der Schauspieler fand Moritz diese Gesellschaft ebenfalls bereits wieder von Eisenach entfernt, und um sie aufzusuchen, zog er nun einige Zeit in dem herrlichen Thüringer Lande umher, gab sich mitunter für einen Handwerksburschen aus, oder suchte in der Art fahrender Schüler die Wirthsleute zur Gastfreundschaft gegen ihn zu bewegen.

Müde und ausgehungert kam er eines Abends wieder vor den Thoren Erfurts an. Es hatte sich ein wandernder Buchbindergeselle an ihn angeschlossen und ihm mit der ganzen Zutraulichkeit eines Thüringers seine Erlebnisse mitgetheilt. Als Moritz hierauf von sich erzählen sollte, gab er sich für einen Schuster aus und redete von Hannover und seiner Wanderschaft durch Thüringen. Der einfache Buchbindergeselle merkte gar bald, daß sein Begleiter kein gewöhnlicher Handwerksbursche sei und nahm sich vor, bei der nächsten Gelegenheit ihn auf die Probe zu stellen. Dicht vor Erfurts Thoren kamen sie an einem Garten vorbei, in welchem eine fröhliche Gesellschaft versammelt war. Der Buchbinder sagte: „Das wäre eine prächtige Gelegenheit für uns, zu einem guten Zehrpfennige zu kommen. Geh hinein, Schuster, und versuch's; nachher, wenn Du gut angekommen bist, folge ich und halte die Nachlese. Was wir erhalten, theilen wir später."

Moritz stutzte und hätte sich gern aus der Schlinge gezogen. Worauf der Handwerksbursche ein Recht zu haben glaubte, da es als ein allgemeiner Gebrauch seines Standes betrachtet wurde, davor schämte sich der entlaufene Student, und so sehr er auch bedürftig war, so hatte er doch einen Abscheu vor dem Betteln. Der Buchbinder bemerkte sein verlegenes Zögern, hieß ihn warten und ging nun selbst in's Gefecht. Die Gesellschaft im Garten feierte wahrscheinlich ein fröhliches Fest, denn der Handwerksbursche wurde reich beschenkt, und als er zu Moritz zurückkam, hatte er fast einen Thaler erhalten. Er theilte denselben redlich mit seinem Begleiter und als Moritz sich nicht zur Annahme der Hälfte verstehen wollte, sagte er: „Nehmen Sie es nur an, es wird Ihnen wohl thun, wenn Sie auch nicht sind, was Sie gern scheinen wollen. Mir ist es schon längst klar, daß Sie kein Handwerksbursche, wohl aber ein Student sein können. Ich hörte dies an Ihren wohlgesetzten Reden, denn der Kleidung nach kann man Sie wohl für weniger als einen Schuster halten."

Moritz fühlte seine Eitelkeit nicht wenig geschmeichelt und gab sich dem Buchbinder nun zu erkennen. Dieser war in Erfurt bekannt und rieth ihm, sich an den Abt des Benedictinerklosters daselbst zu wenden, der ihn gewiß freundlich aufnehmen werde. Auch erinnerte sich der Buchbinder, daß einer der Professoren an der Erfurter Hochschule ein Hannoveraner sei, und Moritz, der auf sein erprobtes, einschmeichelndes Wesen gelehrten Leuten gegenüber vertraute, beschloß, sich wieder ernstlich der Theologie zu widmen und nahm mit den besten Hoffnungen von seinem treuherzigen Begleiter Abschied.

Alles ging ganz nach Wunsch. Damals war das Reisen noch eine kostspielige Sache und der Besuch eines Landmannes für den Erfurter Professor eine seltene Ueberraschung. Moritz erzählte demselben eine aus Wahrheit und Unwahrheit zusammengesetzte Geschichte seiner Schicksale, wodurch er bewirkte, daß Jener ihm freie Wohnung und Kost, so wie den unentgeltlichen Besuch der Hochschule verschaffte. Bald fühlte sich Moritz wieder auf kurze Zeit vollständig zufrieden in seiner neuen Eigenschaft als der Gottesgelahrtheit Beflissener. Er vertiefte sich eifrig in seine Studien. Wie einst der Goethe'sche „Werther," so übte nun Mendelssohn's „Phädon" eine überwältigende, erschütternde Wirkung auf ihn und führte ihn zum Studium der platonischen Philosophie. Mendelssohn's edle Haltung bei der ihm von Lavater zugegan-

genen Aufforderung, Bonnet's Untersuchung der Beweise für das Christenthum entweder zu widerlegen, oder zu thun, was Sokrates gethan haben würde, wenn er das Wesentliche dieser Untersuchungen unwiderleglich gefunden hätte, entzückte Moritz und die edle freimüthige Antwort des jüdischen Philosophen machte ihn zum unbedingten Anhänger desselben. Mendelssohn's Briefe über die Empfindungen wurden bald seine Lieblingslectüre.

Durch seine Vorliebe für schöne Wissenschaften und durch Gelegenheitsgedichte hatte sich Moritz in kurzer Zeit in Erfurt einen Namen unter seinen Studiengenossen erworben, und die Studenten betrachteten ihn als Kenner und Richter in Sachen des Geschmacks. Er fühlte sich jedoch kaum einige Zeit in diesen neuen Verhältnissen behaglich, als die Schauspielertruppe, an welche ihn Eckhof empfohlen hatte, in Erfurt anlangte und alle seine Vorsätze und Entschlüsse wieder wankend machte. Auf der Bühne zu glänzen, war bald wieder sein einziger Wunsch.

Mit der Empfehlung Eckhof's führte er sich bei dem Principale ein und überredete diesen, ihn bei den Vorstellungen der Gesellschaft auftreten zu lassen. Der Principal überlegte, daß das Auftreten des jungen Studenten die Neugierde des Publicums reizen und ihm eine glänzende Einnahme verschaffen werde; er willigte daher ein und eines Tages stand bei der Ankündigung des Trauerspieles „Alzire" von Frau Gotschedin, der Name Moritz als Mitspielender auf dem Komödienzettel. Dies verursachte bei den Professoren und Studenten einen gewaltigen Lärm. Der Beschützer und Landsmann des Moritz ließ dem Principal der Schauspielertruppe erklären, er werde ein Verbot gegen die Vorstellungen erwirken, wenn Jener es wage, den Studenten, dessen Name auf dem Zettel stände, die Bühne betreten zu lassen.

Diese Drohung wirkte; Moritz trat nicht auf, aber seine unterdrückte Wuth verleidete ihm den Aufenthalt in Erfurt so sehr, daß er wieder vollständig in die gewohnte Apathie verfiel. Dichtend und lesend brachte er ganze Tage in seiner Stube zu und als ihn einer seiner Bekannten fragte, weshalb er sich von allem Umgange völlig zurückziehe, entgegnete er: „In meiner einsamen Stube widerspricht mir Niemand, da habe ich immer Recht!"

Die Abreise der Schauspielergesellschaft vermehrte seinen Trübsinn. Er war wochenlang kaum aus dem Hause gegangen, da jener Vorfall bei seinem beabsichtigten Auftreten ihm einige scherzhafte Neckereien zugezogen hatte, die er in seiner Empfindlichkeit als bittere Beleidigungen aufnahm. Das ganze Studium war ihm wieder einmal verhaßt und sein einziges Ziel das Theater.

Als er erfuhr, daß die Schauspieler sich von Erfurt nach Leipzig begeben hatten, faßte er den Entschluß, denseben dorthin zu folgen und führte dies Vorhaben, ungeachtet der Vorstellungen seiner Freunde und Gönner aus. Er war fest überzeugt, das es ihm nicht fehlen könne, eine der ersten Zierden der deutschen Schaubühne zu werden und als er nach Leipzig kam, stellte er sich dem Principale der Gesellschaft sogleich vor. Dieser betrachtete die Sache jedoch jetzt von einem ganz andern Standpunkte, und da er ohnehin durch sehr schlechte Geschäfte verstimmt war, so erklärte er das Ansinnen des Moritz gradezu für ein thörichtes, indem er darauf hinwies, daß ihm die Natur alle Mittel versagt habe, die zum Berufe eines Schauspielers unentbehrlich seien. Moritz erwiederte auf diese Einwendungen mit ziemlicher Gereiztheit und berief sich auf sein Talent; der Principal entgegnete ihm mit der Bemerkung, daß ein hübsches Gesicht, eine gute Figur und eine volltönende Stimme auf der Bühne mehr werth seien als das größte Talent, worauf Moritz sich voll Entrüstung ohne Erwiederung entfernte.

Was sollte er nun beginnen? Schon der Gedanke, sich ähnlichen unerträglichen Beleidigungen auszusetzen, verleidete ihm die Absicht, auf der Bühne sein Heil zu suchen und er schwur sich zu, niemals wieder einen ähnlichen Versuch zu machen.

In düsterer Stimmung schlenderte er aus Leipzig, ohne Aussicht auf Lebensunterhalt, bald von Selbstmordgedanken gequält, bald mit überspannten Plänen sich tragend. Er wollte Soldat werden, zur See gehen, oder so lange in der Welt umherlaufen, bis ihn Hunger und Entkräftung tödten würden.

Sein günstiges Geschick brachte ihm schon im nächsten Dorfe Hilfe. Er traf dort mit einem Herrnhuter zusammen und hatte nur nöthig, die ersten Erinnerungen aus seiner Kindheit hervorzusuchen, um bei dem Manne das unbedingteste Zutrauen zu erwecken. In Barby, unweit Leipzig, führte ihn der neugewonnene Freund der Herrnhutergemeinde zu, und der Vorstand derselben empfing den

geistvollen und schönredenden Bruder mit Freuden. Die Neuheit der Sache reizte den unruhigen Moritz, sein Hang zur Schwärmerei verlieh dem neuen Leben ein besonderes Interesse und er beschloß, geborgen vor den Stürmen der Welt, seine Tage der Forschung und stiller Frömmigkeit zu weihen.

* * *

Zu derselben Zeit, als Moritz unstet umhergeworfen, ohne festen Zweck und ohne den geringsten innern Halt von Ort zu Ort und von Entschluß zu Entschluß getrieben wurde, war ein anderer, damals berühmter Schriftsteller, Karl Friedrich Bahrdt, bereits zu einem bestimmten Lebensziele gekommen. Bahrdt war der Sohn eines geachteten theologischen Gelehrten. Mit mehr Weltsinn und größerer Energie begabt, als Moritz, war er von früher Jugend an den Lebensfreuden nach allen Richtungen sehr zugethan. Er hatte Nichts von dem hingebenden Enthusiasmus, womit Moritz sich an das wahrhaft Große anschloß, Leichtsinn und Sinnlichkeit waren die beiden Grundzüge seines Wesens, und diese würden seine Geisteskräfte frühzeitig zu Grunde gerichtet haben, wenn nicht ein dritter, die Eitelkeit, das Gegengewicht gebildet hätte.

Egoist ohne Rücksicht, hatte Bahrdt das Abenteuerliche seines Lebens und seiner literarischen Thätigkeit damit beschlossen, daß er mit dem Vermögen seiner von ihm schlecht behandelten Frau einen Weinberg bei Halle ankaufte und daselbst eine Wirthschaft anlegte. Dort lebte er nun in epikuräischer Weltanschauung; da er es jedoch nicht vertragen konnte, aus der Oeffentlichkeit verschwunden zu sein, so stiftete er geheime Verbindungen nach Art der Illuminaten, und trieb sein Unwesen in Schrift und That so weit, daß eine Criminaluntersuchung und zweijährige Festungsstrafe in Magdeburg darauf erfolgte. Dies herbe Schicksal ward ihm durch die Nahrung, welche seine Eitelkeit daraus ziehen konnte, gänzlich versüßt und da er sich nach seiner Befreiung als Märtyrer freier Richtungen betrachtet sah, war er mit dieser ihm zugetheilten Rolle sehr zufrieden.

Eines Vormittages im Sommer 1784 stand Bahrdt unter der Thür seines Hauses und übersah den blühenden Garten. Die von ihm begünstigte Haushälterin Christine war mit Emmelinen, seiner zwölfjährigen Tochter, deren abgöttische Liebe zu ihrem Vater sich seltsamer Weise bis zu einem solchen Grade verirrte, daß sie die Leiden der eigenen Mutter nicht theilte, beschäftigt, Tische und Bänke zurechtzurücken, da man heute viele Gäste erwartete.

„Heute mag es mit Eurem neuen Kuchen noch einmal gehen," sagte der Hausherr, — „aber dann müssen wir auf etwas Anderes sinnen, denn die Sache zieht nicht mehr. Morgen muß eine andere Ankündigung gemacht werden."

„Was willst Du denn ankündigen lassen?" fragte Emmeline.

„Vogelschießen, Hahnenschlagen, Declamation, ist Alles schon dagewesen," entgegnete ihr Vater, — „zur Weinlese ist es noch zu früh, wir müssen also Etwas ersinnen, was der Zeit angemessen ist. Ein Blumenfest oder dergleichen."

„Der Herr Doctor sind doch ein praktischer Mann!" sagte Christine.

„Ich hätte es auch nicht so weit gebracht, wenn ich das nicht wäre," versetzte Bahrdt. „Da stellen sich die Leute erstaunt, wenn ein Dichter auch ein sorgsamer Haushälter ist und ganz Halle verwunderte sich, als ich in Leipzig die Pferdehaare zu den Matrazen und die Wolle zu den Decken für meinen Hausstand kaufte, die ich dann selbst verfertigte. Habe ich doch früher in Hildesheim mit meiner Erziehungsanstalt ein Gasthaus verbunden und beiden Geschäften mit gleicher Hingebung vorgestanden. Wenn ich jetzt des Morgens meine gelehrten Arbeiten abgethan habe, so bin ich gegen Abend ganz vortrefflich dazu aufgelegt, den freundlichen Wirth zu machen und meinen Gästen zu Gefallen zu leben."

„Es macht's kein Anderer nach!" meinte Christine.

„Weder Rechts noch Links habe ich mich umgeschaut und bin immer grade durch Dick und Dünn hindurchgegangen im Leben, das war meine Kunst," erwiederte Bahrdt, „ich bin mein eigener Richter gewesen und habe nicht nach Anderer Meinung gefragt, habe die Thorheiten Anderer und die eigene Tüchtigkeit benutzt wo ich konnte, und meine Kenntnisse verwerthet zu meinem Vortheile. Die Welt wird staunen, wenn sie nun bald meine Selbstbekenntnisse erhält."

„Hast Du schon viel von Deiner Lebensgeschichte beendet?" fragte Emmeline.

„Bald wird sie erscheinen können," entgegnete der Vater. „Ich habe darin weder

mich noch Andere geschont, daß ich dagegen Alles von meinem Standpunkte aus geschildert habe, ist nicht mehr als natürlich."

Ein Fremder trat so eben in den Garten. Emmeline sah ihn zuerst und machte ihren Vater aufmerksam. Dieser sah den Eintretenden für einen gewöhnlichen Gast an und ging ihm entgegen. Der Fremde hatte ein verschlossenes, mürrisches Aussehen und mochte ungefähr dreißig Jahre alt sein. Nach kurzer Begrüßung und einigen einleitenden Worten stellte er sich dem berühmten Herrn Dr. Bahrdt als ein junger Schriftsteller vor und nannte seinen Namen. Es war Moritz.

Bahrdt besann sich einen Augenblick, dann reichte er dem Manne sehr freundlich seine Hand und sagte: „Der Verfasser der vielgerühmten deutschen Sprachlehre für Damen? Freut mich, daß ich die Ehre habe."

Moritz war entzückt, von dem berühmten Manne sein Werk erwähnen zu hören und gab sich ihm sogleich mit seiner gewohnten Offenheit hin. Er erzählte, daß er eine Krankheit überstanden und jetzt erst zu seiner völligen Erholung eine Reise unternommen habe. Er war dabei wieder so vollständig von seinen hypochondrischen Grillen beherrscht, daß Bahrdt Mühe hatte, ihn zu erheitern.

Im Laufe des Gespräches erfuhr Bahrdt, daß Moritz von der Brüdergemeinde zu Barby, bei welcher er sich nur einige Monate gelangweilt, die Mittel erhalten hatte, um zwei Jahre lang die Universität Wittenberg zu beziehen, von wo er durch Empfehlung nach Dessau zu Basedow kam, der ihn bei seinen philanthropischen Unternehmungen verwenden wollte. Hier hatte er zuerst Nachrichten über Bahrdt erhalten, der früher ebenfalls ein Anhänger Basedow's gewesen. Basedow hatte bereits im Jahre 1771 in Dessau eine Musterschule nach einem neuen Erziehungssystem errichtet und gewann dort viele junge Leute für seine Plane, die dann anderwärts in seinem Sinne wirken sollten. Schon 1778 hatte Basedow die Direction niedergelegt, doch waren seine Bestrebungen, die Begriffe bei Kindern durch sinnliche Anschauung zu wecken, nicht verloren gegangen.

Durch Empfehlung und Verwendung hatte Moritz endlich eine kleine Lehrerstelle am Waisenhause zu Potsdam erhalten. Da er jedoch gewünscht hatte, gleich in Berlin angestellt zu werden, so überließ er sich in Potsdam einer trübseligen Lebensweise, bis einige seiner Gönner ihm endlich mit vielen Bemühungen eine Lehrerstelle zu Berlin verschafften. Kaum hatte er diese angetreten, so war ihm sein Einkommen zu unbedeutend und die Arbeit zu eintönig. Er hatte grade seine „Sprachlehre für Damen" herausgegeben und beschloß, mit dem nicht unbedeutenden Ertrage der Subscription eine Reise nach England anzutreten, weshalb er seine Stellung aufgab. Diese Reise, welche er großentheils zu Fuße zurücklegte, erweiterte seine Sprachkenntnisse und gab ihm viele neuen Anschauungen. Bald nach seiner Zurückkunft in Berlin erhielt er abermals eine sehr ehrenvolle Stellung, es dauerte jedoch nicht lange, so glaubte er sich abermals zurückgesetzt und verkannt; seine Hypochondrie steigerte sich, vergebens versuchte der Arzt Marcus Herz, der Gemahl der schönen Henriette, der Krankheit zu steuern, Moritz verkündigte seinen Tod voraus und wußte sich endlich nur dadurch vor der selbstquälerischen Hypochondrie zu retten, daß er seine Stellung aufgab und eine Reise antrat. Auf dieser nun kam er zu Bahrdt.

„Ja, ja," sagte Bahrdt, nachdem er dem Berichte aufmerksam zugehört hatte, „wir Beide sind tüchtig im Leben umhergeworfen worden und haben Gelegenheit gehabt, Welt und Menschen kennen zu lernen; ich habe die Thorheit und Schwäche derselben verachten und nützen gelernt — auch Sie werden dahin kommen, verlassen Sie sich darauf."

„Niemals werde ich mir diese praktische Weltanschauung zu eigen machen können," entgegnete Moritz, „und mein unseliges Verhängniß wird mich nicht eher verlassen, als bis ich den Tod gefunden habe. Ja, sterben will ich, das ist beschlossen, sei es nun durch Hunger oder Entkräftung; ich bin es müde, diese Sisyphusqual länger zu ertragen."

Bahrdt lächelte zu diesem Ausbruche der Melancholie. „Was macht Sie denn so bitter gegen das Schicksal?" frug er.

„Ich bin zu fortwährender Disharmonie mit der Welt verdammt," versetzte Moritz; — „in meiner Jugend schon verleibeten mir die Forderungen der Existenz die freie Entfaltung meiner geistigen Fähigkeiten, und so ist es noch jetzt. Mein Talent geht zu Grunde an den Lappalien und Widerwärtigkeiten des Lebens."

Bahrdt faßte die Hand seines Gastes und sagte: „Wenn ich Ihnen einen Vorschlag machen darf, bester Freund, so hören Sie mich an. Bleiben Sie hier, und

wenn Sie denn einmal entschlossen sind zu sterben, so erwarten Sie den Tod bei mir. Mein Haus und Garten soll Ihnen offen stehen; da können Sie spazieren gehen, auf die Giebichensteiner Felsen klettern, um dort Oden an die Empfindsamkeit zu dichten und ohne Sorgen essen und trinken — was gilt's, das wird Sie von Ihren Todesgedanken heilen."

Moritz zögerte eine Weile und nahm dann das Anerbieten an. „Trösten Sie sich mit mir," sagte ihm Bahrdt, — „und verachten Sie die Welt. Bedroht man mich nicht von allen Seiten? Meine neuesten Werke: die Briefe über die Bibel und die Ausführung des Planes und Zweckes Jesu, haben groß Aergerniß erregt und ich muß jeden Augenblick auf Anklage oder gar Verhaftung gefaßt sein. Früher hat man mich meines freien Lebens wegen verfolgt und jetzt will man meine freie Denkungsart nicht dulden. Aber man soll erfahren, daß ein Mann wie ich, auf den die ganze Nation blickt, nicht so leicht anzutasten ist."

Moritz lebte eine Zeitlang bei Bahrdt, pflegte seine Gesundheit und ward ein ganz heiterer Mensch.

Eines Tages erhielt Bahrdt den Besuch eines italienischen Grafen, einer Art Cagliostro. Moritz unterhielt sich Tage lang mit diesem Schwärmer über Ahnungen, Vorhersagungen rc. Der Graf ging etwas weit in seinem Aberglauben und behauptete zuletzt, selbst eine Art Seher zu sein. Als Moritz hierüber lächelte, drohte ihm Jener und sagte: „Die Zukunft sei Richter zwischen uns. Nicht lange mehr bleiben Sie in Ihrer jetzigen Lage. Sie werden Deutschland verlassen, aber später wieder dahin zurückkehren. In Italien jedoch ist der Anfang ihres Glückes."

Moritz konnte diese Vorhersagung nicht aus dem Gedächtnisse bringen. Wieder nach Berlin zurückgekehrt, redigirte er für kurze Zeit die Vossische Zeitung und gründete, nachdem er von diesem Posten zurückgetreten war, das „Magazin für Erfahrungsseelenkunde," eine Zeitschrift, in welcher er die Schwächen des menschlichen Charakters, wie Geiz, Verschwendung, Spielsucht, Eitelkeit u. s. f. als krankhafte, durch die Erziehung eingepflanzte und heilbare Erscheinungen zu erklären, und durch erzählte Beispiele, philosophische und psychologische Abhandlungen für seine Ansicht zu wirken suchte. Er erlebte auch die Freude, daß der stets von ihm so hochgeehrte Moses Mendelssohn Beiträge für dies Magazin schrieb. Auch Kant interessirte sich für das Unternehmen und gab Moritz sehr werthvolle Anleitungen, welche dieser jedoch nicht beachtete. Die ruhige besonnene Klarheit des Königsberger Weisen war ihm weniger zusagend, als die liebevolle Weltanschauung Mendelssohn's.

* * *

Der Gedanke an die Vorhersagung jenes Italieners: daß er in Italien sein Glück finden werde, ließ Moritz, nachdem er durch Veröffentlichung einiger Schriften wieder zu Geld gekommen war, den festen Entschluß zu einer Reise dahin fassen. Schon hatte er Alles dazu vorbereitet, als die Liebe zu einer glücklich verheiratheten, mit ihm befreundeten Frau ihn erfaßte. Dies Ereigniß verzögerte seine Abreise, aber endlich entschloß er sich, schnell ein Ende zu machen. Er verließ Berlin ohne Abschied und ging dann über Braunschweig, woselbst er seinen Freund und Verleger Campe besuchte, nach Italien. Auf der Durchreise traf er in Leipzig mit Schiller zusammen, den er dort flüchtig bei Körner kennen lernte und dessen Genie er bereits hoch verehrte. Schiller bezeigte ihm viele Ehre und rühmte seine deutsche Prosodie, welche 1768 erschienen war.

Moritz blieb zwei Jahre in Italien und sein Glück begann allerdings von dort aus. Er machte daselbst die interessantesten Bekanntschaften und seine rasche Auffassungsgabe verschaffte ihm mancherlei Kenntnisse, die er dann in einnehmender Weise wieder rasch veröffentlichte. In Rom lernte er bei dem berühmten Landschaftsmaler Hackert den seit seiner frühesten Jugend von ihm verehrten Goethe kennen. Willig erkannte Moritz die Geistesüberlegenheit Goethe's unbedingt an, hing mit Entzücken und Bewunderung an seinem Munde und machte seine Anschauungen sich ganz zu eigen. In einem Briefe, den er von Rom aus an J. J. Campe am 27. October 1787 richtete, heißt es: „Ich lerne oft hier in acht Tagen mehr, als ich sonst in Jahren gelernt habe, denn ich habe mich bisher immer mehr damit beschäftigt, über das, was ich wußte, nachzudenken, als mir viele neue Kenntnisse zu verschaffen. Jetzt sehe ich aber täglich mehr ein und lerne durch den Umgang mit dem Herrn von Goethe, daß die Denkkraft nothwendig eben so stark außer sich als in sich wirken muß, wenn sie

nicht auf metaphysische Spitzfindigkeiten gerathen und die gehörige Elasticität und Leben behalten soll.

Es kommt mir außerordentlich zu Statten, daß ich mit dem Herrn von Goethe beständig meine Ideen wechseln kann, und ich bin dadurch schon auf vortreffliche Grundsätze geleitet worden." —

Allerdings hatte er selbst Nichts von der heitern sinnlichen Freude, welche Goethe seinen Kunstbetrachtungen zu Grunde legte; er liebte die Reflexion und die Kritik, weßhalb er sich bei den Wanderungen durch Roms Schätze oft recht herzlich langweilte. Außer Goethe übte auch die sinnige Angelica Kaufmann bedeutenden Einfluß auf ihn aus.

Damals ließen alle Deutsche in Rom bei einem Schneider arbeiten, der eine hübsche junge Frau hatte, in welche sich Moritz mit der gewohnten Uebereilung sterblich verliebte. Der Schneider starb während seiner Anwesenheit und der Liebeshandel drohte ernsthaft zu werden. Da der arme Schneider in einem Hospitale gestorben war, so beredeten einige Künstler einen jungen Arzt, den Leichnam zu skeletisiren und dies Skelet stellten sie dann zu anatomischen Zeichnungen auf. So oft nun Moritz in dem betreffenden Atelier mit ihnen zusammenkam, neckten sie ihn mit Fragen nach der „cara sposa di due Scceleti," so lange, bis er den Spott nicht mehr ertragen konnte und das Verhältniß zu der Wittwe des Schneiders aufgab.

Goethe's Vorliebe für seinen enthusiastischen Verehrer war übrigens auch von praktischem Vortheile für diesen. Durch Vermittlung des Herzogs von Weimar wurde Moritz dem preußischen Staatsminister, der zugleich Curator der Berliner Akademie der Künste war, dringend empfohlen und von diesem in Folge der Empfehlung als Mitglied der Akademie angestellt, mit dem Auftrage, sich noch länger in Rom aufzuhalten. Bei Goethe's Abreise von Rom versprach Moritz, Weimar zu besuchen, um den Herzog und seinen Musenhof kennen zu lernen.

Kurze Zeit nach Goethe traf Moritz in Weimar ein. Es war im Winter 1788 auf 89, während welchem eine furchtbare Kälte herrschte. Moritz kam ganz ohne Geld und mit einem einzigen abgetragenen Rocke in Weimar an. Als er erfuhr, daß Goethe auf einige Tage verreist sei, hielt er sich vorläufig ganz zurückgezogen. Goethe ließ ihn nach seiner Zurückkunft bei sich logiren und führte ihn, nachdem er ihn ganz neu gekleidet hatte, in alle Gesellschaften ein. Der Herzog empfing den ihm so glänzend Empfohlenen sehr huldvoll und nahm, um ihm eine Unterstützung zukommen zu lassen, Uebungen in der englischen Conversation bei ihm, die er dann fürstlich belohnte. Dieser Aufenthalt des Moritz in Weimar gibt einen Beweis von dem unumschränkten Einfluß, den Goethe auf den Herzog und dessen Meinung ausübte, er gewährt aber auch zugleich einen trüben Einblick in Goethe's damaliges Verhalten gegen seine großen Zeitgenossen. Moritz hatte eine epochemachende Schrift herausgegeben: „Ueber die bildende Nachahmung des Schönen," worin er ganz im Geiste Goethe's über die Kunst philosophirte und die Anschauungen, welche er von Goethe in Rom bereits adoptirt hatte, niederlegte. Die Folge dieser gänzlichen Unterwerfung und Hingebung an Goethe's Principien war, daß Goethe, der sich damals gegen Schiller völlig abstoßend verhielt, beim Herzog in einer Weise für Moritz wirkte, die ihn nicht ganz frei von dem Verdacht erscheinen ließ, als gelte ihm die unbedingte Anerkennung des Moritz höher als das selbständige Auftreten Schiller's. Schiller empfand und bedauerte dies Verhältniß. — Als der Herzog nach Berlin reiste und Moritz ebenfalls dahin zurückverlangte, nahm der Herzog ihn in seinem eigenen Wagen mit und verschaffte ihm in Berlin vielvermögende Gönner, durch welche er die Stelle eines Professors der schönen Künste und Alterthumskunde an der Akademie erhielt.

Geschätzt und von seinen Zuhörern wegen seines glänzenden Vortrages verehrt, sah Moritz sich nun am Ziele seiner Wünsche. Er konnte die Träume seiner Jugend jetzt verwirklichen; durch seine Schriften erhielt er einen weitverbreiteten Ruf und durfte sich den ersten Aesthetikern zur Seite stellen, er konnte Talente unterstützen und seiner Eitelkeit etwas zu Gute halten. Reich gekleidet, in seinem eigenen Wagen, mit seinem eigenen Bedienten machte er eine Reise nach Hameln und Hannover, woselbst er seine früheren Bekannten aufsuchte und einige Vorträge hielt, die den Beweis seiner Beredtsamkeit gaben.

Bald nach seiner Zurückkunft von diesem Ausfluge lernte Moritz die Tochter des Buchhändlers Matzdorf kennen, ein junges, hübsches Mädchen, das ihm rasch Neigung einflößte. Er hielt denn auch sogleich um ihre Hand

an und erhielt ihre Einwilligung. Er fühlte sich auf dem Gipfel seines Glückes und da ihm seine Stellung und seine Schriften, darunter namentlich seine „Mythologie“ ein bedeutendes Einkommen verschafft hatten, so war er im Stande, sich ein eigenes Haus zu kaufen, welches er sehr behaglich einrichten und auf dessen Dach er sich ein Observatorium anbringen ließ. Bald hatte er in Berlin bedeutenden Einfluß erlangt; man suchte persönlich und schriftlich von allen Seiten seine Bekanntschaft; junge Künstler und Schriftsteller aus allen Gegenden Deutschlands wendeten sich an ihn und baten um seine Gunst und um seine Protection.

Eines Morgens saß der hochgeehrte Professor der schönen Künste und königlich preußische Hofrath beim Frühstück und dehnte sich im bequemen Schlafrock, als sein Blick zufällig über den Tisch glitt und auf einen Brief fiel, den er bereits Tags zuvor erhalten und ungelesen nach flüchtigem Einblick auf die Seite geschoben hatte. Er hatte als Unterschrift einen unbekannten Namen gesehen und in der Einleitung sogleich das Bittgesuch eines Schriftstellers halb erkannt und halb errathen. Jetzt nahm er den Brief wieder zur Hand und betrachtete gedankenlos die Adresse. Es war darauf verzeichnet, daß das beigehende Packet ein Manuscript enthalte und Moritz hatte große Lust, dasselbe gar nicht von der Post abholen zu lassen. Die leicht beweglichen Züge seines dunkeln Gesichts, auf dem sich auch die kleinste Gemüthsbewegung mit den deutlichsten Zügen darstellte, zogen sich in die verdrießlichsten Falten, er gähnte und dehnte ein Ach! hervor, als er den Brief aus einander faltete, um ihn nochmals zu lesen.

Nachdem Moritz einige Zeilen gelesen hatte, hellte sich sein Gesicht auf. „Es ist mir süß,“ hieß es darin, — „wenn ich weiß, ich schicke das Buch zu einem Herzen, das, seine Superiorität abgerechnet, dem ähnlich ist, unter welchem jenes getragen und genährt worden.“ Je weiter Moritz las, um so mehr fühlte er sich von dem Briefe angezogen und als er bis zum Ende desselben gekommen war, lag keine Falte mehr auf seinem Gesichte. Er konnte das Manuscript von der Post kaum erwarten und vertiefte sich sogleich in das Lesen desselben. Anfänglich glaubte er, daß der Sache eine Mystification zu Grunde liege, denn von Blatt zu Blatt steigerte sich sein Entzücken und seine Bewunderung. „Das ist kein unbekannter Schriftsteller,“ rief er aus, — „das kann nur einer unserer größten Dichter, Goethe, Herder, Wieland, oder ein solcher sein, der mich durch eine fremde Hand in Versuchung führen will.“ Immer weiter las er und immer mehr fesselte ihn das Buch. Längst verschwundene Zeiten tauchten vor ihm auf und es zog wie ein Nachklang früherer Empfindungen durch seine Brust. So hatte ihn einst Goethe's „Werther“ ergriffen und erschüttert; die Schauer einer wehmüthigen Lust bewegten sein Herz und Thränen füllten seine Augen. Entschwunden war aller äußere Glanz, vergessen der eitle Hang nach imponirender Geltung und Rang, bezwungen von dem gewaltigen Eindruck, der ihn noch einmal mit seinem Zauber berührte, war Moritz der feurige, hingebende Enthusiast. „Das ist noch über Goethe,“ rief er aus, — „das ist ganz etwas Neues!“

Welche Seligkeit bereitete ihm der Gedanke, daß er nun im Stande war, sein Interesse für den geistvollen jungen Schriftsteller bethätigen zu können, der sich, wie er schrieb, ohne äußere Veranlassung, nur geleitet von dem Instinkte: wessen Herz von den bedeutenderen Männern in Deutschland am stärksten für sein Erzeugniß schlagen werde, an ihn gewendet hatte! Moritz setzte sich sogleich nieder und meldete dem Verfasser, daß er ihm mit der nächsten Post schreiben werde, heute aber aus der ganzen Fülle der Empfindung ihm sagen müsse, daß das, was er in dem Werke gelesen, ihn entzückt habe.

Als Moritz an diesem Tage zu seiner Braut kam, schloß er sie mit Innigkeit in seine Arme und sagte zu ihr: „Der heutige Tag ist für mich einer der schönsten, die ich erlebte, denn Alles, was ich seit meiner frühsten Jugend von edeln Empfindungen jemals durchkostet habe, ist durch den Einblick in das Werk eines jungen Dichters, der mir sein Vertrauen zugewendet, neu erweckt und erfrischt worden. Wie freue ich mich, mit Dir die Schönheiten dieser Geistesschöpfung genießen zu können.“

Zwei Tage brachte Moritz hierauf über dem Manuscripte zu und las am dritten seiner Braut und seinen Freunden mit begeisterter und gerührter Stimme auf seinem Observatorium Einiges daraus vor. Hierauf besprach er sich mit dem Vater seiner Braut, der sich sogleich bereit erklärte, den Verlag des Werkes zu übernehmen und hundert Ducaten dafür zu zahlen. Moritz, welcher die

Schwierigkeiten der Lage eines jungen Schriftstellers kannte, erwirkte, daß dreißig Ducaten sogleich bezahlt und abgeschickt wurden. „Und wenn Sie am Ende der Welt wären," schrieb er dann an den Verfasser des Werkes, das ihn so entzückte, — „und ich müßte hundert Stürme aushalten, um zu Ihnen zu kommen, so flöge ich in Ihre Arme! Wo wohnen Sie? Wie heißen Sie? Wer sind Sie? Ihr Werk ist ein Juwel, es haftet mir, bis sein Urheber sich mir näher offenbart."

Der Dichter, für dessen Werk sich Moritz so begeistert verwendete, hatte nach der Absendung des Manuscriptes eine kleine Erholungsreise angetreten, denn er bedurfte der Zerstreuung, um das Drückende seiner Lage und die geringe Aussicht auf eine Verbesserung derselben zu vergessen. Er fühlte eine reiche Ader von Empfindung in sich quellen und es war für seine Rettung die höchste Zeit, daß dem in tobenden Fluthen sich ergießenden Strome seiner Phantasie ein Bett gegraben wurde, wohin er sich unaufhörlich ergießen konnte. Wie groß war seine Wonne, als er bei der Rückkehr von seinem Ausfluge die beiden Briefe und das Geld vorfand, welches Moritz an ihn gesandt hatte! Trunken eilte er mit pochendem Herzen in das hinter einer Kirche des Städtchens versteckte Häuschen seiner betagten Mutter und indem er der erstaunten, Freudenthränen über den Sohn, den sie geboren, weinenden Frau, die nun endlich, nach so vielen kummervollen und durch Elend zerrütteten Jahren, die Aussicht auf einen milden Lebensabend vor sich sah, das Geld in den Schooß schüttete, feierte Jean Paul Friedrich Richter den schönsten Abend seines Lebens.

Moritz vermählte sich im August 1792. Obgleich er seine junge Frau leidenschaftlich liebte, so war er doch nicht im Stande, ein dauerhaft glückliches Leben mit ihr zu führen. Sein Hang sich selbst zu peinigen, seine wechselnde Laune, Eifersucht und Heftigkeit störten den häuslichen Frieden, und schon nach Verlauf eines Jahres trennten sich die beiden Gatten gänzlich.

War Moritz jedoch vereinigt mit seiner Frau nicht glücklich gewesen, so fühlte er sich getrennt von ihr noch viel elender. Sein leidenschaftlicher und mit sich selbst entzweiter Geist ließ ihn nicht eher zur Ruhe kommen, bis sie seinen Bitten nachgab und er sie wieder mit sich vereinigt sah; er hing alsdann aufs Neue mit ganzer Seele an ihr. Im Frühjahre 1793 machte er in Begleitung seiner Frau einen Ausflug nach Dresden, woselbst er ohne Ahnung seines nahe bevorstehenden Todes einige Wochen verweilte. Nicht lange nach seiner Rückkehr ward er ernstlich krank und starb nach kurzem Leiden. — Seine Erlebnisse hat Moritz theilweise selbst in einem Roman veröffentlicht, worin er dem Helden den Namen seines Jugendfreundes Anton Reiser beilegte. Die größte Verbreitung unter seinen Schriften fand seine „Götterlehre, oder mythologische Dichtungen der Alten," die auch bis auf die gegenwärtige Zeit noch ihren Werth behalten hat.

Haus Bullenheim.

Novelle von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Fünftes Capitel.

Da standen sich nun zwei Männer gegenüber, die seit mehr als dreißig Jahren als Nachbarn neben einander wohnten und die sich dennoch während dieser Zeit kein einziges Mal in der Nähe gesehen und gesprochen hatten. Herr Reimbold war nämlich der Besitzer jener großartigen Anlagen und Eisenwerke, die wir seitwärts vom Dorfe Bullenau an den Abhängen der Hügelkette wahrgenommen haben. Nur um einige Jahre älter als der Baron — er mochte wohl seine fünfundsechzig zählen — machte er dennoch einen viel ältern Eindruck. Auf seinem Gesichte lag eine lange und harte Arbeitszeit, auch die Spuren mancher Leiden und Prüfungen traten daraus hervor, aber siegreich über alles zeigte sich in den klaren blauen Augen und dem milden Munde des greisen Mannes eine unzerstörbare Menschenfreundlichkeit. Die Gestalt war nicht so hoch und schlank gewachsen wie die seines adligen Gutsnachbars, aber sie war breit und kräftig und zeugte von selbstbewußter Haltung und die Bewegungen durften noch rüstig genannt werden, wenn auch eine Steifigkeit im linken Arme sie mehr oder weniger behinderte. Wie konnte der Baron für einen solchen Mann eine so tödtliche Feindschaft hegen? Freilich hatten sie sich in fünfunddreißig Jahren nicht

gesprochen, aber vor dieser Zeit waren sie wohl zusammengekommen und seitdem hatten sich die Fäden ihres Lebens oft und feindlich gekreuzt.

„Was wünschen Sie von mir?“ begann der Baron mit kaltem und mißtrauischem Blick.

„Herr Baron,“ erwiederte der Andere im wärmsten Herztone, „es ist endlich Zeit, daß wir uns aussprechen und aussöhnen. Ich bin ein alter Mann und gehe dem Grabe mit jedem Schritte näher und näher entgegen. Auch Sie sind kein Jüngling mehr. Wer weiß, wie bald uns die letzte Stunde schlägt? Darum thut es noth, daß wir mit einander abrechnen und die Schuld, die auf uns Beiden liegt, tilgen. Ich komme, Ihnen die Hand zum Frieden zu bieten.“

Er bot dem Baron die Hand. Dieser blieb steif und starr stehen. Er kämpfte mit sich selbst und antwortete nicht.

„Hat die Zeit für Sie denn kein Vergessen?“ fragte Herr Reimbold mit innigem Tone.

„Sie haben an meinem Hause einen unauslöschlichen Frevel begangen!“ fuhr jetzt der Baron düster empor, indem er sich in der Erinnerung vergangener Tage schüttelte.

„Einen Frevel?“ sprach der Andere. „Dürfen Sie das einen Frevel nennen? Brandmarkt das Gesetz meine Handlungsweise als einen Frevel? Wird sie so von der Mehrzahl der Menschen genannt? Mir ist nichts davon bekannt. Ich kam vor fünfunddreißig Jahren als ein verwundeter Krieger in Ihr Haus und fand dort freundliche und gute Pflege, wofür ich Ihnen noch heute meinen besten Dank sage. Damals lernte ich Ihre Schwester kennen. Sie war das trefflichste Geschöpf, das mir auf meinem Lebenswege begegnet ist. Sie war eines Fürsten würdig. Warum wählte sie nicht ein Mann des Adels? Ich mußte sie lieben; ich, der Bürgerliche, fand ungesuchte und unverdiente Gegenliebe. Unsere Herzen wählten sich aus innerer Nothwendigkeit. Wir sind offen und frank zu Werke gegangen und haben uns vor Ihren seligen Eltern erklärt und ihnen gesagt, daß wir zu ewigem Bunde zusammentreten wollten. Sie wissen, auf welche Hindernisse wir gestoßen sind. Die Ansichten Ihres Hauses und Ihres Standes widerstrebten unsern Ansichten. Es waren schreckliche Kämpfe, die wir bestanden. Nur auf eine Weise konnte der Sieg errungen werden. Wir wählten diesen Ausgang. Wir verbanden uns heimlich.“

„Und Adelheid stieß durch diesen Schritt ihren Vater in's Grab,“ fügte der Baron hinzu.

„Sie hat blutige Thränen darüber geweint,“ sprach der Andere. „Aber kann denn eine Ansicht, die nur die Ansicht eines Standes und nicht der ganzen Welt ist, über das Loos zweier Leben entscheiden? Glauben Sie mir, Herr Baron, wir beide sind glücklich gewesen. Gott hat unsere Wege gesegnet. Als mein steifer Arm mir die Laufbahn im Heerdienste schloß, mußte ich mich gezwungen andern Geschäften ergeben. Ich übernahm Lieferungen für die Armee und gewann so viel, daß ich, nachdem mir auch die kleine Erbschaft meiner Frau —“

„Wie konnten Sie diese Erbschaft nachsuchen und antreten?“ fiel der Edelmann in scharfer Weise ein. „Diese Theilung des Gutes hat mir unendlich geschadet.“

„Das hätte sie nicht gethan,“ erwiederte der Mann des Gewerbes, „wenn Sie gleich mir gearbeitet hätten! Wo Arbeit das Haus bewacht, kann Armuth nicht hinein.“

„Arbeit ist nicht die Sache unseres Standes,“ sprach der Schloßherr. „Wir halten unsere untheilbaren Majorate heilig. Sie haben Ihre Hand nach diesem Besitz ausgestreckt.“

„Das war ich meiner Frau und meinem Sohne schuldig,“ antwortete Reimbold, „weil ich damals noch nicht genug besaß, um die Zukunft der Meinigen gesichert zu wissen. Freilich haben sich nachher meine Besitzthümer durch meine Thätigkeit unendlich vermehrt. Wir sind sehr wohlhabend geworden und ich darf wohl sagen, daß ich den Meinigen gute Tage bereitet habe. Als die Wirrsale der ersten Zeiten unserer Ehe sich lösten, haben wir glückliche frohe Jahre verlebt.“

„Aber hat nicht Gott Ihre Unthat an Ihrem eigenen Sohne gestraft?“ fragte der Baron. „Haben Sie an ihm nicht dasselbe Schicksal erlebt, das Sie einer alten Familie zugefügt? Ja, sind Sie nicht noch schlimmer gezüchtigt worden? Sie stehen als alter Mann kinderlos da!“

„Ja, leider Gottes, kinderlos bin ich. Ich habe meinen Adolf verloren,“ klagte Reimbold erschüttert und eine Thräne trat ihm in die Augen. Er schwieg.

„Sie haben an ihm denselben Fall erlebt,“ sprach sein Gegner, der sich an seinem

Schmerze zu weiden schien. „Er liebte unter seinem Stande, es war nur ein einfaches, von Ihnen angenommenes Waisenkind, Ihres verstorbenen Försters Tochter, dem er sein Herz zugewandt hatte. Sie wollten ihm die Heirath nicht gestatten. Da hat er sich heimlich mit dem Mädchen in die weite Welt gemacht. Keiner hat mehr von ihm gehört. Er ist verschollen. Wer weiß, wo ihn Wind und Wellen verdorben haben? Hier dieses Haus blüht wenigstens in seinen Sprossen fort, das Ihrige stirbt mit Ihnen aus."

„Leider sind die Thatsachen, die Sie anführen, wahr," erhob jetzt Reimbold das Wort. „Nur liegen die Gründe anders. Ich hatte nichts gegen das Mädchen. Der Stand des Vaters war mir ganz recht, denn ich weiß recht gut, daß wir alle von demselben Menschenpaare stammen. Aber durfte ich einem Jungen von achtzehn Jahren erlauben, sich mit einem Mädchen von sechzehn zu verheirathen? Das forderte der Trotzkopf von mir, und als ich ihm die Erlaubniß verweigerte, da brach ein Unglück aus, das ich unmöglich zu verhüten vermochte. Wie können Sie diesen Fall mit unserer Verbindung vergleichen, die in reifen Jahren mit vollstem Bewußtsein geschlossen wurde?"

„Gleichviel!" sprach der Baron, „es war Gottes Strafe. Auch Ihre Frau ist darüber zu Grunde gegangen, wie mein seliger Vater über den Verlust seiner Tochter."

„Und doch konnte ich als braver Mann nicht anders handeln," entgegnete der alte Herr zerknirscht. „Mag aber der Himmel gerichtet haben, so hat sein Spruch mich härter getroffen, wie Sie und Ihr Haus. Es ist genug des Unheils geschehen. Das Gras wächst jetzt schon manches Jahr über den Gräbern. In dem letzten Grabe aber ruht mein Weib, das zugleich Ihre leibliche Schwester war. Lassen Sie uns Frieden darüber schließen! Es wird für Sie und für mich zum Heile sein."

Auf's Neue streckte er die Hand aus. Der Baron schien auch bewegt. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Dann stellte er sich vor den Schwager und sprach, indem er die Hände auf dem Rücken zusammenlegte: „Ich habe noch mehr Klagepunkte. Zweimal kam ich in den Fall, liegende Gründe zu verkaufen. Sie haben die Aecker, Wälder und Wiesen angesteigert, und wie es mir scheint, nicht weil Sie dieselben nöthig hatten, denn ich weiß, daß der Gewerbs- und Kaufmann sein Geld besser anlegen kann, sondern weil Sie sich mir zum Hohn und Spott in Besitz all jener Liegenschaften setzen wollten, die einst zu Haus Bullenheim gehörten."

„Und wenn nun grade das Gegentheil der Fall wäre?" rief jetzt Reimbold. „Wenn ich die Absicht gehabt hätte, das Gut nicht zerstückeln zu lassen, was sonst ohne Zweifel der Fall war? In der That habe ich aus Liebe zu meinem Weibe die Besitzthümer Ihrer Familie angekauft, und ich bin auf der Stelle bereit, das erworbene Gut wieder an die Familie abzutreten, wenn Sie es zurückerwerben wollen, Herr Baron."

Dieses Anerbieten überraschte den Baron. Es konnte darin kein Hohn auf die zerrütteten finanziellen Verhältnisse des Schloßherrn liegen, weil das Gespräch einen zu ernsthaften Lauf genommen hatte. Tausend Gedanken blitzten ihm durch den Kopf, die ihm die Möglichkeit vorspiegelten, wie das Erbe seiner Väter wieder zu seinem alten Glanze zu führen sei. Aber wie war hier an einen Rückkauf zu denken? Er verlor sich schweigend in seine Gedanken, aus denen ihn der nicht anerkannte Schwager aufweckte.

„Lassen Sie mich Ihnen auf den Weg helfen, Herr Baron!" sprach dieser. „Ihre Söhne sind die Neffen meiner seligen Frau. Wenn Sie auch wollten, Sie können dies verwandtschaftliche Verhältniß nicht in Abrede stellen. Geben Sie mir die Kinder, die brav, tüchtig und gutmüthig sind, daß ich sie in meine Geschäfte einführe, zu denen ich noch eine Menge von Kräften gebrauchen kann, denn dieselben haben eine größere Ausdehnung, als Sie wissen und vermuthen."

„Wie können Sie denken," rief der Baron entrüstet, „daß ich die Erben meines Namens dem Gewerbe widmen werde?"

„Auch nicht," fragte Reimbold weiter, „wenn ich, der kinderlose Mann, mich verpflichte, sie nach meinem Tode zu Erben desjenigen Grundbesitzes einzusetzen, der einst zu Schloß Bullenheim gehörte?"

„Nie und nimmermehr!" klang die entscheidende Antwort. „Der Schuster bleibt bei seinem Leisten. Adel ist Adel!"

Trotz diesem beleidigenden Bescheide blieb Reimbold liebevoll und ließ sich zu neuen Vorschlägen herbei. „Sie mögen Ihre vollbegründeten Ansichten in Betreff des Standes haben," sprach er sanft, „aber das müssen Sie mir doch gestehen, daß jeder tüch-

tige Mensch eine fruchtbringende Beschäftigung suchen muß. Auch für den Adel unserer Zeit gibt es ehrenhafte Arbeit genug in Staat und Heer, denn Jagd, Fischerei, Fahren und Reiten, Schieß- und Schachspiel kann ich nur als gelegentliche Vergnügungen ansehen, welche die leeren Stunden ausfüllen. Entschließen Sie sich also, daß Ihre Söhne sich der Verwaltung oder dem Kriegsdienste widmen. Ich bin alsdann gern bereit, ihnen die Mittel an die Hand zu geben, um eine solche Laufbahn einzuschlagen. Auch werde ich in meinem Testamente nicht vergessen, daß sie die Neffen meiner seligen Frau sind. Aber darauf muß ich dringen, daß sie zu nützlichen arbeitsamen Menschen erzogen werden, denn was ich sauer erworben habe, kann und darf ich nicht in die Hände von Menschen geben, deren Kopf nicht Maß und Regel weiß."

Aber auch diese Lockung übte keinen Einfluß auf die starren Ansichten des Edelmannes, der von Jugend auf in andern Grundsätzen aufgezogen war. Er nahm sogar ein überlegenes Lächeln an und erwiederte: „Sie mögen aus Ihren Erfahrungen ganz richtige Principien für bürgerliche Existenzen geschöpft haben. Ich will sogar Ihr Wohlwollen nicht in Abrede stellen, aber Sie werden mir erlauben, an denjenigen Principien festzuhalten, welche ich durch mein ganzes Leben gepflegt habe. Dem Freiherrn geziemt eine andere Erziehung wie dem Handelsmann. Auch würde es einem abligen Hause schlecht anstehen, sich von einem bürgerlichen Manne beistehen zu lassen, was ich übrigens" — und hier accentuirte er jedes Wort — „auch gar nicht nöthig habe."

„Sie weisen also auch die Erbschaft von der Hand?" fragte Reimbold.

Der Baron bedachte sich, dann sprach er zögernd: „Ich weise sie von der Hand, so weit ich über die Zukunft der Kinder zu bestimmen habe."

„Wohl, so verlieren wir kein Wort mehr über diese Sache!" erwiederte der Gewerbsmann. „Aber vielleicht entschließen Sie sich, mir Felicitas zur Versorgung zu geben?"

„Felicitas?" sagte der Baron erstaunt. Dann murmelte er vor sich hin: „Die Herzogstochter von Lützelburg!"

Reimbold fuhr fort: „Ich weiß nicht, wie es ist, aber das Mädchen hat sich mir in wunderbarer Weise in's Herz geschlichen. Wenn ich sie sehe und höre, kommt eine seltsame Rührung über mich. Sie ist so froh, so hell, so munter. Ich liebe das Kind unendlich. Sie aber haben Ihre Last mit einem Charakter, der nicht zu Ihnen paßt und passen wird."

„Woher wissen Sie das?" rief der Schloßherr.

„Ich weiß noch mehr," lautete die Antwort. „Das Mädchen ist gar nicht Ihre Tochter."

Der Baron war erstarrt vor Staunen.

„Freilich gilt sie," fuhr Reimbold fort, „als Zwillingsschwester Ihres Felix. Aber sie wurde Ihnen nur in der Nacht, als die Frau Baronin des Knaben genas, vor die Thür gelegt. Dort haben Sie das Kind selbst gefunden und selbst aufgehoben. Und dann haben Sie es zu Ihrer Gemahlin gebracht und mit ihr berathen, was Sie mit dem elternlosen Wurm anfangen sollten. Bei Gott, es war ein schöner Zug Ihres Herzens, daß Sie übereinkamen, der Findel vor der Welt ehrbare Eltern und einen guten Namen zu geben! Das war mehr wie ablig, das war menschlich."

„Und woher wissen Sie das?" rief der erstaunte Edelmann.

„Das lassen Sie mein Geheimniß sein," sprach der Gewerbsmann. „Genug, daß ich es weiß. Gott wird Ihnen die gute That segnen."

Fast hätte jetzt der Baron laut aufgerufen: „Die Herzogstochter von Lützelburg!" Er zerdrückte das Wort im Munde, aber seine Augen strahlten.

„Haben Sie denn nie etwas von Felicitas Herkunft gehört?" forschte jetzt Herr Reimbold.

„Niemals!" sprach der Baron.

„Geben Sie mir das Mädchen!" bat der Greis.

„Was Gott mir verliehen hat, will ich behalten!" sprach der Edelmann entschieden, aber nicht etwa, weil er das Kind, das ihm wirklich mit seinem offenen, freien und unbefangenen Wesen Sorge machte, besonders liebte, sondern weil er immer mehr an eine wunderbare Auflösung zu glauben anfing.

„So sind denn alle meine Bitten vergebens?" forschte Herr Reimbold mit einem Seufzer. „Haben Sie aber sonst kein Anliegen an mich? Sie wissen, daß ich die Gegend verlasse. Kann ich Ihnen vor meiner Abreise in irgend einer Weise dienen? Bedürfen Sie meiner Hilfe, meines Beistandes? Haben Sie Geld — —"

„Reden wir nicht von solchen Dingen!“ entgegnete der Baron ernst. „Ich habe alles genug!“

„So ersuche ich Sie, daß Sie sich wenigstens an mich wenden, wenn Sie einen Wunsch haben.“

„Uns trennt eine zu hohe Scheidewand,“ — sagte der Edelmann sich mit Stolz erhebend.

„Die hoffentlich nicht so groß ist, daß wir uns die Hand hinüberreichen,“ schloß der Greis mit so innigem Ausdruck, daß der Baron ihm nicht widerstehen konnte.

Er ergriff die zum dritten Male gereichte Rechte des alten Herrn und sagte: „Sie sind ein Ehrenmann, aber unsre Wege müssen sich damit scheiden.“

Reimbold verließ das Thurmzimmer, ohne daß der Baron, auf den diese ungewohnte Unterhaltung einen tiefen Eindruck gemacht zu haben schien, ihm folgte, und trat in den Rittersaal, wo er die ganze Gesellschaft grade so wiederfand, wie er sie verlassen hatte. Der würdige Pfarrer war bemüht gewesen, eine flüssige Unterhaltung herbeizuführen, was ihm auch in dem Maße gelungen war, wie es überhaupt bei Leuten, die so abgeschlossen und abgeschieden von der Welt lebten, in der Thunlichkeit lag. Die Baronin wußte in der That nicht recht, wie sie sich bei andern Leuten benehmen sollte, da sie seit ihrer fast zwanzigjährigen Ehe nur mit ihren nächsten Angehörigen und Dienstboten und höchstens noch mit dem Geistlichen geredet hatte. Ernst Bracht hielt es unter diesen Umständen auch für das Beste, eine gewisse Zurückhaltung zu bewahren. Er bewunderte und durchforschte nur die Alterthümer des Gemaches, da er wirklich der antiquarischen Liebhaberei ergeben war. Zwischenher aber verwendete er fast kein Auge von der hübschen blonden Felicitas, die sich allein frisch, lustig und munter gehen ließ. — Nach Herrn Reimbold's Eintritt bewegte sich die Unterhaltung noch einige Zeit in dem gewohnten Gleise fort, ohne Gegenstände zu berühren, die in den Lauf unserer Geschichte eingriffen. Dann empfahlen sich die beiden Herren mit dem Geistlichen. Herr Reimbold und der Pastor bestiegen den Wagen, der noch immer an der Lindenallee vor der Brücke hielt und flogen im Fluge über den grasigen Boden. Ernst zog einen Spaziergang nach Hause vor. Er blieb stehen bis unter Christoph's Händen die Zugbrücke heraufgeknarrt war und sah sich noch einmal nach dem Schlosse um, wo Felicitas am Fenster stand. Dann schlenderte er träumend durch das Thal und dem Dorfe zu.

„Nun wie sind Sie mit dem adligen Starrkopf fertig geworden?“ fragte der Pastor den alten Herrn auf der Fahrt.

„Wir haben uns zum Schluß die Hand gereicht,“ versetzte der Gefragte.

„Und Ihre Vorschläge?“ forschte der Geistliche weiter.

„Sie wurden sammt und sonders in den Wind geschlagen!“ antwortete Reimbold.

„Ja die Bullenheimer und Bullenauer sind eigensinnig wie die Bullen, heißt ein Sprichwort in der Gegend,“ scherzte der Schwarzrock.

„Lassen wir ihm Zeit zum Nachdenken,“ meinte der Alte. „Sie haben wohl die Güte, ihn über acht Tage noch einmal zu erforschen. Vielleicht haben sich bis dahin seine Ansichten geändert.“

„Schwerlich, schwerlich!“ erwiederte der Geistliche kopfschüttelnd.

„Und dann vergessen Sie ja nicht, noch einmal recht genau nach Felicitas zu fragen,“ sagte Herr Reimbold. „Sie wissen, warum und wie sehr es mir darum zu thun ist, etwas Näheres über den Ursprung des Kindes zu wissen.“

„Ich fürchte, daß auch in dieser Beziehung jede Nachfrage sich in undurchdringliches Dunkel verliert,“ war die Meinung des Pfarrers. „Je älter der Adel, je zäher der Junker.“

In der That begab sich der treffliche Geistliche am nächsten Sonntage in das Schloß zu dem Baron und nahm diesmal die proponirte Schachpartie an. Der Schloßherr siegte im Spiel und war in so trefflicher Laune, daß der Gesandte seine diplomatischen Fäden knüpfte. Durch den guten und braven Mittelsmann, der es auch an wohlwollenden Ueberredungen nicht fehlen ließ, wurden alle die Vorschläge wiederholt, die wir bereits kennen, und eben so unbarmherzig verworfen. Auch über Felicitas war nichts weiter zu erfahren. Der Baron wollte in Gedanken an „die Herzogstochter von Lützelburg“ sogar von dem Briefe, von dem der Pastor erfahren hatte, und der vielleicht als Aufklärungsmittel dienen konnte, nichts wissen. Die Kleidungsstücke, in denen das Kind gebracht wurde, waren vollends nicht mehr aufzutreiben. Herr Reimbold sah ein, daß fernere Schritte vergeblich sein würden und reiste nach der Stadt. Die alte Todfeindschaft war versöhnt, aber der

Abgrund zwischen dem adligen und bürgerlichen Schwager klaffte so tief wie immer. Der Pfarrer hatte Recht gehabt: Je älter der Adel, je zäher der Junker.

Sechstes Capitel.

Nach einem so ereignißreichen Tage, wie er seit Jahren auf Schloß Bullenheim nicht mehr vorgekommen war, stellten sich wieder stille Zeiten ein. In den meisten Fällen, wo des rothköpfigen Christoph stotternder Hornstoß erklang, befand sich ein Bewohner des Schlosses vor dem Graben, um das Herunterfallen der stets in denselben Tönen knarrenden Brücke zu erwarten. Mitunter freilich erschien auch der würdige Pfarrer von Bullenau, um einen Besuch bei dem Baron zu machen und eine Partie Schach zu spielen. Zu drei verschiedenen Malen war aber auch ein Fremder die Lindenallee hinaufgewandelt und hatte vor dem Eingang seine Anwesenheit durch allerlei Zeichen bemerkbar gemacht, bis das verhängnißvolle Horn erklang. Der Diener, der übrigens an Werktagen nicht in einer rothen, sondern in einer grauleinenen Livree erschien, hatte ihn dann angemeldet, ohne die Brücke herunterzulassen und jedesmal, obgleich der Frager seine Besuche zu den verschiedensten Zeiten machte, den Bescheid gebracht: D—b—b—die gnä—gnä—gnädige Herr—rrschaf—schaf—schaft i—ist nicht zu Hause!

Dieser Fremde war aber Niemand anders, als Herr Ernst Bracht. Nach der Abreise seines sogenannten Oheims, der übrigens nur entfernt verwandt mit ihm war, hatte er es für seine Pflicht gehalten, seine Besuche in Bullenheim zu erneuern, um den Beweis zu liefern, daß er geneigt sei, gute Nachbarschaft zu halten. Als er aber dreimal vergeblich diesen Versuch erneuert hatte, ohne zum Ziele zu gelangen, hielt er es für anständig, zunächst den Gegenbesuch des Barons abzuwarten und zu sehen, wie derselbe seine Absichten aufgenommen habe. Freilich ließ dieser ihn lange warten. Unterdeß unternahm der junge Mann aber stets neue Wanderungen in das einsame Waldthal, das sogar nach und nach das Ziel aller seiner Ausflüge wurde. Ob ihn die bloße Freude an dieser stillen Natur hierhertrieb oder ob er in der That die um das Schloß liegenden Wälder und Wiesen, welche Eigenthum seines Oheims waren, zu inspiciren hatte, läßt sich so genau nicht entscheiden. Jedenfalls warf er aber zwischenher manchen Blick nach den Fenstern des Schlosses, wo indeß Niemand auf ihn Acht zu haben schien, als ein junges blühendes Mädchengesicht, das in dem Fenster eines der kleinen Thürme bei der Handarbeit saß und mitunter jenes schmetternde Lied, das wir schon kennen, in das Thal sang, dem der junge Mann dann auch wohl eine Weile zu lauschen pflegte. Kurz darauf untersuchte er dann aber wieder äußerst emsig den Stand der Saaten, der Wiesen und der Bäume.

Ernst Bracht war keineswegs ein Neuling in der Gegend. Als Knabe hatte er schon seit längern Jahren die Ferien auf dem Gute seines Oheims zugebracht. Obgleich fünf Jahre älter als der älteste Sohn des Barons, war er doch gern und oft mit den jungen Edelkindern in Wald und Feld zusammengetroffen und hatte mit ihnen die Spiele der Jugend getheilt. Die kleinen Junker durften nämlich, bevor sie in das Jünglingsalter traten, manche Ausflüge machen, welche die elterliche Zucht ihnen später untersagte. Kinder aber fragen, gesellig wie sie sind, nicht nach Rang und Stand, und auch verschiedenes Alter trifft sich gelegentlich zusammen. So fanden sich denn die Buben, suchten im Frühling Vogelnester, fingen im Sommer Schmetterlinge, und zündeten im Herbste Kartoffelfeuer an. Ernst brachte Obst und andere Leckereien aus seines Oheims Garten und Küche, und war beliebt bei den jungen Baronen und der kleinen Felicitas, die damals die Fahrten der Knaben mitmachte. Ja, er nahm die Schloßkinder zuweilen mit auf das Eisenwerk, wo Herr Reimbold sie stets reichlich mit hübschen und sogar werthvollen Spielsachen beschenkte. Daß Ernst selbst niemals in das Burghaus eingeführt wurde, fiel ihm in seinem jugendlichen Alter weiter nicht auf.

Aber aus Kindern werden Leute. Das mußte auch der junge Bracht erfahren. Die Lehre wurde immer strenger. Er hatte die Aufgabe, die höhere Schule zu absolviren und wurde für längere Jahre auf eine Akademie für Handel, Gewerbe und Landwirthschaft in eine entfernte Stadt geschickt. Daran reihten sich größere Reisen in das Ausland, von denen er erst zurückkehrte, als er in Bullenau eintraf, um sich in die Geschäfte einzulernen. Freilich war dort alles im besten Gange. Die Büreaus und Werkstätten wurden von erprobten Führern geleitet. Der junge Mann hatte alle Muße, um sich in die große Thätigkeit zu finden. Uebrigens zeigte er sich

überaus geschickt und anstellig für jede Arbeit. Dabei wußte er bald, was er wollte, und legte überall neben einer großen Geistesklarheit einen entschiedenen Willen an den Tag. Was ihn noch besonders beliebt machte, war seine große Menschenfreundlichkeit. Die ersten und letzten Leute auf dem Eisenwerke liebten und schätzten ihn wegen der trefflichen Eigenschaften seines Herzens. Daß er dabei groß und schlank gewachsen war und in seinen Gesichtszügen jenes liebenswürdige Wohlwollen seines Oheims besaß, gereichte ihm noch zu besonderem Vortheile.

Der junge Mann hatte an einem schönen Herbstabende wieder einmal eine Wanderung in die Gegend des Schlosses vorgenommen. Die Luft ging frisch und erquicklich und der Himmel war von jener dunkeln Bläue, welche die Tage des Septembers mit sich bringen. Der Wald stand schon gebräunt und geröthet die Hügel entlang und fing immer mehr an zu glühen, je tiefer im Westen, der im weichen goldenen Glanze leuchtete, die Sonne untersank. Als Ernst in die Lindenallee einbog, hatte er alle Ursache, die vor ihm liegende Scene zu bewundern. Der Berg und das Schloß ragten im rothen Abendscheine vor ihm. Aus allen Fenstern blitzten ihm flammende Sonnenlichter entgegen. Er schwenkte links in die Wiese, um den seltsamen Effect der Beleuchtung anzuschauen. Sonst pflegte er sich wohl an dieser Stelle auf dem Boden zu thun zu machen, indem er bald ein Unkraut ausrupfte, bald einen Maulwurfshaufen vertilgte. Heute fesselte ihn die umgebende Natur, die wie mit einem Heiligenscheine übergossen vor ihm lag. Ob er auch mitunter nach dem Thurmfenster sah? Wohl that er es, aber sein Spähen war umsonst. Die Sonne ging unterdeß hinter dem Berge unter. Das Licht im Thale wurde matter. Er umkreiste das Schloß und trat in den Wald, welcher sich hinter demselben erhob. Dort verfolgte er den Fußpfad, der sich längs den Gräben der Burg nach dem Dorfe zog.

Anfangs ging der Weg bequem zwischen Wiese und Wald hin, aber wo der Schloßweiher begann, klemmte er sich eng zwischen den steil anstrebenden Berg und das tiefe dunkle Wasser. Ernst konnte sich eines seltsam fremden Gefühls nicht erwehren, denn er befand sich an einem unheimlichen Orte, zumal da sich die Dämmerung immer geltender machte. Links flüsterte es im Walde, rechts lispelte es in dem hohen Schilfe, das dürre Laub rauschte unter seinen Füßen. Aus dem Weiher und aus dem Forste sah ihn die Finsterniß mit schwarzen Augen an. Es drängte ihn zu rascheren Schritten, da kam ihm mit einem Male eine helle Gestalt in den Büschen entgegen. Er erschreckte, dann dachte er: „Sei doch kein Narr!“ und ging frisch darauf zu, indem er sich bemühte, recht kräftig aufzutreten. Mit einem Male stand ein junges Mädchen vor ihm. Es war Felicitas.

Das Herz des jungen Mannes klopfte fast hörbar bei dieser so oft gewünschten und jetzt so unerwartet eintretenden Begegnung. Mit Mühe suchte und fand er die Worte: „Wie, Fräulein Felicitas, Sie wandern noch so spät im Busche und an dieser unheimlichen Stelle? Fast hätten Sie mich erschreckt. Ihre Erscheinung schwebte durch das Gesträuch, wie eine Waldfrau!“

Sie stand in ihrer ganzen jugendlichen Anmuth und Lieblichkeit vor ihm. Das Gesicht war leicht geröthet. Hatte ihr die Wanderung das Blut in die Wangen getrieben oder brachte die Begegnung mit dem jungen Manne eine Bewegung in den Saft, der seinen Sitz im Herzen hat, wir wissen es nicht. Aber sie lachte hell auf und sprach, daß es klang wie das Lied einer Walddrossel: „Ja, ich bin auch so eine Art Waldfrau, oder vielmehr ein Waldmädchen. Nur treibe ich keine Spukereien und Furcht ist am allerwenigsten am Platze. Uebrigens wundert es mich sehr, mein Herr Ernst, daß Du mich Sie nennst. Wir sind ja alte Spielkameraden. Du warst mir immer so gut. Wie konntest Du nur so fremd thun, als wir uns neulich sahen. Kein Wort hast Du mit mir gesprochen, als wäre die Erinnerung an die Jugendzeit Dir ganz durch den Kopf gegangen. Ich habe sie nicht vergessen. Vor allen Dingen mußt Du mich wieder Du nennen.“

Es lag eine so unschuldige Jugendlichkeit und eine so frische Natürlichkeit in diesen Worten, sie klangen so frei von aller geschminkten Coketterie, daß Ernst ein wahrhaftes Entzücken fühlte. „Wenn ich das darf, Felicitas,“ rief er aus, „an mir soll's nicht fehlen. Wohl denke ich der Jugendzeit. Was warst Du für ein liebes munteres Geschöpf! Gottlob, Du bist es noch. Nimm die Hand zu neuer Freundschaft und —“

Sie reichten sich die Hände. Was hatte er da in seiner großen Hand für ein kleines,

zierliches, frisches Händchen. Die Berührung durchzuckte ihn. Er hielt sie fest. Er konnte sich nicht trennen von der lieben schönen Hand.

„Wo kommst Du denn her?“ fragte er das Mädchen.

„Ei, vom Rabensteine!“ war die Antwort. „Aber Du sollst es Niemand sagen, denn kein Mensch darf es wissen. Im Schlosse ist es immer so ernst und still und düster. Da hört und sieht man ja kein Sterbenswörtchen von der Welt da draußen, die doch so schön ist und lacht und redet und glänzt. Sie wollen mich auch gar nicht hinaus lassen. Da muß ich denn zuweilen durch die Hecken und Zäune brechen und mir heimlich einen Weg in das Leben suchen. Heute ist der Vater mit den Brüdern auf der Jagd und die Mutter hat allerlei in der Wirthschaft zu thun. Da bin ich denn fortgeschlüpft und habe ein wenig in die Welt gesehen, von der man oben auf dem Rabenstein ein gutes Stück überschauen kann.“

„Und gehst Du oft auf den Rabenstein?“ fragte Ernst, dem das Herz wieder heftig klopfte.

„So oft ich kann,“ erwiederte Felicitas. „Sind der Vater und die Brüder draußen auf der Jagd, beim Vogelherd und Fischfang, und hat die Mutter mir keine besondere Beschäftigung gegeben, dann fliegt der Vogel aus dem Käfig und hat erst Ruhe auf dem höchsten Berge der Gegend, dessen Gipfel glücklicher Weise nur ein Viertelstündchen von der Burg liegt und zu dem ich den nächsten Weg durch das Gebüsch weiß.“

„Wie aber kommst Du denn über dieses tiefe schwarze Wasser?“ forschte Ernst weiter.

Sie wollte grade antworten, als auf der andern Seite des Schlosses der Hornstoß erklang, dessen Bedeutung wir kennen und der in dieser Stunde die Rückkehr des Barons mit seinen Sprossen verkündete. Felicitas riß ihre Hand aus der des jungen Mannes und rief: „Jetzt ist es die höchste Zeit! Leb wohl! Auf Wiedersehen!“

Sie schlüpfte durch das Gebüsch nach dem Rande des Weihers, ging an demselben eine Strecke entlang, indeß Ernst sie mit seinen Blicken verfolgte. Dort gewahrte er eine alte Pappel, die der Sturm jenseits des Grabens gebrochen hatte und deren Stamm nun wie ein Steg über das Wasser lag. Das Mädchen wählte denselben zur Brücke. Rasch, leicht und sicher betrat sie den gefährlichen Weg. Ernst zitterte, als er die lichte Gestalt über den schwarzen Weiher schweben sah, aber sie trippelte dahin, wie die Bachstelze über einen dünnen Zweig läuft, und erreichte glücklich das entgegengesetzte Ufer, wo sie sich gegen den Jugendfreund umwendete, ihm noch einen Gruß zusandte und dann zwischen den Bäumen verschwand.

Ernst blieb noch eine Weile wie erstarrt im Nachsehen stehen. Dann schlug er den Weg nach dem Dorfe ein. Was kümmerte ihn jetzt weiter das Flüstern im Walde, das Lispeln des Schilfs und das Rauschen des dürren Laubes unter seinen Füßen. Er hatte keine Augen mehr für die schwarzen Augen der Finsterniß. Durch seine Seele flossen quellende Ströme von goldenem Licht, die ihn zu einem andern Menschen machten. Es war ein Wunder geschehen. Aber wie sollte er dies Wunder nennen? Er konnte ihm nicht Worte, Sprache, Begriff, Gestalt geben. Wie er nach Hause gekommen war, er wußte sich keine Rechenschaft zu geben. Er verschmähte Speise und Trank. Er schlief die ganze Nacht nicht einen Augenblick. Und doch war er nicht leidend und krank. Die Fülle des frischesten Lebens durchglühte und durchpochte ihn. Er hatte die dunkeln Stunden in schöner Helligkeit verbracht.

An den folgenden Tagen bezeichnete eine seltsame Hast all sein Thun und Treiben. Was ihm oblag, das vollbrachte er fast athemlos. Dann stierte er in die Luft und war zerstreut, bis sich die Geschäftigkeit seiner Umgebungen wieder mächtig an ihn herandrängte und ihn zu erneuter Heftigkeit in der Arbeit drängte. Er verdämmerte und wirkte den Tag aber nur für den Abend. Sobald ihm das Pflichtgefühl nur halb sagte: „Jetzt ist es genug!“ so nahm er den Hut und stürmte hinaus. Er umschlich das Dorf von der Ebene her, denn er wollte sich aus einer gewissen Scheu und Scham nicht im Dorfe zeigen und verlor sich im Walde. Auch dort folgte er nicht den gebahnten Wegen, sondern lenkte den Schritt kreuz und quer durch Stämme und Sträuche, aber immer bergan. Das Ziel all dieser wirren athemlosen Fahrten war der Rabenstein.

Drei Abende hinter einander hatte er stundenlang dort gestanden. Sonst bestieg man diesen Berg, der mit seiner Basaltkuppel hoch aus der Hügelkette heraufragte, um sich der weiten freien Aussicht zu erfreuen. Sein Auge war blind, sein Ohr war stumm für

die ferne Welt. Er lauschte und forschte nur in die Nähe. Wo ein Hauch das Gezweig bewegte, war sein Gesicht, wo ein Vogel durch die Blätter huschte, war sein Gehör. Aber Zweige und Vögel schienen ihn zu verhöhnen. Die tiefe dunkle Nacht fand ihn dreimal oben auf dem Gipfel. Dreimal tastete er sich über Wurzeln und Steine den Pfad hinab nach dem heimischen Hause.

Aber er ging doch auch zum vierten Male. Hinter dem Dorfe begegnete ihm der Schäfer mit seiner Heerde. Weiterhin schritt er durch ein Kleefeld und sein Auge fiel von ungefähr auf ein Vierblatt. Als er durch den Wald die freie Höhe erreicht hatte, klang ihm das Geschrei der Kraniche in's Ohr. Er sah in die Luft und fand den Zug, der von links nach rechts in den Süden zog. Das alles waren gute Zeichen aus dem Volksglauben. Er setzte sich auf einen Stein. Da rasselte es seitwärts durch den Busch. Es waren regelmäßige menschliche Tritte. Ein helles Kleid glänzte durch die Zweige. Im nächsten Augenblicke erreichte Felicitas den Gipfel.

„Ei, da bist Du schon!“ rief sie ihm entgegen.

„Hast Du mich denn erwartet, Felicitas?“ fragte Ernst verwundert, der ihr wieder die Hand bot und ihre Rechte festhielt, wie unten am Weiher.

„Freilich habe ich Dich erwartet,“ antwortete sie. „Wir haben uns ja so viel zu erzählen. Wir wollen überhaupt wieder gute Freundschaft halten. Ich muß etwas Anderes sehen und hören, als das alte Schloß. Komm, wir wollen uns setzen!“

Sie nahmen auf einem vorspringenden Steine Platz und legten Hand in Hand. Der Faden des Gesprächs war bald gefunden. Sie machte überhaupt die Unterhaltung leicht, denn sie plauderte allerliebst. So vertieften sie sich in die unschuldigen Spiele ihrer dämmernden Kindheit. Sie schaute hinab in das Land und suchte die Ortschaften, die Kirchen, die Schlösser in der Ferne. Dann machte sie dem jungen Manne Mittheilungen aus dem ernsten einförmigen Leben in ihrer Familie. Ernst aber mußte von seinen Lehrjahren und seinen Reisen in fremde Länder erzählen. Wie rasch verfloß die Zeit, bis der Abend dämmerte und bis sie zur eiligen Heimkehr in das Schloß aufbrach! Da erreichten sie denn auf einem steilen Wildpfad in wenigen Minuten den Weiher, wo sie in zierlichster Eile über die alte Pappel in den Garten glitt.

So kamen glückliche Tage für beide, denn sie sahen sich jetzt an den hellen goldenen Herbstabenden öfter auf dem Rabensteine. Bald wußten sie alles von einander. Keiner hatte dem Andern eine Falte der Seele versteckt. Zwei gute reine Kinderherzen lagen vor einander offen.

Da lehnte sie einmal ihr blondes Lockenköpfchen an die Schulter des Freundes und sagte: „Weißt Du auch, Ernst, daß ich Dich vor allen Menschen am liebsten habe?“

Im Innern des jungen Mannes jauchzte es laut auf. Er umschlang das schöne Kind leidenschaftlich und rief: „Und ich liebe Dich über die Erde und den Himmel hinaus.“

Sie hielten sich fest umschlungen und ihre Lippen fanden sich zu einem langen Kuß.

Wer zählte die Händedrücke, die Umarmungen, die Küsse, die gestammelten süßen Worte, die sich jetzt folgten! Zwei Kinder traten darin in das Bewußtsein des Lebens. Dies Leben war das Paradies.

„Weißt Du noch,“ rief sie dann, „wie wir uns das erste Mal sahen? Du warst mit Deinem Onkel auf dem Rabensteine. Wir hatten aber im Schlosse den Abend vorher die Geschichte von der Herzogstochter von Lützelburg gelesen.“ Und sie erzählte ihm in der Eile den Inhalt, dann aber fuhr sie fort: „Ich träumte aber in der Nacht, ich säße auf dem Rabensteine und es kämen schöne Ritter und begrüßten mich als Herzogstochter von Lützelburg. Mein Bräutigam aber stand neben mir. Voll von dem Traume lief ich am andern Tage aus der Kirche hier auf den Berg und da fand ich Dich mit Deinem Oheim.“

„Wie schön Du träumen kannst, Du liebe Herzogstochter von Lützelburg!“ rief Ernst, sie an sich schließend.

„Und wie wahr die Träume sind!“ sprach das Mädchen. Das gab neue Ursache zu Liebkosungen.

Dann wollte er, sie solle das Lied singen, das er oft aus ihrem Fenster tönen gehört habe. Aber sie meinte, ihre Stimme sei zu stark, sie würde in das Schloß dringen und ihre Abwesenheit verrathen. Nur den Text theilte sie ihm mit. Er mußte nachsprechen. Wie selig riefen sie da zum Schluß: „Sei gegrüßt, Du süße Liebeszeit!“

Aber sie vergaßen sich diesmal selber darüber. Sie kosten über die Stunde der Heim-

kehr. Plötzlich sah Felicitas, daß die feine Sichel des Mondes durch die Zweige der Eichen blinkte. Sie sprang auf, wie ein scheues Reh. Ernst folgte. Sie erreichten den Weiher athemlos. Glücklicherweise erhellte das junge Licht ihren Pfad und es zeigte dem Mädchen auch den gewohnten Steg.

„Um Gottes Willen, nimm Dich in Acht," rief der Liebende, indem er ihr zum Abschied einen letzten Kuß gab.

„Sei unbesorgt!" flüsterte sie und betrat den Baum, auf dem sie vorsichtig voranschritt. Sie war bis über die Mitte gegangen, da trat aus den Büschen des entgegengesetzten Ufers die lange hagere Gestalt des alten Barons. „Was treibst Du für Unfug, Felicitas?" rief er mit dröhnender Stimme aus.

Und Felicitas schwankte, stieß einen grellen Schrei aus, stürzte in die schwarze Fluth und verschwand unter dem Wasser, das nach allen Seiten aufzischte.

In demselben Augenblicke sprang Ernst in den Graben, schwamm mit ein paar Stößen zu der Stelle, wo das Mädchen gesunken war und tauchte unter.

Der Baron aber stand die Hände ringend am Ufer und schrie: „Weh, die Herzogstochter von Lützelburg!"

Siebentes Capitel.

Ernst Bracht erwachte am andern Morgen in dem weichen trefflichen Bette seines eleganten Schlafzimmers. Er that die schönen blauen Augen groß auf und schaute verwundert um sich, denn es wurde ihm nicht leicht, nach dem langen tiefen Schlummer gleich zum vollen Bewußtsein zu kommen. Freilich, er hatte auch am gestrigen Tage so viel Neues und Ungewohntes erlebt, daß die Erinnerungen sich zu massenhaft thürmten. Freude, Seligkeit, Lust und Schrecken, Ernst, haarsträubendes Entsetzen lagen dicht neben einander. Es überlief den jungen Mann heiß und kalt, als er sich die Reihe der Bilder seit dem Sturze des Mädchens in das tiefe schwarze Wasser am Geiste vorüberführte.

Dem kühnen muthigen Schwimmer war es glücklicher Weise gelungen, Felicitas, die noch einmal auftauchte, zu erfassen. Er ruderte mit der bereits Ohnmächtigen unter verzweiflungsvoller Anstrengung aller Kräfte dem Ufer zu, wo der alte Baron mit schreckensstarren Mienen harrte. Ernst griff nach den vorstehenden Baumzweigen und hielt den leichenartigen Körper der Geliebten über dem Wasser. Jetzt erst merkte der Edelmann, daß er helfen könne. An den Rand des Weihers tretend, zog er das von Wasser triefende Mädchen hinauf und legte es auf den Rasen. Der junge Mann war mit einem Sprunge an ihrer Seite. Er stieß einen schrecklichen Schrei aus. Dann warf er sich über die Gestalt, die sich nicht regte, und rieb ihr Hände, Stirn und Augen. Er hauchte sie an, er rief wie wahnsinnig lauter Schmeichelworte durch einander. „Mein Herz, mein Kind, mein Stern, mein Engel, erwache!" Er bückte sich über den Mund und küßte ihn. Da ging ein leises Athmen durch die Brust, sie schlug die Augen auf, sie lächelte den Geliebten, der über ihr hing, selig an. Sie lebte. Er jauchzte und drückte sie leidenschaftlich an sein Herz, das mit seinem Pochen schier die Brust zerhämmern wollte.

Und auch jetzt in der Erinnerung jauchzte er noch einmal laut auf.

Den Baron hatte während dieser Zeit der Schrecken gelähmt. Jetzt lähmte ihn das Staunen über die Scene, die sich vor seinen Augen entwickelte. Aber er fand keine Worte. Völliges Schweigen fesselte ihm Zunge und Lippen. Er ließ es sogar zu, daß Ernst das Mädchen aufhob und dem Schlosse zuführte, während er steif und zögernd folgte. Erst an der Thür hatte sich der alte Herr gefunden und gesprochen: „Hier werden Sie mir erlauben, die Pflege meiner Tochter selbst zu übernehmen!"

Lag in diesen Worten nicht ein beleidigender Sinn? Heute wollten sie dem jungen Träumer nicht gefallen. Gestern aber in einem Momente der höchsten Aufregung hatte er nichts Arges darin gefunden. Auch fühlte er grade die Wirkung des kalten Bades in dem kalten Herbstwinde und verlangte nach warmen Kleidern. So hatte er Felicitas nochmals zum Abschiede geküßt, dem Baron eine Verbeugung gemacht und war, von Christoph geleitet, während die erschreckte Baronin und die Söhne das Mädchen mit Lichtern auf der Treppe empfingen, der Zugbrücke zugeschritten, über die er im raschen Laufe der Heimath entgegeneilte. Er hatte sich dann in's Bett geworfen, ein paar Gläser heißen Punsch getrunken und wie ein junger Gott in den Tag hineingeschlafen.

Und wie er erwachte, da war er erst recht im Himmel. Freilich peinigten ihn die kalten Worte des Barons. Auch der Umstand, daß er mit keinem Worte in das Schloß geladen wurde, fiel ihm auf. Dann aber schlug er sich diese Gedanken aus dem Kopfe. Er entschuldigte die Verwirrung mit der Aufregung des Momentes. Seine Bedenken konnten nur Nachtgespenster sein. Ja, alles mußte gut und glücklich werden. In seinem Innern jubelte es: „Triumph!“ Das Bewußtsein, nicht allein ein liebes, süßes Herz sein zu nennen, sondern dies Herz auch aus dem sichern Tode in ein neues Leben zurückgeführt zu haben, machte ihm die Seele voll, froh und hell. Dadurch hatte er sich die verschlossenen Thüren des Schlosses siegreich geöffnet. Es war ihm ein unverwerfbares Anrecht auf den Besitz des lieblichen Edelkindes erworben. In der That schien das der Baron auch einzusehen, denn er hatte ja mit keinem Worte Einspruch gethan, als den Jüngling die Liebe und Leidenschaft übermannte, daß er sich zu Küssen und Liebkosungen hinreißen ließ. Es waren lauter weltstürmende Gedanken, die das junge Haupt dachte.

Mit dem seligsten Gefühle sprang er auf, öffnete das Fenster, durch welches die frische Morgenluft eindrang und ihm das Haupt kühlte, und warf sich in die Kleider, um sobald wie möglich nach Bullenheim zu eilen. Dann klingelte er dem Bedienten, der ihm mit dem Frühstück ein Billet überbrachte. Er brach es auf und las:

„Herr Ernst Bracht! Ich danke Ihnen für die Rettung meiner Tochter, aber ich verachte Sie, weil Sie das Herz des Kindes zu bethören wagten. Unterstehen Sie sich nicht, weitere Schritte zu versuchen, sonst wird Ihnen die angemessene Züchtigung angedeihen lassen

der Baron von Bullenheim
zu Bullenau.“

„Ein adliger Dank!“ rief der junge Mann, indem er zornig mit dem Fuße stampfte. Er fiel plötzlich aus allen Himmeln. Er hätte in die Luft springen mögen. Wüthend wie ein erzürnter Löwe schritt er durch das Zimmer.

Und nicht einmal ein Wort fügte der Alte hinzu, wie Felicitas sich befinde. Hatte ihr der Unfall nicht geschadet? War sie nicht krank geworden? Die schwärzesten Gedanken kamen über ihn. Er hatte nicht Rast und Ruhe. So lief er durch das Haus, warf sich über die Sessel, legte sich in die Sophas. Dann stürmte er in den Garten hinaus, starrte in die Teiche und Springbrunnen, zerrupfte die herrlichen Blumen und lief dann wieder wie wahnsinnig hin und her. Freilich, jugendliche Liebe geberdet sich wild in Lust und Leid. Nachricht von der Geliebten mußte er aber um jeden Preis haben. Sollte er einen Boten schicken? Sollte er den Arzt bitten, das Mädchen zu besuchen? Beide konnten abgewiesen werden. War es nicht sogar zweckmäßig, mit einigen handfesten, rüstigen Arbeitern aus dem Eisenwerke vor das Schloß zu rücken und den Eintritt gewaltsam zu erzwingen, wozu er um so mehr das Recht zu haben glaubte, als der alte Baron durch seine Unvorsichtigkeit das Unglück herbeigeführt hatte, während er selber der Retter des Mädchens wurde, wodurch ihm doch ihr Leben mit angehörte? Erst zuletzt dachte er an den Pfarrer von Bullenau. Das war denn der richtige Gedanke. Er eilte spornstreichs in das Pfarrhaus. Der Geistliche konnte seinen Auftrag nicht eilig genug erfüllen. Er begleitete und erwartete ihn von Angstschweiß triefend am Eingang in die Lindenallee. Endlich kam der würdige Herr aus dem Schlosse zurück. Alles stand nach Wunsch. Felicitas war frischauf. Ernst dankte ihm tausendmal, jedoch dem Baron schwur er Vergeltung und Rache.

Wie stand es aber mit Felicitas? In der That war sie mit dem bloßen Schrecken davongekommen. Das kalte Bad und die darauf folgende Besinnungslosigkeit hatten ihr keinen Schaden gethan. Durch das warme Bett und einen erregenden Thee war die frische jugendliche Kraft schon am andern Morgen wieder in das Gleichgewicht gebracht worden. Und auch der sonst strenge und engherzige Vater legte eine so außergewöhnliche Milde an den Tag, daß sie sich nicht genug wundern konnte. Freilich hatte er durch Christoph gleich die Brücke des Pappelbaums über den Graben vertilgen lassen. Alsdann fielen auch harte Worte gegen den bürgerlichen Freund, sie selbst aber wurde in auffallender Weise geschont. Wäre Felicitas wirklich sein eigenes Fleisch und Blut gewesen, so würde er schon anders aufgetreten sein. Seit ihrem Traum von der Herzogstochter von Lützelburg betrachtete er sie aber als ein Wunderkind, von dessen Schicksalen er das Heil und Glück des Hauses abhängig

glaubte. Wäre dieser Traum nicht gewesen, wer weiß, ob er sie nicht dem Herrn Reimbold abgetreten hätte, der ja doch um das Geheimniß wußte, denn er liebte sie eigentlich nicht, sie stieß ihn im Gegentheil ab. Neben seinem religiösen Glauben hatte nämlich der Baron durch die Erziehung, die er erhielt, auch ein gutes Theil vom Aberglauben eingesogen, denn die Legenden und Wundergeschichten, mit denen seine jugendliche Phantasie genährt worden war, standen ihm als zweifellose Thatsachen fest, was er namentlich dadurch bewies, daß er seine Söhne in denselben Grundsätzen zu unterrichten strebte. Nun hatte Felicitas aber diesen Traum auch an einem ereignißvollen Tage geträumt. Sie war es ferner gewesen, welche den schon fast verloren gegebenen Geldbrief brachte. Selbst in dem Sturz in's Wasser und der eigenthümlichen Rettung sah er ein neues Wunder. Alles schien darauf hinzudeuten, daß sie ein Kind noch vornehmern Standes war, als desjenigen des Barons. Ja sie mußte neuen Segen in das zerrüttete Haus bringen! Er theilte seiner Frau noch in derselben Nacht diese Ansichten mit und traf in ihrem frommen Gemüthe dieselbe Gläubigkeit. So ließ sich denn das milde Verfahren gegen das Mädchen auf natürlichem Wege erklären. Aber zugleich wurden in dieser Nacht sehr entscheidende Entschlüsse gefaßt. Vor allen Dingen galt es jetzt, über Felicitas die strengste Hut zu verhängen und sie nie mehr aus den Augen zu lassen. Denn, gesetzt den Fall, daß ihre vermeintlichen hohen Eltern erschienen, um sie zurückzufordern, welche Verantwortlichkeit hätte dann auf den Bewohnern von Schloß Bullenheim gelegen, wenn sie das Kind nicht rein und unangetastet zurückgeben konnten! Es schien aber um so mehr nöthig, auf der Wacht zu stehen, als wirklich schon ein niedriger Verführer es versucht hatte, die Sinne des Mädchens zu verwirren. Arme Felicitas! Da saß sie denn fest und sicher in wohlversorgtem Käfig. Die Frau Baronin von Bullenheim zu Bullenau, welche mit ihrem gütigen Herzen sonst dem Mädchen, dem sie in der That herzlich gewogen war, den freiesten Spielraum gelassen hatte, entwickelte in ihrem Hüteramte jene Eigenschaften der Geduld und Zähigkeit, die sie überhaupt als Hausfrau auszeichneten. Felicitas durfte nicht von ihrer Seite. Des Tages hockte sie mit dem Kinde im Thurme oder ließ sich von der Tochter durch das Haus begleiten. In der Nacht wurde das Thurmgemach, welches ihr zum Schlafzimmer diente, zugeschlossen. Verlangte das Mädchen nach einem Spaziergange in die frische Luft, so führte die Mutter sie in den dumpfigen Garten hinaus. Welch ein schrecklicher Unterschied war zwischen den Stunden, die sie mit Ernst auf dem Rabensteine verbrachte und denen, wo sie die enge Haft des Hauses, das wie ein Kerker drückte, spürte! Nach dem grellen Lichte brach tiefdunkler Schatten herein. Sie wurde still und magerte ab, denn keine Botschaft von dem Geliebten kam herein, keine Botschaft an den Geliebten flog hinaus. Aber zweifeln konnte sie gottlob doch nicht. Wenn die Mutter ihre Blicke der Handarbeit zuwandte, so flogen die ihrigen oft durch die Ritzen der verhangenen Fenster und da geschah es denn nicht selten, daß sie den Geliebten über die Wiesen oder am Rande des Waldes schreiten sah. Einmal als die Baronin das Zimmer verlassen hatte, fand sie sogar Gelegenheit, das Fenster zu öffnen und mit dem weißen flatternden Tuche leidenschaftliche Grüße hinabzuwehen, die Ernst bemerkte und mit lebendigem Zeichen erwiederte.

Auch der Baron spielte den gelegentlichen Wächter des armen Mädchens, indem er zuweilen ein strenges Examen anstellte, bei dem Felicitas sich aber so kühl und vorsichtig zu benehmen wußte, daß er beinahe die Hoffnung schöpfte, sie habe den leichtsinnigen Verführer vergessen. Im Uebrigen lag er mit seinen Söhnen jenen Vergnügungen ob, welche der Herbst mit seinen frischen Tagen dem wahren Edelmann in so reicher Fülle bietet. Das edle Waidwerk und die feine Fischerei waren jetzt an der Tagesordnung. Zu dem erstern gaben die wildreichen Wälder des umliegenden Gebirges, zu der letztern die fischreichen Bäche, welche durch die Thäler rauschten und die stillen Weiher, die hier und dort in den Gründen lagen, die beste Gelegenheit. Und sowohl der Alte wie seine Sprossen legten für die edeln Passionen nicht allein ein großes Talent an den Tag, sie waren auch bis zu dem letzten Sohne hinunter perfecte Meister ihrer Kunst. Der alte Florentinus und die jungen Felix, Fortunat und Prosper schossen selten ihre Flinten ab, ohne daß sie ein Wild erlegten. In gleicher Weise waren sie glücklich mit den Angeln, die sie bald in größern Partien des Nachts in die Teiche senkten und mit denen

sie bald am Laufe der Bäche die kaltblütigen Wasserbewohner an die Luft schnellten.

Diese Beschäftigungen machten den Herbst für die Burgbewohner entschieden zu der angenehmsten Jahreszeit. Nicht allein daß die männlichen Mitglieder auf diese Weise einen frischen und fröhlichen Zeitvertreib hatten, auch die Frauen und Dienstboten theilten die Früchte dieser Tage. War in andern Jahreszeiten oft Schmalhans Küchenmeister, so fehlte es vom September bis in den Winter hinein durchaus nicht an einer üppig besetzten Tafel, auf welcher das Reh, der Hase, das Reb- und Haselhuhn regelmäßig mit dem Hechte, der Forelle und dem Karpfen wechselten. Ja, es war meistens eine so reiche Jagd- und Fischereibeute vorhanden, daß mit dem überflüssigen Wilde noch ein einträglicher Handel getrieben wurde. Denn so sehr der Baron auch gegen den Krämerstand eingenommen war, gleichviel ob er sich der Seide, dem Metalle, dem Kaffee und Käse widmete, so fand er doch durchaus nichts Verfängliches in diesem Erwerbszweige. Er wußte, daß Könige und sonstige Fürsten den Ertrag ihrer Jagden und Fischzüge abließen. Was sollte sich also ein Edelmann daran stoßen?

Zu dem Vermittler dieses Handels aber hatte er den Wirth und Handelsmann Peter Butz im blauen Trompeter ausersehen, der in dem Dorfe Bullenau neben seinem Gasthof einen Kaufladen besaß, in dem nicht weniger als alle Artikel vertreten waren. Derselbe war nun auch der Lieferant des Schlosses, dem er den Bedarf von Kaffee, Thee, Gewürzen, Wein, Brot, Kleidungsstoffen und was sonst zum Leben nöthig ist, besorgte. In der Jagd- und Fischzeit aber hatte der Schloßherr mit dem regsamen und geschäftigen Gasthalter und Kaufmann, der nebenbei auch als Pfänderleiher und Wucherer bekannt war, den Vertrag geschlossen, daß er ihm die überflüssige Beute zukommen lasse, welche derselbe durch Fuhrmannsgelegenheit in die nächsten Städte ausführte, während dafür die Haushaltungsgegenstände verabreicht wurden. Schließlich fand denn eine Abrechnung statt, bei welcher es sich alljährlich herausstellte, daß der Baron ein ganz gutes Geschäft gemacht habe, indeß der Schlaukopf von Wirth ohne Zweifel noch viel besser davon gekommen war. Man sah Herrn Peter Butz wenigstens im Herbste mit ganz ungewöhnlicher Geschäftigkeit zwischen dem Schlosse und dem Dorfe hin- und herwandern, um jede andere Anknüpfung von Seiten des Schloßherrn zu verhindern.

Nun bot aber die Jagdzeit heuer so glückliche Ausbeute, wie es seit langen Jahren nicht der Fall gewesen war. Ein trockener Sommer hatte dem Wilde die günstigste Gelegenheit zu einer vollen Entwicklung gegeben. Selten hatte man größere Ketten von Feldhühnern und eine unerschöpflichere Fülle von Hasen gesehen. In gleicher Weise durfte man in den Teichen und Bächen auf stets reichliche Beute rechnen. Man kann sich denken, wie sehr dadurch der Eifer der Edelleute angespornt wurde. Vater und Söhne lagen fast den ganzen Tag in der freien Natur und wenn sie zu Hause waren, so wurden die Flinten geputzt und das Fischwerk nachgesehen und geflickt. Dabei unterrichtete der alte Herr seine Nachkommen in der wahrhaftigen und von Urzeit her gebräuchlichen Jägersprache, gegen deren falsche Anwendung er durchaus keinen Spaß verstand. Wer von den Jünglingen von dem Ohr eines Hasen sprach, der wurde bei den Löffeln geschüttelt, wer ihm Beine anzusetzen wagte, der fühlte, wie ihm in die Läufe gekniffen wurde. Und so hatte jeder andere Fehler seine entsprechende Strafe.

Es war am ersten October, dem Tage des heiligen Remigius, als der Baron sich mit seinen Söhnen schon in der Morgendämmerung auf den Weg begab. Die kleine Schaar erschien im vollen Jagdanzuge von zwar groben Stoffen, aber phantastischem Schnitt. Die Flinten hingen über den Rücken, die Jagdsäcke mit den Fuchspelzen, von dem lange Schwänze herunterflogen, an den Seiten. Der Alte hatte einen Hirschfänger und die Knaben hatten breite Messer im Gürtel. Ueberdies trug Felix ein großgewundenes Jagdhorn. Vor ihnen her sprangen zwei Hühnerhunde mit lustigem Gebelle. Hinter ihnen aber schritt der rothköpfige Christoph, der Netze und Angelstöcke trug und drei Dachshunde an langen Stricken hielt. Ein Maler hätte ein ganz hübsches Bildchen aus dieser Gruppe und dem alterthümlichen Schlosse im Hintergrunde machen können. Der Nebel, der durch das Thal strich und die Jagdgenossen umwehte, gab der Scene noch einen besondern Reiz. Diesmal erfüllte die alte Magd Christoph's Geschäfte. Sie ließ die Zugbrücke herunter, über welche die Waidmänner polternd fortschritten und im

Dunste verschwanden, und zog sie auch wieder pflichtmäßig in die Höhe.

Unser vierblätteriges Jägerkleeblatt, dem Christoph gleichsam als Stiel anhing, schritt ohne Zögern durch die feuchte kühle Morgenluft, die offenbar die Tritte beflügelte. Aus den Gesprächen, die der Baron mit seinen Söhnen führte, ging hervor, daß sie heute Alle auf einen besonders guten Tag rechneten, denn sie hatten den gestrigen Abend damit zugebracht, um Angeln für Fische und Schlingen für Krammetsvögel auszulegen. Ueberdies war auf dem Vogelherd Alles zum Fange eingerichtet. Schließlich aber sollte auch das edle Waidwerk noch seine besondern Früchte tragen. In die Vorbereitungen zu den ersten Theilen der Vergnügungen hatten sich die Söhne getheilt, indeß der Alte sich im Revier nach einem Rehbock umsah. Während er nämlich sonst diesen Zweig der Jagd nur für sich in Anspruch nahm, wollte er heute den Söhnen zeigen, wie man einen Bock vermittels der Bracken jage und schieße. So standen denn Vergnügungen aller Art bevor.

Sie waren mit den frohesten Hoffnungen bald an einem großen, hauptsächlich für die Fischzucht angelegten Teiche angekommen. Hier befanden sie sich in Felix' Revier. Der alte Herr forderte deshalb seinen Erstgeborenen auf, die Stäbe am Ufer aufzusuchen, an denen die Angelschnüre befestigt worden waren, nachdem er sie mit den Steinen weit in das Wasser hinausgeworfen hatte. Die Stäbe standen alle in der richtigen Ordnung, aber welcher Frevel war hier geschehen! Wohin sie auch kamen, überall fehlten die Schnüre. Offenbar war ein Dieb vor ihnen zur Stelle gewesen. Das bewiesen die Fußtritte, die man noch im thaufeuchten Grase gewahrte und die sicher von einem Stabe zum andern führten. Und dieser Dieb hatte sich nicht einmal damit begnügt, die Fische zu stehlen, er war sogar so frech gewesen, sich des Fischzeugs zu bemächtigen. In der Eile hatte er nicht einmal Zeit gefunden, die Knoten der Schlingen zu lösen, sondern die Leinen mit scharfem Messer durchgeschnitten. Der Alte ließ ein Donnerwetter nach dem andern los. Aber es lagen in der Nähe in den Seitenthälern noch zwei andere kleine Teiche. Dort dachte man glücklicher zu sein. Sie brachen so eilig wie möglich auf, um den Spitzbuben, der ihnen diesen Schabernack gespielt hatte, und der möglicherweise sein Werk noch fortsetzte, zu überraschen. Leider fanden sie aber dasselbe Zerstörungswerk, ohne den Thäter zu erwischen. Der Baron kam ganz außer sich vor Zorn durch diese unvergleichlich freche That, in der er seinen Stand auf das Tödtlichste verletzt glaubte. „Das kommt davon," rief er aus, „daß man die Menschen alle gleich machen will. Zu Zeiten meiner Väter" — denn er vermied den Namen der Revolution — „wo die Bauern uns dienstpflichtig waren, hätte kein Mensch einen solchen Frevel gewagt, weil er sonst gefuchtelt und mit Hunden gehetzt worden wäre. Statt daß wie früher den Bauern das Haberstroh gehört, lehren sie Einen mores."

Was war zu thun? Es hieß den Muth nicht verlieren und nach den gefangenen Krammetsvögeln sehen. Sie stiegen sammt und sonders in den Wald, in dessen Durchgängen Fortunat und Prosper gestern Abend mit der größten Vorsicht die Schlingen aufgehängt hatten. Wirklich schien hier eine ähnliche verbrecherische Hand, wie an den Fischteichen gewüthet zu haben. Nirgendwo blinkten die rothen Vogelkirschen und Wachholderbeeren aus den Dohnen, durch welche sich sonst diese kleinen Fangwerkzeuge sogleich dem Auge bemerkbar machen. Noch viel weniger war ein gefangener Vogel zu erblicken. Der alte Herr kam in einen Koller, der gar nicht mehr aufhörte und sogar die sonst so wohlerzogenen stillen Söhne ließen die verdrießlichsten Worte hören. Doch was konnte am Ende das Klagen und Schimpfen helfen? Vielleicht war es möglich, die Thiere, die hier verloren gegangen, auf dem Vogelherde zu ersetzen. Sie stiegen die Halde hinauf, die sich an der Kante eines Hügels hinzog. Und in der That, es war ein Morgen, wie gemacht für den Strich der Krammetsvögelschwärme. Sie zogen hier und da mit schwirrendem Flug in ganzen Wolken vorüber. Die ersehnte Stelle war bald erreicht. Aber Jammer über Jammer! Auf dem Vogelherde fand sich erst recht ein Werk der Zerstörung. Die Hütte für die Vogelsteller, die Büsche für die anziehenden Thiere, die Plätze für die Netze, Alles war so unmenschlich vertilgt, daß an eine Herstellung gar nicht gedacht werden konnte. Der Baron schrie einmal über das andere: „Teufelswerk, Satanslist, Höllenkunst! Ist es denn auch im tiefen Walde am Ende mit der Autorität? Hat man keinen Respect mehr vor

alten ehrwürdigen Einrichtungen? Will man auch die Vogelherde in die Rumpelkammer verweisen? Wo ist die Idee des Adels?"

Die Lust zur Jagd war der Schaar, die so rüstig an's Werk geschritten, beinahe verleidet. Aber Entmuthigung ist nicht die Sache des wahren Edelmanns. So führte der alte Herr denn seine Kinder dennoch in den Wald, um ihnen ein Meisterstück der Rehjagd zu zeigen. Sie schritten eine Weile durch den hochstämmigen Forst. Christoph mit den drei Bracken wurde angestellt, dann gingen die vier Jäger weiter in das Revier, wo der Wald durch angrenzende Felder lichter wurde, und wo sich gleichsam eine dünne Brücke zu einem weiterliegenden Forste bildete. An dieser Stelle mußte aller Wahrscheinlichkeit nach das Wild wechseln. Dort verbarg der Baron seine Söhne und zuletzt sich selber hinter hohen Stämmen und Erdaufwürfen. Dann ertönte ein schriller Pfiff als Signal, daß Christoph die Hunde loslassen sollte. Eine Weile blieb es still in dem tiefen schönen Wald. Bald jedoch ließ sich ein fernes Hundegebell vernehmen. Die Spur des Wildes war von einer Bracke aufgefunden; die beiden andern stimmten ein. Man hörte bald nach rechts, bald nach links die rauhen Stimmen ertönen. Endlich kam der Lärm immer näher.

Und nun entwickelte sich bald eins jener reizenden Bilder, die der Waidmann auf seinen Gängen zu den köstlichsten Augenblicken zählt. Ein Trupp von zierlichen Rehen trippelte dem Platze, wo der Baron sich mit seinen Söhnen versteckt hielt, entgegen. Der stattliche Bock, der die kleine Schaar anführte, war bald voraus, bald hinten. Einmal schaute er nach den drängenden Thieren, dann spähte er vor sich in den Wald, ob sich kein Feind zeige. Offenbar war er viel unruhiger wie die Ricken und Kälber, die der Jäger zu schonen pflegt. Es war, als kennte er die Gefahr, die ihm vorzugsweise drohte. Ach, die argen Hunde kamen ihm und seiner Waldfamilie immer mehr auf die Spur. Die anmuthige Heerde schien die Nothwendigkeit, sich aus dem kleinen Forste in den größern zu retten, lebendig zu fühlen. Als die Hunde ganz nahe waren, setzte der Bock zu kühnen Sprüngen an und flog auf die Jäger, die ungesehen hinter den Bäumen standen, zu. Die andern Thiere folgten im raschesten Laufe.

Ein Blitz, ein Knall, der Pfiff einer Kugel! Und das schöne schlanke Thier brach im hohen Sprunge zusammen. Trotz aller Verdrießlichkeiten hatte den alten Schützen die bewährte Sicherheit nicht verlassen. Die jungen Herren erhoben ein lautes Freudengeschrei und eilten, während die Rehkuh und Kälber einer unbestrittenen Sicherheit entgegenrannten, der reichen Beute entgegen, die plötzlich alle Unfälle vergessen machte. Sie waren bald an der Stelle, wo das Wild lag.

„Wie hübsch die Hörner sind!" rief Felix.

„Gehörn heißen sie," verbesserte der Baron.

„Welche schönen braunen Augen!" fügte Fortunat hinzu.

„Du mußt Lichter sagen!" rief der Baron.

„An der Schulter ist er getroffen! Seht nur, dort quillt das Blut," sprach Prosper.

Der Baron gerieth in Eifer, daß seine Söhne in dieser freudigen Erregung die Jagdsprache vergaßen. Fast wüthend rief er: „Was Schulter! Blatt mußt Du sagen, und das Blut heißt Schweiß."

Nun kam auch Christoph heran und brachte nach Jägersitte den Tannenzweig, den der Schütze eines Rehbocks erhält, und steckte das Grün stillschweigend mit seinen plumpen Fingern auf den Hut seines Herrn.

Da ließ sich plötzlich hinter ihnen eine tiefe und entschiedene Stimme hören: „Das ist Jagdfrevel! Meine Herren, versuchen sie keine Widersetzlichkeiten. Sie jagen auf fremdem Reviere. Wenn ich bitten darf, Ihre Flinten."

Eine solche Ueberraschung hatte der Freiherr noch nie erlebt. Er sah sich um. Vor ihm stand ein kecker kräftiger Jäger mit drei Burschen. Alle hatten ihre Büchsen zum Anschlag bereit. Man sah die gespannten Hähne.

„Wer wagt mich in so unverschämter Weise anzusprechen?" rief der Alte in höchster Entrüstung.

„Wenn Sie mich nicht kennen, so wissen Sie, daß ich der neue Förster des Herrn Reimbold bin. Ich war den Wildfrevlern schon lange auf der Spur. Endlich habe ich sie gefunden."

„Wildfrevlern?" rief der Alte mit empörtem Herzen. „Ich bin der Baron von Bullenheim zu Bullenau."

„Baron hin, Baron her," sprach der Förster. „Diese Jagd gehört dem Herrn Reimbold. Kein anderer Mensch hat das Recht, sie zu benutzen. Oder besitzen Sie vielleicht eine schriftliche Erlaubniß?"

Der Edelmann verneinte.

„So bitte ich um Ihre Flinten,“ sagte der Förster. „Endlich muß dem Unfug ein Ende gemacht werden, denn auch die Teiche und Bäche sind in unverschämter Weise bestohlen worden. Der Fischmeister wird gleichfalls seine Maßregeln treffen. Wollen Sie die Flinten willig geben?“

Er rückte dem Baron mit seinem Rohre näher. Der Alte kochte vor Wuth. Er hätte sich gern vertheidigt, aber er war der einzige Mann, auf den sich zählen ließ. Der knorrige Rothkopf war zu ungeschickt zum Kampfe und seine Söhne besaßen nicht die Kraft, ihren Mann zu stehen. Hatte er auch mit den Seinigen die Ueberzahl, der Förster hatte die Uebermacht. Knirschend heischte er den Kindern, die Gewehre abzugeben. Er selber reichte seine Büchse hinterdrein. Die Burschen nahmen die Waffen mit höhnischem Lachen. Ebenso bemächtigten sie sich des gefallenen Bockes. —

Als der Förster sein Werk vollendet hatte, wandte er sich an den Baron. „Ihre Schießgewehre werde ich dem Stellvertreter des Herrn Reimbold, nämlich dem Herrn Ernst Bracht zustellen. Derselbe wird auch zu entscheiden haben, ob Sie vor den Richter geladen werden. Haben Sie sich über mein Verfahren zu beklagen, so müssen Sie meinen Herrn in dem Eisenwerk in Bullenau aufsuchen.“

Damit machte er eine Verbeugung und verschwand mit seinen Gesellen in den Wald.

Was hier geschehen war, das war allen Rechtens geschehen. In der That gehörte das Revier mitsammt der Jagd dem Herrn Reimbold. Der alte wohlwollende Herr hatte sich aber nie entschließen können, dem Baron trotz seines feindseligen Verhaltens das gewohnte Vergnügen auf jenem Grund und Boden zu untersagen, der von seinen Vätern Jahrhunderte lang durchstreift wurde, und der seltsame Edelmann, der, wie wir wissen, seine eigenen Ansichten hatte, nahm dort nach wie vor ein Recht in Anspruch, wo er eigentlich um die Erlaubniß bitten mußte. Ja, er war so von dem Vorurtheil eingenommen, er dürfe die Liegenschaften bejagen, daß er sich den eigentlichen Stand der Sache niemals klar gemacht hatte. Somit stand er in der That als Wilddieb da und spielte ganz die Rolle der Bauern, über deren unbefugte Einschritte in das aristokratische Vergnügen er erst vor Kurzem seinen ganzen Zorn ergoß. Mit der Verwaltung Ernst Bracht's wäre am Ende auch kein anderes Princip eingetreten, hätte der Baron dem jungen Manne nicht so barsch die Thür gewiesen. Warum sollte dieser aber gelind mit dem ungelinden Nachbar umgehen! Ueberdies dachte Ernst den Gegner durch diese Maßregel auf versöhnlichere Gedanken zu bringen.

„Doch je älter der Adel, je zäher der Junker.“ Das war ein rechtes Wort des Pastors gewesen. Solch eine Schmach dem Sprossen eines tausendjährigen Geschlechtes angethan, konnte schlechterdings nicht gesühnt werden. Der Baron von Bullenheim zu Bullenau wie der gemeinste Wilddieb behandelt, das war zu viel für sein Verständniß! In seinem Leben hatte er keinen schlimmern Tag gehabt. Was war dagegen die Entführung seiner Schwester! Hier wurde nicht allein der Adel, sondern auch die Person beleidigt. Und nun auch ohne Waffen nach Hause ziehen zu müssen! Sein Grimm fand keine Worte! Die Sprossen folgten ihm in tiefem Schweigen durch den schönen friedlichen Wald. Selbst Christoph und die Hunde schienen die entwürdigende Lage zu erkennen und zu empfinden, daß mit dem heutigen Tage die Herrlichkeit der Jagd ein Ende habe. Der rothköpfige Diener mochte dabei auch an die Hasen und Feldhühner denken, die künftig dem Tische fehlen würden. Der Zug, der hoffnungsvoll ausgegangen war, schlich in stiller Verzweiflung heimwärts.

Und auch dort sah es nicht gut aus. Heute war der Tag, wo der Geldbrief einlaufen sollte. Die Frau Baronin hatte sich mit Felicitas zur Post bemüht. Aber weder Brief noch Geld fanden sich vor. Sie waren mit leeren Händen zurückgekommen. Diese erneute Unregelmäßigkeit gab zu denken. Wenn das Krüglein der Wittwe sich nicht mehr füllte, wie sollte es da werden! Grimm, Niedergeschlagenheit, Zorn, Angst, Wuth, Zweifel herrschten im Schloß Bullenheim.

Achtes Capitel.

So viele verhängnißvolle Momente man auch schon in der freiherrlichen Familie erlebt hatte, niemals war die Lage kritischer gewesen. Dennoch machte sich der Baron nicht klar, welch ein guter Nachbar der alte Reimbold ihm gewesen war, so lange er in

der Gegend weilte. Die stillen, unberufenen und unbeschrienen Wohlthaten, die er aus dem Besitze des verhaßten, in Stand und Rang unter ihm stehenden und deshalb nicht anerkannten Schwagers erhalten hatte, waren ihm noch nicht zum Bewußtsein gekommen. Seine gutmüthige und milder denkende Hausfrau, der er die Unterhaltung mit dem Nachbar, so wie dessen großherzige Anerbietungen mitgetheilt, machte einige leise Versuche, ihren Gemahl zu bestimmen, sich in diesen Verdrießlichkeiten an den alten freundlichen Herrn zu wenden. Kaum aber hatte das Gespräch diese Richtung genommen, so wies er ein solches Ansinnen mit der größten Entrüstung zurück. Wie sollte er, der Enkel eines so alten Geschlechtes, von seiner Höhe herabsteigen, um bei dem Bürgerlichen zu bitten!

Seine Söhne, deren Ansichten, Meinungen und Willen sonst nur als ein getreuer Abklatsch des väterlichen Geistes erschienen, fanden jetzt die Stimmung so trüb, daß sie sich auf einmal mit eigenen Gedanken beschäftigten. Sie besprachen sich unter einander und kamen wirklich dazu, den möglichen Ausweg aus der Patsche zu sehen, ja sie hielten es sogar für nöthig, dem Alten eine Mittheilung darüber zu machen. Unterthänig und pflichtgehorsamst wie immer suchten sie denn auch den Vater, dessen Haar in der letzten Zeit viel greiser und dessen Züge viel schärfer und eckiger geworden waren, in seinem Thurmgemache auf, wo er mit sorgenvollem Gesicht in den blauen Tabackswolken saß und über die Schwierigkeiten der Gegenwart nachdachte. Zeugte nun der Eintritt der drei Jünglinge schon von der tiefsten Unterwürfigkeit, so erschienen die gutmüthig an den Vater gerichteten Worte erst recht den Respect auszudrücken, der sich vor dem Haupte der Familie ziemte. Felix meinte, er wisse wohl ein Mittel, wie man wieder zu den ihnen abgenommenen Flinten gelangen könnte; Fortunat fügte hinzu, daß das Mittel ihnen sicherlich wieder die Jagd erschließen würde, und Prosper platzte dann in seiner noch knabenhaften Weise aus: sie wären die Jugendfreunde des Herrn Ernst Bracht und wollten zu ihm eilen und ihn versöhnen. Aber wie hatten sich die guten Söhne, welche doch nur darauf bedacht waren, den Vater aus seiner düstern Stimmung zu reißen, geirrt! Er sprang zornig auf, verwies den Rangen ihre höchst unadlige Gesinnung und zeigte ihnen kurz und herb die Thür, durch welche sie sich denn auch so rasch wie möglich entfernten.

Nach den aus dem Verlust der Jagd und Fischerei hervorgegangenen Nachtheilen für das Schloß, dem dadurch, wie wir wissen, eine mächtige Lebensader abgeschnitten war, setzte der Baron seine letzte Hoffnung auf den sonst so regelmäßig mit dem ersten Tage jeden Monates erschienenen Geldbrief. Aber bei dem Gedanken an denselben beschlich ihn nunmehr ein leises Zittern, zumal da seine Frau ihm auch täglich mit großer Aengstlichkeit davon sprach. Jeden Morgen ging der Eine oder der Andere nach der Posterpedition, ohne die erwünschte Antwort zu erhalten. Da das Geld im letzten Monat am achten doch noch nachträglich erschienen war, so herrschte an diesem Tage eine besonders aufgeregte Spannung in den Gemüthern, die den Baron sammt seiner Gemahlin sogar veranlaßte, eine gemeinschaftliche Anfrage im Dorfe zu stellen. Aber welcher Schrecken! Auch diesmal wurde die fast sichere Erwartung getäuscht. Und so ging es Tag für Tag bis zum fünfzehnten. Der Geldbrief blieb aus. Dabei erschöpften sich die Vorräthe. Der Tisch wurde immer magerer und schmaler. Was aber am bedenklichsten war, der Wirth und Ladenbesitzer Peter Butz, der kein Wild und keine Fische mehr erhielt und bei dem gleichfalls die noch stehende Forderung auszugleichen war, begann Schwierigkeiten in Betreff neuer Lieferungen und Leistungen zu machen.

Und doch war am siebzehnten October der Tag des heiligen Florentinus, den der Baron als seinen Namenstag von frühester Jugend an feierlich zu begehen pflegte. Die Festlichkeiten, die alsdann auf dem Schlosse gefeiert wurden, waren in der ganzen Gegend bekannt. Sollte man diese schöne fromme Sitte fallen lassen und den Bewohnern in der Runde damit den Beweis liefern, daß es mit den Verhältnissen des Edelmanns plötzlich bergab gehe? Nein, eine solche Blöße durfte man sich nicht geben. Im Gegentheil, der Baron war der entschiedenen Meinung, er müsse den Leuten durch eine recht deutliche Kundgebung an den Tag legen, daß der Gelbschnabel auf dem Gute seines Nachbars nicht im Stande sei, seinen guten Humor herabzustimmen und seine Verhältnisse zu verderben. Er hatte reiflich über die Schritte der nächsten Zeit nachgedacht

und seine Pläne auch weit in die Zukunft gebaut. Dabei war auf die Herzogstochter von Lützelburg, die ja noch ihre sichern Früchte tragen mußte, nicht Rücksicht genommen, weil das Erscheinen ihrer Eltern ja doch nur vom Zufall abhängen konnte. Was aber zunächst noth that, das war die Anleihe einer großen Summe Geldes.

Als am fünfzehnten October alle Hoffnung auf die Ankunft des Geldbriefes geschwunden war, schickte er gegen Abend seinen Christoph, der diesmal, um recht stattlich auszusehen, sogar seine rothe Livree anziehen mußte, was er, nebenbei gesagt, gar nicht gern that, weil Alt und Jung ihn bei diesen Gelegenheiten zu necken pflegte, in das Dorf zu Peter Butz mit der Bitte, derselbe möge sich doch noch heute auf das Schloß bemühen, weil Se. Gnaden ihm eine wichtige Mittheilung zu machen habe. Schon seines absonderlichen Anzugs wegen schlich der würdige Diener auf möglichst verborgenen Seitenpfaden dem Orte zu. Hätte er aber gewußt, was ihm bevörstehe, er würde sich möglicherweise unsichtbar gemacht haben. Schon der erste Bauer, der ihn erblickte, rief ihm zu: wie denn im Schlosse der Rehbock geschmeckt hätte? Da dies mit lautem Gelächter geschah, so wurden die Leute in der Nachbarschaft aufmerksam und das rothe Kleid lockte die Männer, Weiber, Greise und Kinder aus den Gärten und Höfen an die Thüren und aus den Stuben in die Fenster. Der Eine nannte ihn einen aufrechtgehenden gesottenen Krebs, der Andere einen Rothspecht, der Dritte den Papogei von Bullenheim. Aber das waren Ausdrücke, an die der viereckige Bursche sich längst gewöhnt hatte. Viel schlimmere Spöttereien betrafen den unglücklichen Jagd- und Fischtag. „Habt Ihr die Hechte gekocht oder geröstet, die an den abgeschnittenen Angeln hingen? Wie viel gebratene Krammetsvögel sind Dir im Walde am Maul vorübergeflogen? Nicht wahr, der todte Rehbock hat der ganzen Gesellschaft einen Stoß gegeben, an die Ihr Euer Lebtag denkt! Was meinst Du, welche Farbe ist besser, das Roth des Barons, oder das Grün des Försters? Vor dem Grün ist es Euch ganz blau vor den Augen geworden!“ So klang der Hohn allerwärts und durch noch andere Spiel- und Tonarten. Aber Christoph war ein pflichttreuer Gesandter. Er machte gute Miene zum bösen Spiel, verbarg seinen Zorn in einem grinsenden Lachen und redete nicht, weil er sonst noch mehr gestottert hätte, weshalb ihm auch Einer zurief: früher habe er die Worte nicht finden können, jetzt aber wäre ihm gar die Sprache verloren gegangen. Kurz er ging gradeaus in den blauen Trompeter und richtete seinen Auftrag aus. Peter Butz nahm ihn bei Seite und sagte ihm, daß er, sobald er könne, erscheinen werde. Christoph schien warten zu wollen, bis er mitgehe, um sich neben ihm gehend durch seine Gegenwart gegen erneute Schimpfreden zu schützen. Das stand aber dem Wirthe nicht an, denn erstens fühlte er sich nicht berufen, neben der curiosen Figur zu paradiren, zweitens wollte er seinen Mitbürgern und Stammgästen nicht das Vergnügen entziehen, an dem rothen Burschen ihr Müthchen zu kühlen, und drittens schien es ihm nicht zweckmäßig, den Verdacht auf sich zu laden, daß er nach den neulichen Vorfällen noch mit dem Baron in Verbindung stände. Kurz er buchstabirte den Gesandten zur Thür hinaus, weil er erst später frei werde.

Peter Butz war nämlich ein durch und durch geriebener Schlaukopf. Man könnte ihn wohl den Allerweltskerl des Dorfes und der ganzen Umgegend nennen. Ein Sohn armer Eltern hatte er sich vom gewöhnlichen Knecht durch die Klarheit seines Verstandes, durch seine fuchsartige Klugheit und seine nie ermüdende Thätigkeit zu einem der wohlhabendsten Leute des Dorfes heraufgeschwungen. Alle diese Eigenschaften lagen übrigens auf seiner äußern Erscheinung ausgeprägt. Auf der kräftigen Gestalt, die in ihren Bewegungen stets dieselbe zähe Beweglichkeit behielt, saß ein dunkles Haupt mit langen schlichten Haaren und einem lauernden Gesicht, dessen scharfe Nase und blitzende kleinen Augen genugsam den schlauen Bauern bezeichneten, während er seine Beobachtungen und Gedanken trefflich hinter einem gutmüthigen nie ausgehenden Lächeln zu verbergen wußte. So trieb er seine Wirthschaft, indem er in der Gaststube selbst alle möglichen Dienste verrichtete, so schaffte er in seinem Laden, dessen tausend Artikel sein scharfer Blick und gutes Gedächtniß konnte und auf der Stelle heraus fand, so handelte er im Großen mit Frucht, Vieh, Kohlen, Holz und Gott weiß, was sonst noch. „Bei der Hand!“ war sein Wahlspruch inwendig und auswendig, denn er pflegte damit auch seine Rede zu beginnen und zu schließen.

„Bei der Hand,“ sagte er auch diesmal,

aber inwendig, als der Bote Christoph die Treppe hinunterstolperte und von einer Masse schreiender Dorfjugend umgeben das Dorf verließ, ohne die neuen Scherze der Alten recht zu verstehen, weil die Rotte um ihn her zu viel Lärm trieb. Wie gemeldet dachte Peter Butz: „Bei der Hand!“ denn es schien schon zu merken, daß auf dem Schlosse Holland in Noth sei. Denn erstens — Peter Butz pflegte nämlich seine Gründe stets an den Fingern abzuzählen — war es ihm ganz und gar bekannt, in welcher kläglichen Verfassung die Vermögensverhältnisse des Barons sich befanden; zweitens hatte die Feindschaft mit Ernst Bracht nebst der ihm entzogenen Jagd und Fischerei ihn noch mehr ruinirt, und drittens erhielt derselbe seit diesem Monate, wie er es auf der Post ganz richtig ausspionirt, keine geheimnißvollen Subsidiengelder mehr. Außerdem aber, und diesen Grund zählte er nicht an den Fingern, sondern hielt ihn im tiefsten Verbergniß seines berechnenden Geistes, kannte er einen Alterthumsfreund, der sechstausend Thaler für das alte Schloß und die alten Möbel hergeben wollte. Und dieser Alterthumsfreund war Niemand anders als Ernst Bracht, der durch sein Benehmen in der Jagdangelegenheit ja auch deutlich zu erkennen gab, daß er den Baron verderben wollte, um in den Besitz der Burg zu gelangen. Als es dunkel war, zog deshalb Peter Butz seine Jacke aus und einen Rock an, und verließ das Haus, indem er ziemlich deutlich murmelte: „Bei der Hand!“

Er stand bald darauf nach den gebräuchlichen Formen, die den Eingang in das Schloß öffneten, von Christoph geführt in dem Thurmgemach des Barons, auf dessen Tische diesmal nur ein kleines Talglicht brannte: „Bei der Hand, Euer Gnaden!“ rief er aus. „Was ist zu des Herrn Barons Befehl?“

„Butz,“ sprach dieser, als hätte er einen Vasallen vor sich stehen, „ich bin in einer kleinen Geldverlegenheit. Die Summen, die ich erwartete, sind ausgeblieben. Ihr sollt mir fünfhundert Thaler leihen!“

„Fünfhundert Thaler!“ rief Butz, als hätte ihn ein wildes Thier gebissen.

„Ja, da ich höre, daß Ihr Geld ausleiht,“ sprach der Schloßherr, „habe ich mich an Euch gewandt.“

„Euer Gnaden sind falsch berichtet,“ meinte der Wirth. „Um Gotteswillen! Erstens, ich und Geldausleihen das wären Zwei; zweitens, was ich besitze, das steckt in der Wirthschaft und im Handel. Freilich habe ich mir etwas erübrigt, aber drittens, das ist in Grundstücken angelegt. Nichts ist flüssig. Mit Geld kann ich nicht dienen.“

Der Baron war verwirrt durch die Bestimmtheit dieser Aussagen, denn er hatte trotz aller Verlegenheiten noch nie mit Geldwucherern verkehrt.

„Wissen Sie was, Herr Baron?“ fuhr der Schlaukopf fort. „Ich würde Ihnen rathen, sich an einen Juden zu wenden. Das sind die Leute für solche Geschäfte. Erstens der Cohn, zweitens der Itzig.“ —

„Schweigt mir,“ rief der Edelmann. „Davon will ich Nichts wissen. Also Ihr könnt mir nicht helfen?“

Jetzt hielt es der Wirth für nöthig, einen andern Weg einzuschlagen, zumal da er fürchtete, der Baron möchte ohne seine Vermittlung zu den Israeliten gehen, die ihn am Ende viel wohlfeiler bedienen würden, denn er war in diesem Punkte mehr Jude, als die Juden selbst. „Freilich,“ meinte er, „wenn Euer Gnaden es wünschen, so könnte ich der Verschwiegenheit halber eintreten und für den Herrn Baron bei den Juden borgen.“

„Wenn Ihr das thun wollt,“ sagte der Alte, „so soll mir Euer Dienst willkommen sein.“

„Wenn nur die Racker,“ ließ Butz einfließen, „sich nicht so viele Procente bezahlen ließen. Das Geld ist rar, unter fünfundzwanzig thut es keiner. Herr Baron, können Sie die Geldsendung, die Ihnen bevorsteht, nicht abwarten?“ fragte er treuherzig. „Erstens sind die Juden zäh, zweitens kommen vielleicht bessere Zeiten, drittens —“

„Nein, ich kann nicht warten,“ fuhr der Baron ihm in die Rede.

„Aber da müßten Sie ja siebenhundertundfünfzig Thaler zurückbezahlen, wo Sie nur fünfhundert Thaler erhalten,“ sagte er ganz entrüstet. „Das ist zu toll. Euer Gnaden sollten sich noch gedulden.“

„Was gedulden!“ brauste der Baron auf. „Ich sage Euch ja, daß ich die Summe brauche.“

Butz lachte innerlich. Er hatte den Fang in der Tasche und sprach: „Nun, wenn es Euer Gnaden absoluter Entschluß ist, so will ich mich erstens mit meinem guten Namen in den Riß stellen, und zweitens auch noch dazu den bösen Schein eines Schuldenmachers auf

mich nehmen, was denn in Rücksicht auf die alte Kundschaft geschehen mag. Drittens —"

„Genug, bringt mir das Geld," sagte der Baron, welcher der peinlichen Scene ein Ende machen wollte.

„Erlauben Euer Gnaden," fuhr der Wirth geschmeidig dazwischen: „Wir haben noch nicht von den Bedingungen gesprochen."

„Nun, ich will mich anheischig machen, siebenhundertundfünfzig Thaler für fünfhundert zu zahlen," entschloß sich der Edelmann.

„Bis zu Neujahr? Anders werden mir die Geizhälse nichts geben," forschte Butz.

„Meinetwegen!" sagte der Schloßherr kleinlaut. „Aber das ist doch entsetzlich!"

„Entsetzlich oder nicht; ich bekomme es nicht anders," sagte der Wirth.

„Nun, so macht, daß Ihr mir das Geld bringt, aber ich muß es noch diesen Abend haben," wollte der verlegene Edelmann schließen.

„Diesen Abend! Unmöglich!" rief Butz.

„So ist es nichts mit dem Handel," sagte der Schloßherr kalt. „Ich will mich anderwärts umsehen."

„Nun, wir wollen sehen, was zu thun ist," schloß der Wirth. „Aber um fünfhundert Thaler muß ich sicher die ganze Judenschaft aus den Nestern klopfen. Dafür hoffe ich aber auch, daß Euer Gnaden meine Dienstfertigkeit so wie die Aufopferung, mit der ich mich in den Riß stelle, in der Zukunft zu würdigen wissen."

Er entfernte sich und der Edelmann glaubte nach diesen Worten Wunders, in welchem Respect er noch stehe und wie die Leute seine Zukunft zu schätzen wüßten. Noch zufriedener aber war er, als der Wirth wirklich in später Stunde die Summe brachte und sich zugleich einen Schein unterschreiben ließ, der jene oben erwähnten Bedingungen enthielt. Nach Vollendung dieses Geschäftes und nach Butz Entfernung gab er dann Christoph den Auftrag, morgen um fünf Uhr anzuspannen.

In der Frühe des nächsten Tages konnte man vor dem Schlosse das romantische Schauspiel genießen, den Baron mitsammt seinen drei Söhnen den Korbwagen besteigen zu sehen. Die vier Edelleute hatten über jene Kleider, die wir bereits kennen, noch lange bis auf die Füße reichende Mäntel mit Pelzkragen gezogen, die sämmtlich die Zeichen eines hohen Alterthums an den Tag legten. In gleicher Weise schien die im Flechtwerk vielfach durchlöcherte Carrosse schon manches Jahrzehnt mitgemacht zu haben, denn auch die Räder waren in den Speichen und am Eisenbeschlag gewissermaßen gefährlich schadhaft, was sich auch aus dem Umstande vermuthen ließ, daß man ein vielfaches Krachen hörte, als die vier Gestalten allmälig ihre Sitze einnahmen. Christoph reichte dem alten Baron den Zügel und setzte sich in seiner bekannten rothen Livree auf den Rücksitz, wo er sich fast ausnahm wie ein Pavian in Uniform. Dann schwang der Schloßherr die Peitsche und jenes spindeldürre, alterslahme Roß, welches wir einmal durch die Spalte der Stallthür erblickt haben, zog mit Macht an der Kalesche, die es lendenlahm und steifgliedrig nur mühsam von der Stelle brachte. Die Baronin winkte von der Treppe mit dem Tuche, als die Gesellschaft langsam über die Brücke in die Lindenallee verschwand.

Nach dem Princip: „Eile mit Weile!" ging die Fahrt in die Stadt. Der Baron war sowohl in den Dörfern wie in der Stadt ein zu seltner Gast, um mit den Seinigen nicht das Aufsehen aller ländlichen und bürgerlichen Einwohner auf sich zu ziehen. Allerwärts gab es offene Nasen und Mäuler unter den vor Staunen starren Augen der Sehenden, die nicht wußten, ob hier ein Gespenst der Vergangenheit oder der Zukunft vorüberfahre. Auch die Gassenjugend kam überall sehr lebendig auf die Beine und ließ es an obligatem Geschrei nicht fehlen. Daß der alte Herr den ersten Gasthof aufsuchte, verstand sich von selbst. Hatte ihn dort der frühere Wirth gekannt, so war dies bei dem neuen nicht der Fall. Der Oberkellner und die Unterkellner wußten sammt dem Portier und Hausknecht nicht, ob sie diese Gesellschaft wirklich in den Salon einführen sollten. Endlich geschah es doch. Und wunderbar, der schäbige alte Herr bestellte zu dem angerichteten Diner den feinsten Rheinwein und Champagner in Eis, was denn freilich auf adlige Manieren schließen ließ. Nach Tisch ließ er sich von einem Hausknecht begleiten, der bald mit Christoph reich bepackt zurückkam, denn bei dem Delicatessenhändler waren die feinsten Dinge eingekauft worden. In gleicher Weise schickte der Weinhändler eine Sendung mit den besten Sorten. Der Hausknecht wurde dabei gefragt, ob das Alles auch bezahlt sei und antwortete lakonisch: „baar!" Später erschien dann der Baron mit seinen

Söhnen; sie hatten sich Alle im Kleidermagazine mit neuen Anzügen versehen. Ueberdies trugen sie sämmtlich kostbare Doppelflinten auf den Rücken. Der Vater aber hatte sich eine elegante Doppelbüchse gewählt. Die Zeche wurde berichtigt, Trinkgelder fehlten nicht, und da Christoph wieder die Kalesche vorgeführt, so ging es heimwärts. Zu Bullenau fuhr der Freiherr absichtlich an der Anlage des Herrn Reimbold vorbei, um dort zu zeigen, daß er sich einen neuen Jagdapparat zu verschaffen gewußt hatte.

Am andern Tage aber war Sanct Florentinus, der Namenstag des Barons von Bullenheim zu Bullenau. Seit langen Jahren wurde dies Fest nicht so glänzend gefeiert, wie heuer. Der Rittersaal war mit Blumen und Guirlanden geschmückt, zu deren Verfertigung die Baronin, Felicitas und selbst die alte Magd Appolonia ihre Hände geliehen hatten. In der Höhe des Morgens gab es eine rührende Gratulationsscene. Dann hielt man auf der feinsten Leinwand und auf den besten Geschirren, die das Schloß besaß, ein wirklich tadelloses Mahl, zu welchem die gestern herbeigeschafften Weine und Leckereien den bedeutsamsten Beitrag bildeten und an dem auch, staunend über den unbegreiflichen Luxus, der würdige Pfarrer Theil nahm, der jährlich mit seinen Glückwünschen eintraf. Nach Tisch aber wurden die Armen des Dorfes, die Christoph noch besonders bestellen mußte, gespeist und mit einem nicht unansehnlichen Almosen versehen, worauf sie vergnügt in ihre Hütten heimkehrten, nachdem sie unterwegs noch von den Wundern auf dem Schlosse erzählt hatten. Was der Baron bezweckte, die Herstellung seines Rufes, war bei den Bauern fast entschieden, und bei den andern Leuten annähernd erreicht. „Hat er eine Erbschaft gethan?“ fragten die Einen. „Hat er einen Schatz gefunden?“ fragten die Andern. Einige aber bekreuzten sich, indem sie fürchteten, er habe sich dem Teufel verschrieben. Etwas Wunderbares war jedenfalls an der Sache, das sah man an dem Kopfschütteln und Achselzucken. Nur Peter Butz, der schlaue Wirth, schüttelte den Kopf nicht und fand auch nichts Absonderliches an der Geschichte. Er wußte, was er wußte und sprach in sich: „Bei der Hand!“

(Schluß folgt.)

Zwei Dichtungen

von

Wilhelm Raabe.

(Jakob Corvinus.)

I.

Königseid.

Es sprach der Priester ihm Verrath in's Ohr:
„Der Eid ist nichtig, den Du hast gegeben!“
Es drängte sich der Edle dann hervor:
„Brich diesen Eid, willst Du als König leben!“
Sie sprachen Beide: „Schreite, schreite vor,
Wir wollen Dich, ein starker Wall, umgeben!“
Er schwankte lang, doch in der bösen Stunde
Entfloh das böse Wort aus seinem Munde.

Er brach den Eid! Er war ein stolzer Sieger
In mancher Schlacht; der Welt schrieb er Gesetze;
Sein Wink bewegte hunderttausend Krieger,
Er blickte stolz auf hunderttausend Schätze.
Sein Schwert, sein Gold ihm zeigten die Betrüger,
Er brach den Eid und fiel in ihre Netze:
Sein Reich, in tausend Jahren aufgerichtet,
Es hat ein Wort, ein einzig Wort vernichtet.

Da ging ein großer Schrecken durch die Lande,
Ein Bangen ging durch Hütten und Paläste;
Es schlug die Furcht ein jedes Herz in Bande,
Der Baum des Volkes fühlt' durch alle Aeste,
Daß seine Wurzeln hafteten im Sande,
Daß sich der Wurm in seinem Marke mäste.
Ein Schrei klang auf aus grenzenlosem Leide!
„Der König brach den Eid! Was gelten Eide?“

Und Stille ward's; es lächelten die Schlimmen,
Sie hatten ja das große Spiel gewonnen.
Sie hörten nicht die leisen Klagestimmen,
Sie hoben stolz das Haupt im Strahl der Sonnen;
Sie sahen nicht die bösen Funken glimmen,
Verschlossen hielten sie der Wahrheit Bronnen.
Er brach den Eid; er lag in ihren Ketten!
Er brach den Eid! Wer kann den König retten?

Nun schießt die Saat; sie wuchert im Geheimen
Und füllt die Welt: Der König brach den Eid!
Aus falschem Worte Tausende entkeimen,
Aus einem Leid wächst tausendfältig Leid!
Wer will mit Schweiß und Blut die Krone leimen?
Die Treue weicht, Untreue weit und breit
Fährt um im Land und droht an allen Enden;
Er brach den Eid! Wer will das Unheil wenden?

Und Stille bleibt's nicht. Horch, ein leises Klagen,
Das Murren wird und dann zu dumpfem Grollen!
Wer will den Kampf nun mit der Wahrheit wagen?
Wer wehrt den Andrang jenem fernen Rollen,
Das wächst und wächst? Wer will in Fesseln schlagen
Die großen Wetter, die nun kommen wollen?
Herbei ihr Priester! Helft ihr stolzen Ritter!
Er brach den Eid; nun schützt ihn im Gewitter!

Die Trommel dröhnet durch der Städte Gassen,
Der Kriegsherr ruft; in Schaaren ohne Ende
Ziehn auf im Eisenschmuck des Heeres Massen.
Es ballt das Volk die waffenlosen Hände.
In öder Kirch' der Priester hat's erlassen,
Daß es dem König diese Botschaft sende:
„Der Glaube lügt! Du König hast gelogen!
Du hast Dich selbst, Du hast Dein Volk betrogen!"

Dann bricht es los! Es senken sich die Speere;
Die Wahrheit soll an ihnen sich verbluten;
Ihr gegenüber tritt die Söldnerehre
In stolzen Reih'n, darob die Banner fluthen.
Im Bürgerkrieg begegnen sich die Heere;
Die Treue muß vergehn in seinen Gluthen:
Er brach den Eid, der Fürst von Gott gesendet;
Gott ist die Wahrheit; Gott sich von ihm wendet!

Im weiten Lande alle Glocken hallen
Zum Volkeskampf; es steht die Welt in Flammen!
Was gilt der Eid der Bauern, der Vasallen?
Der Bürgereid? Es stehen nicht beisammen
Zwei Herzen mehr; die stärksten Stützen fallen!
Es stürzt des Reiches Pracht in sich zusammen!
Der König brach den Eid! Das zieht hinunter
Ihn in die Tiefe, und sein Reich geht unter!

Ja, in die Tiefe! Donnernd durch das Land
Kreis't nun der Aufruhr, und in Wirbeln schlinget
Er um den Fürst sich, dem nicht eine Hand
Sich bietet, dessen Ruf im Hohn verklinget,
Der seine letzte Kraft hat aufgewandt,
Deß' Reue nicht empor zum Himmel dringet.
Wer glaubt dem König? Falsch hat er geschworen;
Er brach den Eid! Der König ist verloren!

Wie ras't das Volk! Wie drängen sich die Haufen!
In Waffen droh'n dem Herrscher sie entgegen!
Die Plebs konnt' er mit Golde wohl erkaufen,
Das Volk kann er mit Golde nicht bewegen!
Schon droht es, Sturm auf den Palast zu laufen:
Was nützt der Speer, was der Trabanten Degen?
Stets näher wogt des Kampfes Brüllen, Heulen,
Und zitternd neigen sich der Hofburg Säulen.

Wo sind sie nun, die Herrn im Eisenkleide,
Daß ihre Banner um den Thron sie schaaren?
Der Priester und der Edle schwanden beide;
Der König muß den bittern Schmerz erfahren:
Sie lassen ihn allein in seinem Leide,
Sie lassen ihn allein in den Gefahren!
Wie schnell sind sie in Nacht und Nichts zerstoben,
Als wilder stets die Fluthen ihn umtoben!

So steht er einsam in den hohen Hallen,
Um die die Wogen seines Volkes rollen,
Durch die die Schatten seiner Ahnen wallen;
Er sieht sie nicht; — er ahnet nur ihr Grollen; —
Sein tausendjährig Reich, es muß zerfallen,
Nicht Kraft hat er, zu denken und zu wollen.
Was retten könnte, hat er selbst vernichtet;
Mit eigner Hand hat er sich selbst gerichtet.

II. Der Kreuzgang.

Durch goth'sche Bogen fällt des Mondes Schein
Und hüllt in Dämmerlicht und Gaukelspiel
Seltsamer Art den alten Kreuzgang ein.
Zwölf Mal der Glocke Hammer niederfiel
Um Mitternacht; die Fledermaus allein,
Auf gier'ger Jagd nach leichtverfehltem Ziel,
Durchflattert scheu, dicht am Gewölb', den Raum,
Und auf dem Friedhof nickt die Lind' im Traum.

O Sommernacht, so wonnig, süß und lind!
O Nacht voll Duft und Schimmer wundervoll,
Ob müden Schläfern neigend sich im Wind!
Kaum weiß die Blum', ob sie sich schließen soll;
Sie rührt sich leise wie ein schlafend Kind,
Der Tag für sie von Segen überquoll,
Der Tag, der wiederkehrt nach kurzem Säumen,
O welche Nacht, um von dem Tag zu träumen!

Doch sieh, da sieh! Was ist's? Was gleitet dort
Langsam einher, entlang der grauen Mauer?
Ein Mönch! Ein Schatten! Sieh, er schreitet fort;
Er kommt! Er wendet sich! O welch' ein Schauer
Fällt über mich! Was will er hier am Ort
Zu solcher Stund? Er wankt, in tiefster Trauer
Das Haupt gesenkt, mit irrem, schwankem Fuße
Hinab den Gang! Was treibt ihn? Reue? Buße?

Jetzt steht er still, dem Kirchhof zugewandt,
Sein Aug' empor zum dunkeln Himmel streifet,
Der ob der nächt'gen Erd' ist ausgespannt.
Mit einem Blick er tausend Welten greifet,
Die Gott, der Herr, hat liebend ausgesandt
Im Sphärentanz, der seinen Thron umschweifet,
Von Anbeginn in Leben überquellend,
In Glanz und Pracht die Ewigkeit durchschwellend.

O wie so wild des Mannes Auge glüht
In Stolz und Angst, in Groll und Haß und Spott!
Wie es empor im bleichen Mondglanz sprüht,
Die Welt verleugnend und zertrümmernd Gott!
„Wie hab' ich mich den langen Tag gemüht,
Die Nacht durchquält in glaubensbanger Noth;
Dem Trug entronnen, heb' ich meine Hand
Aus wilder Fluth gerettet an das Land!"

„Die Zeit ist um, wo ich, ein blödes Kind,
Im Staube kroch, nun krieche ich nicht mehr!
Des Zweifels Tage längst vergangen sind;
Wirf Deinen Blitz, send' Deine Donner her,
Zertrümm're mich Gewalt, die taub und blind
Im Weltall waltet, — Gottheit groß und hehr
Wie sie Dich nennen — Weiber, Kinder, Narren;
Ich spotte Dein, will Deines Zornes harren!"

O Sommernacht, o Nacht voll süßer Ruh,
Wie liegt die Welt in Deinem holden Frieden!
Gleich einer Mutter deckst die Erd' Du zu
Und wachst, daß ihr der Schlummer sei beschieden.
Aus tausend Sternenaugen lächelst Du,
Und Noth und Leid verbergen sich hienieden!
O stille Nacht, o wolle Deinen Segen
Auf jedes kranke Herz in Gnaden legen!

Und wieder spricht der Mönch, in Fieberhast
Die Fäuste schüttelnd, auf zum hohen Himmel:
„In solcher Stunde hab' ich es erfaßt.
Ich schaute es in jenem Sterngewimmel:
Es ist kein Gott, der dieses Weltbau's Last
In Händen trägt, der dieses hold' Getümmel
Von Sonnen lenket durch die Ewigkeiten,
Daß sie das Nichts im schönen Glanz durchgleiten."

„Es ist kein Gott! Einst hab' ich es geglaubt,
Als Kind im Aufblick zu den gold'nen Funken.
Wie schnell ist mir der holde Wahn geraubt,
Wie schnell ist mir der schöne Traum versunken!
Es ist kein Gott! Hier neige ich das Haupt
Vom Wermuthstrank des Wissens elend trunken;
Der Schleier von Jahrtausenden gewoben,
Ach, wie so schnell ist er dem Blick zerstoben!"

Und lachend niedersetzt der Mönch den Fuß,
Dumpf hallen nach die unterird'schen Grüfte.
„Hier sende ich dem Leben meinen Gruß,
Dem Staub, der athmend zieht des Todes Düfte!
Dem Geiste, der zum Staube werden muß;
Denn aller Geist sinkt in des Grabes Klüfte!
In pace requiescat spricht die Dichtung
Auf diesem Stein, und — Fried' ist in Vernichtung!"

„In Jammer kämpft die Menschheit sich in's Grab
Durch Tag und Nacht; o schales Einerlei,
Das Fluth auf Fluth rollt in das Nichts hinab,
Und nimmer ist das Puppenspiel vorbei!
O, wär' ein Gott, der den Gerichtesstab
Zerbräche, daß die Noth am Ende sei!
Es ist kein Gott, daß er die Mühsal wende!
Es ist kein Gott, kein Anfang und kein Ende!"

Und draußen liegt befriedend Gram und Zorn
Die heil'ge Nacht. Die Wälder leis' erschauern,
Fern blitzt das Meer, es murmelt Bach und Born,
Es rauscht der Fluß um alter Stätte Mauern;
Um stille Dörfer nickt das goldne Korn,
Das reifend harrt des Sichelschwungs der Bauern;
O fromme Nacht, Du Gottestrost hienieden,
Gib jedem Herz, gib jedem Herz den Frieden!

Und draußen ruht im Mondenglanz die Welt,
Und fort und fort schlingt sich der Sterne Reigen;
Stets hold'rer Reiz der Schönheit sich gesellt,
In der sich Erd' und Himmel wollen zeigen.
Kein fremder Ton die Harmonie durchgellt
In der Natur; es will dem All sich neigen
Das Einzelne, das in dem Ganzen schwebet,
Den Ring begründet und im Ringe lebet.

Doch fort und fort den Säulenweg entlang,
In solcher Nacht ein dunkler, böser Schatten,
Trägt seinen Schmerz auf ruhelosem Gang
Der bleiche Mönch; er weiß nichts von Ermatten,
Nichts von der Zeit, das Herz schlägt ihm zu bang;
Er schreitet fort bis Nacht und Tag sich gatten
Im Morgennebel, der den Kreuzgang füllet,
Den finstern Wandrer meinem Blick verhüllet.

Die Verschüttung.

Erzählung eines alten Bergmannes.

Von

Robert Griepenkerl.*)

Es war vor fünfunddreißig Jahren hier im Oberharz, am Mittwoch nach Palmarum, als wir uns früh Morgens vor der Anfahrt in jenem Huthause zum Gebet versammelten. Zur letzten Schicht vor dem heiligen Osterfeste sollten wir anfahren in den Braunlilier Schacht. Ein müder Wind strich durch die Heide, die Luft war schwül, und Wetterwolken blühten schon im Ost. Mag's stürmen über Tage, daß die Erd' erbebet — dort unten wird kein Blitz gesehen, schallt kein Donner, heult kein Sturm — dort unten ist es still, still ohne Grad und Unterschied, und wer noch nie sein Herz hat schlagen hören, der fahre bis in jene Tiefe und hör' es schlagen, und wer nicht bebt, der that nie Böses auf der Erde.

Wir fuhren an; es waren unserer Dreißig, und hundertzwanzig Lachter gings hinunter, eh wir vor Ort an unsere Arbeit kamen.

Es mochte zur Vesper hier oben im Huthause läuten, als sie anfingen, die gefüllten Hunde an den Schacht zu schieben, und eben wollte ich gehen, die Tonne hereinzuklopfen, als Einer von den Hundestößern athemlos gelaufen kam und stammelte: der Bergmönch sei den Schacht hinabgefahren und sitze mit funkensprühenden Augen auf der letzten Sprosse.

„Possen!" sagte ich und ging, indeß der Hundestößer zu den Andern lief, die Strecke selbst entlang. Da hörte ich, im Schachte aufwärts lauschend, ein Knistern mit kurzen Pausen, dann ein Lachen wie vom Brennen widerspenst'gen grünen Holzes. Im ersten Schrecken ob des Ungewöhnlichen rief Einer — sie kamen Alle schon gelaufen — es müsse brennen im Grubenhause droben. „Wie sollten Töne von dorther kommen," sagte ich und klopfte jetzt die Tonne an, ein, zwei drei Mal — ein Jeder hielt den Athem. Bald hörten wir das Rollen — die Tonne kam, doch ohne ein Zeichen irgend eines Vorgangs über Tage. „Glück auf! Zur Arbeit wieder!" rief ich; doch Keiner ging, dumpf-

*) Erstes Motiv zu dem dramatischen Gedichte „Auf der hohen Rast," zum ersten Male aufgeführt auf dem Königlichen Theater zu Berlin.

brütend starrten sie Alle in's unburchdringliche Dunkel der Gefahr. Da endlich beschloß die Mehrheit, zu Tage auszufahren, und schon griff der Nächste nach der Leiter — da brach ein Felsstück aus dem Hangenden herein — die Ersten weichen und springen auf die Strecke — da kracht es über uns, kracht wieder, und donnernd und gleich einer brettérnen Lawine rasselnd brach der ganze holzverzimmerte Schacht von oben bis unten vor uns nieder — nachdonnernd in den weiten Räumen des Gebirges scholl die laute, scholl die ungeheure Kunde.

„Der Schacht ging zu Bruche von Oben bis Unten," schrien die Nächsten, „weh uns Armen, wehe!" Und sie rauften sich die Haare und schlugen ihre Brust und rannten mit der Stirn wider die zackigten Klüfte. Ich aber rief: „Wir werden gerettet werden, Rettung ist möglich!" — Und Rettung, Rettung scholl es durch die unterirdische Nacht, als bräche schon die Sonne über uns hindurch. „Sie werden durch den Schacht sich graben," sagt der Eine. „Sie lassen dreißig Brüder nicht verschmachten," ruft der Andere. „Schon sind sie oben bei der Arbeit," rief der Dritte. „Und bis zum vierten Tage," meint ein Jeder, „ist's vollbracht."

„Löscht Eure Grubenlichter aus," sagt' ich; „eins nur brenne, eins nach dem andern." Und so geschah's — das erste von den dreißig Lichtern brannte. Und seinen Schneckengang kroch hin der zweite Tag; und es vergingen der dritte und der vierte Tag. Von Stunde zu Stunde glomm die Hoffnung, verglomm, glomm wieder, bis endlich ihr gnadenreicher Himmel für Jeden sich verschloß. Die Lichter brannten wie geopfert eins nach dem andern aus. Und Keiner hatte einen Bissen mehr und Keiner einen Trunk. Und so kam der fünfte Tag. Das letzte Grubenlicht hing über uns. Der durstige Docht sog ein das letzte Oel wie seine letzte Nahrung ein armer Säugling an versiegter Mutterbrust. Und Aller bleiches Antlitz starrte nach dem sterbenden Licht — da starb es wie ein Mensch. Und wie ein Stern vom eingestörten, müden Dochte sich lösend, flog der letzte Funke Hoffnung auf; und Nacht war's, des Todes ewige Nacht im noch lebendigen Grabe! — Und sie zerrissen ihre Kleider in des Irrsinns Wuth, und wildes Gelächter verhöhnte ihre ohnmächtige Kraft, und Lästerworte fielen wider das Heiligallerheiligste. Da rief ich in meiner Seelenangst: „Bergbrüder, theure Brüder, hört das Wort Gottes durch den Propheten!" Und sie hörten die Mahnung; denn Bergleute waren es — und stille ward es und stiller, und endlich war es, als ob die weiße Taube des Friedens über der dunkeln Gemeinde schwebte — und es rauschte wie von Fittigen, als Alle auf die Kniee fielen. Und als ich merkte, daß ich über ihnen stand, da wurde ich begnadigt von oben, und segnend legte ich meine Hände über sie, und also sprach ich: „Hört das Wort Gottes: „Ich bin der Herr, Dein Gott, der Dich leitet auf dem Wege, den Du gehest!" — Richtet Euch auf und setzt Euch umher, ich will Euch reichen, was noth thut." — Und meines Glases letzten Rest nahm ich und mein letztes Brot, das ich gespart hatte zu dem Zweck — dankte und brach das Brot und gab es ihnen. Und nahm das Glas, dankte und gab es ihnen, und sie tranken Alle daraus. Und siehe, sie schluchzten um den größten Jammer wie die Kinder um den geringsten. Ein Bruder umarmt den andern — ein Bruderkuß von dreißig Helden besiegelte den Bund des Todes. Sie hatten Gottes Wort gehört! Und Alle setzten sich, und nun begann ein Hin- und Widerreden, als säßen sie hier oben vor'm Huthaus. Der sprach von seinem Weib, der wieder von seinen Kindern, als säß' er spielend unter ihnen. Seiner alten Mutter gedachte jener, dieser eines theuren Kameraden, von dem er schied mit einem bittern Wort. Einer unter ihnen ließ eine Braut zurück, mit der er sprach von künftigem Glück, von frohen Stunden in der Fastnacht und von muntern Späßen. — So spann mitleidige Lüge am Grabesrand den Lebensfaden — und die Binde endlich des Schlafs für jedes müde Hirn. O, dachte ich, daß sie schliefen schon den ewigen Schlaf! Ich allein nur wachte; und meine Uhr, die ich im Gang erhalten, ließ ich schlagen, unser Todtenglöcklein läutend. Neun Uhr Morgens war es. Zum heiligen Osterfeste und zum Gebet für uns, die armen Verschütteten, mußten sie jetzt oben läuten. Da übermannte es mich — zum ersten Male hatte ich Thränen, und ich gesteh's, ich weinte bitterlich. — Und eben fühlte ich, daß der Schlaf auch meine Sinne einzuwiegen kam — als ein Ton an meine Ohren schlug — ein Ton, wie wenn in weiter Ferne das Echo eines Schusses zerschellt am nackten Felsen. — Ich fuhr empor, wie oft im Beginne des Schlafs, und sann und sann, ob ich den Ton gehört.

Denn hatten meine Ohren den Ton gehört, so waren Menschen in der Nähe. „Menschen in der Nähe," schrie ich; „noch einmal diesen Ton." Und Alle fuhren auf und hielten mich wie Einen, der dem Wahnsinn schon verfallen. Ich aber riß mich los und schrie: „Noch einmal diesen Ton." Und im Nu begriffen Alle meine Noth, und Grabesstille folgte. Wohl zwei Minuten vergingen, da schlugen Ton auf Ton an Aller Ohren. „Sie kommen! Sie kommen," schrie's — und auf die Kniee stürzten Alle zum Gebet. Ich aber riß sie auf. „Auf! Auf! Schreit dreimal, wie Ihr könnt, daß man uns höre." Und dreimal klang es durch den Schlund des Todes, den Tod besiegend: „Hurrah! Hurrah! Hurrah!" — dann wieder Grabesstille — und horch, als wie vom Ende der Welt, und doch so nahe, dreimal wie wir: „Hurrah! Hurrah! Hurrah!" — Bald hörten wir ihr wuchtiges Hämmern, dann ihr Scharren wie von unterirdischen Dämonen — ihr Jauchzen endlich vor dem nahen Ziel. Sie sind den Rosenhöfer Schacht hinabgefahren und kommen auf der fünften Strecke, durch's taube Gebirge grabend bis zu uns — fünf Tage Arbeit für Himmelsstürmer, nicht für Menschen von Menschen geboren. Und Schluchzen, Weinen, Freudenruf, Gebet und Dankesstammeln erfüllten so den engen Raum, daß Keiner eh' einen Ton vernahm, als bis die letzten barmherzigen Schläge fielen, das harte Herz des Gebirges brach, das Grab sich aufthat — und ein brennendes Grubenlicht wie eine Sonne aufging über uns, und eine Stimme rief, erstickt von Thränen: „Glück auf! Glück auf, Ihr Armen!"

Nun fuhren wir zu Tage aus, der Eine gehoben von dem Andern an Gottes schönes Sonnenlicht. Da scholl Musik. Sie spielten oben den Choral: Nun danket Alle Gott. „Ich sehe vor Thränen keine Sprosse mehr," rief der, der vor mir fuhr. „Weint nicht," rief ich hinunter, „daß Keiner stürzt." Und höher gings und höher. Da stiegen die Ersten, ich unter ihnen, von der letzten Sprosse der Grube Rosenhof — und ein Anblick bot sich unsern Blicken, ein Anblick, daß ich in mich hinein rief: „Nur jetzt, nur jetzt nicht sterben!" Die Höhen weithin von Menschen übersät; kein Laut, als wir zu Tage kamen unter vielen Tausenden. Nur Glockenläuten vom nahen Kirchthurm, der markerschütternde Choral und Schluchzen. Hier hing das Weib an des Gatten Hals; dort umschlangen die Kinder, spielend mit Gottes Gegenwart, des Vaters Kniee; dort fiel die Braut an des Bräutigams Brust — allüberall Umarmung, Händedruck und Kuß — ach, Kinder, haltet mich; die Freude macht mich schwindlicht.

Der Farbengeschmack und die Mode.

Eine culturgeschichtliche Skizze

von

Jakob Falke.

Es ist gewiß einem Jeden aufgefallen, der als einigermaßen aufmerksamer Beobachter durch die Straßen schlendert und seine Blicke in die Modeläden wirft, daß eine bestimmte Art von Farben den gegenwärtigen Geschmack wie ein unabweisliches Gesetz beherrscht. Er wird sich das haben sagen müssen, wenn er sich selbst Kleidung zu wählen hatte. Diese bestimmte Art trägt einen gemeinsamen Charakter, gewissermaßen einen Localton. Wenn nun, wie das auch unserer eigenen Beobachtung nicht entgehen kann, die Localfarbe der Mode sich ändert und einer andern Platz macht, so liegt, einmal angenommen, daß die Mode im Großen nichts Zufälliges ist, auch hier der Gedanke nicht fern, daß dieser Wandel seine Ursache und Erklärung in der Geschichte finde, in dem Gange der Cultur, in dem Wachsen, Sinken oder schiefen Richtungen der menschlichen Bildung, kurz in allem, was man mit dem in Mißcredit gekommenen und doch so treffenden Worte „Zeitgeist" ausdrücken will. Und so müßte sich demnach eine Art Parallele zwischen der Geschichte des Farbengeschmacks und der Geschichte der allgemeinen oder speciell nationalen Cultur herstellen lassen.

Damit sagen wir wohl manchem Leser eben nichts Neues, und doch ist unsers Wissens nie der ausdrückliche Versuch gemacht worden, diese Parallele zu ziehen. Wenn wir hier einen solchen unternehmen, so soll er doch nichts weiter sein, als eben ein Versuch, der seinen Gegenstand nur in den Hauptcharakterzügen vom Beginn des Mittelalters bis auf die Gegenwart erfaßt. Aber ein solcher schien uns der Mühe nicht unwerth zu sein. Wir beschränken ihn auf das Costüm und lassen nur Streiflichter auf die Kunst fallen,

um auch hier einen Zusammenhang wenigstens ahnen zu lassen.

Goethe sagt einmal in der Farbenlehre: es ist bemerkenswerth, daß wilde Nationen, ungebildete Menschen und Kinder eine große Vorliebe für lebhafte Farben empfinden. Diese Vorliebe zeigt auch die Kindheit unseres Volkes. Schon in den frühesten Zeiten, bevor der römische Verkehr lebendigere und tiefere Wirkungen hervorrufen konnte, erfahren wir, wie die Frauen ihre Kleider mit purpurnen Säumen zieren, die Männer ihre Schilde bunt bemalen, die Pelze aus verschiedenem Rauchwerk zusammengesetzt und die Häuser bunt bemalt werden. Die Färberröthe erscheint nach Zeit und Werth als einer der ersten Handelsartikel. Bald finden die bunten Mäntel der Gallier Beifall, Zweikämpfe will man angesichts der Heere in rothen Mänteln ausfechten, und wie die Fabrication friesischer Gewandstoffe in Blüthe trat, was bekanntlich schon sehr früh geschah, da hören wir, sie hätten alle Farben gehabt. Den Kleidern die Farbe des Rohmaterials zu lassen, galt in den Zeiten der Merowinger und Karolinger bereits als Zeichen der Armuth. So sehr ist das Helle und Farbige mit dem Gedanken der Heiterkeit und Lebenslust verknüpft, daß schon bei den Cimbern Schwarz die Trauerfarbe war.

Vor allem sprach sich diese Kinderlust an Glanz und bunter Pracht in der Gier nach dem blanken Golde aus, die freilich erst seit den Zeiten der Völkerwanderung ihre Befriedigung finden konnte. Bis dahin hatte das Erz, die Bronze, Ersatz leisten müssen und hatte es im Glanze seiner Neuheit für das Auge wenigstens gethan. Frauen wie Männer schmückten Haar und Stirn damit, umwanden Hals, Arme, Hände und Finger, zierten mit breiten Spangen Schultern und Brust, putzten die ehernen Waffen und Geräthe, und so hatte das Auge seine reiche Lust. Die Gräber, die Sagen und die Dichter wissen uns von unsern Vorfahren viel Herrliches dieser Art zu erzählen.

Die Dichter freilich sangen nur von Gold, denn inzwischen hatten die Deutschen das reiche Erbe des aussterbenden Römerthums angetreten, und die aufgehäuften Schätze, der Raub und die Errungenschaften der Jahrhunderte waren in ihre Hände gefallen. Edle Gefäße, Kunstwerke wußten sie nicht zu würdigen; der unbekannte Werth des Materials reizte sie, der Glanz blendete sie und sie geizten nach Gold in trunkener Gier. Damit begann eine neue Periode in der Culturgeschichte der Deutschen; wie das Erz, so schwand die Einfachheit, die Genügsamkeit, die Unbekanntschaft mit manchen Leidenschaften, die nun als Luxus, Prunksucht, Habsucht u. s. w. einkehrten; aber damit geschah auch der erste Schritt über den Urzustand hinaus, der erste Schritt zur modernen Civilisation.

Dem entsprechend war die Anwendung des edeln Metalls eine äußerst rohe. Man wußte allein am Gefunkel des Goldes, an seinem Blitzen sich zu erfreuen, und fühlte wohl das Unheimliche und gefährlich Verlockende heraus, eine Eigenschaft, die sich als Tod bringend mit dem Nibelungenhort verbindet. Es genügte nicht, die ehernen Schmucksachen mit goldenen zu vertauschen, nicht, mit goldenen Geräthen Tische und Schränke zu zieren: goldene und silberne Tische, übergoldete Säulen und Wände und Decken mußten rings das Auge blenden. So übermäßig war auch der Gebrauch bei der Kleidung: die Kopfbedeckungen, die Kleider, die Schuhe waren überladen und überdeckt damit. Aber noch finden wir keine eingestickten Blumen, keine zierlichen Muster, kein Bestreben, durch Farben des Gewandes die Wirkung des Goldes zu dämpfen. Nur breite Streifen sind es, welche überall die Säume und Arme und Hände umziehen, und alle Nähte bedecken; auch über den Raum dazwischen sind goldene Punkte, kleine Scheiben, Flecke von verschiedener Gestalt verstreut. Diese simple Weise zeigt uns die Königsfigur von einem der Schwerter Karl's des Großen, die wir hier (unter Fig. 1) mittheilen; wir haben das Gold überall durch senkrecht punktirte Schraffirung angedeutet.

Wir sehen, Kunstgefühl oder ein Gesetz gibt es noch nicht in der Wahl der Farben oder in der Verzierung mit Gold; es ist nur die Kinderlust, die naive Freude an dem, was glänzt und prunkt und in die Augen sticht, ohne Kritik, ohne den Gedanken, durch bestimmte Zusammenstellung eine besondere Wirkung hervorbringen zu wollen. Das zeigt sich besonders klar an dem Gegensatze der gleichzeitigen byzantinischen Kunst, wie sie einer Nation angehört, die, auf ererbter Bildung ausruhend, altersgrau einem langsamen geistigen und politischen Tode zusinkt. Der Byzantinismus hat ein ausgebildetes Farbensystem, welches mit bekannter Starrheit festgehalten wird. Finstere, mürrische Strenge ist sein Charakter, die vollen, ganzen und

Fig. 1.



Königsfigur, als Muster der Goldverzierung vor dem Jahre 1000.

leuchtenden Farben sind verbannt und statt deren herrscht ein dunkler Ernst, der sich selbst auf die braunrothen Fleischtöne ausdehnt. Und wie in der Malerei, so ist es bei der Kleidung. Wir sehen hier, beiläufig gesagt, wie sehr der Byzantinismus von der mittelalterlichen Kunst des Abendlandes fern zu halten ist.

Aber mit dem Ausgang des elften Jahrhunderts verschwindet die Naivetät, die Unmittelbarkeit der Farbenlust. Es ist das die Zeit, wo das Mittelalter in seine Blüthenperiode tritt. Kaum dürfte es nöthig sein, hier an die glänzende und fein gebildete Periode der Staufen und der Kreuzzüge zu erinnern, an den Glaubenseifer und den Rittersinn, an Frauenliebe und Minnelied, an die Frische und den Reichthum der Poesie, an die glänzende Epoche der Architektur, welche den romanischen und frühgothischen Stil umfaßt. Der Athem eines üppigen, blüthenreichen Lebens weht uns überall entgegen, und nicht mit Unrecht erscheint uns diese Periode so ganz besonders im Lichte der Poesie verklärt.

Wie auf allen Gebieten der Cultur Glanz, Licht, Reichthum hervorstrahlen, so dürfen wir auch nicht annehmen, daß sich die Welt in ein düsteres Gewand gekleidet habe. Es bleibt die alte Farbenlust, und mit größeren Mitteln findet sie nur noch erweiterte Anwendung. Alles will Farben rings um sich sehen: die Häuser bedecken sich damit von innen und außen, insbesondere wird das Innere der Kirchen geschmückt, sei es mit farbig ornamentalem Anstrich der einzelnen architektonischen Glieder oder mit bildlichen Darstellungen; vor allem aber prangt das Ritterthum in heiterer Farbenpracht. Da überziehen sich Mann und Roß und Waffenstücke mit den Tincturen des Wappens; an Lanzen und Stangen flattern die Fähnlein, und vom grünen Rasen leuchten zu Ernst und Spiel und Gelage die lustig bunten Zelte, mitsammt den Schranken und Turniergerüsten und Gebäuden von Fahnen überwallt.

So herrscht denn auch in der Kleidung dieselbe Heiterkeit des Lebens in den vollen leuchtenden Farben, aber der neue und große Fortschritt, der Triumph über die Vergangenheit besteht darin, daß mit Unterscheidung und Wahl bewußte Harmonie, ein Gleichgewicht der Gegensätze hergestellt wird. Hiermit beginnt der Geschmack im höhern Sinne des Worts. Zunächst verschwindet die Ueberladung mit Gold, dessen Glanz die Farben ertödtet hatte. Schon im zwölften Jahrhundert ist seine Anwendung, wie uns die Figuren der Miniaturbilder lehren, eine auffallend geringere, und im dreizehnten entzieht sie sich, von Schmuck und Kopfputz abgesehen, fast ganz unserer Forschung, freilich um später in verfeinerter Gestallt wiederzukehren. Nur in den Dichtungen lebt das Gold mit den alten Sagen länger fort, doch mehr in den älteren volksmäßigen als in denen der höfischen Zeit, und wenn bei Gottfried von Straßburg Tristan ein Kleid trägt „mit Gold ertränket und in Gold versenket,“ so wird dies schon eine fremde Tracht genannt „nicht in der Maße des Hofes.“

Ferner wurden die Damen wählerisch und achteten auf das Zusammenstimmen der Farben, wobei in Frage kam, ob helle oder dunkle Augen, ob schwarzes oder lichtes Haar, ob braun oder blond den Hauptentscheidungsgrund abgeben. So in den Nibelungen die burgundischen Damen:

Sie trugen reiche Stoffe, die besten, die man fand,
Vor den fremden Recken, auch also gut Gewand,
Wie's zu ihrer Farbe sich grad' am besten nahm.

Die Möglichkeit, durch eine größere Anzahl von Farben eine mannigfaltigere Harmonie

hervorzubringen, war ziemlich ausgedehnt. Eine Beschränkung lag darin, daß die Stoffe durchaus nur einfarbig und ungemustert waren, aber die Anzahl der Kleider und die Art, in welcher sie getragen wurden, hob die Wichtigkeit dieser Beschränkung auf. Wir erläutern das an der Frauengestalt, welche wir hier unter Figur 2 nach der Manassi-

Fig. 2.



Dame um das Jahr 1300.

schen Bilderhandschrift mittheilen.*) Eine in vollem Anzug befindliche Dame trug ein oberes und ein unteres Kleid nebst einem über die Schultern gelegten Mantel (welcher unserer Figur fehlt). Da es nun Sitte war, das Oberkleid und den Mantel mit andersfarbigem Stoffe zu füttern, so erhalten wir bereits fünf verschiedene Farben; wenigstens konnten sie verschieden sein. Die Möglichkeit war da, sie alle zugleich wirken zu lassen, indem die Dame mit Arm oder Hand Mantel und Oberkleid oder letzteres allein, wie unser Beispiel zeigt, ein wenig in die Höhe nahm, so daß in den dadurch entstandenen Falten das Unterfutter sich umlegt und sichtbar macht. Gleichfalls wurde hierdurch an den Füßen das Unterkleid enthüllt, dessen Aermel ohnehin gesehen wurden, da das Oberkleid meistens gar keine oder nur kurze offene Aermel hatte. Natürlich wirkte die Farbe des Mantels vor oder die des Oberkleides, wenn, wie es die häusliche Sitte erforderte, der Mantel abgelegt war. So herrschte im Anzuge einer Dame stets eine Farbe als die bestimmende, die, auch bei Weglassung des Mantels, von mehreren anderen Farben umspielt war. Die farbigen Schuhe freilich werden, wie es der Anstand gebot, selten unter den langen Kleidern sichtbar; aber es bleiben schmale goldene Säume und Schmuck, eine Verbrämung oder Unterfütterung mit farbigem mannigfach gemustertem edlen Rauchwerk und endlich die verschiedenartigen Kopfputze und weiße oder gelbe Handschuhe.

So blieb den Damen immerhin ein ziemlicher Spielraum freigelassen, ihren Geschmack und ihre Combinationsgabe zu beweisen. Die Freiheit der Männer, deren Kleidung aus derselben Zahl und denselben, nur anders geschnittenen Stücken bestand, war darin beschränkter, daß der untere Rock vom oberen fast völlig verdeckt wurde und das Unterfutter des letztern nicht gesehen werden konnte, wenn es nicht Pelzverbrämung war. Dafür konnten die Schuhe und die Beinkleider zur Mitwirkung herbeigezogen werden.

Wir haben als die allgemeine Regel angegeben, daß die Kleiderstoffe für beide Geschlechter nur einfarbig und ungemustert waren. Davon gibt es Ausnahmen in ganz bestimmten Fällen, welche durch die Heraldik und deren Ausdehnung auf das ganze ritterliche Leben hervorgerufen wurden. Es ist bekannt, daß die ältesten Wappenzeichen entweder Thiergestalten sind oder eine mehr oder weniger einfache oder complicirte Austheilung von zwei Farben über den Wappenschild. Zu Festen, zum Turnier und auch wohl zum ernsten Kampf übertrug der Ritter diese seine Zeichen und Farben auf sich selbst, d. h. auf Helm, Rüstung, Waffenrock, auf sein Roß und seine Leute. Und zwar geschah das nicht so, daß die verschiedenen Kleidungsstücke je eine seiner Farben trugen, sondern diese waren über Mann und Pferde ausgetheilt ganz in derselben Weise, wie über den Wappenschild. Anklänge daran finden sich früher schon vor der völligen Ausbildung der Heraldik und

*) Bei dieser Figur wie bei allen folgenden haben wir stets zur Bezeichnung der Farben eine bestimmte Schraffirung eingehalten und auch auf die dunklere oder hellere Wirkung Rücksicht genommen. Demnach ist Gelb immer eine senkrechte Strichlage, Gold eine gleiche, aber durchbrochene; Grün ist wagrecht; Blau wagrecht durchbrochen; Roth schräg von rechts nach links; Braun schräg von links nach rechts; Schwarz und Weiß sind geblieben wie sie sind

selbst bereits im zehnten Jahrhundert. Und zwar geschah das zuerst in der Weise, daß bei der Beinbekleidung z. B. das eine Bein roth, das andere blau erscheint, was dann auf den ganzen Körper in senkrechter Halbirung überging. Man nannte das französisch mi-parti oder deutsch „getheilte Tracht“ und behielt diese Ausdrücke auch später für die complicirten Formen. In der That ist auch der gespaltene oder halbirte Wappenschild die einfachste heraldische Tinctur. Von dieser Verbindung mit der Wappenkunst und dem Ritterthum nannten denn auch die Franzosen diese ganze Bekleidungsart vêtement blasonné, denn blasonner heißt eben die Farben oder Zeichen über den Schild austheilen.

Wie nun die Heraldik zugleich mit dem Ritterthum in Blüthe tritt, sehen wir denn auch alle die verschiedenen heraldischen Farbenstücke auf die Kleidung übergehen. So gut wie es quadrirte Schilde gab und Schräg- und Quer- und senkrechte Balken, sowie eine größere oder geringere Anzahl Streifen senkrecht oder horizontal oder schräg von rechts nach links oder links nach rechts liefen, so gut zeigt sich auch das Widerspiel an der Kleidung, als ob der ganze Mann von Kopf zu Fuß nur ein Wappenschild wäre, und der Schneider der heraldische „Schilderer“ oder Maler. Bald sehen wir die Sparren und die Wolkenschnitte oder die Eisenhüte und was

Fig. 3.



Getheilte Tracht in senkrechter Halbirung.

Fig. 4.



Quadrirt getheilte Tracht.

es dergleichen mehr gibt. Grade so buntschedig, so blasonnirt präsentiren sich uns Ritter und Knappen, nur daß es nicht bei zwei Farben stehen bleibt, wie denn auch die Heraldik später fortschritt, sondern drei und auch vier Farben mannigfach sich abwechseln oder durchkreuzen. Eine kleine Folge von

Fig 5. u. Fig. 6



Getheilte Tracht mit wagrechten Balken.

Beispielen wird dem Leser diese sonderbare Tracht erläutern, nur daß freilich die bloße Zeichnung und Schraffirung ein schlechter Nothbehelf ist, den eigenthümlichen Eindruck wiederzugeben.

Fig. 7. u. Fig. 8.



Getheilte Tracht mit Streifen.

Getheilte Tracht mit Streifen und senkrechter Halbirung.

Figur 3 zeigt uns die einfachste Gestalt, die senkrechte Halbirung von oben nach unten, mit Hinzufügung von kostbarer Pelzverbrämung; in Figur 4 haben wir die

Quadrirung; in 5 und 6 wagrechte Balken; in Figur 7 Streifen und dieselben in Figur 8 verbunden mit senkrechter Halbirung; Figur 9 gibt ein complicirtes Beispiel der schrägen Theilung und endlich 10 die wellenförmige oder den schrägen Wolkenschnitt. Von

Fig. 9.

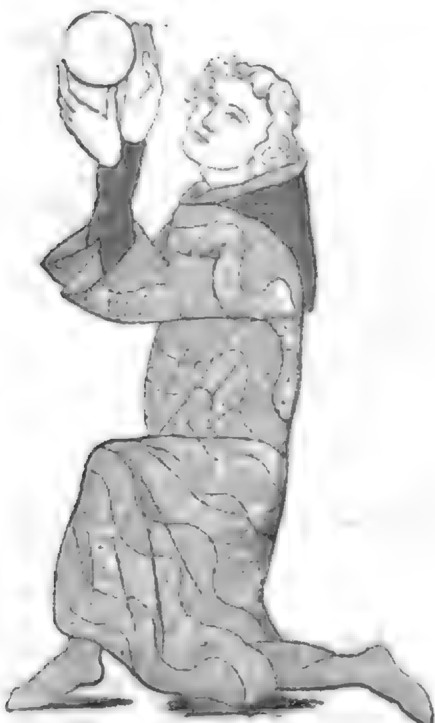


Getheilte Tracht mit Schrägbalken und Streifen.

diesen Beispielen ist Figur 3 der Weingarter Liederhandschrift, Figur 10 der manessischen und alle übrigen der Heidelberger Handschrift des Sachsenspiegels entnommen.

Wir sagten ausdrücklich, Ritter und Knappen

Fig. 10.



Getheilte Tracht im schrägen Wolkenschnitt.

zeigen sich so, denn in der That blieb in dieser Periode der Gebrauch beim heraldischen oder dienstlichen Verhältniß stehen, so daß die getheilte Tracht oft nur eine Art Livree ist, ohne daß die Farben grade die des Herrn zu sein brauchen. Von dieser Beziehung abgesehen, erscheint sie in ihrer willkürlichen Farbenzusammenstückelung ohne alle Rücksicht auf die Theile und die Beschaffenheit der Kleider entweder als eine barbarische oder als eine narrenhafte Sitte, und so war es denn ganz natürlich, daß sie, obwohl im Zusammenhang mit den höchsten Ständen, doch in einer so fein gebildeten, so fein fühlenden und unter dem Geschmacke und der Herrschaft der Frauen stehenden Zeit in die Mode, in die gewöhnliche „höfische," d. h. elegante und noble Tracht durchaus noch keinen Eingang fand. Nie trug sie eine Frau, nie eine Dame, es sei denn, daß sie eben damit als eine Dienerin unter ganz besondern Umständen und Verhältnissen bezeichnet werden sollte. So finden wir z. B. im Parzival die Dienerinnen des Grals in Gewänder gekleidet, welche mit dem Zeichen des Grals, mit Turteltauben, bestickt sind, denn die Thiere stehen hier heraldisch den Farben gleich. Es heißt dort von der Kondrie:

Alle Schilde, die ich hangen fand,
Waren gemalt wie Euer Gewand,
Viel Turteltauben tragt Ihr hier.

Wenn nun auch den Frauen die Möglichkeit gegeben war, eine große Anzahl Farben an ihrer Toilette zu vereinigen, so stand ihnen doch nicht die ganze Scala mit allen Nüancen zur freien Verfügung, sondern sie waren auch hier der höfischen Sitte unterworfen. Sie konnten aber bei ihrer Lust an heiterm Glanze weit mehr zufrieden sein, als die moderne Welt, für welche sich die Sache grade umgekehrt hat. In jener Zeit, der Blüthenperiode des Ritterthums, schieden sich nach den Ständen die Farben in zwei Gruppen. Die vornehme, elegante oder höfische Gesellschaft nahm für sich alle vollen und ganzen, tief, kräftig und leuchtend wirkenden Farben in Anspruch, und wies die gebrochenen, in's Graue und Schmutzige übergehenden den niedern Ständen zu. Das hatte sich fast zum Gesetz ausgebildet. So lesen wir in einem Gedicht des dreizehnten Jahrhunderts:

Der Hof war von Gewande
Gezieret mancherhande
Weiß, blau, gelb, grün, braun, roth,
Wie der König da gebot.

Nehmen wir noch Schwarz hinzu, eine Farbe, die gewissermaßen gleich dem Weiß indifferent war, aber um ihrer bedeutenden Wirkung willen unter Umständen selbst beliebt und sehr elegant sein konnte, so haben wir hier die höfischen Farben beisammen. Natürlich lassen sie Nüancen zu, wie denn die verschiedenen Arten des Roth vom brennenden Scharlach bis zum tiefsten Carmoisin und Violett alle gleich vornehm waren; jede Brechung aber in's Schmutzige oder Graue verbannte sie aus dieser Gesellschaft. Selbst wenn Blau, Roth oder Grün allzuhell und blaß wurden, so entfernten sie sich in demselben Grade von der Eleganz.

So gewährten denn Gesellschaften jener Zeit, was wir nennen „farbige" Bilder und es machten die Herren, wenn auch gewöhnlich mit weniger Stoff etwas bescheidener auftretend, keinen so schwarzen traurigen Mißklang zur allgemeinen Lust wie bei einem heutigen Feste. Bei so viel Ueberfluß an kräftigen Farben war natürlich für die elegante Welt die Gefahr um so größer, in's Grelle, Schreiende und somit in's Barbarische zu verfallen; wir wollen auch nicht leugnen, daß uns auf den Miniaturen die Damentoiletten nicht selten weh thun, aber wir müssen ein gut Stück der Schuld auf die Klosterkünstler schieben, deren Abgeschlossenheit und einsames Leben nicht immer den guten Ton der großen Welt finden ließ. Auch gab es gewiß damals eben so gut wie heut zu Tage Damen oder Herren, denen es an Farbensinn gebrach, immerhin aber dürfen wir annehmen, daß ihnen im Allgemeinen die gleiche Begabung zu Theil geworden war wie überhaupt ihren Zeitgenossen, denn an allem, was uns von farbiger Kunst aus dieser Periode überliefert ist, müssen wir ein hohes Talent für großartige, prachtvolle Wirkung anerkennen.

Während also alles, was tief, voll und reich ist, für vornehm gilt, bleiben die gebrochenen, grauen und Schmutzfarben, selbst die verblaßten, den niedern Ständen nicht bloß überlassen, sondern selbst geboten. Es galt für Anmaßung und Ueberhebung, wollte der Bauer andere tragen. So spricht sich die Entrüstung Helbling's in einem seiner Gedichte über den österreichischen Bauer aus:

Da man dem Land sein Recht maß:
Man erlaubte ihm Hausloden grau
Und des Feiertages blau
Von einem guten Stampfhart
Kein' Farbe mehr erlaubt ward
Ihm noch seinem Weibe;
Die trägt nun an ihrem Leibe
Grün, Braun, Roth von Gent.

In der Kaiserchronik wird schon Karl dem Großen das Gebot zugeschrieben, daß er dem Bauer nichts anderes erlaubt habe als Schwarz und Grau. Wenn nun auch bereits im dreizehnten Jahrhundert vielfach in Städten und besonders auffallend beim Landvolk das Bestreben sich kund gibt, an heller Farbenpracht es den vornehmen Leuten gleich zu thun und vermöge bäurischen Ungeschmacks sie mit scheckiger Buntheit zu überbieten, so wird doch künstlerisch und also auch wohl im Leben dieser Unterschied sichtbar festgehalten. Wie die Maler den Abstand zwischen Vornehm und Gering durch schöne und häßlich-gemeine Gesichtsbildung, durch sanftlockiges und struppig kurzes Haar kenntlich machen, so unterscheiden sie auch immer durch die Farben in der angegebenen Weise. Ganz besonders gilt dies z. B. von der Heidelberger Handschrift des Sachsenspiegels aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, deren Bilder bekanntlich Erläuterungen zu den kurzen Gesetzparagraphen sind. Die Verächtlichkeit der grauen Farbe — wir erinnern daran, daß sie heute Lieblingsmode ist — ging noch weiter. Abgesehen von der Trauer, denn auch dafür galt sie neben Schwarz, wurde sie die Farbe der Narren und Thoren. So läßt sich Tristan (in der Fortsetzung des Heinrich von Friberg) ein Thorenkleid machen, das war aus schnödem Tuch und grau von Farbe, und Herzeloide kleidet ihren Parzival, da sie ihn zum Thoren entstellen will, in grobes Sacktuch, das seinen ursprünglichen Anblick behalten.

Was also die Blütheperiode des Ritterthums, die Minnezeit, mit der vorhergehenden gemeinsam hat, das ist die gleiche Lust an heller, bunter Pracht; was sie voraus und eigenthümlich hat, das ist erstens eine bewußte Wahl und der gemäßigte Geschmack, welcher es verstand, so vielfache Wirkung zur Harmonie zu bringen, und zweitens die Unterscheidung in zwei Farbengruppen für Vornehm und Gering. In beiden Dingen tritt eine Aenderung mit der neuen Culturperiode ein, deren Charakter etwa seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in deutlich erkennbaren Zügen sich darstellt.

Wenn in diesem Jahrhundert das Ritterthum in seiner vollen vielseitigen Bedeutung, wonach es der eigentliche Culturträger des

Mittelalters ist, entartet, so neigt sich damit eine ganze Epoche der Weltgeschichte ihrem Ende entgegen, aber es geschieht das nur in dem Sinne, nicht daß die Menschheit überhaupt entartet, sondern daß neue Ideen die alten ablösen, daß die Geschichte mit neuem Inhalt erfüllt wird. Das ist der moderne Realismus, welcher sich der transcendentalen Schwärmerei, der Uebersinnlichkeit, dem Gefühlsleben der Minneperiode gegenüberstellt. So blüht auch hier neues Leben aus den Ruinen hervor, aber es dauert eine Zeitlang, bis es erquickende Früchte trägt. Der Verfall des Ritterthums, das seinen Kern in dem Verhältniß von Mann und Frau zu einander findet, offenbart sich unter dem Einfluß des hereinbrechenden Realismus als eine entsetzliche Entartung der Sittenzustände; die moralische Welt droht aus den Fugen zu gehen. Gepaart mit einer Ueberfülle neuer Erscheinungen, neuer leitender Ideen, neuer Erfindungen und Entdeckungen, die sich im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts einander drängen und eine völlige Revolution der Bildung hervorrufen, erzeugen diese beiden Seiten der neuen Culturperiode nicht bloß ein mannigfaches Treiben und Bewegen, nicht bloß einen unglaublichen Reichthum der Lebensformen, sondern auch die seltsamsten Gegensätze, die sonderbarsten Auswüchse, Bizarrerien und Thorheiten, die an Wahnsinn streifen, und für eine große Menge, für Nationen gradezu unbegreiflich wären, wenn wir nicht in dem Charakter dieser merkwürdigen Zeit ihre Erklärung und Begründung fänden.

Mit dieser Wendung der Culturgeschichte ist auch die Richtung gegeben, welche der Farbengeschmack einzuschlagen hat. Da sich Lebenslust, Genußsucht, Prachtliebe steigern, da der Kreis der Anschauungen sich erweitert, die Elemente der Bildung sich vermehren, so konnte auch das Vergnügen an glänzendem Farbenspiel, an reicher bunter Wirkung nicht nachlassen, vielmehr mußte es anschwellen, ja selbst Auswüchse hervortreiben, welche in ihrer Art an Thorheit mit Schellentracht und Schnabelschuhen, mit den künstlich verschrobenen Dichtweisen der Meistersänger auf gleicher Höhe stehen. Es tritt die Steigerung dieses Geschmackes nicht bloß an der Kleidung hervor, sondern an allem, womit sich der Mensch zur Verschönerung des Lebens umgibt; in jene Zeit vorzugsweise fällt die bemalte Plastik, in jene Zeit die Blüthe der Glasmalerei, und selbst die Architektur nimmt da, wo sie nicht Farben zuläßt, wenigstens decorativen Charakter an; jener Zeit gehört die Erfindung oder erneuerte Anwendung der Oelmalerei an und damit der Beginn des Blüthenalters der Malerei. Diese selbst zeigt im fünfzehnten Jahrhundert ganz besonders das Wohlgefallen an brocatnen Prachtstoffen, glänzenden Harnischen, sonnenhellen Landschaften und blitzenden Brunnen und Wasserspiegeln. Der allgemeine Kunstsinn ist es auch, der bei aller raffinirten Buntheit, allen sonderbaren Farbenzusammenstellungen und bei allem Uebermaß an Prunk und Pracht, doch vor eigentlichen unharmonischen und grellen Widersprüchen bewahrt. Wenn die Harmonie auch nicht fein ist, so läßt sich doch das Gefühl dafür der Zeit nicht absprechen.

Zunächst überzeugen uns die zahlreichen Bilder bald, daß es dem Bauer oder dem Landmann, von dem Bürger in den Städten gar nicht mehr zu reden, gelungen ist, im Gebrauch der vollen und ganzen Farben den höhern Ständen gleichzukommen. Der Bauer, der seine Gemüse oder Früchte oder Schweine und Gänse zu Markte bringt, das Milchmädchen mit Milch, Butter und Eiern, der Gesell bei der Arbeit, die Verkäuferin hinter dem Ladentisch, wir sehen sie alle in Roth, Blau, Gelb, Grün u. s. w. gekleidet. So kennen wir ein Bild, auf welchem ein Mann, der die Sense führt, einen rothen Rock und grünen Strohhut trägt; ein anderer hat ebenfalls einen rothen Rock mit zeisiggrüner Capuze oder Gugel und gleichen Beinkleidern; ein Bäcker steht vor dem Ofen in grünem Rock und einer Hose, deren eines Bein dunkelroth, das andere gelb ist. Die Luxusgesetze und Kleiderordnungen, die zu gleicher Zeit mit der Ueppigkeit des Lebens seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erblühen, nehmen fast gar keine Rücksicht auf die Farbe, höchstens suchen sie hier und da Scharlach oder Carmoisin oder Purpur dem höchsten Stande zu sichern: ihr Augenmerk geht auf Stoff und Schnitt. Von dieser Zeit her stammt bei unserer ländlichen Bevölkerung das Vergnügen an buntfarbiger Kleidung, das sie länger und treuer bewahrt hat als die dem Wechsel unterworfenen Volkstrachten.

Sowie nun die niedern Stände sich die Prunkfarben erobern und die gebrochenen aufhören, Unterscheidungszeichen zu sein, so weiset die elegante Welt dieselben nicht mehr zurück, ja sie kommt allmälig zum Bewußtsein, welche feine, wahrhaft künstlerische Wir-

kung sich dadurch in Verbindung mit andern erzielen läßt. So konnte Grau, gehoben durch Silber und Gold, selbst eine beliebte Farbe werden und oft den Grundton einer großen Festtoilette abgeben. Wir fühlen in dieser Beziehung, namentlich in den Niederlanden und in Burgund, den Einfluß der dortigen Kunst.

Aber wie zahlreich die Beispiele einer künstlerisch vollendeten Harmonie auch sein nichts davon wissen, und es ist eine äußerste Seltenheit, wenn uns im Bilde eine so gekleidete Dame vorgeführt wird. Wenn bis dahin das Mi-parti fast livreeartige Bedeutung hatte, so wird es jetzt als ein Vorrecht den höhern Ständen zugesprochen, und manche städtische Obrigkeit verbietet es auf's Bestimmteste den Handwerksgesellen und überhaupt der dienenden Classe.

Selbst die Art und Weise, wie die Farben

Fig. 11.



Farbenbizarrerie um das Jahr 1400.

Fig. 12.



Vornehme Jünglingstracht gegen das Jahr 1480.

mögen, so reichen sie doch nicht hin, der ganzen Farbentoilette den Charakter des Bizarren und Barocken zu nehmen, den wir hier so gut gewahren wie in Form und Schnitt der Kleidung. Ein Hauptzeichen dafür ist, daß die getheilte Tracht, die bis dahin nur heraldischen oder sonstigen Absichten des Ritterthums diente, und von der eleganten Welt, als solcher, insbesondere von den Damen, durchaus abgewiesen wurde, nunmehr grabezu Mode wird. Doch gilt dies nur von den Männern; die Frauen wollen auch jetzt über den Körper vertheilt werden, hat sich in's Bizarre verändert, so daß die eleganten Herren jener Zeiten uns für unsere heutigen Carnevalsabende die prachtvollsten Narrenmuster abgeben. Kein Stück der Kleidung bleibt verschont, und selbst der Filzhut, der im fünfzehnten Jahrhundert in mancher grotesken Gestalt diese wundersamen Köpfe bedeckt, wird nicht bloß gefärbt, sondern erscheint z. B. in senkrechter Theilung rechts roth und links grün, oder so ähnlich. Bis dahin hatte doch eine gewisse Symmetrie ge-

herrscht, und es hatte die eine Hälfte des Körpers der andern entsprochen, wenn nicht etwa der Wappenschild selbst zwei verschieden gezeichnete Hälften gehabt hatte. Die jetzige Laune capricirt sich darauf, grade die Symmetrie in möglichst auffallender Weise aufzuheben. Danach erscheint z. B. die eine Hälfte vom Hut herab bis zur Fußspitze ganz schwarz, und die andere gefällt sich in den buntesten, widersinnigsten Zusammenstellungen. Ein anderer Fall ist der, daß von der Hose das eine Bein einfarbig ist und das andere aus einem Dutzend senkrechter Streifen besteht, die am untern Bein in umgekehrter Reihenfolge laufen, wie am Schenkel; und dazu verhält sich nun der Rock vielleicht wieder anders, so daß dieselbe Seite, die am Beinkleid bunt war, am Rock einfach ist und umgekehrt. Wieder andere sind vielleicht im übrigen ziemlich einfach, aber um das Bein herum läuft ein breiter Streif, der schachbrettartig aus lauter kleinen Stücken von wer weiß wie viel Farben zusammengesetzt ist. Die Regel ist hier eben die, daß es keine gibt, und wer mit seinen tollen Einfällen aller Regel, Symmetrie, aller Vernunft am keckſten Hohn spricht, der ist der Mann.

Aber nun geht das Spiel noch weiter: reguläre Figuren, Fußboden-Mosaik, Bänder und Streifen konnten diesen capriciösen Gecken nicht lange genügen: die Kleider wurden mit sinnvollen Buchstaben und Sprüchen übernäht, Flammenmuster eingesetzt, sie wurden mit Thierfiguren, selbst Landschaften bestickt u. s. w. und das alles immer wieder mit möglichster Vermeidung der Gleichheit zwischen Rechts und Links. Nehmen wir nun noch hinzu, daß in jener Zeit die gemusterten Stoffe, welche bis dahin zu Teppichen, Decken, Vorhängen und ähnlichem gebraucht waren, jetzt auch für die Kleidung Mode wurden, daß namentlich die Damen und übrigens auch die alten vornehmen Herren, denen die kostbare bunte Zusammenstückelung nicht gefiel, sich mit jenen brocatnen niederländischen Stoffen behingen, die mit den großen Pflanzenmustern bedeckt waren, und sie so von Gold, Seide, Sammt starrten, — wahrlich so gab es in jener ohnehin farbenreichen Zeit hinlänglich genug an schimmernder, bunter, prunkender Staffage. —

Die Beispiele, welche wir aus dieser Periode in den Figuren 11 und 12 mittheilen, können, so wie sie hier erscheinen, freilich nur eine schwache Idee von dem Farbenreichthum geben. Wir müssen uns erst vermittelst unserer Phantasie das Bild dieses sceptertragenden Stutzerkönigs in Farben umsetzen, dann wird er erst lebendig in aller Herrlichkeit vor uns stehen. Die ganze rechte Seite, Rock und Beinkleid, ist der Hauptfarbe nach roth, aber die Kreuzbänder und Buchstaben (a = amor) gelb, die Blumen silbern; die Unterärmel grün und roth, der Gürtel roth und silbern; die andere ebenso bunte Hälfte — schwarz, gelb, rosa — war gar nicht wiederzugeben. Figur 12 gibt uns drei der Söhne des Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg: bemerkenswerth daran ist, neben sonstigen Stutzerherrlichkeiten, die Zersplitterung bunter Farben auf der einen Seite gegenüber der carmoisinrothen andern.

Bei solchem unendlichen Farbenwirrsal ersannen sich die denkenden Köpfe unter dieser thorenhaften Welt noch wirkungsvollere Effecte. Denken wir uns hinein in ein ritterlich edles Fest jener Zeit, etwa in das große Bankett oder auf den Tanz, der Abends dem abgehaltenen Turnier folgte. Wir brauchen nun das bunte, flimmernde Gewoge, das sich vor den verwirrten Augen bewegt, nicht mehr zu schildern; wir brauchen nebenbei nur noch an die phantastischen Kleidermoden zu erinnern, an den wehenden rauschenden Besatz der Zacken und Zatteln, an die langen Sendelbinden und Schleppen, die hohen und grotesken Hauben, an das Klingen der Schellen und das Klappern der langgespitzten Pantoffeln. Da werden die verwirrten und gejagten Sinne auf einmal von Figuren gefesselt, die, vom Scheitel bis zur Zehe ganz hochroth oder gelb oder schwarz oder weiß, aus dem bunten Meer einen knallenden Effect machen. Das war in der That die beabsichtigte Wirkung, welche durch die Form der Kleidung namentlich in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts wesentlich unterstützt wurde. Damals waren die Capuzen, bis dahin Tracht für Bauern, Fuhrleute, Knappen, Reisende und Jäger, allgemeine Mode für Herren und Damen geworden. Das Haupt des Mannes mit Hals und Schulter war von der Gugel oder Capuze vollständig verdeckt und von ihrer Spitze hing ein langer Schwanz hinten über den Rücken und nicht selten bis auf den Boden herab; vom Haar sah man nichts und auch das Gesicht verdeckte sich, wenn, wie z. B. in Böhmen, die Capuze vor dem Gesicht zugeknöpft war, so daß nur die Augen aus Löchern

hervorsahen. Am Leibe lag ein enggespannter kurzer Rock, der kaum auf die Hüften reichte; Beine und Füße waren mit einem Stück bedeckt, welches ebenso gepreßt anlag, und von den Füßen gingen, entsprechend der Verlängerung des Scheitels, die gleichen langen Schwänze aus, welche beim Gehen um die Beine schlugen.

Dieser Thorheit gegenüber, von welcher in der That auf diese oder jene Weise die ganze Welt angesteckt war, suchten zwar manche ehrwürdige Häupter, Väter der Stadt, die Gelehrten und die ergrauten Meister des Handwerks, die Würde und das Alter aufrecht zu halten und kleideten sich in lange, dunkle Pelztalare, die sogenannten Trapperte oder Schauben. Aber wie sehr das nur Schein war und bloß dazu diente, durch den Gegensatz erst recht zu wirken, zeigt am besten der Umstand, daß dieser so würdevoll auftretende Oberrock kaum die entblößten Schultern bedeckte, welche trotz der altergrauen Locken die Mode decolletirt hatte.

Nach dem allen wird es uns auch nicht mehr Wunder nehmen, wenn wir erfahren, wie in der poetischen Weise der Zeit eine allegorische Bedeutung sich mit den Farben verband, und in diesem Sinne Herren und Damen sich öffentlich kleideten. Wie das schon öfter in früheren Zeiten geschehen und sich auch später wiederholt hat, so mußte auch damals die Allegorie den Mangel an echtem Inhalt und wahrer Empfindung in der Poesie mit ihrem falschen Scheine zudecken; sie hatte aber im vierzehnten Jahrhundert das Eigenthümliche, daß sie aus der Poesie oder der Kunst überhaupt in das wirkliche Leben hinüberdrang, um für den klügelnden und am Ende doch armseligen Verstand ein scheinbar geistreiches Spiel zu treiben. Die Blüthezeit des Mittelalters, das wahre, aufrichtige Ritterthum, hatte noch nichts davon gekannt; nun aber, da der Frauendienst sich in Ziererei, Galanterie und Donquichoterie verwandelte, da verlor auch die Liebe den poetischen Nimbus und sie wurde zum bewußten, affectirten Spiel oder zur Gemeinheit. Die Allegorie sollte dieses Spiel mit geistreichem Gewand umkleiden, und ihrem Dienst wurden denn auch die Farben gewidmet. Wenn in einem Gedicht jener Zeit „von Auslegung der sechs Farben" eine Frau den Dichter fragt:

Merk, wie gefällt Dir der Fund,
Des man nun pflegt durch alle Land,
Daß man mit Röcken thut bekannt
Und mit der Farbe schauen,
Wie jeglichs Herzen Fraue
Gegen ihn sei gemuth?

wenn man diese Worte lieset, so bleibt bei der vorherrschend didaktischen Richtung jener Poesie kein Zweifel übrig, daß in der That diese Sitte im öffentlichen Leben existirt hat, wenn auch nur in den Kreisen, die überhaupt der Poesie zugänglich waren. Zudem sind die Zeugnisse und Anspielungen darauf durchaus nicht selten.

Fassen wir nun alle die Erscheinungen zusammen, in welchen sich der Farbengeschmack der Schlußperiode des Mittelalters von der Mitte des vierzehnten bis zum Beginn des sechzehnten Jahrhunderts äußert, so erkennen wir in dem vollständig freien Gebrauche der ganzen Farbenscala für alle Stände, in der Vorliebe für eine raffinirt bunte Zusammenstellung, in der geistreich thuenden Allegorie den letzten Abschnitt einer Art von Entwicklung, den wir nach der einen Seite hin als die Periode der Entartung bezeichnen müssen, während andererseits ein großes Resultat gewonnen bleibt. Die Lust an hellen, heitern Farbenwirkungen hat sich von Anfang bis zu Ende erhalten, aber sie ist aus dem Zustande der Urtheilsunfähigkeit, der Bewußtlosigkeit zur bewußten und endlich zur raffinirten Wahl durchgedrungen. Ein bewußtes Urtheil brachte schon die zweite Periode mit dem Ritterthum, aber indem sie die gebrochenen Farben den niedern Ständen zuwies, verzichtete sie damit auf vollständige künstlerische Schönheit. Mit erhöhtem Geschmack und verfeinertem Urtheil, mit freier und bewußter Verfügung über die ganze Scala und ihre Nüancen führte der dritte Abschnitt die Höhe der Vollendung herbei, aber wir sahen auch, in welcher Weise sie mit der Ausartung verbunden war. Der Kunsthistoriker wird denselben Gang des Farbengeschmackes in der mittelalterlichen Malerei verfolgen können. —

Es ist nun nicht schwer zu erkennen, in welcher Weise die Neuzeit mit dem beginnenden sechzehnten Jahrhundert den Fortschritt hätte bringen sollen. Der Geschmack hatte die Höhe der Vollendung erreicht, und es kam nur darauf an, seinem verwilderten Gebahren Zügel anzulegen, ihn zu Maß und Ordnung zurückzuführen, wodurch sich dann die Schönheit von selbst eingestellt hätte. Es war hier grade dasselbe Bedürfniß vorhanden wie bei

den Kleidermoden überhaupt, in welche eine unglaubliche Menge der willkürlichsten, widersinnigsten Formen eingerissen war, wie bei den Sittenzuständen, die den moralischen Halt verloren hatten, wie bei dem ganzen politischen, bürgerlichen und geistigen Leben, dem eine Regeneration, eine Reformation noth that. Auch auf unserm Gebiete ging dieser geschichtliche Reinigungsproceß vor sich, und zwar einerseits mit den wohlthätigsten Folgen, während er andererseits, von der rechten Bahn abgedrängt, unerwartete Wege einschlug. Jene, die glücklichen Erfolge, vermögen wir mit an dieser Blütheperiode der Malerei zu erkennen, und auch an dem Costüme treten sie in der ersten Hälfte des genannten Jahrhunderts mit lebhafter Sichtbarkeit hervor. Aber auch die Farben standen wie Schnitt und Form der Kleidung unter dem Einfluß der stürmischen, aufgeregten Zeit, die zwar von den Uebeln der Vergangenheit befreite, aber bald von einem Extrem in das andere fiel.

Es waren die Landsknechte, dieses wildfreie Volk, welches von einem Herrn zum andern, von Krieg zu Krieg, von Land zu Land zog und beständig zwischen Elend und Glück hin und her schwankte, diese waren es, welche die Führung in der Mode übernahmen. Renommisten und Phantasten, wie sie waren, wollten sie auch mit ihrem Aeußern renommiren, und trieben so die Schlitz- und Pludermode jener Tage bis in ihr abenteuerliches Extrem. Und wenn sie ihre Kleider von Kopf zu Fuß, Barett, Wamms, Beinkleid, Schuhe und Rock oder Mantel, „zerschnitten und zerhauen“ nach allen Richtungen und in allen regelmäßigen und unregelmäßigen Mustern und leichteren Stoff herauspluderten, so bedeutete jeder Schlitz eine andere Farbe als die Grundfarbe des Kleidungsstückes. Natürlich war somit die Erscheinung dieser Helden nicht weniger auffallend und barock als die ihrer stutzerhaften Vorgänger im fünfzehnten Jahrhundert, nicht weniger bunt und farbenreich. Und zu dem ließen sie sich noch manche ältere Eigenthümlichkeiten, wie z. B. die getheilte Tracht, die sie auf ihr neues Costüm anwendeten, sehr wohl gefallen. Auch bei ihnen sehen wir die Körper getheilt nach der Quere und der Länge, so daß z. B. Barett, Wamms, Beinkleid, Strümpfe, Schuhe immer eines um das andere mit ihren beiden Farben nach rechts und links abwechselten; und ebenfalls gab es solche Thoren unter den Landsknechten, welche die eine Seite nach Farbe und Schnitt ganz einfach und dunkel hielten, die andere aber „zerhauten und zerflammten.“ Es ist nur ein sehr bescheidenes Beispiel dieser farbigen Landsknechttracht, welches wir hier als Figur 13 mittheilen.

Fig. 13.



Bunte Landsknechttracht.

Obwohl es Stutzer genug gab, welche dem Beispiele der Landsknechte folgten, und die Zeit zu aufgeregt, zu stürmisch war, als daß sie sich und das Maß sofort hätten wiederfinden können, so zeigt sich der Einfluß doch mehr in den Formen der Kleidung als in den Farben. Zwar fliegen auch dem ehrsamen Bürger wie dem hohen Adel die leichten Schlitze gleich bunten Schmetterlingen an; zwar wallten auch ihnen die hohen hellfarbigen Federn vom Sammtbarett, und bunte

und goldene Borten umziehen ihnen die Kleider: aber alle diese Anhängsel und Zuthaten stehen gewöhnlich unter der Herrschaft einer einzigen überwiegenden Farbe. Beim Manne bringt die meist dunkelfarbige, schwarze oder braune Schaube, der weite stattliche Pelzoberrock, den Eindruck der gesetzten Würde hervor, die nur von leichten Scherzen umspielt ist. Auch die ganze Unterkleidung ist schon nicht selten ein- und dunkelfarbig und das nicht, um cokettеr Weise durch den Gegensatz zu wirken, sondern um in ernster Zeit ernst und würdig zu erscheinen.

Die Frauen machen keinen andern Eindruck. Noch ist das Farbige vorherrschend und die Toilette strebt eine derartige Wirkung an. Aber in die frühere Willkür und Farbentollheit kehrt allmälig ein männlicher, gemessener Charakter ein. Auch bei ihnen pflegt eine Farbe, die des ganzen Kleides, vorzuherrschen und dadurch die leichteren Wirkungen des Federbaretts, des gestickten Brusteinsatzes und der bunten Schlitzung, der sich auch die Damenwelt nicht ganz erwehren kann, in geziemende Schranken zu halten. Bedeutende, hart an einander stoßende Gegensätze werden nicht vermieden, vielmehr gesucht; so z. B. findet sich häufig ein schwarzes Kleid mit gelbem, rothem oder blauem Brusteinsatz, oder umgekehrt ein schwarzer Brusteinsatz zu Kleidern von den genannten Farben. Schreiende, grelle Widersprüche aber liebte man so wenig, als man Geschmack genug besaß sie abzuwehren, oder durch Brechung zu mildern. Einer besondern Gunst erfreuten sich die tiefern, satten Farben, ein dunkles Roth, tiefes Blau, Carmoisin, Dunkelviolett, auch Braun und Dunkelgrün, und derselbe Geschmack ließ auch um der würdevollern, intensiveren Wirkung willen den Sammt in ganz besonderen Gebrauch kommen. Die starre, blinkende Seide mit ihren Glanzlichtern entsprach viel mehr dem früheren Stutzerthum als dieser ernsten, männlich bewegten Zeit.

Eigentliche Pracht und Glanz waren durchaus nicht ausgeschlossen, um so weniger, als sich die eröffneten Schätze der neuen Welt bald in erhöhtem Goldschmuck zu zeigen beginnen. Wo daher Gesetz, Gelegenheit und Vermögensumstände es erlaubten, blieben die alten goldenen und silbernen Prachtstoffe mit großen, stilisirten Mustern, die freilich von der Gothik in die Renaissance übergingen, in vollem Gebrauch. Die Sache brachte es mit sich, daß dem Glanze des Metalls volle und kräftige Farben wie Roth, Dunkelblau gegenübergestellt werden mußten; oft aber genügte auch dem feineren Geschmack die bloße verschiedene Lichtwirkung, so daß sich Gold auf gelber Seide findet und Silber auf Grau. Aehnlich haben wir uns Stoffe zu denken „Gold auf Gold," oder „Silber auf Silber," bei denen die verschiedene Lage der Fäden, Kette und Einschlag und die Musterung eine verschiedene matte oder reflectirende Lichtwirkung hervorbrachten. Auch diese Art der Wirkung war es allein, — und es zeugt das von sehr feinem Gefühl, — welche einen gleichfarbigen Besatz von Seide auf Sammt und umgekehrt entstehen ließ, denn der Sammt saugt bekanntlich das Licht ein und die Seide wirft es zurück, so daß jene im Licht dunkel scheint, diese aber hell.

Abgesehen von den exaltirten Kriegsleuten und ihrem Einfluß auf die bürgerliche Welt, macht die äußere Erscheinung der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in Anbetracht der Farben einen bedeutenden, würdevollen und doch freudigen Eindruck; der Geschmack, die Lust an Farben ist geblieben, aber das cokette, geckenhafte Raffinement ist abgeworfen. Freilich hatte das eine große Revolution gekostet, und wie diese Errungenschaft als ein kleines Resultat in ihrem Gefolge gemacht war, so mußte sie auch wieder im Strom der Reaction zu Grunde gehen.

Wir haben gesehen, wie ein Zug nach Charakter und männlicher Würde den Farbengeschmack der Reformationsperiode geleitet und die Auswüchse, die Thorheiten allmälig abgestreift hatte. Aber diese Opposition blieb nicht dabei stehen, sondern verkehrte den Farbengeschmack grade in sein Gegentheil, so daß wir nun zum ersten Mal die alte Lust völlig ersterben sehen. Es war ein finsterer, dunkler Geist, der in die Welt einzog und die Ausbrüche einer naiven Heiterkeit und Lebensfreudigkeit erstickte. Wir müssen uns in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hineinversetzen. Die Reformation hat nicht bloß ihre Schwungkraft verloren, sie ist äußerlich in feste Grenzen eingedämmt und innerlich, in den Gemüthern der Menschen, ist dem Sturme der Begeisterung, dem Jahrzehnte langen Rausche der Erregung eine nothwendige Erschlaffung und Abspannung gefolgt. In solchem Zustande wendet sich der Mensch nur zu leicht von den Anstrengungen seiner That- und Denkkraft in den passiven

Zustand eines reinen Gefühlslebens. Ist dann noch wie hier die vorausgegangene Action auf dem Gebiet der Religion und confessionellen Politik vor sich gegangen, so erscheinen die Zeichen der Reaction als Zerknirschung, als Schuldbewußtsein, als todter, formel- und buchstabengläubiger Dogmatismus, als confessioneller Hader statt der großen Streitfragen, als Sectenhaß und finsterer Fanatismus. Alle diese Zeichen charakterisiren das social-politische Leben dieser Periode, und sie sind sichtbar ausgesprochen an der äußeren Erscheinung des Menschen. Die Lust erstirbt, das Licht der Vernunft scheint zu erlöschen und die Welt kleidet sich in eine Art von Büßergewand. Wir wollen nur andeuten, wie das Costüm sich in dieser Richtung ändert. Jede Blöße wird ängstlich verhüllt; — die Kleider wachsen über die nackten Busen und Schultern empor, bedecken Hals und Nacken und verschonen kaum das Gesicht; alle Formen werden wie festgefroren, die freien Falten glätten sich und was locker und lose herausbauschte, bläht und steift sich zu starren, unnatürlichen Polstern und Kissen.

Danach ist es leicht zu ermessen, wie sich auch die Farbenlust verlieren muß. Der finster reactionäre Geist, der von Spanien ausging — ich erinnere an Philipp II. — und die kalte Nüchternheit des Calvinismus wirkten hier zu gleichem Ziele. Selbst am spanischen Hofe wurde Schwarz die Lieblingsfarbe, wenn nicht außerordentliche Gelegenheiten die Entwicklung alten Glanzes geboten, und in Folge dessen ist sie dort noch heute vorzugsweise die nationale Farbe geblieben. Der ganze deutsche und namentlich auch der niederländische Bürgerstand hüllte sich nicht bloß in das Gewand der Ehrbarkeit, nicht bloß wurde es bei ihm vollständig Mode, die gesammten Kleider von derselben Farbe und zwar einer dunkeln, wie dunkelbraun, dunkelviolett und dergleichen zu tragen, sondern auch er nahm Schwarz als die vornehmste und eleganteste Farbe an und erlaubte nur der Schaube einen lichteren Pelzbesatz. Schwarz allein war die Farbe des Staats- und Ehrenkleides, Schwarz war die alleinige Farbe der protestantischen Geistlichen für Kirche und Haus, Schwarz wurden die dienstlichen Trachten der städtischen Behörden vom Bürgermeister an, in Schwarz ging man zur Kirche und allen kirchlichen Handlungen und eben so zu freudigen bürgerlichen Festen. Wenn wir eine Porträtgallerie dieser Zeit bis in die ersten Jahrzehnte des nächsten Jahrhunderts hinein durchmustern, wie anders ist die Wirkung, verglichen z. B. mit den so zahlreichen Cranachs, des Malers der Reformation, und denen seiner Zeitgenossen: hier Glanz an Gold und Farben der Gewänder, und dort leuchten allein die Köpfe aus den schwarzen Bildern hervor.

Freilich müssen wir gestehen, waren Glanz und Farbe noch nicht überall und nicht auf immer ausgestorben. Frankreich und mehr noch Italien genossen nur die Früchte einer Regierungsperiode, welche die Ausgeburten eines krankhaft erhitzten und überspannten Farbengeschmacks abgethan hatte; der lustige, üppige, bald frivole und bald bigotte Hof der letzten Valois und des ersten Bourbonen wollten der Pracht nicht entsagen, und die venetianische Kunst hatte zu viel gesunden Sinn rege erhalten; und dennoch geht auch in Frankreich und insbesondere in Italien die Richtung vorzugsweise in's Dunkle, wovon uns die Porträts Titian's, Tintoretto's, Veronese's u. a. leicht überzeugen. Die Möglichkeit farbiger Zusammenstellung hatte noch keinen Abbruch erlitten, obwohl die willkürliche Zerstückelung ihr völliges Ende fand, und nur, gewissermaßen zu ihrem ersten Anfange zurückgekehrt, als zweigetheilte Tracht bei niedern städtischen Beamten, bei den schweizerischen Weibeln selbst bis in die Gegenwart ein lebloses Dasein fortführte. Wir führen auf Seite 518 das Bild einer italienischen Dame aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts vor (Figur 14), um an ihrer Tracht deutlich zu machen, in welcher Weise ihr die Möglichkeit einer mannigfaltigen Farbenzusammenstellung gegeben war.

Die Periode der Reaction hatte allseitig die Zügel zu straff gezogen und der dreißigjährige Krieg riß sie aus einander. Gesetz- und Zügellosigkeit, Frivolität und Gleichgiltigkeit in religiösen Dingen — denn es war nur im Anfang ein Religionskrieg — phantastische Geschmacklosigkeit gehören zu den Kriterien der neuen Zeit, aber auch ein Streben aus verkünstelten, manierirten und verschrobenen Formen zur Natur, zur Wahrheit und Freiheit zurückzukehren, welches Streben freilich in den Kriegeswirren nur zu oft in maßlose Rohheit ausartete. Hiergegen hielt denn auch der mürrisch finstere Farbengeschmack nicht Stand, und es waren nicht bloß die Soldaten und Abenteurer des Kriegs

und die ihnen folgenden höfischen, städtischen und bäurischen Stutzer, welche ihr Lederwamms mit farbig buntem Bänderwerk, mit Schleifen und Nesteln behängten, ihren Hut mit wallenden Federn, ihre Stiefel und Schuhe mit seidenen Rosetten besteckten; es war auch schon der ehrsame Bürgersmann, welcher zum Entsetzen der Geistlichen den schwarzen Kirchenrock abzulegen wagte. In der That begann die Welt wieder ein ganz lustiges Aussehen zu gewinnen, das freilich vielfach etwas verwilderten Charakter trug, im Ganzen aber keineswegs geschmacklos sich anließ. Dafür wird das Costüm des dreißigjährigen Kriegs noch heute mit der vollen Gunst der Maler beschenkt. So mannigfache große Festbilder dieser Zeit, Schützenfeste, Empfangsscenen und dergleichen, bestätigen diesen allgemeinen Anblick, während im Porträt noch fast überwiegend die alte Zeit mit ihrem exclusiven Schwarz fortzuleben scheint. Die Sache war die, daß ohne Frage der schwarze Sammt große Wirkung hat und besonders dazu beiträgt, ein gemessen würdevolles Ansehen zu geben. In diesem Sinne hielten ihn denn, zusammt der goldenen Rathsherrnkette und dem weißen Kragen, alle Ehrenhäupter der Stadt mit dem Bewußtsein ihrer Würde und mit der Zähigkeit fest, welche die Opposition gegen den lockern Zeitgeist nur zu geben vermag; und die Porträtmalerei konnte damit nur zufrieden sein, da alle Wirkung von selbst auf Kopf und Hände fiel.

Ein bestimmterer Charakter läßt sich nicht leicht dem Farbengeschmack des dreißigjährigen Kriegs zusprechen: die erneuerte Lust zum Farbigen, zu bunter Renommisterei, die aber namentlich in höheren Kreisen einer feinen gestimmten Harmonie durchaus nicht ermangelt, ist vorherrschend, nur findet sie in deutschen Reichsstädten und vor allen in den calvinistischen Niederlanden ihren schroffen Gegensatz an dem dunkeln, schweren Ernst der vorausgegangenen Periode.

Erst in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts mit der französischen Modeherrschaft Ludwig XIV. tritt wieder ein festeres, entschiedeneres Gepräge ein, welches freilich dem Farbengeschmack der Reformationszeit gegenüber durchaus nicht als ein Gewinn erscheinen kann. Bombast und Schwulst, Ueberladung mit Glanz und Pracht, Uebertreibung der Formen und Bewegungen, somit ein gewisser großartiger Sinn, der aber das Maß verfehlt, das sind Eigenschaften dieser Periode, welche als die der Perrücke und des Barockstiles bezeichnet wird. Nur starke Wirkungen jeder Art konnten noch auf Sinne und Nerven Eindruck machen, welche der Krieg so lange Zeit an das Furchtbarste gewöhnt hatte. Zartheit, wahre, innige Empfindung, Reiz und Lieblichkeit, die Ruhe der Harmonie, Maß und Grazie, das waren Eigenschaften, die dem Zeitalter Ludwig XIV. völlig abgingen. In der Kunst gab es allein gelungene Erfolge da, wo es auf grandiose Formen, Massen und Massenwirkung ankam. Der König selbst wollte blenden, imponiren, niederschmettern, wenn möglich, durch die hehre Macht der Majestät, und dazu bedurfte es freilich allseitig starker Mittel.

So ging unter Pomp und Kraftverschwendung der feine Sinn für Farbenstimmungen verloren. Allein die niederländischen Genremaler machen hiervon eine Ausnahme. In ihnen blühte der Naturalismus, die Wahrheit des Rubens in anderer Weise fort; sie waren eine Welt für sich, mit unendlich feinem Sinn für den still bescheidenen Reiz einer auf den leisesten Gegensätzen beruhenden Harmonie begabt, bis auch sie mit geleckter Manier, mit Ueberzärtelung in die Süßlichkeit des Zopfes untergingen. Doch die Lichtwirkungen Rembrandt's und die farbenvollen Blumenstücke, welche wunderbare Harmonie auch über beiden schwebt, sie dürften andeuten, welcher Zeit sie angehören oder entgegengehen.

Denn diese Zeit bedurfte auch in der Farbe des blendenden Reichthums, derselben Knalleffecte und Kraftanstrengungen, wie sie die Oper, die Kunst u. s. w. verschwenden. So sehen wir denn in gewissem Sinne wieder die Zeiten des früheren Mittelalters aufleben: wie damals sind es auch jetzt nur die vollen und ganzen, möglichst tiefen und satten Farben, welche der vornehmen Welt Genüge thun; was in's Matte gebrochen ist, was grau und wirkungslos erscheint, mag der Bürger für sich behalten. Aber es ist nicht die einzelne Farbe, die genügt, wie kräftig sie auch sein mag; sie bedarf zur Hebung eines eben so starken Gegensatzes. Die Farben machen also in ihrer Vereinigung die Wirkung eines harten Zusammenstoßes, und das ist es, was der elegante Geschmack erforderte; Uebergänge fallen ganz weg. Die Wirkung ist darauf angelegt, daß alles Andere daneben, daß selbst das Gefühl des Beschauers,

um mich eines Künstlerausdruckes zu bedienen, „todtgeschlagen“ wird. Dieser Anforderung entsprachen bloß geblümte, gemusterte Stoffe nicht, weil sich die Farben zu sehr verstreuten; sie mußten in Massen neben einander auftreten. Allein das Gold, auf Feuerroth oder Himmelblau, oder sonst einen schweren dunkelfarbigen Stoff gelegt, konnte Genüge thun, aber auch dieses durfte nicht zart darüber gestickt werden, sondern in den grandiosen, breiten Mustern aus der Höhe des Barockstils. Dort, wo Gold und Silber zu kostbar waren, suchte man die beabsichtigte Wirkung dadurch zu erreichen, daß man für Rock und Weste und Beinkleid verschiedene stark contrastirende Farben wählte. Dunkelblau — aber nicht zu dunkel — und Zinnoberroth wurde die Lieblingsverbindung, welche grade keinen Widerspruch enthält, aber gewiß kein feines Gefühl bethätigt.

Fig. 14.



Dame aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Das war die Periode des großen Ludwig. Wenn man damit nun das achtzehnte Jahrhundert, namentlich in seiner ersten Hälfte vergleicht, so erscheint dasselbe, social und politisch betrachtet, fast in allen Dingen nur als eine Abschwächung, als ein Heruntersteigen von wirklicher oder eingebildeter Höhe, als das Aussterben eines bedeutenden und originellen Lebens, das freilich ein falsches und hohles gewesen war. Wir nennen diese neue Periode die des Zopfes und drücken ihr damit den Stempel einer gewissen Lächerlichkeit auf. Wir denken an beengende conventionelle Fesseln, an Formen, denen der Sinn entwichen ist, wir denken an Kraft- und Saftlosigkeit, an gezierte Puppengrazie, an Puder, Kamaschen und Reifrock. Der Zopf ist die verkörperte Scheu vor jeder wahren und echten Natur, der Zopf ist das Leben in der Schnürbrust und auf hohen Stöckelschuhen. Nach obenhin haben wir die Schule des Ceremonienmeisters und des Tanzlehrers, eine Etikette, welche kaum die Frivolität, die Pietätlosigkeit verdeckt, im Bürgerleben die gutmüthige Philisterbornirtheit, die sich mit allem Sein und Denken auf sich selbst beschränkt. Auch die vulgäre menschenbeglückende Aufklärung ist ein Erzeugniß des Zopfes, sowie die Freundschaftsbündelei und die Empfindsamkeit mit ihrer Thränenrührung, obwohl sich hierin schon das Gefühl der ersehnten und vermißten Natur ausspricht.

So konnten die Menschen auch nicht mehr die Knalleffecte der Barockzeit vertragen; die zarte Natur oder vielmehr die Verzärtelung, die alles nur mit den Fingerspitzen berührte, stieß überall an. Und wie z. B. in der Architektur die hohen Reliefs sich verflachten, die weit vorspringenden Profile und Gesimse sich einzogen, wie die Wände flach wurden und dadurch Schatten und Licht sich abschwächten, so konnten die Augen auch nicht mehr die starken Contraste der Farben vertragen. Alles, was mächtig, voll und kräftig wirkte, wurde abgeschwächt. Die breiten Goldmuster wurden zur zierlichen Blumen- und Blümchenstickerei, worin allerlei Farben sich aufhoben und vereinigten zu einer unbeschreiblichen, unbestimmbaren Harmonie; keine Farbe trat daraus mit Entschiedenheit hervor. Starke Gegensätze oder der einfache Gebrauch satter Farben, z. B. von Türkischroth, offenbarten ohne Weiteres

den Mann ohne Geschmack, der seiner Geburt nach nicht der feinern Gesellschaft angehört. Nur das Zarte oder Unbestimmbare galt für elegant: so schwächte sich Carmoisin ab in Blaßrosa, die Lieblingsfarbe aller zarten und schönen Seelen, das Blau, welches wie Ultramarin hatte leuchten müssen, verblaßte zum lichtesten, wässerigen Himmelblau, das mit Silber bestickt wurde. Daneben erblühen als Lieblingsfarben alle Changeants, z. B. ein Seidenstoff, der je nach dem Licht wie Hellviolett, Rosa oder Hellblau erschien. Auch die zart gewässerten Stoffe gehören zum Geschmack dieser Zeit.

So geht denn gradezu in der Unmännlichkeit der Zopfperiode alle Farbenlust zu Grunde; sie wird nicht unterdrückt wie im sechzehnten Jahrhundert, sie stirbt aus. Nicht einmal das Schwarz will man dulden, das allerdings in die Schaar der zart angehauchten Farben einen kräftigen Ton hineinstieß. Es war damals gegen den Ausgang des Jahrhunderts Sitte, daß man in schwarzer Kleidung zur Kirche und zu allen kirchlichen Handlungen ging, sowie man auch allgemein trauerte wie heutzutage. Hiergegen erhebt sich die Aufklärung in mancherlei Streitschriften und Vereinen, und will kaum den Geistlichen auf der Canzel oder den Rathsherrn in seiner Amtstracht, gewiß aber nicht beide im bürgerlichen Leben in Schwarz dulden.

Als nun die Sturm- und Drangzeit anbrach und die Vorboten der Revolution im socialen Leben und in der Literatur auftraten, auch da zeigte sich kein Hoffnungsstrahl. Mit ihnen wurden die Einfachheit und Scheinlosigkeit Mode und alle bestimmten Farben hören zunächst in der Männerwelt auf; kaum daß ein dunkelblauer Frack der gelben Nankinghose einen Gegensatz bereitet. Nur blanke Knöpfe läßt man allenfalls gelten, sonst wird aller Silberstickerei und Blumisterei der Krieg erklärt. Erschrocken fliehen die geblümten Stoffe in das innerste Heiligthum der Häuser zurück; sie retten sich in's Schlafgemach, in's Negligé, wo sie im Frieden bürgerlicher Häuslichkeit, als großväterliche und urgroßväterliche Schlafröcke still und vergessen eines asylartigen Schutzes sich erfreuen und so vom Vater auf den Sohn sich vererben.

Im Beginn der französischen Revolution läßt sich ein Bischen Glanz nur noch an den Höfen sehen; auch diesen vertreibt die Furcht. Da herrschen männlicherseits, während die weibliche Welt immer mehr verblaßt, allein noch die Misch- und Schmutzfarben, die gebrochenen, nichtssagenden; Olivengrün, Olivenbraun, die Nüancen von Bouteillenglas sind Lieblinge, und eben so verzweiflungsvoll klingen in unsere Ohren Namen couleur boue de Paris, couleur soupirs étouffés, couleur de larmes indiscrètes, couleur de nymphe émue. Die Männer behalten auch alle diese Nüancen bei, die mannigfachen Schattirungen von Grünlich, Bläulich, Schwärzlich, Bräunlich, Kaffee- und Schokoladenbraun, als die Mode à la grecque sich der Frauenwelt bemächtigt, und damit Weiß für sie, wenigstens zur eigentlichen Toilette, die fast alleinige Farbe wird.

Somit fängt das neunzehnte Jahrhundert mit völliger Trostlosigkeit an; die Lage der Dinge ist zu ernst geworden, die Heiterkeit ist entwichen und der Sinn für die Noth und das Praktische des Lebens eingekehrt. Die Schmutzfarben sind am wenigsten empfänglich für Schmutz, weil gesättigt damit, und das erscheint als Empfehlung: früher fragte man nicht danach. Vergebens suchte das französische Kaiserreich und dann die Restauration im zweiten Jahrzehnt wieder ein wenig Glanz und Pracht zurückzuführen. Es gelang nur schlecht. Wohl zeigten sich wieder gold- und silbergestickte Uniformen, aber sie blieben allein auf das Militär, auf den Hof und den Hofgebrauch beschränkt. In's bürgerliche Leben, selbst der höchsten Kreise, vermochte ein solcher Sinn nicht wieder einzudringen. Nur wie schwache Versuche und Anmahnungen an eine vergangene goldene Zeit sah es aus, wenn man ein paar Jahrzehnte lang blaue, grüne oder braune Fracke trug; der elegante Herr durfte doch nur die dunkelsten Schattirungen wählen; eine etwas hellere Wahl hätte seinen Geschmack sofort verdächtig gemacht. Bemerkenswerther Weise hat sich das moderne Leben, obwohl es doch nach so manchen Seiten hin einen frischen Flug genommen hat, in dieser Beziehung von seinem Siechthum noch nicht wieder erholen können, ja fast scheint es, als ob die Negation der Farbe nur immer entschiedener geworden, denn zu allen festlichen Gelegenheiten sind ja nur noch Schwarz und Weiß als einzig erlaubt übrig geblieben. Und was die gewöhnliche Männerkleidung betrifft, so ist auch hier die Verbindung beider, Grau, die überwiegend vorherrschende Lieblingsfarbe:

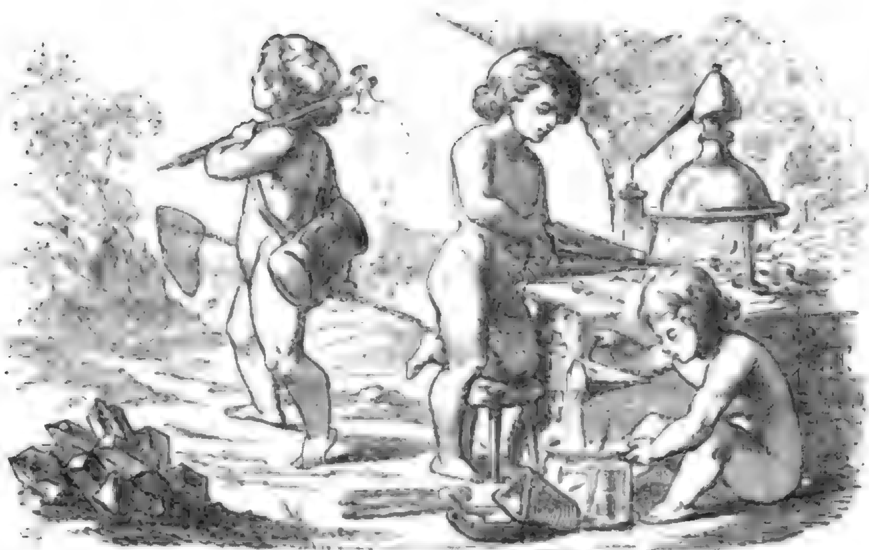
Grau ist die Localfarbe der Gegenwart. Sollen wir das als Misanthropie, Pessimismus, als das Altern der modernen Zustände auslegen? oder als Gleichgiltigkeit gegen heitere, naive Freuden? Sind wir allesammt so vom Drang der Geschäfte, der Speculationen, vom Ernst des Lebens in Anspruch genommen, daß uns für die schöne Seite keine Empfänglichkeit mehr übrig bleibt?

Ein wenig trost- und hoffnungsreicher sieht sich die weibliche Welt an, indem sie doch wenigstens etwas Farbe wohlthuend in die graue Winterstimmung hineinbringt. Auch bei ihnen gilt in der gewöhnlichen Kleidung Grau mit seinen verschiedenen Nüancen nach Braun oder Blau hin als besonders elegant, aber daneben sind doch auch wieder lebhafte und vollwirkende Farben selbst in bunter Zusammenstellung zurückerobert. Die Revolution hatte für jede vollendete Toilette alle Farben in das griechische Weiß aufgelöst und daneben kaum einen leisen Anhauch von Rosa oder Gelb oder violett geduldet. Mit der Restauration zeigen sich zuerst wieder einige kräftige und bestimmte Töne, und zwar zunächst da, wo die Gräcität nicht in Frage kommt. Zur weißen Tunica gesellen sich gelbe, rothe, blaue Handschuhe und Schuhe, gleiche Bänder schmücken den Hut, umschlingen die Hüften als Gürtel, und zeigen sich dann auch als schleifenartiger Besatz des Kleides. Dann nehmen allmälig auch die Kleider selbst wieder bestimmtere und lebhaftere Farben an, während das häusliche Negligé oder Ueberwürfe von Mänteln, Shawls und dergleichen gern die dunkeln Mischfarben der männlichen Kleidung beibehalten. Nachdem einmal die Lebhaftigkeit erreicht war, traten auch wieder bunte Stoffe von sehr bestimmter und kräftiger Wirkung ein und erwiesen sich als vollkommen elegant. Allgemach ist nun eine festliche Gesellschaft durch die Toiletten der Damen wieder ein farbiges Bild geworden, in welches freilich die andere Hälfte durch Schwarz und Weiß einen schreienden Mißklang hineinbringt. Die Männer sind die nordischen Raben unter dem bunten Gefieder tropischer Gegenden. Ob uns darin eine Aenderung alsbald bevorsteht? Kaum dürften sich leise Andeutungen davon entdecken lassen. Der Frack, der Cylinder und die schwarze Farbe behaupten noch unverändert mit einander den Kampfplatz des Salons. —

Litterarisches.

Bulgarin's Memoiren. Aus dem Russischen übersetzt von E. von Reinthal und H. Clemenz. Jena, Verlag von F. Mauke.

Das Leben des russischen Staatsraths Thaddäus von Bulgarin ist ein so mannigfach bewegtes und reiches, daß die Lectüre seiner Memoiren eine Unterhaltung bietet, welche wohl geeignet ist, das Interesse des Lesenden im hohen Grade zu fesseln. Diese Aufzeichnungen schildern ein nicht unbedeutendes Stück Weltgeschichte, eine Masse von Ereignissen, deren Schaubühne nicht Rußland allein, sondern die Welt ist, sie führen uns dazwischen auf den verschlungensten Pfaden durch das wechselvolle und thatenreiche Leben des Trägers der Memoiren. Daß derselbe mit einer scharfen Beobachtungsgabe ausgestattet, läßt sich nicht leugnen; man folgt der lebhaft colorirten Darstellung mit stets wachsender Spannung und Aufmerksamkeit. Für den Grad des historischen Werthes, den die Arbeit beanspruchen darf, gibt ein lakonisches Wort in der Vorrede das entscheidende Kriterium; „es ist Alles Thatsache," sagt der Verfasser, „was ich erzähle, aber bisweilen mußte ich Vieles übergehen." Das heißt mit andern Worten, die Rücksichten, welche Bulgarin auf das System zu nehmen hatte, welches zur Zeit des Erscheinens seiner Memoiren, im Jahre 1848, in Rußland das herrschende war, nöthigten ihn, nicht ganze und volle Geschichte zu schreiben, er konnte mit seinen Memoiren nur halbe, nur mit Vorsicht zu gebrauchende Quelle für historische Studien werden. — Bulgarin's Erziehung in dem Petersburger Cadettenhause hat eine gewisse Aehnlichkeit mit Schiller's Erziehung in der Karlsschule; man kommt dabei unwillkürlich auf die Parallele. Mit zu den besten Partien des Werkes dürften die ersten Erinnerungen aus der Kindheit des Autors gehören, mit denen sich das Ganze eröffnet, der Umriß polnischer Sitten um 1789 und die Charakteristik der letzten Epoche des alten Polens. Recht interessante Genrebilder bieten die Mittheilungen über die Gesellschaft und die Großen am Hofe Katharina's II.; auch die Züge aus dem Leben Kaiser Paul's und die Schilderung der Petersburger Gesellschaft zu Anfang der Regierung des Kaisers Alexander I., namentlich des Geistes unter der militärischen Jugend, bieten viel Anziehendes und Anregendes. Das ganze Werk soll in achtzehn bis zwanzig Lieferungen vollendet werden, von denen eine Anzahl bereits ausgegeben ist.



Zweite Abtheilung.

Die Quellen der Donau.

Von

F. A. Walchner.

Das Streben des menschlichen Geistes, der Entstehung und dem letzten Grunde der Dinge nachzuforschen, die Ursachen der Erscheinungen der Sinnenwelt aufzufinden, die Quellen der wirkenden Kräfte zu entdecken, die Beschaffenheit der mütterlichen Erde kennen zu lernen, führte frühzeitig die alten Völker zu mannigfaltigen Untersuchungen, unter denen die geographischen einen großen Theil ausmachten. Ganz besonders zeichnete sich in solchen Untersuchungen das begabte Volk der Griechen aus, das auch den weltberühmten Strom, mit dessen Quellen wir uns genauer bekannt machen wollen, vor allen andern Völkern kannte. Es war ihm überhaupt das östliche Europa am frühesten ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit und in mehrfacher Beziehung bekannt. Erst nach den Griechen lernten die Römer die Donau kennen, aber vorzüglich nur in ihrem obern Laufe. Diese zwei alten Völker hatten dafür auch zwei verschiedene Namen: Ister und Danubius. Ersterer wurde von den Griechen gebraucht, die nur den untern Lauf des Stromes kannten, letzterer von den Römern, die damit den obern Lauf des Stromes bezeichneten. Der jetzt dafür gebrauchte Name Donau erinnert an Don, was ein fließendes Wasser bedeutet; er kann aber auch von dem keltischen Worte Danuw abstammen, was einen Strom bezeichnet.

Der Grieche Hesiod, welcher 950 Jahre vor Christus eine anziehende Schrift, betitelt: „Tage und Werke," verfaßt hat, führt den Ister an und nennt ihn den „schön fließenden." Herodot, der ehrwürdige Vater der Geschichte, erwähnt seiner und hat wohl die untere Donau, wahrscheinlich als reisender Kaufmann, eine große Strecke weit befahren, bis in die Gegend des heutigen Belgrad. Er bezeichnet die Gegend um das jetzige Sophia und schildert die bulgarische und die serbische March (Morawa) in einer Weise, wie es nur Jemand kann, der selbst an Ort und Stelle gewesen ist.*) Aber von der obern Donau und von ihren Quellen hatte Herodot keine genauere Kenntniß. Er nahm im Allgemeinen an, daß der Strom vom fernen Westen herfließen mußte, daß dort Kelten wohnen und setzte daher seine Quellen in das Land der Kelten. Seine Worte sind: „Der Ister fließt durch ganz Europa, indem er vom Lande der Kelten seinen Ursprung nimmt, welche von den Europäern am weitesten entfernt wohnen." Dies ist in so fern richtig, als man am Schwarzwald an mehreren Orten, insbesondere in dem bergigen Lande im Norden des Gebirges, zwischen diesem und dem Neckar, bei Sinsheim, der Stadt, keltische Gräber aufgefunden hat, welche Beweise von Keltenwohnsitzen in diesen Gegenden geben.

Später stellte Aristoteles,**) des großen Alexander großer, geistreicher Lehrer, der

*) Herodot IV. 48. Mannert Geographie VII. p. 12.

**) Aristotelis Meteorologica I. cap. 13. 15.

einen so gewaltigen Einfluß auf das geistige Leben der europäischen Völker ausgeübt hat, die unbegründete Ansicht auf, die Quellen des Ister lägen in den Pyrenäen (in dem Gebirge Pyrene). Lange hielt man sich daran, denn Griechenland und Rom huldigten dem „goldenen Strome der Aristotelischen Rede.“ Erst als die Römer nach dem zweiten punischen Kriege die Küsten Spaniens und des südwestlichen Galliens handeltreibend, von Narbonne an bis zur Mündung der Garonne, durchwanderten und auf ihren Wegen keinen Ister antrafen, wandte man sich wieder zu der Angabe Herodot's, daß derselbe vom äußersten Westen herkomme und im Lande der Kelten entspringe.*) Aber man suchte jetzt seine Quellen allzuweit westlich, wie der Geograph Strabo, 15 Jahre vor Christus, berichtet, im Lande der Osismier, in der heutigen Bretagne, von welchem man durch den kühnen Seefahrer Pytheas von Massilia (Marseille) Nachricht erhalten hatte. Dieser führte 300 Jahre vor Christus eine sehr gewagte Küstenfahrt aus, an den Küsten von Spanien und Frankreich herauf bis in die Nordsee, und hatte dabei einstmals von der See aus die Gestade der Bretagne berührt. Strabo's Autorität — sein Werk übertrifft alle geographischen Arbeiten des Alterthums — verschaffte dieser Ansicht längere Zeit Geltung bei den Griechen.

Die Römer erlangten später eine genauere Kenntniß der Verhältnisse unseres Stromes. Der große Feldherr Cäsar, der erste Römer, der seine Waffen in die Gauen unseres Vaterlandes trug, kannte wohl die obere Donau, wußte aber nicht, daß es derselbe Strom sei, der ihm als Ister bekannt war, und äußert über seine Quellen Nichts. Es ist wahrscheinlich der römische Geschichtschreiber Sallust (44 Jahre vor Christus), von welchem die Geschichte der Verschwörung des Catilina gegen den Staat, die Beschreibung des Krieges mit dem afrikanischen Könige Jugurtha und Fragmente auf uns gekommen sind, der zuerst in letztern die Identität der Donau mit dem Ister ausspricht. Der Erste indessen, welcher persönlich den Quellen unsers Stromes nachgeforscht hat und ihnen nahe gekommen ist, war Tiberius, der Stiefsohn des Cäsars Augustus. Sein Vater stand wenige Jahre vor Christi Geburt mit größerer Heeresmacht am Mittelrhein und hatte Tiberius das Commando über einige Legionen übergeben, um damit gegen die Rhätier zu Felde zu ziehen, welche in Gallien eingefallen waren. Dieser zog das Rheinthal herauf, schlug die Rhätier am Oberrheine, verfolgte sie bis an den Bodensee und besiegte dieselben auch in einer Seeschlacht. Hierauf machte er einen Streifzug auf den Schwarzwald und nach den Quellen der Donau, deren Identität mit dem Ister damals schon bekannt war. Vom See aus erreichte er in einem Tagemarsche die gesuchte Quellengegend, wahrscheinlich die Gegend des heutigen Donaueschingen, in welcher die verschiedenen Quellen des Stromes zusammenfließen. Später beschreibt Cajus Plinius der Aeltere, der Verfasser einer Naturgeschichte, naturae historia, welche den Entwurf einer physischen Weltbeschreibung darbietet und als solcher einzig im Alterthume dasteht, schon etwas genauer die Quellengegend der Donau mit folgenden Worten: „Der Strom entspringt auf den Höhen des Abnoba-Gebirges (Schwarzwaldes), Rauricum (Basler-Augst) gegenüber.“ Tacitus, der nervige römische Geschichtschreiber, spricht in seiner Schrift „Ueber Deutschland und die Deutschen“ (de situ et moribus germanorum), welche die älteste Urkunde ist über unseres Vaterlandes und Volkes Verhältnisse zur Römerzeit, auch über die Donauquellen. Er sagt: „Die Donau fließt aus einem sanften, allmälig ansteigenden Rücken des Abnobagebirges hervor und berührt mehrere Völkerschaften, bis sie in sechs Mündungen sich in's Pontische (Schwarze) Meer ergießt; die siebente Mündung verliert sich in Sümpfen.“ Was spätere römische Schriftsteller über die Quellen der Donau sagen, ist nur eine Wiederholung von dem, was Plinius und Tacitus darüber angegeben haben. Das war der Inbegriff und die Summa der Kenntnisse, welche die Alten von diesem geographischen Verhältniß hatten.

„Mons Abnoba,“ welchen Plinius*) und Tacitus**) als Ortsbestimmung der Donauquellen angeben, bezeichnete zur Römer-

*) Mannert III. p. 529.

*) Plinius Hist. nat. IV. 40. Inde Ostia Istri. Ortus hic in germaniae jugis montis Abnobae, ex adverso Raurici. Dem einstigen römischen Rauricum (Basel-Augst) gegenüber erhebt sich der Schwarzwald.

**) Tacit. germ. I. 4. Danubius molli et clementer edito montis Abnobae jugo effusus ....

zeit den ganzen Schwarzwald. Auf römischen Inschriften, welche an verschiedenen und weit aus einander liegenden Orten unseres Gebirges gefunden worden sind, als im Thale Mühlenbach bei Haslach im Kinzigthale, zu Röthenberg bei Alpirsbach, ebenfalls im Kinzigthale, zu Badenweiler am Westabfalle des Gebirges und bei Pforzheim (Porta sylvae Marcianae) *) im Enzthale am Nordabfalle des Schwarzwaldes, sieht man stets das Wort „Abnoba," entweder allein, oder auf Votivsteinen zugleich mit „Diana," mit dem

*) Einige vorchristliche Schriftsteller gebrauchen auch die Benennung „Sylva Marciana" für den Schwarzwald, was sich auf die Wohnsitze der Markomannen bezieht.



Quellengebiet der Donau.

Namen der römischen Göttin der Wälder und der Jagd. Das Facsimile der Inschrift des zu Mühlenbach gefundenen Steines ist:*)

IN. H. D. D.
DEANAE ABN
OBAE. CASSIA
NUS. CASATI
V. S. L. L. M.
ET ATTIANUS
FRATER. FAL
CON. ET. CLARO.
COS.

Man liest:

In honorem Domus Divinae,
Dianae Abnobae
Cassianus Casatii (filius)
Votum solvit lubentissimo munere
et Attianus frater, Falcone
et Claro Consulibus.

Es blieb der neuern Zeit vorbehalten, die Verhältnisse des Quellenbezirks der Donau richtig darzustellen. Die großen Fortschritte der Topographie und Geologie boten die dazu erforderlichen Mittel: genaue Auffassung und Chartirung des Terrains und Kenntniß der Gebirgsbildungen.

Wendet man sich aus dem Molassebecken des Bodensees und aus der von vulcanischen Kegelbergen durchzogenen Landschaft des Högaus nordwärts, den hohen und breiten Gebirgsrücken des Jura übersteigend, Engerberg genannt, nach dem an seinem südlichen Fuße liegenden Städtchen Engen; so hat man mit Erreichung seiner Höhe, nach Norden gehend, den Anblick des Donauthales. Nach Süden gerichtet, übersieht man jetzt mit einem Blicke das ganze große Seebecken, die Kegelberge des Högaus und darüber die himmelhohe östliche Alpenkette! Ueberwältigt von der Größe und Pracht dieser Anschauung, verläßt man ungern diesen Höhepunkt. Er hat seines Gleichen nicht in deutschen Landen. Die Wanderung von Constanz aus an die bezeichnete Stelle bietet eine Mannigfaltigkeit, Schönheit und Erhabenheit der Scenerie dar, welche Bewunderung erregt.

Nordwärts liegen die langgezogenen, dachförmigen Bergreihen des Schwäbischen Jura. Durch ein kleines Seitenthal gelangt man von der Engerhöhe herab in's Donauthal und nach dem Städtchen Geisingen, von wo aus man die Donau in einem Juralängenthal ostwärts fließen sieht. Es ist hier, wo die Bergketten nahe zusammentreten, schmal und die Donau tritt zwischen dem Wartenberge (2827 Fuß hoch) und den nördlichen Ausläufern der Länge (2925 Fuß hoch) hervor und liegt hier 2224 badische Fuß*) über dem Meere. Von Geisingen steigt man über den Nordabhang des Wartenberges**) aufwärts, erreicht die Höhe von 2423 Fuß und gelangt von da westlich abwärts in die wasserreiche Hochebene von Donaueschingen. Sie liegt zwischen Schwarzwald und Jura, durchschnittlich 2200 Fuß über dem Meere. Der Felsenbau ihres östlichen Theiles gehört dem Lias und Dogger, der untern schwarzen und braunen Juraabtheilung an; ihre Mitte und ihr westlicher Theil der Trias, dem Keuper, Muschelkalk und Buntsandstein. Bei Donaueschingen vereinigen sich 2259 Fuß

---

*) Klüpfel Vetus Bibliotheca ecclesiastica Vol. I. pars prior Friburgi Brisg. 1786. Gerbert und Steiner: „Codex inscriptionum Romanorum Rheni,“ Darmstadt 1837.

*) 1 badischer Fuß = 0,3 Meter oder 3 Meter = 10 badischen Fuß.

**) Der Wartenberg erhebt sich bei dem Städtchen Geisingen; er liegt mitten im Thale der Donau, 600 Fuß über ihrem Spiegel. Er bietet ein schönes Beispiel des Durchbruchs eines Basaltganges dar. Sein Gipfel, worauf ein fürstlich fürstenbergisches Jagdschloß, wird, so wie seine Seiten, von versteinerungsreichen, rothen und braunen Schichten des Doggers (inferior Oolite) gebildet. Allenthalben an seinem Fuße und wo die Donau ihn bespült, treten die schwarzen Liasschiefer hervor. An den Bergseiten ragen Basaltmassen in Felsen heraus, Theile des Ganges, welcher den Berg in die Höhe gehoben und ihm wohl auch seine isolirte Stellung gegeben hat. Denn ihm gegenüber steht, in gleicher Höhe mit seinem Gipfel, an beiden Thalgehängen, schon durchaus die obere weiße Juraabtheilung an, während die Doggerschichten der braunen Jura darunter viel tiefer zurückbleiben. An der Ostseite, gegen Geisingen herab, tritt ein basaltischer Kamm, ein Theil des Basaltganges, heraus, der wie der am westlichen Abhang in säulenförmigen Felsen hervortritt, welche den Mauerstock einer Ruine tragen. Steinbrucharbeiten für den Zweck des Straßenbaues haben das Basaltgebilde an der Ostseite aufgeschlossen. Seine Ränder bestehen aus basaltischem Trümmergestein, aus einem Conglomerat von Basaltbruchstücken und zahlreichen Fragmenten von Kalkstein und Schiefer. In den letztern sind wohl erhaltene Terebrateln eingeschlossen, Theile kleiner Belemniten nebst zahlreichen Bruchstücken von andern, der Zertrümmerung wegen unkenntlichen Meermuscheln des Lias. In der Mitte hebt sich der dichte olivinreiche Basalt herauf, in dicke Säulen abgetheilt. Er umschließt viele Mergelknauer, welche Bruchstücke von Ammoniten, Pektenarten, eine kleine Lima und die unverkennbare Posidonia Becheri des Lias einschließen.

über dem Meere die beiden Quellenbäche, die Brigach und die Breg und bilden mit Aufopferung ihres Namens die Donau. Die Quellen aber, welche diese Bäche nähren und welche die wahren Donauquellen sind, liegen weiter nordwestlich und vom Zusammenfluß der Brigach und Breg sechs und sieben Stunden entfernt auf dem hohen Schwarzwald, in Höhen über 3000 Fuß.

Der topographische Plan des Quellenbezirks der Donau gibt das wahre naturgetreue Bild vom Ursprunge des weltberühmten Stromes. Er gibt das Bild eines Stammes (Donau), dessen zwei Hauptäste (die Bäche Breg und Brigach) nach oben sich in vielfachen Verzweigungen endigen. Die Breg entspringt in dem stillen Hochthal am östlichen Fuße des Berges Roßeck (3534 Fuß hoch) in der Nähe der ehemaligen Martinscapelle. Dort liegt in der Höhe von 3460 Fuß ein großer Hof mit Wirthschaft. Dessen Brunnenquelle hat eine Temperatur von + 5 Grad Réaumur und gehört zu den kältesten Trinkwassern des Schwarzwaldes. Eine zweite Quelle fließt vom Briglirain her. Hier ist auch die höchste Wasserscheide zwischen Rhein und Donau, 3500 Fuß über dem Meere auf dem Sattel, welcher das Bregthal vom Flußgebiete der Elz scheidet.

Zwischen jenem Hofe, dessen Oertlichkeit „auf der Kapel" genannt wird und dem Dorfe Furtwangen, trägt dieser höchste Theil des Bregthals den Namen Katzenstaig, welchem die Quellwasser der Seitenthälchen Hinter- und Vorder-Schützenbach zufließen. Zwischen Furtwangen (2866 Fuß hoch) und Vöhrenbach (2685 Fuß hoch) nimmt die Breg die Wasser des Rohrbachthals und dabei den Langenbach auf. Abwärts zwischen Vöhrenbach und Bregenbach fließen Gewässer von westlichen Seitenthälern zu, von Linach, Urach, die von der Höhe (3433 Fuß hoch) der „Kalten Herberg" genährt wird und mit der Schollach verbunden, sich in die Breg ergießt. Von da herab nach Wolterdingen tritt die Breg aus dem Gneisgranitgebiet in dasjenige des Buntsandsteins ein und erhält Verstärkungen aus einigen Dobeln und weiterhin aus den Thälern Mörderbach, Bruderbach und Brändbach. Bei Hüfingen tritt sie in den Muschelkalk und in die diluvialen Bildungen ein, mit schneller Biegung ihren bisherigen südöstlichen Lauf verlassend und jetzt ostwärts gewendet.

Die Brigach entspringt am porphyrischen Plateau des Hirzwaldes (3300 Fuß hoch), nimmt einige Zuflüsse aus Dobeln des Brigachthals auf, bei St. Georgen die Wasser des Hochthals der Sommerau, weiterhin diejenigen des Rehlibachs im Stockwaldthal und der Kirnach, die vom Kesselberg, von 3159 Fuß, herabfließt. Bei Villingen auf dem Muschelkalkplateau (2334 Fuß hoch) angelangt, von Westen herfließend, nimmt sie bis Donaueschingen eine südliche Richtung an, wendet sich aber von da südöstlich und vereinigt sich mit der Breg. Zur Brigach fließt auch das Wasser derjenigen Quelle, welche zu Donaueschingen im Hofe vor dem Schloß emporsteigt, und lange für die einzige Quelle der Donau ausgegeben worden ist.*) Ihre Lage ist auf dem Plan angegeben. Von Allmendshofen, nahe bei Donaueschingen, fließen auch noch einige Quellwasser in die Donau. Dies gab Veranlassung, daß man, im Widerspruch mit den wahren natürlichen Verhältnissen, einer ganz beschränkten Localität dasjenige zuschreiben wollte, was einem ausgedehnten Quellenbezirk angehört.

Recht deutlich zeigt auch der topographische Plan den Höhenunterschied zwischen dem Spiegel der Donau, da, wo sie aus dem Zusammenfluß der Quellenbäche gebildet wird, und den ersten, obersten Quellen. Er beträgt bis zur Hirzwaldquelle nahezu 1000, bis zur Quelle am Roßeck 1200 Fuß. Weiter gibt der Plan den auffallenden Unterschied der Thäler nach Zahl und Beschaffenheit zu erkennen, je nachdem sie im Granitgneisgebiet oder im Sandsteinkalkgebiet auftreten. Jenes ist das obere; dort sind die Thäler zahlreich, viel verzweigt und vielfach gewunden, die Gehänge steil, die Sohle stark geneigt; dieses, das Sandsteinkalkgebiet, ist das untere, in ihm sind weniger und wenig verzweigte, ziemlich gradlinige Thäler mit sanfteren Gehängen und schwach geneigter Sohle. Durch das Bregthal hinauf über Furtwangen kann man durch die Katzenstaig über Martinscapel und die Wasserscheide nördlich hinüber in's Flußgebiet der Elz und von da zurück mit Fuhrwerk ohne Vorspann und Hemmung gelangen. Es wäre möglich, diese Wegrichtung für einen Canal zwischen Rhein und Donau zu benutzen.

*) Dr. Bucher, Ursprung der Donau. Nürnberg 1715.

Karl Ritter.

Ein Wort der Erinnerung

von

Thaddäus Lau.

„Die gegenwärtige Generation sieht ihrer eigenen Leichenfeier zu. Sie registrirt untergehende Größen, ohne eine einzige beginnende verzeichnen zu können."



Karl Ritter.

Ein bemerkenswerthes Wort, dessen theilweise Berechtigung wenigstens nicht in Abrede gestellt werden kann. Ein französischer Feuilletonist thut den Ausspruch, indem er sich in der Pariser Europe artiste über die Schillerfeier verbreitet. Die Epoche, in der wir leben, ist vorwiegend eine Periode der Kritik; die Production der modernen Epigonen kommt, von sehr spärlichen Ausnahmen abgesehen, in der Kunst wie in der Literatur durchschnittlich nicht über wohlgemeinte Anläufe und Intentionen hinaus. Das Heute zehrt zum Theile von dem Ruhme der Vergangenheit, und ist gleich die Behauptung des citirten Autors, daß wir nirgend und auf keinem Gebiete neu auftauchende Glanzgestirne an dem geistigen Horizonte aufzuweisen hätten, rhetorische Hyperbel, so wird man doch zugeben müssen, daß die Vergangenheit ungleich reicher an solchen Glanzgestirnen gewesen, als die Gegenwart. Wohin wir blicken, das herrschende Princip des Nivellements kennzeichnet unsre Tage in charakteristischer Weise. Dieses Princip reagirt mit Nachdruck und Energie gegen die Unterschiede. Auch die wissenschaftliche und künstlerische Bildung unterliegt dem Gesetz. Beide, die wissenschaftliche wie die künstlerische Bildung, sind allgemeiner geworden und mehr in die Massen gedrungen, die Zahl der Ringenden und Strebenden hat sich verdoppelt und verdreifacht, aber die Größe und das Verdienst der Leistenden und Leistungen stehen nicht im entsprechenden Einklange mit der Anzahl. Heute gleicht das geistige Leben der Völker, wenn der Vergleich gestattet ist, einer Ebene, welche zwar mannigfachen Wechsel und auch ihre Reize zeigt, anmuthige Gärten und Villen, klare Seen, Busch und Thal, Hügel und Berge, aber es fehlt der großartige Charakter, der eine Gebirgslandschaft auszeichnet, wir ver-

missen die stolzen Berggipfel, die in majestätischer Ruhe und Isolirtheit hoch zum Aether aufragenden Kämme und Spitzen.

Nirgend mehr und lebhafter drängt sich dieser Unterschied zwischen dem Einst und dem Jetzt der Betrachtung auf, als wenn der „bleiche Tod“ wieder einmal an die Thür eines der letzten alten Veteranen mit unerbittlichem Finger klopft, welche in den verflossenen Decennien als lorbeerbekränzte Feldherren die Schlachten der geistigen Entwicklung kämpften, und an deren Ruhmessonne wir uns zu wärmen gewohnt waren. An jedem solchen Grabe wiederholt der denkende Geist nicht ohne Wehmuth die Frage, wo bleiben uns, wo sind die Heroen der Wissenschaft und Kunst, die neben dem europäischen Ruf, der sie schmückte, einen unversiegbaren Schatz in der Achtung und Liebe ihrer Mitbürger, echte und edle Popularität genossen? Da sucht und späht der Blick nach dem Ersatz, der in die Lücken eintreten könnte, sucht und späht nicht ohne Besorgniß, denn es will ihm bedünken, als würden die Kreise immer enger, aus denen eine würdige Wahl zu treffen wäre.

Die preußische Hauptstadt hat während der jüngsten Jahre eine lange Reihe solcher unerreichten und vielleicht auch unerreichbaren Größen des geistigen Lebens in die Gruft sinken gesehen. In rascher Folge schlug der Tod herbe Wunden dem Spree-Athen. Die imposante, plastische Reckengestalt Rauch's wandelt nicht mehr durch die Straßen, die seine Meisterhand mit ewigen Kunstwerken verherrlichte; Lichtenstein, Johannes Müller, Tieck, Buch, Link, Diefenbach, Diterici, Alle schlafen bereits den Schlaf, der an den Orkus grenzt. Varnhagen von Ense legte sich zur letzten Ruhe; in Bettina von Arnim erlosch die Mignon der Romantik, und mit Alexander von Humboldt begruben sie den Altmeister des Wissens. Erst kurze Zeit waren die düsteren Exsequien abgethan, da folgte dem Altmeister der treueste Freund und der berühmteste Schüler, der Mann, dessen Manen wir heute ein Opfer der Pietät darbringen möchten.

Aus dem äußern Lebensgange des verdienten Todten haben wir nur einige wenige Mittheilungen zu machen, theils weil dieses Leben keinen ungewöhnlichen, sondern ruhigen Verlauf genommen hat („ein heiterer, stiller, sonnenbeglänzter Abend“ meint sein Grabredner, der Generalsuperintendent Dr. Hoffmann, „so lag Ritter's Dasein in den letzten Jahren vor uns, der einem frisch aufglänzenden Morgen und einem langen, arbeitsvollen und ernterеichen Mittage gefolgt war“), dann aber auch deshalb, weil uns keine andere Materialien, als die Nekrologe in den öffentlichen Blättern für den Artikel zu Gebote stehen.

Karl Ritter starb im Beginn des einundachtzigsten Lebensjahres; er war am 7. August 1779 zu Quedlinburg geboren.*) Gleich Goethe und Humboldt war es ihm vergönnt, eine längere und umfassendere Dauer, als sie den Sterblichen in der Regel zugemessen wird, seine Kräfte, die wie bei jenen hoch gefürsteten Geistern, auch bei ihm bis zum letzten Augenblicke in ungeschwächter Thätigkeit sich äußerten, im Dienste der Menschheit zu verwerthen. Den Vater hatte er früh verloren. Eine sechsjährige Waise kam er mit seinem ältern Bruder Johannes, der noch heute unter den Lebenden weilt, während die übrigen Geschwister, der Pfarrer Wilhelm und der Kaufmann Albert Ritter, so wie die Schwester Charlotte lange vor Karl heimgegangen sind, in das Salzmann'sche Erziehungsinstitut zu Schnepfenthal, welcher Anstalt er stets eine dankbare Erinnerung bewahrte. Als ihm kurz vor seinem Dahinscheiden ein Gruß aus jener Gegend zugesendet wurde, rief der Greis in froher Bewegung: „Das hat mir Gott gethan!“ Von Schnepfenthal ging er nach Halle, wo er unter den Auspicien des Canzlers Niemeyer sich mit eisernem Fleiße philologischen Studien hingab. Von dem Lehrer warm empfohlen, wurde er 1798 von der Mutter des gegenwärtigen preußischen Cultusministers als Erzieher ihres Sohnes ausgewählt. Dort in dem von Bethmann-Hollweg'schen Hause zu Frankfurt am Main verlebte er glückliche Jahre. Als der Zögling für das akademische Studium reif geworden, begleitete er ihn auf die Universität und auch auf Reisen durch die Schweiz, durch Italien und Frankreich. Von 1814 bis 1819 finden wir ihn zu Göttingen, in eifrige Forschungen versenkt. Anlage und Neigung zogen ihn hauptsächlich zu den geographischen und historischen Wissenschaften; schon 1807 hatte er in Frankfurt ein zweibändiges Werk „Europa,“ ein geographisch-historisch-statistisches Ge-

*) In einem frühern Hefte dieses Journals wies ein eigener Artikel auf die eigenthümliche Rolle, welche die Zahl neun, namentlich in dem vorigen Jahrhundert, bei der Geburt großer Männer gespielt hat. Man sieht, auch Ritter's Geburt fällt in ein Jahr mit der verhängnißvollen Ziffer.

mälde, erscheinen lassen, das aber in Folge der damaligen kriegerischen Zeitläufe ziemlich unbeachtet vorübergegangen war. Bücher haben nun einmal ihre Schicksale; habent fata sua libelli! Durch die Vermittlung der von Bethmann-Hollweg'schen Familie 1819 in Schlosser's Stelle zum Professor und Lehrer der Geschichte am Gymnasium zu Frankfurt berufen, schied er schon im nächsten Jahre aus dieser Stellung; Wilhelm von Humboldt und Lichtenstein waren aufmerksam auf den Verfasser der 1817 erschienenen „Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen" geworden, und auf ihre Veranlassung ward er als außerordentlicher Professor der Geographie an der Berliner Universität angestellt. In die Zeit der Uebersiedelung nach Berlin fällt als die reife Frucht der Göttinger Studien die „Vorhalle europäischer Völkergeschichten vor Herodot" (Berlin, 1820), mit welcher Arbeit er seinen Ruf begründete. Boyen und Altenstein erkannten in kürzester Frist den Werth des neu berufenen Gelehrten; rasch sollte sich im ausgedehnten Umfange sein Wirkungskreis erweitern. Neben seinen regelmäßigen Vorlesungen an der Universität, welche nicht allein durch die Neuheit des geistvollen Inhalts, sondern auch durch die hinreißende Beredtsamkeit, mit welcher der Vortragende die Fülle der eigenen Kenntnisse lebendig zu veranschaulichen verstand, gradezu Epoche machten, wurde ihm der ehrende Auftrag, Privatunterricht an die Prinzen des königlichen Hauses zu ertheilen; Lehrer der Statistik an der Kriegsschule, Mitglied der königlichen wissenschaftlichen Prüfungscommission und Studiendirector der königlichen Cadetten-Anstalt, endlich Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften, behielt er trotz der zeitraubenden und anstrengenden Beschäftigungen, welche die verschiedenen Aemter ihm auferlegten, dennoch Muße übrig zu der reichsten schriftstellerischen Thätigkeit. Nicht um seine andern Verdienste herabzusetzen oder zu verkleinern, aber es muß doch eingestanden werden, grade die letztere, die schriftstellerische Thätigkeit ist es, welche an Ritter's Namen die europäische Berühmtheit geknüpft hat. Indem er als geographischer Schriftsteller neue, bisher ungeahnte Bahnen einschlug, wurde er der Schöpfer einer neuen Wissenschaft, der comparativen, wahrhaft wissenschaftlichen Geographie. Und nicht bloß der Vater der neuen Wissenschaft sollte er werden, er ist auch ihr Meister geblieben.

Ritter's Bedeutung für die Geographie ist eine ähnliche, wie diejenige Herder's für die Geschichte. Bis auf Herder war die Geschichtschreibung vorwiegend, wo nicht ausschließlich die kunstlose Darstellung eines Conglomerats von Thatsachen und Begebenheiten, deren tiefen und intimen Causalnexus man ignorirte. Herder schuf die pragmatische Geschichtsauffassung; er ward der Begründer der Culturgeschichte, wenigstens wurde eine solche erst nach seinem Vorgange möglich. Die Historiographie ist heute allerdings über die „Ideen" des Küstersohns zu Mohrungen hinausgekommen, auch das Einseitige und Unzureichende der lediglich pragmatischen Geschichtschreibung ist bereits ein überwundener Standpunkt; so viel nur im Vorübergehen, die speciellere Erörterung müßte zu weit von der ursprünglichen Aufgabe ableiten. Constatiren wir es: Ritter's Verdienst um die Geographie ist ein analoges, wennschon ein größeres, weil über ihn hinaus kein Fortschritt gemacht worden ist und auch nicht gemacht werden kann.

Erinnere man sich, was war die Geographie vor Ritter? Was man vor Ritter Geographie nannte, bestand in einem Ragout von Lemmaten aus den mannigfachsten Gebieten, aus einer todten Aufzählung von Ländern und Staaten, Völkern und Städten, untermischt mit allen möglichen Notizen aus den verschiedensten Wissenschaften. Ritter ordnete das Chaos, indem er die Wissenschaft der Geographie fest und scharf begrenzte. Er hat Einheit und Inhalt, System und Princip in die Geographie hineingebracht.

Es ist nothwendig, die Entwicklung an dieser Stelle durch die vorausgesandte Angabe der bisher nicht genannten schriftstellerischen Werke Ritter's auf einen Augenblick zu unterbrechen, da die fernere Entwicklung sich eben auf die Werke zu stützen und zu beziehen hat. Wie vorhin erwähnt, hatte Ritter schon im Jahre 1817 den ersten Theil seines großen Hauptwerks „die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen" veröffentlicht. Der Theil beschäftigte sich mit Afrika. Die neuesten Entdeckungen und Forschungen, welche während der jüngsten Zeit grade in diesem Erdtheil angestellt worden sind, machen heute eine Ueberarbeitung nothwendig; auf die Einleitung hat sich dieselbe jedoch nicht zu erstrecken. Diese Einleitung ist von besonderer Wichtigkeit. In ihr legt der Verfasser seine Stand- und Gesichtspunkte

dar, von denen er die Erdkunde ansieht; er erörtert die Bedeutung der Erdoberfläche für die Geschichte der Menschheit, und zeigt, nach welcher Methode der Geograph seinen Stoff zu erforschen und zu sichten, zusammenzufassen und darzustellen habe. Wir kommen auf diese Grundzüge gleich im Nächsten zurück. Die Nothwendigkeit einer Ueberarbeitung dieses ersten Theils fühlte Niemand mehr, als Ritter selbst, allein theils mochte er sich zu einer solchen nicht entschließen, weil die jüngsten Entdeckungen und Forschungen stets neue Resultate ergaben, theils aber auch deshalb, weil seine ganze Kraft und Aufmerksamkeit sich auf einen zweiten Erdtheil, auf Asien concentrirte. Mit Asien fertig zu werden, war der Wunsch seiner heißen Sehnsucht; daß zu einem Mehr die Lebensdauer nicht reichen werde, mochte er fühlen. „Den Osten" erzählt Anton von Etzel, habe Ritter kurz vor seinem Tode zu ihm gesagt, „den Osten wird man mir vielleicht lassen, aber den Westen vermag ich nicht mehr zu erfassen und zu gestalten. Das ist die Arbeit, die den Jüngern übrig bleibt." Asien zerlegte Ritter in sechs Hauptgruppen. Die erste umfaßte Ostasien in fünf Bänden, Theil 2 bis 6 der „Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen," und erschien in den Jahren 1832 bis 1836. Von 1837 bis 1844 arbeitete Ritter an den fünf Bänden, Theil 7 bis 11, die er Westasien widmete, dann folgte 1846 und 1847 Arabien in zwei Bänden, Theil 12 und 13, endlich 1848 bis 1855 im Theil 14 bis 17 die vergleichende Erdkunde der Sinai-Halbinsel, Palästina und Syrien in sechs Bänden. Die fünfte und sechste Hauptgruppe sollte die Geographie von Kleinasien und die Geographie des kaukasischen Ländergebiets umfassen; nur zwei Bände, von denen erst der eine erschienen, konnte Ritter von der Arbeit vollenden. An dem trefflichen „Atlas von Asien," den er zur näheren Erläuterung seines Werkes herausgab, war der General von Etzel, sein College an der Kriegsschule und Mitbegründer der geographischen Gesellschaft zu Berlin, ein langjähriger Mitarbeiter; später ist der Atlas von Grimm, Mahlmann und Kiepert fortgesetzt worden. Die Register zu den Bänden über Ostasien hat J. L. Ideler, zu den Bänden über Westasien G. F. H. Müller angefertigt.

Das Hauptwerk Ritter's ist ein Torso geblieben, aber ein Torso, von dem das exegi monumentum gilt.

Wir haben ferner einer sehr beträchtlichen Anzahl kleinerer Abhandlungen und Gelegenheitsschriften aus der Geographie und den verwandten Gebieten des antiquarischen und des historisch-antiquarischen Wissens von Ritter zu erwähnen, Vorträge, welche der Verstorbene in der königlichen Akademie der Wissenschaften, in der geographischen Gesellschaft, im wissenschaftlichen und evangelischen Verein gehalten hatte, Vorreden zur Einführung und Empfehlung fremder Werke u. d. m. Nicht alles von diesen zerstreuten Werken ist in den Buchhandel gekommen; nur die von 1826 bis 1850 in der Akademie gehaltenen Vorträge sind unter dem Titel: „Einleitung zur allgemeinen vergleichenden Geographie, und Abhandlungen zur Begründung einer mehr wissenschaftlichen Behandlung der Erdkunde," Berlin 1852, im Separatdruck erschienen.

Versuchen wir jetzt die Analyse von dem wissenschaftlichen System Ritter's, dessen Grundzüge, wie bemerkt, schon in der Einleitung zum ersten Bande des Torso enthalten sind. Ritter geht von dem Gedanken aus, daß wie jeder einzelne Mensch mit einem besondern Charakter und mit besondern Fähigkeiten eine besondere Aufgabe von der Vorsehung zugewiesen erhalten hat, ähnlich auch die verschiedenen Völker und Länder. Eben so wenig wie der einzelne Mensch, eben so wenig geben sich die Völker ihren Charakter und ihre Eigenthümlichkeit. Die Wissenschaft der Geographie hat sich dieser Eigenthümlichkeit bewußt zu werden, sie deutlich und klar zu erkennen. Die Eigenthümlichkeit des Volkes aber kann nur aus seinem Wesen erkannt werden, aus seinem Verhältniß zu sich selbst, zu seinen Gliedern, zu seinen Umgebungen, aus seinem Verhältniß zu beiden, und aus dem Verhältniß von beiden zu Nachbarländern und Nachbarstaaten. Damit ist auf den Einfluß hingewiesen, den die Natur mit stiller, aber unwiderstehlicher Gewalt auf das Volk ausübt; Natur und Geschichte stehen in lebendiger Wechselwirkung, nicht die Geschichte außerhalb oder neben der Natur. Die Erde ist das Erziehungshaus der Menschheit, und die Geschichte der Bericht von dem Verlauf und Ergebniß der Erziehung. Wie die Geschichte nicht etwas Willkürliches, sondern ein Ganzes, wie ihre Begebenheiten sich nicht gleichgiltig zu einander verhalten, sondern nothwendig zusammenhängen, so ist auch die Erdoberfläche in ihrer Formation nicht etwas

Willkürliches, sondern die verschiedenen Länder stehen in einer nothwendigen Beziehung zu einander und bilden, wie die Ereignisse der Geschichte, in ihren Wechselbeziehungen ein organisches Ganzes, einen Kosmos, an dessen Spitze — das ist der Schluß- und Fundamentalsatz, welchen sich Ritter von Natur und Menschenwelt gebildet hat, und für den er beredtes Zeugniß ablegt — der lebendige Gott die natürliche und sittliche Welt erhält und regiert. Die religiöse Idealität dieser Anschauungsweise, mit der jede materialistische Auffassung unverträglich ist, zieht sich als der eigentliche rothe Faden durch alle Forschungen Ritter's. Er selbst liebte es, grade diesen letzten Punkt überall mit ernstem Nachdruck zu accentuiren.

Wenn wir von speciell theologischen Untersuchungen absehen, ist sonst das Hervorheben des religiösen Moments innerhalb der wissenschaftlichen Forschung heute grade nicht beliebt, indem man von der nicht ungerechtfertigten Besorgniß ausgeht, es könnte die Integrität der wissenschaftlichen Forschung, deren Ernst und Reinheit, durch das Hereinziehen jenes Moments leiden. Bei Ritter findet, so oft und so entschieden er auch den religiösen Standpunkt betont, die Befürchtung keinen Anhalt. Mit der religiösen Idealität seiner Anschauungsweise verbindet sich in glücklicher Harmonie die genialste Tiefe der Forschung und des Urtheils, die umfassendste und klarste Weite des Blicks. Wie gediegen und geistvoll sind die Auseinandersetzungen, in denen er sein allgemeines Princip, daß der Erdplanet ein organischer Kosmos, im Besondern durchzuführen weiß! Drei große Gegensätze sind es, welche nach Ritter sofort auch bei einer flüchtigen Betrachtung der Erdoberfläche in das Auge springen. Der erste ergibt sich aus der verschiedenen Vertheilung von Land und Wasser. Legen wir einen größten Kreis um die Erdkugel, der durch die Westküste Peru's und durch die Halbinsel Malacca längs der Südgrenze China's seinen zusammenhängenden Weg nimmt, so erhalten wir eine nordöstliche Halbkugel, die vorzugsweise continental und eine südwestliche, die vorzugsweise oceanisch ist. Dort nimmt England die Mitte ein, hier Seeland. Das continentale Klima ist excessiv, das oceanische feucht. Dieses begünstigt die Ueppigkeit des Pflanzenwuchses, und der Einfluß auf den Menschen macht sich darin geltend, daß er das Elastische verliert; jenes gibt der Vegetation zwar nicht die Ueppigkeit, aber eine größere Mannigfaltigkeit an Species, und der Mensch und mit ihm die Thiere sind muthiger und feuriger. Den zweiten Gegensatz bildet der Unterschied der alten und der neuen Welt, oder der östlichen und der westlichen Halbkugel. Hier ist die alte Welt die continentale, die neue die oceanische. Der klimatische Unterschied ist im allgemeinen der nämliche, wie bei der Wasser- und Landhalbkugel. Dazu gesellt sich ein Gegensatz in der Hauptrichtung der Erdtheile. Die alte Welt, fast ganz der gemäßigten Zone angehörend, dehnt sich aus in der Richtung von Osten nach Westen; die Richtung der neuen Welt läuft von Norden nach Süden, und mit dieser Richtung ist ein häufiger Wechsel des Klimas verbunden. Ein dritter Gegensatz ergibt sich endlich aus dem Gegensatze der südlichen und nördlichen Halbkugel; auf dieser, der continentalen, verhält sich das Land zum Meere wie 1 zu 1½, auf jener, der oceanischen, wie 1 zu 5. Aber alle diese Gegensätze lösen sich auf in eine höhere Einheit, in den Gesammtorganismus unsers Planeten, und der bisherige Gang der Geschichte läßt ahnen, welche besondere Aufgabe den besondern Länderindividuen zugetheilt ist. „An hundert Stellen, die schon ihren historischen Einfluß ausgeübt, kann die tiefere Betrachtung das Leben dieses Erdorganismus in seinen Functionen zum Menschengeschlecht nachweisen, und die Localitäten des Planeten, die noch zu keinem Schauplatze der Menschengeschichte geworden, werden zu ihrer Zeit ihre Bestimmung nicht weniger erfüllen, als diejenigen, welche auf dem classischen Boden der Weltgeschichte schon früher dazu heranreifen sollten."

Dem sinnigen Gedankengange des großen Forschers vollständig nachzugehen, kann nicht die Aufgabe dieser Skizze sein. Wir sind beschränkt auf die Angabe der bloßen Umrisse der Methode, welche Ritter bei seiner geographischen Darstellung anwandte. Mit der minutiösesten Sorgfalt verweilt seine Betrachtung bei der verschiedenen Weltstellung der verschiedenen Erdtheile, der verschiedenen Ländergebiete bis herab auf das kleinste, bei der Beweisführung, wie der kosmischen Anordnung der Erdräume auch die Gesammtverhältnisse der Natur und Geschichte entsprechen, die zum Theil in dem Entwicklungsgange des Menschengeschlechts sich ausweisen; nicht mindere Aufmerksamkeit widmet er den hori-

zontalen Verhältnissen der Erdtheile und Länder, namentlich dem Verhältnisse, in welchem die Küstenlänge zu dem Flächeninhalte steht, die Glieder eines Erdtheils zum Stamm; von den horizontalen Verhältnissen schreitet die Charakteristik fort zu den verticalen Verhältnissen, sie geht weiter zum Klima, das durch jene Verhältnisse bedingt ist, dann zu der Pflanzen- und Thierwelt, die wiederum bedingt sind durch das Klima, und endlich von der Thierwelt zum Menschen, zum Staate, zum Volke, zur Geschichte des Landes, und so bringt uns Ritter's Charakteristik das Ganze als ein System heiliger Gesetze, als ein planmäßig geordnetes Wirken des göttlichen Geistes zur vollen und plastischen Anschauung.

In diesem Sinne wollte er auch, daß die Geographie in den Schulen gelehrt würde, und nach einer Mittheilung, welche wir der „Berliner Revue“ entnehmen, war ihm grade die Correctur des geographischen Schulunterrichts eine Herzenssache, auf die er ein besonderes Gewicht legte. Es widerstrebte ihm in der Seele, die Geographie als einen Tummelplatz willkürlicher Ein- und Ausfälle betrachtet zu sehen, es widerstrebte ihm in der Seele, in den geographischen Schul- und Lehrbüchern eine lanx saturä von allen möglichen Notizen zu finden. Um die Wissenschaft — die Aeußerung schreibt ihm das oben genannte Journal zu — sieht es schlimm aus, welche erst des Reizes der Uebertragung oder der Nutzanwendung aus andern Wissenschaften bedarf; sie wird, wenn sie des eignen Keimes der Entfaltung ermangelt, auch andere Wissenschaften oder das Leben selbst nie befruchten oder berühren, und die todtgeborne wird auch leblos bleiben und durch keinen täuschenden Anstrich lebendig gemacht. Sie wird dann keineswegs als Disciplin zur humanen Ausbildung des menschlichen Geistes gehören und würde auch keine eigene Stelle in der Reihe der bildenden Schulwissenschaften verdienen. Im Gegensatze hierzu wollte er die Geographie gelehrt wissen als einen Inbegriff heiliger Gesetze, als eine Offenbarung Gottes in der Natur und der Geschichte, und die Jugend sollte nach ihm geleitet werden, den Gedanken Gottes nachzugehen und nachzudenken.

Der Nachwelt ist die äußere Erscheinung Ritter's durch eine meisterhaft ausgeführte Statuette Ulrich's von Salpius erhalten, eines Officiers, der sich als Schüler des Verstorbenen zu diesem Werke begeisterte.

Als Grabinschrift für Karl Ritter ist die schöne Grabinschrift des Arztes Heim vorgeschlagen worden: „Kein Trauerort für die Hinterbliebenen!“ und auch wir wüßten keine Aufschrift, die mehr passend und ausdrucksvoller wäre.

Die tertiäre
Säugethierfauna Nordamerika's.

Von

Prof. Dr. C. Giebel.

Schon seit einer langen Reihe von Jahren verfolgen die Zoologen die geographische Verbreitung der Thiere und suchen die Gesetze zu erforschen, nach welchen die einzelnen Familien und Gattungen mit ihren Arten durch die verschiedenen Zonen vom Aequator nach den Polen hin und zugleich nach Ost und nach West verbreitet sind. Bereits sind auch die weiten Continente, großen Inseln und die Meere nach allen Richtungen hin so weit erforscht, daß wir größere und kleinere Faunengebiete nach sehr charakteristischen Familien und einzelnen Gattungstypen abgrenzen und schildern können; bereits sind sehr viele Thierfamilien in ihren Mitgliedern so vollständig und in deren geographischer Verbreitung so genau bekannt, daß wir letztere schon auf Karten graphisch darstellen können. Aber es ist eben nicht mehr als die Verbreitung, die wir durch jahrelangen Fleiß und durch die mühseligsten und gefahrvollsten Reisen vieler ausgezeichneter Forscher kennen gelernt haben, die innern und äußern Bedingnisse solcher Verbreitung dagegen sind uns noch völlig dunkel und räthselhaft. Wir wissen es nicht, warum das Rennthier ausschließlich den rauhen eisigen Norden und sein naher Verwandter, der Dammhirsch, nur die milden, gemäßigten Länder bewohnt, warum der Eisbär in die arktischen Meere, der braune Bär in die Wälder der gemäßigten Zone, das Kameel in die ödesten Wüsteneien der heißen alten Welt und sein nächster Verwandter, das Lama, als Hochgebirgsbewohner auf die Cordilleren Südamerika's verwiesen worden ist, während doch der Fuchs

vom warmen Afrika und Indien bis an die Küsten des Eismeers, und wie auch sein Vetter, der isegrimmige Wolf, in Nordamerika und der alten Welt überall gleich heimathsberechtigt ist. Man weist zur Erklärung dieser Verhältnisse auf den dichten, der strengsten Kälte trotzenden Pelz und die eigenthümliche Nahrungsweise hin, aber jene Kosmopoliten wissen sich doch im hohen Norden eben so gut gegen die Winterkälte wie im Süden gegen die erdrückende Hitze zu schützen und ihr Magen verdaut die verschiedenste Speise. Allerdings scheint bei der einen Art hauptsächlich das Klima, bei einer andern die bestimmte Nahrung, bei einer dritten bloß die Beschaffenheit der Atmosphäre, die eigenthümlichen Bodenverhältnisse den Aufenthalt wesentlich und vorherrschend zu bestimmen, allein wir vermögen nicht die Nothwendigkeit innerer Beziehungen zwischen den physikalischen Bedingnissen und der Organisation nachzuweisen; wir wissen es nicht, warum die Bewohner Amerika's durchweg kleiner sind, als ihre nächsten Verwandten und Vertreter in der alten Welt. —

So lange uns die innern Beziehungen in dem Organisationsplane und den äußern Lebensbedingungen, so weit diese eben die geographische Verbreitung bestimmen, unbekannt sind, bleibt jeder Schluß von dem einen auf das andere unsicher und gewagt, und diese Lücke in unserm Wissen macht sich ganz besonders empfindlich bei paläontologischen Untersuchungen, bei den Folgerungen aus den vorweltlichen Thieren auf die klimatischen und Bodenverhältnisse in frühern Schöpfungsepochen. Die Arten der Gattungen Canis, Ursus, Felis, Corvus, Bos u. v. a. sind gegenwärtig durch alle Zonen zerstreut, mit welchem Rechte will man einer vorweltlichen Art dieser Gattungen, die doch von allen jetzt lebenden wirklich verschieden, im eigentlichsten Sinne specifisch eigenthümlich ist, ein bestimmtes tropisches, gemäßigtes oder nordisches Klima, einen ebenen, hügeligen oder gebirgigen Boden, einen besondern Pflanzenwuchs zum Unterhalt anweisen? Hat uns denn nicht die Auffindung der Mammutcadaver auf das Schlagendste überzeugt, daß das Mammut trotz seiner überraschenden Aehnlichkeit im Zahn- und Knochenbau mit dem nur im warmen Asien einheimischen Elephanten dennoch und vortrefflich für den Aufenthalt im hohen Norden organisirt war! Berechtigt uns das Vorkommen von Pferden, Elephanten und andern Gestalten der gegenwärtigen alten Welt in frühern Schöpfungsepochen in Amerika eine vormalige Verbindung dieses Continentes mit denen der alten Welt oder nur dieselben klimatischen, oro- und hydro- und topographischen Verhältnisse daraus zu schließen? Gewiß nicht, ein solcher Schluß wäre eine bloße Vermuthung, gegen deren Wahrheit sich viele und verschiedene Thatsachen beibringen lassen. Ueber die völlige Haltlosigkeit der auf die vorweltlichen Pflanzen und Thiere begründeten Klimatheorie früherer Schöpfungsepochen habe ich mich des Weitern in meinem Buche: Tagesfragen aus der Naturgeschichte (zweite Auflage, Berlin 1859) verbreitet und verweise den Leser darauf. Hier beabsichtige ich vielmehr, auf einige der wichtigsten Säugethiere des tertiären und diluvialen Amerika die Aufmerksamkeit zu lenken, deren weitere Vergleichung für andere als bloß klimatologische Fragen aus der Paläozoogeographie, wie man die Lehre von der geographischen Verbreitung der vorweltlichen Thiere nennen könnte, ein besonderes Interesse erweckt.

Während durch Georg Cüvier's epochemachende Arbeiten und viele andere eifrige Sammler und tüchtige Forscher die untergegangenen Säugethierschöpfungen Europa's schon längst bekannt und geschildert worden waren, wußte man von den gleichzeitigen Säugethiergestalten des großen amerikanischen Continents nicht mehr, als was Cüvier selbst über das riesige Mastodon und das Megatherium mitgetheilt hatte. Diese beiden Urgestalten erregten freilich durch ihre seltsamen Eigenthümlichkeiten, des Mastodon zu den lebenden Elephanten und des Megatheriums zu den heutigen Faulthieren, eine große Spannung auf die weitern Entdeckungen, welche zunächst noch auf Harlans geradezu räthselhaften Basilosaurus aus den eocänen Gebilden Alabama's und Südcarolina's beschränkt blieben. Fast vier Decennien später erst und zwar ziemlich in derselben Zeit, als R. Owen durch die bloß mikroskopische Untersuchung der Zahnstructur den in neuerer Zeit nochmals als fabelhafter Hydrarchos auftauchenden Basilosaurus (Königseidechse) für ein robbenartiges Säugethier erkannte, entdeckte der dänische Naturforscher Lund in den Knochenhöhlen Brasiliens eine ganz neue und überraschend vielgestaltige Säugethierwelt der diluvialen Epoche. Obwohl dieselbe nun im Wesentlichen zur heutigen Säuge-

thierfauna Südamerika's sich grade eben so verhält, wie die diluviale europäische zur gegenwärtigen Europa's: so fesselte sie doch durch die Neuheit und Eigenthümlichkeit der Gestalten und die sich unmittelbar anknüpfenden Fragen von allgemeiner Bedeutung die Aufmerksamkeit aller Paläontologen und Zoologen in hohem Grade. Die jüngsten Bildungen des großen nordamerikanischen Continents lieferten zwar in der langen Reihe von Jahren einzelne Säugethierreste, allein die erste wichtige und interessante Entdeckung geschah hier im Beginne des gegenwärtigen Jahrzehntes mit der Aufschließung eines tertiären Knochenlagers in den Mauvaises Terres im Nebraskaterritorium. Die Säugethiere dieser Lagerstätte sind sämmtlich neue eigenthümliche Gestalten, welche durch ihre Beziehungen zu der heutigen nordamerikanischen und zu der gleichalterigen europäischen Säugethierfauna ein allgemeines Interesse beanspruchen. Leidy hat dieselben speciell untersucht und seine Darstellung eröffnet uns die Einsicht in diese eigenthümliche Schöpfung.

Die Ueberreste der Nebraskaer Säugethierfauna, der ältesten des nordamerikanischen Continents, lagern an dem Niobrara- und dem White River, zwei Nebenflüssen des Missouri zwischen dem 42. und 44. Breitengrade. Hayden hat ganz neuerdings (1858) die jüngsten Gebilde dieses Gebietes als mittel- und obertertiäre unterschieden und erstere wieder in vier, letztere in eine Schichtenreihe aufgelöst. Die Säugethierreste sind durch alle fünf zerstreut und im Sinne der heutigen Geologen hätten wir demnach hier fünf auch der Zeit nach verschiedene Faunen. Indeß wollen wir auf die spitzfindige Zeitfrage kein Gewicht legen, die Lagerstätten gehören nur einem Gebiete und einer größern Zeitepoche an und das rechtfertigt schon die Zusammenfassung für unsern Zweck. Leidy vertheilt die Ueberreste auf 61 Säugethierarten, nämlich auf 14 fleischfressende Raubthiere, 6 Nager, 9 Einhufer, 11 Vielhufer und 20 Wiederkäuer, gewiß eine überraschende Mannigfaltigkeit auf kleinem Raume, wenn wir bedenken, daß gegenwärtig in ganz Deutschland nur 15 fleischfressende Raubthiere, 20 Nager, 2 Einhufer, 1 Vielhufer und 8 Wiederkäuer leben.

Was uns in dieser Uebersicht der alten Nebraskafauna sogleich auffällt, ist das Vorkommen von neun pferdeartigen Hufthieren. Bekanntlich hat das heutige Amerika seine Pferde und Esel erst aus Europa erhalten, ursprünglich einheimisch bei Ankunft der Spanier war daselbst kein Einhufer. In der tertiären und eben so in der diluvialen Schöpfungsepoche dagegen lebten die Pferde über Nord- und Südamerika verbreitet. Lund fand nämlich die Reste eines echten, starkbeinigen Pferdes in Brasilien, und in Südcarolina entdeckte man diluviale Zähne und Knochen, welche durchaus nicht von dem gemeinen lebenden Pferde, Equus caballus, zu unterscheiden sind. Unser Pferd war also schon während der Diluvialepoche über Nordamerika und Europa verbreitet, dort erlag es der Katastrophe, hier aber ging es unverändert in die gegenwärtige Schöpfung über. Echte Pferde kannte man außerdem nur noch aus den jüngsten Tertiärgebilden Mitteleuropa's, deren feingewundene Schmelzfalten an den Backenzähnen die Benennung E. plicidens veranlaßten. In Nordamerika reicht die Existenz der Pferde eben so hoch hinauf in die pliocäne Epoche, denn Leidy führt zwei Arten in der Nebraskafauna auf, E. excelsus und E. perditus (sehr klein), beide im Zahnbau von unserm Pferde nicht verschieden. Die miocänen oder ältesten Pferde Europa's besaßen neben dem einzigen großen Hufe noch Afterklauen, bildeten also im Fußbau einen Uebergang zu den Dickhäutern oder Vielhufern, und auch von diesem als Hippotherium beschriebenen Typus weist uns die Nebraskafauna gleichfalls zwei Arten auf, H. occidentale und H. speciosum. Diese Hippotherien lebten in Indien noch in der letzten tertiären Epoche, also gleichzeitig mit den ersten Elephanten. Das früheste Auftreten des Einhufertypus zeigt uns nun grade in der Nebraskafauna außer den mit Afterklauen versehenen Hippotherien noch ganz neue eigenthümliche Beziehungen zu den Vielhufern und zu den Wiederkäuern. Mit letztern verbinden sich hier nämlich die Pferde durch eine seither unbekannte Gattung Merychippus, deren hintere Backenzähne nur durch einfachere Windung der Schmelzfalten von denen des Pferdes verschieden sind, während die vordern schon ganz entschieden wiederkäuerähnlich erscheinen. Leidy unterscheidet drei Arten dieser merkwürdigen Gattung, von deren Fußbildung wir leider noch nichts wissen und nur mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthen dürfen, daß neben dem großen Pferdehufe an jedem Fuße noch zwei kleinere, beim Auftreten wohl ebenfalls den Boden

berührende Hufe vorhanden gewesen sein werden. Es sind im Nebraskalager allerdings Gliedmaßenknochen auch gefunden worden, aber so vereinzelt, daß sich nicht ermitteln läßt, zu welchen Zahnarten, ob zu Equus, Hippotherium oder zu Merychippus sie gehören mögen. Wir haben die vermeintlich dreizehigen Pferdefüße bei einem bereits in Spanien, Frankreich und Deutschland an verschiedenen Orten beobachteten mitteltertiären Thiere, dem Anchitherium; dessen Zähne aber weichen zugleich erheblich ab, um sich vielmehr denen des Nashorns und noch entschiedener des untergegangenen Paläotheriums zu nähern. Die von Cüvier zuerst im Pariser Becken entdeckten Paläotherien, deren Existenz in eine Epoche fällt, wo weder Pferde, noch Rhinoceroten und Tapire schon geschaffen waren, wo der Unterschied von Ein-, Zwei- und Vielhufern noch gar nicht da war, repräsentiren im eigentlichsten Sinne den Urtypus der eben erwähnten Thiergestalten, und in dem der unmittelbar folgenden, nämlich der miocänen Epoche angehörigen Anchitherium tritt dieser Urtypus nur in eine noch innigere Beziehung zu den Einhufern, daher man auch die Namen Hipparitherium, Hypohippus und Parahippus für dasselbe vorgeschlagen hat. Auch dieses Anchitherium wurde in den Nebraskalagern in drei von den europäischen verschiedenen Arten, A. Bairdi, affinis, cognatus, aufgefunden.

Die Anchitherien führen uns direct zu den Dickhäutern oder Vielhufern über, welche in der Nebraskafauna wiederum die interessantesten Beziehungen zu den ältern europäischen Säugethieren zeigen. Ganz überraschend ist hier das Erscheinen eines Elephanten, den man in der alten Welt nicht unterhalb der jüngsten Tertiärbildungen, in diesen auch nur in den Sivalikhügeln Indiens gefunden hat; in der Diluvialepoche war er als Mammut bekanntlich über die ganze nördliche Erdhälfte, also auch über Nordamerika verbreitet, und hier, wo er in der gegenwärtigen Schöpfung nicht einmal einen Vertreter hat, existirte er bereits neben den Hippotherien, welche in Deutschland der mitteltertiären Epoche ausschließlich angehören, in Indien freilich auch in obertertiären Schichten mit den Elephanten vereinigt sind. Von dem Nebraskaelephanten liegt zwar nur ein einziges Zahnstück vor, aber die ungeheure Dicke der einzelnen Schmelzplatten desselben läßt die artliche Eigenthümlichkeit gar nicht zweifelhaft. Wie im Uebrigen diese Riesengestalt sich zu den asiatischen tertiären, zu den weit verbreiteten diluvialen und den lebenden Elephanten verhalten mag, kann man leider aus dem einzigen Bruchstück eines Zahnes nicht erschließen. Leidy nennt die Art Elephas imperator und will auch das diluviale Mammut Amerika's von dem vorweltlichen als besondere Art, E. americanus, getrennt wissen.

Gemeinschaftlich mit diesem Kaisermammut kommt in den Mauvaises Terres die der gegenwärtigen Schöpfung fehlende Gattung vor. Ihre elephantengroßen Arten lebten schon während der mitteltertiären Epoche in Europa, dann hier verschwindend erschienen sie in der jungtertiären Zeit in Indien neben Elephanten, ganz so auch in der Nebraskafauna; in der Diluvialzeit endlich bevölkerten sie ausschließlich Nord- und Südamerika, wo sie wahrscheinlich noch im Anfange der gegenwärtigen Schöpfungsperiode, also gleichzeitig mit dem Menschen, lebten. Die Nebraskaer Art ist übrigens merklich kleiner, als die ältere europäische und als das diluviale Riesenmastodon, das fast unsere größten Elephanten noch übertraf.

Die dritte altweltliche Dickhäutergattung, von deren Existenz man früher in Amerika gar keine Spuren kannte, ist das Rhinoceros. Das erste Auftreten dieses Typus fällt in die mitteltertiäre Epoche, wo es in Europa schon weit verbreitet erscheint. Eben dieser Zeit gehören zwei Arten der miocänen Nebraskafauna an, Rh. occidentalis und nebrascensis, die allerdings sehr erheblich von dem heutigen Nashorntypus abweichen. Die letztgenannte Art hat in der That nicht mehr als die Backenzahnformen vom Rhinoceros, in den Schneide- und Eckzähnen ist es dagegen ein Tapir, und da weiter der Schädel die auffälligsten Beziehungen zu den Schweinen bekundet: so ist es mit vollem Rechte vom Rhinoceros abgesondert und als tapirgroßes Hyracodon zum Typus einer eigenthümlichen Gattung erhoben worden. Die andere Art trägt entschiedenere Nashorncharaktere, ist aber noch ungehörnt, ein Nashorn ohne Horn auf der Nase, wie das gleichalterige vierzehige Nashorn Europa's, das man eben deshalb Aceratherium nannte. Diese Aceratherien stehen in der Größe weit hinter den lebenden und diluvialen Rhinoceroten zurück. Das dritte Nashorn der Nebraskafauna ist nur in wenigen Kieferfragmenten aus den höhern Schichten bekannt, welche über das

nähere verwandtschaftliche Verhältniß zu den andern Arten noch keinen befriedigenden Aufschluß geben und eben nur die Existenz der Gattung bekunden.

Die noch übrigen Dickhäuter in den miocänen Nebraskaschichten sind ausgestorbene schweinsartige Gestalten. Die eine derselben stimmt nach den wenigen Kieferfragmenten und Zähnen, welche ihre Existenz bekunden, auffallend mit dem mitteltertiären Urschweine Frankreichs, dem Paläochörustypus, überein, welches die Backenzähne des lebenden amerikanischen Pekari (Dicotyles) hat, dagegen in den kleinen Eckzähnen, den Lück- und Schneidezähnen eigenthümlich ist. Die zweite leider nur in sehr vereinzelten Backenzähnen bekannte Art scheint dem heutigen Pekari noch näher verwandt gewesen zu sein; nur wegen einzelner Höckerformen in den Zahnkronen trennt Leidy beide Arten generisch ab unter dem Namen Leptochörus. Mehr eigenthümlich, aber doch auch der Familie der Schweine zugehörig ist die Gattung Archäotherium. Ihre vierseitigen Mahlzähne tragen sehr starke Höckerpaare und eine dicke Ringwulst um die Krone, ihr Schädel erinnert in mehrfacher Hinsicht an die Kameele, doch ist zumal die Unterseite ganz entschieden schweineartig; die großen Schläfengruben, sehr starken Jochbogen, die hintere Augenhöhlenbrücke, der scharfe Pfeilkamm entfernen dieses Thier von allen Suinen. Auch in den miocänen Gebilden Frankreichs hat man früher noch als in den Mauvaises Terres diesen Typus entdeckt und unter dem Namen Elotherium beschrieben. Weiter von der Familie der Schweine entfernt sich die Nebraskaer Gattung Titanotherium, ihre obern Backenzähne halten nämlich die Mitte zwischen Nashorn und Paläotherium, die untern gleichen letztern, daher sie Leidy anfangs diesen ohne Weiteres zuwies. Leider wurden erst ganz vereinzelte Ueberreste gefunden, welche über diese Riesengestalten noch keine genügende Auskunft geben, jedenfalls dürfen wir sie als die eigentlichen Vertreter der europäischen Paläotherien in Nordamerika betrachten. Wie diese einen der tertiären Schöpfungsperiode ganz eigenthümlichen Familientypus der Vielhufer repräsentiren: so einen andern die minder vollständig bekannten Anthracotherien, deren Gattungen gleichzeitig mit den Paläotherien im westlichen Europa lebten. Nur eine derselben, Hypopotamus, wurde in der Nebraskafauna wieder gefunden, auch bloß in einzelnen Zähnen, welche auf ein tapirgroßes Thier deuten. Die europäischen Arten lagern zumeist in den ältesten Tertiärbildungen.

In der heutigen Schöpfung stehen die Einhufer, Wiederkäuer und Vielhufer ziemlich scharf geschieden neben einander, und selbst die Familien dieser Gruppen sind durch keine Uebergangsgestalten vermittelt. Bei dem ersten massenhaften Auftreten der Säugethiere auf der Erdoberfläche gab es eben bloß Hufthiere ohne jene scharfen Unterschiede, wie wir schon bei den Hippotherien, Archäotherien, Paläotherien u. s. w. zu beobachten Gelegenheit hatten. In ganz ähnlicher Weise weichen darum auch die ältesten Wiederkäuertypen von den lebenden Familien ab durch ihre ganz auffallende Annäherung an die Vielhufer. Es sind so eigenthümliche Mittelgestalten, daß wir aus den vereinzelten Ueberresten nicht einmal mit Bestimmtheit auf eine zusammengesetzte Magenbildung und also auf ein Wiederkäuen der Speise bei ihnen schließen können. Cüvier beschrieb die ersten schweinsartigen Wiederkäuer aus dem Pariser Becken unter dem Namen der Anoplotherien und einen ganz neuen Typus dieser Familie liefert nun die mitteltertiäre Nebraskafauna in der Gattung Oreodon. Dieselbe hat in den Backenzähnen zwar die entschiedensten Wiederkäuerformen, aber dazu wirkliche Hauer im Oberkiefer, kleine Eckzähne im Unterkiefer und eben so abweichend eigenthümliche Schneidezähne, oben sechs und unten acht. Der Schädel bietet wieder im Hirnkasten die unverkennbarsten Beziehungen zu den Kameelen, nur in seiner Gesammtheit eine größere Aehnlichkeit mit den alttertiären Anoplotherien Europa's, im Unterkiefer eine viel innigere Verwandtschaft mit den Schweinen als mit den Wiederkäuern. Diese Vereinigung heutiger Dickhäuter- und Wiederkäuerformen beobachtete Leidy noch an einigen andern Ueberresten der Nebraskalagerstätten, doch sind die darauf begründeten Gattungen Merycochörus, Eucrotaphus und Agriochörus noch zu unvollständig bekannt, um eingehende Vergleichungen zu veranlassen.

Neben solchen schweinsartigen Wiederkäuergestalten treten nun in der Nebraskafauna auch typische, echte Wiederkäuer auf, doch nicht in Gattungen der gegenwärtigen Schöpfung, sondern nur als entschiedene Vertreter solcher und zwar sowohl altweltlicher als amerikanischer. Eine der interessantesten Er-

scheinungen ist darunter das Pöbrotherium, als Vertreter des asiatischen Moschusthieres, im Gebisse diesem lebenden Typus überraschend ähnlich, im Schädel merklich gestreckter, mit hinten abgeschlossenen Augenhöhlen und ungeheuer entwickelten Paukenblasen, wodurch allein schon die generische Trennung gerechtfertigt ist. Das Thier war etwas kleiner als unser Reh. Das Pöbrotherium ist keineswegs der einzige Vertreter der heutigen Moschiden in der mitteltertiären Epoche, auch Europa hat einen solchen in dem weit verbreiteten Dorcatherium und außerdem schon Arten der Gattung Moschus selbst. Die Nebraskafauna schließt sich durch eine Art des Dorcatherium, welche Leidy zuerst als Leptomeryx Evansi beschrieb, dann aber als der europäischen Gattung zugehörig erkannte, wieder ganz eng an unsere miocäne Fauna an. Enger auch an die heutigen altweltlichen Wiederkäuer als an die amerikanischen durch die Gattungen Leptauchenia und Protomeryx, welche beide in den allein bekannten Kieferfragmenten unsern Kameelen ähnlicher sind als den südamerikanischen Lamas; nur ihre Schneidezähne ähneln letztern, die Lückzähne gleichen sogar denen von Moschus, die Mahlzähne dagegen entsprechen denen der Kameele. Daß sie sieben Backenzähne in geschlossener Reihe besitzen, hindert hauptsächlich ihre Unterordnung unter die lebenden Kameele.

Die übrigen Wiederkäuer Nebraska's lagern in den höhern oder pliocänen Schichten und unter ihnen tritt uns zunächst ein echter Hirsch entgegen, dessen Unterkiefer und Geweihstangen, die einzigen Ueberreste, so ganz mit dem lebenden virginischen Hirsch übereinstimmen, daß man auf vollständigere Skelettheile zur Entscheidung dieses verwandtschaftlichen Verhältnisses sehr gespannt wird. Andere Kieferstücke und Zähne ähneln wieder mehr den altweltlichen Kameelen als den amerikanischen Lamas, unterscheiden sich aber von beiden generisch durch die größere Anzahl der Backenzähne. Leidy schlägt für sie den Namen Procamelus vor und vertheilt die Reste an drei Arten, von welchen jedoch keine die Größe unserer Kameele erreichte. Noch andere Kieferfragmente und Zähne stammen von hirsch- und schafähnlichen Thieren ab, reichen aber zu einer befriedigenden Ermittlung der verwandtschaftlichen Beziehungen ebenfalls nicht aus, und die von Leidy für dieselben eingeführten neuen Gattungsnamen, Merycodus und Megalomeryx, können nur als provisorische, der weitern Bestätigung sehr bedürftige betrachtet werden. Interessant ist endlich das Vorkommen eines eigenthümlichen Merychyus in diesen pliocänen Schichten, welches ganz wie die oben erwähnte Gattung Oreodon die Wiederkäuer mit den Dickhäutern verbindet und nach den aufgefundenen Kieferfragmenten in drei Arten existirte.

Von Nagethieren werden in der Nebraskafauna nur wenige Arten aufgeführt und das hat wohl wie überhaupt in der Kleinheit, Zartheit und Zerbrechlichkeit deren Knochen seinen Grund. So spärlich nun auch die Ueberreste vorliegen, so interessant ist doch auch deren Vergleichung. Leidy beschreibt zunächst einen Steneofiber nebrascensis, welcher generisch mit dem in den mitteleuropäischen Miocänschichten weit verbreiteten Chalicomys übereinstimmt, ja die amerikanische Art unterscheidet sich nur durch merklich geringere Größe, nicht durch Formeigenthümlichkeiten des Schädels und Gebisses von dem in Frankreich und Deutschland gemeinen Ch. Eseri. Dieses Thier ist der Vorgänger unsers Bibers, der ja auch in Nordamerika lebt, doch kaum halb so groß wie dieser und etwas leichter gebaut. Ihnen sehr nah steht die der Nebraskafauna eigenthümliche Bibergattung Ischyromys mit fünf Backenzähnen im Unterkiefer. Der eigentliche Biber, welcher heutzutage einzig und allein seine Familie repräsentirt, erscheint erst in den höhern oder pliocänen Schichten in Kieferfragmenten und Zähnen, welche nur durch etwas geringere Größe von der lebenden Art sich unterscheiden. Sehr häufig kommen in den miocänen Nebraskalagern Kiefer und Zähne vor, welche mit denen des lebenden Hasen so überraschend übereinstimmen, daß man dem eigenen Gattungsnamen Paläolagus, welchen Leidy für dieselben in Anwendung bringt, die Berechtigung versagen muß. In Europa sind echte Hasen aus mitteltertiären Ablagerungen noch gar nicht bekannt, nur Pfeifhasen und wie es scheint, von der lebenden Gattung generisch verschieden. Ganz ähnlich verhält sich die Familie der Mäuse. Die Nebraskalager lieferten einen Unterkiefer, welchen Leidy als Eumys elegans beschreibt, doch aber dem der lebenden Wanderratte als so auffallend ähnlich bezeichnet, daß man das Thier bis zur Auffindung weiterer Ueberreste für eine echte

Ratte halten muß. Endlich sei noch des größten aller Nagethiere, des Wasserschweines oder Capybara, Hydrochörus, gedacht, welches gegenwärtig nur in Südamerika lebt, aber in den pliocänen Schichten der Mauvaises Terres in einzelnen Zahnstücken erkannt worden ist, zugleich mit vereinzelten Zähnen, welche in Größe und Form nahezu mit denen des gemeinen europäischen Stachelschweines, Hystrix cristata, also einem der heutigen amerikanischen Fauna fremdartigen Typus, übereinstimmen.

An Raubthieren zeigt sich die Nebraskafauna ungleich ärmer, als die gleichalterigen europäischen Lagerstätten, in den auftretenden Formen dieser aber noch ähnlicher als in den Hufthieren. Eine der merkwürdigsten Gestalten dieser Gruppe ist die zum Typus der Katzen gehörige Gattung Machärodus mit den ungeheuer großen, messerartig scharfschneidigen Eckzähnen, die als furchtbares Mordinstrument weit aus dem Maule hervorragten. Die Arten derselben hatten Panther- und Löwengröße und sind in den jüngern Tertiärschichten Europa's und Indiens und noch im Diluvium Europa's und Brasiliens weit verbreitet. Der Schädel einer kaum panthergroßen Art wurde in Nebraska entdeckt, sie ist ihrer Lagerstätte nach die älteste und bekundet sich durch einen hintern Zacken am untern Fleischzahn als minder raub- und blutgierig, mehr hundeähnlich als alle übrigen Arten. Mit ihr lebte noch ein zweites Raubthier, Deinictis, welches im Schädelbau und der Form der Eckzähne dem Machärodus ganz ähnlich ist, aber in der Zahl und Form der Backenzähne doch die überraschendste Beziehung zu dem lebenden Iltis, also dem Typus der Marder bekundet. In Europa ist ein ähnliches Bindeglied zwischen Katzen und Mardern noch nicht aufgefunden worden.

Die übrigen mitteltertiären Raubthiere Nebraska's fallen mit den gleichalterigen europäischen Typen, dem eigenthümlichen Amphicyon und Hyänodon zusammen. Amphicyon begreift große, sehr starkknochige und kurzbeinige, eigentlich bärenartige Hunde mit sehr langem Schwanz und auffallend stark entwickelten Kauzähnen, welche auf ein viel weniger raubgieriges Naturell als bei unserm Wolfe hindeuten. Man unterscheidet schon ein Dutzend Arten aus den Tertiärgebilden Deutschlands und Frankreichs, zu welchen nun noch zwei der Nebraskafauna hinzukommen und die Gattung zu einer sehr weit verbreiteten machen. Beide Arten bleiben hinter den größten europäischen zurück und gestatten bei der Unvollkommenheit ihrer Fragmente leider noch keine eingehende Vergleichung. Die andere Gattung, Hyänodon, ist eine der seltsamsten in den tertiären Schöpfungsepochen überhaupt und zwar hauptsächlich durch ihr Gebiß. Die Schneide-, Eck- und vordern Backenzähne entsprechen nämlich denen der Hyäne, dann aber folgen abweichend von allen fleischfressenden Raubthieren überhaupt in jedem Kiefer drei Fleischzähne, theils hyänen-, theils katzenähnliche, eine ganz seltsame Vereinigung der Charaktere zweier verschiedenen Typen, welche mit einigen andern Eigenthümlichkeiten sogar zu der Behauptung führte, Hyänodon sei ein grimmes Beutelthier gewesen. Es sind bereits mehrere Arten aus den Tertiärgebilden Frankreichs, Englands und Deutschlands bekannt geworden. Ueber die drei Arten der Nebraskaer Fauna, H. horridus, cruentus und crucians finde ich leider keine nähere Angaben in Leidy's Arbeiten, um über ihr Verhältniß zu den europäischen ein Urtheil äußern zu können.

Die pliocänen Raubthiere am Niobrara gehören ausschließlich den allbekannten Typen der Hunde und Katzen an und ihre spärlich zur Untersuchung gelangten Ueberreste weisen sogar auf Arten, welche jetzt lebenden überaus nahe stehen. Von den Hunden entsprechen zwei, Canis saevus und C. Haydeni, dem heutigen Wolf und zwei andere, C. temerarius und C. vafer, dem Rothfuchse; die Unterschiede von diesen lebenden bedürfen noch sehr der nähern Bestätigung durch vollständigere Ueberreste. Die beiden Katzenarten weichen dagegen entschiedener von den lebenden Arten ab und zwar die panthergroße Felis intrepidus durch einen Zahnstumpf hinter dem Eckzahne, wie solcher auch bei einer pliocänen Art in Frankreich beobachtet wurde, und die F. ferox durch ihren wolfsähnlichen Fleischzahn.

Diese Uebersicht der Nebraskaer Ueberreste zeigt uns also, daß die Säugethierfauna Nordamerika's während der mittlern Tertiärepoche wesentlich denselben allgemeinern Charakter hatte, wie die gleichalterige und längst schon vollständiger bekannte mitteleuropäische. Grade die wichtigsten Gattungen, wie Machärodus, Amphicyon und Hyänodon unter den Raubthieren, Chalicomys unter den Na-

gern, die Rhinoceroten und Elotherien unter den Dickhäutern kommen gleichzeitig in Europa und Nordamerika vor, freilich in verschiedenen Arten. Der eigenthümliche Charakter der miocänen Schöpfungsepoche, welcher besonders in der Mannigfaltigkeit solcher Gattungen sich ausspricht, die nahverwandte Familientypen der gegenwärtigen Schöpfung vermitteln, ist durch neue, in Europa noch nicht nachgewiesene Gattungen in der Nebraskafauna ausgeprägt, durch Oreodon, Agriochörus, Pöbrotherium, Leptauchenia, Titanotherium und Deinictis. Mehrere dieser Typen schließen sich jedoch europäischen als sehr nahe verwandt an und einige ergeben sich vielleicht bei vollständigerer Kenntniß noch als identisch. Keine einzige Gattung der gegenwärtigen Schöpfung fanden wir vertreten, wenn wir nämlich die Rhinocerosarten, wie von den meisten Paläontologen geschieht, als Aceratherien auffassen. Nach ihrem Gesammtcharakter betrachtet verhält sich die mitteltertiäre Säugethierfauna Nebraska's zur gleichalterigen europäischen nicht anders als die heutige nordamerikanische zur heutigen europäischen. Allerdings lebte während der miocänen Epoche keine einzige Art in beiden Welttheilen zugleich, wie gegenwärtig Elenn, Wolf, Fuchs, Biber, allein diese Differenz ist noch keineswegs eine ausgemachte Thatsache, da wir nur erst aus dem weiten Continente die einzige Lagerstätte der Mauvaises Terres und auch diese noch nicht einmal ihrem ganzen Gehalte nach zur Vergleichung ziehen können. Wir nehmen daher trotz der artlichen Differenz für das miocäne Nordamerika und Europa ein und dieselben physikalischen Verhältnisse, dieselben Lebensbedingungen an.

Die jungtertiäre Nebraskafauna hat nur eine einzige Gattung, nämlich Rhinoceros, und strenge genommen, als Aceratherium, auch dieses nicht einmal mit der miocänen gemein. Sie würde sich dadurch auffallend von der gleichalterigen europäischen unterscheiden, wenn sie diese Eigenthümlichkeit auch bei der Entdeckung noch zahlreicherer Arten bewahrte; die bis jetzt bekannten bilden gewiß nur den kleinsten Theil der jungtertiären Säugethierfauna und können daher über jenes Verhältniß noch gar nicht entscheiden. Die Differenz mildert sich überdies schon sehr durch die innige Beziehung zu der pliocänen Fauna Europa's, welche in der Gemeinschaftlichkeit der Gattungen Cervus, Mastodon, Hippotherium, Equus, Castor, Felis und Canis ausgesprochen ist. Auffallender und von gewiß sehr hoher Bedeutung ist dagegen die größere Aehnlichkeit mit der gegenwärtigen europäischen als mit der nordamerikanischen, welche in dem Auftreten kameelartiger Thiere, des Rhinoceros und Elephanten, des Pferdes, der Ratte und des Stachelschweines, als der überwiegenden Anzahl so grell gezeichnet ist. Die Arten auch der pliocänen Fauna beschreibt uns Leidy sämmtlich als von den europäischen verschiedene, indeß müssen wir die Entscheidung über diese Frage bei der großen Dürftigkeit der Ueberreste noch offen lassen.

Von andern tertiären Lagerstätten Nordamerika's sind bis jetzt nur Seehunde und Cetaceen bekannt geworden, auf die wir nicht näher eingehen, da sie außer dem Zeuglodon kein Interesse beanspruchen. Die diluviale Säugethierfauna dagegen erscheint gleich durch das Auftreten der merkwürdigen Riesenfaulthiere mit den auch über Südamerika verbreiteten Gattungen Megatherium, Megalonyx und Mylodon scharf charakterisirt, daneben tritt das Riesenmastodon auf in der Diluvialepoche, eben nur hier, aber zugleich noch das altweltliche Mammut und das Pferd. Von den gegenwärtig in Nordamerika lebenden Säugethieren waren theils durch dieselben, theils durch sehr nahe verwandte Arten vertreten der virginische Hirsch und beide Stiere, der Tapir und das Nabelschwein, der gemeine Bär und der Waschbär, der Wolf, eine große Katze, das Walroß und der Delphin. Während in der alten Welt die diluviale Fauna eine sehr beträchtliche Anzahl von Vertretern jetzt lebender tropischer Säugethiere aufzuweisen hat, finden wir aus der lebenden südamerikanischen Fauna nur eine einzige Art, den Capybara im nordamerikanischen Diluvium. Ueberhaupt aber ist die nordamerikanische Diluvialfauna viel auffallender von der südamerikanischen als von der europäischen verschieden, ein Verhältniß, wie es nicht anders in der gegenwärtigen Schöpfung statt hat, uns also auch für die Diluvialepoche auf dieselben physikalischen Verhältnisse hinweist, wie sie noch heutiges Tages in diesen Welttheilen gelten, die Annahme eines andern Klimas, einer größern oder geringern Ausdehnung der Continente, einer zeitweiligen ununterbrochenen Verbindung derselben ist auf paläontologischen Gründen durchaus nicht gerechtfertigt.

Aus dem Orient.

Von
Gustav Reisewitz.

I.

Schweigen.

Das Schweigen des Todes liegt auf dem Lande der Osmanli. Wird die liebreiche Sonne, die nach Allah's ewigem Rathschlusse dem fruchtbaren Boden fortwährend blühendes Leben entlockt, nicht endlich auch seine Bewohner aus ihrer Lethargie erwachen lassen? —

„Allah bilir — das weiß Gott allein!“ Denn der Padischah überläßt seine Unterthanen gern Allah's Führung und er hofft, es wird alles wohl gehen. Er schlummert in seiner prächtigen Gruft Tschiragan, und verläßt er dieselbe, um an einem Freitage in irgend welcher Moschee zu beten, so wandelt durch die Gläubigen, die sich zur Erde neigen und schweigen, ein Schatten, gefolgt von Paschen, Agas und Beys, deren Schultern leicht mit Regierungssorgen belastet sind, die sie im Harem abschütteln bei sclavischen Frauen. —

Und die Armen und Niedern, die sich vor den Hohen dieser Welt beugen, murren sie nicht gegen solch Regiment, wenn ihre Kinder nach Brot schreien?

Nein, sie schweigen; denn ach, sie leben unter jenem glücklichen Himmelsstriche, der Oliven, Mais, Melonen und Reis hervorbringt, was ihnen genügt, und sie verträumen ihr Leben, wie der Padischah und seine Paschen, wenn auch minder glänzend. —

Es ist bloß der Bosporus, der den todten Bewohnern hin und wieder sein „Quos ego!“ zuruft, wenn er beim Sturme schäumt, wenn seine salzigen Wellen gegen die schwarzen Serailmauern branden und brüllen: „Wehe Dir, Stambul, einst wird kommen der Tag, da Du in Schutt und Ruinen dahinsinkst!“

Sie achten's nicht, ja sie freuen sich drob; denn Ismael's Söhne sind Bewunderer jeder Naturschönheit, und hingestreckt in den Kaffeehäusern auf die weichen rothen Divans öffnen sie die Augen weit, schauen hinaus auf die Fluth und denken bei sich: „Es ist kein Gott außer Gott!“

Betretet mit mir, liebliche Leserinnen, jenes Kaffeehaus, das an dem freien Platze zu Kandilli steht, zur Hälfte in den Bosporus hineingebaut ist und von einer vornehmen Classe besucht wird. Fürchtet Euch nicht! Kein Osmanli wird Euch beleidigen, ja Jeder wendet seine Augen sogar ab von Euch, da Ihr unverschleiert, und solche Frauen sind den Bekennern des Koran ein Greuel.

Schon von Weitem ist es Euch vergönnt, in das Innere hineinzuschauen, weil die großen breiten Fenster ohne Gitter sind. Dort ruhen die Söhne Ismael's in ihren faltenreichen Talaren, mit dem bunten Turban und den großen Bärten, schöne schweigsame Raucher, die Ihr gern betrachten werdet. Laßt Euch auf einem Divan nieder unter den Fenstern, welche auf die Fluth hinaussehen und betrachtet dann con amore das Innen und Außen, worin Euch Niemand stören wird.

Denn sie schweigen. Das eine Bein untergeschlagen, das andere nachlässig vom Divan herabhangend, geben sie keinen Laut von sich, es sind Automaten, die den Nargileh rauchen oder den Tschibuk und aus dem kleinen Fingan Mokka schlürfen.

Keinem Eintretenden schallt der Gruß des „Salem“ entgegen, kaum ein Neigen des Hauptes. Ihr werdet nicht in Versuchung kommen, zu glauben, Eure stumme Gesellschaft brüte über einem dunkeln Räthsel, löse irgend welch wichtiges Problem, oder die Gedankenlosigkeit, mit welcher Dieser und Jener seinen Rosenkranz aus einer Hand in die andere gleiten läßt, habe die geringste Verwandtschaft mit Gebet — Eure Umgebung hält nur Kief und Ihr werdet sie immer Kief halten sehen.

Die Orientalen sind weder Spiritualisten, noch Sensualisten; sie sind todt und allenfalls — Fatalisten.

Wie könnten sie auch gegen das Geschick kämpfen? Allah hat morgen ihren Untergang beschlossen.

„Bismillah — Im Namen Gottes!“ Werden sie doch aus einem Himmel in den andern kommen und von den schönsten Houris bedient werden, die ihnen im Jenseits eben so gleichgiltig sind, wie ihre schönen irdischen Frauen. —

Oder hat ihre Religion eine entfernte Aehnlichkeit mit dem mystischen Spiritualismus des christlichen Mittelalters?

Die Christen jener Zeit knieten in ihren gothischen Kirchen auf Steinplatten, unter denen modernde Gebeine ruhten; ihr Blick

richtete sich nach oben, schwebte empor an den mächtigen Säulen, die das firmamentähnliche Schiff trugen. In ihren Klöstern und Kathedralen sangen die mit Flittergold gezierten Schädel der Heiligen in sammtnen Reliquienkasten die Litanei: „Memento mori!“ und ihre Bilder stellten Märtyrerscenen dar oder die furchtbaren ewigen Strafen der Hölle. Sie befreiten sich von der Erde, peinigten und geißelten den Leib, damit er fähig werde, dem Himmel ganz anzugehören.

Die Islambekenner kleben immer an der Erde und erreichen den Himmel nie; sie sind Sclaven und dienen Allah als solche, stets das Haupt zur Erde gebeugt. In ihren Moscheen knien sie, nach Mekka gewandt, stolz, wenn sie zur Kaaba wallfahrteten, denn nun ist ihnen die Seligkeit gewiß. Ohne geistiges Leben sind sie nicht um der Tugend willen tugendhaft, sondern verrichten die Gebete, Waschungen und Vorrichtungen des Koran mechanisch; was ihnen nicht grade verboten, ist ihnen eben erlaubt.

Glaubt Jemand, der Ramazan sei die Zeit, wo sie den Leib geißelten?

Nichts von dem! Denn es tritt nur eine umgekehrte Ordnung der Zeit ein; schliefen sie vorher des Nachts, so thun sie dies nun am Tage und die Nacht bietet ihnen die sonst üblichen Genüsse.

Aber ist die lange Wallfahrt zum Grabe des Propheten nicht beschwerlich genug? —

Zugegeben; doch hat keiner nöthig, selbst zu wandeln, und wen Allah mit zeitlichen Gütern gesegnet, sendet einen Andern, wofür Beide dereinst aus den Bächen des Paradieses erquickt werden. Sensualismus endlich kennen sie noch weniger. Ihre Liebe ist gemeines Laster oder grenzt wenigstens nahe daran; den Wein hat Mohamed ihnen verboten und die Meisten enthalten sich desselben; dafür entschädigen sich Viele durch Opium, das ihre grenzenlose Apathie vermehrt und durch zu häufigen Genuß Tausende unter das Thier stellt.

O, Schemseddin Mohamed, genannt Hafis, was wissen Deine Glaubensgenossen heute von Deiner feinen hellenischen Lebensanschauung? Was sagen sie zu Deinem Divan, zu dem Liede:

Enthalte Dich der Nüchternheit,
So bist Du auf der rechten Bahn;
Denn daß der Rausch zur Seligkeit
Unnütze sei, das ist ein Wahn.

Wahrhafter Offenbarung Licht,
Das wirst Du nur im Rausch emrsahn;
Denn daß der Unberauschte nicht
Ganz finster sei, das ist ein Wahn.

Den Derwisch sieh, den fluchenden,
Und nimm Dir ein Exempel dran;
Denn daß er nicht mit Haut und Haar
Des Teufels sei, das ist ein Wahn.

Mit aller Andacht früh und spät
Lies in der Schönheit Alkoran;
Denn daß ein ander heilig Buch
Authentisch sei, das ist ein Wahn.

Nur nicht Dein Ich vergöttere,
Doch was Du liebst, o bet' es an;
Denn daß die Liebe Götzendienst
Und Ketzerei, das ist ein Wahn.

Wie kniet Hafis vor seinem Stern,
Und o, wie ist es wohlgethan;
Denn daß dem Gott der Liebe fern
Die Liebe sei, das ist ein Wahn.

Sie sagen nichts, sie schweigen; ja sie kennen Dich nicht einmal. O, Osmanli! — Laßt Euch im Kaffeehause zu Kandilli immerhin von den Schweigenden anstecken; folgt den phantastischen Windungen der Arabesken, welche die Wände bekleiden, betrachtet erst noch den Springquell in der Mitte des Gemachs, der zu träge ist, den Strahl hoch in die Luft zu schleudern, und dann laßt Euren Blick schweifen über die heitere Fluth des Bosporus bis Chuncari-Scelessi, der Landungstreppe des Sultans. Wie still die Wellen liegen! Kein Hauch kräuselt sie, Pinien und Cypressen spiegeln sich in ihnen, Moscheen mit Minarets bekränzen die Ufer.

„Wie schön!“ möchtet Ihr rufen; aber Ihr fühlt, dies ist zu wenig gesagt, Ihr findet keine Worte und — schweigt. Da rauscht aus der azurblauen, einem See ähnlichen Bucht von Beikos ein Zug wilder Schwäne; sie fliegen grade auf Stambul zu, silbern glänzen die Fittige im Sonnenlicht. Nun wenden sie nach Osten. Wohin, langhalsige Segler des Aethers? Nach Schiras, wo Hafis sang und Rosengärten blühen?

Die Schwäne — schweigen. —

II.

Unter den Cypressen.

Der Orient ist mir immer als das Heimathland der Poesie erschienen. Später, da ich nach meiner Rückkehr aus ihm auf attischem Boden hoch auf dem Lykabettus stand, erheitert von griechischem Wein, in der jungen Brust Glaube und Hingebung an die

hellenischen Götter — während die Akropolis ein violetter Duft umwogte, durchsichtig wie die koische Tunica einer Griechin des Alterthums, — sah ich mit feuchten Augen nach Osten, und mir wurde offenbar, daß der Tag, der sich nun am Bosporus verblutete, ein Gladiator sei, langsam dahinsterbend an roth klaffenden tödtlichen Wunden. Meine Seele, die Alles bewahrt, aber von Aladin's Wunderlampe erleuchtet sein muß, um Geschautes in aller Realität wieder an sich vorüberziehen zu lassen, entbehrt heute im Lande der Nebel dieses Zaubers und so sinkt jetzt nicht mehr ein glühender Sonnenball dem Ocean zu, sondern in meiner Erinnerung entblüht der Propontis und dem Bosporus eine bleiche wunderbare Blume, Vollmond geheißen, die nach und nach zum Zenith schifft, blasses Licht auf die Minarets gießt oder flüssig auf silbernen Kuppeln glänzt. —

Das ist Stambul, das ist der thracische Bosporus in tiefer Nacht, in einer Nacht, geheimnißreich und voll Weihe, wie jene, da über Bethlehem ein Stern glänzte, der da schimmerte: „Freut Euch, denn Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr in der Stadt David's!"

Von solcher Nacht will ich Euch sprechen, unter Cypressen liegend; doch nehmt vorher gläubig die Versicherung, daß noch heute der Orient das Land ist, wo Zeichen und Wunder am Himmel geschehen, das Land der Trümmer und Ruinen, die Jahrtausende alt sind, Jahrtausende, welche Eure Phantasie dort leichter heraufbeschwört, als im lauten Gewühl nordischer Tage die Gestalten des hinter Euch liegenden Jahrhunderts.

Wie nämlich der Duft des ersten Frühveilchens einen ganzen Lenz in Eure winterstarre Brust schüttet, seid Ihr plötzlich umgewandelt, so Ihr Asiens Ufer betretet. Der Occident schrumpft vor dem Morgenlande zu einem unpoetischen Nebelflecke zusammen, nach dem Euch manchmal nur das Heimweh zieht, aber vor Euch erweitert sich die Welt des Ostens; Ihr werdet zu „rückwärts gewendeten Propheten" und schaut in die graue Vorzeit, ähnlich jenen Männern des alten Testaments, denen die Zukunft nicht verschlossen war.

Nicht genug, daß wirklich der von Constantin dem Großen der ewigen und heiligen Weisheit erbaute Tempel vor Eurem irdischen Auge zum unumwölkten Himmel strebt, daß der Obelisk des Hippodrom Euch seine räthselhaften Vögel zeigt, die mancher egyptische Schulknabe entzifferte, — Ihr werdet noch mehr sehen, auch Babylon, Persepolis und das erhabene, ewig mystische Land des Nil. Das Bosporusgestade ist hierzu der rechte Ort und die Nacht die rechte Stunde.

Zum Ueberflusse wird Hallah Euch noch einen Tschibuk und ein Fingan Mokka reichen und Ihr werdet unter Cypressen liegen. Folgt mir auf dem Wege dorthin.

Am leise vom Bosporus aufsteigenden Fußpfade steht ein alter hoher Lorbeerbaum, von goldenen Funkenwürmchen umgaukelt, die ihm einen Fackelzug bringen; denn er eint sich nächtlich mit jener Myrthe, die eine weiße bräutliche Blüthenkrone trägt, und lispelt ihr die unsterblichen Worte in's Ohr, die schon die nach dem warmen Süden verlangende Mignon betete:

Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide.

Am Tage steht der grüne Lorbeer wieder verlassen und allein, erst bei Nacht wird er die süßen Worte, die wie die heiße Sonne sein Mark verzehren, wieder der Myrthe zuflüstern. —

„Bei Allah und dem Barte des Propheten!" Lorbeerzweige sind mir immer unerreichbar geblieben, so sehr ich sie zu erringen strebte.

Der Lorbeerbaum am Wege streckte seine plastischen Zweige und Blätter zwar nicht titanenkühn zum Himmel, aber hätte ich die Gletscherspitze des bithynischen Olymp mit der goldenen Kuppel der Aja Sophia gekrönt, Stambuls sämmtliche schneeweiße Minarets als mondscheinübergossene Palmen darauf verpflanzt und wäre an ihnen emporgestiegen, ich hätte die Lorbeerkrone nicht erreicht. Denn von Palmen zu Lorbeer ist nicht etwa bloß ein Schritt. Jene sind das Symbol des Friedens, und am Gestade des Bosporus wurden sie damals zerstreut, weil die Söhne Ismael's der moskowitischen Schlange just den Kopf zertreten. Ich aber war keiner jener Osmanli, die sich am Kampfe mit dem Drachen betheiligt, denn als ich die erste Kuppel einer Moschee glänzen sah, verhallte der Donner der letzten Kanonen zu Sebastopol, er krachte „trop tard!" und ich empfing auch nicht ein Blatt der errungenen Lorbeeren!

Selbst der Zweig, den ich einst zu Godesberg empfing, verwelkte, so wie meine Hand

ihn berührte, und er kam doch von Dir, Katharina! —

„Sieh', mit des Lorbeers munt'ren Zweigen
Bekränz' ich Dir Dein festlich Haar,"

hatte sie lächelnd gesagt, mehr aus jugendlichem Enthusiasmus für die ersten Blüthen der Poesie, die ich ihr zum Kranze flocht, als aus Verständniß, und darum welkte der Zweig so rasch.

Katharina war schön und blaß, wie die Griechenmädchen, die augenblicklich drunten in Tschengelkör auf ihren rothen Divans schlafen und träumen, und wenn sie ihre tiefschwarzen Gazellenaugen auf dieses Blatt heftet, möge sie erkennen, wie gern ich noch immer ihrer gedenke.

Doch überlaßt mit mir Lorbeer und Myrthe dem seligen Rausche der immer wiederkehrenden ersten Liebesnacht, wünscht Katharina alles Gute, das sich im Occident noch findet, und klimmt mühsam den steilen Hügelweg hinauf, an einzelnen wasserleeren Cisternen vorüber, die Euch mit wahrhafter Rührung erfüllen werden. Es ist noch nicht gar zu lange her, daß Ihr die Bibel laset und in ihr, wie Joseph von seinen Brüdern in eine solche Grube geworfen und von medianitischen Kaufleuten erbarmungsvoll nach Egypten gebracht wurde. Seine ganze Leidensgeschichte fällt Euch bei diesen Cisternen ein, indeß mögt Ihr Eure Thränen stillen, da er in Egypten im Glanze der Pharaonen thront auf goldenem Sessel, dessen Kissen vielleicht Suleicha, Potiphar's Gemahlin, webte. Wandert aber immerhin zu ihm; für die Phantasie ist's nicht weiter, ob sie mit Euch nach dem lotosumkränzten Nil fliegt oder an die nähern Ufer des todten Meeres, woselbst Haine blühen und Früchte tragen, die außen golden und rothwangig, innen aber voll Asche, wie die süße Verführerin des keuschen und großmüthigen Joseph.

Geduld, der Weg ist nicht mehr weit; Ihr passirt in einsamer Nacht nur noch einen türkischen Friedhof mit dem gewöhnlichen Schmucke der rauschenden Cypressen und den steinernen Turbanen, wozu sich heute noch der heisere Schrei eines Raubvogels gesellt, der Euch erschreckt, die ewigen Schläfer indeß nicht in ihrer Ruhe stört, und macht dann noch einige Schritte, so winken Euch die geliebten Cypressen: „Willkommen!" —

Grade da die Cypressen dies Willkommen wehmüthig rauschten, trat Hallah, der einen weißen Turban um seinen Fez geschlungen, aus seinem kleinen, mit Rohrstäbchen vergitterten Hause und sprach feierlich: „Salem ul aleik!" indem er andächtig zum gestirnten Himmel blickte.

Dann führte er mich in den Schatten der ältesten Cypresse, unter deren Zweigen die schwarze nächtliche Stille des Tartaros herrschte und verließ mich einen Augenblick, um Teppiche, ein mit glühenden Kohlen gefülltes Mangal, Mokka und Tschibuk zu holen. Es war eine Wohlthat, daß Hallah so gastlich sorgte, denn die Nacht war kühl und wir schwiegen Beide eine Zeit lang, während dessen wir den blauen Fingan austranken, gewaltige Wolken duftigen Tabacks von Syrien in die Luft kräuselten und zusahen, wie der Rauch des Kohlenbeckens sich durch die dichten Cypressenzweige schlängelte.

Ihr habt keine Ahnung davon, wie orientalischer Taback und Mokka auf Eure Phantasie wirken, und kennt im Westen, vielleicht am rebenblühenden Rheinstrom, eine ähnliche Wirkung nur dann, wenn Ihr mit zechenden Brüdern eine Nacht hindurch starken Rheinwein getrunken, der am andern Morgen beim Erwachen Eure Pulse heftiger schlagen macht und Euch Rheinweinvisionen eingibt. Noch schönere Visionen geben Euch jener Taback und Mokka, die Euch lieblich berauschen und so sehr Ihr zuerst die im glücklichen Arabien erzeugte Bohne verabscheut, da ihr dieselbe, fein gemahlen, mitgenießen sollt, um so mehr werdet Ihr später mit Leidenschaft davon nippen, wenn Ihr Euch dem edlern Geschmacke zugewendet haben werdet. —

Beklagt Euch nicht über zu viel Reflexion; der Bosporus selbst ist nur ein Traum, und wenn ich Euch oben versprach, Ihr solltet unter den Cypressen Babylon sehen und Persepolis, so wird's also geschehen.

Hallah nämlich ist ein türkischer Taleb oder Gelehrter, der das Innere von Asien schaute, der nach Mekka pilgerte, heilige Erde von dort mitbrachte, sie als Amulet trägt und der zu Jedem von Euch spricht:

Schaue von hier, Effendi, über die silbernen Bosporuswellen nach dem bleichen Rumeli Hissar. Mondlicht schläft auf seinen Zinnen und Thürmen, der Fuchs hat dort seinen Bau, herrenlose Hunde heulen gierig nach Futter; es ist todt daselbst, nur das Echo wacht, gibt dem Geheul Antwort und die Wellen brausen eilig vorüber.

Erweitere diese Ruinen, vergleiche die hängenden Terrassen, auf deren Abhängen Pi-

nien und Platanen grünen, mit den schwebenden Gärten der Semiramis, verwandle die geborstenen Thürme in die Trümmer des Belustempels und Du wirst Babylon erblicken.

Oder nun wende Dein Antlitz und wandle mit mir dorthin, von wo der große Sonnenball an jedem neuen Morgen sein Licht entsendet. Du wirst über Ströme setzen und durch sandige Wüsten kommen, dann zu himmelhohen Bergen, welche „Tschil Minar, die vierzig Säulen,“ einschließen.

Viele liegen zerbrochen im Sande, andere stehen noch stark und mächtig, wie zur Zeit der Erbauung; fabelhafte Thiergestalten mit menschlichem Kopfe, dem Leibe des Löwen und den Füßen eines Pferdes bewachen die Portale. Zerfallen ist die alte Königsburg, auf ihren Terrassen kauern das geflügelte Einhorn und wunderliche Menschen mit Greifsflügeln.

Reite langsam hier vorüber, Perser, und laß Dein Wüstenroß nicht wiehern, weil Deine Könige in Persepolis schlafen!

Plötzlich schweigt Hallah und beginnt dann leise murmelnd: „Im Namen Gottes, des Gnädigen und Barmherzigen!“ was Ihr nachsprechen mögt, denn Ihr beginnt eine beschwerliche Reise, die Pilgerfahrt zum Grabe des Propheten. Zu Stambul, im Hofe der Irenenkirche, ist der Sammelplatz für Alle, die der Worte Mohamed's eingedenk sind: „Wer stirbt, ohne nach Mekka gewallfahrtet zu sein, mag als Jude oder Christ sterben!“ Und deren, welche als echte Moslems die Augen schließen, sind Viele. Sie kommen vom Archipel, vom Euxinus, aus Rumelien, Anatolien und den übrigen Ländern von Kleinasien, und Keiner ist in Sorgen darüber, ob an den sechzigtausend, welche zur Wallfahrt nöthig sind, noch Einige fehlen, denn der Erzengel Gabriel ersetzt die Fehlenden. So wenigstens spricht Allah durch den Mund des Propheten im Koran. —

Vom Bosporus her geben die Batterien Salven, wenn sich der Zug langsam in Bewegung setzt. Am Padischah geht's vorüber und den Frauen seines Harems, die durch Gitter die Procession und die heiligen talismangeschmückten Kameele betrachten, von denen das eine die für die Kaaba bestimmte Decke, das zweite ein Modell vom Sattel des Propheten von grünem Sammt mit Silber trägt. Schaaren von Pilgern und Derwischen folgen; sie schlagen den Tär, eine Art Tambourin und rufen in religiöser Begeisterung: „Allah hu!“ —

Zieht mit Hallah und den andern Gläubigen hinüber nach Scutari und dann weiter nach Damaskus, dieser lieblichen Oase, wo Palmen an rauschenden Wassern stehen, woselbst Paulus bekehrt wurde — und seid nicht in Sorge, auf Eurem weitern Wege werde die ewige Wüstenmonotonie Euch tödten, ehe Ihr Mekka erreicht.

Der Emir ul Hadsch oder Befehlshaber der Karawane, der zugleich Pascha von Damaskus ist, führt die Osmanli südlich durch das gelobte Land, das Eurer Brust wahrlich heiligere Empfindungen einflößen wird, als den Islambekennern die Kaaba selber. —

Denn zu Eurer Rechten wird der Jordan fließen, an dessen Ufern blühende Büsche wachsen, in denen Bülbül, die Nachtigall des Ostens, trauernd tiefe Lieder singt. Ihr hört diese Trauerweisen bis zum Oelberge, und dort quellen Bülbül's Töne unsäglich schmerzlich, es sind Blutstropfen, die zur Erde fallen.

So Ihr Zion mit der Kirche des heiligen Grabes und Golgatha, die Schädelstätte, im Rücken habt, werdet Ihr durch die Euch aus dem alten Testamente bekannten Gebiete der Moabiter und Edomiter nach Arabia Peträa kommen, mit welchem Lande die heiße Wüste Euch entgegengähnt. Auf diesem mühevollen, dornigen Pfade wird Euch die Erinnerung an die Palmen von Damaskus und an seine Brunnen oft erquicken.

Alle Vegetation ist verschwunden vor dem verzehrenden Winde und der Gluth der bald tropischen Sonne; der Himmel weint dort keine Thräne, er ist tiefblau und wolkenlos; das ganze Firmament gleicht Gott, dem Schöpfer, der in heiterer, klarer, ewiger Schönheit thront; die Palmen, Seen und Städte, welche Ihr in weiter Ferne mit lüsternem Auge gewahrt, sind nur eine Fata Morgana.

Ueberlaßt aus diesem Grunde am Rande der Wüste die Karawane dem Schutz Allah's, der sie sicher geleiten möge, und vertauscht das Sandmeer mit den mystischen Wogen des Nil. Nur das Rothe Meer und die gelben, sonnegetränkten arabischen Berge trennen Euch von dem Wohlthäter Egyptens. Ueber das erste gelangt Ihr trockenen Fußes, wie die Israeliten, wenn auch nicht durch ein Wunder Gottes, so doch durch seine Gnade und des Menschen Erfindung; und die arabischen Berge erklimmt Ihr mit hei-

ßen Sohlen, denn sie werden vom Canopus beschienen, der nur vom heißen Südhimmel Egyptens strahlt.

Zögert nicht! hinüber nach Memphis, zum Acherusischen See, wo der Lotos, dies Blumenmärchen, blüht und Charon dereinst die Verstorbenen für bloß einen Pfennig in's Jenseits beförderte; dann zu den Pyramiden, die in ewiger Hoheit seit Jahrtausenden dastehen und selbst die gierige, immer weiter nagende Wüste höhnen. Wie klein mag den Pyramiden der große Napoleon erschienen sein!

Auch vor der Sphinx, der unenträthselten, beugt Eure Knie. Die großen Augen blicken noch immer nach der Wüste und fragen: Ist kein Oedipus da? Ach, vielleicht hätte selbst Oedipus, der Nachgeborene, sie nicht enträthselt; denn nur Poeten verstehen die Sphinx. Oder war Oedipus ein Dichter? Du mußt's wissen, Olympier!

Stromauf den Nil, um mit den Pilgern gleichen Schritt zu halten. Dort zwischen Binsen fand Pharao's Tochter den Moses und unter diesen gefiederten Palmen verträumte das Jesuskind seine früheste Jugend. Waren es Palmen, die ihm Frieden und Liebe, jene Harmonie, die ihn bis an's Kreuz beseelte, in die Märtyrerbrust legten?

Mit vollen Segeln, meinetwegen purpurn und golden, wie die der Kleopatra, schifft weiter.

Ihr seht die Sonne auf- und niedergehen und die Sonne ist auf dem Nil nicht dieselbe, die Euch Wärme und Leben gibt. Sie leuchtet nicht, sondern sie glüht; sie läßt die Natur sich nicht langsam entwickeln, sondern schenkt ihr einen ewigen Frühling, reich an Blumen, die durch die Nacht duften, und wenn sie den Horizont hinabsinkt, ergießen sich Lavaströme, der vollen runden Kraterscheibe entquollen. Dann ist der Nil Gold, die Palmen sind goldgrün und die Wüste wird ein Goldmeer, mit reicherer Ausbeute, als alle Peru und Californien der Welt. Und ersteht sie dann neu, läßt Memnon, der Einzige, der als Ruine die Ruinen von Theben überlebt hat, den tönenden Klang hören, dem schon Hadrian lauschte. Kambyses hörte ihn nicht und darum mag er Memnon gestürzt haben, weswegen Ihr, die Ihr der Schönheit huldigt, dem Perser fluchen mögt, der vor dem rauhen Klange seiner Waffen den süßen Liedermund Memnon's nicht vernahm.

An Theben geht vorüber; es ist die hundertthorige Stadt nicht mehr des Homer; todte Herrscher ennuyiren sich in ihren freskengeschmückten Gräbern und stecken Euch mit ihrer Langeweile an. Lieber verweilt zu Erment und opfert der Kleopatra, die zu Ehren Amun's und ihrer eigenen daselbst einen Tempel baute. Sprecht, wenn Ihr zwischen den lotosgezierten Piläen steht, mit Marcus Antonius: „Du süße Königin!“ —

Bei Philä, der heiligen Osiris geweihten Insel, die wie ein Palmenstrauß dem Nilbett entsproßt, nehmt von den Palmen Abschied, setzt wieder über das Rothe Meer und zieht nach Mekka, woselbst Hallah grade vor dem „Hadscher ul Esvad,“ dem schwarzen Steine der Kaaba kniet. Gewissenhaft und gläubig reibt er einen Ring an seiner Heiligkeit und Ihr habt nichts Frömmeres zu thun, als zu bitten, dieser Talisman möge ihm höhere irdische und ewige Seligkeit verleihen, als der heilige Rock zu Trier dies vermag, der mit derselben fanatischen Frömmigkeit von Occidentalen berührt wurde.

So Ihr Hallah nach der langen Wüstenfahrt zum ersten Mal erblickt, werdet Ihr Mühe haben, ihn wiederzuerkennen. Ein grober Büßermantel, Ihram genannt, umhüllt seine Glieder, er hält sich nicht mehr so imponirend, wie in der Oase Damaskus'; die Stimme lispelt leise, wenn er der gelben Sandwolken gedenkt, vor denen sich die Pilger und die getreuen Kameele niederwarfen, damit Allah sie nicht schon an jenem Tage die Brücke el Sirat, die entweder zum Paradies oder zu ewigen Qualen führt, überschreiten ließ.

* * *

„Effendi,“ sagte Hallah mir Träumenden plötzlich in's Ohr, „erwache! Allah läßt dem Ocean eben die Sonne entblühen und segnet Dich wiederum mit einem Tage.“ Ich erwachte unter den Cypressen, nicht zu Mekka, und ging, von Hallah begleitet, denselben mit Lorbeer und Myrthe eingerahmten Weg hinunter, auf dem ich die Nacht vorher zu ihm gelangt war.

Eben da ich die Thür meines leinwandnen Zeltes erreichte, erschien der Muezzin auf dem Minaret einer benachbarten Moschee und rief tönend in die frische Morgenluft: „Allah hu akbar — Gott ist groß!“ —



Dritte Abtheilung.

Lieder und Märchen des irischen Volkes.

Mitgetheilt von

Julius Rodenberg.

I.

Die Feen von Irland.

(Dieses Lied hörte ich an den Seen von Killarney, im südwestlichen Irland, von einem Bauermädchen, welches ein Kind damit in Schlaf sang.)

Nun tanzen die Feen bei Sumpf und bei Teich,
Bei Sumpf und bei Teich, bei Sumpf und bei Teich,
Nun tanzen die Feen bei Sumpf und bei Teich,
Denn die Nacht ist so mild und die Luft ist so weich.

Ihre Schritte sind sacht, ihre Kleider sind fein,
Ihre Kleider sind fein, ihre Kleider sind fein,
Ihre Schritte sind sacht, ihre Kleider sind fein,
Und sie schürzen sie hoch auf im klaren Mondschein.

Ihre Königin ist jung und ihr Haar ist von Gold,
Ihr Haar ist von Gold, ihr Haar ist von Gold,
Ihre Königin ist jung und ihr Haar ist von Gold,
Und die Töchter der Erde sind halb nicht so hold.

Ihre Augen sind hell und sie lächeln beim Tanz,
Sie lächeln beim Tanz, sie lächeln beim Tanz,
Ihre Augen sind hell und sie lächeln beim Tanz,
Und sie funkeln mit wildem, unheimlichem Glanz.

Ihre Stimme ist süß und ihr Lächeln so schön,
Ihr Lächeln so schön, ihr Lächeln so schön,
Ihre Stimme ist süß und ihr Lächeln so schön,
Doch wehe Dir, wenn Du sie lächeln gesehn.

Sie winkt Dir in's Dämmern mit flatterndem Haar,
Mit flatterndem Haar, mit flatterndem Haar,
Sie winkt Dir in's Dämmern mit flatterndem Haar —
Doch geh' nicht — o, geh' nicht, Dein wartet Gefahr.

Sie führt Dich durch Wälder, durch Heiden umher,
Durch Heiden umher, durch Heiden umher,
Sie führt Dich durch Wälder, durch Heiden umher —
Dich kennen die Freunde der Jugend nicht mehr.

II.

Die Stadt im Meere.

(Aus dem östlichen Irland.)

Die Sonne eines lieblichen Sommerabends war eben hinter die dunkeln Leinsterberge gesunken, als die Bauern aus Lacken und der Nachbarschaft zur Todtenwache Peter Revel's gingen, dessen Leichnam in seiner geräumigen Scheune ausgelegt worden war. Das Trauerhaus, obwohl immer finster, war es diesmal mehr als je, denn der Todte war der letzte seiner Familie. Der Tisch, auf welchem sein Leichnam lag, hatte innerhalb der letzten zwölf Monate die Leichen seines Weibes und seiner sechs Kinder getragen.

Lacken liegt in dem Theile der Grafschaft Wexford, welcher Bargie heißt und zwar auf der Landzunge, welche sich zwischen den kleinen Dörfern Duncormick und Bannow allmälig in's Wasser erstreckt. Dicht vor Lacken liegt die Sandbank von Ballyteige, die das Dörflein vor den Wogen des Sanct-Georg-Canals beschützt, während die gefesselten Wasser, welche hier an- und ablaufen, immerwährend einen betäubenden Lärm machen, nach dessen verschiedenem Klange die Bauern den Wechsel in der Witterung vorhersagen.

Die Todtenwache von Peter Revel in Lacken war sehr besucht. Pfeifen und Taback lagen zum Ueberfluß auf dem Tische und Brot, Käse, Whiskey wurden mit freigebiger Hand ausgetheilt. Die Sitte der Todtenklage (caoine) war in diesem Theile von Irland nicht mehr gebräuchlich. Es wurde viel gesprochen und geschwatzt.

„Ich bin überzeugt," sagte ein altes Weib, „daß Peter Revel keinen glücklichen Tag mehr gehabt hat, von der Stunde an, wo er sein Haus auf den Paß der Schiogs*) baute, den „das gute Volk" gehen muß, wenn es von dem Rath (Feenhügel) zur Stadt im Meere wandert. Seine Kuh, sein Pferd, sein Schwein, sein Schaf starben, und da er keine Acht auf ihre Warnung hatte, so starben auch seine sechs Kinder, eins nach dem andern, dann sein Weib und nun er selbst. Wir wissen es ja alle, daß in jeder lieben Nacht die Feen kamen und in seinem Hause spukten."

„Holla — wir alle! Wer sagt Dir, wir alle? Ich weiß nichts davon, zum Beispiel!" schrie Lukas Sparrow, das Großmaul von Duncormick genannt. Das Großmaul saß in einem Winkel der Scheune, hatte Peggy Roach, sein Mädchen, auf dem Schooß und lachte laut über alle Geschichten und sagte, er glaube kein Wort davon, weder von den Schiogs, noch von der Stadt im Meer und er wolle alles für Unsinn und Weibergeschwätz halten, bis er sie selber gesehen.

„Aber ich habe sie gesehen," sagte ein alter Fischer, „ich habe die Stadt im Meere gesehen. Oft und oft und oft, wenn ich darüber hinsegelte, habe ich die Schornsteine und die Zinnen des Schlosses tief unter dem Wasser gesehen. Sie sagen, es sei durch ein Erdbeben dahingekommen, ich aber glaube, es war Zauberei. So klar lag alles da, wie ich, über den Rand des Bootes gelehnt, hinuntersah. Es war, als sähe ich von einem Berge in eine Stadt hinunter, aus welcher der Morgennebel aufdampft."

Aber das Großmaul lachte noch lauter und wollte nichts glauben, sagte er. Lukas Sparrow war einer von den wenigen Protestanten in dieser Gegend, und obwohl er sich gelegentlich seiner Treue für den englischen König und die englische Kirche rühmte, so nahm er sich doch sehr in Acht, daß er dadurch bei seinen katholischen und irisch gesinnten Freunden und Nachbarn keinen Anstoß errege. Er besuchte daher mit Ausnahme der katholischen Capelle jeden Ort, wo die andern Burschen sich zu versammeln pflegten, und da er von ansehnlicher Statur war, sich immer sehr herausputzte und dabei gewaltig „schwadroniren und renommiren konnte, so bekam er den Beinamen „das Großmaul von Duncormick." Und obwohl er behauptete, daß er den Glauben des Volkes an Schiogs verachte, so gab es doch im ganzen Lande Niemanden, der sich mehr vor der Macht derselben fürchtete. Wenn er bei Nacht einen Kreuzweg passirte, so versäumte er es wahrhaftig nicht, zu pfeifen, und wenn er bei Rath und Mote (Feenhügel) vorüberging oder ritt, so machte er das Zeichen des Kreuzes. Wenn es nichts nutzte, so schadete es doch auch nichts, sagte er, und was einem Katholiken erlaubt wäre, würde auch für einen Protestanten nicht sündhaft sein.

Es war um das Jahr 1780. Die ersten Vorspiele der irischen Revolution von 1798 zeigten sich. Die Volontärs hatten sich gebildet, eine Nationalarmee von mehr als 40,000 Mann, deren Oberbefehlshaber der Herzog von Leinster war. Diese Armee war dem Könige noch treu und trug seine Uniform, sie war bloß gegen das englische Parlament gerichtet. Aber nicht lange, so änderte sich mit dem Zustande der Dinge in Irland auch die Stimmung des Volkes und der Volksarmee. Die amerikanische Revolution hatte ihr Beispiel gegeben, die französische Revolution begann. Aus den Volontärs wurden die „United Irishmen," deren heimlicher Zweck es war, das englische Joch abzuwerfen, um eine Republik zu begründen, und die in spätern Jahren noch eine so blutige Rolle zum eigenen und zum Verderben ihres Vaterlandes spielen sollten. Daß das Großmaul von Duncormick unter die Volontärs ging, versteht sich von selbst, er hätte es schon wegen der schönen Uniform gethan. Am Tage nach jener Todtenwache mußte er Depeschen nach Duncannon bringen und er ritt in seiner Uniform, denn in Dienstsachen ohne Uniform zu reiten, das hätte dem Großmaul wohl einfallen sollen! Früh Abends kam er in Duncannon an und nachdem sein Geschäft besorgt war, ging er mit seinem Vetter, der dort in Garnison lag, in's Bierhaus und erst spät, ein wenig betrunken, dachte er an die Heimkehr. Von den beiden Wegen, die er einschlagen konnte, war der über die Sandbank von Barrystown der nächste. Lukas sah sich den Mond an. „Er muß nun über dem Giebel unseres Hauses stehen," sagte er, „die Fluth ist fern. Ich will deswegen über die Sandbank reiten und noch einmal bei Peggy Roach vorsprechen, ehe ich heimkehre." Mit diesem Ent-

*) Schiogs heißen die Feen im Osten und Süden von Irland.

schlusse wandte er sein Pferd rechts und kam bald nach dem Dorfe Lintern. Wie überraschte es ihn aber, als die Dorfglocke elf schlug, da er die erste Hütte erreicht hatte. Es war ihm ganz unerklärlich, wie die Zeit so rasch vergangen sein sollte, aber er mußte in jedem Falle eilen, heimzukommen, und gab dem Pferde die Sporen und vorwärts ging's in gestrecktem Galopp. Es dauerte auch nicht lange, so zeigte ihm der schrille Laut des Strandpfeifers und der Schrei der Möwe an, daß er der Sandbank nahe sei und wenige Minuten darauf lag die breite Fläche von Strand und Wasser vor ihm, weiß wie Silber, vom Glanze des untergehenden Mondes. Dieser Anblick befreite ihn bald von der Furcht vor den Schiogs, die denn doch zuweilen in seinem Gemüth aufgestiegen, wenn er bei gar so verrufenen Stellen vorübergekommen war, und als er den steilen Hügel, der unmittelbar zum Sande hinunterführt, abwärts ritt, da fing er an zu pfeifen. Denn „pfeif' und fürchte Dich nicht vor den Feen," war ein alter Spruch, an den er freilich nur um Mitternacht glaubte, wenn er allein und draußen war. Er fühlte sich nun vollständig sicher, er sah sich dreist um; jetzt konnte ihm nichts geschehen. Auf der linken Seite sah er denn auch wirklich nichts, als Sand und faulenden Seetang; als er sich aber nach rechts wandte, da erschrak er nicht wenig über die Anwesenheit eines Reiters, der neben ihm hertrabte. Er dachte, daß er den Reiter kennen müßte, und doch — er konnte es nicht sein! War es doch erst gestern Nacht gewesen, daß er den Leichnam Peter Revel's auf dem Tisch in seiner eigenen Scheune ausgelegt sah, — und doch trug der Reiter neben ihm dieselben Kleider und ritt dasselbe Pferd, wie Peter Revel es allezeit gethan. „Sein Fetsch!" (gespenstische Erscheinung, die dem Tode eines Menschen voranzugehen pflegt) dachte Lukas, aber sein Fetsch konnte es nicht sein, denn Peter war ja todt. Es mußte sein Geist sein — schrecklicher Gedanke! Aber doch — vielleicht täuschte ihn die Furcht und morgen lachte das ganze Kirchspiel über ihn. Darum faßte er sich ein Herz und mit angehaltenem Athem rief er: „Gott grüß Euch!" Aber kaum, daß er den Namen Gottes genannt hatte, da schlug ein Blitzstrahl dicht vor ihm in den Boden und der Geist neben ihm sagte: „Wohin willst Du?" „Nach Haus," stotterte Lukas, der nun auch die Stimme Peter Revel's erkannt hatte. „Zu spät," erwiederte dieser, „komm', Du sollst eine Nacht mit alten Nachbarn verbringen — komm, komm!" Und hurra, hurra — vorwärts ging's, beide Pferde in sausendem Galopp, vorwärts, immer vorwärts und in's Wasser hinein, als sie zum Canale zwischen den Sandbänken gekommen, und Lukas hörte ein dumpfes Murren, als ob die Wellen sich über seinem Haupte schlössen. Und siehe! — auf einmal ritten sie einen köstlichen Weg entlang und es war ein schöner Sommertag, wiewohl die Sonne nirgends zu sehen war. Keine halbe Stunde war vergangen, da ritten sie in eine alterthümliche Stadt ein, wie sie Lukas nie zuvor gesehen. Er konnte kaum das Lachen unterdrücken, als er die sonderbaren Trachten der Leute sah, die in Geschäften oder zum Vergnügen auf den Straßen gingen. Nach einer Weile hielten sie vor einem geräumigen Hause mit vielen Erkern und geschnitzten Balken still und stiegen ab. Das Großmaul ward von einer Schaar Damen und Herren bewillkommnet, die allerdings sehr wunderlich angezogen, aber dennoch sehr höflich und sehr liebenswürdig waren. Sie waren so aufmerksam und betrugen sich so ungemein gefällig, daß Lukas seine eigenthümliche Lage bald vergaß, und als das Großmaul, das er gewöhnlich war, eintrat und an den Freuden der Gesellschaft Theil nahm. Die Speisen, die man ihm vorsetzte, waren von überaus köstlichem Geschmack und die Früchte und Blumen dufteten gar bezaubernd, aber über alles schön und lieblich mundete ihm der Whiskey, der alles übertraf, was je seine Lippen genetzt. Und bald war denn auch unser gutes Großmaul, das sich von seinem ersten Rausche kaum erholt hatte, wieder so betrunken, daß er nicht zwei von drei unterscheiden konnte. Er fing an, Dinge zu schwatzen, die nicht Hand noch Fuß hatten, lachte, wo nichts zu lachen war und sang in himmelschreienden Mißtönen, bis er zuletzt unter den Tisch fiel und von seinen Cumpanen in eine anstoßende Kammer geworfen wurde. Als er erwachte ... wo war das Bett, wo war die Kammer? Er lag auf einem nackten Felsen, dicht am Leuchtthurme von Hock und der Schaum des Meeres spritzte über ihn dahin. Er beeilte sich, nun fortzukommen und da er sein Pferd nicht finden konnte, so machte er sich in seinen schweren Reiterstiefeln auf, um so bald als möglich seines Vaters Haus in Duncor-

mick zu erreichen. Wie er so seines Weges dahinschritt, da wunderte er sich sehr, daß ihm kein Mann begegnete und daß die Frauen und Kinder, die ihm begegneten, in Schreck und Entsetzen vor ihm flohen. Und was das Wunderbarste war, er kannte nicht eins von den Gesichtern, obwohl er keine Stunde weit von seinem Dorfe war. Auf einmal hörte er in der Ferne Kriegsgeschrei und bald darauf kamen ihm fliehende Truppen entgegen. Es waren Rothröcke, und da sich Lukas auch zu den getreuen Unterthanen und Soldaten Seiner Majestät zählte, so ging er unerschrocken vorwärts; aber seine Kameraden erkannten ihn nicht, starrten ihn an und lachten.

„Wer ist das?" schrien Einige.

„Schießt ihn über den Haufen!" schrie ein Anderer.

„Schenkt dem alten Schurken das Leben!" sagte ein Dritter.

„Alter Schurke!..." wiederholte Lukas, sehr aufgebracht. Aber als er von ungefähr seine Hand an's Kinn brachte, da stieß er einen wilden Schrei aus; ein Bart, wohl eine halbe Elle lang, hing auf seine Brust nieder. In diesem Augenblicke wurde in der Ferne wieder Geschrei und das Nahen vieler Menschen vernommen. Die Soldaten flohen und Lukas schritt weiter nach Duncormick zu. Aber er war noch nicht sehr weit gekommen, als eine Schaar von Pikenmännern ihm den Weg versperrten. „Ein Orangemann!" schrien sie, „rennt ihm ein halb Dutzend Piken durch den Wanst — dem protestantischen Hund! —" Und eben wollten sie ihre Drohung ausführen, als Lukas einen Schulkameraden unter ihnen entdeckte. Aber der hätte ihn beinahe nicht wieder erkannt, so gänzlich hatte er sich verändert. Er sah wohl an die zwanzig Jahre älter aus, als da, wo er ihn zuletzt gesehen. Mit Mühe machte er sich ihm verständlich; „kennst Du mich nicht —" rief er, „kennst Du das Großmaul von Duncormick nicht?" und als er fragte: „wie geht es Peggy Roach?" da antwortete ihm ein Bursche, sechs Fuß hoch: „Danke Euch für gütige Nachfrage — meiner Mutter geht es sehr wohl!" — Das war zu viel für den armen Lukas, und mit der Absicht, sich das Leben zu nehmen, legte er seine Hand an's Schwert, aber — es war eingerostet. Und nun ward es allen klar, daß er zwanzig Jahre lang als Gefangener in der Stadt im Meere gelebt! — Während seiner Abwesenheit von der Welt war die Rebellion von Anno 98 ausgebrochen und es war die von den „United Irishmen" geschlagene königliche Armee, der er auf ihrer Flucht von Wexford nach Duncannon begegnet war. —

III.

Die wahnsinnige Moina.

(Von Hirten in den Wicklow-Bergen.)

Ich rief meinen Schatz, doch ach! — er schläft.
Seine Lippen sind kalt und verblichen.
Geküßt hab' ich sie wohl heiß und lang',
Gedrückt meine Stirn' an seine Wang',
Und bin nicht von ihm gewichen.
Ach, ist es denn wahr, daß Du lächelst nie mehr
Auf Moina?
Ach, bist Du verloren für Moina?

Die Hütte liebt' ich, ich liebte das Feld,
Eh' die Räuber, die Feinde kamen;
Hell sah ich den Thau auf dem Rasen glühn.
Jedes Blättlein schien als ein Edelstein grün,
Gefaßt in demantenen Rahmen.
Verwelkt ist der Baum, wo mein Schatz geküßt
Seine Moina.
Verwelkt ist das Herz von arm' Moina.

Einst hatt' ich ein Lamm, das mein Schatz mir gab,
Das weißeste Lamm der Hirten.
O, wie ich's geliebt — Niemand weiß es nicht.
Zu Nacht deckt' ich's mit Vergißmeinnicht,
Jeden Morgen mit Rosen und Myrthen.
Sie erschlugen mein' Schatz und rissen das Lamm
Von Moina.
Sie zerrissen das Herz von arm' Moina.

Ein Hänfling sang süß auf dem Zweig nahbei —
Das Mädchen lief in die Matten.
„Es ist mein Liebster — ich kenne das Lied!"
Sie folgte dem Vöglein, das singend entflieht —
Und verlor sich im Abendschatten.
Mit schwerem Herzen kehrt' langsam ich heim —
Von Moina.
Und beweinte das Schicksal von Moina.

IV.

Kälber auf der Weide.

(Aus den Wicklow-Bergen.)

Am Sommerabend in Wild und Wald
Ließ ich die Kälber weiden;
Einen schönen Hirten sah ich bald,
Einen Hirten auf grünen Heiden.
„Laß uns're Heerden zusammen gehn,
Zusammen sitzen uns selber;
Und früh, wenn die Lüfte des Morgens wehn,
Treiben wir heim die Kälber.

Da wächst ein Baum in der Wildniß tief,
Wir wollen uns setzen darunter;
Der Kuckuck in seinem Laub entschlief,
Keine Blume mehr ist munter.

Sie schlafen und küßten sich nur im Traum,
So schlafen und küssen wir selber,
Und röthet der Morgen den Himmelssaum,
Treiben wir heim die Kälber."

Ach, meine Kälber trieb ich hinaus —
Nun irren sie, unvereinet.
Mein Vater, der ruft sein Kind zu Haus,
Und meine Mutter, die weinet.
Doch hier, wo wir liegen, grünt's voller als je,
Die gelben Blumen blüh'n gelber —
Und morgen — ach, morgen! — mit Scham und Weh
Treiben wir heim die Kälber.

V.

Der Benschie-Brunnen.

(Von den Wicklow-Hirten.)

Die Benschie ist ein gespenstisches weibliches Wesen, welches durch den furchtbaren Schrei, den es Nachts ausstößt, Unglück verkündet. Wer die Benschie hört, kann sich darauf gefaßt machen, daß bald der Tod bei ihm oder einem theuren Mitgliede seiner Familie einkehren wird. Von der Benschie werd' ich jetzt eine Geschichte erzählen, die sich nicht weit von unsern Bergen, am Abhange des Slieveblum zugetragen. Auf der rechten Seite des kleinen Feldweges nämlich, welcher von der berühmten Monelabay zu den nördlichen Abhängen jener Gebirgsreihe führt, steht ein verlassener Edelsitz, dessen Eigenthümer mit Namen Fitzpatrick vor einigen dreißig Jahren in London verstorben ist.

Die Fitzpatricks von Ossory, denen dieser Mann entsprossen, und die Ormonds von Kilkenny waren Jahrhunderte lang Todfeinde. Da geschah es vor vielen hundert Jahren, daß Ossory von den Ormonds überfallen ward und der Erbe des Hauses Fitzpatrick in das größte Elend gerieth und gezwungen ward, im Schloß O'More's, des Häuptlings von Leix, Schutz zu suchen. O'More hatte eine sehr schöne Tochter, in die sich Fitzpatrick verliebte, und so schlecht vergalt er seinem Wohlthäter die Gastfreundschaft, daß er die schöne Tochter desselben betrog. Da sich nun beide vor dem Zorne des Vaters fürchteten, so beschlossen sie zu fliehen und verabredeten, daß sie sich um die Mitternacht an einem einsamen Brunnen, nicht weit vom Schlosse, treffen wollten. Das arme Fräulein erschien und Fitzpatrick erstach sie und warf sie in den einsamen Brunnen. Der Vater, welcher von solchem Verrathe nichts ahnte, klagte um den Tod seiner Tochter und nicht lange darauf gelang es ihm, Fitzpatrick wieder in seine väterlichen Besitzungen zurückzuführen, wo sich dieser nun bald verheirathete und eine zahlreiche Nachkommenschaft gewann. So waren zwanzig Jahre vergangen und der alte O'More war gestorben. Da gerieth Fitzpatrick in einen Krieg mit dem Sohn O'More's, er zog in's Feld und das Schicksal wollte es, daß er eines Nachts dicht neben dem Brunnen lagerte, wo er vor zwanzig Jahren seine Geliebte ermordet. Als er sich nun, wie von unsichtbarer Hand unwiderstehlich geleitet, dem Brunnen näherte, da sah er sie da sitzen; in dem weißen Kleide, das er wohl kannte, in dem er sie oft gesehen, in dem er sie oft geküßt, in dem er sie dazumal erstochen, saß sie unter dem Baume, welcher seine dunkeln Zweige traurig über den Brunnen breitet. Sie rang ihre weißen Hände und sah unsäglich betrübt aus. Und in dem Augenblicke, wo er sie wahrnahm, stieß sie einen furchtbaren Schrei aus. Als er nun mit schwankenden Knien sich ihr näherte, erneute sie den Schrei und er war noch furchtbarer und herzzerreißender, als der erste. Von Angst und Entsetzen übermannt, sank er auf die Erde nieder; doch als er mit bebenden Lippen „Gnade! Verzeihung!" stammelte, da gab die Erscheinung den dritten Schrei von sich, den fürchterlichsten, den Fitzpatrick je gehört, und wie ein Schatten im Monde schwand sie dahin — das Thal hinunter, und ihr Geschrei hallte noch lange aus der Ferne wieder. Und noch war es nicht verklungen, als auf einmal Schlachtruf und Speergeklirr sich hören ließ. Der junge O'More, der Herr von Leix, hatte einen nächtlichen Ueberfall auf das Lager seiner Feinde gemacht, Verwirrung und Flucht herrschte überall und bei der Verfolgung der zersprengten Schaaren traf O'More auf Fitzpatrick, welcher noch in dumpfer Verzweiflung fast besinnungslos am Boden lag. Der Kampf war kurz. Fitzpatrick fiel. „Junger O'More," sagte er, kurz bevor er seinen letzten Athem aushauchte — „ich habe Deine Schwester gesehen! Sie tauchte aus diesem Brunnen empor — sie ging dort hinunter in den Mondenschein — junger O'More, ich bin der Mörder Deiner Schwester. Ich habe sie in diesen Brunnen versenkt — ich gehe jetzt hinunter, dort in den Mondenschein ..." Er sprach nichts mehr; er war todt. O'More ließ den Brunnen durchsuchen; es fand sich keine Spur von seiner gemordeten Schwester mehr darin, aber von dieser Zeit an ward

der Schrei der Benschie immer gehört, wenn ein Abkömmling der Fitzpatricks sterben sollte. Ob ein Fitzpatrick nun im Frieden oder im Kriege, daheim oder in der Ferne starb: Jahrhunderte lang ward die Benschie gehört und bis auf diesen Tag heißt jener Brunnen der Benschie-Brunnen. —

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nun wurden die Fitzpatricks aus Ossory vertrieben und siedelten sich in O'More's Land an, wo sie den Edelsitz bauten, der heute noch als Ruine zu sehen ist. Fitzpatrick war protestantisch geworden und glaubte nicht an Märchen, Gespenster und Benschie. Der Brunnen war nicht drei Minuten weit von seinem Hause; man sollte ihn nur rufen, sagte er, wenn sich die Benschie einmal dort hören ließe. Jahre vergingen, keine Benschie ließ sich hören. Da ward seine Lieblingstochter plötzlich schwer krank und er mußte noch in der Nacht fort, um einen Doctor zu holen. Als er heimkehrte, hörte er einen traurigen, dumpfen Schrei vom Brunnen herauf. Er spannte seine Pistolen und ging zu dem Brunnen. Da sah er auf der Bank unter den Bäumen eine weibliche Gestalt sitzen, die in Weiß gekleidet war und einen herzbrechend traurigen Schrei ausstieß, als er nahte. „Wenn Du nicht augenblicklich mir sagst, wer Du bist,“ rief er, „so gebe ich Feuer!“ Die weiße Gestalt schwieg und Fitzpatrick gab Feuer. Da aber durchgellte ein Aufschrei, so übernatürlich stark, so entsetzlich die Luft, daß ihm das Blut fast in den Adern gerann, und als er sich umwandte zu fliehen, da kreuzte die Gestalt der Benschie, ganz mit Blut bedeckt, seinen Weg und indem er dahineilte, huschte sie noch mehrmals dicht bei ihm vorüber. Als er sein Haus erreicht hatte, stürzte er in das Zimmer, in welchem seine Tochter lag und als er eintrat, rief das kranke Mädchen aus: „Siehst Du, o siehst Du das schöne Fräulein, ganz mit Blut bedeckt?“ „Wo, o wo?“ rief der Vater. „Im Fenster — dort ...“ antwortete die Kranke — „o ... nein! sie ist verschwunden.“

Am andern Tage um zwölf Uhr starb das Mädchen. Im Zwielicht, als der Vater traurig in seinen Garten ging, da hörte er ein Geräusch, als fahre ein Wagen vorüber, und als er über die Hecke sah, erblickte er sechs schwarze Pferde ohne Kopf, einen Fuhrmann ohne Kopf, der sie trieb und einen Leichenwagen, den sie zogen und der nun vor dem Gartenthore hielt. Ein Sarg ward herabgetragen, auf den Wagen gestellt und in diesem Augenblick erschien auch die blutige Gestalt der Benschie, setzte sich auf das Leichentuch und der Wagen rollte dumpf weiter. Am andern Tage starb sein anderes Kind und er konnte keinen Abend nach Dunkelwerden ausgehen, ohne daß ihm die schreckliche Benschie begegnete. Sie kreuzte seinen Weg, mochte er nun reiten, gehen oder fahren, mochte er allein sein oder in Gesellschaft. Der arme Mann mußte seinen heimischen Boden verlassen und ging nach England hinüber, wo er bald starb. Seit der Zeit ward die Benschie nicht mehr gehört. Aber vor etwa vierzig Jahren, da kam einer von den Söhnen dieses Fitzpatrick nach Irland zurück und beabsichtigte, sich in dem verlassenen Hause seines Vaters wieder anzusiedeln. Aber in der ersten Nacht, die er sich darin aufhielt, umkreiste die Benschie das Haus mit schaurigem Gekreisch und kam jede Nacht wieder, bis der entsetzte Einwohner geflohen war, um nie wiederzukehren. Seit jener Zeit steht das Haus leer und verfallen auf der rechten Seite des Feldweges, welcher von der berühmten Monelabay zu den nördlichen Abhängen des Slieveblum-Gebirges führt. —

VI.

Kreide-Sonntag.

Der erste Sonntag in der Fastenzeit wird in der Grafschaft Kilkenny (östliches Irland) „Kreide-Sonntag“ genannt, nach einer Sitte, welche in dieser Gegend herrscht. Wie in allen katholischen Ländern, so hält auch in Irland das Volk die Fastenzeit nicht für günstig, um Ehebündnisse zu schließen. Wer sich daher zu verheirathen gedenkt, der wählt am liebsten die Winterzeit bis Aschermittwoch. Wenn nun am Sonntage nach dieser Frist sich ein heirathsfähiger Junggesell sehen läßt, der es versäumte, sich zu verheirathen, so fallen die unverheiratheten Frauenzimmer auf dem Heimwege von der Kirche über ihn her und machen ihm mit Kreide den Rock weiß. Namentlich sehen sie's auf die alten Hagestolze ab, die oft an solchen Sonntagen wie die Harlequins bemalt zu Hause ankommen. Darauf bezieht sich das folgende Lied.

Weil Du der Liebe Zeit verpaßt —
Und wär' es auch von Seide
Das Kleid, das Du am Leibe hast —
Wir machen's weiß mit Kreide.

Weiß! Weiß! Weiß!
Mit Strichen auf den Rücken soll's
Ein jeglich Weib Dir schreiben:
Du bist und warst ein Hagestolz,
Und sollst es nun auch bleiben.

Wer sich im Winter nicht erwählt
Ein'n Schatz zur Herzensweide;
Wer sich zu Fastnacht nicht vermählt,
Den zeichnen wir mit Kreide.
Weiß! Weiß! Weiß!
Mit Strichen auf den Rücken soll's
Ein jeglich Weib ihm schreiben:
Du bist und warst ein Hagestolz,
Und sollst es nun auch bleiben.

Und wenn er sich nicht gleich bekehrt,
Und — ein verstockter Heide —
Sich gegen uns noch lange wehrt,
So steinigt ihn mit Kreide.
Weiß! Weiß! Weiß!
Mit Strichen auf den Rücken soll's
Ein jeglich Weib ihm schreiben:
Du bist und warst ein Hagestolz,
Und sollst es nun auch bleiben.

Das

Kirchlein des Katharinenspitales

zu Stadtamhof bei Regensburg.

Von

Hans Weininger.

Die Renovationen, welche am Kirchlein des Katharinenspitales zu Stadtamhof vorgenommenen werden, kommen ihrer Beendigung nahe. Das sechseckige Schiff war des genannten Spitales ursprüngliche Gottesackercapelle, welche ein Glied der reichen Regensburger Familie Zahn (Zand) 1287 stiftete. Später erst wurde das jetzige Presbyterium angebaut, dann die Verlängerung des Schiffes mit der Emporkirche und nach dieser auf der nördlichen Seite die kleine Josephicapelle. Dieses Gebäude war so zerfallen, daß z. B. das ganze Presbyterium vom Grund aus frisch aufgeführt werden mußte.

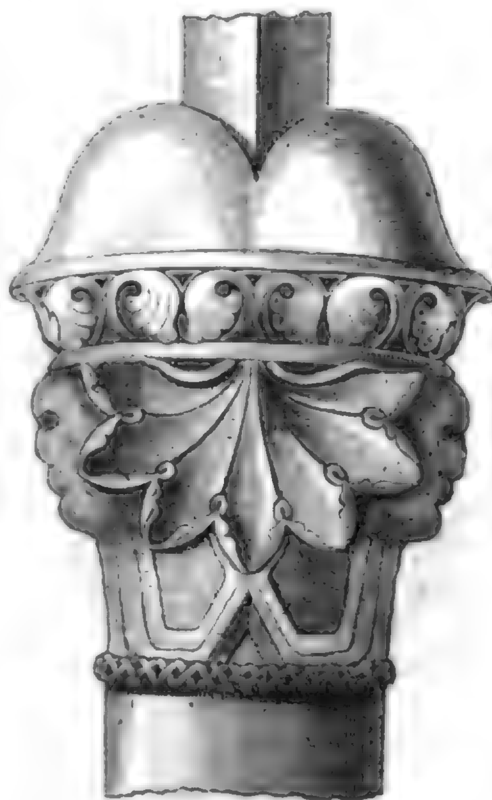
Das Schiff der Kirche stammt aus der Uebergangsperiode vom Byzantinischen in's Gothische, weshalb die in den Ecken stehenden sechs Säulen, die das spitzbogige Gewölbe tragen, byzantinische Capitäle haben. Die Verschiedenheit der Zeichnung, die Eleganz der Formen, der Reichthum der angebrachten Motive lassen den Beschauer unschlüssig, welchem dieser Capitäle er den Vorzug geben solle, so bewundernswerth sind sie alle. Die hier als Illustrationen beigefügten Capitäle sind

Fig. 1.



im Originale alle von einer Größe und haben über sich jene haubenartigen Ansätze, in denen die Gurten der Gewölbe fußen. Um Raum zu gewinnen, wurden diese Hauben bei den letzten weggelassen. Die im Presbyterium vordem gewesenen Capitäle, die noch schönere

Fig. 2.



Motive aufweisen, liegen nun in einem Schuppen des daneben stehenden Pfarrhofes. Wie verlautet, will sie der um die Alterthumsforschung verdiente Professor Sighart käuflich an sich bringen. Die Canzel ist ganz neu und ragt frei aus der Wand hervor;

Fig. 3.



der Aufgang dazu ist von der auf der Nordseite angebrachten Sacristei. Drei gothische, ziemlich breite Fenster — je zwei auf der Süd- und eines auf der Nordseite —

Fig. 4.



erhellen diese freundlichen Räume. Jene Wand, in welche die Canzel eingefügt ist, enthielt vordem das vierte Fenster. Der Canzel grade gegenüber befand sich auf der Südseite ehedem der Eingang. Hinter dem Hochaltare ist unter dem mittelsten der fünf schmalen Fenster eine Tafel auf die im Jahr 1859 stattgehabte Renovation eingesetzt. Die Josephicapelle hatte vor der Restauration drei runde Fenster, welche nun durch gothische ersetzt wurden. Die Decke dieser Capelle wie jene der Verlängerung des Schiffes ist gewölbt.

Fig. 5.



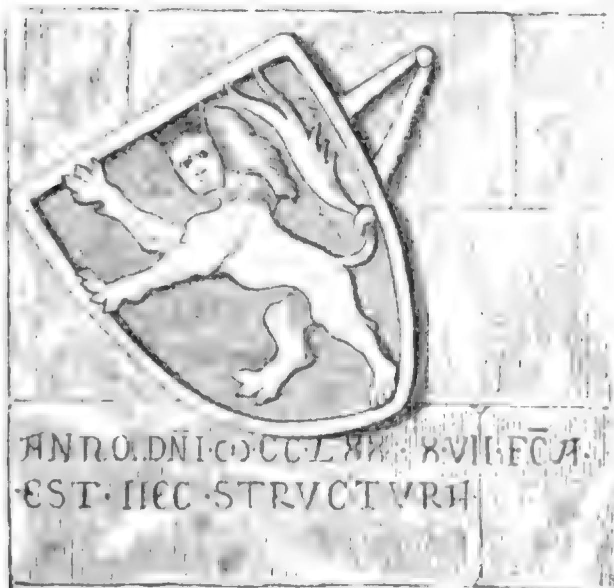
Unter der hölzernen, ganz neuen Emporkirche, wohin die Orgel zu stehen kommt, ist ein Epitophium mit nachstehender Schrift eingesetzt: † ANNO. DNI. M.CC.L. IN. DIE. SCI. (sancti). MARTI. OBIIT. VLRICH. DES. (dens, Zahn). Dieser Grabstein befand sich vordem im Presbyterium. Ein kampfbereiter Löwe

Fig. 6.



auf rothem Grund, aus dessen Visir ein Menschenantlitz hervorlugt, das Wappen der Familie Zahn, kommt auch auf der südlichen Außenwand mit nachstehender Inschrift vor: ANNO. DNI. M.CC.L.XXXVII. FCA. (facta). EST. HEC. STRVCTVRA. Da diese Zahn (Zand) viele Baulichkeiten in Regensburg unternahmen, auch ein Haus in der Gesandtenstraße besaßen, so geht die Meinung sachverständiger Alterthumsfreunde dahin, daß aus dem Namen Zanten= mit der Zeit Gesandtenstraße wurde. Hierzu mag

Fig. 7.



wohl noch beigetragen haben, daß etliche Gesandte des von 1662 bis 1802 hier tagenden Reichtages daselbst wohnten. Im Dome sowohl wie in der alten Capelle sprechen derlei Schilde noch jetzt von der vormaligen Existenz dieser Familie als Gutthäter der Gotteshäuser. Alle älteren Grabsteine, die da und dort auf entsprechende Weise placirt wurden, aufzuzählen, würde zu weit führen.

Es ist ein wahres Wunder zu nennen, daß bei dem Brande vom 23. April 1809, wo fast ganz Stadtamhof in Rauch aufging, diese Kirche verschont blieb. Einzelne verkohlte Balken des Dachstuhles zeigten wohl, daß nicht mehr viel fehlte, um dieses alterthümliche Gebäude in Schutt sinken zu sehen. Die Oesterreicher hatten damals, um ihren Rückzug aus Regensburg und Stadtamhof zu sichern, letzteren Ort vom Dreifaltigkeitsberge aus in Brand gesteckt.

Ein Glockenthürmchen ziert auf der westlichen Seite das Dach und ein mittelalterliches Thor mit gescharteten Zinnen zeigt den Weg zum Eingang der Kirche. In diesem Thürmchen hängen zwei Glocken. Die eine trägt die Jahreszahl 1696, die andere 1700. Auf letzterer steht: „Johann Georg Schellchshorn (wohl das heutige Schellhorn) verlobt (e) und goß mich allhero zum Trost der Sterbenden.“ Nun dem Bildhauer Ludwig Blank in Regensburg die Ausführung der drei gothischen Altäre aus Holz anvertraut wurde, so läßt sich da etwas ganz Vorzügliches erwarten.

Es genüge, zum Schlusse noch mitzutheilen, daß diese geschmackvolle Restauration, die das Katharinenspital auf eigene Kosten vornehmen ließ, der königliche Kreisbaubeamte Michael Mauerer bewerkstelligte.

Die Arten der Lyrik
und deren Pflege in Deutschland.

Von

Hermann Bischof.

Wenn wir auf die gegenwärtigen, seit Goethe und Schiller eingetretenen Zustände der lyrischen Dichtung in Deutschland blicken, so entdecken wir zunächst einen Grundcharakter der neuern Lyrik, den ich, um mich noch allgemein auszusprechen, als eine Mischung der Gefühls= und Gedankenwelt oder als die Hinneigung zur Reflexion bezeichne.

Die Reflexion in des Wortes gewöhnlicher Bedeutung ist aus jedem dichterischen Kunstwerk verbannt. In ihr verirrt sich der Dichter aus dem Gebiete der Poesie in das der Prosa, indem er allgemeine oder historische Wahrheiten nur in poetische Bilder kleidet und rhythmisch ausspricht, um auf den Willen zu wirken. Die Gefahr einer solchen Abschweifung droht zumeist dem Lyriker, indem dieser sich am leichtesten an das prosaische Bewußtsein des Hörers oder Lesers wendet, und, anstatt Empfindungen einfach auszusprechen, über deren Entstehung und Inhalt analysirend reflectirt. Eine derartige Schöpfung ist gereimte Prosa oder — wenn getragen von mächtigem Pathos — in Verse gebrachte Rhetorik.

Eine Hinneigung zu dieser Art von Reflexion mache ich nun der neuern deutschen Lyrik nicht zum Vorwurf, weil diese dadurch aufhören würde, überhaupt lyrische Dichtung zu sein. Vielmehr verstehe ich unter der Re=

flexion, zu welcher sich unsere heutige Lyrik hinneigt, eine Betrachtung, welche aus der Empfindung geboren wird. In dieser Lyrik der Betrachtung wachsen die Gedankenelemente aus dem Gefühlszustande, so daß der ursprüngliche Klang aus der Empfindung herausklingt und nur verhallt im Tone der Betrachtung. Ein Gefühl wird ausgesprochen, wie es angeschossen ist an eine Idee, in deren Ausdruck jenes nun Gestalt gewinnt. Der Schatz des Geistes ist zum Eigenthume des Gemüthes geworden, aus dessen Tiefe er als ein im Feuer der Empfindung geschmolzenes Gold herausfunkelt, farbenvoll, entledigt des logischen Gepräges und Schnittes, in freiem Flusse die Gemüther ergreifend und wärmend.

Unsere heutige Lyrik nun ist wesentlich und nahezu ausschließlich eine Lyrik der Betrachtung, die sich als Unterart der lyrischen Dichtung neben die Lyrik des Aufschwungs und die Lyrik des Liederartigen stellt.

I.

Das Wesen der betrachtenden Lyrik wird sich in seiner vollen Eigenthümlichkeit erschließen, wenn ich auf die einzelnen Arten derselben einen Blick werfe. Man denke zunächst nur an das Epigramm. Das Epigramm ist die Beleuchtung eines Gegenstandes durch einen schönen Gedanken. Der Gegenstand erzeugt im Subjecte eine Stimmung, aus deren Tiefe ein Blitz sich entzündet, welcher den betrachteten Gegenstand plötzlich nach irgend einer Seite seines Wesens klar durchschauen läßt. Ich erinnere an Goethe's und Schiller's Xenien, an Uhland's reizende Sinngedichte, an Geibel's herzige Vierzeilen. Das Epigramm ist kurz und schlagend. Die Nennung des Objectes geschieht im nämlichen Athemzuge mit der Befriedigung der dadurch gespannten Erwartung. Z. B.:

„Ich fühl' mich nie so groß, so klein,
Als wenn im Shakspeare ich gelesen:
— Klein, weil ich denk' an das, was mein;
Groß, weil auch er ein Mensch gewesen."

Begnügt sich nun das Gemüth nicht mit dieser punktuellen Beleuchtung; will es die ihm zum Pathos gewordene Idee in dem ganzen Reichthum ihres Wesens aus seiner Tiefe herausstrahlen lassen: so bewegt es sich bereits in der Sphäre der schönen Gedankenpoesie. Diese kann weder nach dem Umfange bemessen, noch in einzelne Kreise gegliedert werden. Der Stoff ist unendlich. Je nach der Zeitrichtung werden die Dichter natürlich in einzelnen Objecten des geistigen und materiellen Lebens ihre Lieblingsthemata aufsuchen.

Eine dritte Art der betrachtenden Lyrik ist die Elegie. Die Elegie soll nach der verbreiteten Meinung ein Lied der Klage bedeuten, der Klage um die abgeblühten Rosen der Jugend, um den verwelkten Frühling der Liebe, um das entschwundene Paradies der Herzensreinheit; sie ist auch in der That regelmäßig ein Lied der Klage. Der Begriff der Klage darf aber nicht in dem bestimmten Sinne der Trauer gefaßt werden. Die Elegie ist auch der Gesang einer vom Rausche der heißesten Lust ergriffenen Seele; freilich der Lust, deren verzehrendes Feuer der von ihr ergriffenen Seele nicht verborgen bleibt. Mit einem Worte: die Elegie setzt einen schönen Gegenstand voraus, der schon entschwunden ist und selbst entschwunden durch seinen Zauber die Wehmuth der Erinnerung fesselt; oder einen Gegenstand, dem die Seele mit aller Gluth der Leidenschaft sich hingibt, freilich im Bewußtsein der kommenden Trennung: — den Augenblick, zu dem Faust nie sagen will: „Verweile doch, Du bist so schön!"

Das Wesen der Elegie ist demnach das der betrachtenden Lyrik, die Abkühlung der Empfindung durch den Uebergang in die Betrachtung. Man binde ja nicht den Begriff der Elegie an das classische Versmaß, welches dem Hexameter den Pentameter beifügt, um in dem Gegensatze des stolz vorwärts schießenden Hexameters und des schüchtern zurückbebenden Pentameters die Zerschmelzung des gehobenen Gefühles in sanfte Wehmuth anzudeuten. Wir Neuern besitzen aushauchende und verathmende Formen genug, um der elegischen Stimmung den entsprechenden Ausdruck zu gewähren.

In die Lyrik der Betrachtung fällt nun die ungeheure Mehrzahl unserer lyrischen Producte. Neben der schönen Gedankenpoesie stoßen wir fast nur auf Elegien. Von hundert sogenannten Liedern sind 99 Elegien, d. h. lyrische Dichtungen, die einen betrachtenden Charakter annehmen. Es ist allerdings mitunter schwer, zwischen Lied und Elegie eine scharfe Grenze zu ziehen. Besonders verführerisch wirkt die ausschließliche Rücksicht auf die Sangbarkeit der Dichtung.

An dieser Stelle könnten nun und müssen die Namen unserer neuern Lyriker untergebracht werden, da wir in der Sphäre des Liedes oder gar der Lyrik des Aufschwungs nur wenigen Namen wieder begegnen. Freilich ist mir nur vergönnt, die Namen in das Gedächtniß zu rufen. Eine ästhetische Kritik der einzelnen Dichter liegt aber auch nicht in der Absicht der Erörterung, die umgekehrt den Allen gemeinsamen Charakter an das Licht zu ziehen wünschte.

Am nächsten liegen dem Verfasser seine Landsleute, die Schwaben, Hölderlin, Uhland, Schwab, Justin Kerner, Mörike, Pfitzer, Carl Maier, Herwegh, Fischer. In zweiter Linie könnten wir der Oesterreicher gedenken; wir erinnern uns an Lenau, Grün, Zedlitz, Halm, Vogel, Prokesch-Osten, Hartmann, Meißner, Seidel, Mosenthal, Prechtler und Deinhardstein. Unter den Baiern, soweit sie nicht aus dem Norden eingewandert, möchten Kobell, Hermann Lingg, Platen und Redwitz hervorzuheben sein. Mehr der deutschen Mitte und dem Norden gehören an Arndt, Bodenstedt, Chamisso, Dingelstedt, Dräxler-Manfred, Eichendorf, Freiligrath, Hoffmann v. Fallersleben, Geibel, Gaudy, Gottschall, Heine, Kopisch, Kinkel, Wolfgang Müller, Wilhelm Müller, Prutz, Pfarrius, Rückert, Reinick, Simrock, Sallet, Schäfer. Aus den Zirkeln der hohen Aristokratie nenne ich als Poeten von höchst verschiedener Bedeutung den König Ludwig von Baiern, den Fürst Lynar, die Grafen Alexander von Würtemberg, von Löwen, Strachwitz, Blankensee.

Zum Schluß erwähne ich noch als lyrische Dichterinnen mehrere geistreiche und zum Theil auch gemüthvolle Damen, vor Allen Rosa Maria und Elisabeth Kulmann, daneben Betty Paoli, Louise von Plönnies, Adelheid von Stolterfoth, Emma von Niendorf; dazu zwei religiös kirchliche Dichterinnen, Annette, Freiin von Droste-Hülshof, ein gläubiges Gemüth, das nur nicht immer den graziösesten Ausdruck findet; und die Gräfin von Hahn-Hahn, die erst im Herbste ihres Lebens nach Jerusalem gelangte, um das Babylon ihrer Blüthentage zu beweinen.

II.

Das Lied ist der unmittelbarste, reinste, schlichteste Klang der Empfindung. Es kennt deshalb keine Grenzen des Stoffes, weil jeder Stoff der Empfindung einen Klang entlocken kann. Es umfaßt daher auch die Gegenstände der Lyrik des Aufschwungs und der Betrachtung. Es verschmäht aber die Abkühlung der Empfindung im Gedankenelemente; es entzieht sich dem Erhabenen, soweit es nicht als eine Stimmung der Andacht die Seele ergreift, und kennt also nicht die Erschütterung des Hymnus, des Dithyrambs und der Ode. Das Lied ist eben der Ausdruck der reinen Gemüthsbewegung mit gleichem Affecte.

Der erste Liederdichter der Gegenwart ist Friedrich Rückert, dem in dieser Sphäre nur Goethe überlegen war. In Rückert's „Liebesfrühling" sind die zartesten und gefühlvollsten Producte der nachgoethe'schen deutschen Lyrik erblüht. Diese Dichtungen bleiben, wie die Goethe's, classische Muster für die Ewigkeit. Und im Einklange mit der Vollendung der Form athmet auch eine makellose Herzensreinheit in denselben, so daß Rückert in dem Nachtrage zum Liebesfrühling bei der Feier seiner silbernen Hochzeit am 26. September 1846 seiner „Silberbraut" entgegen rufen konnte:

„Doch was auch hat ein Wind entführt,
Und was auch hat ein Sturm geraubt,
Des Lebens Kern blieb unberührt,
Der Liebe Kranz ist unentlaubt.

Bist Du zufrieden, wie ich's bin,
Und schreckt Dich nicht mein graues Haar,
So nehmen wir uns immerhin
Auf's neue fünfundzwanzig Jahr."

Kaum sollte man für möglich halten, daß der Dichter der geharnischten Sonette so zart und innig fühlen könnte.

Neben Rückert stehen als Liederdichter Heine, Uhland und Geibel. Daß Heine ewig schöne Lieder sang, ziehen auch jene nicht in Abrede, welche über den Charakter des Mannes den Stab brechen. Es bleibt allerdings ein Räthsel, wie in der Tiefe eines vom Laster zerfressenen und ausgehöhlten Herzens so herrliche Perlen des Gesanges schlummern konnten.

Uhland's Frühlings- und Wanderlieder, des Schäfers Sonntagslied und die Capelle zählen zu den zauberhaftesten Gesängen, deren irgend eine Nation sich rühmen kann. Doch neigt sich Uhland mehr vom reinen Liede abseit zur Ballade, Romanze und Rhapsodie, auf

deren Gebiete wir ihn sofort als den ersten deutschen Meister ehren.

Näher an Goethe und Rückert tritt im reinen Liede Emanuel von Geibel. Obwohl auch ausgezeichnet als Lyriker der Betrachtung, bekannt als Epiker durch König Sigurd's Brautfahrt und nicht unberühmt als Dramatiker, hat er doch vorzüglich durch seine Lieder einen unglaublich raschen Eingang und die nachhaltigste Liebe im Volke sich errungen. Seine Lieder fließen mit Sonnenklarheit über verzitternder Tiefe, voll Wärme und Innigkeit im Marmorgefäße classischer Formen. Berühmt geworden sind namentlich „Des Spielmanns Lied,“ „Gute Nacht,“ „O stille dies Verlangen,“ „Der Mai ist gekommen,“ „Es rauscht das rothe Laub zu meinen Füßen,“ „Und bist du fern und bist du weit,“ „Wenn sich zwei Herzen scheiden,“ „Rühret nicht daran,“ „Ave Maria,“ „Abendfeier in Venedig,“ und andere Lieder.

Als eigentliche Liederdichter möchten nur noch zu nennen sein Justinus Kerner mit den tiefempfundenen, thränenreichen, und Wilhelm Müller, vielleicht auch Roquette, mit den leichten, lebensgrünen Liedern; Mörike voll schalkhaften, ewig lächelnden Humors: Robert Reinik mit dem sonnenhellen, kindlich harmlosen Gemüthe; Josef von Eichendorf, den Schwanensang der Romantik, und Hoffmann von Fallersleben, die Lerchentriller des Volksgesanges auf den Lippen.

Die Lieder unserer übrigen neuern Dichter leiden mehr oder weniger an der Neigung zur Reflexion. Einzelne reine und zum Theil wunderliebliche Lieder sind natürlich den meisten legitimen Söhnen Apoll's gelungen, ohne aber ihre Dichter im großen Ganzen zu Liederdichtern erheben zu können.

III.

Am bittersten hat unter den drei Arten der lyrischen Dichtung über die Spärlichkeit der Pflege grade diejenige zu klagen, welche den stärksten Grad der Empfindung, die Aufwühlung der Seele in ihren tiefsten Tiefen und das Aufringen zur höchsten Höhe einer Welt von Vorstellungen voraussetzt: die Lyrik des Aufschwungs in den Formen zunächst des Hymnus, dann des Dithyrambs, endlich der Ode.

Die Lyrik des Aufschwungs klammert sich an eine Idee, ohne diese zu freiem Eigenthum und ruhigem Besitze erringen zu können, weil sie für die enge Stätte eines Menschenherzens zu majestätisch ist, an die Idee eines göttlichen Wesens oder eine andere dem kühnsten Schwunge der Empfindung in ihrer vollen Glorie unerfaßbare Idee, welche im naturwüchsigen Hymnus regelmäßig personificirt wird. Der Hymnus bildet nämlich die Form für den Ausdruck des gespanntesten und gleich dem Blitze zuckenden Gefühles: er donnert in jener prachtvollen chorischen Form der dorischen Dichtung ähnlich den rollenden vom Wetterstrahle zerrissenen Wolken. Im Dithyramb vermag die Seele den Gegenstand, zu dem ihr Auge im Hymnus wie zu einer fernen Göttergestalt im geöffneten Himmelsgewölbe hinaufschaute, in die sterblichen Arme herabzuziehen. Diese Umarmung ist aber ein Zusammensturz voll Sturm und Gluth, ohne die milde Rast der Liebe; ein heiliger Wahnsinn im Rausche regelloser Formen. Erst der Ode gelingt es, trotz der höchsten Entzückung — dennoch den Strom des Gefühles in die Schranken kunstreicher Strophen zu bannen, die aber immer noch in der sogenannten lyrischen Unordnung ein Nachtwandeln der Phantasie beurkunden.

Die Lyrik des Aufschwungs blühte in der altorientalischen Welt vornehmlich in dem Aufseufzen und Aufjauchzen der Creaturen zu Gott. Die Krone der Vollendung fiel in dieser Dichtart den Hymnen Pindar's zu. Im Mittelalter bildete die Jungfräulichkeit der Gottesmutter und das Geheimniß der Dreieinigkeit eine unerschöpfliche Quelle der Begeisterung für edle Sänger, wie etwa Gottfried's von Straßburg Hymnen zur Verherrlichung der Madonna hinlänglich erläutern. Nach Klopstock herrschte die Form des Hymnischen in verkehrter Anwendung lange Zeit ausschließlich in Deutschland. In Goethe's Hymnen, im Gesange Mohamed's, in den Grenzen der Menschheit, im Gesange der Geister über den Wassern, endlich im Prometheus begegnet uns schon der Einbruch rein gnomischer Elemente in die Welt der gewaltigsten Empfindung. Goethe bringt es selten über sich, als Gegenstand hymnischer Begeisterung Persönlichkeiten sich gegenüberzustellen: er verherrlicht erhabene Wahrheiten, sittliche Gesetze, die Schönheiten und Kräfte der Natur.

Unter den Dichtern des neunzehnten Jahrhunderts begegnet uns eigentlich nur ein Lyriker des Aufschwungs, der unter der vollsten Blüthe seines Lorbeerkranzes erblaßte Sänger, der, fern der Heimath, in der Villa Landolina Siciliens unter einfachem Marmorsteine schlummert. Freilich hat der Eine Graf von Platen in dieser Dichtart zu einer Stufe der Vollendung sich emporgeschwungen, über welcher nur Pindar einen Platz behaupten mag. Einer der geistreichsten Kenner Pindar's stellt die Hymnen Platen's, die letzte Schöpfung des unsterblichen Dichters, den Hymnen des Griechen theilweise sogar an die Seite. Die Festgesänge Platen's bilden jedenfalls die herrlichsten unter allen Erzeugnissen, welche die deutsche Sprache auf dem Gebiete reimloser rhythmischer Dichtung besitzt. Nicht weniger ideentief und formschön sind Platen's Oden, von denen ich nur die Ode an Karl X. erwähne, die Einladung nach Sorrent, den Vesuv im December 1830. Rühmt doch Platen selbst von sich, daß er der Ode zweiten Preis errungen habe.

Als neueren deutschen Lyriker des Aufschwungs könnten wir höchstens noch „Schiller's liebsten Schwaben,“ den Dichter Hölderlin, bezeichnen, dessen Namen ich nur mit zitternder Wehmuth nenne. Hölderlin war der Dante der Deutschen, der seine Beatrice in Diotima fand, die — nach des Dichters Worten — das wandellose Leben der Gottheit lebte und den Dichter mit ihrem frühen Tod in die Nacht des Wahnsinns riß, wie Beatrice den göttlichen Sänger in die Wohnung der Schatten. Hölderlin dichtete denn auch die prachtvollsten Oden, welche, von Platen's Schöpfungen abgesehen, in deutscher Sprache je gedichtet worden sind.

Den neuern Poeten will weder der Hymnus, noch der Dithyramb, noch die Ode gelingen. Ich erinnere nur an Geibel's Frühlingshymnus, welcher trotz aller Sinnigkeit der Gedanken und aller Farbenpracht der Sprache hinter dem Adlerschwunge Pindar's oder Platen's zurückbleibt.

Freilich entspricht auch die Lyrik des Aufschwungs dem Geschmacke der überwiegenden Mehrzahl unserer Zeitgenossen nur wenig. Die Menge staunt derartige Schöpfungen kalt und ohne Theilnahme an, wie die seelenlosen Schönheiten der Marmorbilder.

Literarisches.

Die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker. Von Wilhelm Mannhardt. Berlin. Heinrich Schindler.

Die religiösen Mythen unserer Urväter sind uns in neuerer Zeit durch mancherlei Bestrebungen in Kunst und Literatur näher gerückt als früher, wo die übermäßige Verehrung ausländischer Kunstbestrebungen, die sich auf die griechischen und römischen Anschauungen stützten, die vaterländischen Schätze fast übersehen ließ. Zwischen jener Zeit, wo Friedrich der Große das Nibelungenlied für leeren Plunder erklärte, und unsern Tagen, die für bildende und andere Künste die gewaltigsten Stoffe aus den Heroen und Göttersagen der germanischen Urzeit schöpfen, ist ein erfreulicher Unterschied, und je tiefer wir eindringen in jene einheimischen Schätze, um so mehr gewinnen wir die Ueberzeugung, daß zwar der hellenischen Mythenwelt in Bezug auf Schönheit der Erscheinung und heitere Lebensfreudigkeit der Kranz gebührt, daß sie aber im Werth zurücksteht gegen die germanische Mythologie, wenn wir den tiefsittlichen Ernst in's Auge fassen, der den religiösen Anschauungen und Bildern unserer Voreltern eigen war. Es ist gegenwärtig, da sich die Kunstbestrebungen bereits so vielfach mit der deutschen Götterwelt beschäftigen, ein doppelt anerkennenswerthes Unternehmen, wenn die Gestalten derselben in ihrer Deutung und bildlichen Darstellung dem Publicum vorgeführt werden, und wir können daher mit besonderer Freude auf das vorliegende Werk hinweisen, welches in gefälliger Form und trefflichen Bildern die Hauptzüge der germanischen Götterlehre enthält. Die religiöse Mythe hängt bei allen Völkern eng zusammen mit der Natur des Bodens, dem sie entsproß. Mild und heiter unter dem lachenden Himmel Griechenlands, phantastisch und üppig bei den Indiern, ist sie in ihren Hauptzügen streng und ernst bei den Nordländern. Die Gestalt des Donnergottes, Thunnar, der auf seinem von Böcken gezogenen Wagen in sausendem Sturme über das Land dahinfährt und seinen schweren dröhnenden Hammer drohend schwingt, charakterisirt schon einen großen Theil der nordischen Mythologie, bei welcher Kraft und Strenge die Hauptzüge bilden. Unter den Füßen der Böcke des Thunnar fliegen die Funken, so scharf ist die Fahrt und im Donnerhall rasseln die Räder des himmlischen Gefährtes. Des Gottes Kinn umwallen die feuerrothen Haare seines Bartes, in der Rechten trägt er einen steinernen Keil oder einen gewichtigen Hammer, der, so oft er ihn von sich schleudert, von selbst in seine Hand zurückkehrt. Uebrigens entbehren die

Urmythen der germanischen Völker keineswegs der sanftern Elemente. Nicht nur in den zarten Gestalten der weiblichen Gottheiten, die, dem germanischen Wesen entsprechend, die höchste Verehrung genossen, zeigt sich der Zug lieblicher Milde; auch unter den männlichen Göttererscheinungen treten uns heitere Erscheinungen entgegen. So ist der jugendlich frohe schlug die Liebe in des Gottes Brust ihren Wohnsitz auf. Er konnte vor Sehnsucht weder schlafen noch trinken. Sein Vater Njördhr bat Freyr's Diener, Skirnir, zu erkunden, was dem klugen Sohne feble. Nun gestand Freyr seine Liebe und befahl dem Skirnir zu Gerdhr zu reisen und für ihn zu freien. Anfänglich weigert sich Gerdhr und will von keines Mannes Minne etwas wissen. Zuletzt aber gibt sie nach und bis die Vereinigung stattfand, wollte der Gott fast vor Harme vergehen. Der Unterschied zwischen dem bescheidenen Werben und der keuschen Zurückhaltung der deutschen Gottheiten im Vergleich zu den Verführungskünsten der griechischen Bewohner des Olymps ist auffallend. Die Sagen von den wilden Jägern und Jägerinnen, von Frau Gode und den Heinzelmännchen, den Elfen und Elben sind alle in einzelnen Zügen bekannt; sie geben sämmtlich den Beweis, daß die Freude an



Thunnar.

Freyr, der Gott des Frühlings, des Sonnenscheins und der Freude, eine wohlthuende Gestalt, und die Geschichte seiner Liebe zu Gerdhr, des Riesen Gymir lieblicher Tochter, spricht recht im Geiste deutscher Innigkeit zu uns. Einst war Freyr zur Kurzweil auf Odhin's Sitz gestiegen und überschaute von dort alle Welten. Da sah er Gerdhr weit im Norden in Jötunheim, wie sie aus ihres Vaters Haus in ihre Frauenkammer ging. Sie war so schön und lieblich, daß vom Widerschein ihrer Arme Luft und See im hellen Glanze strahlten. Da



Freyr.

sorglosem Genuß, die Lust an der Thätigkeit und ringenden Kraft Hauptzüge des germanischen Volkscharakters sind. Eine der ansprechendsten Gestalten unter den Frauengottheiten der Germanen ist Frau Hulda oder Holda, die gewöhnlich in Begleitung lieblicher Mädchen er-



Frau Holda.

scheint, oft durch Gesang die Menschenkinder bezaubert, daß sie sich nicht mehr von ihr trennen wollen, meist aber in den mannigfaltigsten wohlthätigen Handlungen sich offenbart. Da gibt es in allen Gauen Deutschlands Malplätze und Gebräuche, die an Frau Hulda erinnern, wie sie als Beschützerin der Kinder, der weiblichen Treue und jeder segensreichen Unternehmung auftritt. Besonders anmuthig erscheint sie, wenn sie in Begleitung der „seligen Fräulein“ die Flachsfelder zur Blüthezeit durchwandelt und als Schutzgöttin des weiblichen Fleißes die geknickten Stengel aufrichtet und Kraut und Blüthen segnet.

Aristoteles und die Wirkung der Tragödie. Von Adolf Stahr. Berlin, Verlag von J. Guttentag.

An einer Stelle in seinen hübschen Küstenbildern aus Devonshire und den Scillyinseln, die wir von dem vortrefflichen Goethebiographen Lewes unlängst erhalten haben, meint der englische Autor, das Wort des Dichters umbildend, ein gutes Buch sei des Menschen schönste That. Von dieser Höhe der Vollendung ist uns allerdings lange Zeit kein Buch zu Gesicht gekommen, und auch der warmen Anerkennung, welche wir für die eben angezeigte Arbeit von Stahr haben, fehlt unendlich viel, um für ein so vollwichtiges Lob gelten zu können. Immerhin aber ist die kleine Monographie eine durchaus beachtungswerthe Erscheinung, welche, wenn wir auch nicht mit allen Ansichten des Verfassers übereinstimmen können, Vieles enthält, was beherzigenswerth und noch Mehreres, was sehr anregend ist. Der Umschwung der ganzen modernen Aesthetik knüpft sich an die Aristotelische Lehre von dem Wesen und der Wirkung der Tragödie, und daher ist diese Lehre selbst für die Entwicklungsgeschichte der modernen Literatur von der größten Wichtigkeit. Darüber kann kein Zweifel bestehen. Eine andere Frage freilich möchte es sein, ob durch dergleichen theoretische Abhandlungen wirklich praktische Zwecke erreicht werden, ob aus derartigen kritischen Discussionen irgend praktische Ergebnisse für unsere Bühnenliteratur resultiren. Wie dem jedoch sei, Stahr gehört unstreitig zu den geistvollsten Kritikern, die wir gegenwärtig in Deutschland besitzen; vielleicht daß seine Erfolge noch bedeutender wären, könnte er sich entschließen, nicht immer und bei jeder Gelegenheit in der ihm schon zur zweiten Natur gewordenen „großen Visitentoilette“ zu schreiben. Auch seine neueste Production leidet wieder an diesem Fehler, zu welchem überdies ein zweiter hinzutritt. Die Composition der Abhandlung ist weniger sorgfältig, als wir es sonst bei diesem Schriftsteller gewohnt sind; was er in dem angehängten Abschnitte „Nachträgliches“ bietet, hätte in die einzelnen Capitel hineingearbeitet sein sollen. Als die gelungenste Partie der Schrift möchten wir das achte Capitel „die Kunst und die Moralität“ bezeichnen; auch das sechste „die Neuplatoniker und die Aristotelische Katharsis“ dürfte eine besondere Beachtung beanspruchen können.

Die Symbolik und Mythologie der Natur von J. B. Friedrich. Würzburg. Stahel'sche Buchhandlung.

Ein Buch von massenhafter Gelehrsamkeit und doch genießbar für jeden gebildeten Deutschen. In 336 zum Theil sehr ausführlichen Paragraphen führt uns der Verfasser eine Reihe von Gegenständen der Natur vor, und erörtert bei jedem die symbolische Bedeutung, die derselbe nicht bloß bei diesem oder jenem Volke, sondern häufig bei einer Reihe von Völkern hat. Indem wir staunen über die ungeheure Belesenheit, die auch in den entferntesten Winkeln alter und neuer Literatur das Geeignete aufzufinden weiß, erfreuen wir uns zugleich an der geschmackvollen Darstellung. Wie zu erwarten, geht der Verfasser von der gottesdienstlichen Bedeutung aus, welche der betreffende Gegenstand bei diesem oder jenem Volke hatte, und führt uns an diesem Faden weiter. Es darf in unserer Zeit als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, wie so manchem Aberglauben eine ursprünglich gottesdienstliche Beziehung zu Grunde liegt. Da ist es nun von besonderm Interesse, zu erkennen einestheils, wie sich dergleichen Meinungen ursprünglich begründen, und ferner, wie sich so häufig eine Uebereinstimmung selbst bei fern entlegenen Völkern und Zeiten wiederfindet. Eins der merkwürdigsten Beispiele dieser Art ist in der hübschen Abhandlung über das Feuer, wie sich Spuren des alten Molochdienstes in einer Art von Ofen-Cultur in Schweden und Norwegen noch heute wiederfinden (S. 55).

Bekanntlich schrieb einst Kotzebue bei Gelegenheit der Einweihung des Theaters zu Pesth das Festspiel „Die Ruinen von Athen,“ zu welchem Beethoven die Musik componirte. Diese unsterbliche Tonschöpfung war dadurch in einen längst vermoderten Textkörper gebannt, von welchem bereits verschiedene Dichter sie zu erlösen strebten. Neuerdings ist dies Robert Heller in sehr entsprechender Weise gelungen, und die Verlagshandlung von J. A. Böhme in Hamburg hat eine sehr schöne Ausgabe des Werkes im Clavierauszug mit dem Heller'schen Texte veranstaltet. —



Vierte Abtheilung.

Das Geld in Urdeutschland.

Von

Dr. Johannes Müller.

Die gegenwärtigen, so regen Bestrebungen auf dem Gebiete der Culturgeschichte haben bei all' ihrer Jugend schon bedeutsame und dankenswerthe Resultate geliefert. Ein noch unendliches Feld breitet sich aber vor ihnen aus und zahllose Ernten harren noch der einscheunenden Hände. Freilich wird wohl noch eine ganze Generation von Arbeitern darüber hingehen, viel Anstrengung wird es noch kosten, bis die hohen Ziele der Culturgeschichte erreicht sind und das Bild vollendet ist, das in treuen Zügen uns die wechselnden Gestalten und Formen des deutschen Lebens veranschaulicht. Das Gebiet der Culturgeschichte ist unendlich groß, vielfach sind die Beziehungen, die hier zu verfolgen sind, massenhaft der Stoff, der zu bewältigen und in verständliche Form zu bringen, schwierig andererseits das Zusammenknüpfen der gesprengten Fäden, welche in uns fremd gewordene Zustände wieder hinüberleiten sollen. Zu den schwierigsten, noch am wenigsten durchgearbeiteten Gebieten gehört die Münzgeschichte. Und doch ist grade sie für das Verständniß der überwundenen Cultur so unendlich wichtig. Sie ist der Schlüssel zum Verständniß der materiellen Zustände, sie begleitet die Bewegungen des Verkehrs und Handels, sie ist der Gradmesser für das Steigen und Sinken des allgemeinen Wohlstandes der Völker und wirft bedeutsame Lichter über die Verbindungen und Verschränkungen der Nationen unter einander.

Wenden wir uns zu der speciellen Frage, die wir gegenwärtig an die Münzgeschichte zu stellen haben, so bieten die Untersuchungen, welche sie veranlaßt, am Schlusse sehr interessante Ergebnisse. Wir finden in der Münzgeschichte Germaniens deutlich drei Entwicklungsperioden unterschieden, die auf einander folgen, zum Theil aber auch ihre eigenthümlichen Verhältnisse neben einander bestehen lassen.

Bekannt ist die Stelle des Römers Tacitus (Germania C. 5), die über das älteste Geld uns Aufschluß gibt. „Ob Silber und Gold," sagt er von den Germanen, „Huld oder Zorn der Götter ihnen versagt hat, weiß ich nicht. Doch möchte ich nicht behaupten, daß keine Gebirgsader Germaniens Silber oder Gold hervorbrächte, denn wer hat danach gesucht? Besitz und Gebrauch, bemerkt er ferner, wirkt auf die Germanen nicht wie sonst. Man kann bei ihnen silberne Gefäße, die ihre Gesandten und Fürsten als Geschenke erhielten, neben irdenem Geschirr zu gleich niedrigem Dienste bestimmt sehen, obwohl die Grenzstämme wegen des Handelsverkehrs Gold und Silber zu schätzen wissen und einige von unsern (römischen) Geldstempeln anerkennen und darunter wählen. Die Binnenvölker treiben nach einfacher alter Art Tauschhandel. Das Geld gefällt ihnen, wenn es alt und lange bekannt ist: Denare mit zackigem Rande oder mit dem Stempel des Zweigespanns. Auch gehen sie mehr auf Silber als auf Gold aus,

keineswegs aus besonderer Vorliebe, sondern weil die größere Zahl der Silbermünzen ihnen zum Gebrauch bequemer ist, da sie gewöhnliche und billige Waaren einhandeln." — Dieser Bericht stimmt ganz zu den damaligen Zuständen und zu der ganzen Entwicklungsstufe der Germanen und ihres Landes. Es geht daraus hervor, daß diese noch kein eigenes Geld besaßen, auch bei der Einfachheit ihrer Verhältnisse, ihrer Lebensweise und Beschäftigung damals wenigstens nicht nöthig hatten. Man tauschte Gut gegen Gut, Vieh und Frucht, Waffen und Schmuck. Die liebsten Schätze waren ihnen zahlreiche Viehheerden; das Vieh vertrat darum besonders die Stelle des Geldes und so finden wir denn hier, wie zumal auch bei den Römern, daß solche Worte, die ursprünglich den Begriff des Viehes bezeichneten, später und sobald das Geld in Gebrauch kam, auf dieses übertragen worden sind. Im Norden und, freilich nicht so lange, auch im eigentlichen Germanien bestand noch für die Schätzung des Viehs ein festes Uebereinkommen, nachdem schon geraume Zeit ganz andere Werthmittel in den Verkehr gekommen waren. Am ausgebildetsten war dies auf Island, wo der Werth einer Kuh die Grundlage der Schätzung bildete. Eine drei bis zehn Jahre alte tragfähige, milchende, gehörnte und fehlerfreie Kuh wurde dort nach heutigem dänischen Gelde auf fünf Thaler Courant veranschlagt und alles andere Vieh nach ihr abgeschätzt: ihr gleich galt ein Ochse mittlerer Größe, ferner ein vierjähriger, sei er verschnitten oder sprungfähig, ebenso zwei zweijährige oder drei einjährige; ein fünfjähriger Ochs ist $1\frac{1}{3}$ Kuhgeld gleich, ein sechsjähriger $1\frac{1}{2}$. In ähnliche Verhältnisse werden das Roß, das Schaf, die Ziege und das Schwein gestellt. Auch in den alten germanischen Volksrechten finden wir ähnliche Schätzungen. Es war übrigens selbst zur Zeit Karl's des Großen in Deutschland noch wenig Münze, so daß sich dieser Kaiser auf einer Versammlung zu Aachen 797 veranlaßt sah, in Uebereinstimmung mit den sächsischen Großen, besonders mit Rücksicht auf die rechtlichen Verfügungen, Bußen und Abgaben Aequivalente in Naturalien festzusetzen. So wurde ein jähriger Ochs zur Herbstzeit, wie er in den Stall geschickt wird, auf einen Solidus (1 Thaler 5 Silbergroschen) geschätzt; ebenso zur Frühlingszeit, wenn er den Stall verläßt, und je nach dem Alter steigt er im Preise. — Neben diesem lebendigen Gelde hatte man die edeln und unedeln Metalle, zumal auch wenn sie zu Schmucksachen verarbeitet waren. Die Gräber haben uns noch viele derselben erhalten und zwar so viele, daß wir — namentlich für den Norden — annehmen müssen, daß das Volk von solchen Geschmeiden schon eine große Menge gehabt habe. Von diesen Schmucksachen bestanden die Hals-, Arm- und Fingerringe sehr oft aus Gold, und zwar mit Sorgfalt und Geschicklichkeit in oft zierlichster Form angefertigt, mit ausgearbeiteten Goldplatten und gefärbten Glasstücken geschmückt. Die Halsringe wurden später häufig mit den sogenannten Goldbracteaten behängt. Solche Schmucksachen nun, vor allen die Ringe, wurden auch als Geld behandelt: Ringe wurden wie Geld als Geschenk gereicht und als Buße gezahlt; der Reichthum an Gold ward gern in der Gestalt von Ringen aufgesammelt; es wird oft berichtet, wie Könige und Häuptlinge Armringe an Barden, die ihre Heldenthaten besungen hatten, und an andere Männer verschenkten, denen sie sich verpflichtet glaubten und die sie belohnen wollten. So schenkte König Rolf dem Helden Viggo zwei goldene Armringe, weil er ihm den Namen „Krake" gegeben hatte; Ermenrich und Günther der Burgunder ehrten jeder Vidsidh's Sang mit einem Ringe und als dieser den von Ermenrich erhaltenen dankbar seinem König überreicht, wird er dafür von dessen Gemahlin mit einem andern beschenkt. — Daß auch die Germanen an solchen Ringen und Ketten sich erfreuten, erfahren wir vom Römer Tacitus ausdrücklich. „Vorzüglich," sagt er, „freuen sie sich über die Geschenke benachbarter Stämme, wie sie nicht nur von Einzelnen, sondern auch von Gemeindewegen geschickt werden: ausgesuchte Pferde, große Waffen, Decken und Halsketten. Freilich finden wir sie in unsern deutschen Grabhügeln nicht so häufig, als sie im Norden vorkommen, wo einmal drei Ringe zusammen, im jetzigen Werthe von 700 Speciesthalern, auf Fünen eine Sammlung von Geschmeiden, deren Gewicht über acht Pfund betrug und die sonach einen Werth von über 2200 Speciesthalern hatten, ausgegraben wurden. Dieses Goldgeräth findet sich häufig auch auf flachem Felde, in Kiesgräben, an Stellen, wo keine Grabhügel sichtbar sind, und deshalb war das hier gefundene vielleicht altes Wikingergut. Wenn die Wikinger ihre kühnen Züge gegen die fremden Küsten unternahmen, vergruben sie oft ihre Kostbarkeiten,

damit sie während ihrer Abwesenheit nicht von plündernden Feinden oder Räubern genommen würden; starb dann der Eigenthümer, sei es im Kampfe oder auf andere Weise, so lag sein Gut in der Erde verborgen, bis in neuerer Zeit unermüdetes Forschen oder ein glücklicher Zufall es wieder an's Licht förderte.

Wenn also während der ältern, wenig entwickelten Zustände noch kein einheimisches Geld gemünzt wurde, wenn auch der Handel größtentheils in Tauschhandel bestand, so mußten doch Verhältnisse eintreten, wo hierzu jene Erzeugnisse des Landbaus und der Viehzucht nicht zweckdienlich waren, sondern wo ein anderes Zahlmittel erforderlich wurde. Hier bediente man sich dann also der Ringe und der Theile der Ringe. Für größern Verkehr und ansehnliche Gaben wurde der ganze Ring verwendet, für den kleinern Gebrauch mußte er, gleichsam zu Scheidemünze, zertheilt werden; man zerbrach oder zerhieb ihn und freigebige Fürsten erhielten von solchen Spenden den Beinamen Baug- oder Ringbrecher. Ebenso verfuhr man mit den Barren. Zuletzt zerbrach man auch Spangen und andere Schmucksachen, wenn das Ganze für das augenblickliche Bedürfniß zu werthvoll war. Wir finden dies ähnlich noch im Mittelalter, wo die zerschnittenen Münzen ganz dem alten Brauch entsprechen und in neuern Zeiten begann man in einigen Gegenden ähnlich selbst mit dem Papiergelde zu verfahren.

Diese spätern Verhältnisse, wo das edle und unedle Metall, das verarbeitete und unverarbeitete, das gemünzte und ungemünzte im Verkehr gradezu nur erst als Waare wie jede andere galt, ferner die ausdrücklichen Zeugnisse der Geschichtschreiber und die damit zutreffende Entwicklungsstufe der germanischen Völker verneinen die Frage, ob zu dieser Zeit die Germanen bereits eigene Münzen schlugen. Tacitus sagt, erst die Römer hätten die Germanen Geld anzunehmen gelehrt. Bei Cäsar lesen wir freilich, daß die Trevirer im Jahre 54 vor Christi Gesandte über den Rhein schickten und durch Verheißungen von Geld die dortigen Völkerschaften zu überreden suchten, herüber zu kommen und gegen die Römer zu ziehen. Allein daraus geht nicht hervor, daß sie selbst dieses Geld gemünzt hatten. Um Trier und Coblenz wie in Luxemburg findet sich nicht selten eine Erzmünze, die man wegen ihrer Darstellung und Schrift auf den Trevirer Indutiomarus, aber mit wenig Wahrscheinlichkeit, bezogen hat. Armin versprach allen Römern, welche zu den Germanen übergehen wollten, Weiber und Felder und an Sold für den Tag, so lange der Krieg dauern würde, je hundert Sesterzen. Daß das Geld römisches war, deutet also bereits der Name an.

Obwohl also die Geschichtschreiber keine einheimischen Münzen erwähnen, im Gegentheil die Germanen erst durch den Verkehr mit den Grenzvölkern, zumal durch die Römer mit dem gemünzten Gelde bekannt werden lassen, überliefert andererseits der heimische Boden selbst aus seinem Schoße die Thatsachen, die doch eine andere Ansicht zu rechtfertigen scheinen. Wir meinen die sogenannten Regenbogenschüsselchen und die damit verwandten Münzen. Diese sogenannten Regenbogenschüsselchen erscheinen sehr häufig. Abgesehen von vereinzelten Funden entdeckte im Jahre 1751 zu Gaggers (im baierischen Landgericht Friedberg) ein Hirt zufällig 13 — 1400 Stück solcher Schüsselmünzen von Gold und zwar in einem kupfernen Gefäße. So bedeutend dieser Fund ist, um viel mehr wird er noch übertroffen von dem bei Podmoll in Böhmen gemachten. Hier fanden sich im Jahre 1771 nebst einem Armringe in einem Bronzekessel einige Tausend derartiger Münzen, die über achtzig Pfund Gold ohne Zusatz lieferten. Es waren fast durchgängig Asterisken, das heißt Stücke mit dem Bilde der Sonne und des Mondes, ohne Aufschriften. Ueberhaupt ist grade Böhmen reich an solchen Regenbogenschüsselchen, ihre Fundstätten dehnen sich weit aus und die seltsamen, in ihrer Fremdartigkeit auffallenden Erscheinungen wurden hier schon früh von den Gelehrten betrachtet. Auch bei Conters, im Oberhalbstein (schweizerischen Cantons Graubünden) wurden im Jahre 1786 zwei in einander liegende Kupferkessel mit einem derartigen reichen Inhalte ausgegraben. Aehnliche Funde machte man ferner bei Oedenbach (in der baierischen Rheinpfalz) 1835, und ganz neuerdings (April 1858) am rechten Donauufer zwischen Irsching, Vohburg und Stockolding in Baiern — anderer minder bedeutender Funde zu geschweigen. Hier bei Irsching förderte man bei der Herstellung eines Grabens zur Ableitung des Wassers gegen 1000 Stück derselben hervor, wovon jedes nach erhobener Schätzung einen Werth von mindestens 11 Gulden hatte. Der Form nach werden dieselben als rund und „mit einem

schnabelartigen Ausbug" versehen geschildert. Sie sind durchgehends von außen gewölbt und auf der innern Seite hohl, somit schüsselartig. Die meisten Stücke zeigten, wie so häufig, auf der erhabenen Seite einen Vogelkopf mit einem großen gebogenen Schnabel, oder Schlangen; vier Stücke nur hatten jugendliche Köpfe mit großgelockten Haaren. Die innere Seite enthielt drei, vier, fünf oder sechs erhabene Kügelchen, während wenige hiervon abweichend ein anderes Bild, so in der Mitte einen Stern zeigten. Dieser Beschreibung entsprechen auch viele der in andern Gegenden gefundenen Münzen; die Darstellungen gleichen sich sehr, die Typen zeigen eine enge Verwandtschaft, der Vogelkopf mit dem gekrümmten Schnabel, die einzelnen zerstreuten oder durch Fäden zusammenhängenden oder in's Dreieck gestellten Kügelchen, das Dreieck, besonders innerhalb eines Kranzes, das Bild der Sonne, die Mondhörner oder Halbmonde, die Sterne sind Typen, die vorzüglich oft vorkommen. Eben so oft erscheinen darauf bloße Haken, Ringe, Striche, Knoten, Laubwerk, Blätter, Schnörkel, dreifach in einander gefügte kleine Hufeisen (richtiger Mondhörner oder nach Andern Halsringe); um das Gepräge herum zieht sich gewöhnlich ein gekörnter Kreis oder derselbe ist einem Hufeisen gleich. Solche wurden zumal (im Jahre 1822) bei Binswangen (baierisches Landgericht Wertingen), auch mit mehreren römischen Münzen, bei dem nahen Aislingen, ferner wieder bei Haldenbwang (baierisches Landgericht Kempten) gleichzeitig mit einer römischen Goldmünze von Constantin dem Großen vom Jahre 337 nach Christus, und zu Ellwangen gefunden. Andere Vorstellungen auf derartigen ausgebildetern Münzen zeigen einen Kopf, zuweilen mit phantastischem Schmuck und eigenthümlicher Haartracht, halbe und ganze Menschenbilder, ein springendes Roß, einen Reiter, einen Eber, Blumen, eine Aehre und mannigfaltiges aber schwer zu deutendes Ornament. Nicht selten zeigt sich auch auf diesen Münzen Schrift, die mit genügender Sicherheit zu deuten noch immer nicht gelungen ist; denn eine genauere Aufmerksamkeit hat man auf diese merkwürdigen Alterthümer erst in neuern Zeiten, besonders in Frankreich, gewendet. Die Culturstufe, die sie andeuten, die Technik, wodurch sie hervorgegangen sind, haben aber selbst einen Goethe beschäftigt (Ueber Kunst und Alterthum 1818, III. Heft, Seite 92 fg.). Jedoch auch er kam zu keinem bestimmten Urtheil über ihren Ursprung. Des Volkes Ansichten mußten um so wunderbarer, um so verzeihlicher vielleicht sein, als selbst die Gebildeten und Gelehrten auf ganz ungeheuerliche Meinungen verfielen. Man nannte die Münzen Regenbogenschüsselchen, Himmelringschüsselchen, Sterngeschosse, meteorische Pfennige, die der Regenbogen aus seinem Schooß fallen lasse, legte ihnen als Amuleten heilsame Eigenschaften bei und verband überhaupt allgemein so viel Aberglauben damit, daß sich Vernünftige schon früh veranlaßt fanden, dagegen strafend und spöttelnd aufzutreten. Gegenwärtig nimmt die besonnene Forschung an, daß diese Münzen, welche sich von Gold, Halbgold (Elektrum), Silber und Bronze, auch als Fälschung von Eisen mit Silber plattirt finden, von keltischen Völkerschaften und zwar in Nachahmung der antiken, zuerst der griechischen, dann der römischen Münzen ausgingen. Die treuern Nachahmungen der griechischen Vorbilder wichen in unsern Gegenden allmälig den Darstellungen bloßer Symbole und Zeichen und während in Gallien, der ältesten Heimath dieser Alterthümer, die römischen Münzen nur neue Elemente in das keltische Münzwesen brachten, wurde in unserm germanischen Süden dieses durch jene nach und nach im Laufe der Zeit ganz verdrängt. In Gallien cursirte fortwährend die einheimische Münze theilweise noch bis zu den Merowingern, in Deutschland verschwand sie gänzlich und auf das römische Geld folgte hier später anfänglich das merowingische, dann das karolingische. Die bisherigen Funde enthalten bisweilen noch vereinzelte keltische und römische Münzen zusammen; diese Funde gehören einer frühern Uebergangsperiode an, aber mit der Besetzung der Grenzländer und dem kräftigern Vordringen der Römer von Westen und Süden her mußten die erstern aus dem Verkehr allmälig ganz verschwinden.

Es wäre überflüssig, über diese Thatsachen des Umlaufs römischer Münzen noch etwas Beweisendes weitläufig bemerken zu wollen, seitdem die Schriften der historischen Vereine nicht müde werden, die zahlreichen, besonders im Süden und Westen gemachten Funde derartiger Alterthümer sorgfältig zu verzeichnen. Weithin an den Grenzen und zum Theil tief in's Innere hinein kommen diese an's Tageslicht und besonders da, wo die Niederlassungen der Sieger und die festere Besetzung des Landes dem Handel größere Sicherheit boten,

haben sie sich häufig angesammelt; eben so ist ferner die antike Sitte, dem Verstorbenen in seine Ruhestatt Münzen zum Opfer, als Schmuck, Amulet und Naulum mitzugeben, besonders für die Funde von Kupfergeld sehr ausgiebig geworden. Es gibt in Folge dessen besonders im Süden und Westen Deutschlands keinen historischen Verein, der nicht in seinen Sammlungen eine Anzahl von römischen Münzen, welche in seinem Bereiche gefunden sind, aufzuweisen hätte. Weithin ausgebreitet finden sie sich, was ohne Weiteres leicht begreiflich ist, besonders in Oesterreich, im südlichen Baiern und in dem ehemaligen Zehntland und zwar zeigen sich hier die Münzen nicht vereinzelt, sondern der ständige Aufenthalt der Römer hat nicht selten eine fortlaufende chronologische Reihenfolge derselben hinterlassen. Auf dem Rosenauberge bei Augsburg wurden in den Jahren 1844 und 1845 ungefähr 300 römische Münzen aufgefunden, die von Augustus vom Jahre 14 nach Christi an bis zu Arkadius vom Jahre 383 eine gute Reihe von Kaisermünzen darbieten. Eben so waren unter den zu Nordendorf 1844 ausgegrabenen die ältesten Stücke von Augustus, die jüngsten von Valens, welcher 378 nach Christus starb. Diese Münzen waren theils als Amulete und Schmuck zum Anhängen durchlöchert, theils als Naulum für die Verstorbenen undurchlöchert. In der Sammlung des Vereins zu Rottweil ist sogar noch ein Zeno (474 — 491) und ein Anastasius (starb 518), beide von Gold und in der Umgegend gefunden. Es wäre überflüssig, weitere leicht zu findende Belege zu häufen. Dasselbe gilt von den Fundstätten am Rhein, wo sich römisches Leben und römische Thätigkeit in gleicher Weise für lange Zeiten entfalteten.

Von allen Gegenden des heutigen Rußlands und Preußens sind es namentlich die nördlichen Küsten, die Provinzen an der Ostsee, in welche ein sehr lebhafter Völkerverkehr eine Menge verschiedenartiger Münzsorten brachte. So wurden im Jahre 1824 bei Szubin zwischen Bromberg und Exin auf einem Acker 39 silberne und goldene Münzen von altgriechischem Gepräge gefunden, die aus Aegina, Cycikus, Athen und wahrscheinlich Olbia, etwa aus der Zeit zwischen 460 — 358 vor Christus herstammen. Dann kamen auch Münzen von Demetrius Poliorcetes, der Insel Thasos, der Städte Syrakus und Panormus und anderer zum Vorschein, eben so von den byzantinischen Herrschern, während von den römischen Kaisern die Belege sich über den ganzen Zeitraum von Augustus bis zu Valentinian I. erstrecken.

Selbst von den Küsten des Mittelmeeres erscheinen in den Funden Münzen, also afrikanische und spanische, aber aus einer sehr beschränkten Zeit gegen das Ende des achten Jahrhunderts; ob auch dieses Geld auf dem Wege des Handels in den Norden geflossen ist, oder ob es nur durch die Küstenzüge plündernder nordischer Seeräuber hierhergelangte, muß zweifelhaft bleiben, obwohl das Letztere wahrscheinlicher ist.

Aus diesen Thatsachen geht hervor, daß hier zu jenen Zeiten ein außerordentlich lebhafter Völkerverkehr statthatte, wodurch dieses Geld sowohl auf den innern Handelswegen, als längs den Küsten der nördlichen Meere in Gegenden gelangte, die selbst von eigenem Münzwesen noch keine Spuren aufzuweisen hatten. Für Rußlands Ostseeprovinzen scheint der Haupthandelsplatz Ascheraden („Schiffsrhede") in Livland gewesen zu sein, denn hier fanden sich die meisten Alterthümer; aber die Küste entlang läßt sich vermittelst der Münzen das Vordringen der Händler in der allmäligen Aufeinanderfolge mit einiger Sicherheit nachweisen. Hiernach scheint zuerst die Insel Oesel, dann Kapseten bei Libau und endlich die Gegend von Bornsmünde bei Mitau, indem sie die reichsten Fundgruben römischer Münzen sind, auch am meisten Verbindungen mit den Römern gehabt zu haben. Da nun auch bei Memel und an der preußischen Küste bis zur Halbinsel Hela, eben so auch auf dem Landwege bis dahin, in Schlesien, Pommern und Posen sich viele römische, ja selbst altgriechische Münzen fanden, und es aus den alten Schriftstellern, zumal Ptolomäus, als sicher hervorgeht, daß die Römer zur Zeit des Kaisers Marcus Aurelius Antoninus wenigstens auch die Küsten bis zur Newa hin befuhren, so scheint aus den Münzen glaublich hervorzugehen, daß die Alten, zumal die Römer, zu ihrem Bernsteinhandel an der Ostsee verschiedene, allmälig weiter vorgerückte Stationen anlegten, bis der nach Kaiser Constantin dem Großen immer mächtiger werdende Andrang der nordischen Völker sie zwang, Schritt vor Schritt wieder zurückzuweichen.

Auch den Landweg entlang durch Schlesien wird das Vordringen der Römer von reich-

lichen Münzfunden und andern ihnen zugehörigen Gegenständen bezeichnet. Die Hauptfundörter sind Massel im Fürstenthum Oels mit Münzen von den römischen Familien bis Aurelian, besonders häufig aber von den Antoninen und Commodus; Lascowitz bei Breslau mit solchen von Trajan, Antoninus Pius und Marcus Aurelius Antoninus; Kreisewitz, mit Münzen von Constantin, Constantius und Valens; Ratibor und Himmelwitz. Bei Görlitz im Amt Osterode wurden im Jahre 1740 nicht weniger als 1125 römische Denare und zwar von den Kaisern des ersten bis dritten Jahrhunderts gefunden; 1795 weiter hinauf im Dorfe Bresin, im Amte Putzig in Westpreußen, 150 Goldmünzen der byzantinischen Kaiser Athanasius, Marcian, Zeno, Leo, Theodosius d. J. und Basiliscus. Aehnliche Funde wurden in den Jahren 1800 und 1801 bei dem Flecken Großendorf auf der Halbinsel Hela gemacht und im Jahre 1822 wurden bei dem Dorfe Klein-Tromp in der Nähe der Stadt Braunsberg wieder 97 goldene Kaisermünzen ausgepflügt, von denen die älteste eine Münze des Kaisers Gordian (c. 232) war, die meisten dem Arkadius, Honorius und Theodosius II. gehörten; die jüngsten waren von Marcian und seiner Gemahlin Pulcheria (450 — 457). Auf der Buggentiner Feldmark, in der Nähe Colbergs, fand man im Jahre 1837 in einem Topfe eine Anzahl arabischer Münzen nebst Bruchstücken arabischer und deutscher Münzen und dazu 136 deutsche Silbermünzen aus der Zeit der sächsischen und fränkischen Kaiser. Ein anderer Fund bei Stolpe, auf der Feldmark Birkow, förderte nicht weniger als 6 Pfund 18 Loth arabischer Münzen, sämmtlich vom feinsten Silber, zu Tage. Die meisten derselben waren in kleine Stücken von dreieckiger Form zerschnitten, viele am Rande mit einem Loche versehen.

Im Ganzen kommen auf der rechten Seite der Oder (Hinterpommern) die meisten derartigen Funde vor, wiewohl sie auch auf dem linken Ufer nicht selten sind. Sie haben sämmtlich das Gepräge der Fürsten östlich und südlich vom Caspischen Meere und gehören dem Zeitraume zwischen der Mitte des achten und dem Anfange des elften Jahrhunderts an, der Zeit, in welcher der arabische Verkehr mit den Chasaren und Bulgaren bestand. Ob diese selbst, oder gar die Araber den beschwerlichen Weg nach den fernen Küsten der Ostsee betreten haben, darüber haben wir bereits Andeutungen gegeben, die es sehr bezweifeln lassen. Nach arabischen Nachrichten tauschten die Araber gegen die Specereien und Früchte Indiens, Wein, leinene, seidene und baumwollene Zeuge, als Gegenartikel Pelze, Honig, Wachs, Seeotterfelle, Sclaven, bestimmt auch Bernstein, ferner wahrscheinlich Salz ein. Die Vermittlung zwischen dem Süden und den Küstenländern übernahmen vorzugsweise die Russen.

Aehnliche Resultate in Münzfunden bieten — wenn auch weniger häufig — die Mecklenburgischen Lande und Schleswig-Holstein (Münzen von Tiber, Claudius, Nero). Auch hier bilden unter den arabischen Münzen die Samaniden die Mehrzahl. Aus späterer Zeit als vor dem Jahre 1012 kommen letztere nicht vor. In der Nähe von Cöslin in Hinterpommern fand man im Jahre 1839 durch Hinwegräumen eines Steines einen Fingerring mit Runenschrift, einen schlichten goldenen Fingerring, ein absichtlich abgehauenes Fragment eines großen massiven Arm- oder Halsringes, ferner eine parabolisch gestaltete Perle von dickem, spiralförmig gewundenem Golddrahte, sechs im Gepräge vollkommen übereinstimmende Goldbracteaten mit filigranartiger Einfassung und einem Henkelchen versehen, jedes Stück von etwa 3/4 Ducaten Gewicht, endlich zwei Goldmünzen, die eine vom Kaiser Theodosius dem Großen (379 — 395), die andere von Leo I. (457 — 474). Diese letztern sind wichtig für die Zeitbestimmung des Fundes und sie bestätigen die Erfahrung, wonach die in Nordeuropa vorkommenden ähnlichen Alterthümer von Gold gemeiniglich der Zeit vom vierten bis sechsten Jahrhundert angehören. Die Goldbracteaten haben nicht als Münzen sondern als Schmuck gedient, sie sind meistens Nachahmungen von Geprägen byzantinischer Kaiser, aber es erscheinen auch solche von angelsächsischen und karolingischen Münzen und mit kufischen Inschriften. Ihre Heimath ist vorzugsweise der scandinavische Norden. Sie haben mitunter die Größe von einer Viertelelle. Als wirklicher Münze bedienten sich die Scandinavier vielmehr eben so wie die östlichern Anwohner der Küsten der römischen und der arabischen Münzen. Die ältesten in Dänemark angetroffenen römischen Münzen sind fast sämmt-

lich zwischen den Jahren 50 und 200 nach Christus geschlagen; vom dritten und vierten Jahrhundert sind sie sehr selten. Erst nachdem das Römerreich sich in das ost- und weströmische theilte, eröffnete sich wieder eine Verbindung des Nordens mit Byzanz, wodurch die sogenannten Byzanter und zwar am meisten aus dem fünften und sechsten Jahrhundert dort in Umlauf kamen. Noch lebhafter wurde im siebenten Jahrhundert der Handel nach den Ländern mohamedanischer Herrschaft, zumal vermittelst der Straßen durch Rußland. Beweise liefern auch hier die zahlreichen morgenländischen Münzen, wovon auf Bornholm zur Zeit Friedrich's IV. beim Torfschneiden ein ganzer Scheffel voll ausgegraben sein soll. Bei Sandby auf Gothland fand man 1846 auf einmal 1126 Stück, nachdem man auf derselben Insel 1839 einen nicht viel geringern Fund dieser Art gehoben hatte. Die Menge häufte sich so an, daß in Stockholm allein mehr als zwanzigtausend aufbewahrt werden, die mehr als tausend verschiedene Gepräge bieten und in etwa siebzig Städten der östlichen und nördlichen Districte der Kalifen gemünzt worden sind. Sie lassen sich alle in die Zeit von 700 — 1050 nach Christus zurückführen. Von den Ländern am Caspischen Meere, wie schon angegeben ist, wurden sie die Wolga hinauf zugleich mit südlichen Waaren in das Innere Rußlands gebracht. Hier namentlich trafen dann die nordischen Händler mit den südlichern zusammen, tauschten die Waaren aus und pflegten einen lebhaften Verkehr bis zum Schlusse des elften Jahrhunderts.

Allein diese Zeiten liegen schon ganz außerhalb des Bereiches unserer Aufgabe. Deutschland war damals staatlich schon selbständig geworden, seine Cultur hatte es anfänglich zum großen Theile aus dem westlichen Frankenreiche herübergenommen, aber bereits unter den Ottonen eine eigenthümliche Entwicklung begonnen. Die Grundlagen hierfür im Allgemeinen, wie für das Münzwesen im Besondern waren aber von den Karolingern, zumal den ersten und kräftigen unter ihnen gelegt. Auf diese Anfänge unsers selbständigen Münzwesens kommen wir vielleicht einmal später zurück.

Einige Bemerkungen über die Vegetation und Agricultur Californiens.

Aus einem Briefe von Woldemar Schleiden in San Francisco.

Das Pflanzenreich bietet unter diesem schönen Himmel ein so unermeßliches Feld, daß dessen genaue Beschreibung Bände füllen würde. Alle Producte der Tropen, so wie die Cerealien und Früchte Europa's finden ein heimisches Klima in diesem gesegneten Küstenstriche, der vom 32. bis zum 42. Grade nördlicher Breite sich erstreckt, und durch die warmen Meeresströmungen ein gemäßigteres Klima als das des gleichen Breitengrades an der Ostküste darbietet.

Unter spanischem und mexicanischem Gouvernement reichte der Landbau kaum hin, die verschiedenen Missionen von San Diego bis Sonora zu unterhalten. Der Export bestand nur aus Häuten und Talg; die vermehrte Immigration seit der Cession an die Vereinigten Staaten (durch den Frieden von Guadalupe Hidalgo im Jahre 1848) würde dieses fruchtbare Land einer Hungersnoth nahe gebracht haben, wären uns nicht von Chili, Honolulu, Australien und den atlantischen Staaten Victualien in solcher Menge zugeführt worden, daß dieselben 1853 noch 15,282,600 Dollars betrugen. Seitdem hat sich ein großer Theil der Bevölkerung dem Landbau gewidmet, und das Resultat war ein so günstiges, daß wir nicht nur jetzt für die nöthigsten Lebensbedürfnisse nicht mehr von der Fremde abhängen, sondern im Jahre 1857 für 2,719,266 Dollars und 1858 für 2,895,670 Dollars Agriculturproducte ausführten, nachdem die halbe Million Bewohner unsers Staates ihren Unterhalt gesichert hatte.

Dem Berichte des Staatsgeometer zufolge enthält Californien 99,443,680 Acker (gleich 1½ Morgen) Flächenraum, von denen 41,463,680 Acker wässerungsfähiges Ackerland, 30,000,000 Acker Weideland (trockenes Hügelland), 5,000,000 Acker Sumpfland (im Winter überschwemmt) und 23,000,000 Acker Bergland.

Von dieser bedeutenden Oberfläche sind nur circa 5,000,000 Acker von der Commission der Vereinigten Staaten den ver-

schiedenen Reclamanten zugesprochen und von diesen bis jetzt nur 756,734 Acker unter Cultur genommen. Diese letztere Zahl würde auch lange nicht erreicht sein, hätten nicht Tausende von „Squatters" sich niedergelassen, wo es ihnen gefiel, ohne nach dem Rechte zu fragen, welches ihnen das Gesetz nur auf dem Regierungslande gestattet. Dieses steht einem Jeden „bona fide Settler" für 160 Acker (250 Morgen) zu 1 Dollar 25 Cents per Acker offen, oder den Speculanten bei den regelmäßigen Regierungsverkäufen, wo 1 Dollar 25 Cents per Acker das Minimum des Gebotes ist.

Obgleich es nun diese „Squatters" (Landpiraten) in allen Theilen der Vereinigten Staaten gibt, so haben sich dieselben doch nirgends auf eine so gehässige Weise gezeigt, als in Californien, wo sie damit anfingen, das frei herumlaufende Vieh der mexicanischen Eigenthümer (Rancheros) einzufangen, zu tödten oder zu verkaufen und in manchen Fällen den Eigenthümer zu zwingen, ihnen für einen nominellen Preis Verkaufstitel zu geben, widrigenfalls er von Haus und Hof getrieben würde, ohne daß die Gerichte im Stande waren, ihn zu beschützen.

Trotz der tausend Scheußlichkeiten, welche sich diese „Squatters" haben zu Schulden kommen lassen, finden dieselben im Congresse Vertheidiger, welche dadurch die Stimmen derselben bei den Wahlen zu erwerben suchen, während fast alle die ersten mexicanischen Ansiedler ihr Land verloren haben, indem die Beweisführung ihres Besitztitels meistens nur durch Cession der Hälfte des Landes an die Advocaten geliefert werden konnte. Wie traurig nun auch die hieraus erwachsenen moralischen Zustände sind, so hat die Industrie des Landes doch durch diese „Squatters" gewonnen, und diese, wie die regelmäßigen Grundbesitzer, haben aus ihrem Boden das Möglichste zu ziehen gesucht.

Im December 1858 waren bereits 3,954,548 Weinstöcke gepflanzt, deren Durchschnittsproduct 14 Pfund Trauben ist, während die ältern Stöcke 25 bis 30 Pfund liefern; ferner sind diesen Herbst fast eine Million Setzlinge gepflanzt, welche im dritten Jahre schon reichlich tragen. Diese Weinstöcke sind vom Cap der guten Hoffnung, wie von Deutschland, Frankreich, Spanien und Portugal. Der producirte Wein ist sehr beliebt, namentlich der „Angelica" (eine Art Muskateller) und „Sparkling California" (ein dem moussirenden Burgunder ähnlicher Wein); die rothen und weißen Tischweine sind indeß im Ganzen noch zu neu, obgleich sie doch schon auf die Importation einwirken. Dieselbe betrug 1855 13,758 Fässer von 60 Gall., 6,558 Fässer von 30 Gall. und 120,212 Kisten, und dagegen 1858 nur 4827 Fässer von 60 Gall., 5738 Fässer von 30 Gall. und 27,906 Kisten, trotz der vermehrten Völkerzahl, und 1230 Colli californischer Weine wurden im vorigen Jahre schon ausgeführt.

Ueber die Weinproduction des vorigen Jahres sind mir noch keine Daten zugekommen; im Jahre 1857 betrug dieselbe circa 350,000 Gallonen (zu 5 Flaschen) und 50,000 Gallonen Branntwein, außer 50,000 bis 60,000 Kisten Weintrauben (à 50 Pfund), welche allein in San Francisco consumirt wurden. Das Hauptterrain für die Weincultur ist die Gegend um Los Angelos, wo unter Andern auch eine Gesellschaft Deutscher eine Colonie gegründet und Annaheim genannt hat, und wo gegen einen Einschuß von 750 Dollars jedem Actionär ein mit Wein bepflanztes, wohlbewässertes Terrain von 31 Morgen nach dreijähriger Bearbeitung übergeben wurde.

Auch von Fruchtbäumen sind bereits sehr viele gepflanzt, wie Pfirsichbäume 1,131,372, Apfelbäume 652,932 und Birnbäume 82,781, so wie andere Fruchtbäume im Verhältniß.

Von Getreide und andern Bodenerzeugnissen liefert der Bericht des „Surveyor general" folgendes Resultat:

1857:

Producte	Bushel		Acker		Counties
Weizen	3,979,632	auf	126,038	in	36
Gerste	4,639,678	„	196,934	„	33
Hafer	1,263,359	„	36,894	„	30
Roggen	62,412	„	2058	„	13
Mais	410,293	„	12,141	„	27
Erbsen	54,938	„	1933	„	14
Bohnen	132,599	„	10,168	„	18
Kartoffeln	1,822,397	„	18,847	„	27
Bataten	98,576	„	454	„	8

1858:

Producte	Bushel		Acker		Counties
Weizen	3,568,669	auf	186,464	in	32
Gerste	5,382,718	„	237,692	„	32
Hafer	1,322,231	„	44,616	„	31
Roggen	63,595	„	2503	„	13
Mais	624,323	„	12,978	„	27
Erbsen	41,929	„	1387	„	12
Bohnen	158,571	„	6335	„	15
Kartoffeln	1,465,239	„	15,888	„	27
Bataten	78,630	„	489	„	7

ferner im Jahre 1857:

84,837 Tonnen (à 2000 Pfund) Heu,
1,942,861 Pfund Butter,
1,067,418 „ Käse,
1,043,500 Dutzend Eier,

im Jahre 1858:

circa 1,500,000 Tonnen Heu,
2,001,565 Pfund Butter,
1,263,610 „ Käse,
1,371,525 Dutzend Eier,

denen man wohl 20 bis 30 Procent hinzufügen kann für die von verschiedenen Departements (Counties) mangelnden Berichte. Während der letzten neun Monate ist namentlich das Product von Weizen über das Doppelte der obigen Zahlen.

Man hat ferner Versuche gemacht, Baumwolle, Taback, Reis, Kaffee, Zucker und Thee zu pflanzen, doch der Arbeitslohn ist noch zu hoch, um diese Producte der Tropen mit Nutzen zu cultiviren.

Was die Erzeugungsfähigkeit des Bodens betrifft, so ist dieselbe zum Theil ganz außerordentlich groß. Maisfelder, welche vierhundertfältig und Weizenfelder, welche hundertzwanzigfältig geben, sind nicht selten, dennoch bleibt der Durchschnitt 25—40fältig, wilder Hafer gibt 15fältig, gesäeter 40—50fältig, Gerste von 40 — 300fältig, je nach der Lage der Felder; ich habe ein Stück Landes mit Gerste bebaut gesehen, welches im ersten Jahre 100fältig, im zweiten (ohne weitere Bearbeitung) 50fältig, und so fort fünf Jahre Ernten von 25—40fältig gab, durch alleiniges Selbstsäen bei der jedesmaligen Ernte. — Andere Felder bedurften seit achtzehn Jahren keines Düngers oder lieferten bei passender Bewässerung zwei Ernten.

Doch um einen Begriff von dem luxuriösen Wachsthum dieses Landes zu geben, will ich einiger Landesproducte erwähnen, welche bei den jährlichen Ausstellungen dem Publicum vorgelegt wurden.

Ein Gerstenbüschel (110 Halme) von einem Korne, jede Aehre mit 50 bis 60 Körnern, also über 5000fältig.

Eine Maisstaude, 21 Fuß hoch und 9 Zoll im Umfang.

Ein Maisbüschel von einem Korne mit über 4000 Körnern.

Ein Weizenbüschel von einem Korne mit 560 Körnern.

Ein Kürbis von 400 Pfund Gewicht (3 an einem Stengel, zusammen 800 Pfund wiegend).

Rothe Rüben von 60 bis 75 Pfund und gutem Geschmack.

Kohlköpfe von demselben Gewichte.

Gelbe Wurzeln (Möhren) von 8 bis 11 Pfund (eine derselben war 3 Fuß 11 Zoll lang).

Tomaten (Liebesapfel) von 17 Zoll im Umfange.

Zwiebeln von 3 Pfund.

Kartoffeln von 3½ bis 8 Pfund.

Pataten (süße Kartoffeln) von 11 bis 21 Pfund.

Wassermelonen von 20 bis 40 Pfund.

Weintrauben von 4 bis 14 Pfund.

Erdbeeren von 4½ bis 6½ Zoll im Umfange.

Citronlimonen von 2 bis 3 Pfund.

Äpfel von 2 bis 3½ Pfund.

Birnen desselben Gewichts.

Pfirsiche von 11 Zoll im Umfange ꝛc. ꝛc.

Frische Gemüse gibt es während des ganzen Jahres, viele Fruchtbäume haben Blüthen und Früchte zu gleicher Zeit, zwei Ernten gebend, und verlieren ihr Laub erst, wenn die neuen Knospen sprossen.

Die Fruchtbarkeit ist so groß, daß an manchen Orten die Äpfel- und Birnbäume 15 Monate nach Pflanzung des Kerns Früchte geben, ohne gepfropft zu sein, während 2 bis 3 Jahre jeden Orts genügen.

Schließlich noch einige flüchtige Bemerkungen über die Vegetation des Hoch- und Küstenlandes: Die Königin unserer Wälder ist die Washingtonia gigantea, zum Geschlechte der Taxodien gehörend, sie erreicht bei Calaveras die Höhe von 250 bis 300 Fuß und 30 bis 50 Fuß Durchmesser (einige umgestürzte Stämme bis über 400 Fuß und 60 Fuß Durchmesser), sie steht in der Mitte zwischen Ceder und Cypresse. Diese sind umgeben von pinus, abies, taxus, thuja und quercus (ein der immergrünen Eiche Südeuropa's sehr ähnlicher Baum). — Das Untergebüsch besteht aus photinia und menziesia, arbutus und vaccinium (baumartig), oreodaphne californica (der sehr häufige californische Lorbeer), aesculus (ostindische Kastanie), ceanothus und adenostoma, dessen Samenkapseln den Schafheerden verderblich werden, indem sie sich in der Wolle festsetzen; ferner im Schatten dieser Büsche rhododendrum, lycopodium, pteris, rhus ꝛc. ꝛc. — Die Abhänge sind mit einer Blumenpracht geschmückt, die namentlich nach der Regenzeit die Landschaft paradiesisch macht, unter ihnen namentlich die liliaceae,

smilaceae, eine große Varietät trillium, smilacina, uvularia, eriogonum und echinocystis.

Eben so entzückend ist das Bild der Hügel und Thäler unserer Küste: Die dunkelblaue triteleia prangt dort unter schönen Ornotheren, Clarkien und Gilien, die glänzend gelbe eschholtzia unter dem goldgelben mimulus und den prachtvollen Liliaceen, ferner abronia, franseria, artemisia, nemophila insignis (von hell- und dunkelblauer Farbe mit weißen Punkten), die feuerfarbene salvia coccinea, die verschiedenen Arten calochortus, die schönen Calandrinien, Eriogonien und viele andere Arten von Immortellen. Selbst die Sandhügel von San Francisco tragen weiß, roth und gelb blühende Lupinen.

Der „Table-Mountain“ (ein seines Mineralreichthums wegen berühmtes Phänomen) ist mir in Hinsicht seiner Vegetation wie folgt beschrieben:

Die weiße, schwarze und immergrüne Eiche finden sich dort in ihrer ganzen Pracht; die weißen Blumen der Clematis bilden den lieblichsten Effect zwischen dem sie umgebenden Grün, worunter sambucus, lonicera, Lorbeer- und Mandelbäume, auch eine Art Muscatnußbaum. — Den Boden bedecken die goldgelben coreopsis, die carmoisinfarbene castilleya und die weißen Glocken der cyclobothra (einer Tulpenart). —

Zum Schlusse nur noch einige statistische Notizen über das Product unserer Wälder, welche bestimmt sind, nicht nur alle Küsten des Stillen Meers mit Brettern zu versehen, sondern auch die schönsten Masten für die Marine Frankreichs und Englands zu liefern. — Die Zahl der Sägemühlen Californiens betrug im December 1858 388, welche im vorigen Jahre für den Export über 16,000,000 Fuß Bretter und Balken lieferten. Dies bildet indeß nur einen geringen Theil der Totalproduction und des Consums im Lande selbst, welchen man nach der hier in San Francisco während der ersten neun Monate von 1859 gelandeten Quantität ermessen kann, und welche die enorme Summe von 56,583,856 Fuß beträgt (außer Schindeln, Pfählen ꝛc.); während derselben Periode von 1858 erhielten wir von den verschiedenen Sägemühlen 43,366,643 Fuß, welche sämmtlich Consumenten fanden, obgleich in dem Centrum der Städte das Bauen mit Holz jetzt verboten ist.

Wichtige
Ersparung an ländlichen Gebäuden.

Von

Dr. F. J. Germar.

Verwerflich ist offenbar jede Ersparung an Gebäuden, welche der Dauerhaftigkeit derselben schadet oder ihren Zwecken Nachtheile verursacht. Gibt es aber Methoden, welche wenigstens bei den vielen auf dem Lande nöthigen oder nützlichen Gebäuden den Kostenpunkt bedeutend herabsetzen und dennoch nicht bloß frei von jenen Uebelständen sind, so wird es Pflicht, darauf aufmerksam zu machen, um dem Landmann, dem kleinern ländlichen Fabrikanten und armen Gemeinden die Last zu erleichtern, welche diese alle durch die Zinsen und Unterhaltung kostbarer Gebäude drückt und den Staat wie Private an der Ausführung mancher wohlthätigen und wünschenswürdigen Anstalten hindert.

Daher erlaube ich mir, die Aufmerksamkeit auf eine zweite Bauart zu lenken, welche bereits seit länger als einem Menschenalter die Probe bestanden hat.

Es ist dies die Bauart, welche der Herzog zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg seit vielen Jahren auf seinen vormaligen Besitzungen durch seinen dortigen Architekten, den Herrn Grotrian, angewendet hat.

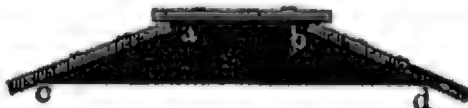
Wenn nun aber der Leser erfährt, daß hier von einem Luftziegelbau die Rede ist, d. h. von Mauern, welche aus bloß an der Luft getrockneten und mit Lehmmörtel verbundenen Lehmsteinen gebildet sind, so ist sehr zu besorgen, daß er denselben sogleich mit ungünstigem Vorurtheile betrachten werde. Denn Lehmhütten stehen nicht ohne Ursache in schlechtem Ruf, und es hilft wenig, daß die Assyrier und Babylonier große Prachtbauten von solchen Ziegeln aufführten, weil ihr heißes dürres Klima mit unserer kalten feuchten Luft nicht verglichen werden kann. Auch würden solche Bauten in unserm Klima gar schnell zerstört werden, wenn man sie ohne Schutz den verderblichen Einflüssen desselben preisgeben wollte. Wie aber ein solcher Schutz ihnen zu verschaffen sei, dies war grade die schwierige Aufgabe, weil keine Bedeckung von Kalk oder Cement auf dem rohen Lehm haftet. Nur die Vermittlung des Theers, der sich sowohl mit der Lehmwand

als mit dem Kalkputz auf's innigste verbindet und dem letztern, wie die Erfahrung zeigt, eine unverwüstliche Dauerhaftigkeit verleiht, kann die schützende Bedeckung hervorbringen. Daher ward bei den erwähnten herzoglichen Bauten folgendes Verfahren beobachtet:

Das für alle Materialien eines Bauwerks gleich unentbehrliche feste und durch die nach den Umständen erforderlichen Vorbereitungen vor jedem Sinken vollkommen gesicherte Fundament ward aus gutgebrannten Mauerziegeln mit gutem Kalkmörtel, und zwar in der wegen der Feuchtigkeit des Bodens erforderlichen Höhe des Sockels aufgeführt, dann aber die obere Fläche desselben wiederholt bis zum Glänzen mit heißem Theer bestrichen, um jede von unten durch die Capillarität der gebrannten Steine aufsteigende Feuchtigkeit von der Lehmwand abzuhalten. Auf diesen völlig getrockneten Theeranstrich folgte dann noch ein neuer, auf welchen, so lange er noch klebrig war, eine einfache Schicht festgebrannter Mauersteine in guten Kalkmörtel gelegt ward. Auf diese Schicht wurden nun die ungenäßten Lehmsteine, welche aus hinreichend fettem und ziegelmäßig bereitetem Lehm geformt und vollständig ausgetrocknet waren, mit Lehmmörtel bis zur Balkenhöhe aufgemauert, unter welchen auf der innern Seite der Umfassungsmauer eine Schicht gebrannter Steine oder eine dünne Mauerplatte gelegt ward, damit nicht durch den concentrirten Balkendruck ein Zerbrechen der ungebrannten Ziegel verursacht werde. Nachdem darauf die Mauer bis zur Dachhöhe fortgesetzt war, wurde ihre Oberfläche eben so wie das Fundament gegen die (hier von oben) etwa durch das beschädigte Dach eindringende Feuchtigkeit geschützt.

Sobald nun die Umfassungsmauern ausgetrocknet waren, welches bei günstiger Witterung in sehr kurzer Zeit geschieht, weil der bloße Lehmmörtel nur wenig Nässe in dieselben gebracht hat, wurden sie nur einmal mit heißem Theer bestrichen und waren schon dadurch vorläufig gegen die atmosphärischen Angriffe gesichert. Doch durften sie in diesem Zustande nicht bleiben, und zwar nicht so sehr der unangenehmen schwarzen Farbe wegen, als weil der Theer wieder bedeckt sein muß, um nicht bald von Luft und Sonne zerstört zu werden. Daher erhielten sie, nachdem der erste Theeranstrich erhärtet war, einen zweiten, um an diesen, so lange er noch klebrig war, den Kalkputz anzuwerfen und mit ihm einzureiben, wodurch derselbe nicht bloß fest mit der Mauer verbunden wird, sondern auch durch die Vermischung mit dem Theer eine weit größere Dauerhaftigkeit erhält. Es war Holztheer, was zu Augustenburg angewendet wurde, und wahrscheinlich wird Steinkohlentheer die nämliche Wirkung haben, doch fehlt es mir darüber an Erfahrung.

Gewöhnlich sucht man noch vor dieser Bedeckung die Umfassungsmauern unter Dach zu bringen, um durch anhaltendes Regenwetter weniger gestört zu werden. Trat dieses schon während der Maurerarbeit ein, so bedeckt man die obere Fläche der unvollendeten Mauer mit Stroh oder Matten. Vielleicht aber dürfte es vortheilhafter sein, eine hinreichende Menge von Bretterdächern neben der Mauer bereit stehen zu haben, um diese im Augenblicke der Gefahr ohne Verzug auflegen zu können. Solche würden auch mit geringen Kosten sich herstellen lassen, weil zu jedem Bau eine Menge von Brettern erforderlich sind, von denen je drei in ihrer natürlichen Länge durch wenige Nägel verbunden werden können, ohne dadurch für ihren spätern Gebrauch Schaden zu leiden. Schneidet man nämlich zwei Brettchen in der Form von a b c d und nagelt drei möglichst dünne Bret-



ter auf dieselben, so daß das oberste die beiden andern deckt, so wird man in der ganzen Länge der Bretter ein hinreichend überragendes Dach für eine Mauer von mehr als zwei Fuß Dicke erhalten. Ist bei Errichtung der Sparren die Mauer noch nicht getheert, so kann ein Platzregen auf den Sparren Ströme verursachen, welche die unbedeckte Mauer, wenn sie auf dieselbe treffen, ausspülen können, daher für eine Ableitung derselben rechtzeitig gesorgt werden muß.

Die Feueressen sowie die russischen Schornsteine in den Wänden müssen aus gebrannten Steinen gebaut werden, um sie vor Gewaltthätigkeiten beim Reinigen zu schützen. Auch wurden die Einfassungen von Thüren und Fenstern aus gebrannten Steinen gemauert, doch scheint dieses meistens unnöthig, wenn nur dafür gesorgt wird, daß die Kanten stumpfwinklig sind. Am wenigsten aber darf es versäumt werden, unter den Fensterzargen durch untergeschobenes Blech oder durch Consolbänke das

herablaufende Wasser von der Mauer abzuleiten.

Zur Verdachung wurden auf Augustenburg Strohdächer angewendet und mögen da, wo Stroh oder Rohr billig zu erhalten ist, wohl die geringsten Kosten verursachen. Aber die große Feuersgefährlichkeit macht ihre Anwendung nicht rathsam. Diese findet sich ungeachtet der frühern Besorgnisse nach mehrern Erfahrungen weder bei den englischen Filzdächern, noch bei den neuern Steinpappdächern, und diese scheinen, wenn sie richtig gelegt werden, vor allen andern Arten den Vorzug zu verdienen. Billiger als Ziegeldächer, belästigen sie das Gebäude viel weniger, weil sie nur den fünften bis sechsten Theil des Gewichts haben; sie ersparen daher viel am Gebälk, und wenn sie einmal gehörig gedichtet sind, die bei den Ziegeldächern so lästigen jährlichen Reparaturen. Von Schiefer- und Metalldächern kann hier nicht die Rede sein, weil die erstern wenigstens doppelt, die übrigen aber drei- bis achtmal so theuer als jene werden.

Ist nun durch das Dach das Innere des Gebäudes gegen die atmosphärischen Angriffe geschützt, so kann man ohne Furcht vor denselben die innern oder Scheerwände ausführen und mit den dazu vorbereiteten Umfassungsmauern in Verband setzen, nachdem deren Fundamente zugleich mit den Fundamenten der Umfassungsmauern und unter den nämlichen Vorsichtsmaßregeln gelegt sind. Sollen die innern Wände geweißt werden, so wird der Kalkputz auf die nämliche Weise aufgetragen, als auf den äußern Mauerflächen. Wünscht man aber für Zimmer eine Tapetenbedeckung, so wird der Theeranstrich der Wandfläche ganz weggelassen und statt desselben die letztere bloß mit Wasser abgerieben, um sie zu ebnen, nach dem Trocknen aber mit Leimwasser bestrichen, worauf die Tapeten unmittelbar auf die Wand geklebt werden. Man ist dann sicher vor dem Salpeterfraß, der nur zu oft aus den gebrannten Steinen ausschlägt und die auf die Wand geklebten Tapeten zerstört. Ich selbst habe im Jahre 1846 ein Wohnzimmer gesehen, welches im Jahre 1811 auf die eben beschriebene Weise tapezirt war. Freilich waren in den fünfunddreißig Jahren die Tapeten verräuchert und unscheinbar geworden, aber nirgends abgesprungen oder sonst beschädigt, daher die neuen Tapeten unmittelbar auf die alten geklebt werden konnten.

Von der Dauerhaftigkeit und Festigkeit dieser Bauart hat ein großes Stallgebäude für Racepferde, welches der Herzog im Jahre 1829 aufführen ließ, mir die überzeugendsten Beweise geliefert. Es war ungefähr zwölf Fuß hoch bis zu dem nicht mit Wasserrinnen versehenen Strohdach und hatte grade gegen Westen eine Länge von vielleicht hundert Fuß, ohne von dieser Seite irgend einen Schutz zu haben. Der Mauerputz dieser Wand war also den westlichen Stürmen und Regen völlig preisgegeben, und auch der Tropfenfall des Dachs ward an dieselbe gepeitscht. Um so entscheidender war mir der Erfolg, den ich bei meiner letzten Prüfung im Jahre 1847 wahrnahm. Denn ungeachtet der sorgfältigsten Untersuchung konnte ich damals, also nach neunzehn Jahren, auf der ganzen weiten Wandfläche nicht einen einzigen Riß im Kalkputz, viel weniger irgend eine beschädigte oder abgesprungene Stelle entdecken, während in Altona an manchen Prachtbauten, welche die nämliche Lage haben, der Cement an vielen Stellen Reparaturen nöthig macht, ungeachtet die Gebäude kaum halb so alt sind als jenes. Auch haben Reisende, welche Augustenburg besuchten und um Erkundigungen gebeten waren, mir die Nachricht gebracht, daß jene Wand noch jetzt, also im Ganzen nach dreißig Jahren, sich noch in dem nämlichen Zustande befinde, worin ich sie verlassen hatte.

Die Behauptung, daß eine solche Lehmwand in gewisser Hinsicht mehr Festigkeit besitze als eine aus gebrannten Steinen mit gewöhnlichem Kalkmörtel aufgeführte, wird wahrscheinlich parador, ja Vielen unglaublich scheinen; dennoch bin ich Augenzeuge einer Erscheinung gewesen, welche dieselbe wohl bestätigen dürfte. Ein Zufall führte mich in den Stall, als man von einer Scheerwand zu einem spätern Zweck den ganzen untern Theil in einer Länge von sechs Fuß und drei Fuß hoch vom Boden in einer völlig graden Parallellinie weggemeißelt hatte, und ich sah zu meinem Erstaunen, daß die darüber stehende nun noch neun Fuß hohe Wand nicht einen einzigen Riß zeigte, welches von einer gewöhnlichen Mauer schwerlich zu erwarten ist. Erklärlich aber wird diese Erscheinung vielleicht dadurch, daß die Lehmsteine und der Lehmmörtel sich zu einer völlig homogenen Masse verbinden und deswegen fester zusammenhalten.

Allerdings hängt diese Festigkeit durchaus davon ab, daß die Mauer völlig trocken bleibt,

also jede Art von Feuchtigkeit, welche sie in einen weichen Brei verwandeln würde, von ihr abgehalten wird. Daß dazu aber der Theeranstrich vollkommen geeignet ist, scheint mir eine Aussage der Stallleute zu beweisen. Diese versicherten mich nämlich, daß in den geweißten zimmerartigen Räumen für die einzelnen Racepferde die condensirte Ausdünstung derselben im Winter als Wasser grade so von den Wänden herabflösse, als wären diese mit Oelfarbe angestrichen. Solches kann nicht vom Kalk herrühren, da dieser die Dämpfe einsaugt; sie müssen also vom Theeranstrich zurückgehalten und condensirt werden.

Daß solche Lehmwände aber auch trockener und wärmer sind als Backsteinmauern ist leicht zu begreifen. Die Porosität und Capillarität der gebrannten Steine macht sie zur Einsaugung und Fortpflanzung der Nässe sehr geneigt, und es ist bekannt genug, daß bei anhaltendem aufschlagenden Regen ziemlich dicke Backsteinwände von demselben durchdrungen werden. Weniger bekannt aber möchte es sein, daß auch die Luft ihren Weg hindurch findet. Doch schreibt Dr. Pettenkofer der Porosität der Mauern, sobald sie nicht durch eingedrungenes Wasser verstopft ist, einen bedeutenden Antheil an der Ventilation der Gebäude zu, wodurch also auch der Winterkälte der Eingang geöffnet wird. Bei Lehmwänden findet aber diese Porosität nicht statt, und der Theeranstrich hindert jedes Durchdringen der Nässe.

Nur einstöckige Gebäude waren es, welche der Herzog mit dem glücklichsten Erfolge auf seinen schleswig'schen Besitzungen ausführen ließ; über diese gehen also meine Erfahrungen nicht hinaus. Doch sehe ich keinen Grund, warum die bei denselben befolgte Methode nicht auch auf mehrstöckige angewendet werden könnte, wenn nur die Bedingungen nicht vernachlässigt werden, welche die Natur der Sache fordert und wohin ich besonders folgende rechnen möchte:

1. Daß der Grund um so stärker befestigt werde, je höher das Gebäude, je schwerer also die Last wird, welche er zu tragen hat. Denn gibt der Grund nach, so müssen die festesten Mauern Risse erhalten oder gar einstürzen.

2. Daß auf demselben das Fundament aus festen gebrannten Steinen mit bindendem Mörtel bis zur hinreichenden Sockelhöhe aufgeführt und dann auf die angegebene Weise und mit solcher Sorgfalt abgeschlossen werde, daß die Capillarität der gebrannten Mauersteine durchaus keine Feuchtigkeit von unten in die Lehmmauern aufsteigen lassen kann.

3. Daß die Mauern diejenige Dicke erhalten, welche ihre Höhe erfordert, und vielleicht ein wenig mehr als bei gebrannten Steinen.

4. Daß man bei den Balkenlagen jedes Stockwerks den Schutz gegen den partiellen Druck derselben, welcher oben empfohlen ist, nicht vernachlässige.

5. Daß man, je länger die Arbeit bis zum Theeranstrich dauert, um so vorsichtiger den Nachtheilen vorbeuge, welche ein anhaltendes Regenwetter den Mauern verursachen könnte.

6. Daß man daher im ersten Frühling mit der Bereitung der Lehmsteine beginne und dieselben gleich, nachdem sie hinreichend getrocknet sind, bis zum Verbrauch unter Dach bringe.

7. Daß man nur solchen Lehm anwende, der durch das Trocknen in Luft und Sonne eine steinartige Festigkeit erlangt und ihn ziegelmäßig bearbeite.

8. Daß der Bau hinreichend beschleunigt werde, um das Gebäude vor Eintritt des Winters nicht bloß unter Dach zu bringen, sondern auch ihm seine vollständige äußere Bedeckung zu verschaffen.

9. Daß man mit unerfahrenen Bauleuten erst mit kleinen einstöckigen Gebäuden Versuche mache, bevor man größere und höhere Bauten unternimmt.

Solche Versuche zu machen, verlohnt sich aber in hohem Grade, weil die Ersparungen, welche jene Bauart gewährt, von der größten Erheblichkeit sind. Nach der Versicherung des herzoglichen Architekten kostete das Tausend solcher Lehmsteine, welche auf einem nahen Felde völlig ziegelmäßig bereitet und geformt wurden, an Arbeitslohn und Vergütung für das arbeitende Pferd nur zwei Mark Hamburger Courant oder vierundzwanzig Silbergroschen, während die nämliche Zahl gebrannter Steine auf den Ziegeleien, mithin noch außer dem Transport, fünfzehn Mark oder sechs Thaler preußisch, also mit Einschluß desselben ungefähr das achtfache kosteten. Zwar ist nun nicht zu erwarten, daß das Preisverhältniß überall sich eben so günstig für die Luftziegel stellen werde, aber die Ersparung für die Mauer vom Sockel bis zum Dach wird noch immer groß genug bleiben, wenn auch der Theeranstrich und der Kalkputz ihr ganz zur Last gerechnet wird. Dieses ist aber unbillig.

Denn der Kalkputz dürfte, falls man bei gebrannten Steinen, wo er selten dauerhaft ist, auf denselben Verzicht leistet, doch durch das alsdann unvermeidliche Ausfugen aufgewogen werden, und die Kosten des Theeranstrichs laufen, auch wenn der billigere Steinkohlentheer nicht anzurathen sein sollte, nicht sehr hoch. Denn nach der Angabe des erwähnten herzoglichen Architekten werden zum zweimaligen Anstrich für 48 Hamburger Quadratfuß 2 Holsteiner Kannen (also für 43,86 rheinische Quadratfuß 2,283 Berliner Quart, oder für 3,918 Quadratmeter 3,62 Liter) Holztheer erfordert. Da nun die Kanne Holztheer damals 8 Schilling Hamburger Courant kostete, so haben jene 48 Hamburger Quadratfuß oder 12 Quadratellen damals eine Ausgabe von 1 Mark Hamburger Courant verursacht, oder jede Quadratelle grade 1 Silbergroschen gekostet.

Eine ahnsehnliche Ersparung wird bei jener Mauer aber auch dadurch bewirkt, daß sie vom Sockel an ohne allen Kalkmörtel, durch bloßen Lehmmörtel aufgeführt wird, dessen Kosten nur in dem Arbeitslohn für seine Bereitung bestehen. Auch darf wohl in Anschlag gebracht werden, daß bei den Lehmsteinen die Nässung wegfällt, dadurch aber die Maurerarbeit vereinfacht und beschleunigt wird.

An dem Fundamente kann und darf freilich nichts von dem erspart werden, was für jeden andern soliden Bau nöthig ist. Aber man darf jenem auch nicht den Abschluß der Feuchtigkeitsaussaugung durch zweimaligen, oder vielmehr wegen der Capillarität der gebrannten Fundamentsteine durch dreimaligen Theeranstrich zur Last rechnen. Er ist zwar für den Lehmziegelbau unentbehrlich, aber auch für jeden andern Bau nöthig, um die Feuchtigkeit der Mauern, diese eben so gewöhnliche als lästige Plage alter Häuser, zu vermeiden. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, das Fundament durch eine Asphaltlage abzuschließen, und erreicht den Zweck dadurch unstreitig; daß man ihn aber auch durch den weit billigern Theeranstrich erreicht, zeigt der oben angeführte Beweis von der Undurchdringlichkeit des Theeranstrichs gegen condensirte Wasserdämpfe.

Findet sich ferner der passende Lehm unter der Baustelle selbst, so erhält man einen Theil des erforderlichen Materials aus der Ausgrabung des Kellers (der freilich eben so wie die Fundamente aus gebrannten Steinen aufgemauert werden muß). Jenes verursacht also keinen besondern Arbeitslohn und eben so wenig Transportkosten. Wird er aber auch nur in der Nähe gefunden, so werden wenigstens die Transportkosten bedeutend geringer, als wenn die gebrannten Steine von einer entlegenen Ziegelei geholt werden müssen. Endlich ist aber auch die Vorbereitung, so wie das Formen und Trocknen der Lehmsteine, ein so einfaches Geschäft, daß es von Jedem, der ihrer bedarf, selbst verrichtet werden kann, wenn er die wenigen dazu erforderlichen Apparate sich verschafft hat.

Erwägt man nun alle jene Ersparungen, so kann es schwerlich bezweifelt werden, daß durch die beschriebene Bauart die Gesammtkosten eines Gebäudes (abgesehen von den äußern Verzierungen, deren sie eben so gut wie jeder andern fähig ist, und von den innern Verschönerungen) mindestens auf die Hälfte, vielleicht gar auf ein Viertel der gewöhnlichen Methode reducirt werden.

Auch wenn man keine höhere als einstöckige Gebäude wagen dürfte, würde daraus selbst für Schul- und Predigerhäuser keine Schwierigkeit entstehen können. Sind nur die Bauplätze geräumig genug, so können einstöckige Häuser alle wünschenswürdigen Bequemlichkeiten darbieten. Doch ist auch nicht abzusehen, warum nicht unter den oben erwähnten Vorsichtsmaßregeln auch zweistöckige Häuser und sogar Kirchen von mäßiger Höhe glücklich ausgeführt werden könnten. Weil aber diese Bauart bisher wenig bekannt zu sein scheint, so darf sie nur angewendet werden, wenn der Architekt sie unter eigener Verantwortung und Garantie unternimmt. Denn es gibt keine so vortreffliche Methode, welche nicht durch fehlerhafte Anwendung verderblich werden könnte. Jedenfalls möchte es am natürlichsten und rathsamsten sein, zuerst das Schulhaus zu bauen, dann die Predigerwohnung und zuletzt die Kirche.

Freilich sehe ich voraus, daß grade die eben erwähnte Unkunde der beschriebenen Bauart als Argument gegen dieselbe werde betrachtet werden. Aber woher soll die Prüfung kommen, wenn Niemand Versuche macht, und zwar mit der Vorsicht und Sachkunde, woran es allerdings nicht fehlen darf, wenn nicht der Versuch mißlingen und dann für lange Zeit der Sache selbst das aufgebürdet werden soll, was nur der fehlerhaften Ausführung zur Last fällt.



Fünfte Abtheilung.

Neuestes aus der Ferne.

Indem wir es unternehmen, unsern Berichten aus der Ferne die Ausdehnung einer culturgeschichtlichen Monatsübersicht zu geben, verkennen wir keineswegs, daß wir dabei auf bedeutende Schwierigkeiten stoßen werden. Es wäre eigentlich unsere Aufgabe, alle Bewegungen und Fortschritte der außereuropäischen Menschheit in diese Uebersichten einzutragen, der Thätigkeit der Wissenschaft, der Literatur und des Handels in allen fernern Weltgegenden zu folgen und auch die neuen, Cultur erweckenden Beziehungen, welche die Politik eröffnet, uns nicht entgehen zu lassen. Dies ist denn auch das Ziel, dem wir nachstreben, hier stoßen wir nun aber auf eine Klippe. Indem wir, wie der Geist unserer großen Zeit es fordert, die auf Höheres gerichtete Thätigkeit aller Völker als ein Ganzes aufzufassen suchen, das, bewußt oder unbewußt, mit allen seinen tausendfachen Richtungen etwa so in einander greift, wie die Walzen, Räder und Hebel einer Maschine, gewahren wir, wie verhältnißmäßig wenig wir von den Vorgängen der weiten, weiten Welt, die wichtigsten ausgenommen, erfahren. In dieser Beziehung gleicht die Presse der heutigen Welt noch immer einer Quelle, welche häufig aussetzt. Bald fällt auf das eine, bald auf das andere Land ein helleres Licht, während andere im Dunkel bleiben. So wird jeder einzelne unserer Berichte unvermeidlich etwas Lückenhaftes haben und höchstens in längern Zwischenräumen, etwa in einem halben oder ganzen Jahrgange, werden alle zusammen zu einer vollständigen Uebersicht sich gestalten.

John Bowring's Besuch auf den Philippinen.

Es trifft sich so glücklich, daß wir mit Mittheilungen über eine Inselgruppe beginnen können, von der wir selten etwas hören. Sir John Bowring hat einen Besuch auf den Philippinen beschrieben und dabei nur den einen Fehler begangen, die spanischen Werke, die er benutzt hat, nicht zu nennen. Sein Buch bleibt darum doch ein sehr werthvolles. Es überrascht, durch ihn zu erfahren, daß auf den „tausend Inseln" des Archipels höchstens 2000 Spanier leben. In der Hauptstadt zählt man deren 300, von denen 114 Mönche sind. Ziemlich bedeutend ist die Zahl der fremden Handelshäuser in Manila: 22 englische, 15 französische, 15 südamerikanische, 11 nordamerikanische, 9 deutsche und 9 schweizerische. Die Mestizen bilden den Hauptstamm der Bevölkerung in den Städten. Daß die Regierung ihre Pflichten, so weit nicht die Erhaltung der politischen Ruhe in Frage kommt, gröblich vernachlässigt, bemerkt man bei dem ersten Schritte über Manila hinaus. Die Straßen sind in der nächsten Umgebung der Hauptstadt so abscheulich, daß man die Wagen von Tagals (malayischen Eingeborenen) begleiten lassen muß, welche die Räder aus Sumpflöchern heben und mit ihren langen Messern Wurzeln und Schlingpflanzen beseitigen müssen. Noch ein

paar Stunden weiter und jeder Weg hört auf. Der Reisende muß nun zu Pferde steigen oder sich in eine Sänfte setzen, mit der man ihn im trockenen Bette von Waldbächen oder auf Waldpfaden, die seine Begleiter eben erst ausgehauen haben, in die Wildniß hinausträgt. Auf dem Lande herrschen die Geistlichen und die Alcalden so ziemlich nach ihrer Willkür. Die Tagals, die an den Küsten vorwiegen, sind nach Bowring's Ansicht besser und gebildeter als die übrigen Malayenstämme. Sie sind Eroberer, vor denen die Ureinwohner in das bergige Innere geflohen sind. Wie man auf allen größern Sundainseln, so wie man sich vom Meer entfernt, Neger trifft, so ist es auch auf den Philippinen. Zwischen ihnen und den Tagals herrscht der bitterste Haß. Die Menschen der Negerstämme sind von kleiner Gestalt, haben flache Nasen und wolliges Haar, stehen auf den verschiedensten Stufen der Bildung und sind sich bloß darin gleich, daß sie alle die Jagd mit ausgezeichnetem Geschicke betreiben. Die am tiefsten stehen, haben keine andere Waffen als Bogen und Pfeile und bekleiden sich mit nichts als einer Schürze von Baumrinde. Sie haben keine Wohnungen und schlafen auf dem Platze, wo sie sich bei Sonnenuntergang befinden. Sie leben von Wild und von den Früchten und Wurzeln des Waldes. Neben diesen Wilden gibt es Stämme, die in der Cultur so weit vorgeschritten sind, daß sie sich von den Tagals wenig unterscheiden. Die Apayos z. B. treiben Handel mit Wachs, Taback und andern Artikeln, bauen auf gut bewässerten Feldern Reis und wohnen in Häusern mit gehobelten Fußböden. Eine merkwürdige Culturmischung tritt bei den Itanegs und Ifugaos hervor, von denen die Spanier behaupten, daß sie chinesische und japanische Elemente in sich aufgenommen haben.

Cochinchina, China und die russischen Unternehmungen am Amur und am Caspischen Meere. Die Beziehungen zwischen Rußland und Japan.

Die Erwartungen, daß der französisch-spanische Kriegszug Cochinchina erschließen werde, haben sich in der letzten Zeit bedeutend herabgestimmt. Alle Nachrichten von europäischen Siegen, die uns zukommen, können die Thatsache nicht verdecken, daß der Trotz der Cochinchinesen nicht gebeugt worden ist. Während ihr Herrscher die Fremden bekämpfen läßt, verfolgt er gleichzeitig die letzten Christen seines Reichs und mit ihnen alle, die der fremden Cultur günstig waren. So haben die europäischen Waffen bis jetzt nichts erreicht, als einen Rückfall in die tiefste Barbarei hervorzurufen.

Ueber China erfahren wir durch den Gesandtschaftsbericht Herrn Ward's wenig Neues. Wir entnehmen daraus, daß nicht Tientsin, wo die letzten Verträge abgeschlossen wurden, sondern Tung-tschau der Flußhafen Pekings am Peiho oder Weißen Flusse ist. Bis Tung-tschau, einer Stadt von angeblich 400,000 Einwohnern, beträgt die Entfernung vom Meer aus und auf dem Flusse 29 deutsche Meilen und von da bis zur Hauptstadt hat man noch drei Meilen. Zunächst am Meere dehnt sich eine salzhaltige Ebene unabsehbar aus und erst bei Kiun-liang-tsching kommt man in eine Gegend, wo Hirse, Bohnen, Hanf, Sesam und andere Nutzpflanzen angebaut werden. In der Hauptstadt ließen sich die Folgen der innern und äußern Kriege in einer fast beispiellosen Finanznoth erkennen. Silber und Kupfer gab es in einer für den Verkehr völlig ungenügenden Menge und die Banknoten des Staates waren dergestalt entwerthet, daß man für 1000 Käsch Papier (zwei Thaler) nur 170 Käsch Kupfer (10 Silbergroschen 2 Pfennige) erhielt. Der Kaiser befand sich in seiner Sommerresidenz Yuen-ming-yuen, die drei deutsche Meilen von der Hauptstadt entfernt ist, und Herr Ward sah ihn nicht, weil er sich zu der demüthigenden Ceremonie des Kniebeugens nicht verstehen wollte. Man gab ihm weder Wagen, um Spazierfahrten in der Stadt zu machen, noch gestattete man ihm einen Besuch bei der russischen Gesandtschaft, und die Ratification des chinesisch-amerikanischen Vertrags erfolgte nicht in Peking, sondern in Pehtang, der ersten Stadt oberhalb der Mündung des Weißen Flusses, die in einer ganz öden Gegend liegt, schlecht gebaut ist und höchstens 30,000 Einwohner hat.

Die russische Gesandtschaft ist zur Zeit die einzige, der ein dauernder Aufenthalt in Peking gestattet wird. Ueberhaupt zeigt sich immer mehr, welchen Vortheil Rußland von den Streitigkeiten Englands und Frankreichs mit China zieht. Im Krimkriege besiegt und durch die Neutralisirung des Schwarzen Meeres tief gekränkt, hat Rußland in Asien seine Entschädigung gesucht und seine ehemaligen Feinde dort weit überholt. Die östliche Grenze des Reichs gegen China wird unauf-

hörlich vorgeschoben. Nachdem Kaiser Hiuenfang bereits früher das rechte Ufer des Ussuri abgetreten hatte, wodurch drei Viertheile des Ufers der Mandschurei in russischen Besitz gekommen waren, hat er sich jetzt auch seiner Hoheitsrechte über alles Land bis zur Victoriabai, d. h. bis zur Grenze der Halbinsel Korea, begeben. In Korea gibt es einen eigenen König, der chinesischer Vasall ist, und in Peking, wo man ja mit Gebietsabtretungen an Rußland so freigebig ist, kann es kaum viel Ueberwindung kosten, die dem Reiche nur lose verbundene Halbinsel dem mächtigen Nachbar zu überlassen. Dieser ist eifrig darüber aus, sein neues Gebiet nutzbar zu machen. Ein ganzer Schwarm von Genieofficieren ist mit Vermessungen beschäftigt, das Amurgeschwader macht Küstenaufnahmen, am Kaiserhafen (Barrakusa) ist eine russische Niederlassung entstanden, an der Olgabai (Port Michael Seymour) soll mit dem Beginne der guten Jahreszeit von 1860 eine Stadt gegründet werden. Das Amurland, der Ausgangspunkt der neuen Erwerbungen, wird mit der überraschendsten Schnelligkeit besiedelt. Sowohl am Amur als am Ussuri stehen von drei zu drei deutschen Meilen Kosakendörfer, Hauptstadt des ganzen Gebiets ist jetzt Blagowerschenks, am Ufer des Amur neu erbaut, Nikolajeffs ist der Sitz der Behörden der Küstenprovinz, Marinsk, zwanzig Stunden oberhalb der Amurmündung gelegen, wird Haupthandelsplatz werden, denn hier beginnt die Eisenbahn zur Castriesbucht, an der eifrig gebaut wird. Im Frühlinge von 1860 wird der Telegraph von Amur bis Irkutsk fertig sein; mit dem Legen der Drähte soll während des ganzen Winters nicht ausgesetzt werden. Das Einströmen von Menschen aus Sibirien dauert fort und namentlich für den Winter von 1859 bis 1860 waren sehr zahlreiche Ansiedler angemeldet worden, welche die Schlittenbahn benutzen wollten. In die geistige Thätigkeit Sibiriens kommt durch die Anregung, welche die Fortschritte in der Mandschurei geben, ein neues Leben. In Irkutsk erscheint von 1860 an unter der Leitung von Sagoskin eine neue Zeitung, „der Amur.“ Auch vom Caspischen Meer ist ein russisches Unternehmen zu berichten, das allerdings in der Hauptsache gescheitert zu sein scheint. Im Sommer von 1859 veranstaltete General Katenin, Generalstatthalter von Orenburg, eine Fahrt eines russischen Geschwaders unter der Leitung des Obersten Dandeville. Die Schiffe fuhren von dem Hafen Gurieff ab, der an der Nordspitze des Sees liegt, und befuhren das ganze östliche Ufer bis Astrabad, von wo sie über Baku zurückkehrten. An jenem Ufer wohnen räuberische und unabhängige Turkmanenstämme, mit denen der Collegienassessor Halkin, der politische Agent des Geschwaders, Verhandlungen anknüpfen sollte. Die Turkmanen ließen sich jedoch auf nichts ein und man mußte vielmehr wiederholt mit ihnen kämpfen.

Die Insel Krafto. — Fortschritte in Japan.

Der Küste der Mandschurei liegt die Insel Krafto oder Sagalin gegenüber. Nach dem russisch-japanischen Vertrage Patiutin's sollte sie den Russen und Japanern gemeinschaftlich sein, aber die Russen vollzogen jenen Vertrag nicht. Ein Jahr zuvor hatten sie die japanischen Beamten von der südlichen japanischen Hälfte vertrieben und behaupteten sich dort, von der Ainosbevölkerung gern geduldet. Durch einen neuen Vertrag, der vor Kurzem abgeschlossen worden ist, hat Japan das russische Besitzrecht über ganz Krafto anerkannt. Die Insel ist wegen ihrer Lage vor der Küste der Mandschurei sehr wichtig und besitzt große Kohlenlager, die nur den einen Fehler haben, daß kein Hafen in der Nähe ist. In Japan befindet sich jetzt wieder ein amerikanischer Unterhändler, Herr Ward, der unmittelbar von der Peihomündung nach Jeddo gesegelt ist. Er soll Streitigkeiten über den Geldwerth schlichten und wo möglich neue Zugeständnisse erringen. Am Hofe des Siogun hat man den Beschluß gefaßt, eine oder mehrere der Vertragsmächte mit Gesandtschaften zu beschicken. Die Eröffnung Japans hat in den letzten fünf Jahren bereits dahin geführt, daß das ruhigste Reich der Welt Parteien hat entstehen sehen, die in dem Ministerium des Aeußern, einer neugeschaffenen Behörde, mit einander kämpfen. Die Partei des Fortschritts, die früher schon das Abschicken von Gesandten nach Washington, London und dem Haag beinahe durchgesetzt hatte, ist im Ganzen im Vortheil. Ihren Bemühungen verdankt Japan Telegraphen, eine kleine Dampferflotte und Schulen für Bergbau, Nationalökonomie, europäische Literatur und Anderes mehr, die unter der Leitung von Holländern stehen. Wenn diese Zeilen in die Hände unserer Leser ge-

langen, wird das preußische Geschwader unter Graf Eulenburg nach den östlichen Meeren abgegangen sein. Wir hoffen, über glänzende Erfolge desselben in China, Japan und Siam berichten zu können.

Der unterseeische Telegraph zwischen Tasmanien und Australien.

In Australien wurde der unterseeische Telegraph fertig, der Tasmanien (Van-Diemens-Land) mit der Hauptinsel verbindet. Das Kabel ist 27 deutsche Meilen lang und verrichtet seine Dienste ohne alle Störung. Vor nicht zwanzig Jahren sollte der Plan ausgeführt werden, Tasmanien zur Verbrechercolonie zu machen und das Australland auf diese Weise von dem gefährlichsten Theile seiner Bevölkerung zu befreien. Jetzt liefert die Insel, die man als völlig werthlos betrachtete, dem englischen Handel Waaren im Werthe von mehr als einer Million Pfund Sterling jährlich. Von der Entdeckungsreise, die Tolmer im Vereine mit mehrern andern Südaustraliern gegen Norden unternehmen will, verlautet zur Zeit nichts. Es handelt sich bei diesem Plane darum, die Entdeckungen Babbage's, Warburton's und Stuart's aus den Jahren 1858 und 1859 weiter zu verfolgen. Die drei Männer fanden bis zum 26. südlichen Breitengrade statt des Sandmeers, auf das man im Innern zu stoßen erwartete, wohlbewässerte Gegenden, die nach Norden hin an Fruchtbarkeit zunehmen. Namentlich berichtet Stuart von etwa 1000 Fuß hohen Bergen, auf deren tafelförmigen Höhen starke Quellen entspringen. Nach diesen Darstellungen hält man es für möglich, quer durch das Festland zum Golfe von Carpentaria vorzudringen, was dann sehr erleichtert werden würde, wenn Stuart's Annahme eines Binnensees, der sich in den Victoriafluß entleere, richtig wäre.

Speke's und Livingstone's Berichte über Afrika.

Speke's und Livingstone's Berichte vervollständigen sich. Beide sind im Lobe der Fruchtbarkeit der südöstlichen Gegenden Afrika's, welche sie durchwandert haben, unerschöpflich. Es gibt nicht bloß Grasebenen, Steppen mit hohem und hartem Grase, sondern förmliche natürliche Wiesen, welche ungeheure Heerden Rinder mit riesigen Hörnern ernähren. Der schöne Milchbusch verleiht mit seinen Korallenzweigen den ärmlichen Hütten der Eingeborenen, um die er die schönsten Gänge und Hütten bildet, einen wirklichen Reiz. Die Baumwollenstaude ist baumförmig und perennirt. Am üppigsten gedeiht sie im Scheirthal, das 22 deutsche Meilen lang und 2 breit ist. Die Einwohner brennen dort jährlich viele tausend Stauden nieder, von denen sie keinen Gebrauch zu machen wissen. Alt und Jung, Männer wie Frauen spinnen und weben Baumwolle und der Stoff ist wegen seiner Allgemeinheit so billig, daß man 16¾ Unzen gesponnener Baumwolle für neun Pfennige unseres Geldes haben kann. In Manchester sind Proben dieser Baumwolle angekommen und für ausgezeichnet erklärt worden. Im Königreich Uganda, nördlich vom Ukerewe, soll der Kaffeebaum heimisch sein, Zucker und Taback gedeihen überall. Die Elephanten an dem genannten See sind schöner als irgendwo sonst und das Gewicht ihrer beiden Fangzähne soll bisweilen 500 Pfund betragen. Ob der afrikanische Elephant sich zähmen lasse, kann nur von denen gefragt werden, welche vergessen haben, daß die alte Welt von diesem Thier im gezähmten Zustande den häufigsten Gebrauch machte. Außer Elephanten gibt es Löwen, Leoparden, Hyänen, Füchse, Schweine, Büffel, Gnus, Kudus, Hartebeeste, Pallahs, Steinböcke, Sultanagazellen, Giraffen, Zebras, Quaggas, Rhinocerosse und Flußpferde. Vögel sind selten und auch die Fischgattungen scheinen schwach vertreten zu sein. Im Ukerewe, der sich über mehrere Breitengrade ausdehnt, fand Speke nichts als Barsche und einen kleinern Fisch von der Größe unserer Elritzen.

So wie man die Berge westlich von Zanzibar erreicht, kommt man in ein mildes Klima. Speke fand einen Genuß darin, bis zur neunten Morgenstunde zu Fuß zu gehen und ritt dann noch eine Zeit lang. Die Nachmittage waren freilich heiß, aber unter Schutz vor der Sonne keineswegs unangenehm. In diesen Bergen gibt es weder Fliegen noch Moskitos und die Tsetse des Südens ist gänzlich unbekannt. Um so häufiger sind die Moskitos am Ukerewe. Gras, Gebüsch und alle Pflanzen sind buchstäblich von ihnen bedeckt und man kann nichts Grünes berühren, ohne daß sich diese hellbraunen Insecten in Wolken erheben und zu Dutzenden gegen Gesicht und Hände fliegen. Das Klima hat etwas Räthselhaftes. Während Burton und Speke auf 4000 Fuß hohen Bergen, wo die Luft von keinen unangenehmen Ausdünstungen verunreinigt wurde, fast ununter-

brochen an Fiebern und andern Krankheiten litten, schliefen Livingstone und Kirk im niedrigen Flußthale des Schir zwanzig Nächte unter freiem Himmel auf dem Boden, ohne die geringste nachtheilige Wirkung zu verspüren. Die Ausfuhren dieser Gegenden bestehen gegenwärtig in Elfenbein, Fellen und Hörnern, den Artikeln des Innern, und in Gewürznelken, Copal, einigen Webstoffen und Oelen, welche die Küste liefert. Der Verkehr ist schon jetzt im Zunehmen begriffen und die Karawanen werden größer. Findet erst ein stärkerer europäischer Einfluß statt, so läßt sich ein neuer Aufschwung erwarten. Hat man doch auch im Masailande und in den Gebieten, die von Mombas nordwestlich gegen das Innere laufen, die Erfahrung gemacht, daß sogar umherschweifende wilde Hirten der Macht des Handels sich unterwerfen. Ein besonders glücklicher Umstand ist die Schiffbarkeit des Zambesi, von dem Livingstone jetzt, nicht ganz im Einklange mit seinen ersten Nachrichten, sagt, daß er auf eine Strecke von nicht weniger als 522 deutschen Meilen zu befahren sei.

Die afrikanische Westküste.

Von der afrikanischen Westküste, über die wir im Allgemeinen wenig hören, strömt plötzlich eine Fülle von Nachrichten zu. Ein Deutscher, A. Bastian, beschenkte uns mit einem Buch: Ein Besuch in San Salvador. Diese Stadt war einst die Residenz jenes Königreichs Congo, von dem sich die Portugiesen im Zeitalter der großen Entdeckungen Wunderdinge versprachen. Der König hatte sich mit seinem ganzen Volke taufen lassen, und es gab nun im Süden des Aequators nicht bloß Kirchen und Klöster, sondern auch schwarze Ritter und schwarze Damen mit Fächer und Schleier. Diesem Traum einer höhern Cultur haben die wilden Jagas ein Ende gemacht. Ihre ganze Ueberlegenheit bestand darin, daß sie den Bogen besser als die getauften Schwarzen handhabten, und das genügte, dem Königreiche Congo den Untergang zu bereiten. Was die Jagas an seine Stelle setzten, war die alte Barbarei. Diese Erscheinung wiederholt sich mit furchtbarer Einförmigkeit durch ganz Afrika. Wer die Eroberer auch sein mögen, ob Jagas oder Zulus, Gallas oder Fellatas, immer und überall bestehen ihre Thaten allein darin, daß sie verwüsten und morden. Jetzt ist das prächtige San Salvador ein Trümmerhaufen, der, von dem üppigen Pflanzenwuchse Südguinea's überwuchert, den flachen Rücken eines Hügels mit steilen Abhängen bedeckt. Es ist schwer, bis dahin vorzubringen, denn die Flüsse zu benutzen, verbieten die vielfachen Hindernisse, die sich in wilden und zugleich tropischen Gegenden der Schifffahrt entgegenstellen, und eine Landreise läßt sich ohne 50 bis 60 bewaffnete Neger nicht unternehmen. Mit einem solchen Geleite kann ein Europäer weit in's Innere reisen, nur muß er sich vor Ruhren und Fiebern hüten. „Die Krankheit,“ sagt Bastian, „ist der gefährlichste und wie mir scheint der einzige Feind, den der Europäer in Südwestafrika zu fürchten hat, aber die lähmende Nervenabspannung, die sie von vornherein mit sich führt, beunfähigt ihn zu jeder regelmäßigen Thätigkeit.“

Die portugiesischen Niederlassungen im südwestlichen Afrika bestehen gegenwärtig aus Angola und Benguela mit Cabenda und Molemba. Im Umkreise derselben, in Mossamedes, haben sich Deutsche angesiedelt. Es waren Auswanderer, die nach den Platastaaten gehen wollten, aber ihr Schiff mußte wegen Beschädigungen in Loanda einlaufen und konnte dort nicht ausgebessert werden. Die Deutschen sollen mit ihrer Lage sehr zufrieden sein und den überraschend fruchtbaren Boden mit dem lohnendsten Erfolge bestellen.

Es ist zu bedauern, daß diese Niederlassungen den Portugiesen gehören. Sie liegen außerhalb des großen Weltverkehrs und jener regelmäßigen Dampfschiffslinien, welche alle andern Meere durchschneiden. Der Plan einer Dampfschifffahrt zwischen Lissabon und Loanda, der an der Themse, nicht am Tajo gemacht wurde, fiel zu Boden, denn in Lissabon wurde nicht eine Actie gezeichnet. Die englischen Dampfer gehen bloß bis Fernando Po und Loanda ist auf die gelegentlich ankommenden portugiesischen Kauffahrer beschränkt, die zu ihrer Reise fast immer eine unbegreiflich lange Zeit brauchen. Man denkt nicht einmal daran, zwischen Loanda und Fernando Po eine Dampfschifffahrt zum Anschluß an die englische Linie einzurichten. Zur Küstenfahrt von Ort zu Ort, welche die Hauptrolle spielt, bedient man sich der Kruneger, die in Zünften vereinigt sind. Man besitzt in ihnen kräftige und zuverlässige Schiffer, die nach jeder Fahrt den ganzen Verdienst unter die Familie vertheilen und nur so viel zurückbehalten, als zum Ankauf einer Frau gehört. Hat der Kruneger nach mehrern

mühseligen Reisen so viele Heirathen geschlossen, daß seine Frauen ihn ernähren können, so setzt er sich zur Ruhe und gehört nun zum Rathe der Aeltesten, der über die höchsten Aemter der Genossenschaft verfügt.

Als Amaral, der später in Macao von den Chinesen ermordet wurde, Statthalter von Angola und Benzuela war, fanden Fortschritte statt. Er machte Ambris, eines der berüchtigtsten Nester des Sclavenhandels, zu einer reichen und gebildeten Stadt, beutete die Kupfergruben von Bemba aus, erließ humane Gesetze, verminderte die Lasten der Eingeborenen und unterwarf mehrere feindliche Stämme. Nach dem Urtheile Ladislaus Magyar's, von dessen Reisewerk bis jetzt der erste Theil in einer deutschen Uebersetzung von Johann Hunfalvy vorliegt, ließen sich auch die Kimbundaländer, die im Süden des Koanza an die portugiesischen Besitzungen angrenzen, ohne große Mühe unterwerfen. Die Kimbundaneger bestehen aus einzelnen Stämmen, denen das Gefühl der Gemeinsamkeit so gänzlich fehlt, daß man einen nach dem andern angreifen und den eben besiegten sogleich zur Bekämpfung des noch ununterworfenen Stammes benutzen kann. Das Klima des Innern schildert Magyar als eben so gemäßigt wie gesund, die dortigen Völker als sittlicher wie die an der Küste. Der Handel findet im Innern Elfenbein, Wachs, Copalgummi und Felle. Leider sind die Flüsse höchstens auf 50 Legoas (18 auf den Grad) zu befahren. Auf dem Koanza könnte man 240 Legoas weit aufwärts schiffen, wenn man seine Stromschnellen durch einen Canal umginge.

Die Canalisirung der Landenge von Suez.

Man mußte günstige Aussichten für die Canalisirung der Landenge von Suez voraussetzen, als die Nachricht verlautete, Frankreich habe den abyssinischen Hafen Zulla oder Adul gekauft, dessen Eigenthümer der Sultan ist. Adul liegt am Ende der Annesleybucht (Gubbel Duanu), vor der die Insel Massaua sich ausdehnt. Der Hafen hat eine breite Einfahrt, eine hinreichende Wassertiefe, eine fruchtbare Umgebung und gehörte einst zu den vier großen europäischen Stapelplätzen für den Verkehr mit Indien. Die Nachricht hat sich aber nicht bestätigt und der Ferman der Pforte, ohne den die Canalisirung nicht erfolgen kann, steht in so weiter Aussicht denn je. Mit dem Vorsprunge, den die Engländer den Franzosen durch einen Telegraphen und eine Eisenbahn im Euphratthal abzugewinnen hofften, sieht es nicht minder übel aus. Das Kabel liegt fast bis Bagdad, dagegen bietet die Legung des Drahtes bis Basra durch die Wüste, des Flugsandes und der schwer zu beaufsichtigenden Araberstämme wegen, große Schwierigkeiten dar. Omer Pascha, der den Eisenbahnbau durch die Besiegung dieser Araber ermöglichen sollte, hat seine Aufgabe nicht erfüllt. Die Zustände sind die alten trostlosen geblieben und der türkische Fortschritt bewährt sich wieder einmal schlecht. Das eine der beiden Dampfboote, mit denen der Strom der Araber befahren werden sollte, schwimmt noch, weil es einem Belgier anvertraut ist, die Maschine des andern liegt bei Basra im Schlamm und in ihrem Cylinder hausen Unken und Frösche. Von der türkischen Barbarei wird ein neues Beispiel bekannt, das danach angethan ist, allen Orientalisten die Haare emporzusträuben. Ein Armenier hat in Wan eine Anzahl alter Bildhauerarbeiten, Götzenbilder aus Erz, eine große runde kupferne Tafel mit Keilschrift u. a. m. gefunden und alles einschmelzen lassen, um Kessel und Pfannen daraus zu machen.

Die Erwerbung der Landenge von Tehuantepec durch die Vereinigten Staaten.

Aus Amerika hören wir nur eine wichtige Nachricht: die Erwerbung der Landenge von Tehuantepec durch die Vereinigten Staaten unter Bedingungen, welche einer Abtretung gleichkommen. Der neue Weg über diese Landenge von Meer zu Meer wird dadurch gesichert.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 42. März 1860.



Erste Abtheilung.

Haus Bullenheim.

Novelle von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Neuntes Capitel.

Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, der Baron habe alle jene Einkäufe in der Stadt gemacht, um damit nur an diesem einzigen Tage zu glänzen. Seine Pläne gingen, wie wir schon bemerkt haben, in die Weite. Durch die Verbrießlichkeiten der letzten Zeit war ihm der klare Beweis geliefert worden, daß er viel zu sehr von seinen Standesgenossen zurückgezogen lebte. Gegenüber den Familien von gleichem Alter hatte er seiner zerrütteten Verhältnisse wegen eine gewisse Scheu empfunden, und gegenüber dem niedern und neuen Adel hatte er eine zu große Zurückhaltung an den Tag gelegt. Er sah ein, daß er zu weit gegangen war. Kamen nicht sonst überall der höhere und niedere Adel gesellschaftlich zusammen? Mußten es aber nicht die kleinen Edelleute der Umgegend, die im Augenblicke nämlich gar keine alten Geschlechter mehr besaß, nicht als eine besondere Gunst ansehen, wenn er sie seines Umgangs würdigte? Später konnte er dann auf's Neue mit den wahrhaft würdigen Stämmen anbinden. Vorläufig aber galt es die erstern Verbindungen zu suchen, ihr Interesse zu gewinnen und in der Association Mittel und Wege zu finden, sein Haus wieder geltend zu machen und in die Höhe zu bringen. Der Baron wob dabei freilich meistens nur Träume, er handelte nach Gefühlen. Ein bestimmtes Ziel lag außer seinen Anschauungen.

Um diese neuen Unternehmungen auszuführen, mußte Christoph in der nächsten Zeit nicht selten den alten Gaul an die alte Kalesche spannen. Aber auf diesen Fahrten wurden nicht die Söhne, sondern die Frau Baronin mitgenommen, die sich deshalb in ihren Sonntagsstaat warf, der wie wir wissen in jenem verblaßten alten Damastkleide und dem Filzhute mit der mauserigen Straußenfeder bestand. Während der Abwesenheit des Elternpaares hatten die drei Glücklichen: Felix, Fortunat und Prosper, Felicitas zu überwachen, daß nicht ein neuer Unfug mit einem Geschöpfe getrieben werde, von welchem der Baron so viel für die Zukunft hoffte. Hatte sich nun die männlich besetzte Carrosse schon eigenthümlich genug ausgenommen, so war dies bei der gemischten Gesellschaft, welche der grün gekleidete Baron, die vergilbt ge-

blümte Frau Baronin und der rothe Christoph bildeten, in welcher sie sich wie ein bunter Blumenstrauß ausnahmen, noch viel seltsamer. Wer sie sah, der mußte sich gestehen, daß sie bei jedem Mummenschanz ein heiteres und humoristisches Bild abgegeben hätten.

Der erste Besuch wurde einem Edelmanne zugedacht, von dem der Baron mit ziemlicher Sicherheit wußte, daß schon sein Urgroßvater den Adel erhalten hatte. Derselbe war ein guter Landwirth, ein enthusiastischer Viehzüchter und nebenbei ein tüchtiger Mühlen- und Brauereibesitzer. Alle diese Geschäftszweige betrieb er mit Liebhaberei und Kenntniß und darum auch mit Erfolg, und zwar schon lange Jahre, denn er war noch um etwas älter, wie der Baron. Als dieser mit seinem Korbwagen in den Hof vor dem Burghause anfuhr, stand der Besitzer grade in einem Kittel und in großen beschmutzten Wasserstiefeln bei der Schweinemusterung, indem er mit einem Viehhändler über den Preis einiger zu verkaufenden Vierfüßler verhandelte. Die Ankunft der Gäste störte ihn auch nicht im Mindesten. Er machte sein Geschäft in aller Ruhe ab und trat dann heran, um nach dem Begehren der Fremden zu fragen. Der Baron stellte sich und seine Gemahlin vor und bemerkte, daß sie sich die Ehre geben wollten, den Herrn von Martens zu besuchen, und dachte Wunders, was sein Name für einen unauslöschlichen Eindruck machen würde. Aber der Besuchte fragte kalt: ob er derselbe sei, der auf der Burg zu Bullenheim wohne? und da dies bejaht wurde, bedeutete er die Fremden, er selbst habe bei seiner Ankunft in dieser Gegend vor mehrern dreißig Jahren den Schloßherrn aufzusuchen sich die Ehre gegeben, er sei aber weder angenommen noch wiederbesucht worden; den Grund könne er nicht angeben, aber er wolle dafür auch keinen Grund angeben, warum er auf einen Gegenbesuch verzichte, der ihm in seiner Jugend ganz angenehm gewesen, der ihm aber jetzt nur Unbequemlichkeiten verursache. Damit machte er eine Verbeugung und ging zu der Schweineheerde zurück. Der Baron aber schlug voll Grimm auf das Pferd und rief zu seiner Gemahlin gewendet: „Bereits drei Ahnen und doch noch ein vollständig verbauerter Patron! Da sieht man doch, was es heißt, von echtem Blut sein!“

Gleichwohl ging es zum zweiten Besuch. Der Herr von Breitbach hatte noch weniger Ahnen, er stammte nur von einer angesehenen Beamtenfamilie. Eine sehr freisinnige Erziehung, die in eine Zeit fiel, wo man politisch, religiös und philosophisch die unbefangensten Ansichten haben durfte, hatte ihm ein für den Staatsdienst, dem er sich gleichfalls widmete, nicht wohl passendes Unabhängigkeitsgefühl beigebracht. Er kam mit seinen Vorgesetzten in Conflicte und gab eine Laufbahn auf, die ihm von vorn herein so viele Hindernisse in den Weg legte, daß er es vorzog, sich mit mäßigen Mitteln in einer anmuthigen Natur anzusiedeln, um sich seinen Studien zu widmen. Wenn auch er mit seiner einfachen und liebenswürdigen Gemahlin über die seltsame Erscheinung der Besuchenden staunte, so nahmen Beide dieselben doch mit jener Freundlichkeit auf, die eine humane Weltanschauung fast immer ihren Pflegern verleiht. Sie nöthigten die Fremden in's Haus und boten ihnen Stühle an. Leider aber kam der Baron gar zu bald dazu, sein Steckenpferd zu reiten und seine Genealogie auszukramen. Herr von Breitbach, der indeß ganz entgegengesetzte Ansichten hatte, fing an, ihn freundlich aber entschieden zu bekämpfen, indem er den Satz aufstellte, der wahre Adel der Gegenwart sei die wahre Menschlichkeit. Das nahm der Baron krumm und empfahl sich mit der Frau Baronin kurz und kalt. Die beiden Gatten sahen dem Paare mitleidig lächelnd nach. Unser alter Herr aber fand diese Ansichten noch verwerflicher wie die Grobheit des Herrn von Martens, eben weil es Ansichten wären, in denen das verderbliche Gift der Zerstörung für altehrwürdige Einrichtungen liege.

Herr von Fuckert, dem der dritte Besuch galt, war erst von seinem nächsten Vorfahren her adlig. Sein Wappen und Titel rührte sogar aus der fatalen Zeit der Fremdherrschaft, unter welcher sein Vater, ein überaus reicher Seidenhändler, sich als ein großer Anhänger des französischen Kaisers ausgezeichnet hatte. Die Familie, welche im Winter in der Stadt wohnte, diesmal aber ausnahmsweise länger in der freien Natur blieb, hatte sich ein reizendes Landhaus auf dem Gebirge gebaut und dasselbe mit dem größten Luxus ausgeschmückt. Das Gut mit seinen reichen Gemächern und saubern Gärten machte den Eindruck eines wahren Schatzkästleins. Als das altadlige Ehepaar von den reich gallonirten aber hinter ihren Rücken Grimassen schneidenden Bedienten eingeführt wurde, mußten

sich Beide gestehen, daß sie in ihrem Leben nichts Reizenderes gesehen hatten. Sie fanden sich in eine wahre Wunderwelt versetzt. Aber sie hatten fast ihre Mühe, durch die Zimmer zu kommen, denn auf den schlüpfrigen Parketböden glitten schier ihre Füße aus. Ueberdies bellten ihnen kleine Hunde entgegen, die wahrscheinlich solche Gestalten noch niemals erblickt hatten. Endlich gelangten sie in einen Salon, in dem eine große Gesellschaft feingekleideter Herren und Damen versammelt war. Alle wandten sich voll Erstaunen nach den Eintretenden, als wollten sie fragen, ob der Hausherr durch diese Maskerade eine Ueberraschung bereiten wolle. Da nannte der Baron seinen Namen und ein leises Gelächter erscholl aus allen Kehlen. „Das ist ja der Baron, der neulich in der Stadt so viel von sich sprechen gemacht hat!“ Die Damen huschten in die Ecken zusammen und kicherten mit einander. Die Herren verbargen sich mit verbissenen Lippen in die Fensternischen. Der Hausherr, der in möglichst schicklicher Weise die Scene verheimlichen wollte, führte die Fremden in ein anderes Zimmer. Aber der Baron und seine Frau hatten deutlich bemerkt, daß man sie ausgelacht habe. Der Umstand, daß sie aus der Gesellschaft weggeführt wurden, schien sogar darauf zu deuten, daß man sich ihrer schäme. Es kam kein Gespräch zu Stande. Man empfahl sich. Als aber der durchlöcherte Korbwagen, geschmückt mit dem grünen Baron, der damastenen Baronin und dem rothen Christoph und gezogen von dem knochigen Gaul, von dannen zog, sah man an den Fenstern eine Menge von Köpfen, die ihren Humor gar nicht zu bändigen vermochten. „O über diese Frivolität!“ rief der Baron empört: „Die Unechten verhöhnen die Echten!“ Weiter verlor er kein Wort. Sie fuhren, da das Roß höchst ermüdet war, sehr langsam und schweigsam nach Hause.

Nein, bei dem jungen Adel war kein Heil zu holen, man mußte sich den alten ritterbürtigen Geschlechtern anschließen. Und Eile that auch Noth, das heischten die Verhältnisse. Darum erhielt Christoph die Weisung, an einem der nächsten Tage wieder anzuschirren. Diesmal aber galt es eine weite Fahrt in das weite Land, wobei weder Frau noch Kind nützlich sein konnten. Es bestand nämlich im Lande eine ritterbürtige Ritterschaft, deren Mitglieder alle wenigstens sechzehn Ahnen hatten und die durch ein Statut zusammengebunden wurde, das den Grundsatz feststellte, die Majorate zu stützen, das Grundeigenthum zusammenzuhalten, Adelsschulen zu stiften, Klöster zur Aufnahme unverheiratheter Töchter zu gründen, Wappen und Familie rein zu halten, und schließlich die Regierung des Landes in die Hände der Aristokratie zu bringen. War irgendwo eine Zuflucht, so mußte diese Gemeinschaft sie bieten. Der Baron von Bullenheim zu Bullenau, der diesem Verein bei seiner Stiftung aus bekannten Gründen nicht beigetreten war, hatte den Beschluß gefaßt, sich zu dem Haupte derselben, dem Ritterhauptmanne Grafen von Degenhart, zu begeben, um sich mit demselben zu benehmen.

Nach einer Fahrt von zwei kalten feuchten Novembertagen, an denen Schnee und Regen unablässig in den offenen Korbwagen niederrieselte, war er am Abend vor dem Schlosse des Grafen angelangt. Dort aber hatte die müde Kalesche das Ziel ihres mühseligen Daseins erreicht. Bei der letzten Anstrengung, das Gefähr vernehmlich in den Schloßhof rollen zu lassen, krachte die morsche Achse entzwei und der Besitzer nebst seinem rothröckigen und rothhosigen Burschen konnten von Glück sagen, daß sie bei dieser Gelegenheit auf dem harten Pflaster nicht den Hals zerbrachen, sondern nur mit einigen schwarzen und blauen Malen davonkamen. Bei dem Lärm, den dieser Bruch verursachte, eilten Diener mit Windlichtern aus dem hohen, stolzen Schlosse, um den Verunglückten beizustehen. Auch der Hausherr, ein zwar viel kleinerer und jüngerer Mann wie der Baron, der aber in seinem festen, scharfen Gesichtsausdruck und seinen entschiedenen Bewegungen deutlich zeigte, daß er wußte, was er wollte, erschien und bot Hilfe und Trost. Trotz dieses wenig versprechenden Omens ersuchte der Baron den Ritterhauptmann um eine vertrauliche Unterredung.

Er wurde hineingeführt und fand in den hohen von uraltem Reichthum zeugenden Gemächern, in denen sich der schwerfällige aber gediegene Luxus vergangener Zeiten blicken ließ, eine Behaglichkeit, die er seit zwei Tagen unter Gottes freiem Himmel und in schlechten Wirthshäusern ganz und gar vermißt hatte. In der That, hier wehte ein unverkennbarer Hauch guter, echter Ritterschaft. Man fühlte ein wohlthuendes, adliges Patriarchenthum, und vor dem ebenbürtigen Mann kam dem alten Baron auch gleich das

rechte Wort. Hier ging es zum ersten Mal nicht auf Stelzen, hier hatte er nicht zu verkleistern und zu schminken, hier wickelte sich die ganze und volle Wahrheit von seiner Zunge. Und so setzte er dem Ritterhauptmann alle seine Verhältnisse aus einander, deren Aufzählung wir uns indeß sparen, weil wir genugsam in dieselben eingeweiht sind. Zeigte sich irgend eine Lücke, so that der Graf bestimmte Fragen. Das Leben des Barons lag ihm bald vor Augen, wie ein offenes Buch.

Und nun begann eine scharfe Strafpredigt, bei welcher sich der lange, starke Baron dem kleinen schnurrbärtigen Grafen gegenüber sehr seltsam ausnahm; „Herr Baron,“ rief dieser aus, „bei Ihnen bewährt sich das verhängnißvolle: Zu spät! Da sieht man wieder einmal recht die Folgen einer falschen Scham. Sie mußten doch den Abgrund vor sich sehen. Nichts desto weniger sind Sie hineingerannt und so tief, daß Ihnen die Wellen über dem Kopfe zusammenschlagen. Und erst beim Ertrinken rufen Sie nach Hilfe. Warum haben Sie nicht zeitig zum Rechten gesehen, statt das rettende Seil im Momente des Untergangs zu erwarten?“

„Des Untergangs?“ fragte der Baron betroffen.

„Wer soll und wer kann Ihnen denn helfen?“ forschte der Graf.

„Die Ritterschaft!“ meinte der Gesuchsteller.

„Die Ritterschaft ist eine Corporation,“ bedeutete der Hauptmann derselben, „die aus Rittern besteht, die auch die ritterschaftlichen Eigenschaften besitzen, nämlich neben dem Adel auch Vermögen. Das Letztere aber fehlt Ihnen ja ganz und gar. Unser Institut soll erhalten aber nicht erschaffen. Wo nichts ist, da kann es auch nichts machen. Freilich sind Fälle wie dieser uns schon oft vorgekommen! Aber ein Geschlecht wie das Ihrige ist kein Glück, sondern ein Unglück für den Adel.“

Der Baron sah ihn erstarrt an.

„Erstarren Sie nur nicht,“ fuhr der Andere fort. „Mit dem Besitz sollte auch der Adel aufhören. Sie hätten am besten gethan Ihren Titel abzulegen, wie es früher auch wohl von tüchtigen Männern geschehen ist, die dann im Bürgerstande etwas Ordentliches geleistet haben.“

Dem auf diese Weise verarbeiteten Freiherrn verging die Sprache. So etwas war ihm noch nicht vorgekommen.

Der Graf fuhr fort: „Freilich haben wir bei uns keine Gesetze in dieser Beziehung. Auch fehlt uns die bei andern Völkern gebräuchliche Sitte, daß nur der Majoratsherr den adligen Titel beibehält und daß die jüngern Söhne in den dritten Stand zurücktreten. Sie können also auf Ihrem Adel bestehen.“

„Was ich auch bis an mein Lebensende thun werde,“ sprach der Baron mit einem unterdrückten Seufzer.

„Und was ich Ihnen nicht übel nehmen will,“ setzte der Ritterhauptmann hinzu. „Für diesen Fall hat die Ritterschaft einen Unterstützungsfond errichtet, aus dem sie nothleidende Adlige unterstützt und ihre Kinder erzieht.“

Der Baron athmete auf.

„Wenn Sie wollen,“ hieß es dann weiter, „werde ich der Ritterschaft Vorschläge in Betreff Ihrer und der Ihrigen machen.“

„Ew. Excellenz werden mich sehr verbinden,“ meinte der Alte, dem ein Stein vom Herzen fiel.

„Die Unterstützung wird in einem kleinen Jahrgehalte für Sie und Ihre Frau Gemahlin bestehen. Ihre Söhne aber werden wir in die Ritterakademie aufnehmen und sie für das Heer und die Kirche ausbilden. Ihre Tochter schicken wir in's Kloster. Dafür müssen Sie sich aber entschließen und uns darüber eine schriftliche Urkunde ausstellen, daß Sie Ihr väterliches Gut verlassen und mit einem Ihnen anzuweisenden Asyl vorlieb nehmen.“

Herr von Bullenheim fiel bei den letzten Worten aus all seinen Himmeln. „Das Schloß meiner Ahnen soll ich verlassen?“

„Allerdings,“ sprach der Graf entschieden. „Glauben Sie vielleicht, die Ritterschaft besitze die Mittel, Ihnen ein kostbares Wohnhaus mit allem was dazu nöthig ist, zu erhalten?“

„Das kann nun und nimmermehr geschehen,“ rief jetzt der Baron. „Wo meine Väter gewohnt haben und begraben sind, da will auch ich leben und sterben.“

„Ich gebe Ihnen Bedenkzeit bis morgen,“ schloß der Ritterhauptmann die Unterredung.

Er klingelte. Ein Bedienter trat ein, dem er den Auftrag gab, den Herrn auf ein Fremdenzimmer der Mansarde zu führen und ihm das Abendbrot zu besorgen, dann machte er eine Verbeugung gegen den Gast und entfernte sich.

Der Baron stieg bis unter das Dach, wo er in ein einfaches Zimmer geführt wurde. Der Diener erzählte ihm, während er ihm reichliche Speisen und guten Wein auftrug, die vornehmsten Mitglieder der Ritterschaft seien heute bei Sr. Excellenz dem Herrn Grafen versammelt. Das gab dem alten Mann einen neuen Stich in's Herz. Sein Stammbaum war ungleich älter als diejenigen aller dieser Herren. Und dennoch wurde er nicht gewürdigt, in ihren Kreis eingeführt zu werden! Also auch in der Ritterschaft galt das Vermögen jetzt mehr als der echte Adel! In seinem tiefen Mißmuth rührte er Speise und Trank kaum an. Als er allein war, warf er sich auf das Lager, konnte aber keinen Schlaf finden. Er rief einmal über das andere, indem er sich hin- und herwälzte: „Ich fürchte, die Idee des Adels ist der Welt abhanden gekommen!"

Als er nach einer durchwachten Nacht sein Frühstück ohne allen Hunger und Durst zu sich genommen hatte, ließ er sich dem Ritterhauptmann melden und erklärte demselben, daß er auf seine Vorschläge nicht eingehen könne. Der Graf erwiederte, daß der Wille des Menschen frei sei und daß es nicht in der Absicht und Macht der Ritterschaft stände, Zwang auszuüben. Die beiden Standesgenossen schieden mit einer kalten Verbeugung.

Als der grüne Baron, der noch bleicher aussah wie sonst, den rothen Christoph, der sich hier an den Fleischtöpfen Egyptens gütlich gethan, gefunden hatte, wurde die Rückreise überlegt. Der Wagen, dessen zertrümmerten Reste bereits zu dem Abfall geworfen waren, mußte zurückgelassen werden. Der Diener holte das Roß aus dem Stalle, das sich gleichfalls bei ungewöhnlicher Fülle von Hafer und Heu gefallen, und legte eine Decke darüber. Der alte Herr bestieg den Klepper und so ging es, während Christoph nebenherschritt und die Bedienten des Grafen hinter ihnen ein lautes Gelächter erhoben, aus dem Thore. War die Herfahrt schon nicht erquicklich gewesen, so schien der Rücktritt wahrhaft unerträglich. Der Gaul konnte auf den eingeweichten Wegen kaum vorwärts. Der Diener, der stets bis an die Knie im Koth steckte, verdarb seine glühende Livree in Grund und Boden; dabei sprach keiner ein Wort, der Baron aus Ingrimm, der Bursche, weil er nur stottern konnte. Statt zwei Tagen brauchte man diesmal drei. Am Abend des letzten erreichten die Reisenden endlich das heimathliche Schloß, das verdrießlich grau aus dem Nebel ragte. Die Brücke fiel. In dem schlechten Wetter kam sogar Niemand zum Empfang auf die Treppe. Der Baron ritt das todmüde Thier direct in den Stall. Es versuchte noch ein leises Wiehern, dann brach es von der Anstrengung, die in keinem Verhältnisse zu seinen Kräften stand, zusammen und lag verendet am Boden. Vielleicht hatte es auch die Freude getödtet, die es über das Wiedersehen der theuren Heimath empfand.

Zehntes Capitel.

Je größer die Bedrängnisse, desto besser kann der wahre Mann seinen Muth beweisen. Diesen Grundsatz bewährte in den traurigsten Tagen der Baron. Nachdem es ihm deutlich geworden war, daß er sich nun in einer verzweifelten Lage befand, entwickelte er eine so zähe Thätigkeit und unverwüstliche Unverdrossenheit, daß man den alten Träumer, der sonst die Welt gehen ließ, wie sie ging, nicht mehr wiederkannte. Nach all jenen vergeblichen Versuchen, auf denen wir ihn begleitet haben, dachte er sogleich daran, neue Pfade und Wege zur Erhebung seines Hauses einzuschlagen, denn er konnte sich doch wieder nicht in die Ansicht finden, daß die Idee des wahren Adels der Welt verloren gegangen sei. Nun sah er freilich ein, daß er von den Menschen seiner Umgebung nichts zu erwarten habe. Auch war ihm ja Pferd und Wagen, mit denen er sie anständiger Weise erreichen konnte, zu Grunde gegangen. Was das gesprochene Wort aber nicht erreichte, war vielleicht durch das geschriebene zu erlangen. Man sah in der nächsten Zeit den bleichen Mann mit den abgemagerten Zügen fast Tag und Nacht am Schreibtische mit der Feder beschäftigt sitzen und arbeiten.

Ja, der Baron hatte sein Pulver noch nicht verschossen. Der kleine Adel war ihm nicht entgegengekommen; der große Adel hatte ihm nicht aus seiner Verlegenheit geholfen, aber es gab noch deutsche Fürsten, bei denen die Idee des Adels nicht verloren gegangen sein konnte. Und dieser Fürsten gab es mehr als dreißig im weiland heiligen römisch-deutschen Reiche. Bei ihnen war nicht allein die Rettung möglich, sie war unzweifelhaft, denn die durften es nie und nimmer zugeben, daß eine Familie, deren Ahnen ihren Stammbaum

fast bis zu den Karolingern hinaufführten, elendiglich zu Grunde ginge. Nun konnte freilich der alte Herr keine Reisen an die verschiedenen Höfe machen, weil die Residenzen sammt und sonders etwas zu weit aus dem Wege lagen. Aber schriftliche Gesuche besorgte die Post zu jeder Stunde, so wie sie auch Gesuchsbewilligungen an die betreffenden Personen beförderte. Christoph war dann, als dieser Gedanke feststand, eigens in die Stadt geschickt worden, um das feinste Papier und den reinsten Siegellack zu holen. Der Baron aber bediente sich dieser Utensilien, wie wir gemeldet haben, mit der rastlosesten Ausdauer.

Zuerst wurde ein Entwurf niedergeschrieben, in dem von dem großen Institute des Adels die Rede war und von dem Schutz, in welchen derselbe den verkehrten Bestrebungen der neuern Zeit gegenübergestellt werden müsse. Darauf folgte eine kleine Auseinandersetzung der Geschichte der Freiherrn von Bullenheim zu Bullenau von den ältesten Tagen bis auf die Gegenwart. Die Drangsale des würdigen Hauses wurden dann in zarter und schicklich verhüllter Weise entwickelt. Zum Schluß aber stellte der Baron die unterthänigste Bitte um die Bestallung in ein Hofamt, sei es nun, daß der betreffende Regent ihn zum Oberjäger-, Oberstall- oder Oberceremonienmeister zu ernennen geruhe, zu welchen sämmtlichen Aemtern er nicht allein das Talent und den Beruf, sondern auch die Kenntnisse besitze. Daß dieses Schriftstück in jenem selbstbewußten Stile abgefaßt war, welcher den Charakter des Schreibers bezeichnete, braucht kaum besonders erwähnt zu werden. Es wurde dann sowohl durch ihn selbst, wie durch seine Söhne in solcher Zahl abgeschrieben, als Deutschland Fürsten besitzt, und alsdann mit den nöthigen Adressen an die betreffenden Majestäten, Hoheiten und Durchlauchten versehen. Darauf erhielt jeder Brief sein Couvert mit dem wohl ausgeprägten Siegel des freiherrlichen Hauses. Und so ging endlich die Sendung auf die Post, wo der Baron alle Ursache hatte, sich darüber zu wundern, daß man an regierende Herren die Briefe für viel schwereres Geld freimachen mußte, als die Materialien zu denselben gekostet hatten.

Nachdem dieser Schritt in der Mitte des Novembers geschehen war, verlief der Rest des Monats so wie der sich anreihende Anfang des Decembers in der freudigen Erwartung baldiger günstiger Nachrichten. Wenn sich auch die früheren monatlichen Geldsendungen nicht wieder blicken ließen, so scheute man doch nicht, mit allen Händen nach der Anleihe des Peter Butz zu greifen. Was konnte es auch verschlagen, ob sich die Casse jetzt einen Tag früher oder später leerte, da die Anstellung des alten Herrn ohne allen Zweifel erfolgen mußte? Uebrigens hatte der Schloßherr auch in Betreff des künftigen Amtes die Umstände sehr wohl erwogen. Er war demnach zu dem Entschluß gekommen, die Anträge der sämmtlichen Monarchen abzuwarten; die Gehalte, die ihm geboten wurden zu vergleichen und diejenige Stelle anzunehmen, die am meisten einbrächte oder die nach der Größe der verschiedenen Höfe die beträchtlichsten Beförderungen versprach.

Die Casse wurde indeß immer leerer, die Tage wurden immer kürzer und das Jahr ging seinem Ende entgegen, als nach und nach Antwortsschreiben aus den Canzleien einzelner Regenten eintrafen. Merkwürdigerweise waren diese Herrscher schon alle mit Oberjäger-, Oberstall- und Oberceremonienmeistern versehen. Freilich diejenigen Höfe, wo diese Stellen besetzt waren, konnten, wie der Baron ganz richtig schloß, sehr bald einen Bescheid geben. Diejenigen aber, welche die Sache in Bedacht nahmen, mußten schon länger warten. Man merkte indeß, daß in den Canzleien im Ganzen eine große Ordnung und Regelmäßigkeit herrschte, zumal wo es galt, abschlägige Antworten zu ertheilen, denn es verging nun kein Tag mehr, wo nicht auf der Post ein oder mehrere große Schreiben mit gewaltigen Dienstsiegeln ankamen, die überdies trotz der alten Familie und den Vorzügen des Barons auch noch unfrankirt gesendet wurden. Am Sylvester- und Neujahrstage war endlich das halbe Schock voll. Die Fürsten hatten alle antworten lassen, und bei keinem war eine Stelle, wie der Baron sie wünschte, frei. Nirgend konnte er für ein künftiges Hofamt notirt werden. Auf die Geschichte der Familie aus den alten Zeiten bis auf die Gegenwart hatte man gar kein Gewicht gelegt. War es denn menschenmöglich, daß man so wenig Rücksicht auf den Antrag des letzten Freiherrn von Bullenheim zu Bullenau legte? Jetzt erst fühlte der alte Herr recht, daß es wahr war, was er einst in der Verzweiflung ausgerufen hatte: „Die Idee des rechten Adels ist der Welt abhanden gekommen."

Und diesmal mangelte ihm sogar die rechte Zeit, um über diesen Satz ruhige Betrachtungen anzustellen. Am zweiten Januar machte sich nämlich ein Mann vor der Brücke bemerklich. Christoph's stotternder Hornstoß erklang, nachdem er sich in der letzten Zeit sehr selten hatte vernehmen lassen. Peter Butz erschien am Schlosse und ließ sich melden. Die Antwort war: der Baron sei nicht zu Hause. Peter Butz meinte, dann wolle er auf seine Rückkehr warten. Nach einigen Stunden hieß es, der Baron sei zwar zurück, aber er müsse Toilette machen. Der Besitzer des blauen Trompeters wollte sich bis zur Vollendung derselben getrösten. Dann brachte Christoph die Nachricht, der Baron habe dringende Geschäfte. Auch diesmal erklärte der Wirth von Bullenau, daß er eine gute Portion Geduld besitze. Was war zu thun? Der Schloßherr sah sich endlich genöthigt, den Gläubiger zu empfangen.

„Bei der Hand," rief Butz, als er in das alte Gemach des Freiherrn eintrat, der mit düsterm Angesicht in einem Sessel lag. Ohne sich den Anschein zu geben, als hätte er die trüben Züge des Schloßherrn gesehen, fuhr er dann fort: „Ich komme, Ew. Gnaden meinen Schuldschein zu präsentiren und mir die siebenhundertfünfzig Thaler zu holen." Dabei streckte er, eine Verbeugung machend, das Papier aus.

„Die erwarteten Summen sind noch nicht eingelaufen," versetzte der alte Herr kurz.

„Noch nicht eingelaufen," rief der Wirth, indem er seine Miene zum plötzlichen Schrecken verstellte. Dann fuhr er lächelnd fort: „Der Herr Baron sollten doch mit einem gemeinen, einfältigen Manne keinen Scherz treiben, denn erstens ist es in solcher Angelegenheit nicht christlich, zweitens ist es nicht menschlich und drittens paßt es nicht —" er wollte sagen für einen Edelmann.

„Ich rede die reine Wahrheit," unterbrach ihn der Baron.

„Die reine Wahrheit," wiederholte jetzt Butz, indem ihm das Wort auf der Zunge zu erstarren schien. „Diese reine Wahrheit wird doch wohl um aller vierzehn heiligen Nothhelfer willen falsch sein, denn erstens muß der Edelmann doch sein gegebenes Wort halten, zweitens muß er wissen was er verspricht, und drittens kann er doch einen ehrlichen Mann, der seine Last hat, sich mit Frau und Kindern durchzuschlagen, nicht in Grund und Boden ruiniren wollen?"

„Wer will Euch denn ruiniren?" rief Herr von Bullenheim finster.

„Wollen oder nicht wollen," fing jetzt der Wirth an, indem er einen wahrhaft heulenden Ton annahm. „Sie thun es. Erstens halten sich die Juden an mich, zweitens bin ich der Mann, der Geld schaffen muß, drittens bin ich ruinirt. Oder wollen mich Ew. Gnaden vielleicht dazu zwingen, was ich gewiß nicht mit meinem Willen thun werde, wozu ich aber nothwendiger Weise schreiten müßte, das Schloß mit gerichtlichem Beschlag zu belegen?"

„Gebt mir noch einigen Ausstand," besänftigte der Baron den entsetzten Mann.

„Aber wer gibt mir Ausstand?" fuhr der Wirth fort, der jetzt wirklich einige Thränen aus den Augen drückte.

„Nun die Juden!" meinte der Alte in einem zweifelhaften Tone.

„Die Juden, die unsern Herrn und Heiland geschlachtet haben, werden auch mich schlachten," heulte Butz.

„Versucht es wenigstens: Bietet ihnen gute Zinsen, aber schont mir das Schloß," bat Herr von Bullenheim.

„Und wollen Ew. Gnaden den Wucherern denn auf's Neue so leichtsinnig gutes christliches Geld in den Hals jagen?" rief Butz empört. „Nein Herr Baron, bezahlen Sie. Es ist besser für Sie und für mich."

„Ihr hört aber, daß ich nicht zahlen kann," ertönte die ungeduldige Antwort.

„Um Gottes Willen," schrie der Wirth. „Das Volk wird bis zum März wieder seine fünfundzwanzig Procent haben wollen. Das ist ja gotteslästerlich."

„Versprecht sie ihnen!" rief der Baron.

„Das ist leicht gesagt," meinte Butz, der sich eine Weile bedachte. „Für den Fall, daß Ew. Gnaden aber auch im März nicht die erwarteten Summen erhalten haben, wie wird es dann werden? Der Herr Baron muß einsehen, daß ich mich wohl für eine Zeitlang in den Riß stellen, daß ich mich aber nicht ruiniren kann. Ich bin also genöthigt, die Bedingung zu stellen, daß mir Ew. Gnaden Eigenthum für die besagte Summe haftet."

„In Gottes Namen!" seufzte der alte Herr. „Ich will Euch den Schein in dieser Weise ausstellen."

Er ging an seinen Schreibtisch. Peter Butz lachte inwendig: „Bei der Hand!" Er hatte noch ganz andere Dinge vor, denn er dachte an den Antiquitätenliebhaber Ernst Bracht.

Vorläufig aber schied er mit einem Schuldschein von tausend Thalern, der am ersten März ablief, indem er den Schloßherrn noch treuherzig aufforderte, einen armen Bauern nicht dem sichern Untergang entgegenzuführen.

So war allerdings wieder ein heftig drängender Störenfried für einige Zeit beschwichtigt und beseitigt, aber es stellten sich bald andere ein, die zwar nicht mit lauten Worten um sich warfen, die aber desto eindringlicher in zäher schweigsamer Nothwendigkeit auf die Schloßbewohner einstürmten. Bei der Verwirrung aller Zustände hatte die Hausfrau weder die Umsicht noch auch die Mittel gehabt, um Keller und Küche mit Vorrath für den Winter zu versorgen. Gemüse war nur in geringer Fülle vorhanden, Fleisch gab es selten, Fische hatten zwar die jungen Herren in den Schloßgräben gefangen, aber dies Geschäft wurde nun auch durch das kalte Wetter, das dicke Eisdecken über das Wasser legte, verhindert. Die schwindenden Thaler der Casse konnten nur noch angewandt werden, um den Brotbedarf anzuschaffen. Dazu kam der Uebelstand, daß die magere Kuh und die knochige Ziege bei dem Mangel an Futter keine Milch mehr gaben. Was war also zu thun, als diese Wiederkäuer zu schlachten, um das Fleisch wenigstens zu verwerthen? Das geschah denn auch ohne Aufschub, indem man die zerhackten Theile der treuen Hausthiere durch Pöckeln haltbar zu machen suchte. Zum Glück fehlte es wenigstens nicht an Holz zur Feuerung, da sowohl der alte Garten als auch die Rumpelkammern in und um das Schloß noch immer Abfall die Menge enthielten, um die Kamine zu speisen.

Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß die alten Dienstboten sich ihre eigenen Gedanken machten, die sie denn auch in der Stille der Küche, wo die gnädige Frau gegenwärtig wenig zu thun hatte, allmälig auszutauschen anfingen. Die Ergebnisse ihrer wechselseitigen Betrachtungen, Mittheilungen und Beschlüsse kamen eines Abends zum Vorschein, nachdem sowohl die einäugige Magd Appolonia lange an ihrer alten geblümten Holzkiste, dem einzigen Eigenthum, das sie auf dieser Welt besaß, gekramt, und nachdem sich der rothköpfige Christoph geheimnißvoll mit der Anfertigung eines kleinen Bündels in Sackleinen beschäftigt hatte. Beide stiegen gemeinsam die Treppe im Erdgeschoß hinauf, schlichen durch die Imbißkammer und klopften dann am Thurmgemach. Der alte Freiherr war nicht wenig erstaunt, die getreuen Vasallen vor sich erscheinen zu sehen, wozu er übrigens um so mehr Ursache hatte, da der Bursche seine Livree nicht am Leibe, sondern über dem Arme trug, im Uebrigen aber in einem alten blauen Kittel erschien, in dem er als Bauer gar nicht so seltsam und ungeheurlich aussah, wie als gallonirter Bedienter. Auch der Umstand, daß Appolonia eine hohe Sonntagsmütze auf dem Haupte trug, war jedenfalls ein ungewohntes Zeichen.

„Was wollt Ihr?“ rief der Baron den Beiden zu, von denen weder der Eine noch die Andere das Wort finden konnte.

„Die Kuh und die Geis sind todt,“ begann jetzt die Magd verlegen.

„U — u — nd d — d — das Pf — Pf — Pf — Pferd ist auch gefa — fa — fa — fallen,“ setzte der Rothkopf hinzu, wobei er diesmal in's Unendliche stotterte.

„Und da wollten wir uns bedanken,“ fuhr die Magd fort.

„Ja, ja, ja, be — be — beda — da — danken,“ ächzte Christoph.

„Bedanken, daß sie todt sind?“ fragte der Baron, der nicht wußte, wo die Sache hinaus wollte.

„Im Gegentheil,“ sagte Appolonia, „weil ich die Thiere nicht mehr zu füttern habe.“

„Und ich den Gau — Gau — Gaul,“ war Christoph's sich daranschließende Meinung.

„Nun das ist ja dasselbe“ — murmelte der alte Herr.

„Und auch dafür, das Fleisch der armen Geschöpfe zu verzehren,“ sagte nun die Köchin, indem sie die Schürze an die thränenden Augen führte. „Ich habe die Liese und die Zick so lange gepflegt, wie kann ich die vor Liebe aufessen.“

„Und ich das Pf — Pf — Pferd,“ fügte Christoph voll tiefer Rührung hinzu. Freilich meinte er nicht, daß er das Thier aufgegessen, sondern daß er es gepflegt habe.

Als der Baron die Beiden noch immer erstaunt ansah, fuhr Appolonia fort: „Und von Kartoffeln und Rüben allein kann man auch nicht leben.“

Christoph aber sprach: „Ohne Er — Er — Erb — bf — bf — bf — en und Sau — Sau — Sauerkraut.“

„Ueberhaupt ist es mit dem Vorrath bald zu Ende und wir dürfen doch unsere Herrschaft nicht aufessen,“ demonstrirte Appolonia.

„Und ich ha — ha — habe i — i — immer erschre — schr — schr — schrecklichen Hunger," erklärte der Rothkopf.

„Und deshalb wollen wir uns bedanken," sagte die alte Magd.

„Ja be — be — bedanken," schloß Christoph.

„Also Ihr wollt nicht mehr in meinen Diensten bleiben?" fragte der Baron düster.

„Es ist nicht deswegen, weil die Leute uns ausspotten und sagen, wir dienten bei einem Wilddieb und Strauchritter," sagte Appolonia begütigend, und Christoph fügte hinzu: „Nein, so wahr Gott ist!"

Die Magd aber fing laut an zu weinen und zu schluchzen, in welches der Diener eine Octave tiefer einstimmte.

„Es ist ja doch aus," kreischte sie in heulender Verzweiflung.

„A — a — aus!" schloß Christoph noch lauter einstimmend.

So komisch sich auch diese Scene ausnahm, so machte sie doch einen entsetzlichen Eindruck auf den Baron.

„Es ist aus!" das war ihm noch von keinem Menschen gesagt worden; er selbst hatte es sich nie eingestehen wollen. Und jetzt wagten es sogar seine eigenen Dienstboten, ihm diese Wahrheit in's Gesicht zu sagen. Diese Dienstboten aber waren die schlichtesten, einfältigsten und gutmüthigsten Geschöpfe, die es auf der Welt gab. Auch geschah es ja nicht aus bösem Willen, daß sie sich den Abschied holten. Keine vorhergegangene heftige Scene hatte die harmlosen Menschen zu diesem Schritte gezwungen. Sie thaten diesen Schritt sogar gegen ihr Gefühl, denn sie verließen nicht gern das Haus, in dem sie fast seit ihrer Jugend im besten Einverständnisse mit der Herrschaft gelebt hatten, nein, sie thaten ihn gewissermaßen in einem frommen Sinne, denn sie wollten die letzten Bissen dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau mitsammt den gnädigen Kindern nicht aus dem Munde wegessen. Ueberdies weinten und heulten sie in wahrhaftiger Trauer, daß sie nun in ihren Jahren in die Welt ziehen sollten, ohne zu wissen, wohin sie ihr Haupt legen würden. Darauf bezog sich ihr: „Es ist ja doch aus!" Und der Baron murmelte das Wort auf sich beziehend: „Ja, es ist aus!"

Dann erhob sich der alte Herr und sprach, indem er alle seine Kraft zusammennahm: „Ihr seid entlassen. Freilich bin ich Euch noch Lohn schuldig, ich werde ihn Euch zukommen lassen, sobald ich im Stande bin. Gern geb' ich Euch das Zeugniß, daß Ihr mir treu, redlich und fleißig gedient habt. Lebt wohl!"

Appolonia nahm seine Hand und küßte sie nach alter Vasallenart. Christoph aber legte die rothe Livree über einen Stuhl und that dasselbe. Aus den alten Augen liefen die hellen Thränen über die knochigen Finger des Schloßherrn, der bebend und zitternd dastand, aber dennoch die Blicke trocken hielt, weil er es wollte. Die Beiden zogen ab und nahmen auch Abschied von der gnädigen Frau, von den Söhnen und Felicitas. Ueberall erneute sich dieselbe Scene. So laut war es lange nicht im Schlosse gewesen, aber es klangen nur schreckliche Jammer- und Schmerzenstöne.

Dann nahm Appolonia die buntgeblümte Kiste auf das alte Haupt, und Christoph schleuderte sein Bündel über den höckrigen Rücken. Das letzte Geschäft des alten Knechtes war, daß er die Brücke niederließ. Beide schritten hinüber. Es war ein sehr kalter Wintertag. Gleichwohl merkten Beide nichts von dem beißenden Frost, so heiß war ihnen der Abschied geworden. Wohin sie gingen, sagt die Geschichte nicht. Aber im Schlosse ward es immer stiller. Keiner zog mehr die Brücke in die Höhe und bald hatte der Frost sie ganz festgebacken. Der stotternde Hornstoß schien für immer verklungen. Ja, es war entsetzlich traurig im Schloß.

Elftes Capitel.

Am heiligen Dreikönigstage saß im Pfarrhause zu Bullenau der alte würdige Seelsorger der Gemeinde, nachdem er die Frühmesse gelesen hatte, bei seinem dampfenden Kaffee mit frischem Brote und Butter, und freute sich, daß er aus der kalten eisigen Kirche, wo ihm beim Dienste die Finger schier erfroren waren, in die warme und heimelnde Stube gekehrt war. Die saubere Haushälterin mit der blanken weißen Sonntagsschürze hatte ihm, während er mit dem Rücken gegen den Ofen stand und die Hände an der knisternden Gluth wärmte, das reinliche Frühstück auf den Tisch gestellt, die Zeitung und einen Brief, der eben mit der Post gekommen war, neben die Tasse gelegt, und sich, nachdem der Geistliche auf ihre Frage, ob er noch etwas zu bestellen habe,

verneinend geantwortet hatte, entfernt. Der Pfarrer nahm dann Platz in seinem Lehnstuhl, stärkte sich erst an Trank und Speise und setzte nunmehr die große goldene Brille auf, um die Neuigkeiten des Tages aus der Zeitung zu erfahren, als ihm der Brief in die Hand fiel. Nachdem er die Adresse betrachtet hatte, murmelte er: „Von Herrn Reimbold," löste das Siegel und vertiefte sich so sehr in die Lectüre und ein auf diese Lectüre folgendes Nachdenken, bei dem er auf die weißen Blumen starrte, die der Winter an die Fenster malte, daß er ganz vergessen zu haben schien, „wie die Völker fern in der Türkei auf einander schlagen."

Er saß noch in tiefem Brüten verloren, als es an die Thür klopfte. Ernst Bracht trat hastig und aufgeregt hinein und sprach: „Herr Pastor, ich muß mit Ihnen über die Bullenheimer sprechen."

Aus seinen Reden ging hervor, daß er die Geschichte der Schloßbewohner mit aufmerksamem Auge verfolgt hatte. Er wußte sogar, daß die Dienstboten abgezogen waren und daß Noth in der Familie herrschte. Dann schloß er: „Es ist also die höchste Zeit zu helfen, damit kein Unglück geschehe."

Der Pastor, der ihm gespannt zugehört hatte, und der ihn auch ruhig bis zu Ende reden ließ, erwiederte dann bedächtig: „Eile mit Weile, mein junger Herr! Ich habe in dieser Angelegenheit auch eben einen Brief von Ihrem Oheim erhalten, dessen Meinungen ganz mit den meinigen übereinstimmen. Sie wollen auf einmal, daß der Oheim der Familie zunächst mit einer beträchtlichen Summe aushelfe. Sie wollen ferner dem Baron die Erlaubniß zur Jagd wieder ertheilen. Sie wollen drittens, daß ich für Sie Zusammenkünfte mit Felicitas vermitteln soll, weil Sie gesonnen sind, das Mädchen zu heirathen. Dagegen läßt sich allerlei einwenden. Was den Punkt des Helfens angeht, so will ich von dem schweigen, was in dieser Beziehung schon geschehen ist. Würden Sie es wagen, dem Baron ein Almosen zu bringen, so stehe ich nicht dafür, daß er Sie noch einmal vor die Thür setzte. Wählen Sie aber den Weg, ihm auf anonymem Wege Summen zu übermachen, so wird er solche Zuflüsse für Wunder erachten, aber niemals auf die rechte Quelle denken. Auch möchte die Anwendung nicht die beste sein, indem er das Geld wieder in seinem nichtsthuerischen ideellen mit Adelsflausen durchwirkten Leben verzehrte, statt es durch Fleiß und Nachsehen zu vermehren. In Beziehung der erneuten Jagderlaubniß muß ich Sie auf Ihre eigene Handlungsweise zurückführen. In einer vielleicht zu aufbrausenden Art, zu der Sie auch wohl ein übereiltes Rachegefühl trieb, haben Sie dem alten Herrn das unbefugte Handwerk gelegt. Ihr Oheim schreibt mir nun, daß er nie und nimmer zu diesem Schritte übergegangen sein würde. Da es aber einmal geschehen sei und da das Recht für ihn wäre, könne er sich nicht entschließen, auf's Neue dem Unrecht Thür und Thor zu öffnen, weil die verkehrten Anschauungen des Barons dadurch nur erhärtet werden könnten und weil er dann auf's Neue eine Bestätigung seiner lächerlichen Standesvorurtheile erhalten würde. Endlich aber theilt Ihr Oheim meine Meinung wegen Ihrer Liebe für Felicitas. Die Jugend ist veränderlich in ihren Leidenschaften und ihr Geschmack geht heute nach Nord und morgen nach Süd. Wer weiß, wie bald Sie das kleine Ding satt hätten, und da stände ich denn als eine Art Kuppler von der schlechtesten Sorte."

„Aber Herr Pastor," fiel ihm jetzt Ernst, der bis dahin still geschwiegen hatte, heftig in die Rede. „Wie können Sie an der Heiligkeit meines Gefühls zweifeln?"

„Es mag so heilig sein, wie es will," erwiederte der Geistliche. „Ich darf mich nicht in die Sachen mischen. Der Baron von Bullenheim ist überdies Herr und Meister über das Mädchen. Er aber will nichts von Ihnen wissen. Soll ich, der ich Frieden zu stiften habe, nun Streit entfachen? Soll ich, der ich über das vierte Gebot zu predigen habe: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß Du lange lebest auf Erden, die Kinder gegen die Eltern aufwiegeln? Nimmermehr! Gehen Sie in dieser Sache Ihren eigenen Weg, lieber Ernst. Ich will Sie nicht hindern. Dasselbe darf ich von Ihrem Oheim sagen, der Sie für einen ehrlichen und vernünftigen jungen Mann hält."

„Aber die Lage dort ist ja entsetzlich!" rief Ernst aus.

„Und wodurch ist sie entsetzlich?" fragte der Pfarrer. „Einzig und allein durch den Baron. Hat Ihr Oheim ihm nicht vor seiner Abreise die schönsten Anerbietungen in der liebevollsten Art gemacht? Hat er nicht echt brüderlich gehandelt? Aber der zähe

Freiherr wies den Schwager, den er nicht anerkennt, kalt und starr zurück. Als ihn dann die Noth drängte, hat er voll von Illusionen, wie er ist, die Rettung bei Rittern und Fürsten gesucht, die ihn laufen ließen. Ist eine Heilung möglich, so bringt sie das Leben hervor. Hier muß er beugen oder brechen. Gebeugt hat er sich nicht, also mag der Bruch erfolgen. Dann kommt wieder ein Moment der Rettung."

„Aber bedenken Sie seine Frau und seine Kinder!" rief Ernst mit verzweifelter Miene. „Sie leiden ja Hunger und Noth!"

In demselben Augenblicke hörte man ein Geräusch vor dem Hause. Eine Menschengruppe brachte aus der gegenüberliegenden Kirche, wo der Vicar grade das Hauptamt abhielt, eine ohnmächtige Gestalt nach dem Pfarrhause. Ernst entfärbte sich, denn es war Niemand anders als Felicitas. Felix, Fortunat und Prosper standen mit bleichen Gesichtern, in denen sich der Schrecken mit dem Mangel einte, der armen Schwester bei. Das Mädchen wurde rasch in das Zimmer gebracht und auf das Sopha gebettet. Die Haushälterin holte Wein und Essig. Man rieb die Füße der Ohnmächtigen. Ernst kniete mit verzweiflungsvollen Lauten am Boden und suchte die starren Hände zu erwärmen. Endlich konnte er sich nicht mehr halten. Er bedeckte ihr bleiches Antlitz mit Küssen und gab ihr die süßesten liebsten Namen. Da schlug sie wieder die Augen auf, selig lächelnd, daß sie den Geliebten erblickte. Es war ein Moment wie damals, wo er sie aus dem Wasser geholt hatte.

„Wir haben uns wieder!" rief der junge Mann voll Entzücken aus.

„Liebst Du mich denn noch?" fragte Felicitas.

„In Ewigkeit!" jauchzte Ernst.

Aber der Pfarrer wollte solche Erklärungen in seinem Hause nicht zugeben. Er bat den jungen Mann dringend, das Zimmer zu verlassen, was derselbe auch unwillig genug that, indem er sich in die anliegende Stube begab. Dann schickte der Geistliche die Brüder, welche sich erst stärken mußten, nach Hause, um dort zu melden, was vorgefallen war, indem er hinzufügte, daß er Felicitas selbst heim bringen würde.

Als der alte Herr sich mit dem Mädchen, von dessen Gestalt und Antlitz übrigens die frühere Frische ganz vergangen war, allein befand, begann eine weitläufige Beichte, in welcher sie ihm die trostlosen Zustände im Schlosse eindringlich schilderte. Wahrhaftig, es hatte ihr nicht an Bedrängnissen gefehlt. Dieselben waren sogar nicht die geringste Ursache an der Ohnmacht, die sie in der Kirche befiel. So sehr sie aber auch die Sorgen der Eltern bedauerte, den größten Kummer hatte ihr doch der Glaube bereitet, daß Ernst ihrer nicht mehr zu gedenken schien. Ernst aber stand lauschend vor der Thür. Er hörte ihre kindlichen, naiven Aeußerungen und schwor ihr mit jauchzendem Herzen unverbrüchliche Treue. Als er genug wußte, schlich er sich von dannen, um vorläufig wenigstens der drängenden Noth ein Ziel zu setzen. Der Pfarrer aber brachte am Nachmittag das Mädchen, das er erst noch bei sich zu Tische behalten hatte, nach dem Schlosse.

So kam denn doch wieder Jemand in das alte Nest, dem ein Stern der Hoffnung aufgegangen war. Denn während die Bewohner der Burg sich all' ihren traurigen, verdrießlichen Stimmungen überließen, zuckte ein neues Leben auf in dem jungen, so leicht zur Fröhlichkeit gestimmten Gemüthe des liebenswürdigen Kindes. Nun wußte sie doch einmal wieder, woran sie lange gezweifelt hatte, daß Ernst sie noch immer liebe. Er hatte es auf's Neue gesagt, es hatte in seinen Augen geleuchtet und in seinen Küssen gebrannt. Merkwürdiger Weise machte ihr auch der Vater diesmal keinen Vorwurf, denn die Brüder hatten ihm nichts von Ernst's Anwesenheit im Pfarrhause mitgetheilt, um den ohnedies gebeugten und gereizten Mann nicht noch mehr zu erzürnen. Sie konnte sich also ganz ihren seligen Träumen überlassen und lauschte des Abends im Familienkreise nicht einmal der erneuten Vorlesung der „Herzogstochter von Lützelburg" und den Schicksalen des alten armen Ritters, aus denen die Schloßbewohner sich Muth und Trost holen wollten. Mit einem Gefühle seliger Befriedigung ging sie auch in ihr stilles Thurmkämmerlein, um sich zur Ruhe zu legen. So kalt es war, so öffnete sie doch noch das Fenster und schaute empor in den prächtigen Sternenhimmel der blitzenden Winternacht. Da hörte sie in der Nähe singen. Der Ton scholl von der Stelle, wo einst die Pappel über den Teich lag. Es war ihr Lieblingslied:

„Mein Herz ist so leicht und so froh und frank,
Nie hat mir so hell das Leben gelacht."

Das war offenbar die Stimme Ernst's, der ohne Zweifel Licht in ihrem Fenster bemerkt hatte. Sie aber antwortete:

„Ich trage den Himmel in meiner Brust,
Sei gegrüßt du schöne Liebeszeit."

Da löste sich aus dem Wald eine Gestalt, die über den Schnee und den dichtgefrorenen Teich glitt und dem Thurme, in dem sie ihr Schlafzimmer hatte, zueilte. Ja, es war Ernst. Er flüsterte ihr hinauf, daß er unten am Thurme etwas hingestellt habe, sie solle es morgen holen. Der Korb sei für Alle, oben drauf aber liege ein Brief für sie, den sie Niemand zeigen dürfe. Ueber diesem Flüstern wurde ein Hund unruhig, und fing mächtig an zu bellen. Ernst entfloh so rasch wie er gekommen war. Felicitas aber schloß fast die ganze Nacht kein Auge.

Am andern Morgen, als es Tag war, verließ sie vor allen andern das Haus und fand unten an ihrem Thurm einen Korb, dessen Deckel sie aufhob, um den obenliegenden Brief zu erhaschen und ihn in ihrem Busen zu verstecken; dann hob sie die schwere Last auf und trug sie die Treppe hinauf nach der Imbißkammer.

Dort hatten die Eltern mit den Söhnen in ernstem Gespräch gesessen und sich berathen, ob sie sich in der gegenwärtigen Noth nicht doch am besten an die Güte des versöhnten Herrn Reimbold wenden sollten. Die Baronin zeigte bei dieser Gelegenheit, daß sie große Lust hatte, sich von ihren bisherigen aristokratischen Ansichten zu trennen. Der alte Herr aber konnte sich noch immer nicht zu einem solchen Schritte entschließen, der, wenn er auch nützlich war, doch nicht adlig genannt werden durfte. Gleichwohl war er in einem innerlichen Kampfe begriffen. Da trat Felicitas ein, die alle Mühe hatte, den schweren Korb fortzuschleppen.

„Was bringst Du, Kind?" fragte die Mutter.

„Einen Korb," sagte die Tochter, „den ich diesen Morgen vom Fenster aus unten an meinem Thurm stehen sah."

Alle fielen darüber her. Und welche erstaunten Gesichter gab es erst, als der Inhalt sich entwickelte! Zwischen dem Geflecht lagen ein Hahn, Hühner, Würste, ein Schinken, Brot, Kaffee, Reis, Zucker und noch sonstige Eßwaaren neben Flaschen, die mit altem starkem Wein gefüllt waren. Der Vorrath konnte reichlich für eine ganze Woche dienen. Seit langer Zeit fingen die Augen der Anwesenden wieder einmal an zu strahlen, seit langer Zeit stellte sich wieder zum erstenmal ein Gefühl von Behaglichkeit und Zufriedenheit ein. Während des Auspackens riethen die Söhne hin und her über den wahrscheinlichen Spender der Gaben. Als aber der Korb ganz und gar geleert war, fand sich auf dem Boden ein Zettel mit den geheimnißvollen Worten: „Der Herzogstochter von Lützelburg Glück zur baldigen Erlösung! Die Gabe wiederholt sich alle acht Tage, wenn der Vorwitz das Siegel des Geheimnisses nicht zu lösen trachtet!"

Der Baron war starr vor Staunen. Sein alter Wunderglauben tauchte wieder lebendig auf. Wie seltsam spielte sogar der Zufall, da sie erst gestern Abend die Geschichte aufs Neue gelesen hatten. Gleichwohl fragte er die Kinder aus, ob sie andern Leuten davon gesprochen hätten. Felicitas wurde noch besonders zur Rede gestellt. Sie verleugnete aber standhaft die Mittheilung ihres Traumes. So wollte er denn auch nichts davon wissen, daß der Pastor die Gaben geschickt habe. An Herrn Reimbold, der in der Ferne war, und an Ernst Bracht, der sich so feindlich gegen die Familie gestellt hatte, wurde gar nicht gedacht. Der alte Herr bildete sich deshalb wieder steif und fest ein, daß nächstens ein Fürst erscheinen und Felicitas als seine Tochter holen, und daß er selbst dann wieder reich, angesehen und mit Aemtern belohnt werden würde. Und so lehnte er die erneute Anfrage seiner Gemahlin, ob sie nicht dennoch die Güte des Herrn Reimbold in Anspruch nehmen sollten, entschieden ab.

Traten nun auf einmal bessere Zeiten für die freiherrliche Familie ein, so begannen für Felicitas wahrhaft goldene Tage. Ernst hatte ihr in dem Briefe sein ganzes Herz ausgeschüttet. Und es war ein reiches, heißes, gutes Herz, das ihr in Glanz und Reichthum, wie in Leid und Armuth zugethan blieb und das, wie die Zeiten auch gehen würden, ihren Besitz als Zweck und Ziel des Daseins ansehe. Er gab ihr zugleich einen hohlen Baum in der Lindenallee an, wo sie ihre Antwort verbergen solle, damit er sie sicher finde. Auf diesem Wege entspann sich nun ein heimlicher Briefwechsel. Es verging fast kein Tag, wo nicht Billette in das Loch der Linde wanderten, und daraus geholt wurden. Zugleich war aber auch wieder der Mangel aus dem Schlosse geschwunden, denn der Korb füllte sich durch unsichtbare Hände

alle Sonntage an der bewußten Stelle. Es durfte dabei nach des abergläubischen Barons Befehl kein einziges Auge den Bringer zu entdecken suchen. So entschwanden die zwei letzten Wintermonate, die so überaus kalt und hart waren, daß der Frost fast nicht aufhörte, zwar in Spannung, aber unverhältnißmäßig heiterer, wie die letzte Zeit des verflossenen Jahres.

Am ersten März aber war der unselige Tag, wo Peter Butz wieder auf dem Schlosse erscheinen sollte. Und der schlaue Gläubiger ließ nicht auf sich warten. Er führte sich wieder in jener Weise bei dem Baron ein, die wir bereits kennen. Erst zahm wie ein Ohrwurm, fiel er bald in einen lamentablen Ton, daß der alte Herr ihm das Geld nicht geben könne, und daß er ein ruinirter Mann sei, und endlich hatte er neue Vermittlungsvorschläge, die diesmal aber auf nichts anderes hinausgingen, als daß er dem Baron Zeit geben wollte bis Ende Mai. Würde aber alsdann die Zahlung von 1500 Thalern nicht geleistet, so sollte das Schloß mitsammt den Mobilien ohne Weiteres an den wucherischen Wirth abgeliefert werden. In diesem Punkte hatte er sich aber bei dem Schloßherrn, den er um die Finger wickeln zu können glaubte, verrechnet, denn derselbe konnte den Gedanken, sich von seinem Familiensitze zu trennen, ebenso wenig fassen, wie den Verlust seines Adels. Kurz, er wies den Wucherer, der seinerseits an einen Verdienst von wenigstens 4000 Thalern dachte, wenn er das Schloß an Ernst verkaufte, mit barschen Worten ab, und als derselbe gar mit Gericht und Verurtheilung drohte, warf er ihn mit seinem alten feudalistischen Hochmuth aus der Thür.

Als Peter Butz sich aber in seinen Erwartungen getäuscht sah, kam eine entsetzliche Wuth über ihn. Da er nun auch wirklich der Mann war, zum Aeußersten zu schreiten, so lief er spornstreichs zum Richter, um den Proceß gegen den Baron einzuleiten. Alle Versuche, den heftigen Mann zu gelinderen Maßregeln zu bestimmen, scheiterten an dessen Hartnäckigkeit. Der Richter, welcher den Schuldschein richtig befand, sah sich zuletzt gezwungen, seinen Spruch zu thun und einen Verhaftsbefehl gegen den nicht erschienenen Beklagten auszustellen und einen Termin für den Verkauf des Gutes festzusetzen, wenn die bewußte Summe nicht erlegt würde. Die Sache war bald ruchbar zu Bullenau. Sie kam auch an den Baron, der sich mit der größten Energie äußerte, er würde sich mit den Seinigen auf Tod und Leben wehren, und lieber eines ehrlichen Todes bei der Vertheidigung des Schlosses sterben, ehe er sich dem niedrigen betrügerischen Wirth ergebe. Ein neuer Schrecken ging durch das Schloß: Felicitas aber theilte die Lage der Dinge ihrem Geliebten mit, der ihr in einer raschen Antwort Vorschläge über ihr Benehmen zukommen ließ. Ernst war auch jetzt noch einmal zu dem Pfarrer gegangen und hatte ihm von einer Bürgschaft, die er stellen wollte, gesprochen. Aber der geistliche Herr war ihm wieder mit so triftigen Gründen entgegengetreten, daß der junge Mann sich in den Willen desselben ergab.

So kam denn der verhängnißvolle Tag, an dem die Verhaftung des Barons vor sich gehen sollte. Der alte Herr aber, der von dem bevorstehenden Ereigniß Kunde erhalten hatte, war nicht müßig gewesen. Das Schloß befand sich im Vertheidigungszustand. Die Zugbrücke am Weiher, die in den letzten Zeiten stets niedergelassen hing, war frei vom Frost, und er hatte nicht versäumt, sie mit seinen Söhnen in die Höhe zu ziehen. Außerdem waren von ihm und seinen Sprossen die in der Stadt gekauften Gewehre eingeschossen worden. Es befand sich noch Pulver aus früherer Zeit im Schlosse. Kugeln wurden aus dem Blei der alten Söllerfenster gegossen und lagen in blanker Fülle vor ihnen. Ueberdies hatte man den Versuch gemacht, die Thür zu verrammeln und die Fenster gewählt, aus denen man im Nothfalle auf die Eindringlinge schießen könne. Es ging auf Tod und Leben. Man war auf ein mächtiges Blutvergießen gerüstet und gefaßt.

Als der zornmüthige Peter Butz mit den Gerichtsdienern in der Lindenallee erschien, knallten einige Schüsse aus der Burg, die den Willen der Schloßbewohner, sich mit aller Anstrengung zu vertheidigen, anzeigen sollten. Gleichwohl nahten die Ankommenden dem Graben, dessen Zugbrücke sie aufgezogen fanden. Sie stellten eine Forderung um Einlaß, wurden aber von dem Baron mit der entschiedenen Antwort abgewiesen, daß er seine Freiheit nur mit dem Leben lassen würde. Was war da zu thun? Butz zog sich nach einer kurzen Unterredung mit den Gerichtsdienern zurück, aber um schon an demselben Nachmittag mit einigen Landreitern

und einem Trupp Bauern, die allerlei Geräthschaften trugen, zurückzukehren. Die Aufforderung wurde nochmals wiederholt und in gleicher ablehnender Weise beantwortet. Da blieb denn nichts anderes übrig, als den hartnäckigen Schuldner mit Gewalt zu ergreifen. Butz hielt eine tapfere und feurige Rede, in welcher er aus einander setzte, daß er den Räuber fangen müsse und wenn es ihn noch einmal so viel Geld koste, als die Summe, um die er betrogen worden sei. Zugleich ließ er es nicht an Branntwein fehlen, um die Häupter des Belagerungsheeres in eine möglichst tapfere Stimmung zu versetzen.

Und so begann die regelmäßige Bestürmung, welche ein Landreiter leitete. Da es vor allen Dingen nöthig war, den Graben zu überschreiten, so wurden die Bauern angewiesen, die langen Balken, welche sie mitgebracht hatten, über den Weiher zu schieben, um auf diese Weise eine Brücke oder ein Floß zu schaffen. Zugleich versuchten die Soldaten vermittelst scharfer Schüsse die Kette der Zugbrücke zu sprengen, was aber nicht gelingen wollte. Da nun der Baron sah, daß die Sache wirklich ernst wurde, so wollte er den mit diesen Arbeiten beschäftigten Leuten zwar den Beweis liefern, daß er sowohl wie seine Söhne zu treffen wüßten, daß er aber auch geneigt sei, sie zu schonen, wenn sie nicht das Aeußerste wagten. Er heischte deshalb seiner kleinen heiligen Schaar, neben die Leute in's Wasser zu schießen. Acht Schüsse donnerten plötzlich in das Thal, an dessen Hügelwänden das Echo laut und mächtig wiederklang. Um die Arbeitenden aber warf das Wasser plötzlich Wellen von den hineinzischenden Kugeln. Also war es dem alten Manne doch Ernst! Das hatten die Leute nicht erwartet. Die Belagerer schreckten in der That eine Weile zurück und versteckten sich hinter die Bäume, die in der Runde standen. Peter Butz war der Erste, dem das Herz in die Hosen sank. Mit blassen Mienen rief er aus: „Da habt Ihr's! Der alte Baron ist nicht allein ein Räuber, er ist auch ein Mörder. Gott steh uns bei! Er muß an den Galgen!“ Nun wollte keiner mehr heran. Selbst den Landreitern verging der Muth. Unterdessen aber hatte ein junger keder Bursche, der Peter Butz und seine Getreuen als Freiwilliger begleitete, von Schilf und Gestrüpp verborgen, einen Kübel in den Teich gebracht und ungesehen von den Kämpfern im Schlosse die Tiefe überrudert. Dann war er am jenseitigen Ufer hinaufgeklettert, hatte sich wie eine Katze geheimer Weise an die Kette der Zugbrücke geschlichen und dieselbe gelöst, so daß sie plötzlich rasselnd niederstürzte. Ein Jauchzen der Belagerer erklang, denn sie meinten die Veste sei jetzt genommen.

Und sie war auch so gut wie in den Händen des Feindes, denn als der Baron und seine Söhne nach dem Schreckschuß wieder laden wollten, bemerkten sie zu ihrer nicht geringen Verwunderung, daß ihnen das Pulver ausgegangen war. Und doch hatten sie ihre Flinten noch ganz gut versorgt, nachdem am Morgen Peter Butz mit den Gerichtsdienern erschienen und wieder seinen Abzug gehalten hatte! Es erinnerte sich sogar ein Jeder, daß am Morgen sein Pulverhorn noch gefüllt war. Der Baron schritt nun voller Verdruß dazu, die Krüge zu suchen, in denen er den übrigen Pulvervorrath aufbewahrte. Aber auch diese waren nicht mehr vorhanden. Bei Gott, das schien nicht mit rechten Dingen zugegangen zu sein! Jedoch wer hatte jetzt Zeit, die Sache zu ergründen! Schwerlich wäre auch ihnen der Gedanke gekommen, daß Felicitas auf den Rath, den Ernst ihr im letzten Briefe gab, die gewaltigen Streiter kampfunfähig gemacht habe, indem sie die Krüge in's Wasser warf und die Pulverhörner aus dem Fenster leerte. So war guter Rath theuer. Indeß der Baron wußte einen Ausweg. Er bewaffnete sich und seine Söhne mit den Schwertern, Helmen und Panzern des Rittersaales und ermuthigte seine Kämpen zum männlichen Zweikampf, wobei er es an Fluchen und Beschwören nicht fehlen ließ. Als die Rüstung beendet war, rief er zum Fenster hinaus: „Heran Ihr Schurken. Schießen können wir nicht mehr, weil wir kein Pulver haben. Aber Ihr sollt die Schärfe unserer Schwerter erproben!“

Der Feind war, nachdem er keine Kugeln mehr pfeifen hörte, aus seinen Schlupfwinkeln hervorgetreten. Auf die Einladung des Barons antwortete er mit einem lauten Gelächter, zumal die behelmten Häupter und die langen rostigen Schwerter sich an den Fenstern in der That ziemlich komisch ausnahmen. Vorläufig war die Brücke passirt und der Garten des Barons ohne Blutvergießen genommen. Die Belagerer schöpften daraus die gerechte Hoffnung, daß sie auch

ohne Blutvergießen Herren und Meister der Burg werden würden. Peter Butz, der sich als Familienvater bei dem Knallen der Gewehre am sichersten zu schützen gesucht hatte, aber sehr gut wußte, daß alle rostigen Degen in der Weite keinen Schaden thun, begann auf's Neue die Landreiter und Bauern zu frischen Heldenthaten anzuspornen, zumal da der Sieg der großen Schaar gegen einen alten Mann und drei Knaben ganz unzweifelhaft erschien. Außer den Waffen der Soldaten sollten jetzt auch die Heugabeln, Aexte und Sensen zum Streit gebraucht werden.

Und so wurde denn, nachdem man durch die Umfassungsmauern gedrungen war, ein Angriff auf die große Treppe unternommen. Die kühnen Angreifer kletterten mit dem Muth der Verzweiflung die unbestrittenen Stufen hinan und begannen schon an der verrammelten Thür zu rütteln, als sich hinter ihnen ein entsetzliches „Halt“ hören ließ. Alle glaubten sich im Rücken angefallen und wandten erwartungsvoll die Häupter, um den gewaltigen Rufer zu erblicken. Dieser war aber niemand anders als Ernst Bracht mit einigen zerlumpten armen Bauern, bei deren Anblick Herr Peter Butz sich entfärbte. Der junge Mann rief dem Wirth zum blauen Trompeter gebieterisch, er möge näher treten, was dieser auch auf der Stelle that. Die Stürmenden ruhten. Ernst und Butz traten bei Seite und der Erstere sagte dem Letzteren: er habe die Beweise, daß er ein Wucherer sei, in den Händen, die Zeugen befänden sich bei ihm. Der Wirth möge auf der Stelle von der Verhaftung des Barons abstehen, oder Ernst würde die gerichtliche Verfolgung gegen seine Vergehen veranlassen, die ihm jedenfalls mehr Schaden thun würde, als ihm sein jetziges Unternehmen Nutzen bringe. Der Wucherer, der bei dieser Erörterung wie ein Espenlaub zitterte, war auf der Stelle bereit, Folge zu leisten. Er erklärte dem Gerichtsdiener und den Landreitern laut, sein Recht auf anderem Wege suchen zu wollen. Alle waren zufrieden, mit heiler Haut abzuziehen, was sie auch auf der Stelle zur Ausführung brachten. Keiner aber war mehr verwundert über die plötzliche Beendigung der Belagerung, wie der mit seinen Söhnen bis auf die Zähne gewaffnete Baron.

Zwölftes Capitel. (Schluß.)

Den Bewohnern des Schlosses schien die Ruhe, welche dieser heftigen Scene folgte, fast räthselhaft. Peter Butz, die Landreiter, die Bauern und Ernst Bracht waren verschwunden, ohne daß man weiter von ihnen hörte. Ja, es ließ sich außer dem Gerichtsdiener, der aber jedesmal von den Söhnen abgewiesen wurde, kein Feind sehen, trotzdem die Ketten der Zugbrücke, welche von dem heftigen Falle derselben bei der Belagerung zerschmettert worden war, nicht mehr geflickt wurden. Es durfte jetzt Jedermann ungestört das Eigenthum des Barons betreten, und doch fiel es keinem Menschen ein, seinen Fuß hineinzusetzen. Da überdies die wöchentliche Füllung des Korbes für die Herzogstochter von Lützelburg vor sich ging, so konnte auch die Begierde der Speise und des Trankes gestillt werden. Man lebte in der That fast so ruhig und heiter wie im Märchen. Schier wollte es scheinen, als wäre die Zeit der Wunder doch noch nicht ganz vorüber. Nur einmal wurde der Baron aus dem behaglichen Gefühle, dem er sich hinzugeben begann, geweckt. Und das war an dem Tage, wo seine Söhne ihm eines Morgens die Nachricht brachten, daß an der Schloßthür ein verfängliches Papier hinge. Er ging hinaus und las, daß das Haus Bullenheim auf Antrag des Peter Butz in Bullenau am 15. Mai gerichtlich versteigert werde. Da wurde es aber doch dem Baron plötzlich grün und gelb und blau vor den Augen.

Der Grund, warum der Besitzer durch diese Thatsache so überaus überrascht wurde, lag hauptsächlich in dem Umstande, daß er alle gerichtlichen Ladungen unberücksichtigt gelassen und keinen einzigen Termin besucht hatte, bei welchen Gelegenheiten er denn allerdings wohl klar über die Lage seiner Verhältnisse hätte werden können. In gleicher Weise war auch der Gerichtsdiener jedes Mal von ihm abgewiesen worden, denn er wollte weder auf dessen Wort hören, noch die Papiere, welche derselbe brachte, in Empfang nehmen. Und dies geschah nicht etwa aus bösem Willen, sondern weil der alte Herr des guten Glaubens lebte, ein Edelmann stehe heutzutage grade so wie in alten Zeiten unter einer exceptionellen Gerichtsbarkeit und es sei nicht allein eine Anmaßung, sondern auch ein unverzeihlicher Irrthum, daß der Richter sich erlaube, ihn

vor die Schranken zu rufen. Mitunter kam ihm sogar der Gedanke, daß die Leute, welche ihm so oft Aufträge und Acten brachten, nur ihren Possen mit ihm trieben. Da er auch nach der Lesung der Verkaufsanzeige bald wieder von diesen Ansichten erfaßt wurde, so begann er sich zu beruhigen. Aber auch gesetzt den Fall, es könne ihm in der That etwas Unangenehmes begegnen, hatte er in der letzten Zeit doch wieder so viele seltsame an das Wunder streifende Erlebnisse durchgemacht, daß er auch diesmal in vollem Gottvertrauen darauf baute, es werde in der Stunde der Noth irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß eintreten, welches alle Wirren seiner verdrießlichen Angelegenheiten lösen müsse.

Und so ließ er denn den 15. Mai mit einer seltenen Geistesruhe herankommen. Seine Gemahlin und seine Söhne theilten aber keineswegs dieselben Gefühle. Sie ahnten nicht allein, daß der Schiffbruch bevorstehe, sie waren auch voller Sorge über den Zustand des Schloßherrn, über den eine ungewöhnliche Abspannung und Erschlaffung kam, so daß sie für seine Gesundheit fürchteten. In der letzten Zeit hatte die Baronin noch mehrere Mal das Gespräch auf die Anerbietungen des Herrn Reimbold gebracht, und bei diesen Gelegenheiten wagten es sogar die Söhne, sich den Wünschen der Mutter anzuschließen und dem Vater vorzustellen, daß sie gern bereit wären, sich in der weiten Welt ein ehrliches Unterkommen zu suchen, damit sie sich einst im Stande befänden, den alten Eltern beizustehen. Aber er lehnte solche Anerbietungen regelmäßig ab, nur mit dem Unterschiede, daß er seine alte Heftigkeit verloren hatte, und daß er jetzt stets in milder Weise seinen Bescheid ertheilte. Die Seinigen konnten natürlich seine Sorglosigkeit in dem gefährlichsten Zeitpunkte nicht begreifen. In der That lag auch ein seltsamer Unterschied in den gramvollen Gesichtern der Frau und der Kinder und dem fast lächelnden Ausdruck des alten Mannes. Nur Felicitas theilte seine Stimmung. Sie sah wieder frischblühend und jugendlich heiter aus. Bald ging sie träumend, als erblickte sie im Geiste eine selige Zukunft, bald ging sie singend:

„Mein Herz ist so leicht und so froh und so frank,"

durch das Haus. Sie wußte aber, was sie wußte. Und der alte Herr betrachtete das lustige Kind oft mit zufriedenen Augen. Es war, als ob er aus ihrer fröhlichen Erscheinung Beruhigung schöpfe.

Der Frühling war unterdessen in wunderbarer Frische, Fülle und Schönheit über das Land gekommen. Das Thal lag in grüner schimmernder Helligkeit. Die Wiesen standen voller Blumen. Um das alte Schloß blühten die Obstbäume. Die Vögel schmetterten von allen Zweigen. Es war als sollte hier ein Auferstehungsfest gefeiert werden. Man konnte sich aber keinen lichtern Tag denken, als jenen, der für die freiherrliche Familie der dunkelste werden sollte. Was hörten und sahen denn auch von all dem süßen schwellenden überströmenden Maijubel die Schloßbewohner, als sie von allen Seiten am Morgen die Leute der Gegend ihrem Stammsitz entgegen wandern sahen! Ein solcher Verkaufstag ist nämlich auf dem Lande eine Art von Fest, an dem ein Jeder sich zur Theilnahme herandrängt. Die Einen werden von der Neugierde getrieben, die in diesem Falle um so größer war, als sie ein altes, seit Urzeiten im Lande ansässiges Haus in Trümmer gehen sehen wollten, und als sie in der letzten Zeit auch allerlei Wunderdinge über die Vorfälle zu Bullenheim gehört hatten; die Andern aber glauben bei solchen Gelegenheiten einen wohlfeilen Kauf zu thun, was hier um so mehr zu erwarten stand, als das Schloß eine Menge von alten Geräthen barg, die der Wohlhabende nicht sucht, die aber dem schlichten Landmanne noch manchen Dienst leisten können. Und so kamen denn ganze Schaaren von Bauern aus den umliegenden Dörfern und Gehöften, welche sammt und sonders den Weg durch die neu ergrünte Lindenallee einschlugen und über die sonst so wohl versorgte, seit der Belagerung aber herabgelassene Brücke eintraten.

Der Raum innerhalb der Umfassungsmauern war bald ganz schwarz von Menschen, die sich hier und dort den alten Prassel, der umherlag, anschauten. In das Schloß wagte keiner einzudringen. Von einem so kühnen Versuch hielt auch die Keckſten diesmal ein Gefühl alter Achtung vor dem sonst braven und menschenfreundlichen Besitzer und das Mitleid mit dem Unglück ab. Erst als die Herren vom Gericht erschienen und erbarmungslos graden Weges die Treppe erstiegen, ging die Menge nach. Die ganze Schaar drängte sich in den Rittersaal, wo der Baron mit den Seinigen den Richter,

den Notar, die Schreiber, Amtsdiener und Landreiter empfing. Peter Butz, der leider seinen Handel mit Ernst Bracht vereitelt sah, schloß sich mit seinem schlauen aber augenblicklich durchaus nicht freudigen Gesichte an. Zugleich wurde dem Schloßherrn ein Act vorgelesen, aus dem hervorging, daß das Gut auf den Schuldschein des Anklägers Peter Butz zum Verkauf ausgestellt werde und daß das Gericht zu dieser Entscheidung übergegangen wäre, weil der Baron keiner einzigen gerichtlichen Vorladung Folge geleistet und auch sonst keinen Einspruch erhoben habe. Der alte Herr hörte der Vorlesung schweigend und sogar theilnahmlos zu. Und so konnte denn der Verkauf vor sich gehen.

Das Schloß mit dem umgebenden Garten sowie mit seinen sämmtlichen Geräthen wurde jetzt im Ganzen ausgesetzt zu sechstausend Thalern. Peter Butz, der sich mit lauernden Blicken umsah und zu seiner Freude bemerkte, daß keiner der Anwesenden im Stande war, ihm den Besitz streitig zu machen, that das erste Gebot zu tausend Thalern. Es blieb lange still. Der Ausrufer erhob seine Klingel und rief, ob Niemand besser biete? Butz schleuderte unheimliche Blicke durch die Versammlung; er dachte wieder an den Handel mit dem jungen Herrn. Die Frage, mit der Klingel begleitet, wurde wiederholt. Da trat der Pastor durch die offene Thür. „Tausend ist geboten," scholl es ihm entgegen, „Niemand besser?" Der Geistliche rief: „Zweitausend." Dasselbe Verfahren wiederholte sich. Endlich tönte die Klingel zweimal. Da rief Butz wüthend: „Zweitausend einhundert!" Jetzt erschien Ernst Bracht und erhöhte die Summe gleich auf Viertausend. Der Wirth wurde kreideweiß und setzte sich wüthend nieder. Gleichwohl fügte er noch Hundert hinzu. Aber kaum hatte er die Zahl ausgesprochen, da vernahm er aus dem Munde des Herrn Reimbold, der in den Saal drängte: „Sechstausend Thaler!" Gleich hinter ihm folgte ein schlanker fremder Herr mit einer eleganten tiefverschleierten Dame und zwei schönen frischen Knaben. Sein Gebot lautete auf zehntausend Thaler. Hatten schon die früheren Summen die Leute veranlaßt, ihre Köpfe zu den neu Erschienenen umzuwenden, so war dies jetzt noch mehr der Fall. Zugleich ging ein lautes Murmeln durch das Gemach. Der Preis erschien nach den höchsten Schätzungen um die Hälfte zu hoch. Des Fragens war kein Ziel und Ende; aber keiner vermochte dem Nachbar Aufschluß über die Leute zu geben. Unterdeß verfolgte der Ausrufer mechanisch sein Geschläft. Er klingelte und fragte: „Niemand besser?" Er klingelte zweimal und wiederholte die Frage nach einem höheren Gebot. Endlich klingelte er dreimal: das Schloß war zugeschlagen.

Der Notar fragte nach dem Namen des Käufers. Der Fremde trat vor und sprach: „Der neue Eigenthümer ist der Baron Florentinus von Bullenheim zu Bullenau. Dann schritt er auf Felicitas zu, die er an das Herz drückte. Das überraschte Mädchen, das nicht wußte, wie es sich die Sache deuten sollte, ließ es ruhig geschehen. Die fremde Dame entschleierte sich und lachte und weinte vor Freude, als sie gleichfalls das schöne reizende Geschöpf umarmte und es mit tausend Küssen und Schmeichelworten liebkoste. Der Pastor, Herr Reimbold und Ernst umstanden die Scene in stiller Rührung. Die Herren vom Gericht verharrten in staunendem Schweigen. Das Gesicht des alten Barons spannte sich in ängstlicher Erwartung. Seine Frau zitterte, und seine Söhne begriffen nichts von der Scene. Das Volk im Kreise verhielt sich still wie in der Kirche.

„Lassen Sie mich Ihnen die Lösung des Räthsels geben!" sprach dann der Fremde zu dem Richter und Notar. „Dieses Mädchen ist meine Tochter. Ich habe sie dem Herrn Baron zur Erziehung anvertraut. Er hat das Kind wie sein eigenes gehalten und geheißen. Dafür schulde ich ihm mehr als den Preis, den ich für das Schloß bot. Ich werde mich mit dem alten Herrn abzufinden wissen. Hier aber deponire ich die Summe," sprach er, indem er das Geld in Papieren überreichte. „Zahlen Sie die Schuld, die auf dem Gute lastet und händigen Sie den Rest dem Eigenthümer ein."

Alle diese Worte konnten die allgemeine Ueberraschung nur steigern.

Der Fremde aber fuhr, auf den Baron zutretend, fort: „Ihnen aber, verehrter würdiger Mann, lassen Sie mich meinen unaussprechlichen Dank sagen."

Er wollte den Baron umarmen. Dieser aber stürzte unter der Last der Eindrücke zusammen, indem er noch stotterte: „Die Herzogstochter von Lützelburg." Er lag sprachlos mit stieren Augen am Boden.

Auf die ungewöhnliche Freude, die der ganze Kreis, außer Peter Butz, theilte, folgte ein jäher Schrecken. Vor allen Din-

gen galt es, dem armen Kranken, den die Freude niedergeschmettert hatte, Beistand angedeihen zu lassen. Er wurde zu Bett gebracht. Man rieb ihn mit Wein und kostbaren Essenzen, mit denen die fremde Dame aushalf, und brachte ihn allmälig in's Leben zurück. Da ihm aber die Sprache noch immer versagte, so wurde ein geschickter Arzt herbeigeholt, der ihn mit der größten Umsicht und Sorgfalt pflegte, während ihm Herr Reimbold Alles in das Haus schickte, was zu seinem Behagen und seiner Belebung diente.

Die plötzliche Unterbrechung, welche die Erklärungen des Fremden durch den Unfall des Barons erlitten, schickte sowohl die Herren vom Gericht wie die Leute der Umgegend mit einem halbgelösten Räthsel nach Hause. Die gänzliche Klarheit desselben ließ aber nicht lange auf sich warten. Der Vater der Felicitas war nämlich niemand anders, als Adolf, der verschollene Sohn des Herrn Reimbold mit seiner Frau und seinen Söhnen, von dem wir bereits wissen, daß er als achtzehnjähriger Jüngling, gegen den Willen der Eltern, das hübsche Waisenkind entführte, mit welchem er auf- und davonging. Der jugendliche Trotzkopf, der sich geschworen hatte, aus eigener Kraft etwas zu werden, hielt sich zunächst fast ein Jahr lang in der Nähe des Vaters verborgen, ohne daß er Aussichten gehabt hätte, seine Pläne durchzusetzen. So gerieth er denn von Tag zu Tag in größere Bedrängnisse, als sich ihm plötzlich die Gelegenheit bot, eine kaufmännische Stelle in Ostindien zu erhalten. Nun aber kam seine Frau grade in Wochen, als sein Vertrag ihn abrief. Ohne sein Weib wollte er nicht in die Ferne, aber das Töchterchen, das auf der langen Seereise den schlimmsten Zufälligkeiten entgegengehen konnte, entschlossen sich die jungen und noch leichtfertigen Eltern im Lande zu lassen. Sie beriethen hin und her, bis sie zu dem Entschlusse kamen, das Kind vor dem Schlosse Bullenheim auszusetzen, wo, wie sie wußten, auch in der nächsten Zeit die Geburt eines Sohnes oder einer Tochter bevorstand. Die Wahl war um so gerechtfertigter, da sie den Baron und seine Gemahlin als ehrenhafte Leute kannten. Zudem war er ja auch der Oheim des jungen Reimbold. Und so geschah denn, was wir bereits wissen. Das junge Paar segelte darauf in das ferne Land, wo es noch mit mancherlei Hindernissen zu kämpfen hatte, bis es dem zähen und starrsinnigen Adolf erst in den letzten Jahren gelang, sich selbständig zu machen. Nun wurde aber auch in kurzer Zeit ein großes Vermögen erworben, und dann erst der Beschluß gefaßt, in die Heimath zurückzukehren, denn der junge Reimbold blieb seinem Schwure, nicht als Bettler heimzukommen, getreu. Seine Liegenschaften wurden zu Geld gemacht und so zog er mit seiner Frau, die sich in allen Bedrängnissen des Lebens als ein treues starkes Weib bewährt, und mit zwei schönen blühenden Knaben, die im fernen Lande das Licht der Welt erblickt hatten, in die Heimath.

Man kann sich die Freude des alten Vaters denken, der seinen Sohn für verloren hielt, weil der Trotzkopf ihm in seinen schlimmen Verhältnissen nicht schreiben wollte, und weil er, als es ihm endlich gut ging, die Zeit abzuwarten beschloß, wo er persönlich mit den Seinigen in Bullenau erscheinen könnte. Herr Reimbold war erst seit einigen Tagen wieder auf seinem Landsitz angekommen, als Adolf mit den Seinigen in einem großen eleganten Reisewagen vorfuhr. Der alte Herr dachte so wenig an ein solches Ereigniß, daß er aus dem kräftigen energischen Manne den störrischen Jüngling von früher kaum herauskennen konnte, als dieser ihm an der Brust lag und seinen Namen nannte. Dann aber war des Jubels und Jauchzens kein Ende. Als der erste Rausch vorübergezogen, fragte Adolf auch nach der ausgesetzten Tochter, die er beim Baron von Bullenheim zu finden glaubte. Da zerfloß der Alte erst in Thränen der Rührung, denn es hatte ihn immer so seltsam zu dem Mädchen hingezogen, in dem er fast verwandtschaftliches Blut vermuthete und in dem er jetzt seine Enkeltochter erkannte.

Fast waren sie schon im Begriff nach Bullenheim zu fahren, als man an den Verkauf dachte, der am nächsten Morgen dort stattfinden sollte. Herr Reimbold theilte dem Ankömmlinge die Geschichte der Schloßbewohner mit, und es wurde nun jener Plan entworfen, den der Pastor und Ernst, die auch an dem frohen Erkennungsfeste theilnahmen, zur Ausführung bringen halfen. Da wir diese Scene mit erlebt haben, so brauchen wir nur noch hinzuzufügen, daß Felicitas, nachdem man den alten kranken Baron versorgt wußte, im Triumph nach dem Landhause des Großvaters gebracht wurde, der

nicht müde wurde, die von Schönheit und Glück strahlende Enkelin zu kosen. Und welche Fülle von Liebe fand sie dann auch bei den lang vermißten Eltern, die sich an dem reizenden anmuthigen Mädchen nicht satt sehen konnten, und bei den frischen Brüdern, die erst jetzt der Freude, eine Schwester zu besitzen, theilhaftig wurden! Aber von allen pochte doch keinem das Herz so ungestüm selig, als wollte es graden Weg's in den Himmel fliegen, wie Ernst, der nunmehr ohne Hinderniß und Hemmniß die über alles Maß und Ziel geliebte Felicitas seine liebe holde süße Braut nennen durfte.

Im Uebermaß der Freude vergaßen die verständigen Männer aber auch nicht, dem wucherischen Peter Butz seine Strafe zukommen zu lassen. Er wurde zu dem Zwecke vor Herrn Reimbold, seinem Sohn Adolf, Ernst und dem Pfarrer auf das Landhaus beschieden, wo man ihm seine verderbliche Gier mit lebhaftem Tadel vorhielt. Herr Reimbold erklärte sich zwar einverstanden, ihm die tausend Thaler, auf welche sein Schuldschein laute, nicht zu verkürzen. Dafür mußte er sich aber anheischig machen, all den armen Leuten, die er durch übermäßige Zinsen betrogen und auf's Blut gequält hatte, ihr Eigenthum zurückzuerstatten. Für den Fall, daß er sich weigere, wurde ihm eine Anklage in Aussicht gestellt, die ihm nicht allein eine große Geldbuße, sondern auch einige Jahre Gefängniß auf den Hals laden konnte. Anfangs suchte sich der Schurke zwar mit Beschwörung seiner Unschuld herauszulügen. Als ihm aber eine Menge von Zeugen aufgeführt wurden, die bereit waren, seine Schuld zu beschwören und über deren Wahrhaftigkeit er sich nicht täuschen konnte, nahm er die Vorschläge an und bat um Gnade. Die Drohung, daß man ihm bei seinen künftigen Lebenswegen scharf auf die Finger sehen werde, erhielt er zum Schluß noch mit auf den Weg.

Dann aber machte die bei Reimbold versammelte Gesellschaft häufige Besuche auf dem Schlosse, wo zwar der alte Baron, dem es erst allmälig besser ging, das Bett hüten mußte, wo aber die Baronin mit ihren Söhnen von nun an die liebevollen Gäste stets in der freundlichsten Weise empfing. Freilich hatte ihr das Wohlwollen des alten Reimbold, trotz dem Eigensinn ihres Mannes, schon oft das Herz gerührt. Als sie aber von dem Pfarrer vernahm, wie viele Wohlthaten der gute Mann ihrem Hause im Geheimen gethan, da floß ihre Seele von Dankbarkeit über. Jetzt erst ergab es sich, daß der Pastor, der in das Geheimniß des Findelkindes eingeweiht war, Herrn Reimbold die Auffindung der Felicitas mitgetheilt und ihn von den zurückgehenden Verhältnissen der Schloßbewohner unterrichtet hatte, worauf von dem so schnöde behandelten Schwager dem Baron monatlich eine Summe von fünfzig Thalern in dem anonymen Briefe zugeschickt worden war. Auch daß er dem Schloßherrn vor Zeiten die Jagd und Fischerei stets in so freundlicher Weise freistellte, kam nunmehr in das rechte Licht. Nur durch die sich stets wiederholende Zähigkeit und den unleugbaren Eigensinn des Edelmannes war der brave Schwager endlich zu andern Maßregeln geführt worden, die aber auch nur bezweckten, seiner Frau und seinen Kindern eine bessere Zukunft zu schaffen.

Und diese wurde denn auch geschafft. Durch die Hilfe des trefflichen Verwandten, den die Baronin, die nun doch schließlich im bürgerlichen Stande die besten Herzen fand, jetzt auf einmal ihren treuen lieben Schwager und die Söhne ihren herzenstheuern Oheim nannten, kam ein neuer Geist in das alte Haus. Zunächst wurden Christoph und Appolonia aufgesucht, um die gewohnten Dienste zu übernehmen, dann aber zogen Handwerker aller Art ein, die den zerbröckelten Bau aufrichteten. Der Garten stand bald wieder in fruchtbringender Ordnung. Im Stall fanden sich auf's Neue Kühe und Pferde ein, denn der Schwager verband den umliegenden Grund und Boden mit dem Schlosse. An den nöthigen Knechten und Mägden fehlte es gleichfalls nicht. Aber auch die Söhne wurden jetzt zu ordentlichen nützlichen Menschen erzogen. Bei ihnen galt bald der Grundsatz des alten Gewerbherrn: Nur Arbeit macht das Leben schön. Leider kam der Baron nicht mehr dazu, die Früchte dieser glücklichen Umwandlung mit Bewußtsein zu genießen, denn seine Verstandeskräfte blieben seit jenem Anfall gelähmt. Zwar sah er mit lächelnder freudiger Miene um sich, als Alles sich erneute, aber er vermochte sich nicht darüber auszusprechen. Nur zuweilen glaubte man ihn die Worte stammeln zu hören: „Die Idee — des Adels — nicht verloren!“ Und wenn Felicitas ihn zu begrüßen kam, so nickte er vergnügt und stotterte: „Die Herzogs —

tochter — von Lützelburg.“ Zu der Einsicht, daß alle seine aristokratischen Bestrebungen zu gar nichts geführt hatten, daß aber ein einziges menschliches Werk, nämlich die Annahme eines Findelkindes, sein Haus vor dem Untergange rettete, ist er wohl nicht mehr gekommen. Seine Familie erkannte aber freudig an, daß die wahre Menschlichkeit auch der wahre Adel sei.

Ernst und Felicitas wurden bald ein seliges Paar, das der würdige Pfarrer in der Dorfkirche zu Bullenau traute. Dann wohnten sie mit den Eltern und dem Großvater zusammen auf dem Landgute am Eisenwerke, das bald eine noch größere Ausdehnung erhielt, und das nicht allein Adolf, der sich rasch in alle Geschäfte zu finden verstand, sondern auch Ernst lebhaft beschäftigte. Die Vettern, wie die drei jungen Barone jetzt hießen, wurden ebenfalls in dem Werke verwendet und schwangen sich bald zu Theilhabern hinauf. In der Folge brachte auch jedes Jahr eine Kindtaufe, bei welcher wieder der bekannte Geistliche fungirte. Herr Reimbold wiegte noch lange Jahre schöne Enkelkinder auf dem Schooße. So war zu Bullenau und zu Bullenheim Glück und Segen.

Georg Benda.

Kunstgeschichtliche Novelle

von

Adolf Glaser.

Die Generalprobe in der Hofkirche zur neuen Passionsmusik des Signor Galuppi dauerte ungewöhnlich lange. Wer von den Kammermusikern in Besitz einer Uhr war, hatte dieselbe gewiß schon oft hervorgezogen, und dabei an das böse Gesicht gedacht, welches ihn zu Hause erwartete, wenn die Hausfrau das Mittagessen theils kalt werden, theils verbrennen lassen mußte. Aber was hatte auch heute der alte Capellmeister Stölzel? Demoiselle Anna Franzisca Benda, die neue Sängerin, sang doch mit so glockenreiner Stimme, so richtig und tadellos, als sei ihr die musikalische Sicherheit angeboren, und wenn sie wirklich hier und da einen Fehler machte, so that sie dies in der Art, wie man sich wohl einmal verspricht: sie versang sich, fand dann aber sogleich wieder das Richtige. Der alte Capellmeister aber ließ nicht nach. Er corrigirte und tadelte in grämlichem Tone; bald waren ihm die Tempi zu rasch und er verlangte, die Benda solle die wirkungsvollsten Stellen in schleppendem Tone singen; bald behagten ihm die Verzierungen nicht, welche sie mitunter anbrachte, kurzum, er mäkelte ohne Aufhören, bis die Sänger und Musiker ungeduldig wurden und die junge Künstlerin sich vor Aerger kaum zu fassen wußte. Mit schwer verhaltenen Thränen machte sie zuletzt Alles ganz so wie er es verlangte, um nur von ihm loszukommen; aber sie faßte den Entschluß, entweder das gute Engagement, das sie nur auf kurze Zeit band, und den freundlichen Aufenthalt selbst wieder zu verlassen, oder den alten grämlichen Dirigenten mit seinen bestaubten Kunstansichten zu verdrängen: mit ihm zusammen konnte sie nicht bleiben, das stand in ihr fest.

Bei der Aufführung der Passionsmusik emancipirte sich Demoiselle Benda, so weit als es ohne die Stimmung zu stören möglich war, von dem Despotimus der steifen Ansichten des alten Herrn. Es war am Bußtage und die Kirche mit Andächtigen, Kunstverständigen und Neugierigen überfüllt. Von der neuen Sängerin waren bald Alle entzückt und grade jene Stellen, wo Anna Franzisca ihren eignen Ideen folgte und einige geschmackvolle Verzierungen anbrachte, schlugen am meisten durch. Ganz Gotha ward von ihrer Stimme und dem Talente der jugendlich heitern Erscheinung hingerissen, und namentlich unter den jüngern Musikern in der Capelle erregte sie lebhafte Bewunderung. Daß ihre Leistung von dem hergebrachten Stil abwich und sich weltlicher erwies, als man es bisher gewohnt war, blieb nicht zu leugnen; aber das Neue reizte und die Andacht mußte dem Genusse weichen, den ihre herrliche Singweise bereitete. Der Herzog Friedrich III., der Freund und Kenner der Tonkunst, ging nach Beendigung des Gottesdienstes in Begleitung des Erbprinzen Ernst selbst auf den Chor, um der jungen Künstlerin seinen Beifall zu erkennen zu geben, und unterhielt sich dort lange und freundlich mit ihr.

Nachdem sie einige Artigkeiten, welche ihr die fürstlichen Herren gesagt, schweigend und mit Erröthen hingenommen, erwiederte sie lächelnd: „So sehr mich die herablassende Gnade von Ew. Durchlaucht rührt, so darf ich mir dieselbe doch nicht als Lohn für ein Verdienst anrechnen. Mir ist die Musik

angeboren wie andern Menschen die Sprache, denn das ist so in unserer Familie erblich von alten Zeiten.“ „Immerhin,“ entgegnete der Herzog, „bleibt es ein Verdienst, wenn man ein angeborenes Talent gut und in gottgefälliger Weise verwendet, und so mag es denn auch hier dabei sein Bewenden haben. War denn der Vater der Demoiselle auch Musiker?“ fragte er hierauf. „Mein guter Vater,“ entgegnete die Sängerin, „war Leineweber, aber er war zugleich auch geborener Musiker, wie viele seiner Landsleute in unserm Heimathlande Böhmen. Wir fünf Geschwister haben unser angestammtes Musikantenblut nicht verrathen, und ergriffen sämmtlich das als Beruf, was der Vater nur zur Liebhaberei trieb.“

„Ein schöner Gewinn für die deutsche Tonkunst, wenn Ihre Geschwister eben so talentvoll sind wie Sie,“ sagte der Erbprinz.

„Zu gnädig, durchlauchtiger Herr,“ erwiederte Anna Franzisca mit einer seriösen Verbeugung, „mein musikalischer Antheil liegt nur im richtigen Gebrauch der Stimme, die mir der Himmel verliehen. Meine Brüder dagegen und vorzüglich der zweite, Georg, dessen Name einem so genauen Kenner der musikalischen Künste wie Ew. Durchlaucht nicht ganz unbekannt sein kann, sind tüchtige Dirigenten und letzterer ist es, der auch als Tonsetzer schon von sich reden gemacht hat.“

„Ich erinnere mich, von seinem Namen mit Achtung reden gehört zu haben,“ entgegnete der Erbprinz und beide Herren entfernten sich mit herablassendem Kopfnicken.

Am andern Morgen erhielt Demoiselle Benda im Auftrage des Herzogs einen kostbaren Brillantring und zugleich einen lebenslänglichen Engagementsantrag als Kammersängerin mit glänzenden Bedingungen. Sie nahm Beides mit Freuden an.

Mehr noch als der Herzog war übrigens der Erbprinz Ernst von dem Talente der neuen Sängerin eingenommen und er war es auch, der das schnelle Engagement derselben veranlaßt hatte. Große Reisen hatten ihm Gelegenheit gegeben, in andern Ländern und namentlich in Italien die Wirkung zu empfinden, welche die dramatische Musik ausübte. Bis jetzt hatte er, bei aller Vorliebe für die Musik, die Neigung seines Vaters für kirchliche Compositionen nicht getheilt, als es ihm jedoch gelungen war, die Galuppi'sche Messe, die er seinem Vater mitgebracht hatte, und deren Charakter von der strengen Schule abwich, zur Aufführung zu bringen, interessirte er sich lebhafter für den Bestand der Capelle und des Chores. Auf seine Veranlassung hatte man die Benda von Berlin kommen lassen und er hoffte, mit der Zeit überhaupt eine etwas freiere künstlerische Entwicklung in seinem Lande anbahnen zu können.

Nach einigen Tagen verfügte sich Anna Franzisca auf das Schloß, um dem Herzoge für seine Gnade zu danken.

„Mein Glück würde vollkommen sein,“ sagte sie zu ihrem fürstlichen Gönner, der sie sehr herablassend empfing, „wenn nicht ein Brief meines Bruders Georg mich in der Empfindung desselben gestört hätte. Er fühlt sich nicht zufrieden in seiner Stellung und klagt bitter darüber, daß seinem Talente kein Feld der Wirksamkeit sich eröffnen will.“

„Und welcher Art ist seine Stellung?“ fragte der Herzog.

„Se. Majestät, der große König Friedrich, hat ihn zum Kammermusikus bei der zweiten Violine in der Berliner Capelle angestellt und mein Bruder fühlt es tief, wie sehr er seinem erhabenen Herrn zu Dank verpflichtet ist. Leider aber ist es weniger die technische Ausführung musikalischer Werke, wozu meines Bruders innerstes Wesen sich drängt: sein Sinnen und Trachten geht auf ein selbstschöpferisches Wirken, auf die geistige Oberleitung eines ganzen musikalischen Organismus; er müßte der Dirigent einer Capelle sein, dann würde er der Kunst und seinem Fürsten Ehre und Freude bereiten können. Ach! sein Schicksal ist unverdienter Weise weit trauriger als das von Tausenden seiner minder begabten Collegen.“

„Wo hat der Bruder seinen Studien obgelegen?“ fragte nun der Fürst; „auf welchem Conservatorio ist er gebildet?“

„Eigentlichen Unterricht in der Composition hat er nie genossen,“ versetzte die schöne Sängerin; „durch natürliches Talent und Gefühl hat er sich die Setzkunst vollkommen eigen gemacht, und er befolgt sie, ohne es zu wissen. Ich erinnere mich, daß er beim Durchlesen einiger gründlichen Recensionen über ein Werk von ihm zu mir sagte: Der Recensent bemerkt und lobt da die von mir geleistete Beobachtung sehr sublimer Regeln in der Setzkunst, von denen mir, dem Künstler, nicht einmal die Benennungen bekannt sind.“

„In der That, ein außergewöhnliches Talent,“ erwiederte der Herzog, „aber, schöne Demoiselle, was Sie mir da erzählt haben,

dürfen Sie den Kunstgenossen Ihres Bruders nicht so offen mittheilen; er würde sonst sehr in deren Achtung sinken."

Mit einem Lächeln, ebenso reizvoll wie bescheiden, entgegnete Anna Franzisca: „Ew. Durchlaucht dürfen mich nicht für so unerfahren in den Intriguen der Kunstwelt halten. Hier mußte ich die Wahrheit reden und ich durfte es auch ohne Arg; bei den pedantischen Schulgelehrten in der Musik, vor Allen bei unserm ehrenwerthen Herrn Stölzel, der jedes selbständige Auftreten verpönt, würde ich dies nie wagen: es sei denn," fügte sie mit einer graziösen Verbeugung hinzu, „daß ich an Serenissimo einen Bundesgenossen gegen die veralteten Vorurtheile dieser Herren fände."

Dem Herzog gefiel das offene, zutrauliche Wesen der jungen Sängerin, denn es wurde geadelt durch persönliche Grazie und den Werth ihrer künstlerischen Begabung. Er sowohl als der Erbprinz waren aufrichtige Verehrer der Kunst und des Schönen, aber weit davon entfernt, diese Vorliebe zum Deckmantel minder ästhetischer Neigungen zu gebrauchen. Die Schönheit Anna Franzisca's vermehrte allerdings das günstige Gefühl, welches der Fürst für die Künstlerin hegte, er schätzte jedoch in ihr den besondern Beruf höher als die äußern Vorzüge und fühlte bei ihren Aeußerungen sehr wohl das Richtige heraus. Bei aller Vorliebe, die er für die strenge ältere Richtung und besonders für die kirchliche Musik hegte, war er doch nicht schroff absprechend gegen die Regung einer neuen und freieren Kunstthätigkeit. Entschiedener neigte sich der Erbprinz zur neuern oder dramatischen Richtung in der Musik, wie er denn überhaupt für den Aufschwung der Bühne schwärmte. Er mußte jedoch diese Lieblingsneigung geheim halten, da die Herzogin gegen alles Komödienspiel eingenommen war.

Oft schon hatte der Erbprinz mit dem alten Capellmeister Stölzel über die erwachenden Keime zur Veredlung der weltlichen Musik gesprochen. „Wenn erhabene und tiefergreifende Gefühle sich musikalisch ausdrücken lassen, weshalb nicht auch gewaltige Leidenschaften?" hatte er demselben einmal bei solcher Gelegenheit gesagt, worauf Stölzel erwiederte: „Der Grundsatz aller Kunst ist Harmonie, wo aber Leidenschaft waltet, herrscht die Verworrenheit vor."

Der Herzog wünschte von Stölzel zu erfahren, wie ihm die Benda gefallen habe. Er ließ ihn daher zu sich kommen, um ihm einige freundliche Worte hinsichtlich der Aufführung der Galuppi'schen Messe zu sagen. Stölzel nahm dieselben förmlich und verstimmt entgegen. Ihm war die ganze Sache verdrießlich, denn Galuppi's Compositionen widersprachen durchaus seinen Ansichten, und er hatte die Messe nur auf besondern Wunsch des Herzogs einstudirt. Als letzterer den alten Maestro, der bei seiner kleinen Figur mit der großen Perrücke und mit der ernsten Würde, die ihm eigen war, einen gewichtigen Mann vorzustellen glaubte, um seine Meinung über die neu engagirte Sängerin fragte, entgegnete dieser heftig: „Durchlaucht haben sich blenden lassen, die ganze Stadt hat sich blenden lassen; diese Person gehört zu den Modernen, die mit ihrem Getriller und Geschnörkel die heilige Musik mitsammt der Gottesverehrung in die Hölle jagen."

Der Herzog mußte laut auflachen, als er die Wuth in dem faltenreichen Gesichte sah. Nichts konnte eine komischere Wirkung machen, als die Erregung der verkniffenen Züge im Gegensatz zu der steifen Haltung und der sorgsamen, fast coketten Kleidung des alten Herrn. „Sie mögen nicht ganz Unrecht haben, bester Maestro," sagte der Herzog, „aber die Benda geht um einen Schritt weiter in der Gesangsmethode und wir müssen das Geniale in ihren Leistungen anerkennen, wenn es uns auch noch fremd berührt. Ich meinestheils überlasse mich gern dem Zauber, den sie übt, und bin noch nicht so alt, um mich dem Neuen nicht erschließen zu können, wenn es groß und edel wirkt."

„Auch wenn diese Wirkung keine beruhigende, keine religiöse ist?" fragte Stölzel.

„Sie sehen zu schwarz, Maestro," entgegnete der Herzog, „beruhigende und religiöse Gefühle werden niemals aus der Musik verbannt werden können."

„Wenn die Musik zum Komödienspiele wird, so dient sie zum Ausdruck irdischer Leidenschaft und ihre erhabene Bedeutung geht verloren, das ist meine Ansicht," erwiederte rasch das kleine reizbare Männchen. Es entstand eine Pause, während welcher der Herzog nachdenkend im Zimmer auf und ab schritt.

„Sie haben dem Wunsche meines Sohnes, die Galuppi'sche Passionsmusik aufzuführen, nur ungern Folge geleistet," sagte hierauf der Herzog; „und dennoch müssen Sie gestehen, daß die Wirkung eine sehr große war. Weshalb

wollen Sie nun auch der neuen Sängerin, die uns Allen gefällt, ihren Beifall versagen?"

Stölzel schien längere Zeit gewaltig mit sich zu kämpfen. „Ich sehe ein," sagte er endlich mit gewaltsam unterdrückter Aufregung, „daß meine Zeit hier vorüber ist und daß ich meinem gnädigen Herrn nur noch lästig fallen kann mit meinen veralteten Begriffen von der Heiligkeit und Würde der Kunst. Ich bin zu alt, um den verderblichen Neuerungen huldigen zu können und da ich einsehe, daß ich mich denselben nicht entgegenstemmen kann, so will ich ihnen aus dem Wege gehen und von einem Posten zurücktreten, bei dem ich nicht länger in den beiden Eigenschaften als gewissenhafter Musiker und treuergebener Diener bestehen kann."

Der Herzog war betroffen; des Alten Starrsinn hatte ihn unangenehm berührt. „Sie werden sich das wohl erst noch bedenken, Maestro;" sagte er, „gehen Sie jetzt und überlegen Sie die Sache genauer; ich will vor der Hand nichts gehört haben." Stölzel verbeugte sich tief und ging.

Hatten kürzlich die keck hingeworfenen Ansichten der jungen Sängerin den Herzog bei seiner Unterredung mit ihr angenehm frappirt, so wirkte nun das Gespräch mit Stölzel sehr verdrießlich auf ihn ein. Die pedantische Strenge des alten Mannes erschien ihm wie ein Zwang, den er nicht zu dulden gesonnen war. Da er das Einseitige in dessen Ansichten fühlte, aber es nicht zu widerlegen vermochte, so sehnte er sich nach besserer Einsicht und Belehrung

Am nächsten Sonntage fand eine Wiederholung der Galuppi'schen Passion statt. Anna Franziska sang entzückend schön, die Kirche war in allen Räumen überfüllt und die ganze herzogliche Familie zugegen. Nach dem Gottesdienst ließ die Herzogin dem Capellmeister Stölzel ihre Zufriedenheit durch einen Kammerherrn mittheilen. Die Sängerin Benda wurde auf den folgenden Abend zu Hof befohlen, um dort im engern Hofzirkel zu singen. Alles drängte sich zu der Gefeierten, um ihr Glück zu wünschen. Sie dankte nach allen Seiten freundlich und nahm mit ruhigem Ernst die Schmeicheleien der Hofherren an, weil sie wußte, was sie von diesen zu halten hatte. Damals bildete die steife Etikette noch eine strengere Schranke und wahre Empfindung durchbrach dieselbe selten oder nie. Die sauersüßen Worte der Anerkennung, welche ihre Collegen und Colleginnen ihr sagten, beachtete sie kaum, dahingegen nahm sie die herzliche Zustimmung einiger Mitglieder der Capelle mit unverhohlener Freude entgegen. Unter diesen befand sich ein junger Violinspieler, Namens Hattasch, ein talentvoller Mann, der vom reinsten Kunstenthusiasmus beseelt war und dessen leidenschaftliche Künstlerseele, ganz hingerissen von Anna Franzisca's Wesen und Erscheinung, vom ersten Augenblicke an in aufrichtiger Neigung für sie erglühte. Er vermochte jetzt nur wenige Worte zu ihr zu sprechen, aber der innige Strahl seines reinen Auges traf das Gemüth des jungen Mädchens und erweckte dort einen leisen Wiederklang, der bald zur schönsten Harmonie zwischen Beiden führen sollte.

Stölzel war wüthend. „Daß ich das erleben mußte!" rief er aus, als er sich unbeachtet in seinen vier Wänden befand. „Daß es dahin kommen konnte! Aber ich kann nicht zusehen, wie Alles, was ich gebaut, zu Grunde geht. Ich verlasse diesen Hof, wo der Satan der modernen Richtung sein Unkraut sät. Schön ist der Teufel, und diese schöne Larve ist eben der höllische Zauber, womit er sie Alle umstrickt. Herabsteigen soll die Kunst von ihrem heiligen Throne, soll dem Komödienvolke zum Mittel dienen, um die Herzen zu verführen, anstatt sie zu heiligen, und das nennen sie Größe! So ist es denn möglich, daß das Edelste zum niedrigsten Zwecke gebraucht werden kann und die alte Sage von der Entweihung des Himmels, vom Falle der Engel wiederholt sich auch noch heute!"

Der alte Maestro reichte nun das Gesuch um seine Entlassung in aller Form ein. Der Herzog bewilligte dasselbe, obgleich die Herzogin den alten Mann ungern von seinem Posten scheiden sah. Es wurde ihm ein sehr ansehnlicher Gnadengehalt ausgesetzt, welchen der reizbare Mann zuerst gar nicht annehmen wollte, bis ihn seine Freunde endlich dazu beredeten.

Wenige Wochen darauf erhielt Georg Benda in Berlin einen Ruf nach Gotha. Er nahm seinen Abschied und trat den Posten als herzoglicher Capellmeister an Stölzel's Stelle an.

Georg Benda mochte damals etwa siebenundzwanzig Jahre alt sein. Während des ersten schlesischen Kriegs war die ganze Familie Benda nach Berlin gezogen, wo Friedrich der Große die vier Brüder in seiner Capelle angestellt hatte. Georg fühlte seit langer Zeit den Drang nach einer größern

Wirksamkeit; diese war ihm nun geboten und mit frischer Kraft ging er an die weitere Ausbildung seiner Talente. Der Herzog von Gotha war dem strebsamen Künstler sehr gewogen und veranlaßte ihn zur Composition von Messen, Passionsmusiken und andern Kirchenstücken.

Anderer Art war das Interesse, welches der Erbprinz an dem talentvollen Manne nahm. Wie die Vortragsweise der Schwester, welche inzwischen den Kammermusikus Hattasch geheirathet hatte, so enthielten auch die Compositionen des Bruders viel dramatischen Geist; der Erbprinz faßte daher den Entschluß, dieser unverkennbaren Anlage zur weitern Entfaltung behilflich zu sein. Er veranlaßte seinen Vater, Benda auf seine Kosten nach Italien reisen zu lassen und gab ihm Empfehlungen mit an befreundete Höfe, die er unterwegs besuchen konnte. In Nymphenburg bei München spielte Benda in einem kleinen Concerte beim Kurfürsten von Baiern; er mußte dabei auf ausdrückliches Verlangen ein Flügelconcert von seiner eigenen Composition vortragen und erhielt eine prächtige goldene Uhr zum Geschenke. Seine übergroße Zerstreutheit, die in spätern Jahren zu manchem komischen Vorfall Gelegenheit gab, spielte ihm auch hier einen seltsamen Possen. Der Kurfürst bat ihn, ein neues eben angekommenes Instrument zu probiren. Benda setzte sich hin, that einige Griffe, stand auf und ging dann schnell in das offene Nebenzimmer. Niemand wußte, was das zu bedeuten hatte. Einige Herren, in der Meinung, ein plötzliches Unwohlsein habe den Künstler ergriffen, gingen ihm nach und fanden, daß er im Nebenzimmer stand und hören wollte, wie das Instrument in der Ferne klinge.

In Venedig traf Benda mit dem berühmten Componisten Hasse zusammen und besuchte mit diesem zum ersten Male eine Oper. Er ward so unwillig über das leere Tongeklingel, wie er es nannte, daß er nach dem ersten Acte hinauslief. Hasse erklärte ihm am folgenden Abend, er gehe abermals, um eine Wiederholung der Oper zu hören. Benda blieb verstimmt zu Hause. Am dritten Abend endlich trieb ihn die Langeweile, seinen neuen Freund zu begleiten. Er trat mit der festen Absicht, bald wieder hinauszugehen, in das Theater. Aber er blieb nicht nur bis zum Ende, sondern ging auch zu allen folgenden Vorstellungen wieder hin und gestand, ihm sei über den Effect wahrer Theatermusik jetzt erst ein neues Licht aufgegangen.

Durch Hasse's Vermittlung wurde Benda in Venedig mit einem jungen Manne, Namens Schweizer bekannt, der ebenfalls zu seiner Ausbildung in der Musik nach Italien gegangen war, und der später auf Benda's Leben von großem Einfluß werden sollte. Benda ward durch des wißbegierigen jungen Mannes freundliche Art und Weise sehr eingenommen und fühlte sich in aufrichtigem Wohlwollen zu demselben hingezogen. Schweizer fragte ihn über viele Dinge um Rath und zog aus der kurzen Zeit des Beisammenseins den besten Vortheil für seine Kunst.

Während Benda sich in Florenz aufhielt, traf es sich, daß daselbst eine neue Oper, Alceste, die Arbeit eines deutschen Componisten, Namens Gluck, gegeben wurde. In seinem Vaterlande war Gluck noch wenig bekannt; obgleich er in Frankreich, wo die musikliebende Königin Marie Antoinette ihn einführte, sehr geschätzt wurde. Benda ward beim Anhören des Werkes überzeugt, daß dasselbe von einem Genius ersten Ranges herrühre und faßte den Entschluß, soweit es in seinen Kräften stehe, auch in Deutschland für die Ausbreitung seines Ruhmes Sorge zu tragen.

In Rom rissen ihn die großen Kirchenmusiken zur Begeisterung hin; er schrieb daselbst eine Messe, welche er zur Feier des Geburtstages des Herzogs nach Gotha schickte und die eines seiner vorzüglichsten Werke ist. Die meiste Wirkung brachte jedoch überall auf seiner Reise die Theatermusik auf ihn hervor und mit dieser Erfahrung bereichert, kam er zur Freude des Erbprinzen nach Gotha zurück.

In der ersten Zeit nach seiner Rückkehr erzählte Benda allen seinen Gönnern und Freunden von der mächtigen Wirkung, welche die Oper auf ihn geübt habe, aber sein Enthusiasmus fand nirgends Verständniß und Anklang, außer bei dem Erbprinzen. Eines Abends befand sich der Capellmeister bei seiner Schwester, Madame Hattasch, seiner getreuen Anhängerin, die so viele seiner Compositionen durch ihre unvergleichliche Stimme zur höchsten Geltung gebracht hatte. Als er nun von den theatralischen Genüssen in Italien sprach, sagte er unter Anderm: „Liebste Schwester, wenn mir doch jemals das Glück zu Theil werden könnte, Dich in einer dieser herrlichen Opern zu hören; Deine Stimme

müßte das größte Glück auf der Bühne machen.“

Entrüstet sah ihn Madame Hatlasch an. „Wie, mein Bruder,“ entgegnete sie heftig erzürnt, „Du willst mich als Komödiantin sehen? Du kannst es für möglich halten, daß ich mich so wenig achten würde, um in der Welt umherzuziehen und in elenden Bretterbuden für Geld zu singen? Lieber, als daß ich sie soweit herabwürdige, möge meine Stimme verschwinden oder nie mehr gehört werden.“

Benda schwieg betrübt still. Als er dem Erbprinzen das Gespräch mittheilte, sagte dieser: „Wir können daraus lernen, wie viele Vorurtheile noch zu überwinden sind, bis wir in Deutschland auf dieselbe Stufe gelangen, auf welcher man in Frankreich und Italien bereits in Bezug auf die Musik steht. So lange die dramatische Kunst noch mit dem Wander- und Bettelstabe umherziehen muß, kann sie sich nicht zu ihrer frühern Würde erheben; ich hoffe jedoch, daß es ein Mittel geben wird, diesem Zustande abzuhelfen.“

Und als die Zeit gekommen war, wo der Prinz diese Worte wahr machen konnte, da hielt er sein Versprechen. Er war nach seines Vaters Tode der erste Fürst, welcher dem unstäten Völkchen der Komödianten eine bleibende Stätte bereitete, der erste, der sie fest anstellte und ihnen die Möglichkeit eröffnete, für ihr Alter und ihre Familie sorgen zu können, der erste, der den Fluch von ihren Häuptern nahm. Zwei Jahre nach dem Tode des Herzogs Friedrich III. ließ Ernst II. die Seyler'sche Schauspielergesellschaft, welche durch den Brand des Schlosses zu Weimar, wobei auch das Theater gänzlich zerstört worden war, von dort vertrieben wurde, nach Gotha einladen und kurze Zeit darauf organisirte der kunstliebende Fürst aus den besten Kräften dieser berühmten Gesellschaft das erste deutsche Hoftheater, dessen technischer Director der große Eckhof wurde.

Benda's große Talente hatten geraume Zeit gleichsam geschlummert. Er war inzwischen Familienvater geworden und lebte sehr zurückgezogen, denn mit dem Tode Herzog Friedrich III. hatte die Kirchenmusik in der Hofkirche fast gänzlich aufgehört; andere Veranlassungen, sich anzustrengen und aus seiner behaglichen Ruhe, zu welcher er sehr geneigt war, zu reißen, hatte er auch nicht gehabt. Aber jetzt lebte er auf, und es dauerte gar nicht lange, so stand er mit den Hauptmitgliedern der Schauspielergesellschaft auf dem freundschaftlichsten Fuße. Mit leidenschaftlichem Eifer besuchte er die Vorstellungen und war nicht wenig erfreut, als er in dem Musikdirector der Gesellschaft den ihm von Venedig her wohlbekannten Schweizer wiedersah. Schweizer erwiederte das Wohlwollen des arglosen Benda scheinbar mit unterwürfiger Vertraulichkeit; als er jedoch die Vorliebe des Herzogs Ernst für dramatische Musik kennen gelernt hatte, entwarf er einen Plan, um die alten Verhältnisse ganz über den Haufen zu werfen und sich an Benda's Stelle zu setzen. Anfangs ging er auf alle Ansichten Benda's ein. Dieser war auf eine ganz eigenthümliche Idee gekommen, um beim deutschen Publicum den Geschmack an der dramatischen Musik nach und nach zu erwecken. Schon von Berlin her war er durch den Ernst und die Würde seiner künstlerischen Richtung mit den Schriftstellern Gotter, Sulzer und Engel eng befreundet worden und diese standen seitdem fortdauernd in Verkehr mit ihm. Während eines Besuches, den ihm Engel in Gotha abstattete, entwickelte sich in Benda die Idee zu einem Melodrama. Die Schauspielerin Brandes hatte ein großes Talent zur Declamation und Mimik, und Engel, der Verfasser einer Theorie der Mimik oder körperlichen Beredtsamkeit, war einer ihrer größten Bewunderer. Benda äußerte nun gegen Engel, daß er darüber nachsinne, wie er die Kunst der Schauspielerin mit der Wirkung der Musik vereinen könne, worauf Engel ihm mittheilte, daß Rousseau bereits einen ähnlichen Versuch dieser Vereinigung in seinem Melodrama „Pygmalion“ gemacht habe. Dabei munterte er ihn lebhaft auf, eine solche Arbeit zu unternehmen. Ganz erfüllt von seinem Gedanken, sprach sich Benda bei der Schauspielerin Brandes darüber aus und diese erfaßte die Angelegenheit mit größter Begierde. Ihr Mann, der Schauspieler Brandes, hatte sich, da sein darstellendes Talent nicht bedeutend war, auf Schriftstellerei verlegt und übernahm es sogleich, den Text zu dem Melodrama zu fertigen. Er benutzte dazu einen Stoff, der von Gerstenberg zu einer Cantate verarbeitet war und der ihm schon lange für seine Frau vorgeschwebt hatte. So entstand das Melodrama „Ariadne auf Naxos,“ dessen Wirkung eine außerordentliche war.

Das deutsche Publicum jubelte dem Werke

entgegen. Man war anfänglich erstaunt und betroffen, als die Musik den Ausdruck der Gefühle schmachtender Zärtlichkeit, sehnsüchtiger Furcht und verzweifelter Trostlosigkeit wiedergab, aber Alles war so groß, so erhaben, so durchgeistigt von den edeln Elementen, welche Benda's Seele von jeher erfüllt hatten, daß Niemand über die Würde der neuen Richtung in gerechte Zweifel kommen konnte. Es fehlte nicht an Anfeindungen von allen Seiten, das Publicum und die wirklichen Kenner standen jedoch auf Benda's Seite. Der „Ariadne" folgte bald die „Medea," zu welcher Gotter den Text schrieb; die Anerkennung und Aufmunterung stieg. Der berühmte Reichhardt erkannte Benda's großartiges Genie und brachte dessen Werke auch in Berlin zur Geltung. Benda beschränkte sich jedoch nicht bloß auf Stoffe aus der antiken Welt, er wagte es mit glücklichem Erfolge, auch mehrere Melodramen im komischen Stile zu setzen. Im Verlaufe von einigen Jahren war er überall in Deutschland anerkannt und stand auf dem Gipfel seines Ruhmes; da sollte er den Wechsel des Schicksals kennen lernen, denn die Mißgunst bereitete sich vor, ihn zu verdrängen.

Schon seit längerer Zeit war es Madame Hattasch nicht entgangen, daß der Musikdirector Schweizer zuweilen auf das herzogliche Schloß kam. Was hatte er dort zu suchen? Er gehörte zur Seyler'schen Komödiantentruppe und nicht zur Kammermusik; die Musik zu den großen Melodramenaufführungen, bei welchen auch die herzogliche Capelle mitwirkte, leitete ihr Bruder und der Herzog konnte also gar nichts mit Schweizer zu reden haben. Madame Hattasch, deren Stimme noch immer in den Hofconcerten brillirte, fühlte sehr wohl, daß sie nicht mehr dieselbe Kraft besaß wie früher, um so eifersüchtiger wachte sie über ihren Ruhm und argwöhnte leicht überall Intrigue gegen denselben. So erschienen ihr Schweizer's Besuche bei Hofe verdächtig.

Heute endlich sollte sie durch ihre Freundin, eine Kammerfrau der Herzogin, das Nähere erfahren. Sie saß erwartungsvoll am Fenster, keines ihrer Kinder war im Hause und ihr Mann zu einer Probe gegangen. Da bot sich ein ungewohntes Schauspiel ihren Augen dar.

Um die Ecke des Platzes, auf welchem sie wohnte, bog ein schwerbepackter, großer Wagen, der grade gegenüber vor dem Gasthofe still hielt, und aus welchem mehrere sehr geputzte Herren und Damen ausstiegen. In diesem Augenblicke trat Hattasch in das Haus und eilte in die Stube zu seiner Frau. Sie rief ihn an's Fenster. „Wer mag da wohl ankommen?" sagte sie, — „hat das Gefährte nicht ganz das Aussehen eines der Komödiantenwagen, die uns in frühern Zeiten mitunter besuchten? Ob die herzogliche Komödie wohl Concurrenz erhalten soll?" Hattasch sah nicht zum Fenster hinaus. „Du wirst bald merkwürdigere Dinge erfahren," sagte er, — „denn es sind Neuigkeiten hier vorbereitet, die Keinem von uns Allen angenehm sein werden. Dort steht der Wagen, der den Beweis für die Wahrheit dessen liefert, was ich so eben erfahren habe. Der Herzog hat eine Oper engagirt und die Proben sollen übermorgen beginnen."

„Eine Oper?" fragte Madame Hattasch im höchsten Schrecken. „Eine Oper mit Sängerinnen, vielleicht gar mit einer Primadonna?"

In diesem Augenblicke stürzte Benda in's Zimmer. „Habt Ihr es schon gehört?" rief er aus, — „wir haben eine Oper hier und Schweizer wird sie dirigiren."

„Ist eine erste Sängerin dabei?" fragte hastig die Hattasch.

„Jedenfalls," versetzte Benda.

„Das kann nicht sein," entgegnete jene, — „das darf nicht sein. Ich gehe zum Herzog und stelle ihm die Sache vor."

„Aber bedenke doch, wenn der Herzog einmal eine Oper haben will, so muß auch eine erste Sängerin dabei sein," erwiederte Benda.

„Und wozu bin ich denn hier?" rief ganz erhitzt und voll Entrüstung die Sängerin.

„Du?" fragte Benda in höchstem Erstaunen, eingedenk der frühern Ansichten seiner Schwester über das Theater.

„Ja, ich!" versetzte diese. „Jetzt ist dies ganz etwas Anderes! Wer konnte eine solche Wendung der Dinge voraussehen, wer konnte ahnen, daß die Bühne an die Stelle der Kirche treten werde. Ist es einmal beschlossen und soll die Musik ihre Zukunft auf dem Theater suchen, so bleibe ich ihr getreu und folge ihr auch dahin. Schon der Gedanke, daß hier in Gotha eine Andere das Publicum und den Hof durch ihren Gesang ergötzen soll, erschien mir wie das Hohngeschrei der Hölle. Das könnte ich nicht überleben!"

„Ich aber kann es nicht ertragen, daß ein Anderer da erntet, wo ich gesäet," warf nun Benda ein, „zurückgesetzt, umgangen zu sein wegen eines Menschen, der sich hier eingedrängt

und mein argloses Vertrauen hintergangen hat, ist mir unerträglich. Ich fordere meinen Abschied."

„Beruhige Dich, lieber Bruder," entgegnete hierauf Madame Hattasch, — „noch sind wir nicht so weit! Augenblicklich gehe ich zum Herzog. Ich erinnere ihn daran, was wir ihm einst waren; Du sollst Dirigent, ich muß erste Sängerin bei der neuen Oper werden und die alten Zeiten leben wieder für uns auf."

Vergeblich machte Hattasch den Versuch, seine Frau von ihrem Vorhaben abzuhalten. Eilig kleidete sie sich an und begab sich auf das Schloß. Sie glaubte sich ihres Erfolges ganz sicher, aber sie hatte den kleinen Umstand außer Acht gelassen, daß die Zeit auch von ihr den natürlichen Tribut verlangt hatte.

Als sie im Schlosse in das Vorzimmer eintrat, um zu warten, bis der Herzog sie vorlassen werde, traf sie dort eine junge schöne Dame in etwas auffallender Toilette. Der dienstthuende Kammerherr führte dieselbe eben sehr artig in das Empfangzimmer des Herzogs und sagte, als er zurückkam, zur Hattasch: „Dies war die neue Opernsängerin, Madame Granoni, die von Sr. Durchlaucht ganz besonders protegirt wird und auf ein Jahr bei der hiesigen Oper engagirt ist. Se. Durchlaucht lassen bedauern, Madame Hattasch heute nicht Audienz geben zu können."

Vernichtet eilte Madame Hattasch nach ihrer Wohnung, wo sie aufgelöst in Thränen den Wandel ihres Schicksals beklagte.

Der Abend der ersten Opernaufführung kam heran. Alle Kunstfreunde der Stadt waren in gespannter Erwartung. Man sprach nur von dem Dirigenten Schweizer, durch dessen Bemühungen es gelungen war, die besten Kräfte zu gewinnen, und von Madame Granoni, welcher bereits ein großer Ruf voraus ging. Die Hattasch konnte es nicht verhindern, daß ihr Gatte an diesem Abend seine Stelle im Orchester einnahm; sie hatte von demselben verlangt, er solle sich krank melden, aber der besonnenere Mann, der schon genug spöttelnde Bemerkungen über den übereilten Schritt seiner Frau bei der Ankunft der Operngesellschaft hatte hören müssen, widersetzte sich diesem Ansinnen, indem er sie darauf aufmerksam machte, daß die Ungnade des Herzogs sie und ihre Kinder schwer treffen könnte.

Madame Hattasch saß am Abend ganz hinten in einer Loge; sie heftete ihre Gedanken nur an den einen letzten Hoffnungsanker für ihren beleidigten Ehrgeiz: sie hielt es nicht für möglich, daß die Granoni Beifall erregen könne.

Aber sie täuschte sich. Die Granoni erntete einen Sturm von Beifall. Wenigen fiel es ein, sie mit der Hattasch zu vergleichen, denn jede hatte unter so ganz verschiedenen Umständen gesungen, daß der Vergleich nicht ganz leicht ward. Und wenn auch einige der ältern Kenner den Kopf schüttelten, so war die Menge einmal warm geworden und freute sich, öffentlich ihren Enthusiasmus bethätigen zu können. Die Hattasch fand den Lärm und Applaus unerträglich. Ihr war dies nie zu Theil geworden, denn sie hatte nur in der Kirche öffentlich und außerdem in den Hofconcerten gesungen, wo der Beifall höchstens in einigen anerkennenden Worten oder in einem Geschenke von Werth bestand. Sie fühlte sich gegen das Ende der Oper so unwohl, daß sie nur mit äußerster Anstrengung bis zum Schlusse aushalten konnte; dann eilte sie nach Hause und wußte sich zum ersten Mal in ihrem Leben tief unglücklich. Am folgenden Tage mußte sie noch erfahren, daß der Herzog nach der Vorstellung auf die Bühne gekommen sei und mit Madame Granoni ein sehr freundliches Gespräch geführt habe, sowie, daß letztere heute einen kostbaren Brillantring zum Geschenk erhalten.

Uebrigens war der Stern der Hattasch nicht ganz untergegangen, und der gediegene Ruf, den sie mit Recht erworben, blieb ihr. Sie sang noch oft in den Hofconcerten, und es sammelte sich ein Kreis von Kunstverständigen um sie, der sie weit über die Granoni setzte. Sie konnte trotzdem das nagende Bewußtsein nicht bezwingen, daß sie selbst ihr Schicksal verschuldet. Hätte sie sich früher mit ihrem Bruder geeinigt, so würde sie diesem und sich selbst alle die Triumphe geschaffen haben, die sie jetzt auf zwei Menschen gehäuft sah, deren künstlerische Bedeutung nach ihrer Ansicht gleich Null war.

Georg Benda hatte mit eigensinniger Festigkeit auf seiner Entlassung bestanden. Er war darauf kurze Zeit in Hamburg als Musikdirector beim Theater unter Schröder's Direction angestellt und hielt sich später in Wien einige Monate auf. Bald sollte er seinen übereilten Rücktritt von seinem Posten in Gotha bereuen, denn seine jetzige unstete Lebensweise brachte ihm nur sehr kummervolle Aussichten für die Zukunft. Seine Frau war bereits in Hamburg gestorben und sein Sohn dort

zum Theater gegangen. Auch das jüngste Kind, ein Mädchen, welches bei der Schwester in Gotha lebte, bereitete sich für die Bühne vor. Endlich bestimmten ihn seine Freunde und Verwandten, um einen Gnadengehalt bei dem Herzoge nachzusuchen, was er vorher in seiner unbesonnenen Leidenschaftlichkeit unterlassen hatte. Der gütige Fürst schlug ihm seine Bitte nicht ab, und Prinz August, der Bruder des Herzogs, bewilligte dem hochgeschätzten Künstler ebenfalls eine Pension.

Manche freudige Stunde blühte dem verdienten Manne noch. Er ward zu verschiedenen Malen nach Hamburg, Berlin und Wien berufen, um dort die Leitung seiner Werke zu übernehmen. Auch in Paris brachte er die „Ariadne" zur Aufführung.

Seine letzten Lebensjahre brachte Benda in Köstritz und Ronneburg bei Gera zu. Eine Cantate unter dem Titel „Benda's Klagen" war sein letztes Werk, womit er von der Musik Abschied nahm. Später bat man ihn öfter, an kleinen musikalischen Aufführungen und Uebungen als Zuhörer oder Beurtheiler Antheil zu nehmen, aber nichts konnte ihn dazu bewegen. Er ging tagtäglich in der freien Natur spazieren und erfreute sich, wenn er den Spielen der Kinder der Dorfbewohner zusah. Oft pflegte er dann zu sagen: „Jede geringe Wiesenblume gewährt mir jetzt mehr Vergnügen als alle Musik."

Sagen und Schwänke
aus Stadt und Stift Hildesheim.

Von

Karl Seifart.

Obwohl unter dem rastlosen Getriebe der lauten Tagesarbeit unserer praktischen und ernsten Zeit, die Volkssagen mehr und mehr verklingen und die moderne Cultur Zug um Zug aus dem alten Denken und Glauben verwischt, findet sich doch noch, unter bethauetem Waldesgrün und frischen Feldblumen hervorschimmernd, manches Kleinod des verstreuten Sagenschatzes, dessen Trümmer die Sammler in todten Büchern niedergelegt haben. So hören wir in dem alterthümlichen Hildesheim und in seinen romantischen, waldburchrauschten Gauen, noch immer aus dem Munde des Volkes manchen sich in weite Fernen verlierenden Anklang an das ursprüngliche und frische Denken und Dichten, in welches der Forschergeist der Gebrüder Grimm niedertauchte und jene Perlen heraufbrachte, deren Schimmer das graue und verblichene Gewebe unserer Mythologie und Alterthumskunde glanzvoll auffrischte und verklärte. — Freilich haben veränderte Zeiten und Sitten die ursprüngliche Frische der Auffassung vielfach getrübt, und moderne Scenerien den Kern der Sage verdunkelnd umgeben, aber immer noch bleibt der Anklang an uralte, im Volke erwachsene und eingewohnte Vorstellungen, welcher bereits durch die Forschung gewonnene Resultate unterstützt, oder dieselbe zu neuen Combinationen anregt. So finden sich in den folgenden Sagen, die wir so wiederzugeben suchen, wie sie in jüngster Vergangenheit und Gegenwart der lebendige Volksmund naiv und kindlich erzählte, überraschende Bestätigungen für die von dem geistvollen und fleißigen Sammler W. Schwartz (vergleiche dessen Abhandlungen: Der heutige Volksglaube und das alte Heidenthum mit Bezug auf Norddeutschland und die Marken. Berlin, Hertz, 1850, und: Die altgriechischen Schlangengottheiten. Ein Beitrag zur Glaubensgeschichte der Urzeit. Berlin, 1858) aufgestellten Forschungsresultate, nach welchen einerseits der in den wilden Jäger verwandelte, in Donner, Blitz und Feuerglanz einherfahrende Wuotan zugleich als Gewittergott aufgefaßt wurde und andererseits die in unserer Mythologie so bedeutsame Schlange im engen Zusammenhange mit dem Gewitter, ja, mit dem Blitz oft identisch erscheint. —

„Unter allen Schlangen ist eine
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle sich keine,
An Wuth sich keine vergleicht."

sagt Schiller vom schlängelnden Blitz; als blitzschnell, goldglänzend, feurig, feuerspeiend, wird Schlange und Drache seit den ältesten Zeiten auch in der Sage bezeichnet und überall im Hildesheimischen ist noch heute der Aberglaube verbreitet, daß man ein durch den Blitz entzündetes Feuer mit Milch, dem Lieblingsgetränk der Schlangen, löschen müsse. —

Schlangen.

Im Sundern sahen Holzgänger einst eine viele Ellen lange Schlange im Sonnenschein liegen. Sie glitzerte und blitzte wie

eitel Gold, als aber die Leute näher kamen, war sie weg wie der Blitz und auf dem Grase, wo sie gelegen, sah man nur einen langen Goldstreif, der nach und nach verschwand. Auch im Hamberge gab es früher große Schlangen, aber die Jäger hüteten sich, sie zu stören oder zu beschädigen, denn das brachte Unglück.

Ein „vermessener" Junge aus Hildesheim hieb einst im Ziegenberge eine Schlange mitten von einander. Da wurden aus den beiden Stücken zwei Schlangen, welche grimmig auf den Jungen losfuhren. Er wehrte sich tapfer und hieb beide wiederum in Stücke, da wurden aus den Stücken vier Schlangen, und, als er auch diese zerhauen, wurden es acht und dann sechzehn. Nun ging dem Jungen die Kraft aus und ein ganzer Haufen von Schlangen stürzte über ihn her. — Glücklicherweise kamen Holzgänger des Wegs und verscheuchten das Gewürm. Der Junge aber war so zugerichtet, daß er bald darauf verstarb. —

In dem alten Steinbruch im Itzumerholze saß eine Schlange, die sich nur Nachts sehen ließ und weithin durch die Nacht leuchtete. Zeigte sie sich, so bedeutete das Unwetter, Hagelschlag, Feuersbrünste oder sonst ein Unglück. Kurz bevor wir westphälisch wurden, war's, als ob das ganze Holz brenne, so leuchtete die Schlange. Seitdem hat man nichts wieder von ihr gehört und gesehen. —

Eine Frau in Hildesheim hatte eine Schlange im Keller, die täglich ihre Milch bekam und ihr nicht für tausend Thaler feil gewesen wäre. Diese Frau wußte Alles vorher was geschah, und in der Erntezeit gingen die Leute wohl zu ihr und nahmen sie wegen des Wetters in Rath. Oft stand die Frau bei hellem Sonnenschein vor der Thür und rief den Nachbarn zu: „Schließt die Fenster!" oder: „Bleibt hübsch zu Haus, es kommt ein starkes Gewitter!" — „Dummes Zeug," hatte dann wohl Dieser und Jener gesagt, „der Himmel ist ja ganz hell!" — Nachher aber mußten sie erfahren, daß die Frau doch richtig vorhergesagt hatte und Manche wurden durch Schaden klug.

Im alten Gemäuer am Kehrwiederwall sitzt tief verborgen ein Hünnigschlangennest (?), glücklich wäre der, der es auffinden könnte, denn Alles, was man hineinlegt, wird Gold.

Drachen.

Draken, Glufwänze oder Glubolte sah man sonst fast jede Nacht, sie fuhren in die Schornsteine und brachten den Hexen Geld. Die Hexen hatten immer eine Satte Milch auf dem Herde stehen, wenn der Glubolt kam; fand er die Milch nicht, so steckte er das Haus in Brand.

Kellerhahn.

Mancher Mensch hat schon im Keller einen jähen Tod gefunden und Niemand wußte, wie das zugegangen sein mochte. Das Unglück aber kommt von der Baselitsche oder dem Kellerhahn, wem solch ein Unding mit den glühenden Augen anblitzt, der hat sein letztes Brot gegessen.

Wilder Jäger.

Eine wunderbare Geschichte ist einmal mit dem wilden Jäger in der Ilse passirt. — Ein Musikant aus Salzgitter war auf dem Uppner Passe am Glase hängen geblieben und hatte nicht gemerkt, daß seine Kameraden längst fort, und nach Hildesheim gegangen waren. Auf einmal sieht sich der Musikant allein in der Gaststube, springt erschrocken auf, ruft den Wirth und bezahlt seine Zeche, um seinen Kameraden nachzueilen. — Der „blaue Zwirn" spukte ihm aber dergestalt im Kopfe, daß er den entgegengesetzten Weg einschlug, auf Wendhausen zulief und in die Ilse gerieth, welche damals noch ein dichter Hochwald war. Wie er nun zwischen den Bäumen herumirrte, ward's ihm grausig, denn die Sonne war untergegangen und der „Heben" fing stark an zu dunkeln. — „Gottlob, daß ich einen Menschen finde, der mir den Weg zeigen kann!" rief er endlich heilsfroh, als er einen Jäger mit zwei großen Hunden fand, der mit dem Rücken an einer Eiche lehnte. — „Guten Abend Vetter," sagte der Musikant, „könnt Ihr mir nicht den rechten Weg nach Hildesheim zeigen?" — „Der kürzeste Weg ist der beste," sprach der Jäger, „nimm dein Klapphorn und spiele mir ein hübsches Jägerstücklein vor, dann sollst Du bald nach Hildesheim kommen!" — Der Musikant nahm sein Horn und hub lustig an: „Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen!" und — im Hui! war er thurmhoch in die Luft gehoben und flog dahin, daß ihm Hören und Sehen verging.

Als er wieder zum Bewußtsein kam, stand er vor Hildesheim am Friesenthor. Es war stockfinstere Nacht, und nur ein dunkelrother Streif zu erkennen, der sich hoch am Himmel, quer über der Steingrube am Hochgericht hinzog. In dem gluthrothen Streif krimmelte und wimmelte es wunderlich durch einander, aber erkennen konnte der Musikant nur den Jäger, den er in der Ilse gesehen. Der ritt dem ganzen Gewimmel voran, wie ein thurmhoher Riese auf feurigem Pferde und seine beiden Hunde, so groß wie Ochsen, sprangen kliffend und klaffend vor ihm her. —

Hildesheimer Krankenkost.

(Ein Schwank.)

Obwohl man sagt, wo ein Brauhaus stehe, könne kein Backhaus stehen, so fühlte doch einst eine Gesellschaft lustiger Zechgenossen, welche noch spät in der Nacht in einem Wirthshause beisammen saß, starken Appetit. — Dem Wirthshause gegenüber wohnte ein biederer, ehrenfester Fleischermeister, der auf gute Waare und besonders auf guten Schweinsbraten hielt. — „Hätten wir doch drüben vom Meister ein paar Pfund Schweinsbraten!“ meinte einer der Zecher, und alle waren darüber einverstanden, daß das ein vortrefflicher Wunsch sei. Aber wie ihn ausführen? Der Meister liebte die bürgerliche Ordnung, ging mit seinen Leuten Schlag zehn Uhr zu Bett und ließ sich ungern stören. — Endlich entschloß sich die Gesellschaft doch zu einem Versuche und schickte Einen aus ihrer Mitte ab, um den Fleischer herauszupochen und den gewünschten Braten zu kaufen. Der Abgeschickte donnerte auch bald mit dem Klöppel gegen die Hausthür, daß das ganze Haus erdröhnte. Fluchend fuhr der Fleischer in Hemd und Nachtmütze aus dem Bette, riß das Fenster auf und rief: „Wat is'r los! Wat willt Je?“ „Och Mester,“ antwortete der Zecher, „ek wolle gern veir Pund Swinebraen.“

„Ach, Nachtslapenstit hewek keinen Swinebraen, kom't an'n Dage!“ meinte der Meister unwirrsch, und wollte das Fenster zuschlagen.

„Holt! holt Mester,“ bat der lustige Bruder mit Mitleid weckender Stimme, „et sall ja vor'n Kranken sin!“

„Dat is wat ann'ers!“ sagte der biedere Fleischer, zog sich an, schnitt vier Pfund Schweinsbraten ab und wünschte, daß es dem Kranken gut bekommen möge. —

Der Stadtsoldat.

Gegen das Ende von Hildesheims Selbständigkeit, waren seine meist aus invaliden Krüppeln bestehenden Stadtsoldaten eine wahre Caricatur auf seine frühere, stattliche Wehrkraft. So war täglich am neuen Thore ein mehr als achtzigjähriger Alter zu finden, der, durch einen doppelten Bruchschaden am Gehen verhindert, das Gewehr im Arm auf dem Prellstein saß, und auf freundliche Anfrage, wie es ihm gehe? zu erwiedern pflegte: „Gott, sau lange et gahen will, Dag vor Dag sitte ek hier un stahe vor de Andern Schildwache!“ —

Heinrich Laube.

Heinrich Laube ist am 18. September 1806 zu Sprottau, einem Städtchen in Niederschlesien, geboren. Sein Vater war dort Stadtmaurermeister und er selbst als ältester Sohn für das Baufach bestimmt. Zu dem Ende war er 1820 auf das evangelische Gymnasium in Groß-Glogau gesendet. Hier aber entwickelte sich sehr bald eine weit stärkere Anlage in ihm zu literarischen, als zu mathematischen Gegenständen, und seine Bestimmung änderte sich dahin, daß er den ganzen Gymnasialcursus durchmachen und alsdann Theologie studiren solle. Letzteres wohl vorzugsweise darum, weil seine Eltern, mit zahlreicher Kinderschaar gesegnet, ihn mit Geld nicht unterstützen konnten und die Laufbahn eines Theologen für diejenige galt, welche am frühesten zu einem, wenn auch kleinen Einkommen führe. Er war denn auch auf dem Gymnasium schon genöthigt, sich selbst zu erhalten und eine Stunde später das wieder zu lehren, was er vor einer Stunde gelernt hatte. Sinn für Selbständigkeit und Unabhängigkeit bildet sich in solcher Lage frühzeitig aus. Demgemäß verließ er kurz vor dem Abgange zur Universität das Glogauer Gymnasium, weil ein pietistisches despotisches Regiment von Seiten des Directors einzureißen begann, und siedelte auf das Gymnasium von Schweidnitz über, wo ein freierer und heitererer Ton herrschte. Dort machte er 1826 ein sehr glückliches Abiturientenexamen und wanderte zu Fuß und mit leerem Beutel nach Halle, wo er als Studiosus der Theologie zur Facultät, als Fuchs zur Burschenschaft trat.

Vormittags besuchte er hier die rationalistischen Collegia von Wegschneider und Gesenius, Nachmittags eben so regelmäßig den Fechtboden und Passendorf, die Kneipe der Burschenschaft. Ein gesellig lebhaftes Naturell erwarb ihm viel Freunde, und diese, so wie tapfere Führung der sogenannten Studentenangelegenheiten, brachten ihn über den gänzlichen Mangel an Geld hinweg, ja ermöglichten ihm sogar zahlreiche kleine Reisen, so daß er frühzeitig einen Theil des nördlichen Deutschlands genau kennen lernte. Nach anderthalb Jahren vertauschte er Halle mit seiner heimathlichen Universität Breslau, und hier entwickelte sich, ihm selbst unerwartet, eine Fähigkeit zur Schriftstellerei, welche allmälig der Beruf seines Lebens wurde.

Ein Kreis älterer Studenten hatte einen Dichterverein unter sich gegründet, und dieser forderte ihn zum Beitritt auf. Zunächst lehnte er mit der ehrlichen Versicherung ab, daß er sich gar kein dichterisches Talent zutraue. Die jungen Poeten entgegneten, daß sie ihm mindestens ein kritisches zutrauten, und so wurde Laube in die Sitzungen gezogen. Der Verein wünschte sich nun bald, wie jeder solcher Verein, ein Organ, in welchem er seine Gedichte, Novellen und Shakespearestudien abgedruckt sehen könnte, und unter dem entsprechenden Titel „Aurora" ward dann auch nach einiger Zeit eine Wochenschrift begonnen und Laube zum Redacteur derselben gemacht. Die Breslauer Studentenschaft war das zahlende und lesende Publicum derselben, im Punkte des Lesens recht fleißig, im Punkte des Zahlens minder sorgfältig. Der literarische Ton des Vereins war der romantische, an den noch producirenden Ludwig Tieck sich anschließend, und das Theater wurde die Anknüpfung für das Interesse des Tages und für das Bedürfniß lebendiger Fortbildung. Das Gastspiel Seydelmann's und das literarische Auftreten Wilhelm Wackernagel's in der Breslauer Zeitung waren entscheidende Momente. Wackernagel debütirte mit einer Polemik gegen die Schiller'schen Schauspielcharaktere, welche er tief unter die Goethe'schen herabsetzte, und entzündete damit einen Kampf, in welchem sich die jungen Leute ihre Sporen erfochten und in welchem Laube aus dem engen Kreise der Aurora in die größern der Breslauer Tagesliteratur gehoben wurde. Ein äußerlicher Umstand steigerte die Popularität des schöngeistigen Studenten: ein französischer Fechtmeister, welcher bei der Universität angestellt werden sollte, kündigte einen grand assaut d'armes an den Straßenecken an und forderte jedermänniglich auf, sich mit ihm zu messen. Im Saale des Hotel de Pologne ging unter lärmendem Zudrang Aller, die je auf Akademien der edeln Fechtkunst gepflogen, dies Turnier vor sich. Der Franzose war eine Art Goliath. Als er heraustretend das Publicum in gebrochenem Deutsch harangirt, meldet sich lange Niemand, bis endlich, für die Ehre der Studentenschaft einzustehen, ein junger Mensch von beinahe schmächtigem Bau auf die Bühne springt und sich erbietet, mit ihm auf Schläger loszugehen. Der Franzose mißt seinen Gegner mit einem Blick der Ueberlegenheit und bringt zwei Rapiere. Der Student sagt, das sei seine Waffe nicht; auf seiner Schule sei, germanischer Sitte gemäß, das Hauen vorherrschend geblieben. Der Franzose seinerseits ist hauptsächlich auf's Stoßfechten eingeübt und das leichte Rapier gewohnt; erst nach längerer Debatte will er sich zum Schläger bequemen und beginnt nun, sich Kopf, Brust und Faust sorgfältig zu verpacken und zu verwahren. Der Student sagt, auch dies sei hier nicht Sitte, er wolle sich schlagen, wie er's vom Fechtboden her gewöhnt sei. Der Franzose gibt ehrenhalber nach und der Kampf beginnt. Er dauert nicht lange. Ein paar Gänge — und Goliath liegt entwaffnet, mit einem blutigen Kopfe, laut ächzend am Boden. Ein lautes Hurrah erschallt aus dem Parterre und von den Galerien, der Sieger aber ist kein Anderer als Heinrich Laube, der kurz vorher in der Zeitung für Schiller's Idealismus gefochten. Eine so eigenthümliche Popularität in jungen Jahren war wohl geeignet, den Studiosus der Theologie in einen Studiosus der Literatur zu verwandeln. Das Theater wurde, wie so oft, die Fahrstraße dazu. Eine Darstellung des Käthchen von Heilbronn wurde für den jungen Romantiker ein Sirenenton, und einige Rollen des damals in voller Jugendkraft stehenden Wilhelm Kunst steigerten seine Theilnahme. Karl Moor war wirklich eine fortreißende Leistung dieses mit den glänzendsten Mitteln ausgestatteten Schauspielers, welcher leider in der Folge unterließ, die üppigen Naturgaben geistig auszubilden. Bald darauf kam Seydelmann in seine schlesische Heimath und gab in Breslau ein längeres Gastspiel. Sein Carlos im Clavigo elektrisirte Laube und gab die Veranlassung, daß der junge Mann die persönliche Bekanntschaft des ältern, feinge-

bildeten Künstlers suchte. Diese Bekanntschaft, die in ein Freundschaftsverhältniß überging und fest bestanden hat bis zu dem leider zu frühzeitigen Tode Seydelmann's, ist von großem Einfluß auf Laube's Entwicklung gewesen. Wir sehen ihn von jener Zeit an dem Theater nahetreten und für dasselbe schreiben. Ein kleines satirisches Lustspiel „Nicolo Zaganini“ war das erste Opus, mit welchem er auf der Breslauer Bühne erschien. Es hatte den damaligen Paganinischwindel zum Inhalte und machte dergestalt Glück, daß der Schauspieler, der den Paganini copirte, sehr lange durch ganz Deutschland reiste und von dieser einen Rolle leben konnte. Einen literarischen Werth hatte es nicht. Eben so wenig die fünfactige Tragödie „Gustav Adolf,“ welche darauf folgte und in dem ausgefahrenen Schiller-Körner'schen Gleise Herrn Kunst Gelegenheit gab, den Schwedenkönig zu spielen. In dieser Richtung schreibend — ein „Moritz von Sachsen“ war das nächste Stück — wäre Laube wahrscheinlich ein banaler Jambenautor geworden. Aber die Julirevolution trat ein und weckte in ihm wieder die politische Aufmerksamkeit, welche seit der Burschenschaftsromantik eines deutschen Reichs geschlummert hatte. Er brach plötzlich allen Verkehr mit dem Theater ab und wendete sich historischen Studien zu. Auch die vernachlässigte Theologie kam wieder an die Reihe. Er erbat sich die herkömmlichen Examenaufgaben vom Breslauer Consistorium und zog sich als Hauslehrer auf's Land zurück, um „über die Erbsünde“ die erworbenen theologischen Kenntnisse zusammenzustellen. Dort, auf einem Landgut an der Oder, einige Meilen von der polnischen Grenze, fand ihn die Nachricht vom Ausbruch der polnischen Revolution. Lebhafter Verkehr mit Polen, welche über die Grenze gingen und kamen, setzten ihn in den Stand, dem Feldzug im Detail folgen zu können und Einer der Ersten zu sein, welche darüber schrieben. Studien über polnische und europäische Staatsgeschichte schlossen sich naturgemäß an diese Beschäftigung, und statt theologischer Arbeiten entstanden historische, welche in einem Bande, „Polen“ betitelt, zusammengestellt wurden. Diesen Band drucken zu lassen, reiste er 1832 nach Leipzig. Die damalige politische Entwicklung erfüllte ihn dergestalt, daß er dem Brotstudium und der Heimath für immer den Rücken wandte und auf gut Glück völlig in die Laufbahn eines Schriftstellerlebens trat, welches ohne Succurs von Geldmitteln steten Kampf und vielfältige Entbehrungen, aber vollständige Unabhängigkeit in Aussicht stellt.

Laube's Absicht war, nur kurze Zeit in Leipzig zu verweilen, dann aber auf längere Zeit nach Paris zu gehen; aber während seines Aufenthalts, der nur ein provisorischer sein sollte, ward ihm die Redaction der „Zeitung für die elegante Welt“ angetragen. Nach einigem Zögern nahm er sie an und mit Neujahr 1833 begann die lebhafte Einwirkung und Verbreitung jenes schönwissenschaftlichen Blattes, welches neben dem „Freimüthigen“ zu Anfang des Jahrhunderts diese Deutschland eigene belletristische Journalistik eröffnet hatte, seit einer Reihe von Jahren aber zur Unbedeutendheit herabgesunken war. Jetzt ward es Mittelpunkt für jene moderne Schriftstellerpartei, welche die politische Bewegung in die literarische Welt übertragen wollte und in Kritik und Stil die sogenannte jungdeutsche Epoche bildete. Das „junge Europa,“ erste Abtheilung: „Die Poeten,“ war das Buch, das Laube ebenfalls zu Anfang des Jahres 1833 herausgab und welches mit seinen stürmischen Jugendcharakteren, seinem glühenden Colorit und lebhaft pointirten Stil in der jüngern literarischen Welt enthusiastische Theilnahme fand. Eine Reise nach Oberitalien, welche er mit Karl Gutzkow unternommen, ward Veranlassung zu dem zweiten Buche humoristischer Gattung, welches ihm die Theilnahme des großen Publicums gewann und ihn zu dem populären Schriftsteller stempelte, der seit jener Zeit allgemein bekannt ist. Dies Buch waren die „Reisenovellen,“ Improvisationen von studentischer Keckheit und liebenswürdigster Frische, welche einen Platz neben den Heine'schen Reisebildern verdienen.

So rascher Erfolg der Zeitung und der Bücher aber leitete die Verfolgung derjenigen Regierung auf ihn, welche damals am schonungslosesten den Liberalismus bekämpfte. Herr von Tzschoppe leitete diese Verfolgung in Preußen und ließ Laube gefänglich einziehen. Eine zunächst polizeiliche Untersuchung der Schriften Laube's versprach kein großes Ergebniß, und nur die Theilnahme desselben an einer Burschenschaft in Halle machte es möglich, die Untersuchung in eine criminelle zu verwandeln. Diese Studentenverbindung nämlich war ein- für allemal als eine staatsgefährliche qualificirt worden, welche mit sechs Jahren Festung bestraft wurde. Laube wurde demgemäß in die Hausvogtei in Berlin gebracht und unter den strengsten Formen

fast ein Jahr lang gefangen gehalten und inquirirt. Ein halbes Jahr lang wurde ihm jedes Schreibmaterial entzogen und er für den Preis derselben Staatsformen, welche jetzt in Preußen gesetzlich bestehen, wie ein Verbrecher behandelt. Als ihm wieder eine Feder ge-



Laube.

stattet wurde, schrieb er die Fortsetzung des „jungen Europa," die „Krieger" und die „Bürger," in den letztern seine eigene Gefangenschaft schildernd. Im Frühjahr 1835 ward er gegen juratorische Caution freigelassen und an einen bestimmten Ort in Preußen confinirt. Dieser Ort war Naumburg an der Saale, und als er sich dort durch Herausgabe einiger Novellen, „Liebesbriefe" und die „Schauspielerin," sowie durch Zusammenstellung eines seiner anziehendsten Bücher, der „Modernen Charakteristiken," wieder ein wenig gesammelt hatte, traf ihn plötzlich der Bannstrahl, welchen Herr von Tzschoppe unter dem Namen junges Deutschland zum allgemeinen Erstaunen gegen fünf Schriftsteller (Heine, Laube, Gutzkow, Mundt, Wienbarg) geschleudert hatte. Nicht nur Alles, was diese Männer bis dahin geschrieben, auch alles das, was sie je schreiben würden, ward in Preußen und auf Preußens Veranlassung durch einen Bundesbeschluß in ganz Deutschland — verboten. Also strenger als der päpstliche Index, welcher doch nur die Vergangenheit straft. Diese Maßregel scheint auf die Betroffenen sehr eindringlich gewirkt zu haben, sie glaubten, es sei ihnen jede literarische Zukunft und Existenz vernichtet. Gutzkow gesteht („Vorrede zur Wally"), daß ihm ein „Todschrecken in die Glieder fuhr," Laube brach in Folge des Erlasses ohne Erlaubniß seinen Bann in Naumburg und erschien persönlich vor Herrn

von Tzschoppe in Berlin, um ihm das Unerhörte solcher Maßregel vorzuhalten. Diese Scene, welche Schreiber dieser Zeilen einmal mündlich von Laube hat schildern hören und welche ein denkwürdiges Capitel zur Charakterisirung jener Zeit bilden könnte, hatte doch zur Folge, daß der kleine Großinquisitor ein wenig innehielt in strenger Ausführung seiner Maßnahmen und daß Laube zunächst der Aufenthalt in Berlin, wenn nicht gestattet, doch auch nicht verwehrt wurde. Er schrieb dort eine Novelle, „das Glück," „eine Skizze der französischen Revolution von 1789 bis 1830" und eine Fortsetzung der Reisenovellen. Verheirathet und häuslich eingerichtet, erlitt er hier 1837 den Urtheilsspruch, welcher seinen Proceß mit anderthalb Jahren Festungsstrafe besiegelte, und ihn in das Polizeiamthaus zu Muskau führte. Die preußischen Festungen waren nämlich damals dergestalt überfüllt von sogenannten Demagogen, daß die Verurtheilten zur Absitzung ihrer Strafe an die Gerichtsbehörden kleiner Städte gewiesen wurden. Das Amtshaus in Muskau liegt mitten in dem Pückler'schen Parke, und von Seiten des Fürst Pückler'schen Hauses wurde ihm jede zulässige Erleichterung und Verschönerung der Haftzeit zu Theil. Er schrieb dort seine vierbändige „Geschichte der deutschen Literatur," deren erster Band, die ältere Geschichte bis Lessing schildernd, keinen Anspruch auf Quellenstudium und Originalwerth machen kann, deren drei weitere Bände aber, besonders von Lessing an, einen eigenen Standpunkt festhalten und für das gebildete Publicum eine lehrreiche Uebersicht bieten.

Als die Gefangenschaft zu Ende war, verließ Laube mit seiner Frau Deutschland auf längere Zeit und bereiste das westliche Europa, vorzugsweise Frankreich mit Einschluß der Colonie Algier. Das nächste literarische Ergebniß dieser Reise waren die „französischen Lustschlösser," denen sich später der Roman „Gräfin Chateaubriand" anschloß. Bei seiner Heimkehr ließ er sich dauernd in Leipzig nieder, übernahm nochmals die Redaction der „Zeitung für die elegante Welt," schrieb die größern Novellen, „die Bandomire," eine kurländische Erzählung, „der belgische Graf," und wendete sich nun vorzugsweise der dramatischen Production zu.

Das erste Stück, mit dem Laube 1840 auftrat, „Monaldeschi," hat einen höchst gelungenen, geist- und lebensvollen ersten Act: leider zerbröckelt sich später die Handlung und treibt durch eine Unmasse von Verwandlungen, die es hindern, ein Interesse wachsen und lebendig werden zu lassen, kaleidoskopisch von Situation zu Situation. Einen festern Organismus und bessere Technik hat „Rococo," obwohl dieses Stück mit seiner lockern Moral einem deutschen Theaterpublicum wenig zusagen kann. Das Stück fand einen lebhaften Lobpreiser an Ludwig Tieck, was zu einer Aussöhnung zwischen dem alten Romantiker und dem jungdeutschen Autor führte. Tieck war bis daher ein heftiger Gegner der jungdeutschen Literatur gewesen, die doch nur ein letzter Schößling der Romantik war, und die jetzt erst eintretende persönliche Berührung Beider war von lebhaften Debatten begleitet, welche uns wohl noch einmal mitgetheilt werden. Laube's freundschaftlicher Verkehr mit dem alten Herrn blieb seit jener Zeit ungetrübt, und noch kurz vor dem Tode Tieck's hatte er in Berlin einmal eine vielstündige Unterredung mit ihm, welche interessante Geständnisse des letzten Romantikers berührte. Laube hat sie im „Familienbuch des österreichischen Lloyd" geschildert.

In den nächsten Jahren erschienen von Laube die „Bernsteinhexe," eine offenbar übereilte Bearbeitung des Pastor Meinhold'schen Spukes, „Struensee," „Gottsched und Gellert," worin recht wohlthuend der Pietät für einen wackern und verdienten Mann Raum gegeben ist, endlich das populärste seiner Dramen, „die Karlsschüler." Diese traten 1846, fast gleichzeitig mit Uriel Akosta und Maria Magdalene hervor, zu einer Periode, wo es wahrlich den Anschein hatte, als solle ein neues Leben in's deutsche Theater kommen; das Stück weckte das vielseitigste Interesse. Es ist auch, da der spätere An- und Nachwuchs auf dem Gebiete des deutschen Dramas sich nur als ein spärlicher und dürftiger bewies, noch bis heute ein gern gesehenes Repertoirstück geblieben.

Das Jahr 1848 kam, die „Karlsschüler" wurden in Wien gegeben, Laube leitete die Inscenesetzung und das Stück fand eine enthusiastische Aufnahme. Er selbst gerieth kurz darauf eine Zeit lang in die Politik hinein. Als in dem deutschen Theile Böhmens die Wahlen für's Parlament ausgeschrieben wurden, ging Laube von Karlsbad aus, wo er seiner Gesundheit wegen weilte, nach Ellbogen, hielt dort eine kurze, verhältnißmäßig conservative Wahlrede und wurde gewählt — eine Anticipation des allgemeinen deutschen Staatsbürgerrechts.

In Frankfurt angekommen, nahm er im Centrum seinen Sitz. An der Debatte hat er sich dort, so viel wir wissen, nie betheiligt. Als es an die Kaiserfrage kam, trat er aus, weil er Oesterreicher geworden war. 1849 im Herbste, wurde er zur Inscenesetzung des Struensee nach Wien gerufen und bald darauf zum Director des Hofburgtheaters ernannt. Einige Monate zuvor war sein dreibändiges Werk über das deutsche Parlament erschienen.

Seit dieser Zeit, zehn Jahre, ist er in dieser Stellung. Seine Thätigkeit hat sich auf praktische Herstellung eines ersten Theaters concentrirt. Ob er dies Ziel erreicht hat, steht dahin. Jedenfalls hat er mit höchst glücklichem Blick Talente aufzufinden und an ihren richtigen Ort zu stellen verstanden, sie dauernd festzuhalten, ist ihm weniger gelungen. Leider ist er, theilweise durch die Verhältnisse gezwungen, theilweise in der Absicht, dem im Grunde nur höchst mäßig subventionirten Theater gute Tantiemen zuzuführen, allzusehr auf die Neigungen des Publicums eingegangen und hat allmälig den Wiener Geschmack zu sehr als ästhetische Richtschnur acceptirt. Seine letzten Dramen „Essex" und „Montrose" stehen an poetischem Fond vielleicht hinter seinen frühern Werken zurück, sind aber von Seiten der Technik höchst beachtenswerth. In seinem Wesen ist Laube vom Hoftheaterdramaturgen nicht berührt worden, sein offenes, kräftiges, charaktervolles Naturell, das liebenswürdig gewinnend aus seinen ersten Büchern spricht, hat sich im Capua der Geister frisch erhalten, so daß das deutsche Theater von ihm noch das Beste erwarten darf.

Die Freundin einer Königin.

Große Leiden und erschütternde Mißgeschicke, mögen sie ganze Völker oder einzelne Menschen betreffen, erregen unser Mitgefühl. Je unverbienter sie sind und je hilfloser sie ihre Opfer finden, um so inniger wird unser Antheil. Wo aber erhabene Größe des Charakters durch Leiden zu Tage tritt und Heroismus im Dulden sich entfaltet, da verwandelt sich das Mitgefühl in Bewunderung und wir stehen vor einem Triumph, den die edle Natur des Menschen feiert. Solche Fälle werden stets vereinzelt bleiben, denn die höchste Menschenwürde stellt sich nur in einzelnen Erscheinungen, die dem Uebergewicht der Masse entgegenstehen, am auffallendsten dar, und je außergewöhnlicher die Verhältnisse sind, je mehr Contraste sich vereinigen, um die Ereignisse zu schärfen, um so bestimmter tritt die Wirkung eines solchen Falles hervor. Die Geschichte der unglücklichen Königin Marie Antoinette ist ein seltenes Beispiel von Seelengröße im Leiden, und die Umstände, welche sich bei ihr vereinigten, um ihr Unglück auffallender zu machen, müssen auch in jedem Falle die Theilnahme daran erhöhen. Ihre Schönheit, ihr Geist, ihr lebhaftes Selbstgefühl und ihre Lebenslust bringen das Bild der jugendlichen Herrscherin Frankreichs zur Zeit ihres Glücks in ein so helles Licht und zeigen dasselbe in so lebhaften Farben, daß die düstern Schatten, welche ihr Ende bedecken, nur noch furchtbarer erscheinen und ihre Leiden bei der Betrachtung sich auf's höchste steigern. Aber hier wie dort sehen wir das Gefühl ihrer Würde, welches ihr in der Jugend eine den steifen Formen des sittenlosen französischen Hofes widersprechende Unbefangenheit gab, und das sie bis zum Blutgerüste begleitete, keinen Augenblick von ihr weichen. Jene ungezwungene Lebhaftigkeit, welche die fünfzehnjährige Tochter der Kaiserin Maria Theresia bereits schmückte, als sie dem Dauphin von Frankreich angetraut wurde, ihr offenes ungekünsteltes Wesen, war für sie an jenem Hofe und bei einer Nation, die ihre Natur nicht verstehen konnte, von Anfang an eine Quelle trüber Erfahrungen. Die Familie des Königs fand in ihr zu viel Jugendlust, während das Volk sie ihres Stolzes wegen tadelte. Fast die ganze königliche Familie, mit Ausnahme des alten Königs Ludwig XV., konnte die herzliche Manier der jungen Erzherzogin nicht würdigen, und es dauerte Jahre lang, bis ihr Gemahl, der Dauphin und spätere König Ludwig XVI., sie wegen der Vortrefflichkeit ihres Charakters lieben lernte.

Die vereinsamte und von allen Seiten mißverstandene Fürstin hatte das lebhafteste Bedürfniß nach Austausch ihrer Gedanken und Empfindungen. Ein günstiges Schicksal führte ihr frühzeitig in einer Anverwandten der königlichen Familie von Frankreich eine Freundin zu, die diesem Bedürfniß völlig Genüge leisten konnte und deren unwandelbare Anhänglichkeit ein Beispiel wahrer Freundschaft in der Geschichte bildet. Es war die Prinzessin Marie Therese Louise von

Lamballe, die Tochter des Prinzen von Savoyen Carignan.

Von den ersten Verbindungen, welche Marie Antoinette, nachdem sie dem Dauphin vermählt war, mit mehrern geistvollen und heitern Damen des damaligen Hofes in Frankreich anknüpfte, war die zur Prinzessin Lamballe die einzige von tieferer Bedeutung. Frau von Lamballe, welche sechs Jahr älter war als die Dauphine, erschien durch die Sanftmuth und den Ernst ihres Wesens ganz dazu geeignet, der frühzeitig entwickelten Marie Antoinette in ihrer übersprudelnden Lebhaftigkeit zu entsprechen. Vielleicht trug auch ein gemüthvoller Zug im Charakter der Lamballe, den sie von ihrer deutschen Mutter, einer Prinzessin von Hessen-Rheinfels-Rotenburg, geerbt hatte, zur größern Innigkeit des Verständnisses bei. Frau von Lamballe war mit achtzehn Jahren die Wittwe von Louis Alexander Joseph Stanislaus von Bourbon, Prinzen von Lamballe und Groß-Jägermeister von Frankreich, geworden, mit dem sie nur 15 Monate verheirathet gewesen und der, selbst erst zwanzig Jahre alt, in Folge seiner unmäßigen Ausschweifungen starb. Der Vater des Prinzen, der Herzog von Penthièvre, hatte darauf seine Schwiegertochter adoptirt. Nach der Ankunft von Marie Antoinette in Paris kam die junge, schöne und durch ihr Mißgeschick interessante Frau von Lamballe bald in die Cirkel und zu den Bällen der Dauphine, bei welcher Gelegenheit sie durch ihren Geist und die Schönheit ihrer Erscheinung so sehr glänzte, daß selbst Ludwig XV. davon berührt wurde und seine Geliebte, Madame Dubarry, nebst ihrem Anhang in der ängstlichen Erwartung eines großes Verhängnisses schwebten, nämlich einer Heirath Ludwigs XV. mit Frau von Lamballe. In dieser Zeit schloß sich Marie Antoinette an die Prinzessin an und fand in ihr alle jene Vorzüge vereint, die sie bei einer Freundin wünschte. Frau von Lamballe fühlte sich durch die trüben Erfahrungen ihrer Jugend ebenfalls vereinsamt und konnte sich daher mit ungetheilter Empfindung ihrer Freundin hingeben.

Die beiden jungen Frauen, wovon die eine frühzeitig ihren Gatten verloren hatte, während die andre zwar vermählt, aber gänzlich vernachlässigt war, verbanden sich zu einer gegenseitigen Freundschaft, in welcher sie nicht nur einen Trost für ihre vereinsamten Herzen, sondern auch die Gelegenheit fanden, durch geistvollen Humor und heitere Scherze sich für manches versagte Glück zu entschädigen.

Die größte Schönheit der Frau von Lamballe — so lesen wir in dem Werke „Geschichte der Marie Antoinette von Edmond und Jules de Goncourt,“ von dem so eben die autorisirte deutsche Ausgabe von Schmidt-Weißenfels besorgt und bei Kober & Markgraf in Prag erschienen ist, — war ihr heiteres Antlitz; selbst der Blitz ihrer Augen war sanft. Trotz der traurigen Erfahrungen und einem überstandenen Nervenfieber, lag keine Wolke, keine Falte auf dieser schönen Stirn, umwallt von langem blonden Haar. Sie war eine Italienerin mit der Grazie des Nordens, und nie war sie schöner, als im Schlitten, im Marder- und Hermelinpelz und wenn das Antlitz vom Schneegestöber gepeitscht wurde, oder auch wenn sie, unter dem Schatten eines großen Strohhuts und im Flor der Barège, wie eine jener Traumgestalten vorüberschwebte, wie sie der englische Maler Lawrence in weißem Kleide über feuchten Rasen dahinstreifen läßt.

Das Gemüth der Frau von Lamballe besaß die Heiterkeit ihres Antlitzes. Sie war sanft, liebevoll, immer gleichmäßig und zu Opfern bereit, gefällig bis in's Kleinste und uneigennützig in Allem. Da sie nichts Böses sah und nicht daran glauben wollte, machte sie sich selbst ein Bild von der Welt und allen Dingen, und indem sie mit der Reinheit ihrer Illusionen jeden häßlichen Gedanken verjagte, erhielt und wiegte ihr Gespräch die Königin wie in dem Frieden und dem Reiz einer lieblichen Natur. Auch ihre Frömmigkeit und unermüdliche Wohlthätigkeit, welche sich keinem Unglücklichen verschloß; ja selbst die italienische Sprache, in der zuerst die Erziehung Marie Antoinettens geschah, bildeten ein Band zwischen der Dauphine und Frau von Lamballe.

Nachdem durch den Tod des Königs Ludwig XV., der Dauphin Ludwig XVI. König und Marie Antoinette Königin geworden waren, hoffte letztere endlich das Herz ihres Gemahls zu gewinnen, aber der Einfluß ihrer Gegner, namentlich der Tanten des Königs, der unverheiratheten Töchter Ludwigs XV. und Schwestern des frühzeitig verstorbenen Dauphins, des Vaters von Ludwig XVI., vereitelten diese Hoffnung und die junge Königin blieb zurückgesetzt.

Zu den Beweisen von Selbständigkeit,

welche Marie Antoinette sogleich nach ihrer Ankunft als Dauphine gegeben hatte, gehörte ihr entschiedenes Auftreten, als es sich um die Wahl einer Staatsdame für sie handelte. Sie hatte, bevor sie die Lamballe kannte, Frau von Cossé erkoren und jeden andern Vorschlag abgelehnt. Frau von Cossé aber hatte mit der Zeit das Vertrauen ihrer Gebieterin mit Anmaßung vergolten und kurz nach dem Tode Ludwig's XV. zerriß sie durch eine unvorsichtige Handlung alle Bande der Zuneigung der Königin. Von nun an gab sich Marie Antoinette gänzlich der Frau solchen Beharrlichkeit, daß dieser endlich einwilligen mußte. Fast gab es einen offenen Aufstand bei Hofe. Frau von Cossé legte ihre Stelle als Staatsdame nieder und viele andere Damen folgten diesem Beispiel oder brachten Protestationen bei. Von Versailles ging die Aufregung nach Paris und steckte die öffentliche Meinung an. Bei dieser Wiederherstellung einer Würde der Monarchie durch die Königin schien man schon alle Ausgaben der Dubarry vergessen zu haben; denn man begann, von der Vergeudung Marie Antoinettens zu sprechen.



Das Volk dringt nach Versailles zum König.

von Lamballe hin. Sie wollte dieselbe nicht für ihre Freundschaft bezahlen, aber eine Stellung bei Hofe sollte sie an sie fesseln und vor der Versuchung bewahren, wieder zu ihrem Schwiegervater, dem Herzog von Penthièvre zurückzukehren. Die Königin dachte daher an die Wiederherstellung der Oberintendanz ihres Hauses, welche eine der mächtigsten Stellungen war, da ihr die Leitung des Rathes der Königin zufiel, die Ernennung und Beförderung der Inhaber von Chargen, die Absetzung und Bestrafung der Dienerschaft, eine so bedeutende Macht, daß einst auf Verlangen der Königin Maria Leszcynska diese Charge gänzlich aufgehoben ward. Ludwig XVI. widerstrebte auch lange Zeit dem Verlangen der Königin, aber diese, durch ihre Freundschaft bestimmt, betrieb die Zustimmung des Königs mit einer

Nach einer sechsjährigen freudenlosen Ehe gelang es der jungen allbewunderten Königin endlich, auch das Herz ihres Gemahls zu gewinnen und die Liebe Ludwig's XVI. entschädigte sie für so manche trübe Stunde der Vergangenheit. Um diese Zeit war Marie Antoinette auch durch eine neue Freundschaft gefesselt, welche sie für einige Zeit von Frau von Lamballe abzog, bis die Erfahrung, daß die Freundschaft einer Königin fast immer nur eigennützige Entgegnung findet und auch die neue Freundin, Frau von Polignac, ihr nicht ganz ergeben war, sie auf's Neue zu derjenigen zurückführte, welche zwar nicht so lebhaft und mit ihren Empfindungen kokettirend wie Andre, doch unermüdlich in aufrichtiger Hingebung blieb. Es schien der Königin, als wenn sie von Frau von Lamballe nur durch eine Abwesenheit von kurzer Dauer

getrennt gewesen, und es setzte sie keineswegs in Verlegenheit, als sie jetzt wieder einmal nach deren Hotel fuhr, um der Prinzessin ihr Beileid wegen des Todes ihres Bruders, des Fürsten von Carignan, auszudrücken; es geschah ohne Zwang und mit aller Freude des Wiedersehens, daß Marie Antoinette zu dieser Freundin zurückkehrte, welche sich an der Spitze, zum König vorgebrungen war, um Brot von ihm zu verlangen, richtete sich die Wuth hauptsächlich gegen die Königin, deren angebliche Verschwendung man in den schwärzesten Farben malte. Das Volk zwang hierauf die königliche Familie zum Ueberzug nach Paris, wo sie anfänglich in den Tuillerien nothdürftig unterkommen mußte.



Die Entdeckung des Königs auf der Flucht.

ohne Empfindlichkeit entfernt hatte und ohne Vorwürfe sich wieder anschloß.

Bald begannen nun die Ereignisse, bei denen die Freundschaft der Frau von Lamballe für die Königin an ernster Bedeutung gewinnen sollte. Als mit der immer anwachsenden Unzufriedenheit des Volkes auch die Feindschaft und Eifersucht in der königlichen Familie anhielt, war der Schwiegervater der Prinzessin von Lamballe, der Herzog von Penthièvre, allein der Königin ergeben; aber da er fern vom Hofe, einsam und still auf seinen Gütern lebte, so konnte er derselben nur sehr wenig nützen.

Der Muth der Königin, der sich sogleich beim Ausbruch der Revolution kundgab, fand im Herzen ihrer Freundin den vollen Widerklang. Als das aufgeregte Volk nach Versailles gezogen und dort, die Fischweiber

Die Prinzessin Lamballe theilte das Schicksal ihrer königlichen Freundin. Die furchtbaren Sorgen bleichten das Haar der Königin und sie ließ sich mit diesen Haaren für ihre Freundin malen, als diese, dem Gebot der Umstände folgend, nicht aus freiem Willen wie andre Anhänger des königlichen Hauses, nach England reiste. Sie ging mit dem Auftrage dahin, auf Pitt einzuwirken, um ihn zu ernsten Maßregeln zu bewegen.

Da um dieselbe Zeit die verunglückte Flucht der königlichen Familie stattfand, bei welcher zwölf Meilen von Paris in Varennes der Wagen brach und während des dadurch entstandenen Aufenthaltes das Königspaar erkannt und nach Paris zurückgebracht wurde, so glaubt man die Reise der Prinzessin Lamballe damit in Verbindung.

Ein Unwohlsein überfiel die Prinzessin

während ihres Aufenthaltes in England und ihre tiefgebeugte königliche Freundin schrieb ihr unter Anderm: „Glauben Sie an meine zärtliche Freundschaft, und wollen Sie mir einen Beweis der Ihrigen geben, mein liebes Herz, so denken Sie an Ihre Gesundheit und kommen Sie nicht eher zurück, als bis Sie vollständig wiederhergestellt sind.“ Madame Elisabeth, die jüngste Tante des Königs, theilte damals bereits die Leiden der Königin.

Bei der Vollendung der Constitution rief Marie Antoinette die ihr fehlende und nothwendige Freundin zurück; dann, als bereue sie und als mache sie sich Vorwürfe über ein egoistisches Gefühl, ihre Gefahren von ihrer Freundin getheilt zu sehen, bat sie dieselbe, in England zu bleiben, aber die Prinzessin Lamballe kehrte, ungeachtet der ängstlichen Bitte der Königin, nach Frankreich zurück.

Von nun an blieben die beiden Freundinnen in den bittersten Stunden des Leidens vereint und es gelang der starkgeistigen Frau von Lamballe, den Muth der Königin nicht nur zu unterstützen, sondern ihr auch manche frohe und heitere Stunde noch zu bereiten. Bei den gefährlichen Drohungen, welchen die Königin stündlich ausgesetzt war, blieb außer Madame Elisabeth auch die Prinzessin Lamballe an ihrer Seite; sie begleitete Marie Antoinette in die Nationalversammlung, in's Gefängniß, in den Temple und würde sie auf's Schaffot begleitet haben, wenn es ihr nicht bestimmt gewesen wäre, ihrer Freundin im Tode vorauszugehen. Als die Königin auf Befehl der Gemeinde von ihren Frauen getrennt wurde, befand sie sich im Zimmer, welches der Frau von Lamballe angewiesen war. Die Officiere, welche mit der Ausführung des Befehls vertraut waren, fanden die Königin und ihre Kinder, Madame Elisabeth und Frau von Lamballe eng mit einander verschlungen und aufgelöst in Thränen. —



Marie Antoinette im Kerker.

Die Prinzessin von Lamballe wurde hierauf in das Gefängniß la Force gebracht. Am Morgen des 3. September 1792 wurde sie vor ein Gericht gestellt und man befahl ihr, zu schwören, daß sie die Freiheit und Gleichheit liebe und den König, die Königin und das Königthum hasse. „Den ersten Eid will ich schwören,“ entgegnete sie, — „den andern kann ich nicht leisten; mein Herz verbietet es mir.“ Mehrere der Umstehenden, die sie retten wollten, redeten ihr zu; allein die edle Frau hörte nicht darauf. „Man lasse Madame frei,“ sagte der Präsident, worauf zwei Männer sie zur Thür geleiteten. Dort angelangt, erhielt sie einen Säbelhieb in den Hinterkopf, so daß das Blut hoch sprang und

ihr reiches blondes Haar herabfiel; ein zweiter Axthieb tödtete sie vollends. Die Mörder zerrissen nun ihren Körper, lösten den Kopf ab und schleiften die einzelnen Theile des Leichnams mit rohen, schamlosen Scherzen durch die Straßen. Der Kopf wurde auf eine Pike gesteckt und unter die Fenster des Temple getragen.

Volksgebrause, sie sieht ihre Kinder nicht ... während des ganzen Tages hat sie kein Wort, keinen Blick, als wenn hinter den Fenstervorhängen noch immer dieser blutige Kopf mit blonden Haaren wäre.

So lange die unglückliche Königin mit ihren beiden Kindern vereint blieb, mußte der Dauphin bei seinem Abendgebete einen



Der Kopf der Lamballe.

Die königliche Familie aß beim Könige zu Mittag. Plötzlich vernahm man Lärmen, Trommelwirbel und Wuthgeschrei des Volkes. Alle sprangen auf und eilten nach den Zimmern der Königin. Dort sprachen die Municipalbeamten leise in einem Winkel, während sich draußen der Lärm mehrte und Schmähungen gegen die Königin deutlich wurden. Ein Municipalsoldat und vier Männer des Volkes bringen jetzt in's Zimmer: das Volk verlangt, daß die Gefangenen an's Fenster treten. Sie wollen diesen Befehl vollziehen; der Municipalbeamte Menessier stürzt ihnen jedoch zuvor, reißt die Vorhänge vor und stößt die Königin zurück.

Der König fragt, was sich ereigne.

„Nun!“ sagt einer der Männer, „da Sie es wissen wollen ... es ist der Kopf der Lamballe, den Sie sehen sollen.“

Der Königin entfährt kein Schrei; sie wird nicht ohnmächtig. Wie todt vor Schrecken bleibt sie starr, versteinert, unbeweglich gleich einer Statue. Sie hört nichts mehr vom

Zusatz machen, worin er für Frau von Lamballe betete.

Die entwürdigenden und schmerzlichen Erfahrungen mehrten sich für die unglückliche Königsfamilie von nun an ohne Aufhören: die Absetzung des Königs, seine Hinrichtung, der Proceß der Königin, der mit ihrer Enthauptung endete, folgten rasch auf einander. Bei ihrem Verhör erschien die Königin in Trauer; sie saß scheinbar ruhig und aufmerksam. Zuweilen, als vergäße sie die Gegenwart, ließ sie die Finger über die Armlehne des Fauteuils wie über ein Piano gleiten. Ihr Blick, das einzige, was sie vom Throne mitgenommen, ließ die Weiber des Volks sagen: „Siehst Du, wie stolz er ist!“ Die letzten Verhandlungen geben ein eben so treffendes Bild von der Infamie der Richter, wie von dem erhabenen Verstand der Königin, die bis zum Schaffot ihre Würde aufrecht erhielt.

Litterarisches.

Geschichte Friedrich's II., Königs von Preußen, genannt Friedrich der Große, von Thomas Carlyle. Deutsch von Neuberg. Berlin, Verlag der K. G. Oberhofbuchdruckerei.

Ein seltsames Buch, wie wir jemals eins sahen! Die Engländer haben als Geschichtschreiber seit den Zeiten Robertson's einen alt begründeten Ruf. Der Name Carlyle wird in England selbst sehr hoch geachtet und auch in Deutschland mit Anerkennung genannt. Demnach darf man von einem solchen Buche Etwas erwarten. Allein, um es nur von vorn herein zu sagen, nicht Bewunderung, sondern Verwunderung hat das Buch in uns hervorgerufen. Man hört viele seltsame Anschauungen von Engländern und Franzosen über deutsche Zustände: so seltsam jedoch, so selbstgefällig wie diejenige von Carlyle dürfte kaum eine zu finden sein. Hören wir ihn über die geschichtliche Wissenschaft, zunächst in Preußen. Den Lesern der Waverleyromane ist bekannt, wie dort ein Doctor Jonas Dryasdust (dry as dust) als gelehrter Verfasser der Versuche über das Horn des Königs Ulphus auftritt. Die Satire in dem Romane ist ursprünglich und frisch. Carlyle scheint zu glauben, daß ein entlehnter Witz noch immer Witz bleibe, auch wenn er alle Tage erzählt wird. Er spricht in allen seinen Büchern von Dryasdust, indem er denselben zu einem Gattungsnamen verallgemeinert. Hier macht er die Anwendung auf die Deutschen, speciell die Preußen. „Leider," sagt er, „sind die Bücher über Friedrich den Großen nicht kosmisch, sie sind chaotisch, und beweisen sich unerwartet baar an Belehrung für uns. — — Bücher, meist dem Chaos entstammt, — denen Alles, sogar ein Register abgeht, — sind ein peinlich Ding. Mit Kummer und Ekel durchwanderst du diese Büchervielheit; du weilst in endlosen Regionen des Oberflächlichen, des Nichtssagenden: deinem wirre gemachten Sinne ist es, als wäre Einsicht in das eigentliche Wesen Friedrich's und seiner Dinge nirgendwo zu haben. Die Wahrheit ist, der preußische Dryasdust, wenn auch übrigens ein ehrlicher Kerl und keine Arbeit scheuend, übertrifft alle neuern annoch bekannten Dryasduste. Ich habe es oft schmerzhaft empfunden, als gäbe es in der Natur an Blödigkeit, Düsterheit, unmethodischer Mattheit Nichts ihm vergleichbar. Er schreibt schwere Bücher, denen fast jede Eigenschaft abgeht, und macht nicht einmal ein Register dazu. Er hat aus Friedrich's Geschichte eine weit gespreitete, unorganische, pfadlose Sache gemacht, unheimlich für dein Gemüth und unfruchtbar, wie ein Continent von brandenburgischem Sand! Genug, er konnte es wohl nicht anders: ich habe gestrebt, ihm zu vergeben. Mag der Leser nun mir vergeben, und zuweilen bedenken, was mein Rohstoff war."

Diese letzten Worte vollenden die maßlose Arroganz, mit welcher dieser Engländer über die ganze preußische Geschichtsliteratur abspricht. Das Factum selbst ist unser Urtheil. Aber sehen wir an einer Probe, was dieser Engländer, der gekommen ist, der Welt endlich einmal eine Biographie Friedrich's zu schaffen, aus dem vorgefundenen Rohstoff entwickelt. Rohstoff ist: Friedrich starb 1786. Verarbeitung: „Grade vor nunmehr siebenzig (im Englischen noch emphatischer Three-score and ten) Jahren kam sein Sprechen und sein Wirken zu Ende in dieser zeitlichen Welt und er verschwand aus aller Augen nach andern Welten; und ließ den Menschen viel zu fragen, was, wie meine Leser und ich nur zu sehr fühlen mögen, noch keineswegs genügend beantwortet ist. Was freilich sein Reden betrifft, wenn schon es den ihm eben beigemessenen Werth hätte und noch darüber —" Doch ich glaube, der Leser wird mit Carlyle nur zu sehr fühlen, daß hier in getriebener Arbeit an dem winzigen Rohstoffe ein Ueberschwengliches geleistet ist. Dieser Mann will augenscheinlich Messias der Geschichtschreibung sein. Nicht mehr Kürze, Gedrungenheit, Kern ist die Aufgabe. Das paßt für den deutschen Dryasdust. Es ist ein Irrthum. Die Geschichtschreibung bedarf von jetzt an der: ampullae et sesquipodalia verba. — Wir glauben nicht zu weit zu gehen mit der Versicherung, daß der Gedankenvorrath dieser 636 Seiten von Carlyle sich bequemer und besser auf 164 hätte sagen lassen.

In ähnlicher Weise, wie die preußischen Geschichtschreiber, werden von Carlyle die Deutschen überhaupt betrachtet. Nachdem er nämlich erst kurz von Friedrich geredet, und zwar anschaulich: „Schnupfnase etwas in die Höhe geworfen unter dem alten dreieckigen Hute, — wie ein schnüffelnder alter Löwe auf der Lauer" (wie oft muß dieser unglückselige Spaniol des Königs herhalten zu den drastischen Schilderungen seiner Biographen!), also nach kurzer Erörterung Friedrich's springt Carlyle ab, um in nuce eine Geschichte des deutschen Reiches mit Rücksicht auf die Hohenzollern zu geben. Auch dabei hat er schwer zu leiden vom deutschen Dryasduste. Er, der flugsweg die ganze geschichtliche Literatur durchdringt, kommt zu der Ueberzeugung, daß die Deutschen eigentlich nur ein historisches Genie hervorgebracht haben. Dies ist — Köhler, der Numismatiker. Hören wir den Engländer selbst. Er spricht über Köhler's Reichshistorie. „Dies ist mit nichten Köhler's

Hauptwerk; aber auch dies ist gut und leistet in solider tüchtiger Weise, was er unternimmt. Mir scheint er bei Weitem das beste historische Genie, was die Deutschen noch hervorgebracht haben, wie wenig ich ihn auch in ihren Literaturgeschichten und Katalogen genannt finde. Ein Mann von reichlicher Gelehrsamkeit, und dabei von kräftigem, heiterem, menschlichem Sinne und menschlicher Rechtschaffenheit, dem zu begegnen einmal erquickend ist in jenen geisterhaften, meist von unheimlichen Creaturen bevölkerten Einöden."

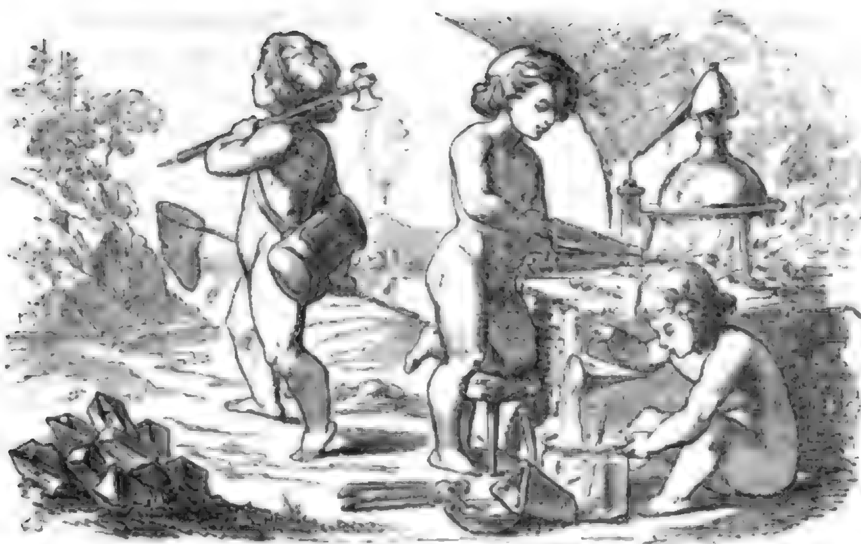
Es dürfte schwer sein, in der ganzen geschichtlichen Literatur ein gleiches Beispiel zu finden von der — um es mit dem rechten Worte zu benennen — Frechheit des Aburtheilens über Dinge, welche der Urtheiler, wie es von vorn herein wahrscheinlich ist und wie es durch sein Buch selbst zur unzweifelhaften Gewißheit wird, nicht kennt.

Johann Gottlieb Fichte's Reden an die deutsche Nation, von neuem herausgegeben und eingeleitet durch J. H. Fichte. Tübingen. Laupp'sche Buchhandlung.

Die Geschichte der Jahre der Bewegung gegen das französische Joch wird Fichte's Reden an die deutsche Nation eben so nothwendig besprechen, wie eine große Schlacht. Der gewaltige Gedanke, aus welchem jene Reden sproßten, daß jedes Volk in jeglicher Lage sich selbst helfen könne und sich geholfen habe, sobald es klar und einig über sein Ziel war, wenn es zugleich die Beharrlichkeit hatte, die Bedingungen seiner Rettung allem Widerstande zum Trotze durchzusetzen — dieser Gedanke ging damals schaffend und belebend durch die ganze deutsche Nation. Der Herausgeber hält nun die jetzige Lage der Deutschen der damaligen ähnlich und entsprechend, sowohl nach außen, als nach innen. Indem er diese Lage erwägt, erhebt sich in ihm der Wunsch, daß grade jetzt ein deutscher Schriftsteller sich finden möge, der mit Flammenzügen eindringender Beredtsamkeit den großen Beruf Deutschlands Hohen und Niedern, Jung und Alt, vorzuhalten vermöchte, und dessen Name zugleich Gewicht hätte, seinem Worte Beherzigung zu verschaffen. Wie es Andachtsbücher gibt, welche die sittlich fromme Stimmung in uns wach zu erhalten und zu reinigen bestimmt sind, ohne grade besondere Vorschriften oder sittliche Rathschläge zu ertheilen: so, meint er, könne man auch ein politisches Andachtsbuch sich denken, welches gleichfalls nicht bestimmte politische Rathschläge enthält, wohl aber vermöchte, die vaterländische Gesinnung zur Ausdauer zu stählen, und aus den höchsten Quellen, welche es überhaupt für den Menschen gibt, aus der Einsicht in die sittlichen Gesetze der Weltregierung gründlich zu nähren, und immer von neuem zu reinigen. Für ein solches Buch nun im ganz eigentlichen Sinne hält er Fichte's Reden an die deutsche Nation. Die Stände und Gewalten, welche damals das Unglück unseres Vaterlandes verschuldeten, sind ihren Voreltern leider nur allzu ähnlich geblieben. Aber diesem Worte ist jetzt der Stachel alles Verletzenden abgestreift: es ist historisch geworden. Jeder auch jetzt noch Schuldige kann sich gesagt sein lassen, was damals ganz anderen galt.

Der Herausgeber hat hier berührt, was dem Buche einen guten Theil der Kraft nimmt, die es damals hatte. Es ist historisch geworden. Er geht von der Voraussetzung aus, daß die Zustände von heute denen von 1807 und 1808 und ferner analog seien. In gewisser Beziehung ist dies wahr; aber einerlei sind sie darum nicht, und das Buch, welches wirken soll, ist dasselbe wie damals. Ferner aber sind die Zustände in einer sehr wesentlichen Bedeutung verschieden. Damals lag der Alp der Knechtschaft unmittelbar drückend und handgreiflich auf Deutschland. Was das mittelbare Ziel dieser Reden war, das fühlte, dachte, wußte ein Jeder. Nicht also liegt die Sache in unserer Zeit. Damals bedurfte es nicht eines bestimmten politischen Rathschlages: das Nächste, was zu thun war, ergab sich von selbst. Heute wünscht man eben einen solchen Rathschlag, man wünscht ein Ziel sicher aufgesteckt zu sehen. Der Herausgeber mag immerhin Recht haben, daß ein politischer Schriftsteller uns noth thue, der mit Flammenzügen das verkünde, was für uns Alle zu erstreben ist; aber es muß nur eben auch deutlich und klar verkündet werden, es muß faßbar und klar sein für Jeden. Ist dies möglich? Ist dies denkbar? Wir Deutsche möchten Alle einig sein, und wir sind in der nächsten Stunde, der Eine für die Duas, der Andere für die Trias und noch für mehr. Das ist das Leiden, welches uns drückt. Fichte's Reden mögen unsere Seelen höher stimmen, die Thatkraft in uns beleben, uns ungeduldiger machen gegen das uns angedrohte Joch der Knechtschaft; aber das Heilmittel für unsere nationalen Leiden vermögen sie uns nicht darzubieten. Ein solches muß praktischer sein.

Berichtigung zu dem Gedichte „Königseid" von W. Raabe, Februarheft 1860, S. 500. Z. 5. Lies:
In öder Kirch' den Priester hat's verlassen,
statt:
In öder Kirch' der Priester hat's erlassen.



Zweite Abtheilung.

Isaak Newton.

Von

J. H. Mädler.

Das Leben und Wirken eines Mannes, dem in der Wissenschaft das Höchste gelang, was einem Sterblichen gelingen konnte, den nicht seine Zeitgenossen allein, sondern alle Zeiten als ihren Lehrer anerkennen und anerkennen werden, muß das allgemeinste Interesse erregen. Geben uns gleich die äußern Lebensumstände, auch wenn sie noch so vollständig vorliegen, niemals einen genügenden Aufschluß über die innern Vorgänge, welche die Entwicklungsgeschichte eines solchen Riesengeistes bilden, so ist doch ihre Darstellung nothwendig zur Vervollständigung des Gesammtbildes.

Am 25. December (a. St.) 1642, genau ein Jahr nach dem Tode Galiläi's wurde Isaak Newton zu Woolsthorpe, einem kleinen Dorfe in Lincolnshire, geboren. Sein Vater war schon einige Monate vor seiner Geburt, nur 36 Jahre alt, gestorben; seine Mutter, eine geborene Ayscough, kam zu früh mit diesem Kinde nieder, und der Neugeborene war so klein und schwach, daß nur wenig Hoffnung war, ihn am Leben zu erhalten. Und doch war diesem gebrechlichen Körper nicht nur ein Leben von 85 Jahren, sondern dem in ihm wirkenden Geiste eine Kraft verliehen, die ihn die tiefsten Einblicke in das Innere der Natur thun und ihn den höchsten Gipfel des Ruhmes erreichen lassen sollte.

Gering nur waren die Mittel, welche der Wittwe Newton zur Erziehung ihres damals einzigen Kindes zu Gebote standen. Das kleine Gut Woolsthorpe und eine andere Besitzung in Sewstern mochten etwa 80 Pfund jährlich eintragen, und auch dies nur bei sorgfältiger Selbstbewirthschaftung. Als er drei Jahre alt war, schloß sie mit dem Pfarrer Barnabas Smith eine zweite Ehe, und vertraute nun das Kind ihrer eigenen Mutter. Zwei Schulen gewöhnlichster Art, zu Skillington und Stoke, waren die ersten, in denen er die Elementarkenntnisse erwarb. Im zwölften Jahre ward er nach Grantham zu einem Apotheker Clark in Kost und Pflege gegeben, und genoß nun den etwas weiter gehenden Unterricht der dortigen öffentlichen Schule. Conduit theilt eine Aeußerung Newton's über diese Zeit mit. „Er sei anfangs beim Unterricht wenig aufmerksam und einer der Untersten in der Schule gewesen. Als jedoch der über ihm sitzende Knabe ihm einst im Streite einen Stoß gegen den Unterleib versetzte, der ihn heftig schmerzte, habe er Alles darangesetzt, ihn zu überholen, und sein Lerneifer habe ihn nicht allein dies erreichen lassen, sondern ihn auch im Kurzem zum ersten aller Schüler gemacht.

Hatte anfangs nur der knabenhafte Wunsch, eine zugefügte Unbill dem Urheber entgelten zu lassen, ihn zum Lernen angespornt, so fand er nun einen solchen Genuß am Studium, daß er sich von allen Spielen seiner Schulkameraden zurückzog und sich mit mechanischen Versuchen beschäftigte; anfangs nur mit Nachahmungen, bald aber auch mit Dar-

stellung eigener Ideen. Er verschaffte sich kleine Sägen, Hämmer, Beile und andere Werkzeuge. In der Nähe von Grantham wurde damals eine Windmühle gebaut. Der junge Newton war bei den Arbeiten zugegen, so oft er es möglich machen konnte, und verfertigte sodann ein gelungenes Modell dieser Mühle, die er auf den First des Apothekerhauses setzte und durch den Wind in Bewegung bringen ließ. Ferner verfertigte er eine Wasseruhr, so wie einen Karren, der von einer darin sitzenden Person bewegt wurde, und kam auf den Gedanken, die Kraft des Windes bei seiner Miniaturmühle durch thierische Kraft zu ersetzen. Eine Maus ward eingefangen und zur Müllerin gemacht. Auf welche Weise, sagt uns die Geschichte nicht; genug der Versuch gelang.

Seine Wasseruhr hatte ein Zifferblatt, an welchem der Zeiger durch ein Stückchen Holz, das im Wasser stieg oder fiel, in Bewegung gesetzt wurde.*) Sie diente der Familie Clark noch immer als Uhr, lange nachdem Newton ihre Wohnung verlassen hatte. Den Spielen seiner Mitschüler wohnte er nur bei, um ihnen einen wissenschaftlichen Charakter zu geben. Er führte bei ihnen die fliegenden Drachen ein, und gab sich viele Mühe, die zweckmäßigste Form derselben, so wie die angemessenste Zahl und Lage der Punkte zu bestimmen, wo die Schnur befestigt werden müsse.

Unter seinen Hausgenossen war auch ein zwei oder drei Jahre jüngeres Mädchen, Fräulein Storey, deren Gesellschaft ihm besser als die seiner Mitschüler behagte und für die er bald dies bald jenes seiner mechanischen Productionen bestimmte. Sechs Jahre währte ihre nähere Bekanntschaft und es scheint, daß nur die damalige Unzulänglichkeit ihrer beiderseitigen Mittel sie verhindert hat, ein dauerndes Band zu schließen. Newton ist stets unvermählt geblieben; die junge Dame war später zweimal verheirathet und hat Newton noch überlebt. Seine Zuneigung zu ihr blieb unvermindert: so oft er nach Lincolnshire kam, besuchte er sie und ward ihr bei mehrern Veranlassungen ein hilfreicher Freund.

Nach dem Tode ihres zweiten Gatten verließ seine Mutter das Pfarrhaus und zog nach Woolsthorpe zurück. Sie wünschte jetzt in ihrem fünfzehnjährigen Sohne erster Ehe eine Hilfe bei der Landwirthschaft zu haben und rief ihn nach Hause zurück, doch der Versuch mißlang. Zu sehr in seine Studien vertieft, achtete er wenig darauf, ob die Schafe beisammen blieben, die ihm aufgetragenen Einkäufe richtig besorgt wurden &c. Die Mutter sah bald, daß er ihr von keinem Nutzen sei und willigte ein, ihn wieder nach Grantham zurückzuschicken, und auf den Rath seines Oheims, des Pfarrers zu Burton, William Ayscough, bereitete er sich zum Universitätsstudium vor.

Am 5. Juni 1660, in seinem achtzehnten Lebensjahre, ward Newton im Trinity College zu Cambridge aufgenommen. Wir sind aus Mangel bestimmter Nachrichten nicht im Stande, den Gang seiner Studien auf dieser Universität genau zu verfolgen. Optische Untersuchungen scheinen ihn zuerst beschäftigt zu haben. Barrow, anfangs Professor des Griechischen, seit 1663 aber der mathematischen Wissenschaften, wurde vor Allen sein Lehrer und Freund. Auf kurze Zeit mußte er, wegen Ausbruchs der Pest 1666, Cambridge verlassen und nach Woolsthorpe zurückkehren, und während dieses Landaufenthalts soll ihm durch einen vom Baume fallenden Apfel die erste Idee seines berühmten Gravitationsgesetzes gekommen sein. Jedenfalls hat er damals, mit andern Untersuchungen beschäftigt, den Gegenstand nicht weiter verfolgt; erst viel später trat er damit öffentlich auf. Nach Cambridge zurückgekehrt, erlangte er 1667 den Magistergrad, und als 1669 Barrow sein mathematisches Lehramt aufgab, um sich ausschließlich der Theologie zu widmen, ward Newton zu seinem Nachfolger als Professor der Mathematik ernannt.

Ueberblicken wir diese ersten 27 Jahre seines langen und reichen Lebens, so finden wir einen meist still in sich gekehrten Autodidakten, der dem dürftigen Schulunterricht sehr wenig verdanken konnte und schon früh sich gewöhnen mußte, aus eigener Quelle zu schöpfen. Auch die Universität bot dem jungen Studenten nur wenig, und sein Verhältniß zu Barrow scheint keineswegs einfach das des Schülers zum Lehrer gewesen zu sein. Barrow gab in der letzten Zeit seiner mathematischen Professur ein größeres Werk über Optik heraus; vor dem Abdruck aber theilt er es Newton mit, bittet ihn es durchzusehen und vorkommenden Falls zu corrigiren, und

*) Die mechanischen Uhren waren damals noch sehr wenig geeignet, ein genaues Zeitmaß abzugeben. Noch hatte man das Pendel nicht eingeführt, und ihre Unzuverlässigkeit war so störend, daß man überall die Sonnenuhren als Regulatoren benutzte.

erklärt in der Vorrede mit aller Offenheit, wie sehr er Herrn Isaak Newton dafür verpflichtet sei, daß er „die Handschrift durchgesehen, manches Versehen berichtigt und wichtige Beiträge dazu gemacht habe.“ Er war also mindestens eben so sehr Barrow's Lehrer als dessen Schüler, und die Selbständigkeit seines Geistes, durch die schon der Knabe sich auszeichnet, manifestirt sich durch alle Perioden seines Lebens hindurch.

Und gleichwohl nimmt er keinen Anstand, Kepler als seinen Lehrer zu erklären, durch dessen berühmte drei Gesetze er zur Entdeckung der allgemeinen Gravitation geleitet worden sei. Wir werden weiterhin sehen, worauf sich diese Versicherung gründet; hier führen wir sie an, um darzuthun, daß Newton keineswegs, was bei Autodidakten so gewöhnlich ist, fremdes Verdienst verkannte oder unterschätzte. Nur wo man ihm die verdiente Anerkennung versagte, oder seine Verdienste in ein falsches Licht zu stellen bemüht war, tritt er kräftig, ja zuweilen schroff auf.

Unter den Zeitgenossen fand er nur wenig Gleichstrebende und Gleichgesinnte, wenigstens in dieser frühern Zeit, und so studirte er um so eifriger die Werke seiner Vorgänger. In jener Zeit stand die Astrologie noch in großem und allgemeinem Ansehen; in der Meinung des Volkes war sie der Gipfel des menschlichen Wissens, auf den alles Andere sich zu beziehen hatte und ihm dienstbar werden mußte. Einem Newton konnte es nicht lange entgehen, daß die ganze Sterndeuterei ein thörichter Wahn sei, und glücklicher als einst Kepler, hatte er nicht nöthig, sie um des täglichen Brots willen zu treiben. Die Elementargeometrie des Euklid erschien ihm als etwas Selbstverständliches, das eines anhaltenden Studiums nicht bedürfe, und er hat später gegen Dr. Pemberton sich über diese Vernachlässigung eines „so herrlichen Schriftstellers“ getadelt. Descartes' geistreiche Speculationen zogen ihn früh an, später war es ihm selbst beschieden, den Ungrund der meisten Descartes'schen physikalischen Lehren darzuthun. Wallis' Rechnung des Unendlichen, Saunderson's Logik und vor allem Kepler's damals nur zum Theil veröffentlichte Werke leiteten sein Selbststudium. Er machte über sie Commentare, prüfte ihre Lehren durch eigene Forschungen und so darf es nicht Wunder nehmen, daß ein so reger Geist bald nicht nur seine Commilitonen, sondern auch seine Lehrer übersah.

Das siebzehnte Jahrhundert setzte die Preßbengel nicht in so rasche Bewegung als das neunzehnte. Mündliche Vorträge, Briefwechsel mit befreundeten Fachgenossen, Mittheilungen an gelehrte Körperschaften, in deren Memoiren sodann das Wichtigste und Wesentlichste der Verhandlungen publicirt ward, schienen damals in der Regel zu genügen, und grade die größten Geister konnten sich oft lange Jahre hindurch nicht entschließen, als Autoren selbständiger Werke aufzutreten. Es scheint gewiß, daß er seine drei hauptsächlichsten Entdeckungen: die Brechungsgesetze des Lichts, die Fluxionsrechnung (Analysis des Unendlichen) und das Gravitationsgesetz schon vor 1670 gemacht, oder doch ihre wesentlichsten Grundlagen schon festgestellt hatte; veröffentlicht hat er alles dies viel später. Er würde manche, sein späteres Leben verbitternde Prioritätsstreitigkeit vermieden haben, wenn es ihm gefallen hätte, anders zu verfahren.

Seit 1669 hielt Newton, wie erwähnt, optische und mathematische Vorlesungen in Cambridge, und schon 1664 hatte er sich zu seinen optischen Untersuchungen ein Prisma angeschafft. Aber außer seiner Theilnahme an Barrow's Optik, von der nicht feststeht, wie weit sie sich erstreckte, ist keine öffentliche Publication von ihm bekannt. Am 11. Januar 1672 ward er auf Vorschlag des Dr. Ward zum Mitgliede der königlichen Societät der Wissenschaften zu London (der noch jetzt bestehenden Royal Society) erwählt. Die Verhandlungen (Transactions) dieser Gesellschaft, welche damals in monatlichen Nummern erschienen, wurden nun das Depot für seine Forschungen, zunächst die optischen. Bezeichnend für seine Ansichten über Autorschaft ist ein Schreiben an Oldenburg, Präsidenten der Societät, vom 10. Februar 1672: „Es war ein Beweis von Achtung der königlichen Societät, denn die aufrichtigsten und fähigsten Rather ermuthigten mich, an sie eine Abhandlung über das Licht und die Farben einzuschicken. Früher hielt ich es für eine große Ehre, bloß Mitglied dieser gelehrten Corporation zu sein; jetzt bin ich von den mir ertheilten Vorzügen noch mehr gerührt. Denn glauben Sie mir, Sir, ich halte es nicht nur für eine Pflicht, mit Ihnen zur Beförderung wesentlicher Kenntnisse mitzuwirken, sondern für ein großes Vorrecht, daß, anstatt die Abhandlung dem Urtheile eines vorurtheilsvollen gewöhnlichen Publicums auszusetzen (auf welchem Wege

manche Entdeckung verhöhnt und zu Grunde gerichtet wurde), ich freimüthig mich an eine so einsichtsvolle und unparteiische Versammlung wenden darf."

Die Gegnerschaft, und eine recht zahlreiche, blieb dennoch nicht aus, und konnte sie auch Newton's Entdeckungen nicht zu Grunde richten, so ist ihm doch die Verhöhnung nicht erspart worden. Doch wir müssen der Sache etwas ausführlicher gedenken.

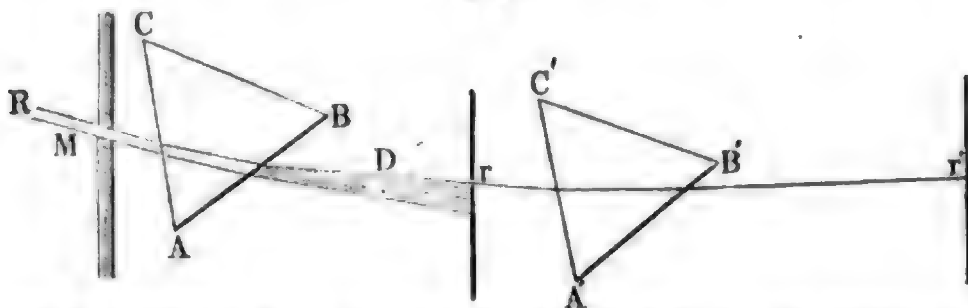
Newton machte im Fensterladen eines übrigens ganz verdunkelten Zimmers eine kleine runde Oeffnung, durch welche ein Sonnenstrahl in das Zimmer drang. Vor diese Oeffnung setzte er ein Glasprisma, durch welches das Sonnenbild an die gegenüberliegende weiße Wand fiel. Nach den bisher angenommenen Gesetzen der Strahlenbrechung erwartete er ein kreisförmiges Farbenbild; statt dessen aber zeigte sich ein Oblongum mit abgerundeten Enden, fünfmal so lang als breit. Dies konnte er sich anfangs nicht erklären. Er veränderte den Versuch, gab dem Glasprisma eine verschiedene Stellung und Entfernung, brachte es außen vor der Oeffnung an, versuchte es mit Oeffnungen von verschiedener Größe, aber in allen diesen Versuchen blieb das Resultat gleich.

Jetzt kam er auf die Vermuthung, eine Unvollkommenheit des Prismas, wie etwa ungleiche Dichtigkeit der Glasmasse, Ungenauigkeit der geometrischen Form &c. möchte die Ursache sein. Er nahm deshalb ein zweites Prisma, und brachte es hinter dem ersten in umgekehrter Richtung an. War die angenommene Ursache die richtige, so mußte das so erzeugte Farbenbild noch mehr vom Kreise abweichen. Doch das Gegentheil geschah: es entstand ein kreisförmiges Bild von solcher Regelmäßigkeit, als wäre es gar nicht durch ein Prisma hindurchgegangen. Die vermutheten Ungleichheiten trugen also die Schuld nicht.

Genaue Messungen ergaben überdies, daß die Breite des Bildes mit dem scheinbaren Sonnendurchmesser übereinstimmte (32 Minuten), die Länge dagegen 2 Grad 49 Minuten betrug, was mit den Thesen, die bisher in der Lehre vom Licht gegolten hatten, ganz unvereinbar war.

Jetzt kam Newton auf den Gedanken einer krummlinigen Bewegung der Lichtstrahlen nach dem Durchgange durch das Prisma. Aber indem er die Entfernung des Bildes an der Oeffnung änderte, fand sich, daß alle Verhältnisse ungeändert blieben, was bei einer Krümmung der Strahlen unmöglich gewesen wäre. Um endlich einen entscheidenden Versuch zu machen, setzte er hinter das erste Prisma ein Brett mit einem Loche, das nur eine Farbe hindurchließ. Diese fing er nun durch ein zweites Prisma auf und ließ ihr Bild an die Wand fallen. (Fig. 1.)

Fig. 1.



M die Oeffnung im Fensterladen, R der einfallende Sonnenstrahl, ABC das erste Prisma, D der Strahlenbüschel des gebrochenen Lichts, r die Oeffnung im Brett, welche nur eine Farbe hindurchläßt, A′B′C′ das zweite Prisma, r′ das Bild eines Strahls.

Nun zeigte sich deutlich, daß, um eine andere Farbe durchgehen zu lassen, die Oeffnung r erniedrigt oder erhöht werden mußte, und daß der einfarbige Strahl durch das zweite Prisma zwar gebrochen, aber nicht weiter zerlegt oder sonst abgeändert wurde. Die verschiedene Brechbarkeit der verschiedenen Farben war mithin erwiesen, und ein reiches Feld zur Erforschung neuer Theoreme eröffnet. Das Licht war nicht homogen, sondern es besteht aus Strahlen, deren einige mehr, andere weniger brechbar sind.

Wollten wir über alle Einwürfe, die gegen Newton's Lehre gemacht wurden, nebst ihren Widerlegungen, Repliken und Dupliken, auch nur geschichtlich referiren, so müßten wir ein Buch schreiben. Bald sollte die schräge Stellung des Prismas, bald eine Bewölkung des Himmels, bald noch etwas Anderes Schuld an der Verlängerung des Prismas sein. Linno, ein Arzt zu Lüttich, kämpfte mit den wunderlichsten Behauptungen und

Gründen gegen Thatsachen, die er vergebens zu leugnen versuchte. Und wiewohl Newton schließlich in diesem Streite auf's vollständigste über seine Gegner siegte, so war der Einfluß auf seine Gemüthsstimmung doch der Art, daß er eine Zeit lang entschlossen war, sich mit solchen Untersuchungen gar nicht mehr zu beschäftigen. Am 9. December 1675 schreibt er an Leibnitz: „Ich wurde bei den bei der Bekanntmachung meiner Theorie vom Lichte entstandenen Streitigkeiten so verfolgt, daß ich meine Unvorsichtigkeit table, ein so wesentliches Glück, als meine Ruhe, aufgeopfert zu haben, um nach einem Schatten zu jagen."

Was wir bei diesen Streitigkeiten am meisten beklagen müssen, ist der Umstand, daß sie nicht, wie in andern ähnlichen Fällen geschehen, zur Weiterförderung der Theorie dienten. Newton's Lehre vom Licht, die hier vollständig wiederzugeben wir uns versagen müssen, hatte allerdings ihre Mängel, und sie waren nicht unbedeutend. Aber da keiner der Gegner es verstand oder sich die Mühe gab, den Nagel auf den Kopf zu treffen, und Newton, wie wir gesehen haben, des unerquicklichen Streitens satt und müde war, so blieb ein wichtiger Gegenstand nicht nur damals, sondern auch während seines ganzen langen Lebens, unerörtert. Die verschiedenen Resultate, welche Newton und seine Gegner erhielten, rührten wahrscheinlich, zum Theil wenigstens, daher, daß Gläser von verschiedener Brechbarkeit angewandt wurden. Bei einer nähern Verständigung, zu der es leider nicht kam, wäre dieser Umstand zu Tage gekommen und das achromatische Fernrohr 80 Jahre früher erfunden worden.

Noch in einer andern Beziehung blieb dieser Streit unfruchtbar, während er ein ganz anderes Resultat hätte haben können — und sollen. Der gründliche und hochverdiente Huygens, vielleicht der Würdigste unter Newtons damaligen Gegnern, vertheidigte die Undulationstheorie des Lichts, die bekanntlich seit Malus (1810) den Sieg davon getragen hat. Ihm schien es, als seien Newton's Versuche und deren Erklärung mit der Undulationstheorie unvereinbar, und von diesem Standpunkt aus bekämpfte er Newton. Ohne die tiefe Verstimmung des Letztern hätte sich wahrscheinlich herausgestellt, daß diese Unvereinbarkeit nicht besteht. Darauf aber kam man von keiner Seite, und Newton scheint sogar von da ab die Emanationstheorie als die allein genügende betrachtet zu haben. Wenigstens bekämpfte er später Huygen's Erklärung der Doppelrefraction des isländischen Krystalls von diesem Standpunkte aus, und hatte hierin, wie wir jetzt bestimmt wissen, Unrecht.

Da Newton gefunden hatte, daß bei jeder Strahlenbrechung eine Farbenzerstreuung entsteht, und er nicht das Mittel fand, sie wieder aufzuheben, so gab er die weitere Vervollkommnung des dioptrischen Fernrohrs als hoffnungslos auf, und suchte dagegen das Spiegelteleskop so weit zu vervollkommnen, daß es zu astronomischen Beobachtungen dienen könne. Denn da bei diesem der Strahl nicht gebrochen, sondern von einer spiegelnden Fläche zurückgeworfen wird, so wird auch keine Farbenzerstreuung entstehen.

Wohl hatte Gregory schon 1664 nach einem theoretisch richtigen Princip Versuche gemacht, ein Spiegelteleskop herzustellen, aber da die Glasschleifer ihm nicht zu Danke arbeiteten und Gregory überdies London verließ, so kam damals nichts zu Stande. Nach Gregory's Ideen sollte der größere Spiegel in der Mitte durchbohrt werden, um den Ocularapparat hindurch zu stecken; Newton hielt es für besser, die Oculare zur Seite anzubringen und dem kleinern Spiegel eine diagonale Stellung zu geben.

In jener Zeit bestanden noch keine Ateliers, wo man Instrumente von beliebiger Dimension und Einrichtung nur in Bestellung zu geben braucht; wer ein Instrument nicht ganz gewöhnlicher Art haben wollte, mußte es selbst machen. Newton verfertigte ein nur sechs Zoll langes Teleskop, welches vierzig mal vergrößerte, und trotz dieser kleinen Dimension den Saturnsring und die Venusphasen zeigte. Es ist das erste, welches gegen den Himmel gerichtet wurde. Er besaß und gebrauchte es schon einige Jahre hindurch und hatte auch schon ein zweites besseres zu Stande gebracht, als man in London davon hörte. Die Aufforderung, es der königlichen Societät zur Ansicht zu schicken, erfolgte gleichzeitig mit dem Vorschlage, ihn zum Mitgliede der Societät zu machen. Es wurde dem Könige vorgezeigt und ist noch jetzt vorhanden. (Fig. 2.) Man zeigt es in der Leihbibliothek der königlichen Societät und es trägt die Inschrift:

„Invented by Sir Isaac Newton and made with his own hands. 1671.

Es scheint nicht, daß Newton später noch


Fig. 2.

andere Teleskope zu Stande gebracht hat. Zwar versuchte er 1678 ein Teleskop mit Glasspiegel zu verfertigen; aber trotz aller Sorgfalt des Glasschleifers und aller von Newton selbst angebrachten Verbesserungen zeigte sich doch, daß die Gegenstände undeutlich erschienen. Erst nach fast fünfzig Jahren, gegen das Ende von Newton's Leben, gelang es Short und Hadley, größere Teleskope, die astronomisch brauchbar waren, zu Stande zu bringen. Später haben bekanntlich Herschel, Ramage, und in neuester Zeit Lord Rosse, die Teleskope zu einem staunenerregenden Grade der Vollkommenheit erhoben.

In sehr eigenthümlicher Weise ist der Streit über Newton's optische Untersuchungen, lange Jahrzehende nach seinem Tode, erneuert worden von einem hochgefeierten Dichter, dem wir auch in der Naturforschung — doch nur so weit sie nicht der Mathematik bedarf — manchen wichtigen Aufschluß verdanken, der jedoch Newton mißverstand und mißverstehen mußte. Dies zeigt schon sein Verfahren bei Wiederholung des Newton'schen Prismenversuchs. Fast alles das, was uns Goethe über Complementarfarben, über helle und trübe Medien, über Harmonie der Farben, alles in physiologischer Beziehung, in seinen Werken gegeben hat, kann, richtig aufgefaßt, wahr sein, ohne daß deshalb ein einziger von Newton's physikalischen Lehrsätzen zu fallen braucht. Hat dieser für Physiker und Astronomen gearbeitet, so hat Göthe werthvolle Untersuchungen für Maler und Decorateurs gegeben. Niemand wird nach seinen Grundsätzen ein Fernrohr zu Stande bringen; niemand nach Newton's Optik den Effect eines Tableaus beurtheilen wollen. Wir danken es beiden großen Männern, daß sie uns, jeder in seiner Weise, so Werthvolles dargeboten haben; aber wir danken es Goethe nicht, daß er eine von seiner Seite ganz unberechtigte Polemik gegen Newton eröffnete, und noch weniger einem Grävell und andern Nachtretern, daß sie den nun schon fast vergessenen Streit auf's Neue auffrischen.

Handelte es sich bei diesen Kämpfen um die Sache selbst, so war der Streit, der sich über die Entdeckung der Analysis des Unendlichen erhob, wesentlich ein reiner Prioritätsstreit. Wie wir gesehen haben, zog Newton es vor, seine Arbeiten der Royal Society und speciell einigen nähern Freunden und Geistesgenossen mitzutheilen; eine rasche Veröffentlichung lag nie in seiner Absicht. Namentlich hat er von seinen mathematischen Forschungen nicht eine einzige ganz von freien Stücken, sondern nur auf Anbringen seiner Freunde oder gelegentlich in andern Schriften veröffentlicht. Obgleich er, nach den glaubwürdigsten Zeugnissen, schon 1666 seine Methode der Fluxionen gefunden hatte, so war doch, als Leibnitz 1673 London besuchte und mit Oldenburg über die von ihm entdeckten Sätze der Differentialrechnung sich besprach, noch nichts von Newton's ähnlichen Arbeiten außerhalb des Kreises der Societät und einiger wenigen auswärtigen Gelehrten, bekannt geworden. Beide, die Differential- und die Fluxionsrechnung, sind sowohl in ihrer Beziehungsweise als auch theilweis in der Methode verschieden, und nur in der Natur der bezüglichen Aufgaben so wie in den Resultaten gleich. Es spricht Alles dafür, daß keiner der beiden Rivalen seine Methode dem andern verdankte, noch sonst ein Plagiat an ihm beging, und es mußte Newton schmerzlich fallen, von Leibnitz eine derartige Beschuldigung aussprechen zu hören. Fast ein halbes Jahrhundert zog sich der Streit hin, und wenn er zu ruhen schien, fanden sich geschäftige Leute un-

tergeordneten Ranges, denen vielleicht nur daran lag, ihren eigenen unbedeutenden Namen mit in diese Verhandlung zu verflechten und so gleichsam à tout prix auf die Nachwelt zu kommen. Diese schürten fortwährend das Feuer, und so sind diese beiden einander so würdigen großen Männer, selbst in ihrem hohen Greisenalter, nie zur vollen und aufrichtigen Versöhnung gelangt; erst die Nachwelt ist beiden gerecht geworden.

Was die beiden Methoden selbst betrifft, so hat sich die Leibnitz'sche behauptet, während Newton's Fluxionscalcül jetzt auch von den englischen Mathematikern nicht mehr angewandt wird. Nicht aus Mangel an Gründlichkeit oder Schärfe, sondern weil Leibnitzens Methode bequemer zu handhaben ist, ein Vortheil, der freilich bei einem Newton nicht schwer in's Gewicht fiel. Auch hatte er diese Untersuchungen weniger um ihrer selbst willen vorgenommen, sondern weil er bei seinen Forschungen über das Gravitationsgesetz und dessen Consequenzen auf Probleme stieß, zu deren Lösung er bei keinem seiner Vorgänger eine Auskunft fand, und die er also genöthigt war, durch eigene Untersuchungen zu bewirken. Später freilich hat Newton sich auch an andere damit zusammenhängende Probleme gemacht, die keine directe Anwendung auf Astronomie finden. Aber zu diesen ward er durch die damals gebräuchlichen gelehrten Wettstreite veranlaßt, zu denen die gegenseitigen Aufforderungen selbst an den Straßenecken zu lesen waren. Namentlich ward Leibnitz gar nicht müde, den Engländern „auf den Zahn zu fühlen“ und Aufgaben über Aufgaben nach London zu schicken, und immer war es Newton, der Englands Ehre rettete; und oft in wenigen Stunden und Tagen Lösungen fand, mit denen Andere sich Monate lang vergebens abmüheten.


Isaak Newton.

Doch auch in eine öffentliche politische Thätigkeit ward Newton hineingezogen. Jakob II. setzte bekanntlich Alles daran, dem katholischen Glauben in England die früher behauptete Alleinherrschaft wieder zu verschaffen, und ließ nichts unversucht, mochte es auch noch so sehr eingeführten Gewohnheiten, ja den beschworenen Rechten widersprechen. So erging an die Universität Cambridge der Befehl, einen unwissenden Benedictinermönch, Pater Franciscus, als Magister aufzunehmen und zwar ohne den vorgeschriebenen Eid zu leisten. Worauf es hier abgesehen war, konnte unschwer erkannt werden. Die wesentlich protestantischen Hochschulen sollten allmälig erst in paritätische und sodann in katholische umgewandelt werden. Einstimmig weigerte sich die Universität zu gehorchen. Der König wiederholte den Befehl unter den heftigsten Drohungen. Jetzt waren einige zum Nachgeben bereit und schlugen vor, dem Franciscus den Grad zu ertheilen mit dem ausdrücklichen Beifügen, daß dies nicht als Präcedenzfall gelten solle. Newton und die Mehrzahl des Collegiums widersprachen, da ein solcher Vorbehalt in Zukunft doch gar nichts helfen, vielmehr die Gefügigkeit in diesem einen Falle nur zu neuen Versuchen ermuntern werde. Es blieb also bei der ersten Entscheidung. Nun ernannte der König eine geistliche Commission, um die Mitglieder der Universität zur Verantwortung zu ziehen. Newton und acht seiner Collegen erschienen vor diesem Tribunal und machten geltend, daß kein einziges Beispiel für diesen Eingriff in die Rechte der Universität aufgestellt werden könne, daß vielmehr Karl II. in einem ähnlichen Falle sich veranlaßt gefunden, seinen ersten Befehl zu widerrufen. Die kräftige Vertheidigung wirkte, und der König gab sein Vorhaben auf.

Der hohe Rang, den Newton in den Wissenschaften einnahm, und sein muthvolles Benehmen bei dieser Gelegenheit, veranlaßten seine Freunde, ihn zum Parlamentsmitgliede in Vorschlag zu bringen. Von drei Candidaten, die aufgestellt wurden, waren zwei zu wählen, und es erhielten R. Sawyer 125, Newton 122 und Finch 117 Stimmen. So nahm er seinen Sitz im Unterhause ein; doch haben wir keine Nachrichten über seine parlamentarische Thätigkeit. Wahrscheinlich fand er an dieser Art des Kampfes noch weniger Geschmack als an seinen wissenschaftlichen Fehden. Auch seine für den Londoner Aufenthalt, und zwar in dieser öffentlichen Eigenschaft, ziemlich beschränkten Geldverhältnisse mögen dazu beigetragen haben, daß er seinen Sitz im Hause nur selten einnahm. Newton war aus Neigung freigebig und manche seiner wenig bemittelten Verwandten machten möglichst ausgedehnten Gebrauch von dieser Neigung, die mit seinen Mitteln nicht immer im Einklange stand.

Doch wir gelangen zu dem Größten, was Newton erreichte, und wodurch er jedes andere wissenschaftliche Verdienst, wie groß es auch immer sei, überragt — sein Gravitationsgesetz. Bekannt ist die Erzählung von dem Apfel, dessen Fall vom Baume ihm zuerst Veranlassung geworden sei, über das Gesetz der Schwere nachzudenken. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts ward im Garten zu Woolsthorpe der alte Apfelbaum gezeigt, der eine solche wissenschaftliche Berühmtheit erlangt hatte; er ist jetzt selbst dem Gesetz der Schwere zum Opfer gefallen; ein Sturm warf ihn nieder. Dr. Turnor hat sich aus dem Holze einen Stuhl verfertigen lassen.

Hat Newton wirklich, wie es wahrscheinlich ist, schon 1666, wo er sich in Woolsthorpe aufhielt, die erste Idee gefaßt, so hat er sie doch damals nicht weiter verfolgt. In jener Zeit war weder Gestalt und Größe der Erde, noch der Abstand des Mondes von ihr, hinreichend genau bekannt, und auch an den Pendelversuchen, durch welche allein der genaue Betrag der Fallgeschwindigkeit bestimmt werden kann, fehlte es noch gänzlich. So mußten Newton's Berechnungsversuche auf ein ungenaues Resultat führen, und da er diese Ungenauigkeit und die damalige Unmöglichkeit ihrer Beseitigung erkannte, so gab er — nicht seine Idee, wohl aber ihre weitere Ausbildung und Begründung — einstweilen auf.

Aber im Jahre 1678 ward die Sternwarte Greenwich, die erste nach richtigen Grundsätzen erbaute, eröffnet, John Flamsteed zu ihrem ersten Director ernannt, und eine der ersten Früchte der neuen Anstalt war eine schärfere Bestimmung der Mondparallaxe. Nahe gleichzeitig maß Cassini einen Bogen des Meridians durch ganz Frankreich und einen Theil Spaniens, und gelangte so zu einem genaueren Resultat für die Größe der Erde, wenn er auch ihre Gestalt noch nicht sicher ermitteln konnte. Und endlich hatte Newton selbst mit großer Sorg-

falt und Beharrlichkeit Pendelversuche angestellt und sich überzeugt, daß er die Fallgeschwindigkeit bis auf ihren tausendsten Theil etwa mit Sicherheit ermittelt habe. Die Zeit selbst konnte jetzt, wo Huygens das Pendel an die Uhr angebracht hatte, genauer und zugleich bequemer gemessen werden, und so vereinigte sich Alles, woran es 1666 noch gefehlt hatte. Freilich besitzen wir jetzt alles Dies noch viel genauer; Bessel's Pendelversuche z. B. lassen kaum mehr den 60,000. Theil ungewiß, und Fragen, an die zu Newton's Zeit noch gar nicht gedacht werden konnte, sind zu ihrer Lösung gelangt: aber wäre die Jetztwelt eines solchen Vorgängers würdig, wenn es anders wäre?

Nun, nach 17 Jahren, nahm Newton seine frühere Untersuchung wieder auf, berechnete, wieviel der Mond in einer Secunde von einer gradlinigen Bewegung abgelenkt und gegen die Erde hingezogen werde, verglich diesen Betrag (1/210 Fuß) mit dem Fall in einer Secunde an der Oberfläche der Erde (15 Fuß); für die Entfernung des Mondes ergaben sich 60 Erdhalbmesser: also verhält sich der Fall des Mondes zum Fall an der Erdoberfläche wie 1 : 3600, während seine Entfernung sich zum Erdradius wie 60 : 1 verhält, 3600 aber ist das Quadrat von 60, folglich steht die Schwere im umgekehrten Verhältnisse des Quadrats der Entfernung des angezogenen Körpers vom anziehenden.

Wir haben hier, des leichtern Ueberblicks wegen, nur runde Zahlen gegeben; die genauern kann man jetzt jedem Lehrbuch entlehnen. Es kam nur darauf an, zu untersuchen, ob die Planeten und die Erde selbst rücksichtlich der von der Sonne ausgeübten Anziehung sich eben so verhielten, und hier hatte das dritte Kepler'sche Gesetz schon wesentlich vorgearbeitet. Denn aus ihm ließ sich, wie Newton bald erkannte, das eben angeführte Verhältniß für die mittlern Entfernungen unmittelbar ableiten, und daß es für alle Entfernungen gelte, war unter Zuziehung der beiden andern Kepler'schen Gesetze ebenfalls darzuthun. Man erzählt, daß Newton, als er in seiner nahezu fertigen Rechnung das Resultat schon voraussah, von einer so lebhaften Freude ergriffen worden sei, daß er nicht im Stande war, die zur Vollendung des Calcüls, der nun gar keine Schwierigkeit mehr bot, nöthige Gemüthsruhe wiederzugewinnen und er einen zufällig ihn besuchenden Freund dringend bat, das Rechenexempel zu Ende zu führen.

Um dieselbe Zeit beschäftigten sich auch andere Forscher mit diesem wichtigen Gegenstande, namentlich Halley und Hooke. Der letztgenannte Gelehrte hatte schon früher, bei Gelegenheit von Newton's optischen Forschungen, mehrfach versucht, die Priorität für sich in Anspruch zu nehmen, und so auch jetzt wieder. Beharrlich versuchte er, das Gravitationsgesetz als von ihm gefunden, zu beanspruchen, Newton soll höchstens das Verdienst haben, das von ihm (Hooke) Erforschte in eine allgemeine Form gebracht zu haben.

Mit Recht haben Mitwelt und Nachwelt Newton die Palme zuerkannt. Die erste Idee einer allgemeinen Gravitation ist allerdings weit älter. Schon Copernicus spricht sich dahin aus, daß nicht die Erde allein, sondern auch Sonne, Mond, Planeten, ja alle Himmelskörper solche Centra der Anziehung bildeten, und es würde nicht schwer sein, ähnliche dahin gehörende Aeußerungen, wenn auch nur als Vermuthung, aus noch früherer Zeit zu finden. Wie nahe Kepler der Entdeckung stand, ist bereits gezeigt worden. Daß ohne eine Anziehung höchstens nur gradlinige Bahnen, nicht aber gegen einen Centralköper concave Curven entstehen können, galt für ausgemacht. Descartes' Wirbeltheorie war allerdings nicht geeignet, uns der Wahrheit näher zu führen, aber sie hat sich auch nie des allgemeinen Beifalls erfreut. Hooke spricht deutlich von einem primitiven Impulse, der für sich allein eine gradlinige Bewegung erzeugt, und von einer Kraft, die den Körper aus dieser graden Linie heraus und nach der Seite des Centralkörpers zieht. Aber das numerische Verhältniß dieser anziehenden Kraft zur Entfernung kann er noch nicht finden, und noch weniger vermag er den sichern Beweis dafür zu geben. Hätte also auch Newton Alles, was Hooke geben konnte, von ihm erfahren, so blieb ihm immer noch die eigentliche Hauptaufgabe zu lösen übrig, und daß er und kein Anderer sie gelöst, steht unbezweifelt fest.

Hooke war ein genialer Forscher, und die Wissenschaft der Natur hat ihm Vieles zu danken. Er brachte zuerst die Verbindung des Fernrohrs mit den Meßwerkzeugen (damals den Quadranten) in Verbindung, wodurch die Schärfe der Ortsbestimmungen erheblich gewann. Aber es scheint, daß es

ihm an der Beharrlichkeit, eine Idee zum bestimmten, sicher constatirten Theorem zu erheben, gebrach; und grade diese Unermüdlichkeit ist es, die Newton in so hohem Grade auszeichnete. Mögen auch Jahrzehende darüber hingehen, er ruht nicht, bis er sich vollkommen genügt, und so genügt er denn auch nicht allein seiner Zeit, sondern allen Zeiten.

Er bleibt auch nicht beim Grundgesetze stehen; er entwickelt es weiter, begründet so die Lehre von den Störungen, die später in so bewundernswürdiger Weise ausgebildet werden sollte. Namentlich bearbeitet er die Theorie des Mondlaufes und leitet die hauptsächlichsten Störungen ab, die dieser Weltkörper bei seinem Laufe um die Erde durch die Einwirkung der Sonne erfährt. Dabei kamen ihm Flamsteed's genauere Mondsörter sehr zu Statten, und er steht mit diesem Astronomen in fortwährendem Briefwechsel, denn Greenwich war damals der einzige Ort, wo Beobachtungen in dieser Art in genügender Schärfe erhalten werden konnten.

Nach langen Verhandlungen mit Newton, der sich anfangs gar nicht dazu verstehen wollte, das ganze Werk herauszugeben, und namentlich den dritten, hauptsächlich über die Kometenbahnen handelnden Theil zurückhalten wollte, erschienen endlich die Principia philosophiae naturalis im Mai 1687.

Wir können hier nicht in den überaus reichen Inhalt dieses berühmtesten aller von Menschen geschriebenen Bücher eingehen; selbst der kürzeste Auszug würde die hier gestatteten Grenzen weit überschreiten. Wie Copernicus hatte auch Newton das Horazische nonum prematur in annum mehr denn doppelt innegehalten. Es beginnt mit allgemeinen geometrischen Untersuchungen, die, auch ganz abgesehen von den Anwendungen, die Newton von ihnen auf Astronomie macht, ihren hohen Werth stets behaupten werden. Denn nur die Methode, nicht die Lehren selbst, haben unter den Händen seiner Nachfolger eine andere Gestalt gewonnen. Zu seinem Hauptziele, dem Gravitationsgesetz, bahnt er sich den Weg durch die scharfsinnigsten Untersuchungen aller theoretisch möglichen Fälle, welche in einem System von Bewegungen stattfinden können, und gelangt so zu dem Schlusse:

> Daß Körper, die einer nach dem Quadrat der Entfernung a b n e h m e n d e n Gravitation unterworfen sind, sich in einem der K e g e l s c h n i t t e (Ellipse, Parabel, Hyperbel) bewegen müssen, den Fall ausgenommen, daß sie ursprünglich eine Bewegung grade zum Centralkörper hin oder grade von ihm hinweg erhalten hätten;

und nachdem er diesen Satz streng bewiesen hat, beweist er auch den umgekehrten:

> Daß, wenn sich Körper in Kegelschnitten bewegen, die auf sie wirkende Anziehung sich verhalten müsse, wie das Quadrat der Entfernung umgekehrt.

Es fragte sich, ob die Kraft nur ausschließlich den Mittelpunkten der Centralkörper zukomme, oder ob sie von jedem Massentheile als solchem ausgeübt werde. Newton zeigt, daß das Resultat in beiden Fällen dasselbe sei, wenn die anziehenden Körper homogene Kugeln sind, daß aber im Fall einer Abweichung von dieser Gestalt sich Abweichungen in der Wirkung zeigen müssen, wenn die Kraft allen Massentheilen zukommt.

Er findet, daß die Figur der rotirenden Erde, wenn sie anfangs flüssig oder doch weich gewesen, ein Sphäroid habe werden müssen und bestimmt theoretisch die Abplattung.

Er untersucht speciell den Mondslauf und seine verschiedenen Ungleichheiten, sowohl die bereits früher aus Beobachtungen erkannten als auch andere, die er zuerst darstellt; ferner die Bewegungen in einer veränderlichen Bahn und andere, zur Lehre von den Störungen gehörenden Probleme. Er gibt eine Theorie der Ebbe und Fluth, behandelt die Bewegungen eines Körpers in einem Gase oder einer tropfbaren Flüssigkeit und den Widerstand, den die Körper von diesen Medien erfahren. Endlich finden sich Berechnungsmethoden für Planeten und Kometen, überhaupt für Bewegungen in Kegelschnitten.

Dies sind nur einige der Capitelüberschriften, um einigermaßen einen Begriff von dem reichen Inhalt zu geben. Das Werk erlebte noch mehrere Auflagen, bevor der Tod den Verfasser abrief, doch sind diese von andern Herausgebern besorgt worden.

Und wie nahm die Mitwelt es auf? Die Antwort kann sehr kurz lauten: wie j e d e neue Wahrheit zu allen Zeiten und bei allen Völkern. — Freilich, d i e Zeiten waren vorüber, wo Melanchthon das Copernicanische System für ein im höchsten Grade gefährliches und verderbliches erklärte, und alle christlichen Obrigkeiten beschwört, eine so gottlose Lehre mit allen ihnen zu Gebote ste-

henden Mitteln auszurotten und auf's Strengste zu verpönen, wo Giordano Bruno um ihretwillen lebendig verbrannt und Galiläi zum Abschwören der ketzerischen Lehre von der Bewegung der Erde gezwungen wurde. Dennoch kann man fragen, ob wenige Jahrzehende früher, unter der Herrschaft des Puritanismus, sein Werk nicht gewaltsam unterdrückt worden wäre, oder was die spanische Inquisition, wäre ihr damals das Werk vorgelegt worden, dazu gesagt hätte. Läßt sich doch noch heutiges Tages eine Ansicht laut und dictatorisch genug vernehmen, nach welcher nicht etwa nur die Gravitationstheorie, sondern alles und jedes Forschen nach Naturgesetzen als etwas Unchristliches, der rechten und wahren Erkenntniß Fremdes und Feindliches, ja als ein frevelnder Eingriff in die göttlichen Rechte, dargestellt wird. Daß Newton ein aufrichtiger, tief religiöser Christ war, daß er den Namen Gottes nie ohne ein äußeres Zeichen der Ehrfurcht aussprach, würde ihm bei dieser Partei nicht im geringsten zu Statten gekommen sein. — Doch nicht darüber haben wir hier zu berichten. Nur gegen einige Sätze in Newton's Optik wurden religiöse Bedenken geltend gemacht von einem Manne, dem man es am wenigsten zutrauen sollte — von Leibnitz.

Dagegen hat er — ganz abgesehen von denen, die ihn gar nicht verstanden, und deren Zahl Legion war, mit so zahlreichen wissenschaftlichen Gegnern zu thun gehabt, wie kaum irgend ein anderer Gelehrter. Die Cartesianischen Wirbel, für die sich ein sinnliches Experiment geben ließ, was bei Newton's Sätzen nicht möglich war, hatten ein solches Ansehn erlangt, daß man jede anderweitige Erklärung, in der sie keinen Platz fanden, für ungenügend erachtete. Noch andere Antagonisten kamen hinzu. Newton folgerte eine Abplattung der Erdpole, und Cassini's Messungen in Frankreich schienen grade umgekehrt eine Verlängerung der Erde an den Polen anzudeuten. Und Cassini hatte nicht allein die französischen, sondern auch die schweizerischen und deutschen Gelehrten fast ganz auf seiner Seite. Die gründliche Gelehrsamkeit, die tief eindringende Forschung, den eisernen Fleiß Newton's mußten freilich auch die entschiedensten Gegner anerkennen, aber seine Thesen in ihrem ganzen Umfange anzunehmen, dazu konnten nur Wenige sich entschließen. — Huygens verwarf die Lehre von der Gravitation als einer allgemeinen Eigenschaft der Materie, und wollte sie nur gewissen Mittelpunkten zuerkennen. Johann Bernouilli machte verschiedene Einwürfe gegen Newton und suchte nach einer Methode für die Berechnung der Kometenbahnen auf Grundlage der Cartesianischen Wirbeltheorien. Cassini und Maraldi haben noch lange nach Newton's Tode ihren Widerstand fortgesetzt und sich unsägliche Mühe gegeben, Kometenbahnen ohne Zugrundelegung von Newton's Theorien zu berechnen. Fontenelle blieb während seines ganzen langen Lebens beharrlich ein Gegner Newton's, und Leibnitz bedauert in einem Briefe an Jacobi, daß ein so scharfsinniger Kopf auf so unhaltbare Sätze verfallen sei, und hofft, Newton werde noch davon zurückkommen. Er kann nicht begreifen, wie ohne eine deferirende Materie (das wirbelnde Cartesianische Medium) die Bewegungen erklärt werden sollen.

Außer England können während Newton's Leben von bekannteren Gelehrten nur Louville, Gravesande und Maupertuis als seine Anhänger aufgeführt werden, und ihr Ansehen kam dem der Obengenannten keineswegs gleich, und namentlich Leibnitzens Widerspruch machte Viele gegen Newton bedenklich. Warum doch mußten diese beiden trefflichen Männer, ganz dazu geeignet, ein Dioskurenpaar in den Wissenschaften darzustellen, wie es hundert Jahre später Goethe und Schiller in der Poesie darstellten — warum mußten sie sich so entfremdet gegenüberstehen?

Erst über seinem Grabe verstummte allmälig der Widerspruch. In England allerdings früher, wie sich denn unter seinen Landsleuten von Anfang an weniger Widersacher als Competenten gefunden hatten. Zwar wurde herkömmlicher Weise die Cartesianische Philosophie noch immer vorgetragen, aber (wie in Cambridge) mit Newton'schen Noten unter dem Descartes'schen Texte. — Diese Bemerkungen bildeten häufig das Thema zu den öffentlichen Disputationen, die damals überhaupt viel ernster genommen wurden als in unsern Tagen meistens geschieht*) und wodurch Newton's Lehren in größern Kreisen

*) Ein Streit über ein geometrisches Thema, zu Rostock zwischen Tycho und einem andern dänischen Edelmann, ward so hitzig geführt, daß ihn schließlich das Schwert entscheiden sollte. Bei diesem Kampfe verlor Tycho den größten Theil seiner Nase, die er durch eine künstliche silberne ersetzen ließ. Die heutige Rhinoplastik hätte wohl bessern Rath gewußt.

verbreitet wurden als durch sein von Wenigen gründlich verstandenes Werk, das mehr mit einem dumpfen Erstaunen als mit Beifall begrüßt wurde. Keill, Whiston, der blinde Mathematiker Saunderson, Laughton, Cotes sind vorzugsweise als diejenigen zu bezeichnen, die als kundige Genossen sich für Newton erklärten. Locke, Newton's berühmter Freund, beklagte seinen Mangel an mathematischen Kenntnissen, um ihn zu verstehen; Newton schrieb eine eigene, meisterhaft elementar gehaltene Abhandlung zum Beweise, daß die der Gravitation unterworfenen Planeten sich in Ellipsen bewegen müssen, eigens für seinen Freund Locke. Sie fand sich unter Locke's hinterlassenen Papieren mit der Bemerkung: Mr. Newton, March 1689, und wurde später durch Lord King veröffentlicht. Zwar glaubt Brewster (Life of Sir Isaac Newton, London 1831), daß Newton's Sätze auch in dieser populären Form Locke's Fassungskraft überstiegen hätten; jedenfalls sehen wir, daß Locke sein begeisterter Anhänger wird und sich nun auch an seine andern, namentlich die optischen Schriften wagt, wobei ihm Huygens rathend zur Seite stand.

Seine Professur in Cambridge versah Newton bis 1699 und theilweise wahrscheinlich bis 1703, denn erst in diesem Jahre wird Whiston bestimmt als sein Nachfolger bezeichnet. Schon früher hatte er sich mit Eifer theologischen, insbesondere biblisch-historischen Forschungen gewidmet. Als einen echt religiösen Mann kennen wir ihn sein ganzes Leben hindurch; dennoch glauben Viele, daß mehr die herrschende Zeitrichtung als eigene persönliche Neigung ihn dazu getrieben habe. Das damalige Publicum, namentlich in England, beruhigte sich nicht eher, bis es von jedem berühmt gewordenen Manne ganz bestimmt wußte, welches seine Ansichten in diesem Punkte wären, mochte auch sein eigentliches Fach den theologischen Controversen noch so fern stehn. Wer darüber beharrlich geschwiegen hätte, würde sich schon allein dadurch bei vielen dem Verdachte der Irreligiosität ausgesetzt haben. Aehnlich wie Solon's Gesetze keinem Athenienser gestatteten, bei politischen Bewegungen parteilos zu bleiben, so duldete damals die öffentliche Meinung in religiösen Dingen weit eher Gegner als Neutrale.

Nun hat allerdings Newton die Gunst der Menge nie als ein Ziel betrachtet, dem alle andern Rücksichten weichen müßten, und sein Ansehn stand überdies zu hoch, als daß er durch eine solche Unterlassung ihm hätte schaden können. Allen seinen Schriften ist so unverkennbar der Stempel der eigenen, selbstgewonnenen, unerschütterlichen Ueberzeugung aufgedrückt, sie sind zugleich, wo irgend der Gegenstand dazu geeignet war, mit einer solchen Wärme des Gefühls geschrieben, als daß man ein vorherrschendes äußeres Motiv bei ihnen voraussetzen könnte.

Lassen wir indeß die Veranlassung auf sich beruhen und fragen uns, was er gegeben und wie er es gegeben. Wir können nicht mit Biot übereinstimmen, der Newton's theologische Forschungen in die spätesten Lebensjahre zu verlegen bemüht ist und nicht undeutlich zu verstehen gibt, daß eine Abnahme seiner Geisteskräfte damit in naher Verbindung gestanden habe. Ein noch vorhandener Brief Newton's an Locke vom 7. Febr. 1690, lange vor Niederlegung seiner Professur, enthält Fragen über die Bedeutung mehrerer prophetischen Schriftstellen, namentlich Daniel 7, 9; 7, 13; 10, 21 und Offenb. 19, 11 bis 13. Aber auch seine erste theologische Schrift („Bemerkungen über zwei Varianten, 1. Joh. 5, 7 und Timoth. 3, 16 in Briefen an einen Freund") war schon am 11. April 1691 in den Händen Le Clerc's, an den sie Locke auf Newton's Ersuchen geschickt hatte, um sie, in's Französische übersetzt, auf dem Continente herauszugeben. Damals aber war Newton noch nicht fünfzig Jahre alt. Freilich erfolgte die Veröffentlichung viel später, ja erst nach des Verfassers Tode, und eben so seine Forschungen über die Offenbarung Johannis und über biblische Chronologie.

Müssen wir nun gleich dem allgemeinen Urtheile, sowohl der Theologen als Nichttheologen, auch unsererseits beipflichten und es aussprechen, daß Newton in diesen Productionen bei Weitem weniger Newton sei, als in seinen naturwissenschaftlichen, ja, geben wir auch Kellgren Recht, daß Newton's Fehler nicht darin bestanden habe, die Apokalypse *falsch* zu erklären, sondern darin, sie zu *erklären*, so finden wir doch, daß Pope zu weit geht, wenn er in einem seiner Gedichte, wo er die Schwächen großer Männer geißelt, über Newton's theologische Forschungen sich folgendermaßen ausspricht:

„Du, der im Fallen des Apfels des Himmels Gesetze gefunden,
Ausgemessen die Tiefe des Calcüls, gespalten den Lichtstrahl,

Rittest doch auch einmal auf fahlem Pferde
nach Bedlam.
Großer Mann, erklärend die Offenbarung Johannis;"

denn die nicht undeutliche Anspielung auf Newton's vermeintliche Geisteskrankheit (die 1693 stattgehabt haben soll) ist schon, wie wir gesehen haben, chronologisch widerlegt, mag es übrigens mit dieser Krankheit zugegangen sein, wie es wolle.

Es wird nämlich erzählt, daß sein Lieblingshündchen Diamant, während er im Winter einst dem Universitätsgottesdienste beiwohnte, ein Licht auf seinem Schreibtisch umgeworfen und so ein wichtiges Manuscipt, die Frucht jahrelanger Forschungen, total verbrannt habe. Newton habe bei der Entdeckung des Unglücks ausgerufen: „O Diamant, wenn Du wüßtest, was für ein Unheil Du mir angerichtet hast?" Der Kummer über diesen Verlust habe ihn so heftig ergriffen, daß sich seine Verstandeskraft getrübt habe.

Diese zunächst von Biot mitgetheilte Nachricht hat er von Van Swinden erhalten, der eine in Huygens hinterlassenen Papieren gefundene Notiz als seine Quelle bezeichnet. Wir setzen sie hierher:

„Den 29. Mai 1694 benachrichtigte mich Colin, ein Schottländer, daß achtzehn Monate zuvor der berühmte Geometer Isaac Newton, entweder in Folge zu sehr angestrengten Fleißes in seinen Forschungen oder aus übermäßigem Grame, daß er sein chemisches Laboratorium und mehrere Handschriften durch Feuer verloren hat, wahnsinnig geworden wäre. Als er zum Erzbischof von Canterbury kam, machte er einige Bemerkungen, die von Geistesabwesenheit zeugten. Unverzüglich trugen für ihn seine Freunde alle Sorgfalt, indem sie ihn auf seine Wohnung beschränkten und Hilfsmittel anwendeten, wodurch er nun so weit wieder hergestellt war, daß er die Principia zu verstehen anfing." Dabei fand sich noch ein Brief Leibnitzens an Huygens vom 8. Juni 1694: „Ich bin sehr erfreut, daß ich die Versicherung von der Wiederherstellung des Herrn Newton zugleich mit der ersten Nachricht von seiner Krankheit, die ohne Zweifel sehr beunruhigend gewesen sein muß, erhalten habe. Männern wie Ihnen, mein Herr, und ihm, wünsche ich ein langes Leben."

Wer war dieser Colin, auf dessen Brief an Huygens die ganze Sache einzig und allein beruht? Wir finden in einem Briefe Newton's an Flamsteed, datirt 29. Juni 1695, daß er ein junger Baccalaureus gewesen, den Newton bei seinen Rechnungen benutzte und dafür bezahlte. Etwas Weiteres ist nicht über ihn bekannt.

Nun fällt es gewiß auf, daß man in der gelehrten Welt von einer solchen Katastrophe des berühmtesten Mannes seiner Zeit erst nach anderthalb Jahren die erste Nachricht erhält. So flügelschnell wie heute konnte freilich die Fama sich nicht über den Erdball verbreiten, allein der Briefwechsel in der gelehrten Welt war auch damals schon lebhaft und auch rasch genug, um so etwas mindestens sehr auffallend zu finden. Es kommt hinzu, daß weder Newton selbst, noch Conduit, sein Hausgenosse, des angeblichen Brandverlustes irgendwie Erwähnung thut.

Uebrigens steht unzweifelhaft fest, daß Newton um diese Zeit ernstlich krank war. Ein Brief von ihm an Pepys vom 13. September 1693 enthält folgende Stelle:

„Ich bin sehr über die Verwirrung (embroilment), worin ich mich befinde, beunruhigt und habe seit zwölf Monaten weder gut gegessen noch geschlafen, noch meine vorige Geistesfestigkeit (consistency of mind))."

Und ein Brief an Locke, datirt 5. October 1693:

„Eine Krankheit welche diesen Sommer epidemisch war, brachte mich noch mehr aus der Ordnung, so daß ich, als ich an Sie schrieb, in vierzehn Tagen in keiner Nacht eine Stunde und seit fünf Tagen keinen Augenblick geschlafen habe."

Endlich finden wir noch in einem handschriftlichen Tagebuche von Abraham de la Pryme zum 3. Februar 1693 die Notiz: „Als Newton aus der Capelle kam und sah, was geschehen war" (nämlich der Brand der Papiere), „dachte jeder, er würde toll werden, und er war darüber so beunruhigt, daß er einen Monat lang nicht mehr derselbe war."

Dies sind nun alle wesentlich zur Sache gehörende und documentirte Thatsachen, und was man auch immer von seiner Krankheit denken möge, wir glauben nicht, daß irgend Jemand den Ausdruck Wahnsinn gerechtfertigt finden wird, den Colin gebraucht.

Aber noch mehr. Wir besitzen vier Briefe Newton's von Dr. Bentley über das Dasein Gottes, datirt 10. December 1692, 17. Jan. 1693, 11. und 25. Februar 1694. Zu diesen Briefen war er durch Bentley veran-

laßt worden, der in seinen Canzelvorträgen die Argumente, welche Newton's Weltsysteme zum Erweise dieser wichtigen Lehre an die Hand geben konnte, zu benutzen wünschte.*) Wer diese in Horsley's Ausgabe von Newton's gesammten Werken mitgetheilten Briefe liest, wird in ihnen eine Gedankenkraft und Geistesruhe bemerken, die auch nicht mit der allerschwächsten Verdunkelung des Geistes vereinbar ist. Und in derselben Zeit sollte er seine eigenen Principia nicht mehr oder noch nicht wieder verstanden haben?

Ueber die letzten dreißig Jahre seines Lebens mag hier noch Folgendes erwähnt werden.

Daß er nie aufgehört habe, seinen wissenschaftlichen Forschungen sich zu widmen, dürfte aus den Resultaten hervorgehen, die aus dieser spätern Periode datiren. Freilich, ein zweites Weltsystem war nicht mehr zu entdecken, und es ist keine Frage, daß dieses den Culminationspunkt seines Ruhmes bildet. Aber es zu vertheidigen, durch neue Forschungen zu stützen und weitere Folgerungen daraus zu ziehen, das war seine und seiner Nachfolger Aufgabe, und sie ist es bis auf den heutigen Tag. Nachdem er seinen Aufenthalt in London genommen, verkehrte er viel mit Flamsteed, und mit Bedauern müssen wir melden, nicht immer freundschaftlich. Nach seiner Ansicht verzögerte Flamsteed viel zu lange die Herausgabe des Catalogus Britannicus, und wir lesen von einem heftigen Auftritte im Jahre 1706, in welchem Newton dem gleichfalls schon sechsundsechzigjährigen Flamsteed Vorwürfe macht, die wir als unverdient bezeichnen müssen. Ein Sternkatalog ist kein Werk, das sich übereilen läßt, und jeder praktische Astronom wird diesen Conflict auf's innigste bedauern, aber Flamsteed Recht geben.

Eine seiner spätern Erfindungen ist der Spiegelsextant, wiewohl sie damals nicht zur Ausführung gelangte. Die Beschreibung, von Newton's Hand, fand sich unter Halley's Papieren, nachdem bereits Hadley, vier Jahre nach Newton's Tode, seinen Quadranten, auf das gleiche Princip gegründet, construirt hatte.

*) Möchte doch die Partei unter unsern heutigen Theologen, die auf so unverständige Weise gegen die Naturwissenschaft eifert und sie für etwas die Religion Gefährdendes betrachtet, ein Beispiel an Bentley nehmen, an dessen echter Religiosität wohl eben so wenig als an seiner theologischen Gründlichkeit irgend Jemand einen Zweifel hegen kann.

Im Jahre 1695 ward er auf Lord Montague's Vorschlag zum Aufseher der Münze, und 1699 zum Obermünzmeister ernannt. Andere Auszeichnungen folgten: 1701 erwählte ihn die Universität Cambridge ein zweites Mal zum Parlamentsmitgliede*), und 1703 ward er Präsident der Royal Society, was er, in Folge jährlich wiederholter Wahlen, bis an das Ende seines Lebens blieb. 1705 verlieh ihm die Königin Anna die Ritterwürde.

Die erste Ausgabe der Principia war so selten geworden, daß man sie schon mit dem vierfachen Preise bezahlte. Eine neue Ausgabe war dringend nöthig, aber er konnte lange Zeit keine Muße finden, die Durchsicht vorzunehmen. Endlich übernahm Cotes, Professor der Astronomie zu Cambridge, die Herausgabe, aber nicht ohne Mitwirkung Newton's, dem diese Ausgabe zahlreiche und wichtige Verbesserungen und Zusätze, so wie eine neue Vorrede, datirt vom 12. und 28. März 1713, verdankt.

1714 hatten mehrere britische Seefahrer eine Bill im Parlament eingebracht, die bezweckte, Erfindungen öffentlich zu belohnen, durch welche die Länge zur See sicher bestimmt werden könne. Das Parlament wandte sich deshalb an die Royal Society, und eine Commission ward ernannt, um die Sache zu begutachten: Newton, Halley, Cotes und Clarke, denen noch Ditton und Whiston beigesellt wurden. Newton's Gutachten hob hervor, daß drei Methoden der Längenbestimmung denkbar seien: 1) eine genaue Uhr, allein dies hat auf dem schwankenden Schiffe große Schwierigkeiten; 2) die Verfinsterungen der Jupitertrabanten, allein dazu bedarf es langer Fernröhre, die sich wiederum nicht für das Schiff eignen; endlich 3) der Mondeslauf, aber dieser ist bei Weitem noch nicht genau genug ermittelt, um dem beabsichtigten Zwecke zu dienen. Der Vorschlag Ditton's endlich erfordere, daß man immer unter gleicher Breite segle, und könne allenfalls dienen, eine fortlaufende Rechnung über die Mondeslänge unter sehr günstigen Umständen zu führen, aber nicht sie wiederzufinden, wenn sie einmal verloren sei. Sonach wäre es von Wichtigkeit, eine angemessene Belohnung dem auszusetzen, der nach irgend einer Methode es möglich mache, die fragliche Länge bis auf eine so kleine Größe

*) Der Poll stand so: Boyle 180, Newton 161, Hammond 64 Stimmen. Zwei Mitglieder waren zu erwählen.

zu bestimmen, daß jeder Schiffer hinreichende Sicherheit über seinen Ort habe.

Einstimmig votirte das Haus auf diesen Vorschlag 30,000 Pfund Sterling, der höchste aller Preise, die jemals ausgesetzt worden, für den, der diese Aufgabe löse. — Er wurde erst 1763 theilweise gewonnen. Harrison hatte eine Uhr ohne Pendel zu Stande gebracht, welche nach seiner Versicherung hinreichende Genauigkeit besitzen sollte. Sie bestand die erste Probe, aber nicht die zweite weit schärfere, und man gab ihm die Hälfte des Preises. Die andere Hälfte ist nach und nach an Uhrmacher, Astronomen und Rechner vertheilt worden, je nach dem Beitrage, den sie zur Lösung der Aufgabe lieferten. So erhielten z. B. die Erben Tobias Mayer's, der die Mondtafeln so bedeutend verbessert hatte, 3000 Pfund Sterling.

1714 bestieg Georg I. von Hannover den englischen Thron, und am Hofe dieses Fürsten stieg Newton's Ansehn wo möglich noch höher als unter Anna. Namentlich fand die Prinzessin von Wales, nachmalige Königin, an seinem Umgange viel Gefallen. Eine chronologische Arbeit Newton's erregte ihr besonderes Interesse, und Newton fand sich veranlaßt, die damals nur aus einigen Bogen bestehende Handschrift, einen ersten Entwurf, für sie besonders auszuarbeiten. Nachdem sie sich damit bekannt gemacht, bat sie ihn, dem Abbé Conti davon Mittheilung machen zu dürfen, was er gestattete, aber ausdrücklich hinzufügte, daß er nichts davon veröffentlichen dürfe. Conti hielt das Versprechen nur, so lange er in England war. Aber 1725 erhielt Newton einen Brief von dem Pariser Buchhändler Cavalier mit der Bitte, die Veröffentlichung der Handschrift zu genehmigen. Newton antwortete, daß er nicht wissen könne, was für eine Handschrift gemeint sei, und daß er nicht die Absicht habe, für die an Conti gegebene die Genehmigung zur Veröffentlichung zu ertheilen. Inzwischen aber hatte Cavalier sie schon gedruckt, und der hochbejahrte Newton sah sich abermals in Kämpfe verwickelt, die er gern vermieden hätte.

Eine dritte Ausgabe der Principia hat er gleichfalls noch selbst mit Hilfe des Dr. Pemberton 1722 besorgt. In diesem Jahre zeigten sich die ersten Spuren einer Steinkrankheit, die die Aerzte sehr bedenklich machte. Er gab den Gebrauch des Wagens auf und ließ sich in einer Sänfte tragen. Strenge Diät und pünktliche Innehaltung der mäßigen Lebensweise, die stets seine Gewohnheit gewesen, erleichterte sein Uebel, doch ohne es zu heben. Im Januar 1725 trat ein heftiger Husten und eine Lungenentzündung ein; er nahm seinen Aufenthalt in dem ihm empfohlenen Kensington, und hier besserte es sich etwas mit ihm. Seine Geschäfte als Münzmeister übergab er an Conduit.

Im Februar 1727 glaubte er sich stark genug, gegen den Rath seiner Aerzte nach London zu gehen und dort einer Sitzung der Royal Society beizuwohnen (am 28. Febr.). Anfangs schien es ihm gut zu bekommen, aber am 4. März erfolgte ein heftiger Rückfall. Nach Kensington zurückgebracht, ward er ernstlich bettlägerig; in Momenten erleichterten Schmerzes unterhielt er sich in gewohnter Munterkeit mit seinen Freunden. Noch am 15. März trat ein geringer Anschein von Besserung ein; am 18. Morgens las er noch die Zeitungen, und unterhielt sich lange und lebhaft mit Dr. Mead, seinem Arzte, aber um 6 Uhr Abends schwand ihm die Besinnung und dieser Zustand blieb bis Montag den 20. März 1727, wo er gegen 2 Uhr des Morgens verschied.

Sein Leichnam ward nach London gebracht und in der Westminsterabtei in der Gruft der Könige beigesetzt. Das Leichentuch trugen der Lordobercanzler, die Herzöge von Roxburgh und Montrose, und die Grafen von Pembroke, Sussex und Macclesfield. Der Hauptleidtragende war sein Neffe Sir Michael Newton; seine aus etwa 32,000 Pfund Sterling bestehende Verlassenschaft ward unter acht Seitenverwandte getheilt.

Zahlreiche Gedichte und Epitaphien erschienen, doch wir gestehen aufrichtig, daß uns keins des großen Mannes ganz würdig zu sein scheint, ein kleines, 1797 in seinem Hause gesetztes, ausgenommen:

Nature and Nature's laws lay hid in night,
God said: „Let Newton be," and all was light.

was man im Deutschen etwa so wiedergeben kann:

Natur und ihr Gesetz verhüllte dunkle Nacht,
Gott sprach: „Laß Newton sein!" da ist das Licht erwacht.

Schon rauscht das zweite Jahrhundert über seinem Grabe dahin; aber alles, was seitdem geschehen ist zur weitern Ausbildung der Wissenschaft, konnte nur seinen Ruhm erhöhen. Denn nur auf seinen Grundlagen fortbauend, lassen sich neue, sichere Thatsachen gewinnen; wer die Principia verläßt, entsagt der Wissenschaft. Seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat sich keine einzige com-

petente Stimme gegen Newton erhoben: die Thatsachen der Beobachtung, die je länger desto mehr seine Sätze bethätigten, sprachen zu laut und überzeugend.

Newton gab das Gesetz als allgemeingiltig für das Sonnensystem; denn zu seiner Zeit war kein anderes System bekannt, was nicht einen Theil desselben gebildet hätte. Aber seitdem sind die Doppelsterne aufgefunden, gemessen und berechnet worden, und kein Gesetz außer dem Newton'schen hat diesen Beobachtungen Genüge gethan. Noch mehr: auch der allgemeine Complex der Fixsterne, wie sehr verschieden auch die Vertheilung der Massen von der, welche im Sonnensystem stattfindet, sich darstellt, zeigt dennoch Bewegungen, die deutlich demselben Gesetze folgen, und die Welt der Nebelflecken ist die einzige, über deren Bewegungsgesetze noch nichts entschieden werden kann, einfach deshalb, weil noch keine Bewegung bei ihnen wahrgenommen worden. Alles spricht dafür, im Newton'schen Gesetze das allgemeine Weltgesetz zu erblicken, dem alles Körperliche unterworfen ist.

Wenn England seit jener Zeit an der Spitze der Astronomie steht, wenn sie dort mehr als in irgend einem andern Lande cultivirt, wenn von Regierung und Privaten der Himmelskunde Summen geopfert werden, wie keine andere Nation sie darbringt, so findet dies seine Erklärung in dem stolzen Gefühl, einen solchen Mann hervorgebracht zu haben. Früher als auf dem Continente fanden seine Lehren dort Eingang; mit andern Worten: früher als anderwärts lenkte man in die rechte Bahn ein, deshalb ist England allen andern Ländern voraus geblieben. An großen Analysten hat es auch dem Continente nicht gefehlt: die Clairaut, Lagrange und Laplace in Frankreich, die Gauß, Hansen und Bessel in Deutschland stehen in erster Reihe und dürften von den gleichzeitigen Briten kaum erreicht, sicher nicht übertroffen worden sein. Es ist eben nur Newton, der über Alle emporragt. Er ist, sagt Lagrange, nicht allein der größte Gelehrte, sondern auch der glücklichste, denn es gibt nur ein Weltsystem zu erfinden.

Daß er seinen Werth als Forscher vollkommen kannte, daß er nichts weniger als gleichgiltig gegen den Ruhm war, der ihn umstrahlte, darüber liegen deutliche Beweise vor. Aber seiner Bescheidenheit, Milde und Gutmüthigkeit that dieses Selbstgefühl nicht den geringsten Eintrag. Er war gesellig und mittheilbar und unterhielt sich gern mit Andern auch über Gegenstände, die außerhalb des Kreises seiner Forschung lagen. Mit einer echten, innig empfundenen Religiosität, verband er die ausgedehnteste Toleranz gegen Andersglaubende; nur der Unglaube durfte nie auf seine Nachsicht rechnen. Als Halley in seiner Gegenwart unehrerbietig über Religion sprach, fiel er ihm entrüstet in die Rede: „Ich habe diese Sachen studirt — Sie nicht!"

Wenn es ihm zuweilen begegnete, gegen Andre ungerecht zu werden, so war er willig zur Abbitte bereit, sobald er es erkannte. Häufiger jedoch hatte er Unrecht zu leiden. Es währte ziemlich lange, bevor man daran dachte, ihn auch äußerlich auszuzeichnen, als dies jedoch endlich geschah, blieb es ohne Einfluß auf die schlichte Einfachheit seines Wesens.

Nachdem er, bereits ein Sechziger, seinen beständigen Aufenthalt in London genommen hatte, vergrößerte er seinen Hausstand, den ihm seine mit Conduit verheirathete Nichte führte (beide wohnten bei ihm). Er hielt sich einen Wagen, machte ein recht angenehmes Haus und gab gelegentlich auch glänzende Bewirthungen; für sich selbst war er streng mäßig und seine Kleidung einfach. Ein einziges Mal, 1705, erschien er bei einer Parlamentswahl in einem mit Tressen besetzten Kleide.

Seine Freigebigkeit und Mildthätigkeit konnte er jetzt, wo seine Einnahmen die regelmäßigen Ausgaben beträchtlich überstiegen, viel weiter als früher ausdehnen. Einem Ayscough, durch seine Mutter mit ihm verwandt, gab er einmal 800 Pfund als reines Geschenk. Den Armen spendete er reichlich, am liebsten aufkeimenden Talenten. Maclaurin's spärliche Besoldung in Edinburg vermehrte er aus eigenen Mitteln um jährlich 20 Pfund.

Gewöhnt an tiefes anhaltendes Nachdenken, blieb er oft Morgens nach dem Erwachen Stunden lang in seinem Bette sitzen, und ohne die Erinnerung seiner Hausgenossen hätte er oft vergessen, seine Mahlzeit zu sich zu nehmen. Der Sprachgebrauch nennt dies Zerstreuung, wir glauben, daß, bei einem Newton wenigstens, der Ausdruck Sammlung bei Weitem richtiger sei.

Er war von mittlerer Größe, hatte ein angenehmes und gefälliges Aussehen und lebhaften durchdringenden Blick; nur in den letzten zwanzig Jahren verlor sich dies, und wie Atterbury und Hearne versichern, verrieth in dieser Zeit nichts in seinem Aeußern die Größe des Geistes, der diesen Körper belebte. Nie trug er eine Brille.

Mit musterhafter Pietät haben die Royal Society, die Universität Cambridge, die Besitzer seines Hauses in Woolsthorpe alles aufbewahrt und behütet, was auf ihn persönliche Beziehung hat: seine Instrumente, Handschriften und Briefe, eine Locke seines silberweißen Haares, seine Bücher, sogar die Thür seines Bücherschranks.

Sein öffentliches Standbild hat Roubillac ausgeführt und von demselben Künstler besitzt Cambridge seine Büste, so wie eine Todtenmaske. Unter den vielen bei seinen Lebzeiten ausgeführten Gemälden ist das von Kneller gemalte, im Besitz des Lord Egremont befindlich, als das beste zu bezeichnen.

Ehre dem Volke, das seine großen Männer zu ehren versteht. Ist gleich ihr Wirkungskreis nicht ein Land oder Volk, sondern das Menschengeschlecht, so bleibt dennoch das Gefühl: „er war der Unsern einer," ein specifisch nationales. Und mit Recht setzt der Engländer seinen Stolz darein, diesen Heros, nach langem Widerstande, jetzt allgemein und unbestritten anerkannt zu sehen als den Lehrer aller civilisirten Nationen. Frankreich hat seinen größten Analysten, Laplace, durch kein Epitheton höher zu ehren geglaubt, als indem es ihn „den französischen Newton" nannte.

Berichtigungen zu Bd. VII. S. 393, Z. 16 v. oben lies instructive statt constructive. — S. 628, Z. 12 v. unten lies Bezeichnungsweise statt Beziehungsweise.

Die

Entdeckung von Thierfährten

auf den Gipsschichten bei Paris

und

die Knochenkrankheiten vorweltlicher Säugethiere.

Mitgetheilt von

Dr. Jakob Nöggerath.

Ein interessanter Fund der Fährten sehr verschiedener Thiere auf den Schichten des tertiären Gipses bei Paris ist uns jüngst durch J. Desnoyers bekannt geworden. In der Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften vom 11. Juli 1859 *) verlas der genannte Naturforscher eine Abhandlung über diesen Gegenstand. Ehe ich diese Entdeckung nach ihren Einzelnheiten und ihrer Bedeutung näher mittheile, möchte es für manche Leser unserer Zeitschrift erwünscht sein, einiges Allgemeine von Thierfährten oder Fußtapfen auf festen Gesteinen zu erfahren. Man wolle daher gestatten, daß ich dafür ungefähr dieselbe gedrängte Ideenfolge benutze, in welcher ich diese Erscheinungen jüngst in dem Sammelwerke: „Die gesammten Naturwissenschaften" (Essen, bei Bädeker) geschildert habe.

Wenn ein organischer Körper, welcher gänzlich aufgelöst, in seinem Bestande fortgeführt und verschwunden ist, die Gestalt seiner äußern Form auf einer einhüllenden Gesteinsmasse hinterlassen hat, so nennen wir dieses einen Abdruck oder Spurenstein (Typolith). Bekannt genug sind solche Abdrücke von Blättern oder ganzen Pflanzen, von Fischen u. s. w. Eine besondere Art von Abdrücken sind die Thierfährten oder Fußtapfen (Ichniten), an welche sich der Bildungsweise nach die Eindrücke von Regentropfen (sogenannte fossile Regentropfen) und Wellenschlagsspuren anreihen. Alle diese Erscheinungen kommen auf der Oberfläche von vorwaltend thonigen oder sandsteinartigen Gesteinsschichten vor. Auf der Oberfläche noch nicht völlig erhärteter Schichten mußten natürlich die Thiere, welche darüber gingen, vertiefte Eindrücke, das plastische Bild ihrer Fußsohlen, hinterlassen. Durch eine darüber sich bildende neue Schicht wurden diese Eindrücke oder Vertiefungen ausgefüllt, und wenn wir jetzt zwischen zweien Schichten solche Fußtapfen finden, so sehen wir die Sohlenbilder in der untern Schicht vertieft, in der obern aber im Relief, wie es nothwendig nicht anders sein kann. Man trifft solche Thierfährten auch meist reihenweise hinter einander an, die Art und Größe des Schrittes der Thiere andeutend, und wir können bei Thierfüßen die Fährten der Vorderfüße von denen der Hinterfüße unterscheiden. Die Regentropfeneindrücke sind in ähnlicher Weise auf der Oberfläche noch weicher Schichten entstanden und in der überlagernden Schicht als Erhabenheiten ausgedrückt worden, eben so wie die Thierfährten: niederfallende Regentropfen erzeugten nämlich die kleinen gerundeten Eindrücke, welche man zuweilen auf Sandsteinschichten antrifft und die nicht ganz selten auf und bei den Fußtapfen

*) Comptes rendus hebdomadaires des séances de l'académie des sciences. T. XLIX. Nr. 2.

von Thieren vorkommen. Durch Lyell ist es nachgewiesen worden, daß sich Fußtapfen von Vögeln und selbst Regentropfenabdrücke unter gewissen Umständen noch immer nicht bloß an der Oberfläche von thonigsandigen Schichten bilden, sondern selbst zwischen denselben entstehen. Er sah auf einem rothen Schlamme, den der Lorenzfluß in Nordamerika aus der Zerstörung der ihn begrenzenden Sandsteinfelsen zur Fluthzeit absetzt, die eingedrückten Fährten des sogenannten Sandpfeifers (Tringa minuta), der auch lebend in einer großen Anzahl von Exemplaren auf der in der Erhärtung begriffenen Schlammschicht herumlief und ebenfalls die eingedrückten Spuren von Regentropfen, die einige Tage vorher gefallen waren. Dieser Schlamm trocknet nach und nach unter dem Einflusse der Sonnenwärme und bildet dann einen ziemlich festen regenerirten Sandstein, und wenn sich nun bei einer neuen Fluth eine neue Sandschicht absetzt, so müssen an ihrer untern Seite reliefartig die Fußtapfen sich ausbilden. Als Lyell den so entstandenen Sandstein nach seiner Schieferung abblätterte, fand er wirklich die früher gebildeten Vogelfährten und Regentropfenspuren auf den schieferigen Platten ganz in der Weise, wie die gleichen Erscheinungen zwischen ältern Schichten. Wenn der Sand unsern des Meeresgestades von den Wellen bewegt wird, so erhält seine Oberfläche flache wellenförmige Erhabenheiten und Vertiefungen, wie man an jedem sandigen Meeresstrande beobachten kann. Erhärtet eine solche Sandschicht in Folge des Festwerdens ihres thonigen oder kalkigen Bindemittels, und bildet sich über derselben eine neue Schicht gleicher Art, so werden wir jene wellenförmigen Erhabenheiten und Vertiefungen zwischen den Schichten finden müssen. Diese Erscheinung wird auch und zwar nicht einmal sehr selten auf den Schichten von ältern Formationen beobachtet, welche uns also ganz unzweideutig sagen, daß sie unsern eines alten Gestades ihren Ursprung genommen haben.

So über das Allgemeine des Gegenstandes vorbereitet, gehen wir näher auf die Abhandlung von Desnoyers über den Pariser neuen Fund ein. Die Fußtapfen von Thieren auf der Oberfläche der Schichten von verschiedenen Formationen waren für die Paläontologie um so bedeutungsvoller, als sie bis zu den Gesteinen von einem hohen geologischen Alter gefunden worden sind. Wir finden die Fährten von Wirbelthieren auf Schichten der ältern Bildungsperioden, in welchen man die Ueberreste der Thiere selbst noch nicht aufgefunden hat, welche die Fährten erzeugt haben. Anfänglich hatte man die Fährten nur auf den Schichten des bunten Sandsteines der Triasperiode, aber in einer so großen Anzahl von Exemplaren gefunden, daß über ihre richtige allgemeine Deutung keine Zweifel obwalten konnten, obgleich noch gegenwärtig große Ungewißheit über die Thierarten, von welchen sie herrühren, übrig bleibt. In Deutschland, England, vorzüglich aber in Nordamerika und jüngst auch in Frankreich haben sich in dieser Formation Fährten von sehr mannigfaltigen Thieren vorgefunden, welche von Reptilien, Vögeln und Säugethieren herrühren können. Am merkwürdigsten sind darunter die Fährten von großen Thieren, welche froschartig gewesen sein dürften und welche man zu den Labyrinthodonten rechnet, wovon man auch Knochen kennt. Man hat diesen großen Fußtapfen den Namen Chirotherium (Handthier) gegeben, wegen der Aehnlichkeit mit der menschlichen Hand, von welcher sie sich aber durch die großen Nägel der vier Finger und den nagellosen Daumen wesentlich unterscheiden. Die größten Chirotheriumtapfen (Chirotherium Hercules) sind sieben bis zwölf Zoll lang, bei drei bis vier Fuß Schrittweite. Auch hat man solche Fußspuren von Schildkröten gefunden und von mehrern Arten von Vögeln (Ornithichnites); die größte Art der letztern (Ornithichnites giganteus) hatte einen Fuß von fünfzehn bis achtzehn Zoll Länge und machte Schritte von vier bis sieben Fuß, war also viel größer als der Strauß.

Später fand man auch in England und besonders in den Vereinigten Staaten Nordamerika's Thierfährten in noch viel ältern Formationen, in dem Steinkohlengebirge und in den Sandsteinen der silurischen Formation. Das jüngste Gebirge, in welchem man Fährten von vorweltlichen Thieren angetroffen hat, ist ein Sandstein der tiefern Schichten der Kreidebildung, aber noch niemals hatte man deren in den tertiären Formationen aufgefunden. Gebirgsbildungen, welche der heutigen Periode angehören und daher noch immer in der Ausbildung begriffen sind, können hier nicht in besondern Betracht gezogen werden: man hat nämlich in der Gegend von Göttingen im jüngern Kalktuff Fußtapfen von noch lebenden Thierarten, von Hirschen, Ochsen u. s. w. gefunden,

welche also rücksichtlich der Zeit ihrer Entstehung eine Analogie mit den oben erwähnten von Lyell beschriebenen Abdrücken von Vogelfußtapfen in dem regenerirten Sandstein am Lorenzflusse darstellen.

Nur in sehr wenigen Fällen hat man vermuthungsweise die Thiere nachweisen zu können geglaubt, von welchen die Fährten in den ältern Schichten herrühren. Mehr als fünfzig Arten von Fährten aus dem bunten Sandsteine von Nordamerika sind abgebildet und benannt, auch eben so vielen Arten von Säugethieren, Reptilien und Vögeln zugeschrieben, aber man kennt nur wenige Knochenbruchstücke, welche den Thieren angehört haben könnten, deren Fährten im Gestein abgedrückt sind.

Die Entdeckung von Fährten im tertiären Gebirge muß natürlich viel leichter zur Erkenntniß der entsprechenden Thiere führen, da die Knochen von Wirbelthieren und namentlich von Säugethieren in so großer Menge und in der besten Erhaltung in den Schichten dieser Gebirgsformation vorhanden sind. In ihr sind auch die Gebeine in der Nähe der ehemaligen Aufenthaltsorte der Thiere abgelagert, und die ganze Bildung des tertiären Gebirges deutet auf eine damals vorhanden gewesene große Abwechslung von trockenem Boden mit vielen Seebecken. Bekanntlich wechsellagern in den tertiären Bildungen Schichten, welche im Meere gebildet sind, mit solchen, deren Ablagerung in Sümpfen und in süßen Gewässern stattgefunden hat, und es deutet dieses also auf vormalige zahlreiche Küsten und auf Gewässer von mäßiger oder geringer Tiefe hin.

In der That hat Desnoyers jetzt Thierfährten in großer Anzahl vor den Thoren von Paris, grade in demjenigen tertiären Becken entdeckt, welches seit fünfzig Jahren der Gegenstand der emsigsten geologischen Forschungen war und aus welchem der geistreiche Cuvier so sehr viele Arten von Säugethieren, Reptilien und Vögeln aus ihren einzelnen Knochen reconstruirt hatte.

Ueber diese Entdeckung berichtet Desnoyers wesentlich Folgendes. Er fand in den Gipsbrüchen des Thales von Montmorency, namentlich auf denjenigen Bänken oder Schichten, welche am reichhaltigsten an Knochen sind und selbst Theile oder ganze Skelette von Säugethieren und Vögeln an ihrer Oberfläche erkennen lassen, gewisse Körper, im Allgemeinen von mandelartiger Form, welche bis zu einem Centimeter Dicke auf den untern Seiten der Schichten vertieft, auf ihren obern Seiten aber als Relief erscheinen und welche gruppenweise bei einander vorkommen und sich zuweilen in sehr regelmäßigen Entfernungen wiederholen. Die Größe und Gestalt dieser Mandeln ist sehr verschieden, man kann sie niemals von der Gipsmasse ablösen, sie bestehen selbst aus dieser. Es sind keine Concretionen von Gips oder von andern Mineralien, keine Bildungen wie etwa die kieseligen Knollen von Menilit oder wie die Kugeln von Strontian. Die Mandeln haben ganz das Aussehen, als wären sie durch vorübergegangene Eindrücke auf den weichgewesenen Gipsschichten unmittelbar nach ihrer Ablagerung entstanden. Die Formen jener Mandeln waren so unregelmäßig, daß sich Desnoyers nicht sogleich von ihrem organischen Ursprung überzeugen konnte. Später bemerkte er aber, daß zwischen den Gruppen oder Reihen solcher Mandeln noch andere linienartig gebogene Eindrücke vorhanden waren, welche sich so endigen, als wären es die Spuren der Schwänze, welche die Thiere auf dem weichen Boden hinschleppten. Es wurde dadurch wahrscheinlich, daß diese Mandeln die Fußtapfen großer Reptilien seien. Gewißheit für den organischen Ursprung aller dieser Mandeln erlangte aber Desnoyers dadurch, daß er deren auch von zweitheiliger, also gespaltener Gestalt fand, welche die größte Aehnlichkeit mit Fährten zeigten, wie sie die Anaplotherien hinterlassen müßten, und ferner auch dreitheilige Mandeln, welche in der Form den Abdrücken der Finger der Paläotherien entsprachen: also grade solche Sohlenbilder, wie sie von den Fußeindrücken derjenigen Säugethiere herrühren konnten, welche Cuvier aus dem Knochengips beschrieben hat. Andere Abdrücke der Zehen großer Vögel boten Analogien dar mit denjenigen, welche aus dem bunten Sandsteine von Connecticut beschrieben und abgebildet worden sind. Weitere Abdrücke von Vögeln mit sehr spitzen Klauen gleichen denjenigen der großen Stelzfüßler, namentlich von Parra Jacana Lin. aus Südamerika. Noch andere Abdrücke scheinen auf das Genaueste die Sohle eines Fleischfressers von der Größe eines großen Hundes nachzubilden, mit breitem Fuße, vier deutlich getrennten Zehen und einem gerundeten Daumen, welcher von den Zehen absteht: sie dürften von der Gattung

Pterodon herrühren, wovon man einen Kiefer zu Sannois gefunden hat. Wieder andere weniger regelmäßige Abdrücke zeigten deutlich, daß sie von Körpern mit bald glatter, bald chagrinirter Haut herrühren, wie von den Füßen großer frosch- oder krokodilartiger Thiere, die sich auf einem weichen oder sumpfigen Boden fortbewegt haben. Einige andere Abdrücke gaben das vollständige Bild der Panzer von Schildkröten (Trionixarten), wie es beim Ausruhen der Thiere in der weichen Unterlage eingedrückt werden konnte; es waren daran die Zusammenfügungen der Panzerschilder deutlich zu erkennen, und selbst die gezackten Ränder gewisser Panzer. Von andern Schildkröten, Emiden oder vielleicht Chelonien, zeigten sich die sehr scharfen Eindrücke der ruderförmigen Schwimmfüße, diese von verschiedenen Größen. Andere, oft mehrere Centimeter eingreifende Vertiefungen stellten sich endlich dar als die Fußtapfen mit Nägeln versehener Klumpfüße von Landschildkröten. Unter den verschiedenen Fußtapfen schienen diejenigen von Reptilien im Allgemeinen die häufigsten zu sein.

So waren also alle Zweifel über den organischen Ursprung jener Eindrücke verschwunden, es lief Desnoyers nicht mehr Gefahr, unerweisliche Dinge in die Wissenschaft gebracht zu haben. Er wollte seine Deutungen aber auch noch dadurch verificiren, daß er den fortgesetzten Gang der Thiere über größere Flächen nachzuweisen suchte. Dieses ist ihm aber nur bei wenigen Reihen von Fährten gelungen. Die Art der Gewinnung des Gipses macht diese Nachweisung schwierig; der Gips wird nämlich in verticalen Pfeilern abgebaut, und so mußte Desnoyers oft mehrere Monate warten, um auf oder in einem anstoßenden Pfeiler die Fortsetzung der Fährtenreihe wiederzufinden. Dabei kam noch eine zweite Schwierigkeit in's Spiel; die Oberflächen vieler Schichten und vorzüglich diejenigen, welche sehr viele Fährten enthalten, erscheinen von vielen Erosionsspuren, von Rinnen und krummen canalartigen Vertiefungen durchzogen, grade so wie sie das rasch ablaufende Wasser auf einem weichen Gestade erzeugt. Natürlich müssen diese Erosionsspuren oft die Fährten undeutlich machen, wie man dasselbe auch beim bunten Sandsteine beobachtet hat. Endlich setzen noch Spalten in die Gipsmasse hinein, welche gewöhnlich mit einem grünen Mergel erfüllt sind; ähnliche, durch das Eintrocknen entstandene und wieder ausgefüllte Zerspaltungen findet man ebenfalls beim bunten Sandstein zwischen den Fährten des Chirotheriums. Desnoyers hat den Zusammenhang der Bänke oder Schichten mit Fußtapfen auf beiden Seiten des Thales von Montmorency beobachtet und zwar ziemlich in gleichem Niveau. Es finden sich wenigstens fünf oder sechs reich mit Eindrücken bedeckte Schichten in der obern Gipsmasse, welche in diesem Theile des Pariser Beckens zehn bis fünfzehn Meter mächtig ist. Die einzelnen Bänke sind von sehr verschiedener Dicke. Die nämlichen Fußtapfen finden sich auch in andern Gipshügeln wieder, z. B. zu Pantin, Clichy, Dammartin, aber, wie es scheint, weniger scharf ausgedrückt.

Das Becken von Paris enthält in seinen Schichten die Knochen und Skelette von mehr als dreißig Thierarten, welche Cuvier bestimmt hat. Desnoyers hat nun schon die Beziehung der Fährten erkannt zu den Dickhäutern, den Anoplotherien und Paläotherien von verschiedenen Größen, mehrern Fleischfressern, deren sechs bis sieben Arten in dem Gipse vorkommen, mehreren Arten von Vögeln und vorzüglich von Schildkröten aus verschiedenen Familien, nämlich Sumpf-, Fluß- und Landschildkröten. Er glaubt Fußtapfen von Vögeln gefunden zu haben, deren Knochen man noch nicht kennt, und besonders die Fährten eines riesigen Vogels, welcher vielleicht der Gastornis sein könnte, dessen Knochen man in dem Conglomerat von Meudon entdeckt hat, welches freilich älter als der Gips ist.

Die Dickhäuter, Anaplotherien und Paläotherien, lebten, wie dieses schon Cuvier bemerkte, an den Gestaden der Flüsse und Seen und besuchten, wie die Otter, auch oft die Gewässer selbst; die Fleischfresser bekriegten jene Dickhäuter, an deren Knochen und Schädeln man die Eindrücke und Brüche erkennen kann, welche sie im Kampfe durch das Gebiß ihrer Feinde erlitten haben. Die Vögel hatten ihrer Beschaffenheit nach die Strandreviere zu ihrem Aufenthalt, und die besonders zahlreichen Reptilien lebten im Flußwasser und auf nassem Boden. Nach der Theorie ist die Gipsablagerung bei Paris in einem großen See oder in mehreren mit einander in Verbindung gestandenen kleinen Seebecken erfolgt, und die Gestade waren mit denjenigen Thieren bevölkert, welche jetzt in den Gipsschichten eingehüllt sind. Die Entdeckung

der Fährten ist daher eine neue, laut sprechende Bestätigung dieser Anschauungsweise.

Desnoyers hat im Pariser Museum eine Menge Beweisstücke der verschiedenen Fährten in Gips niedergelegt und fordert die Geologen auf, dieselben vergleichend mit den Sohlen von fossilen und lebenden Thieren näher zu studiren.

In derselben Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften, welche den interessanten Fund von Desnoyers brachte, kündigte Marcel de Serres als eine neue Entdeckung an, daß er an Knochen aus den Knochenhöhlen, namentlich an Pferde- und Löwenknochen, die Kennzeichen verschiedener Knochenkrankheiten gefunden habe, wodurch bewiesen werde, daß die vorweltlichen Thiere dieselben Knochenkrankheiten hatten, welche wir auch heutzutage bei den lebenden Thieren kennen. Wir sind aber weit entfernt, dieses als eine neue Entdeckung anzuerkennen, und können uns nur sehr wundern, daß ein Gelehrter wie Marcel de Serres, der sich so viel und recht verdienstlich mit der Untersuchung der Knochen vorweltlicher Thiere beschäftigt hat, so wenig mit Demjenigen bekannt ist, was auf gleichem Gebiet in Deutschland schon vor längerer Zeit wissenschaftlich gefördert wurde. Der sehr verdienstliche, in München verstorbene Arzt Philipp von Walther hatte schon im Jahre 1825 in einer ausführlichen Abhandlung „über das Alterthum der Knochenkrankheiten“ (vergl. Gräfe's und von Walther's Journal für Chirurgie und Augenheilkunde VIII, 1) nachgewiesen, daß an Knochen von Höhlenbären die gewöhnlichen Formen von Knochenkrankheiten zu beobachten sind, grade so wie wir sie heutzutage noch bei dem Menschen antreffen, und daß daher die Höhlenbären schon an Gicht, Skropheln und dergleichen Krankheiten gelitten haben. Es ist diese Thatsache freilich nicht auffallend, vielmehr sehr natürlich, wie wir bereits in unserm Aufsatze „über Höhlen und Erdfälle“ (vergl. Illustr. Deutsche Monatshefte Nr. 36) erwähnt haben, aber doch immer interessant genug. Die Krankheit ist älter als das Menschengeschlecht, die vor dem Menschen geschaffenen Thiere hatten sie schon zu erleiden. Hier war der Gegenstand nur wieder zu berühren, um die angebliche neue Entdeckung von Marcel de Serres als eine viel frühere Erforschung auf deutschem Boden darzulegen.

Marokko und die Marokkaner.

Von
W. Reinhold.

Das Rad der Weltgeschichte dreht sich in unaufhaltsamem Laufe; der ewige Wechsel in der Natur leidet keinen Stillstand; die Dinge werden geschaffen, sie entwickeln sich bis zu der Grenze, die der Schöpfer des Alls ihnen vorgezeichnet, um Stufe für Stufe wieder herabzusteigen von ihrer Höhe und endlich in das Nichts zurückzukehren, aus dem das „Werde“ sie zum Leben rief. Wie wir in den ältesten Gesteinbildungen die Spuren eines längst untergegangenen animalischen Lebens entdecken und die Steinkohlengebirge sogar die deutliche Textur einer jetzt nicht mehr vorhandenen Vegetation aufbewahrt haben, so sehen wir auch das vollkommenste Geschöpf der Natur, den Menschen, einem unaufhörlichen Wechsel unterworfen. In der kurzen Spanne Zeit, die unsere Geschichte begreift, erscheinen Völker von vielen Millionen Seelen am Horizonte des Lebens, steigen langsamer oder schneller, dunkler oder heller strahlend empor zu ihrem Culminationspunkte und versinken wieder in das Dunkel der Vergessenheit, um oft Nichts, bisweilen nur sporadische Merkmale ihres Daseins der Nachwelt zu hinterlassen.

So kamen und gingen die Karthager, so die Römer und die Griechen, so die Araber, deren Nachkommen im heutigen Marokko von Tage zu Tage mehr von ihrer einstigen Größe herabsteigen und ihrem gänzlichen Untergange mit schnellen Schritten entgegeneilen. Man kann sich eines Gefühls der Wehmuth nicht erwehren, wenn man sich im Geiste um ein Jahrtausend zurückversetzt und die jetzigen Bewohner von Marokko und den Zustand dieses Reiches mit den Mauren vergleicht, die einst Spanien eroberten und dort unter den westlichen Kalifen ein Reich gründeten, von dem aus Civilisation, Kunst und Wissenschaft über ganz Europa strahlte. Tapferkeit, Ritterlichkeit und Bildung waren damals die Eigenschaften der Mauren, in denen sie allen andern Nationen voranleuchteten; ihre Schulen und Universitäten waren die berühmtesten Europa's, ihre Bibliotheken, deren das Reich der Kalifen nicht weniger als siebzig öffentliche zählte, bargen einen unendlich reichen Schatz wissenschaftlicher und poetischer Werke. Was

ist aus ihnen geworden, was aus jenem thatkräftigen, aufgeklärten und ritterlichen Volke, dem einst eine so große Zukunft vorbehalten schien?

Mit ihrer Rückkehr nach Afrika, dem Lande des schrankenlosen Despotismus, der erniedrigendsten Knechtschaft, der Unwissenheit und des Aberglaubens, haben die Mauren ihre guten Eigenschaften abgestreift; nur die schlechten sind geblieben. Das einzige, was sie gerettet haben aus dem Schiffbruche ihrer einstigen Größe, ist der Schein, der Schein der Frömmigkeit, der Schein des Wissens, des Muthes und der Offenheit. Hinter ihm verstecken sie ihren wahren Charakter, ihre Laster, ihren Aberglauben, ihre rohe Unwissenheit, ihre jämmerliche Feigheit und Hinterlist.

Doch betrachten wir sie etwas näher in ihrem Lande, dem Kaiserthum Marokko, an dessen morschem Bau gegenwärtig von drei Seiten zugleich gerüttelt wird, dessen nördliche und östliche Grenzen Spanien und Frankreich bedrohen und in dessen Innern ein blutiger Bürgerkrieg die Keime der Auflösung immer schneller reifen läßt, die Volk und Land schon lange in sich tragen.



Ein Araber in Marokko.

Die von uns erwähnten Mauren bilden nur etwa die Hälfte der Bevölkerung von Marokko; sie sind zwar die Herrscher des Landes, in ihren Händen befinden sich alle Aemter des ganzen Reiches, aber außer ihnen existiren noch vier andere Racen, die Araber, die Berber, die Neger und die Juden, die zusammen die andere Hälfte der Bewohner ausmachen. Alle fünf Stämme stehen sich feindlich gegenüber, sie hassen, verfolgen sich und bekämpfen einander mit den Waffen des Krieges, der List und des Betrugs. Es ist nicht möglich, daß die Zahl einer Bevölkerung, die aus so feindlichen Elementen zusammengesetzt ist, zunehmen, daß das Land, welches



Araber.

sie bewohnt, erstarken kann, besonders wenn von oben herab, von Seiten der Herrscher Alles geschieht, um eine Annäherung oder Verschmelzung der sich so schroff gegenüberstehenden Racen zu verhindern. Die Einwohnerzahl Marokko's wird daher von Jahr zu Jahr geringer, und das Volk sinkt zugleich immer tiefer in die Barbarei zurück. Alle Geistesenergie, die zu dem Glauben berechtigen könnte, daß es sich noch einmal aus dieser Versumpfung aufraffen könnte, ist geschwunden. Sie ist erdrückt durch die grausame Despotie der Machthaber, durch die Unwissenheit, Sittenlosigkeit und den knechtischen Sinn des Volkes. Es bedarf nur eines geringen Anstoßes, um das nach allen Seiten untergrabene und jeder moralischen Stütze entbehrende Kaiserthum Marokko in Trümmer fallen zu lassen und die entarteten Nachkommen der einstigen Mauren unter seinen Ruinen zu begraben.

Doch kehren wir zu den Mauren zurück. Seht! dort bewegt sich mit majestätisch abgemessenem Gange der gleißnerische Heuchler durch die Menge, die ihm ehrerbietig Platz macht. Durch das feine durchsichtige Gewebe seines Haiks schimmern das Gold und die Seide seiner gestickten Unterkleider. Sein Turban und der Titel Hadschi sagen Euch, daß er eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe gemacht, und die Vorübergehenden

neigen demüthig das Haupt vor der hoch aufgerichteten Gestalt, in deren Gesichtszügen der Ausdruck einer strengen Frömmigkeit thront, und die schweigend und nur leise die Lippen bewegend ihre Schritte nach der nächsten Moschee richtet.

Der fromme Hadschi wandelt diesen Weg mehrere Male während des Tages; er trägt den Teppich, auf dem er niederkniet, um sein Gebet zu verrichten, unter dem Arme, damit Jeder wisse, wohin er wandelt. Zwischen den Fingern seiner mit besonderer Sorgfalt gepflegten Hände gleiten die Kügelchen des Rosenkranzes ununterbrochen auf und ab; seine Lippen murmeln heilige Verse aus dem Koran und der Name Allah's wird mit jedem Athemzuge leise hervorgehaucht, doch so, daß die Umstehenden es hören. Alle neigen tief das Haupt vor dem frommen heiligen Manne, der stolz aufgerichtet zwischen der knechtischen Menge einherschreitet, die ehrfurchtsvoll einander zuflüstert: „Da ist er!"

Da geht er einher, der privilegirte Räuber! Er hat sich umgürtet mit der Majestät eines Herrschers und beachtet in seinem Stolze kaum die bewundernde Menge, die schmutzig und in zerrissenen Kleidern dem reichen Hadschi ausweicht. Sein Haik ist von schneeiger Weiße, sein Turban von reichem Stoffe in untadelhaften Falten um das Haupt gewunden, seine Weste und seine Unterkleider starren von Gold und Juwelen. Sein Körper verräth die Fülle des Ueberflusses und in seinem Antlitze spiegelt sich das Wohlbehagen. So wandelt er dahin und seine herzlosen Blicke gleiten kalt an den Gesichtern des ihn umgebenden Volkes vorüber, auf denen Hunger und Elend tiefe Furchen gegraben, während die Rücken unter der Geißel ihrer grausamen Herren gekrümmt sind, ihr bischen Habe in die räuberischen Hände des Kadi oder Pascha übergegangen ist.



Araber zu Pferde.

Das ist ein Exemplar der jetzigen maurischen Race, so sind sie alle, die Angehörigen der herrschenden Classe in Marokko, aus deren Mitte die Ulemas, die Kadis, die Paschas und alle hervorgehen, die Ehren, Reichthümer und Aemter besitzen, in deren Händen die Macht und das Ansehen ruht.

Ihr gegenüber sind die Araber wahre Engel. Die Mauren bewohnen lediglich die Städte, der Araber dagegen das flache Land. Der Maure ist Beamter, Kaufmann, Gewerbtreibender, der Araber zieht als Nomade mit seinen Heerden von Weide zu Weide; jener ist reich und sammelt sich Schätze durch List, Lüge, Betrug, oder auch als Beamter mit Gewalt; dieser ist arm, weil harmlos, treuherzig und als reines Kind der Natur den Ränken und Schlechtigkeiten der Welt

fremd. Sein Fuß steckt nicht in den goldgestickten Schuhen des Mauren, aber sein Schritt ist leicht und elastisch und verräth die bewegliche Gewandtheit eines in Strapazen erstarkten und mit Gefahren vertrauten Steppensohnes.

Statt des kostbaren feinen Haiks, mit dem der reiche Maure den Körper und das Haupt in majestätischer Weise drapirt, umhüllt der Gelab, ein Burnus von dunklem, groben Wollengewebe die gebräunten Gliedmaßen des Arabers, während der geschorene Kopf mit dem einzelnen stehen gebliebenen Haarschopfe gewöhnlich unbedeckt ist. Er wohnt unter Zelten von Palmettofasern und Kameelhaaren, die lang, breit und niedrig, von Rohrstäben gestützt einem umgekehrten Schiffsrumpfe gleichen. Der Araber kommt selten in die Städte; er haßt ihre Bewohner, die Mauren, aus tiefster Seele, weil sie ihn arm gemacht. Früher war der Araber in Marokko seßhaft und Ackerbauer. Er besaß große Ländereien, die er vortrefflich cultivirte und widmete seine ganze Aufmerksamkeit der Zucht der schönsten Pferde. Man hat ihm Alles genommen, sein Korn, seine Kameele, seine Pferde. Der Kaiser brauchte Geld und seine Schergen, die Paschas und Kadis plünderten den reichen strebsamen Araber bis auf den letzten Pfennig. Die knechtische Natur ist jedoch noch nicht bei ihm so ausgebildet wie bei dem Mauren; der ungerecht Beraubte begann nicht wieder zu sammeln, um sich abermals plündern zu lassen. Er zog es vor, arm zu bleiben, als Nomade mit seinem wenigen Vieh, dessen Ertrag ihm grade das Leben fristet, umherzuziehen, dadurch Erpressungen unmöglich zu machen und sich auf diese Weise an seinen Herren zu rächen. Zwar ist den einzelnen Stämmen vom Kaiser ein Tribut auferlegt, aber nie wird derselbe freiwillig gezahlt. Alljährlich muß er durch Truppen eingetrieben und mit harten Kämpfen gewonnen werden. So bewahren sie sich stets einen gewissen Grad von Unabhängigkeit, sie beugen sich nicht in sclavischer Unterwürfigkeit dem Joche, das man ihnen aufzwingen will und weichen nur der übermächtigen Gewalt.

Die wenigen Pferde, welche die Araber noch besitzen, rechtfertigen nicht mehr ihren ehemaligen Ruf als Pferdezüchter. Die Räubereien der Paschas, welche stets die schönsten Füllen für sich selbst oder den Marstall des Kaisers ohne Entschädigung in Beschlag nahmen, haben auch die Pferdezucht ruinirt, obwohl der Araber noch immer mit großer Liebe an seinem Rosse hängt. Er unterhält sich mit ihm, wie mit einem lieben Freunde und ist der festen Ansicht, daß seine Worte verstanden werden. Sein erster Gang nach dem Frühgebete gilt seinem Pferde, um es zu küssen und zu segnen. Will er auf ihm ausreiten, so hält er ihm lange Reden und mahnt es zur Schnelligkeit, ein störrisches oder wildes Thier verweist er mit scharfen Worten zur Ruhe, sieht ihm starr in das Auge und bläst ihm Tabacksdampf in die Nüstern, um es sanft zu machen. Fütterung und Behandlung des Pferdes ist von der unsern verschieden. Statt des Hafers erhält es Gerste und Datteln, statt des Heues nur Stroh, das aber nicht klein geschnitten wird. Ebenso bekommt es nur einmal täglich zu trinken und wird nie gestriegelt, dagegen oft in die Schwemme geführt und gewaschen.

Der Araber ist in Folge seiner nomadischen Lebensweise außerordentlich unwissend und abergläubisch. Mit kindischer Neugierde begafft und staunt er die einfachsten Gegenstände europäischer Industrie und Cultur an und hegt über sie die sonderbarsten Begriffe. Namentlich denkt er sich aber unter einem Christen oder Nazarener, wie er dort zu Lande genannt wird, ein Wesen ungeheuerlichster Art. Wie unsere deutschen Mütter und Ammen mit dem Knecht Ruprecht oder dem schwarzen Manne, so drohen die arabischen Mütter ihren Kindern mit dem Nazarener und dies magische Wort verfehlt nie seine Wirkung.

Der dritte Völkerstamm Marokko's sind die Berber oder Amazirg (freie Leute), wie sie sich selbst nennen. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind sie die ältesten Bewohner des Landes, aber keine reine Race, sondern aus einer Vermischung der Urbevölkerung mit den Eroberern, die von Norden her in diesen Strich Afrika's einfielen, hervorgegangen. Wenigstens findet man bei vielen Berbern noch den unterscheidenden Typus der alten Normannen. Sie sind groß und kräftig gebaut, haben eine helle Hautfarbe, blaue Augen und blonde oder rothe Haare. Sie halten sich von jeder Berührung mit andern eingeborenen Racen ängstlich fern und man darf daher wohl annehmen, daß sie von den Normannen unterjocht und ihr ursprünglicher Typus durch sie modificirt wurde.

Die Berber sind Krieger, Jäger, Hirten

und Ackerbauer. Als letztere beschäftigen sie sich jedoch am wenigsten und nur ein Stamm: die Schelleuh, die einen Theil der großen Atlaskette bewohnen und einen viel friedfertigern Charakter als ihre übrigen Stammesgenossen haben, treiben vorzugsweise Ackerbau und kommen sogar öfter in die Städte, um den maurischen Gutsbesitzern ihre Dienste anzubieten. Die Touaregs, Kabylen und die in neuerer Zeit so oft genannten Riffianer leben meistentheils von Raub und Jagd, wohnen in den Wäldern und unzugänglichen Gebirgen, haben selten feste Wohnstätten und hausen oft nur in Höhlen oder Baumstämmen.

Ihre Kleidung trägt weder einen besondern Schnitt noch ist sie aus bestimmten Stoffen gefertigt. Bei einzelnen findet man ein grobwollenes Wamms, etwas kürzer als den Galeb der Araber, als eine Art von Nationaltracht, sonst ist jedoch nur Phantasie in der Wahl ihrer Kleidung maßgebend. Was sie dann auf ihren Streif- und Raubzügen erbeuten, hängen sie um oder ziehen sie an und oft ist jedes Glied eines Douars (Dorf oder Gemeinde) verschieden gekleidet.

Die Berber gehorchen Häuptlingen, deren Würde erblich ist. Ihre Abhängigkeit von dem Kaiser ist nur nominell, in Wirklichkeit sind sie freie Männer und in ihren Schlupfwinkeln von den gegen sie ausgeschickten Truppen nicht zu erreichen. Dagegen werden diese häufig von ihnen überfallen und niedergemetzelt, und dieser kleine Krieg währt Jahr aus Jahr ein.

Man sieht sie nie unbewaffnet, und namentlich ist es die lange Flinte, die ihre Hauptarmatur ausmacht und in deren Gebrauch sie trotz der alterthümlichen Construction und des Steinschlosses außerordentlich bewandert sind. Verschiedene dieser Gewehre sind sehr kostbar, mit Silber, Perlmutter oder Korallen ausgelegt, und fast alle werden in einem Tuchfutteral aufbewahrt, wenn man sie nicht gebraucht. Sie haben einen sehr breiten Kolben und sind so construirt, daß sie, auf den Kolben gestellt, stehen bleiben.

Der den Europäern durch ihre Seeräubereien am meisten bekannte Stamm der Berber sind die Riffpiraten, zu deren Züchtigung Spanien so eben eine bedeutende Truppenmacht ausrüstet. Sie bewohnen die das „Riff" genannte Küstenstrecke Marokko's zwischen Tanger und der Algierischen Grenze und sind die verwegensten und frechsten Räuber, zugleich aber auch sehr schlau, gewandt und tapfer. Die beiden festen Punkte, welche Spanien noch in Nordafrika besitzt, Ceuta und Melilla, bilden die ewigen Gegenstände ihrer Feindseligkeiten und die beständigen Zielscheiben für die Kugeln ihrer langen Gewehre. Fast jeden Tag umlagern sie hinter Felsstücken oder in Hinterhalten geborgen die Festungsmauern, um jedem Kopfe, der über denselben erscheint, eine oder mehrere Kugeln zu senden, und namentlich sind es Knaben, die in dem Niederschießen eines Nazareners ihr Probestück als Krieger zu machen suchen. Es dürfte vergebens sein, diese unverbesserlichen Banditen von der Seeseite oder mit wenigen Tausend Mann bekriegen zu wollen. Das einzige wirksame Mittel ist, sie mit bedeutenden Truppenmassen von der Landseite aus anzugreifen, sie an der Küste einzuschließen und auszuhungern, sodann aber den ganzen von ihnen bewohnten Landstrich in Besitz zu halten, da der Kaiser von Marokko in ihm doch seine Macht nicht geltend machen kann oder will. Auf einen solchen umfassenden Plan scheinen denn auch die großen Rüstungen der Spanier zu deuten und man kann ihnen nur Glück zum Gelingen wünschen, um das Mittelmeer von dieser Plage zu reinigen.

Dem Namen nach bekennen sich die Berber zum Islam. Ihr Glaube ist jedoch meistens nur Aberglaube und beschränkt sich auf Ceremonien, in denen auch Spuren des Christenthums sich vorfinden. So z. B. tragen viele Frauen und Kinder auf Brust oder Stirn ein blaues Kreuz tätowirt, obwohl die Bedeutung dieses Symbols, das sie hoch verehren, ihnen verloren gegangen ist.

Ebenso häufig ist unter den Berberfrauen die Anrufung der Jungfrau Maria, namentlich, wenn sie in den Geburtswehen liegen und es ist daher wahrscheinlich, daß die christliche Kirche einst auch unter diesen Völkerschaften Anhänger zählte.

Die Berber sind große Freunde von Musik und Tanz, aber in beiden spricht sich der wilde Charakter des Volkes aus. Ihre musikalischen Instrumente sind, wie überhaupt in Marokko, einfach, meistens trichterförmige Blechtrompeten, die sehr laute unharmonische Töne von sich geben, und die Trommel und Tambourin accompagniren. Melodie vermißt man gänzlich, die einzelnen Töne, deren Umfang übrigens sehr beschränkt ist, scheinen willkürlich an einander gereiht. Auch der Rhythmus ist sehr ungleich und wird schneller,

je mehr die Tänzer sich erhitzen. Zuletzt ist die Musik nur noch ein schallendes Getöse, die Spielleute drehen sich dabei um ihre eigene Achse und die Tänzer in rasendem Wirbel um sie, wie die tanzenden Derwische in der Türkei, so daß der Zuschauer fast vom Schwindel ergriffen wird, wenn er ihren Bewegungen folgen will.

Wie bei allen Bekennern des Islam sind auch hier die Frauen die Sclavinnen der Männer und werden nur als zu deren Vergnügen geschaffen betrachtet. Die Vielweiberei ist erlaubt, kommt jedoch in der Praxis äußerst selten vor. Die Unterhaltung mehrerer Frauen kostet so viel, daß es selbst bei den reichern Mauren Regel ist, sich mit einer Frau zu begnügen. Die Abschließung der letztern vor Fremden wird hier strenger durchgeführt als in der Türkei, aber obwohl im Fall einer Entdeckung die schwersten Strafen ihrer warten, entschädigen sich die marokkanischen Weiber für ihre Gefangenschaft durch allerlei mit der größten Vorsicht angesponnene und mit außergewöhnlicher Schlauheit fortgesetzte Liebesintriguen mit Christen, namentlich in den Städten, die von letztern besucht werden. Die Unwissenheit der Frauen ist größer wie die der Männer, das einzige, was sie lernen, sind einige Stellen aus dem Koran.

Die Frauen gehen auf der Straße dicht verschleiert. Ihr Anzug besteht aus weiten Beinkleidern, die bis zum Knie reichen, einer Art Jope, die auf die Hüften fällt und einem Hemde. Jope und Hemd sind vorn offen und lassen die Brust unbedeckt. Eben so bleiben die Waden entblößt und der strumpflose Fuß steckt in weiten gelben Ledergamaschen, über die ein paar gleichfarbige Pantoffeln mit gekrümmter Spitze gezogen werden. Diesen Anzug umhüllt auf der Straße ein Mantel von weißer Farbe, der bis auf die Waden reicht. Da alle Unterröcke fehlen und der ungefütterte Mantel sich eng um die Körperformen anschließt, macht diese Kleidung auf das europäische Auge keinen angenehmen Eindruck. Schöne Gesichtszüge vermißt man bei den Marokkanerinnen gänzlich und auch hübsche Figuren sind selten. Beides scheint allgemeiner Vorzug der Männer zu sein und gegen ihre hohen schlanken Gestalten stehen die watschligen dicken kleinen Körper der Frauen sehr ab.



Berber als Musikanten.

Die Negerrace ist in Marokko sehr stark vertreten. Sie sind sämmtlich eingewandert und werden hauptsächlich aus dem Sudan als Sclaven der Mauren eingeführt. Von den letztern werden sie gut behandelt und es ist ihnen sehr leicht gemacht, ihre Freiheit zu erlangen. Die Hälfte der in Marokko leben-

den Neger ist deshalb frei, sie bewohnen die Städte und verdingen sich bei den Mauren als Arbeiter.

Die Bekehrung zum Islam ist für jeden Schwarzen, der Marokko betritt, Bedingung; aber trotzdem, daß die Neger den Islam angenommen, werden sie von den Mauren in hohem Grade verachtet und fast mit den Juden, den Letzten der Letzten, auf eine Stufe gestellt, weil ihnen die schwarze Farbe einen unüberwindlichen Abscheu einflößt. So z. B. glauben sie, daß der erste Gegenstand, dem sie bei ihrem Morgenausgange begegnen, je nach der Beschaffenheit einen glücklichen oder verderblichen Einfluß auf den ganzen übrigen Tag ausübe. Fällt ihr Blick nun zuerst auf einen Neger oder Juden, so sind sie verpflichtet, sich sorgfältig einzuschließen und vor dem nächsten Morgen nichts zu unternehmen. Da dies jedoch bei der großen Menge der Neger zu häufig eintreten würde und man sich gewissermaßen auch scheut, letztere so öffentlich zu beleidigen, so haben die maurischen Casuisten einen Ausweg gefunden, der sowohl das religiöse Vorurtheil der Mauren, als auch das Gefühl der Neger schont.

Begegnet nämlich einem Mauren zuerst ein Neger, so ruft jener diesem schon von Weitem zu „biod!“ Mache Dich weiß! worauf der Neger grinsend seine Elfenbeinzähne zeigt und das Weiße seiner Augen rollen läßt. Damit ist beiden Parteien genügt, sie grüßen sich und sprechen mit einander ohne eingebildete Gefahr für den einen oder andern.

Wenn wir oben sagten, daß die Mauren eine gewisse Scheu davor empfinden, die Neger öffentlich zu beleidigen, so ist diese Furcht wohl begründet, denn die Schwarzen oder mindestens ein Theil von ihnen hat während der letzten Jahrhunderte in der Geschichte des Kaiserthums Marokko eine wichtige Rolle gespielt, Fürsten auf den Thron und abgesetzt und oft Jahre lang das Land beherrscht.

Dieser gefürchtete und eben so sehr gehaßte Theil der Neger ist die schwarze Garde, mit welcher die Kaiser sich umgeben, ein privilegirtes Truppencorps, dessen Macht einst den Janitscharen und Mamelucken des Orients ähnelte und das noch jetzt, obwohl bedeutend reducirt, das Hauptinstrument des marokkanischen Herrscherthums bildet.

Der Gründer dieses furchtbaren Corps war der Sultan Moulai Ismael, ein Zeitgenosse Ludwig's XIV. und der vierte Herrscher aus der Dynastie der gegenwärtig regierenden Scheriffs von Tafilelt. Wie fast immer bei einem Thronwechsel in Marokko, hatte auch Moulai seine Autorität nur durch blutige Kämpfe geltend machen und einen Frieden herstellen können, dessen Dauer ungewiß war und nur durch die augenblickliche Erschöpfung seiner Gegner bedingt wurde.

Er benutzte diesen Frieden, um sich eine zuverlässige Macht zur Niederwerfung seiner Feinde zu bilden und glaubte in einer starken Leibwache von Ausländern, die nur eine Stütze in ihm selbst fänden, ein ihm blind ergebenes Instrument seines Willens und dadurch ein Mittel zu seiner eigenen Machtvergrößerung zu finden. Während dieser launische und grausame Despot das eben unterjochte Volk durch alle möglichen Capricen und Scheußlichkeiten in beständiger Furcht und Aufregung erhielt, an einem Tage kostbare Paläste aufführen und sie andern Tages wieder niederreißen ließ, sich ein besonderes Vergnügen daraus machte, seine Unterthanen in geschlossenen Räumen mit Löwen kämpfen zu lassen, oder auf den Köpfen der Christensclaven die Ziegeln, welche diese Unglücklichen nach seiner Ansicht zu hart oder zu weich brannten, zu zerschlagen; während er bei dem Todesurtheil über einen seiner Söhne präsidirte, nachher denjenigen, welchen er zum Amte des Henkers gezwungen, mit eigener Hand tödtete und dem hingerichteten Sohn ein prachtvolles Mausoleum erbaute; während sich dieser blutige Barbareskenfürst schließlich mit naiver Zärtlichkeit um die Hand der Mademoiselle von Blois, Tochter Ludwig's XIV., bewarb, ließ er gleichzeitig aus dem Sudan und dem Innern Afrika's eine große Zahl junger und kräftiger Neger kommen, bekehrte sie zum Islam, verheirathete sie mit Sclavinnen ihrer Farbe, wies ihnen Ländereien an und überhäufte sie mit Privilegien und Gnadenbezeugungen aller Art.

Ihre Kinder erhielten von der Wiege an die einer Kriegskaste angemessene rauhe Erziehung und gewöhnten sich von frühester Jugend daran, den Willen des Sultans als ihr einziges Gesetz anzuerkennen. Wegen ihrer Farbe und ihrer Privilegien bei allen Landesbewohnern verhaßt, fanden diese schwarzen Garden in dem blinden Gehorsam gegen den Sultan das sicherste Mittel, sich an jenen zu rächen.

Ihre Schwadronen durchzogen das Reich nach allen Seiten; sie mordeten und plün-

derten in allen Stämmen, die ihr Herr ihrem blutgierigen Eifer überantwortet. Ohne Mitleid und Schonung metzelten sie Alles nieder und fachten dadurch den Haß der Eingeborenen gegen sich immer höher an. Moulai Ismael hütete sich wohl, als Vermittler aufzutreten; er wußte, daß dieser wilde Haß die Macht seiner Schwarzen nur vermehren mußte, und dadurch wurde es ihm allein möglich, seine in steter offener Revolte befindlichen Provinzen niederzuhalten oder ganz zu besiegen.

Nach Art des türkischen Sultans Muhamed II., des Gründers der Janitscharen, wollte auch Ismael seiner neuen Garde einen Schutzheiligen geben. Er wählte dazu einen der berühmtesten Commentatoren des Koran, Sidi Boukhari, und jeder der Schwarzen mußte diesem Heiligen auf dessen hochverehrtes Buch Treue schwören. Dies Buch ist als heilige Reliquie bewahrt und begleitet noch heute den Kaid der schwarzen Garde in jede Schlacht, und die Boukhari, nach ihrem Schutzpatron so benannt, schreiben ihm allein den bisherigen Erfolg ihrer Waffen zu.

Seit den frühesten Zeiten ihres Bestehens wurden die Boukhari auch die erste Macht des Kaiserreichs; ihr Kaid, oder Befehlshaber, übte auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten einen Einfluß aus, dem Niemand entgegenzutreten wagte, und seinen Ansichten mußten sich selbst die verehrtesten Scheriffs unterordnen. Die gemeinen Soldaten dieses privilegirten Corps traten in einer Weise auf, wie sie nur den geachtetsten Officieren des übrigen Heeres zukam. Sie spielten genau dieselbe Rolle wie die Prätorianer der Cäsaren, aber indem sich Moulai Ismael mit solchen Sclaven umgab, hinterließ er in ihnen zugleich die Herren seiner Nachfolger, und schon bei seinem Tode sieht man die schwarze Garde ihre Herrschaft geltend machen. Gestützt auf das Bewußtsein ihrer Macht stoßen sie das Erbfolgegesetz um und erheben einen der jüngsten Söhne ihres Herrn auf den Thron, behaupten ihn in blutigen Kämpfen gegen die revoltirende Bevölkerung, setzen ihn aber später wieder ab, um mit abermaliger Verletzung des Erbrechts die Krone einem Usurpator, dem Onkel des Thronfolgers, zu übertragen. Die Schwarzen machen ihn zu einem Spielballe ihrer Launen, setzen ihn sechsmal ab und sechsmal wieder auf den Thron, erschöpfen mit ihren unersättlichen Forderungen den öffentlichen Schatz, entfesseln nach Belieben alle Schrecken des Krieges und lassen endlich dem Sultan keine andere Wahl, als diese furchtbare Garde zu schwächen und sie durch Verrath dem mörderischen Feuer der heimlich zu ihrer Vernichtung aufgebotenen Berber und Araber zu überliefern.

Unter dem Kaiser Sidi Mohamed, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts regierte, war die Macht der Schwarzen jedoch schon wieder so bedeutend angewachsen, daß sie sich der Hauptstadt des Landes, Fez, bemächtigen und den Thron nach einander den beiden Söhnen ihres Herrn, die der Verlockung kaum widerstanden, anbieten konnten. Die Zahl der Boukhari betrug damals Hunderttausend, und Sidi Mohamed fühlte sich auf seinem Throne nicht eher sicher, bis es ihm gelungen war, diese anmaßende und gefährliche Truppe durch List in die entfernten Provinzen seines Reiches zu locken, sie dort zu consigniren, zu entwaffnen und ihre Zahl bis auf Fünfzehntausend zu vermindern. Moulai Yezid, der Nachfolger Sidi Mohamed's, rief sie jedoch wieder zurück, und sie wurden fortan die Diener und Werkzeuge seiner Grausamkeiten. Ihr fast vernichteter Einfluß wuchs von Neuem und, wie zu Zeiten Moulai Ismael's, wurden die Völkerstämme Marokko's diesen schwarzen Banden von Henkern, Räubern und Mördern überantwortet. Yezid, der marokkanische Nero, konnte keine eifrigern Satelliten finden als sie, deren Ergebenheit er auf solche Weise zu verwerthen wußte.

Unter Moulai Soliman, dem Nachfolger Yezid's, kämpften die in Mekees eingeschlossenen Boukhari lange Zeit mit dem Muthe der Verzweiflung gegen eine Armee der Berber, die ihnen blutige Schlachten lieferte, mußten jedoch unterliegen und wurden fast decimirt. Seitdem sank ihre Macht immer mehr, und der verstorbene Kaiser Abd-er-Rhaman hatte nur noch eine Leibwache von vier- bis fünfhundert derselben. Der übrige Rest der Boukhari beläuft sich auf höchstens vier- bis fünftausend, ist in den Städten und festen Plätzen zerstreut und bildet den Kern der regulären Truppen. Sie sind die einzige militärische Stütze des marokkanischen Staates, und obwohl auch sie bei Isly flohen, geschah es nur nach verzweifeltem Widerstande und in dem festen Glauben, daß die Franzosen, deren überlegene Taktik sie wohl fühlen, aber nicht begreifen konnten, Teufel seien.

Den fünften Stamm der marokkanischen Bevölkerung endlich bilden die Juden, deren

Zahl sich auf einige Hunderttausende beläuft und die hauptsächlich die Städte bewohnen. Sie sind größtentheils aus Spanien eingewandert; die meisten von ihnen sprechen spanisch, und sie vermitteln den Verkehr zwischen den Mauren und Franken. Von der übrigen Bevölkerung Marokko's werden sie wie Hunde behandelt. Die Mauren schimpfen, schlagen und bespeien sie, kein Jude darf in einer Stadt reiten, er muß jedem Muselmann aus



Eine Jüdin in Marokko.

dem Wege gehen und die Schuhe ausziehen, wenn er bei einer Moschee vorbeikommt. Trotz aller dieser Beleidigungen und Demüthigungen bleiben sie im Lande, weil es ihnen leicht wird, Schätze zusammenzuscharren. Sie rächen sich an ihren Peinigern durch Wucher, und weil sie thätiger und industriöser als die Mauren sind, gelingt es ihnen bald, wohlhabend und reich zu werden und darin einen Trost für die ihnen fortwährend angethane Unbill zu finden. In Mogador, der Hauptshandelsstadt Marokko's, ruhen fast alle Geschäfte in ihren Händen, und obwohl sie, um nicht das Auge der habgierigen Behörden auf sich zu ziehen, äußerlich den Schein der größten Armuth zu bewahren suchen und auf der Straße in schmutzigen Lumpen einhergehen, bergen einzelne Zimmer im Innern ihrer Wohnungen oft die reichsten Luxusgegenstände, und sie lieben es, vor den Augen von fränkischen Besuchern, von denen sie keinen Verrath zu fürchten haben, ihre Schätze zu entfalten. Namentlich zeigen die Jüdinnen gern die Kostbarkeiten und reichen Gewänder, mit denen sie sich an ihren Festtagen heimlich in ihren Zimmern schmücken, und man hat oft Ursache, über die Pracht ihrer Juwelen und Schmucksachen zu staunen.

Die Tracht der Jüdinnen ist von der der maurischen Frauen verschieden. Sie sind nicht verschleiert, sondern tragen ein Kopftuch, wenn sie verheirathet sind, während sie als Jungfrauen das Haupt mit schmalen Bändern schmücken. Beide sind von Seide, ersteres von rother, letztere von gelber, und das lange glänzend schwarze Haar hängt in dicken Flechten über die Schultern herab. Hals und ein großer Theil der Brust ist unbedeckt und um das vorn offene Hemd schließt sich eine bis auf die Hüften hinabreichende Jacke. Den Unterkörper bekleidet ein bis auf die Waden fallender Tuchrock, der oft mit reichen Stickе-

reien geziert ist. Beinkleider werden von ihnen nicht getragen, eben so wenig Strümpfe, sondern nur Pantoffeln, die meist von rothem Sammt und sehr schön mit Gold gestickt sind. Beim Ausgehen wird über diese Kleidung, wie bei den Maurinnen, eine Art weiter Mantel geworfen, der sich von dem Haik der Männer wenig unterscheidet und auch über den Kopf gezogen wird, so daß er die ganze Gestalt verhüllt.

Die Städte Marokko's sind keiner nähern Beschreibung werth; sie machen von außen den Eindruck großer Steinhaufen, und der Eintritt in ihr Inneres gibt dem Fremden sogleich ein sprechendes Bild von der innern Fäulniß des Kaiserreichs. Alles athmet in ihnen Verfall und Auflösung; nichts wird ausgebessert, nichts neu gebaut; ein Theil der Häuser ist eingestürzt, andern droht stündlich dasselbe Schicksal, aber Niemand denkt daran,



Straße in Mogador.

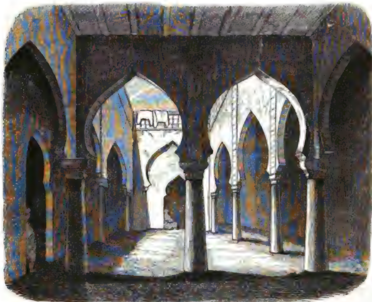
Gold- und Silberstickereien findet man in Marokko, wie im ganzen Orient, sehr viel. Sie werden in den Harems gefertigt und sind oft mit größter Sauberkeit und Geschicklichkeit ausgeführt, ohne dabei theuer zu sein. Ein Paar solcher gestickter Sammtpantoffeln, deren Dauerhaftigkeit wegen des vortrefflichen dazu verwandten Leders unsere heimische Arbeit bei Weitem übertrifft, wird nach unserm Gelde mit zehn bis fünfzehn Groschen bezahlt. Die Muster sind fast stereotyp; entweder sind es Verse aus dem Koran oder der künstlich verschlungene Namenszug des Kaisers, wie er auf den Münzen ausgeprägt ist.

dem vorzubeugen. Auf den engen Gassen ist fußhoher Unrath angehäuft; pestartiger Gestank erfüllt die Luft, und zwischen diesem Schmutz, Schutt und Gestank bewegt sich eine eben so schmutzige, stinkende Bevölkerung, ohne das Scheußliche ihrer Umgebung zu fühlen, ohne Sinn für etwas Höheres und kaum die Gedanken auf den nächsten Tag richtend. Despotismus, Knechtschaft und religiöser Fanatismus haben die Bewohner Marokko's gegen alles Elend abgestumpft. Sie fühlen es nicht mehr und eben so wenig das Bedürfniß nach einer Verbesserung ihrer Lage. Werden sie durch eine besondere Widerwärtigkeit einmal

aus ihrer Apathie aufgerüttelt, so trösten sie sich mit ihrem fatalistischen Glaubensspruche: „Es steht geschrieben,“ und ihr beschränkter Ideenkreis, der sich nicht über die materiellen Sorgen des täglichen Lebens und die Befriedigung sinnlicher Lebensgenüsse erhebt, läßt sie bald wieder in ihren gewöhnlichen vegetirenden Zustand zurücksinken.

Eine Stadt Marokko's sieht 'aus wie die andere, ein Haus wie das andere. Einstöckig, weiß angestrichen, mit plattem Dach und ohne Fenster nach der Front geräumig, die Wände statt der Tapeten mit Strohmatten behangen, der Fußboden mit Teppichen belegt, und statt der Tische und Stühle sieht man nur Divans, Kissen, Decken und Strohmatten. Der Herd befindet sich auf dem Hofe und dort werden im Freien auch alle Speisen zubereitet. In den jüdischen Häusern begegnet man etwas mehr Comfort und die Zimmer sehen viel gemüthlicher aus.

Die Handwerker arbeiten vor den Thüren ihrer Häuser und verengen die ohnehin schmalen Straßen noch um so mehr. Wie in allen orientalischen Städten, gibt es auch hier Bazars oder eigene Verkaufshallen, die aber nur aus elenden Buden bestehen. Diese Buden sind nichts weiter als enge Löcher, in die Seitenwände der Häuser hineingearbeitet, mit einem verwitterten Holzdache versehen und einige Fuß höher als die Straße gelegen. Der Verkäufer sitzt darin mit untergeschlagenen Beinen und füllt fast ihre ganze Breite aus. Die Auswahl der feilgebotenen Gegenstände ist unter solchen Umständen natürlich auch sehr gering. Man findet jedoch kostbar und kunstvoll gearbeitete Waffen, die alle Bewunderung verdienen, namentlich wenn man



Hofraum eines Hauses.

der Straßen, gewähren die Häuserreihen einen eintönigen todten Anblick. Zweistöckige Gebäude sind selten und in einzelnen Städten findet man sie nicht. Von architektonischem Schmuck oder Zierrath findet man gar nichts, dies ist, wenn es überhaupt vorhanden, für das Innere der Wohnungen aufgespart. Auch dies ist stereotyp eingerichtet; die vier Fronten umschließen einen Hofraum, in den alle Fenster münden und den bei reichen Leuten bisweilen eine Säulenhalle umgibt. Die Bogen derselben sind, wie die Fenster, nach maurischem Stile hufeisenförmig, und nie findet man dabei Abweichungen von dieser Form. Die Zimmer sind hoch und

die rohen Werkzeuge sieht, mit denen dieselben gefertigt werden. Auch das marokkanische Leder und die Seidenzeuge sind ausgezeichnet.

Handel und Wandel können bei so traurigen Zuständen, wie sie in Marokko herrschen, nicht blühen. Nach dem Innern Afrika's existirt ein Karawanenhandel, der jedoch



Ein Bazar.

nur auf einem Austausche der gegenseitigen Bedürfnisse beruht. Fez, die Residenz des Kaisers und die größte Stadt des Reiches mit etwa 35,000 Einwohnern ist der Hauptstapelplatz dieses Handels. Der Seehandel ist für ein Reich mit acht Millionen Einwohnern, einer so bedeutenden Küstenstrecke und acht Seehäfen äußerst gering. Ein- und Ausfuhr balanciren sich ungefähr und belaufen sich auf circa 1½ Million spanische Thaler. Davon kommt auf Mogador und Tetuan je ein Drittheil, während Rabat und Sale ein Sechstheil participiren und der Rest sich auf die übrigen fünf Häfen, Mazagan, Saffy, Casa Blanka, Laraisch und Tanger vertheilt.

Von den Ausfuhrartikeln beansprucht Gibraltar den größten Theil, aus Schlachtvieh und Getreide bestehend. Diese Festung ist bezüglich ihrer Verproviantirung fast lediglich auf Marokko angewiesen, und deshalb sind die Engländer auch so besorgt, daß Spanien keine Eroberungen an der afrikanischen Küste mache und ihnen diese unentbehrliche Zufuhr abschneide. Von weitern Exportstoffen sind Wolle, Ziegen und Schaffelle, Blutegel, Wachs, Mandeln, Straußfedern und Elephantenzähne zu merken, so wie auch ein kleiner Theil von wollenen und seidenen Binden, Shawls und Burnussen.

Die Einfuhr bilden wollene und seidene Stoffe und Tücher, Leinen- und Baumwollenwaaren, Galanterie- und Glassachen, Eisen, Stahl, Colonialwaaren und Droguen.

Der Seehandel ruht lediglich in den Händen der Ausländer. Eigene Schiffe besitzt Marokko gar nicht, und wenn wir von acht Seehäfen sprachen, so können eigentlich nur Rheden darunter verstanden werden. Die Häfen sind versandet und seit den letzten dreißig Jahren geschieht durchaus nichts zu ihrer Verbesserung. Alles geht in Marokko den Krebsgang und seiner vollständigen Auflösung entgegen. In Tanger ist die Versandung des Hafens erst seit etwa zehn Jahren eingetreten; es liegen noch zehn bis zwölf Schebecken in ihm und verfaulen, weil sie nicht wegen der Barre in offenes Wasser gebracht werden können. Bei dem herrschenden Regierungssystem läßt sich aber auch gar nichts Anderes erwarten. Der Kaiser betrachtet sein Reich und seine Unterthanen nur als eine Goldpresse, seine Beamten sind die Quetschplatten, sein Wille der Hebel, der diese in Thätigkeit setzt, um sich zu bereichern und zugleich seine Helfershelfer sich mit dem Blute des unglücklichen Volkes vollsaugen zu lassen.

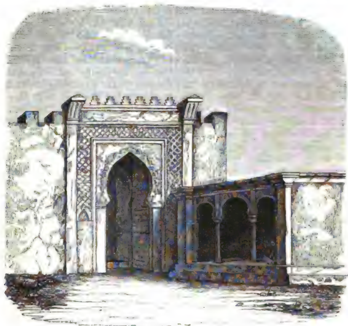
Recht und Gerechtigkeit sind in Marokko unbekannte Dinge. Die Unterthanen müssen sich glücklich schätzen, wenn sie Morgens beim Erwachen noch ihren Kopf auf der Schulter finden, glücklicher noch, wenn sie sich nicht aller Existenzmittel beraubt sehen.

Jede Stadt und jedes Dorf steht unter einem Kaïd oder Gouverneur, der fast mit gleicher Gewalt und ohne Controle über seine Untergebenen herrscht, wie der Sultan über das ganze Volk. Die nomadisirenden Stämme gehorchen Scheiks, sind jedoch gleichfalls den Kaids untergeordnet.

Die Vorgesetzten der Kaids sind die Paschas oder Gouverneure der Provinzen, und der Sultan mit seinen Veziren bildet die

dritte und höchste Stufe in dieser Rangleiter der marokkanischen Civilverwaltung.

Der Geschäftsgang in letzterer ist ungemein einfach. Der Zweck des Volkes ist, Geld zu schaffen für den Kaiser, wenn er dessen bedarf, und die Staatsmaschinerie setzt sich in tausend Piaster gibt, so werden seine Güter confiscirt, sein Haus der Erde gleich gemacht; seine Familie wird unter dem Stocke sterben; sein Kopf wird ihm abgeschnitten und eingesalzen an dem Thore der Kasba (Festung, Gefängniß) aufgehängt, damit die Raben ihm



Thor zu Laraisch.

Bewegung, sobald dieser Fall eintritt, was sehr häufig geschieht. Das dabei befolgte Verfahren ist Folgendes:

Der Sultan wendet sich an einen Pascha und sagt: „Ich brauche hunderttausend Piaster." Der Pascha spricht zu seinen Kaids: „Sidna (unser Herr) braucht Geld! Wenn nicht Jeder von euch mir hunderttausend Piaster liefert, so werde ich ihn im Kerker verfaulen lassen." Die Kaids neigen ihr Haupt, kreuzen die Hände über der Brust und begeben sich in ihre Städte, um sich an die reichsten Bürger und Kaufleute mit den Worten zu wenden: „Sidna will Geld haben; wer von euch mir nicht binnen drei Tagen tausend Piaster liefert, den lasse ich unter dem Stocke sterben." Gilt die Requisition einem Juden, so variirt sie vielleicht etwas in der Ausdrucksweise und erhält etwa folgende Form: „Wenn einer von euch mir nicht die Augen aushacken." Auf diese Weise pflanzt sich der Befehl des Kaisers in geometrischer Progression bis zu denjenigen Unglücklichen fort, die ihn nicht weiter zu geben vermögen und ihn ausführen müssen. Stock, Gefängniß, Gewaltthaten aller Arten pressen endlich unter Wehklagen und Schmerzensgeheul das verlangte Geld aus den gequälten Unterthanen, das zum größten Theile in die Taschen der Paschas und Kaids fließt. Der Sultan weiß dies sehr wohl; er hütet sich aber weislich, dagegen einzuschreiten. Pascha und Kaid sind auch nur seine Sclaven, auch sie werden als Presse benutzt und er läßt sie sich vollsaugen, um sie eines schönen Tages mit dem Befehle zu überraschen, sich ihres Ueberflusses zu Gunsten ihres Kaisers zu entledigen. Der betreffende Beamte sieht plötzlich ein Detachement der schwarzen Garde vor seiner Thür. Ohne ein Wort der Erklärung

wird er aufgehoben, quer über ein Maulthier geworfen, dort wie ein Fouragesack festgeschnallt und fort geht es im Galopp über die Ebenen nach der kaiserlichen Residenz. Oft kommen diese Unglücklichen mit zerschundenen Gliedern, blutunterlaufenen Augen, halb wahnsinnig vor Durst und Hitze und kaum lebend am Orte ihrer Bestimmung an. Kein Mensch hat Erbarmen mit ihnen, die schwarzen Wüthriche überschütten sie nur mit Mißhandlungen und Flüchen. Sie verlassen das Maulthier, um in einen dunkeln Keller zu wandern, aus dem man sie nur hervorholt, um ihnen täglich die Bastonade zu geben und sie dadurch zur Angabe der Orte zu zwingen, an denen sie ihre Schätze und Kostbarkeiten versteckt halten. Aber der Geiz der Mauren verwandelt ihre Haut in Eisen; die Wirklichkeit läßt in Marokko alle poetischen Fictionen, die man von Geizigen sich macht, weit hinter sich, und der Maure erträgt eher die furchtbarsten Qualen, ehe er sich von seinem Gelde trennt. Vor einigen Jahren sollte ein Kaid um zwei Millionen Piaster erleichtert werden, wozu er sich durchaus nicht verstehen wollte. Man zog ihn deshalb an Stricken zwischen zwei Pfählen in die Höhe und ließ ihn auf ein Bündel von Berber-Feigenholz fallen, dessen lange Dornen wie eben so viele Dolche sich in das Fleisch des Unglücklichen gruben. Diese schauerliche Tortur wurde einen ganzen Monat lang täglich wiederholt. Nach jeder Erneuerung gab er einen Ort an, wo einige Tausend Piaster vergraben waren, meistens jedoch führte er durch falsche Angaben seine Peiniger irre, die dann die Qualen des Opfers noch erhöhten. Nach einem Monat unterlag er, aber die Erde bewahrte seine Schätze und er starb mit dem Troste, sein Gold, das er mit so vieler Sorge zusammengescharrt und vergraben, nicht in die Hände der räuberischen Soldaten fallen zu sehen. Oefter jedoch treibt man die Presse nicht bis zu einem so hohen Grade, sondern sendet den citirten Beamten, wenn er eine bestimmte Summe herausgegeben, mit allen Ehren in seine Heimath zurück und setzt ihn in seine Aemter wieder ein, durch deren Verwaltung er sich dann mit verdoppelter Energie für den erlittenen Verlust zu entschädigen sucht. Einer neuen Sommation suchen einzelne dieser Blutsauger durch reiche, dem Kaiser dargebrachte Geschenke zu entgehen, andere erwarten jedoch die Wiederkehr der Prüfungszeit in stoischer Ruhe und ohne Vorkehrungen dagegen zu treffen.

Wie in frühern Zeiten in der Türkei die seidene Schnur, so spielt jetzt in Marokko der Kaffee in der innern Politik eine Hauptrolle, um sich unbequemer Vasallen zu entledigen. Der Kaiser läßt den betreffenden Würdenträger zu sich rufen, empfängt ihn mit ausnahmsweiser Gunst und läßt ihm eine Tasse Kaffee anbieten. Einige Stunden nach der Audienz stirbt der so Geehrte in plötzlichen Convulsionen. „Es stand geschrieben!“ sprechen die Umstehenden — das ist die Grabrede des Unglücklichen. Auf diese Weise werden die Bedürfnisse des außerordentlichen Budgets Seiner marokkanischen Majestät geregelt, und dies Verfahren bildet die indirecte Besteuerung des Volkes. Die Beitreibung der directen Steuern geschieht auf ähnliche Art, nur ist ihr Ertrag nicht immer so ergiebig, wie jener. Diese Abgaben bestehen in Contributionen, die den einzelnen Stämmen auferlegt werden und deren mehr oder minder prompte Einzahlung sich genau nach dem Grade des Schreckens richtet, den ihnen die dem Kaiser zur Disposition stehenden Truppen einflößen. Die in den Gebirgen und Wäldern hausenden Berber z. B. haben sich bereits an eine solche Unabhängigkeit gewöhnt, daß sie nur zahlen, wenn alle ihre Widerstandsmittel erschöpft sind. Oft ist die Sorge der Steuereintreibung ganzen Armeen anvertraut, die trotzdem blutige Niederlagen erleiden, dann aber sich an den friedlichen Bewohnern der Ebenen durch alle möglichen Scheußlichkeiten für ihr mißlungenes Unternehmen rächen.

So gestaltete sich die innere Verwaltung des marokkanischen Reiches unter dem kürzlich verstorbenen Kaiser Abd-er-Rhaman, dessen Schuld es durchaus nicht war, daß dieses Reich noch jetzt existirt.

Unter der Regierung seines Onkels und Vorgängers, Moulai Soliman, war Abd-er-Rhaman einfacher Chef der Douane in Mogador. Er war nicht der ligitime Erbe des Thrones, sondern soll einem ältern Vetter durch eine verwegene Fälschung die Krone geraubt haben. Der eigentliche Thronfolger hieß Sidi Abd-er-Rhaman Ben Soliman, der ehemalige Zollverwalter dagegen Sidi Abd-er-Rhaman Ben Hischam. Eine geschickte Rasur und Aenderung des Namens Hischam in Soliman, die sich in den arabischen Charakteren sehr leicht bewerkstelligen ließ, bewirkte nun, daß der Brief des verstorbenen Sultans, der die kaiserliche Macht dem Empfänger übertrug, direct in die Hände des

ehemaligen Zollverwalters und nachherigen Kaisers gelangte und dessen Vetter enterbte. — Die Regierung des Usurpators und Fälschers hat sich diesem ersten politischen Acte in würdiger Weise angereiht; sie war nichts als eine ununterbrochene Kette von Räubereien, Gewaltthätigkeiten und Schurkereien jeder Art, und dauerte leider lange genug, um das Land in einen Abgrund zu stürzen, aus dem es sich nie wieder emporzuarbeiten vermag.

Daß unter solchen Umständen die Beziehungen des Kaiserthums zum Auslande nicht die besten sein konnten, ist leicht erklärlich, und Tanger, Mogador, Jsly sind Namen, an die sich für Marokko schmerzliche Erinnerungen knüpfen. Sie versetzten der Eigenliebe des marokkanischen Volkes den ersten Stoß, indem sie ihm die Ueberzeugung brachten, daß das Reich der Moghreb nicht mehr unüberwindlich sei, daß es von Ungläubigen bedroht werde und seinem Untergang entgegenschreite.

Vor Allem wurden aber die nazarenischen Giaurs vom Kaiser Abd-er-Rhaman selbst gehaßt. Er betrachtete sie wie eine Pest, deren Nähe man so weit wie möglich fliehen müsse, und nur seine Geldgier konnte seinen Haß in so weit überwinden, daß er in Handelsbeziehungen mit ihnen trat. Ihr Eindringen in sein Reich stand jedoch seit dem Tage von Jsly stets wie ein drohendes Gespenst vor seinen Augen. Gern hätte er ihnen sämmtliche Seestädte für ein gutes Stück Geld verkauft, wäre ihm dafür die Gewißheit geworden, daß sie ihn nicht weiter belästigten. Tanger, als Residenz der christlichen Consuln, war ihm besonders zuwider; ihren Namen sprach er nur mit Verachtung aus, und ihre muselmännischen Bewohner rangirte er auf gleiche Stufe mit den jüdischen und nazarenischen Hunden, welche die Stadt durch ihre Gegenwart besudelten.

Er selbst kam nie mit Europäern in Berührung. Die Vermittlung mit ihnen hatte er Sidi Mohamed el Khatib, seinem Minister des Auswärtigen und ehemaligen Specereihändler in Gibraltar und Tanger, übertragen, der auch noch jetzt einen Detailhandel mit Zucker und Kaffee neben seinem Ministerposten betreibt.

Sidi Mohamed el Khatib, der sich von den Christen officiell „Excellenz" nennen läßt, hat eine schwere Stellung. Zwischen ein Dutzend anmaßender Generalconsuln, die hinter jeder ihrer zahllosen Forderungen ein Bombardement durchschimmern lassen, und den so leicht erregbaren Zorn eines mißtrauischen und launischen Gebieters gestellt, schwebt er wie zwischen Hammer und Amboß, und es macht seinen diplomatischen Talenten gewiß nicht wenig Ehre, so lange Jahre einen so gefährlichen Posten bekleidet zu haben, ohne seinen Kopf zu verlieren oder eine Einladung zu der verhängnißvollen Tasse Kaffee erhalten zu haben.

Zwar besaß er Instructionen für seine Handlungsweise, die der Kaiser selbst ausgearbeitet; sie waren auch sehr einfach; aber grade ihre Einfachheit war eine Klippe, an der leicht der gewandteste Diplomat scheitern konnte, die jedoch von Sidi el Khatib stets glücklich umschifft wurde.

Der Hauptinhalt dieser kaiserlichen Diplomatenweisheit ist folgender: Auf alle Reclamationen der Consuln mit Versprechungen antworten — die Versprechungen nie in der Weise erfüllen, wie sie gegeben — Zeit gewinnen — den Reclamirenden alle möglichen Hindernisse in den Weg legen — auf ihre Drohungen so wenig wie möglich nachgeben und dabei so agiren, daß sie endlich ermüdet werden und davon abstehen — ist bei fortgesetztem Widerstande ein Krieg unvermeidlich, im letzten Augenblicke den Forderungen genügen — endlich und vor Allem, nie das Ohr des Kaisers mit diesen Streitigkeiten behelligen, da er von den Christenhunden durchaus nichts wissen will.

Das war das Programm des Krämer-Ministers, und man wird es leicht in den diplomatischen Verhandlungen und Streitigkeiten wiedererkennen, die Marokko während der letzten fünfzehn Jahre mit dem Auslande gehabt. Auch jetzt scheint es noch giltig zu sein, und wahrscheinlich wird der Streit mit Spanien durch Nachgiebigkeit Marokko's in dem Augenblicke beigelegt werden, wenn die Kanoniere zu ihren Geschützen gehen, um das Bombardement Tanger's oder Mogador's zu beginnen.

Ueber den neuen Kaiser Sidi Mohamed wissen wir noch wenig; jedoch ist kaum zu erwarten, daß er eine andere Politik befolgen werde, als sein Vater. Nur so viel ist bekannt, daß er sich in der Schlacht von Jsly, in der er Oberbefehlshaber der marokkanischen Armee war, als ein elender Feigling zeigte und sich durch eine schimpfliche Flucht mit Schande bedeckte. Ein Kaid der Festung Ouchda, an der Grenze von Oran, der tapfere Sidi Guennaoui, sagte über ihn zu einem

französischen General: „Sidi Mohamed hat sich und uns entehrt. Er hat nicht einmal den Kampf begonnen, sondern beim bloßen Anblick eurer Soldaten die Flucht ergriffen und dadurch die ganze Armee mit fortgerissen. Er wird nie über uns herrschen; er ist der Sohn einer Negerin und hat das Blut seiner Mutter nicht verleugnet.“

Sidi Mohamed hat nun zwar den Thron dennoch bestiegen, aber er wird sich schwerlich darauf behaupten. Er wird nicht, wie seine Vorgänger, gefürchtet; schon hat er blutige Kämpfe gegen seine rebellischen Unterthanen führen müssen. Zu ihnen gesellen sich Frankreichs und Spaniens Rüstungen, und vielleicht ist er der letzte Kaiser von Marokko.

Ein Besuch der Inseln St. Paul und Amsterdam.

Aus den Mittheilungen, welche Dr. Karl Scherzer der Wiener k. k. geographischen Gesellschaft gemacht hat.

Noch vor einigen Jahrzehnten war die Kenntniß über zwei interessante einsame Eilande im indischen Ocean, von denen man nur die Namen St. Paul und Amsterdam kannte und deren Beschaffenheit wenig erforscht war, sehr mangelhaft. Einzelne Reisende, welche die beiden vulcanischen Inseln besucht hatten, schilderten die eine davon als ein dicht mit Vegetation bedecktes Land mit einem alten Krater, dessen eine Wand eingesunken sei, wodurch sich eine natürliche Verbindung mit dem Meere herstelle, während die zweite Insel als ein ödes, wüstes Eiland dargestellt wurde. Den Forschungen, welche durch die Gelehrten an Bord der Fregatte Novara auf den beiden Inseln vorgenommen und von Dr. Scherzer aufgezeichnet wurden, entnehmen wir das Folgende:

Am 19. November, am 23. Tage nachdem wir das Cap der guten Hoffnung verlassen hatten, kamen bei Tagesanbruch die beiden, ungefähr 42 Seemeilen (nicht 45 Meilen, wie gewöhnlich in Reisewerken und auf Karten angegeben ist) von einander entfernten Inseln St. Paul und Amsterdam in Sicht, und gegen 11 Uhr früh ließ die „Novara“ an der östlichen Seite von St. Paul in 32 Faden Grund den Anker fallen.

Völlig baumlos und nur mit niederer Vegetation bedeckt, war der erste Eindruck der Insel mit ihren rauhen, meist senkrecht herabfallenden felsigen Küsten, nichts weniger als freundlich oder anziehend. Es war mehr die Seltsamkeit der Erscheinung als ihr Zauber, die uns zu diesem halb wüsten, öden Fleck Erde hinzogen. Wir lagen nun 1½ Seemeilen von dem großen Kraterbecken entfernt, dessen östliche Wand eingestürzt war und eine natürliche Verbindung mit dem Meere eröffnet hatte. Als der holländische Schiffscapitän W. de Vlaming im Jahre 1797 an der Insel vorüberfuhr, hatte die erosive Kraft des Wassers diesen Durchbruch noch nicht vollendet, sondern es erhob sich damals noch zwischen dem Krater und dem Meere ein fünf Fuß hoher Damm. Gegenwärtig können Boote zu allen Tageszeiten mit Leichtigkeit in das Kraterbecken gelangen, das vor dem Andrang der Wellen durch zwei natürliche Barren geschützt ist, die einen Eingang von circa 300 Fuß offen lassen. Wir waren kaum geankert, als ein Boot von der Insel gemeldet wurde, das sich mit drei Menschen — von so wüstem Aussehen wie ihr Aufenthalt — rasch der Fregatte näherte.

Bald darauf stieg eine greise Gestalt mit tiefgefurchten Zügen und einem langen grauen Bart, in einer blauen Blouse und groben leinenen Hosen, die schon manchen Winter und Sommer mitgemacht zu haben schienen, über's Fallrepp auf das Deck und wurde dem Commandanten als ein Holländer gemeldet. Ehe er sich's versah, war der schlichte Alte dermaßen von Neugierigen umringt, daß es ihm schwer fiel, den Weg durch diese compacte Masse zu finden, und als derselbe endlich bis zum Commandanten vordrang, ergab es sich, daß der vermeintliche Holländer eigentlich ein Franzose war, Namens Viot, welcher als Aufseher über ein auf der Insel befindliches Fischer-Etablissement schon längere Zeit daselbst lebte.

Gegen 11½ Uhr früh fuhren die an den vorzunehmenden wissenschaftlichen Arbeiten betheiligten Officiere und Naturforscher in zwei Booten behufs einer vorläufigen Recognoscirung der Insel an's Land. Als wir an der Barre angelangt waren, lagen die grünen, mit üppigem büschelförmigen Graswuchs bedeckten Wände eines herrlichen Kraters vor uns, der durch seine schöne regelmäßige Form vollständig den Eindruck eines natürlichen Amphitheaters machte. Spätere Messungen ergaben in Bezug auf Höhe und Umfang des Kraterbeckens das folgende Resultat.

Von beiden Seiten der Barre steigt das Land ziemlich plötzlich bis zu einer Höhe von circa 800 Fuß auf, was zugleich die Höhe des obern Kraterrandes ist.

An der Nordseite des Beckens kamen eine Reihe niederer, mit Stroh bedeckter Steinhütten zum Vorschein, und aus dem Geröll der Barre erhob sich in einer nicht sehr senkrechten Richtung eine Flaggenstange, auf welcher der alte Viot zu Ehren der Ankunft eines Kriegsschiffes die französische Flagge aufgezogen hatte; und als die Barken der „Novara" in das Kraterbecken einfuhren, salutirte er mit jener nationalen Courtoisie, welche selbst das rauhe Handwerk eines Walfängers nicht ganz abzustreifen vermochte. Viot war zuletzt im März d. J. mit einem Mulatten und einem Neger an Bord des Fischerbootes „Alliance" von 45 Tonnen von St. Denis auf der Insel Bourbon nach St. Paul gekommen, um neuerdings die Sorge für das kleine Fischer-Etablissement zu übernehmen, welches gegenwärtig das Eigenthum eines in St. Denis ansässigen Franzosen, Namens Ottovan, ist.

Während uns auf unsere Anfrage in der Capstadt von den ersten Autoritäten des Landes gesagt wurde, die Insel St. Paul sei englisch, und zwar von Mauritius abhängig, hörten wir jetzt wieder zu unserem Staunen von den Einwohnern, daß St. Paul dermalen unter dem Schutze der französischen Regierung und zwar unter dem Gouverneur der Insel Bourbon stehe, welcher bereits vor längerer Zeit von einer Anzahl französischer Soldaten, die in einem Kriegsschiff hier landeten, unter den üblichen Förmlichkeiten die französische Flagge hissen ließ. Die Insel soll nämlich nach der Aussage des alten grundehrlichen Viot — dem ich übrigens für die Richtigkeit der folgenden Angaben allein die Verantwortung überlassen muß — vor einigen zwanzig Jahren das Besitzthum eines französischen Kaufmannes aus St. Denis, Namens Camin, gewesen sein, der sich später mit einem gewissen Adam, einem Polen von Geburt, associirte und endlich dem Letzteren die Insel ganz abtrat. Adam, welcher uns von einer äußerst grausamen Charkterbeschaffenheit geschildert wurde, that indeß ungemein viel für die Cultur der Insel. Er ließ eine Anzahl von Mozambique-Negern das ganze Jahr hindurch unter den empfindlichsten Entbehrungen fortarbeiten, um Steine aus den Felsen zu hauen, Hütten daraus zu bauen, einen Landungsplatz an der nördlichen Seite des Beckens anzulegen und eine Anzahl von Grundstücken im untern Kraterrand mit europäischen Gemüsearten zu bebauen.

Vor ungefähr 8 oder 10 Jahren verkaufte Adam, der später, während einer Fahrt von Bourbon nach Neuseeland einen schauderhaften Tod fand, indem er von der über seine Grausamkeit empörten schwarzen Bemannung seines kleinen Fahrzeugs über Bord gestürzt worden sein soll, die Insel an ihren dermaligen Besitzer, M. Ottovan, einen Schiffslieferanten in St. Denis, welcher seither zweimal des Jahres in der günstigen Saison ein kleines Schiff von 30 — 45 Tonnen mit 15 — 18 Fässern zur Ausbeute dieser ungemein fischreichen Gegend von St. Denis nach der Insel St. Paul absendet. Dieses Schiff geht von St. Denis im November ab und erreicht nach einer Fahrt von circa 24 bis 30 Tagen St. Paul. Die Rückfahrt nach St. Denis soll in Folge des herrschenden Südost-Passats in einer weit kürzern Zeit, nämlich in 14 — 16 Tagen geschehen. Das Fischerfahrzeug ankert während seines Aufenthaltes auf St. Paul innerhalb des Kraterbeckens, um das Abladen der Provisionen für die Fischer, so wie die Befrachtung des Schiffes mit den erbeuteten Meeresbewohnern zu erleichtern und gleichzeitig dasselbe vor der Unbill des Wetters zu schützen, welches in diesen Breitegraden selbst während der günstigen Jahreszeit sehr stürmisch und gefahrdrohend ist. Die Fischer fahren in verhältnißmäßig kleinen, für die hohen Wellen des indischen Oceans aber vortrefflich berechneten Booten, sogenannten Baleinières, auf den Fischfang und kehren jeden Abend wieder nach der Insel zurück. Der Fisch, welcher hier am häufigsten vorkommt und ausschließlich mit der Angel gefangen wird, ist unter den Fischern gemeinhin als Morue de la Mer des Indes bekannt, ist jedoch nichts weniger als der eigentliche gemeine Stockfisch, sondern eine Umberart (Cheilodactylus). Derselbe wird gesalzen, an der Luft getrocknet und, in Fässern verpackt, in großen Quantitäten nach den Märkten von St. Denis versendet. Man rechnet, daß die Zahl der auf diese Weise im Laufe eines Jahres von hier abgesendeten Fische circa 40,000 Stück beträgt, welche auf den Märkten von St. Denis zu 40 bis 50 Francs, zuweilen sogar zu 60 Francs für 100 Stücke verkauft werden. Die zweite Ausfahrt des Fischerschiffes findet

gewöhnlich im Januar oder Februar statt, um im April oder Mai wieder mit einer ähnlichen Ladung zurückzukehren. Manchmal geschieht es auch, daß der Eigenthümer des Schiffes eine vortheilhaftere Verwendung dafür findet und daß dasselbe daher erst im zweiten Jahre wiederkehrt. Dann sieht es allerdings mit gewissen, gewöhnlich nur auf ein Jahr berechneten Provisionen an Mehl, Reiß, Zwieback, Tabac u. s. w. etwas traurig aus. Allein die Ansiedler bebauen, soweit es ihre Arbeitskräfte gestatten, eine Anzahl von Grundstücken, die ihnen, besonders an Kartoffeln, eine ziemlich reiche Ernte liefern. Sie sollen von diesem nützlichen Knollengewächse, das auf dem Tuffboden der Insel vorzüglich gedeiht, oft 60 — 80 Centner ernten. Diese Gemüsegattungen dienen den Bewohnern von St. Paul als sehr beliebte Tauschartikel im Verkehr mit den Walfängern, von denen 20 — 30 jährlich in der Nähe beilegen, um für Salzfleisch, Tabac, Reis, Zwieback u. s. w. frische Provisionen einzutauschen.

Wenn der Fischfang in der Nähe der Insel nicht genug ergiebig erscheint, so unternehmen die Fischer zuweilen auch Fahrten in größere Entfernungen; sie verlassen dann das Kraterbecken mit dem Schiffe, das sie von Bourbon nach St. Paul gebracht, und bleiben mehrere Tage in der offenen See oder besuchen die benachbarte Insel Amsterdam, deren Küste noch weit fischreicher ist als die von St. Paul.

Wie schon bemerkt, war unser erster Gang über die Insel bloß in der Absicht einer Recognoscirung des Terrains unternommen. Wir waren auf dieser Tour von Ferdinand, einem intelligenten gewandten Mulatten mit echt französischen Manieren, begleitet. Das hat der Franzose vor dem Deutschen voraus, daß er auch dann noch specifisch französisch bleibt, selbst wenn er sich zu zwei Drittheilen mit africanischem Blute vermischt hat! Am augenfälligsten tritt diese, ich möchte sagen Unzersetzbarkeit des französischen Typus, bei den Negern auf Haiti zu Tage, welche bei der niederen Stufe ihres geistigen Lebens allerdings häufig zu Zerrbildern werden. Ferdinand befand sich zum ersten Male auf St. Paul, wohin ihn die „Alliance“ im vorigen März im Dienste des M. Otto van brachte. Zerwürfniß mit seiner Familie hatte ihn auf diese traurige Insel geschleudert. Obwohl erst 24 Jahre alt, war er bereits Vater von zwei Kindern, die er, wie er sagte, zu St. Denis in Pension gab, und sich hierauf, unmuthig über die nicht sehr liebenswürdige Behandlung seiner Gefährtin, gegen 40 Francs monatlich als Arbeiter beim Besitzer von St. Paul verdingte. Mit dem nächsten Schiffe, das aus St. Denis auf die Insel kommt, will er wieder heimkehren, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß bis dahin auch der häusliche Friede in seiner Familie zurückgekehrt sein wird.

An verschiedenen Stellen am untern Rande des Kraterbeckens, wohin uns jetzt Ferdinand führte, sahen wir bei niederem Wasserstande starke Dämpfe aufsteigen, welche das Vorhandensein zahlreicher heißer Quellen verriethen. Die zwei bedeutendsten und umfangreichsten derselben befinden sich an der nördlichen Seite des Kraterbeckens und werden die eine Bade-, die andere Trinkquelle genannt. Indeß quillt auch an mehreren Punkten der nördlichen Barre heißes Wasser von solchem Hitzegrade aus dem Boden, daß ein in unmittelbarer Nähe im Bassin geangelter Fisch binnen 5—6 Minuten in demselben gekocht werden kann. Wir haben dieses Experiment, dessen auch schon Macartney Erwähnung thut, selbst gemacht und den auf diese Weise bereiteten Fisch sogar sehr schmackhaft gefunden.

Bei Hochwasser sind sämmtliche heiße Quellen mit Meerwasser vermischt und haben dann eine unmerklich höhere Temperatur als das letztere. — In der Nähe des Landungsplatzes haben mehrere frühere Besucher der Insel versucht, auf einigen dicht auf dem Wege zu den heißen Quellen gelegenen Felsblöcken ihre Anwesenheit zu verewigen.

Auf dem Gange nach dem Plateau, wohin von der Ansiedlerhütte an der Nordseite des Kraterrandes ein schmaler, steiler, an mehreren Stellen ungemein beschwerlicher Pfad führt, kamen wir an einem Brutplatze von Pinguins (Eudyptes chrysocome, Gould) vorüber, auf dem sich mindestens 5—600 dieser wunderlichen Thiere, mit langen gelben Federn in Halbzirkelform über den Augen, befanden, welche, wie die Naturforscher des „Lion“ so richtig bemerkten, wegen ihres schuppenartigen Gefieders und ihrer flossenähnlichen Flügel manche Aehnlichkeit mit Fischen haben. Einen Theil des Jahres im Wasser lebend, den andern meist am Festlande zubringend, hat die Natur sie in einer Weise ausgestattet, welche diesen beiden Zwecken gerecht wird. Der häßliche graubraune Pelz der

Jungen sticht so gewaltig von dem schmucken Kleide der Aeltern ab, daß sie beim ersten Anblick kaum für dieselbe Gattung Thiere erscheinen. Die Weibchen legen nur ein Ei, und zwar im September, so daß ihre Jungen zur Zeit unseres Besuches bereits $1^1/_2$ Monate alt waren. Die Pinguins, so gelenk und behend im Wasser, ihrem eigentlichen Elemente, zeigen sich ziemlich schwerfällig auf dem Lande und sind daher leicht zu fangen oder mit dem Stock zu erschlagen. Nur muß man sich dabei vor ihrem langen scharfen Schnabel hüten, mit dem sie leicht nicht unbedeutende Verletzungen beibringen können. — Sie haben von ihrem Brutplatze aus seit den Jahrhunderten ihres Besuches bereits einen förmlichen Pfad nach dem Meeresufer ausgetreten und es zeigt zugleich von dem wunderbaren Instinkt dieser Thiere, daß dieses fast der einzige Punkt auf der ganzen Insel ist, welcher vom Meere aus erreicht werden kann. Was für ein eigenthümliches Schauspiel, eine Anzahl Pinguins zu sehen, wie sie, nachdem sie sich mit Muße im Meere gebadet und Nahrung für ihre Jungen gesammelt haben, mit ihren zierlichen Köpfen aus dem Wasser auftauchen und sich wohlberechnend von der heranstürmenden Brandung an's Ufer spülen lassen oder wie sie, mit halbgebücktem Kopfe von Stein zu Stein hüpfend, plötzlich gleich gewandten Trambolinspringern sich in die wilde Fluth stürzen! — Nicht weniger ergötzend ist das Treiben dieser Thiere, nachdem sie von ihrer mühsamen Wanderung (die sie zwei- bis drei Mal des Tages wiederholen) mit Futter für ihre Jungen watschelnd wie Gänse zurück am Brutplatze anlangen. Immer geht ein Pinguin gleichsam als Führer und Ausluger voraus, ihm folgen in der Regel 10 bis 15 Pinguins in einer Colonne nach. Am Brutplatz, einer schiefen Ebene, angekommen, erheben sie ein fürchterliches Geschrei und sind nichts weniger als friedfertig gegen ihre Nachbarn, besonders wenn diese ihre gewohnten Plätze eingenommen haben. Fortwährend ist Anlaß zu Zank und Hader, und ihre krächzende Stimme tönt noch spät hinein in die Stille der Nacht. Gegen ihre Jungen zeigen sie große Zärtlichkeit, hüten dieselben ungemein sorgfältig und vertheidigen sie mit bewunderungswürdiger Hartnäckigkeit gegen die Raubmöven (Lestris cataractes), welche fortwährend den Brutplatz umschwirren, oder selbst gegen den Angriff von Menschen durch heftiges Stoßen und Beißen mit dem Schnabel. Immer uneins in gewöhnlichen Verhältnissen, werden sie zu den treuesten Verbündeten in Momenten gemeinsamer Noth und Gefahr. Das Fleisch der alten Pinguins hat einen so unangenehmen Geruch, daß dasselbe nur im äußersten Nothfalle von den Bewohnern der Insel genossen wird; das der Jungen soll besser schmecken. Einen nicht minder widerlichen penetranten Geruch haben ihre Excremente.

Der Brutplatz der Pinguins befindet sich ungefähr 300 Fuß über der Wasserfläche des Kraterbeckens. Weitere 400 Fuß mühevollen Kletterns bringen den Wanderer endlich auf das Plateau, von dessen höchsten Punkten derselbe um so leichter einen Blick über den größten Theil der Insel gewinnt, als diese völlig baumlos ist. An mehreren Stellen fanden wir den Boden noch warm und an jener ungefähr 600 Fuß breiten schlammigen Strecke, welcher bereits die Naturforscher des „Lion" Erwähnung thun, gerieth man in der That in Gefahr, mehrere Fuß tief in heißen weichen Boden zu sinken, wenn man sich nicht mit großer Behutsamkeit darüber fortbewegte.

An der nordwestlichen Seite der Insel, gegen das Meer zu erscheinen einige Schlackenkegel mit eingestürzten Spitzen, welche durch ihre schönen regelmäßigen Formen rasch die Aufmerksamkeit des Geognosten auf sich zogen und später seine besondere Thätigkeit in Anspruch nahmen. In der Nähe derselben zeigen sich viele Spuren von Lavaströmen, welche noch ganz deutlich die Richtung erkennen lassen, in der sie geflossen sind. Vom oberen Rande des großen Kraterbeckens gegen das Meer zu herrscht eine allmälige Abdachung, welche indeß plötzlich in einem schroffen Abgrund von 150 bis 200 Fuß endet.

Um nicht auf demselben Pfade zurückzukehren, schlugen wir unserem Führer, dem dienstfertigen Ferdinand vor, uns auf einer anderen Wegspur, als der im Heraufklettern verfolgten, nach dem Ufer hinab zu geleiten, worauf derselbe in einer fast senkrecht abfallenden Stelle des oberen Kraterrandes stehen blieb, den üppigen Graswuchs mit beiden Händen aus einander bog, und, indem er einige Schritte vorwärts that, uns einlud ihm zu folgen. Wir erschraken im ersten Augenblicke vor dem Gedanken, auf solche Weise nach der Tiefe gelangen zu sollen,

fanden aber bald das Fortbewegen minder gefährlich und grauenerregend, als es uns anfangs erschien, da man sich ohne Bedenken auf das hohe dichte Gras niederlassen, und ansehnliche Strecken auf demselben hinabgleiten konnte, da es durch seine kräftigen Halme sogar eine sichere Stütze gewährte.

In weniger als dreiviertel Stunden waren wir vom obern Kraterrande wieder nach der Ansiedelung zurück gelangt, und schickten uns nach diesem ersten Besuche der Insel nun zur Rückfahrt nach der Fregatte an.

Die Expedition verweilte achtzehn Tage zur Erforschung der beiden interessanten Inseln. Die noch zu erwartenden Veröffentlichungen der Resultate werden von höchstem Interesse sein.

Was vornehmlich St. Paul betrifft, so sind auf dieser für die nach Ostindien, China, Australien und Neuseeland bestimmten Schiffe so wichtigen Insel astronomische und magnetische Beobachtungen und geodätische Messungen in einer Großartigkeit gemacht worden, wie noch niemals früher.

Die naturwissenschaftliche Ausbeute war zwar eine sehr beschränkte, aber dieser Umstand macht sie nicht minder werthvoll. Außer einer ziemlich vollständigen Sammlung der Fauna und Flora von St Paul bot der längere Aufenthalt auf dieser Insel den Zoologen der Expedition eine eben so schöne Gelegenheit zum Studium des Haushaltes seiner animalischen Bewohner, als derselbe den Botanikern Anlaß gab, in dieser einfachen Natur eine deutliche Anschauung zu gewinnen von dem Auftreten und der Verbreitungsweise gewisser Pflanzenformen auf primitivem Boden.

Den Geologen und Geognosten dagegen mußte es von hohem Interesse sein, auf Grund persönlicher Wahrnehmung und Forschung die Insel St. Paul mit wissenschaftlicher Bestimmtheit in eine jener Hauptgruppen einzureihen, in welche nach Alexander von Humboldt's Ansicht vulcanische Gebilde unseres Planeten zerfallen. Ein an der Ostseite aufgeschlossenes Profil der Insel legt ihre ganze geologische Geschichte bloß und ist eine der instructivsten Stellen derselben, um daraus wissenschaftliche Schlüsse über die geologische Beschaffenheit zu ziehen. Herrn Dr. Hochstetter erscheint St. Paul überhaupt als eines der schönsten und lehrreichsten Beispiele für L. v. Buch's Theorie der Erhebungskrater, ein wahres Modell, gewissermaßen von der Natur selbst geformt zum Beleg für die Ansicht jenes berühmten Forschers.

Der Aufenthalt auf Amsterdam war zwar viel zu flüchtig, um ein eben so wohl gegliedertes Ganze wie von St. Paul und dessen Naturverhältnissen bieten zu können, allein derselbe war dennoch hinreichend, um wenigstens das bisherige Räthsel über die geognostische Beschaffenheit der Insel zu lösen und die Wissenschaft mit den Thatsachen zu bereichern, daß Amsterdam vollständig aus denselben Gebirgsarten zusammengesetzt ist, wie die Insel St. Paul, und daher wie diese gleichfalls allenthalben Spuren seines vulcanischen Ursprunges an sich trägt.

Für die seefahrende Welt bleibt jedenfalls die wichtigere von Beiden St. Paul mit seinem großen Kraterbecken, aus dem sich ohne besondere Kosten ein Ankerplatz schaffen ließe, welcher Schiffen, denen auf der Fahrt nach Australien, China oder Ostindien irgend ein ernster Unfall begegnet, oder die nach einer langen Fahrt ihrer scorbutkranken Mannschaft einige Erholung gönnen möchten, namhafte Vortheile gewähren würde. Schon dermalen dient das Kraterbecken von St. Paul in Fällen der Noth so manchen während der Fahrt halb unbrauchbar gewordenen Schiffen zum erwünschten Asyl.

Literarisches.

Eubiotik. Entwicklung und Cultur der menschlichen Kräfte von Dr. von Rußdorf. Erlangen. Verlag von Ferdinand Enke.

Der Zweck dieses Werkes, als Eubiotik oder Diätetik des Geistes bezeichnet, zielt darauf hin, die Wechselwirkung der geistigen und körperlichen Kräfte zu erklären, und darzuthun, wie die leitenden geistigen Triebfedern in Harmonie zu bringen sind mit den Hauptorganen des menschlichen Körpers. In dieser Harmonie besteht ganz richtig nach den Ansichten des Verfassers das Wohlverhalten des Geistes und Körpers, welches die Bedingung zur Verlängerung des Lebens abgibt. Der Grundzug dieses Werkes ist demnach: die geistigen Triebe genau zu unterscheiden von dem Instinkte der Thiere, den Menschen also als ein höheres Wesen, als den Gott, den Urheber seines Lebensglückes darzustellen. Um seine Aufgabe zu lösen, analysirt der Verfasser sowohl das Individuum, als auch einzelne Nationen,

besonders die Griechen und Römer, welche erstere ihm übrigens als die erhabensten geistigen Wesen vorleuchten, die den eigentlichen Lebenszweck am ehesten und erfolgreichsten erreicht. Durchgängig bestrebt sich indeß der Verfasser, in allen seinen Forschungen die Psyche, dieses eigentliche Moment aller menschlichen Triebe, diesen noch so dunkeln Motor aller menschlichen Bestrebungen herauszufinden: das Werk trägt somit auch das Gepräge eines wahrhaft psychologischen Charakters. Die Idee eines allwaltenden Gottes, dessen Dasein als des freien Menschen für unwürdig erklärt wird, ist nur im Vorbeigehen berührt. Die Gottheit liegt nach des Verfassers Anschauung in dem ganzen Kosmos: also eine gewisse kosmische Kraft, mit dem Menschen vermählt, ist nach ihm die Spannflechse aller Handlungen des Erdenbewohners.

In der Einleitung ist das Kind als der Typus der wahren Glückseligkeit dargestellt. Das Kind ist nur in augenblickliche Trauer versetzt, es kennt kein „moralisches Unglück, keine Geisteskrankheit.“ Wo ist, ruft der Verfasser aus, ein Beispiel, daß ein Kind einen Selbstmord beging. Er bezeichnet daher die Phantasie als ein glückliches Kind und läßt sie als den Hebel der wahren Thatkraft gelten, welche sich in den Hellenen am erhabensten und wahrsten abgespiegelt. In dem ersten Abschnitte: „Cultur der Vorstellungen“, ist in einer kurzen Skizze des Griechenthums das hellenische Leben als der wahre Cultus des Schönen und als sein Träger die freie Individualität geschildert.

Durch das Heraustreten der Sinne aus dem stetigen Geleise der geistigen Ordnung erklären sich die Phantasmen bei Kranken in allerlei Bildern, bei Unterleibskranken z. B. in bizarren Thiergestalten sich darstellend, als gewahrten sie eine wilde Jagd: bei Gesunden durch das Sichselbstsehen sich ausprägend, wie es Goethe einst auf einer Wanderung geschah und wie es bei Irrenärzten als Vorboten der Geistesstörungen wahrzunehmen ist. Als das schönste Phantasma referirt der Verfasser, wie ein Officier jeden Mittag vor seinem Fenster ein schön geputztes Regiment vorbeireiten sah und wie mit dem letzten Reiter das ganze Regiment verschwand. Die Visionen der Seherin von Prevorst sind dem Verfasser der Unsinn in seiner höchsten Potenz. — „Die Vorstellungswelt eines Volkes, wie eines jeden Menschen,“ heißt es, „ist der Reflex seiner Gefühle, seiner Bildung,“ und indem krankhafte Aeußerungen der Sinne in dem Vorstellungsvermögen begründet sind, wird auf die gistige geistige Nahrung hingelenkt, die das schöne Geschlecht besonders aus den Romanen sammelt und damit sein Vorstellungsgebiet überwuchert. Mit dem Darstellungsvermögen stimmt auch das sogenannte Versehen der schwangern Frauen überein; als ein Beispiel des Einflusses dieser Art der Vorstellung auf die Bildungsthätigkeit verbürgt der Verfasser ein Beispiel, wie eine schwangere Frau, die oft eine Münze mit dem Bilde Napoleon's I. sah, ein Kind gebar, in dessen hellblauer Iris der Name des Kaisers zu lesen war. — In der Abhandlung: „Die freie Arbeit,“ ist der Ideengang folgender: Alle römische Größe war bei Ermangelung der freien Arbeit ein Trugbild und trug dieserhalb schon den Keim des Verderbens in sich. Wir sind heutzutage nicht viel besser daran, wir haben keine freie Arbeit, wenn auch keine Sclaverei, wie die Römer. Die Nationalökonomie hat schon manche herrliche Blüthe geschaffen, aber sie bildet zur Zeit nur eine Sammlung von Ideen; es muß noch viel geforscht werden und endlich wird ihr Ausgangspunkt doch erfolgen und das ist die „Philosophie der Arbeit.“ Diese moderne Wissenschaft baut ihr System bis jetzt auf ein unsittliches Princip, nämlich auf den Eigennutz, statt auf die Sittlichkeit: sie verpönt den römischen Staat, und ihre Mittel sind freilich umgekehrt dennoch dieselben. Der Erfolg wird derselbe sein, wie in Rom, nämlich allgemeine Entartung und Verfall der staatlichen Gesellschaft. Es gibt noch keine sittliche Arbeitsstaaten, noch kein Gleichgewicht der Arbeitskräfte. — In dem vierten Abschnitte: „Cultur des Willens,“ bis zum Schlusse des Werkes müssen wir in der That den tiefen Ideengang und den psychologischen Forschungsgeist des geistreichen Verfassers bewundern. Charaktere schafft keine Philosophie, äußert er, diese macht das Leben, und Charakter hat der, der Kraft des Willens hat. Darum kein Verzagen, die Thatkraft ist für Viele ein neuer Lebensäther. Die Griechen, besonders ihre Philosophen, stählten ihre geistige Thatkraft durch Gymnastik, und daher jene unverwüstliche Frische der Denkkraft in Hellas! Wir von Heute glauben uns geholfen durch einen Spaziergang, wir leiden aber auch deshalb an abgestumpfter Willenskraft und die Folge davon ist: Weichlichkeit des Körpers und der Seele. Die praktische Sittlichkeit ist das Ziel, welches wir anstreben müssen und sie ist begründet in der Harmonie des Willens, das ist in der gleichmäßigen Kraft zweier Seiten der Sittlichkeit, als Vorstellungsgebietes einerseits und des Gemüthes andererseits. Wo diese Harmonie des Willens ist, da tauchen große Charaktere auf, wo sie fehlt, da ist Stumpfsinn.

In dem Artikel: „Verbrechen und Strafe“ heißt es unter anderem: Alle Verbrecher sind unglückliche Menschen, die vor ihren verbrecherischen Handlungen von qualvollen Seelenzuständen zu leiden hatten: zumeist ist es so in gebildeten Staaten. So liegt

die Ursache zu Verbrechen oft auch in nervösen Krankheiten und bei einer ganzen Bevölkerung z. B. in dem Hungertyphus. Für den Begriff des Gewissens fehlt die Maßbestimmung, denn wo hört das sittliche Gefühl des honetten Mannes auf und fängt das des Verbrechers an? Das Gewissen ist eine Triebfeder zum Guten und Bösen. Bei den Verbrechern sind sittliche Krankheitsursachen: Noth, Elend, schlechte Erziehung, Unglücksfälle, fehlende Einsicht und Kenntnisse: bei den honetten Leuten sind sittliche Begünstigungen: öffentliche Ehre, gute Erziehung und Unterricht und gesellige Freuden aller Art. Jene Ursachen veranlassen bei den Verbrechern einen Bruch im Gewissen, und das Gewissen des honetten Mannes bleibt ohne Bruch. Die Strafmittel sind bis jetzt noch keine diätetisch-pädagogische Besserungsmittel, sondern werden nur als Sühnungen des Verbrechens, als gerechte Rache betrachtet. — In Betreff des kranken Gemüths nimmt der Verfasser für die Hypochondrie drei Formen an, indem er von der herrschenden Ansicht der Aerzte abweicht: die der Müßigen, der Materialisten und der Entbehrenden. Die Hypochondern der ersten Form haben bei günstigen Lebensverhältnissen einen schwachen Charakter und leiden an eingebildeten Krankheiten. Körper und Geist zehren ab. Eine Abart dieser Form ist der englische Spleen. Dieser äußert sich durch eine lächerliche Verschrobenheit, und artet selten in tiefe Traurigkeit aus, wie in Deutschland. Solche Spleenkranke zeigen öfters einen barocken Humor und finden sich in der Regel unter reichen Leuten. Bei den Hypochondern der zweiten Form ist eine einseitige Geistesrichtung die Ursache der geistigen Verödung. Die gewöhnliche fixe Idee dieser Hypochondrie ist die Geldspeculation. Die Gewinnsucht nimmt ihren Geist ein und erweckt bei ihnen nur eine vorübergehende Freude. Diese Art der Hypochondrie taucht besonders in dieser Zeit der despotischen Geldmacht auf, wo die Gewinnsucht die äußerste Anspannung aller Kräfte der List verlangt. Diese Form ist dann eine moderne Zeitkrankheit. Die dritte Form bezeichnet der Verfasser als die tiefste und schlimmste: Sie findet sich unter Männern, die geistig arbeiten, unter Gelehrten, Künstlern, Beamten. Der Mangel, die Noth wird zur fixen Idee. Diese hypochondrische Idee tritt sogar als eine erhabene bei großen Denkern auf: wie bei Rousseau, Lichtenberg, Kant, Byron, Lenau: die fixe Idee dieser genialen Männer ist die Idee der Wahrheit, ohne sie in der Noth des Lebens erforschen zu können. Bei Lenau war dieses vergebliche Forschen allein der Grund seiner Geistesverödung. — Den Schluß des Werkes bildet ein Rückblick in das Römerreich, dessen gefeierte Größe der Verfasser verabscheuet wegen des darin herrschenden geisttödtenden Materialismus. Und wie nach des Verfassers geistreicher Aeußerung: „das von den Römern zertrümmerte Griechenthum, schöpferisch noch in seinen Ruinen, den Römergeist überlebte,“ so hegt er die Ueberzeugung, daß die Macht der Idee und der Wissenschaft die Menschheit endlich dem Gipfelpunkt ihrer sittlichen und geistigen Größe entgegenführen werde.

Die Wunder der Sternenwelt. Ein Ausflug in den Himmelsraum. Herausgegeben von Dr. O. Ule. Mit Abbildungen, einer Sternkarte und andern Beilagen. Leipzig, Otto Spamer.

Der Verfasser des vorliegenden Buches ist durch seine Bestrebungen zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse bereits rühmlich bekannt. Er versteht es vortrefflich, die Gediegenheit seiner wissenschaftlichen Forschungen in ein populäres Gewand zu kleiden, das Zutrauen des nach Belehrung Suchenden zu gewinnen und ihm die leitende Hand zum Weiterschreiten zu bieten. Zur genauern Kenntniß des Himmelsraumes fordert er nun seine Leser auf, einige Ausflüge mit ihm nach der Sternenwelt zu unternehmen und zu diesem Zwecke einige Nächte im Freien zu verbringen. Die erste Abtheilung enthält die Vorbereitungen zur Reise, man wird darin orientirt und erfährt im Allgemeinen das Nothwendige über die Bewegung des Himmels und den Weltraum. Sodann lernen wir die Instrumente kennen, deren man sich zur weitern Erforschung bedienen muß. Der zweite Abschnitt umfaßt das Planetensystem und der dritte die Fixsterne, Doppelsterne und die Nebelwelt. Alles ist anschaulich, leicht verständlich und dabei mit gründlicher Sachkenntniß angeordnet.

In demselben Verlage erschien in zwei Bänden: Das Buch der Erde, Naturgeschichte des Erdballs und seiner Bewohner, von Dr. G. H. Otto Volger. Eine Darstellung der physischen Geographie von überraschender Anschaulichkeit und vielseitiger Gediegenheit. Das Buch umfaßt die Geschichte des Erdballs von seiner Entstehung bis zur Schilderung der geographischen Verbreitung der Menschengeschlechter und bewährt eine reiche Fülle von Kenntnissen bei durchaus einfacher Darstellung. Es berührt die wichtigsten Probleme der gesammten Naturwissenschaft unserer Erde und erscheint im Verein mit dem vorerwähnten Werke des Dr. Ule als eine vollständige Naturgeschichte des Weltalls. Beide Werke sind sehr reich illustrirt. —



Dritte Abtheilung.

Lieder und Märchen des irischen Volkes.

Mitgetheilt von

Julius Rodenberg.

VII.

Zwei Geschichten vom Luprechaun, dem Feenschuster. (Aus dem südlichen Irland.)

Die erste Geschichte.

Mary war das Kind einer ehrbaren Bauernfamilie. Eines Morgens, als sie durch einen langen, engen Feldweg zur Schule ging, sah sie vor sich einen Mann gehen, der eigentlich kein Mann war. Er war so klein! Er hatte einen dreieckigen Hut auf und trug ein wunderliches Ding auf seinem Rücken, das wie der Stuhl eines Schuhflickers aussah und auf dem einen Ende einen Platz für Wachs, Pfriemen, Zange und alle sonstigen Schusterwerzeuge hatte. Zuerst hielt ihn Mary für einen Baccach, d. h. einen von jenen zwerghaften Krüppeln, die — im Besitz vieler wichtigen medicinischen Geheimnisse — als Aerzte und Zauberer die irischen Märkte und „Patterns" (Kirmessen) bereisen. Aber da Mary keine Krücken sah und der Fuß des Männleins so natürlich, wie der eines jeden andern Mannes erschien, so dachte sie, er möchte zu dem Feenvolk gehören und fürchtete sich und lief weg. Als sie zu Hause ankam, sagte ihre Mutter, daß es der Luprechaun, der Feenschuster, gewesen sei; und wenn sie ihn gefangen und ihr Auge nicht von ihm verwandt haben würde, so hätte er ihr erzählen müssen, wo sie einen Topf voll Gold finden könnte. Mary sagte, das nächste Mal wolle sie es thun, — aber alle Tage fängt man keine Märzhasen und Mary wurde ein großes Mädchen, ohne daß sie einen Luprechaun wiedersah. Dann ging sie in den Dienst und bekam einen Schatz, mit dem sie gewöhnlich an dem wilden „Dun" (altirischer Festungshügel und beliebter Aufenthalt der Feen), nahe bei des Meisters Haus zusammentraf. Da geschah es nun, daß eines Abends im Mai Mary unter einem Baum am Dun saß. Ihr Schatz blieb lange aus und sie war des Wartens fast schon müde, als sie auf einmal — poch, poch, poch, — etwas hörte, als ob ein Schuhmacher hämmere. Zuerst erschrak sie sehr; aber dann faßte sie Muth, erhob sich, kroch leise um den Baum herum, der hinter ihr stand, und wen sah sie da? . . . Keinen Andern, als ihren Freund, den kleinen Luprechaun. Rasch stürzte sie auf ihn los und packte ihn so plötzlich und fest am Nacken, daß ihm die Pfeife aus dem Munde fiel.

„Gib mir Geld!" schrie Mary.

„Ich will Dir Geld geben," sagte der Luprechaun, an Händen und Füßen zappelnd, „ich will Dir Geld geben, wenn Du mit mir über jenes Zaunbrett gehen willst — aber bitte, bitte — erwürg' mich nicht." Mary sagte, sie wolle ihm folgen, und ließ ihn gehen; aber sie verwandte kein Auge von ihm, obwohl er allerlei Listen gebrauchte, um ihren Blick von sich abzulenken. Er ging zuerst in dies Feld und dann in das Feld und dann

in ein anderes. Aber da er sich endlich überzeugte, daß hier an Entwischen nicht zu denken sei, so stampfte er mit seinem Fuß auf den Boden, und sagte: „Hier ist Geld vergraben. Hast Du eine Schaufel bei Dir?“

„Nein!“ sagte Mary.

„Dann geh' nach Haus und hole Dir eine; und wenn Du wieder zurückkommst, so grabe die Erde an diesem Platze auf und Du wirst Goldes die schwere Menge finden.“

„Aber wie soll ich diesen Platz wiedererkennen?“ fragte Mary.

„Ach, wenn's weiter nichts ist!“ entgegnete der Luprechaun; „hier nehme ich eine Stopfnadel und stecke sie in den Erdboden.“ ... Und ehe er noch ausgesprochen hatte, schoß eine dicke Distel empor, dergleichen nie zuvor in Irland gesehen worden war. Mary dachte nun, das sei sicher genug, ließ den Kleinen gehen und lief selber nach Haus, um die Schaufel zu holen. Unterwegs begegnete sie ihrem Schatz, der ungeduldig am Dun auf sie gewartet hatte.

„Wohin, wohin?“ rief er, als sie vorbeilaufen wollte.

„Ach, Du bist es?“ entgegnete sie außer Athem — „ach, Paddy . . . jetzt können wir heirathen — jetzt sind wir reich — jetzt haben wir Geld — jetzt — — komm, Paddy, komm! . . .“

Und ohne zu wissen, wie ihm geschah, zog sie ihn mit sich zum Pfarrer und ließ sich mit ihm trauen. Als Pater Lucas seine Hand nach einer kleinen Belohnung für sein Mühe ausstreckte, da rief Mary: „Ihr sollt genug haben, Sir, aber erst gebt mir eine Schaufel — und nun kommt mit mir — o Paddy, Paddy ... was für ein reicher Mann bist Du!“

Eine große Menge Menschen folgte den Neuvermählten in's Feld; aber als sie — Mary mit der Schaufel voran — es erreicht hatten, da waren anstatt der einen Distel wohl zwanzigtausend da — das ganze Feld über und über war mit blühenden Disteln bedeckt. „Ach“ — schrie Mary da auf! Die Andern aber liefen, was sie konnten, nach Haus, holten Schaufel und Hacke und fingen an zu graben, und gruben die ganze Nacht fort, aber es war durch die Disteln kein Durchkommens. Schreckliche Disteln waren das; und ehe Mary die sonderbare Geschichte mit dem Luprechaun gehabt hatte, waren solche Disteln auch in ganz Irland niemals gesehen worden. — Aber Mary und ihr Schatz waren nun einmal verheirathet und das ließ sich nicht mehr ungeschehen machen. Denn wenn die Ehe auch ein Knoten ist, den man mit der Zunge bindet, so kann man ihn doch hernach selbst mit den Zähnen nicht wieder lösen. Die Beiden ließen sich's also sauer werden, bekamen ein Haus voller Kinder und brachten sich ehrlich durch. — Als nun im Laufe der Jahre einer der Söhne so alt war, daß er unter die Soldaten mußte, da war nun freilich große Noth vorhanden. Denn so viel Geld, um einen Stellvertreter kaufen zu können, hatten doch die guten Leute nicht. Also ging denn eines Tages die Mutter zum Tod betrübt aus der Hütte; sie ging ganz allein und keiner mit ihr, den Strumpf unter dem Arm und das Kameelgarn vor sich in der Schürze und so strickte sie darauf los, und war sehr traurig.

Sie ging zu dem alten Dun, wo sie einst in jungen Jahren so viel gesessen, und setzte sich wieder an dieselbe Stelle unter den Baum. Und auf einmal hörte sie wieder den alten bekannten Hammerschlag — poch, poch, poch — und rasch war sie auf den Beinen, ließ das Strickzeug fallen, und da sie die Sträuche und Zweige sachte zurückbog, sah sie den kleinen Schuhmacher hart an der Arbeit, — den dreieckigen Hut auf, die silbernen Schnallen an den Schuhen, und es schien ihm ganz wohl und vergnüglich zu gehen. Nun, dachte Mary, will ich Geld von Dir bekommen, um meinen Sohn von den Soldaten loszukaufen — diesmal sollst Du mir nicht wieder entwischen, Du kleines Ding, Du — und ehe er sich's versah, hatte sie ihn auch schon am Wickel, und ob er nun auch mit Aermchen und Beinchen strampelte — Mary ließ ihn nicht los.

„Komm in's Feld,“ sagte er endlich, „ich will Dir zeigen, wo das Geld liegt!“

Aber „Nein!“ sagte Mary — „ich will keine Disteln mehr haben. Gib mir Geld, sag' ich Dir! Mein Sohn ist gezogen worden, und ich muß Geld haben!“

„O, wenn das der Fall ist,“ sagte der Luprechaun, „hier ist eine Börse, die von ihrem köstlichen Inhalt nie leer wird, bis Du sagst: verwünschte Börse! Also nimm Dich in Acht, das Wort zu sagen.“ Und damit gab er ihr eine kostbare Börse, ganz voll Geld. Mary, von dem Gellingel hoch entzückt, ließ den kleinen Burschen gehen, der ihren Blicken alsobald entschwand, und eilte selig nach Haus. Aber was denkt Ihr, was in der Börse war? . . . Ziegendreck, Nichts als Ziegendreck. —

„Verwünschte Börse!“ schrie Mary, und augenblicklich ward sie leer, und nichts von dem „köstlichen Inhalt“ mehr war darin zu sehen. Die Börse aber ward dem Lord von Wicklow als eine Curiosität gegeben, und er soll sie bis auf den heutigen Tag noch bewahren.

Die zweite Geschichte.

Da gibt es nun aber auch eine Geschichte von einem Anderen, dem es mit dem Luprechaun besser erging, oder noch schlechter — wie man will. Das war nämlich Kavanagh, ein fleißiger Bursche, der mit seiner Mutter glücklich und zufrieden lebte. Er hielt seine kleine Farm so schmuck und nett, daß es eine Lust und ein Vergnügen war, sie zu sehen; es ging ihm sehr wohl und gut, und er hätte nichts weiter nöthig gehabt. Aber doch ereignete es sich, daß er eines Abends hinter einem Heuhaufen einen Luprechaun fing und Geld von ihm verlangte.

„Bist Du denn den Pachtzins schuldig?“ fragte der Luprechaun.

„O nein, Gott sei Dank!“ erwiederte Kavanagh, „ich bin keinem Menschen auf der ganzen Welt etwas schuldig.“

„Sehr wohl,“ sagte der Luprechaun, „und ich will wetten, daß ein arbeitsamer Bursche, wie Du, Geld in der Erde vergraben oder gar welches in der Tasche bei sich hat.“

„Etwas“ sagte Kavanagh sehr trocken.

„Und wozu willst Du noch mehr, junger Mann?“

„Ei,“ sagte dieser, „ich will es haben und ich muß es haben; wenn ich reich bin, werde ich nicht mehr arbeiten, sondern spazieren reiten wie ein großer Mann.“

„Aber bist Du nicht so schon sehr glücklich?“

„Ja, ich bin es; aber ich werde dann noch viel glücklicher sein. Und nun mach's kurz — gib Geld heraus, oder ich werde Dich in Stücke hau'n, nicht größer als Dein Pfeifenstopfer.“

Das half! — Der Luprechaun band seine Schürze ab, zog eine Börse aus der rechten Hosentasche und gab sie Kavanagh. Dieser griff rasch nach ihr, untersuchte den Inhalt und da er fand, daß es lauter blanke Goldstücke und kein Ziegendreck war, so gab er den Luprechaun frei und steckte die Börse ein. Aber mit der Arbeit war es nun ein- für allemal aus; und anstatt mit seiner Mutter zu säen und zu ernten, ging er auf die Tanzböden, auf Hurling-Partien (eine Art von nationalem Ballspiel), Hahnenkämpfe und Patterns. Jedermann nannte ihn einen guten Kerl; denn er warf Geld um sich wie Heu. Zuletzt ward er ein „United Irishman“ (es war dazumal nämlich noch vor der Rebellion) und ehe noch ein Mann von den englischen Truppen in Irland gelandet war, hatte es Kavanagh schon bis zum Capitän gebracht. Er versäumte keine Zusammenkunft und ließ es sich so viel Geld kosten, daß ihn die eigene Partei in Verdacht hatte, er sei ein Spion, und ihn von den Versammlungen ausschloß und nicht mehr zuließ. Das war sehr Unrecht: denn er stand so treu zu Grün (Farbe der irischen Revolutionspartei von 1798), wie nur ein Mensch es konnte. Doch war das noch nicht sein einziges Unglück. Er ward von der Polizei aufgebracht, sie wollte wissen, woher er sein Geld hätte und da er's nicht sagen wollte, so warf man ihn in's Gefängniß, weil man annahm, er müsse es gestohlen haben. Erst auf Verwendung einer hohen Person ließ man ihn wieder frei. Als die Rebellion ausbrach, da nahm Kavanagh seine Pike auf die Schulter und zog gegen die Königlichen; aber in der fürchterlichen Schlacht von Vinegar-Hill, wo die Rebellen von den Engländern so grausam geschlagen wurden, machten die Rothröcke Kavanagh zum Gefangenen. Er zog die Börse heraus, um sie zu tractiren, aber ein Tambour riß sie ihm aus der Hand und lief mit derselben weg. Sein Leben jedoch ward ihm geschenkt, und traurig und sorgenvoll wandte er sich heimwärts und wünschte bei sich, daß er in seinem Leben keinen Luprechaun gesehen hätte. Als er zu Ferns ankam, das nicht weit vom Leinstergebirge liegt, da versteckte er sich im alten Schloß aus Furcht vor den königlichen Truppen, die in den Straßen paradirten.

Während er nun zusammengekauert dalag, da hörte er etwas hämmern, als wenn's ein Schuhmacher wäre; und indem er vorsichtig zu einer engen Höhle kroch, die bis auf ein schwaches Licht, das darin brannte, pechfinster war — wen anders sah er da, als seinen kleinen Freund, den Luprechaun? Und als er genauer hinblickte, da sah er, daß derselbe die Schuhe des Tambours flickte, welcher mit seiner Börse davon gelaufen war. Dieser saß ganz vergnüglich neben dem Schuhmacher auf der Erde und schmauchte sein Pfeifchen. Als der Flicken aufgesetzt war, da zog der

Trommelschläger seine Börse heraus und warf sie, nachdem er das darin liegende Geld herausgenommen hatte, dem Luprechaun zu. Er kannte offenbar den Werth der Börse nicht; aber der Schuhflicker war weiser, steckte sie rasch in seine rechte Hosentasche und begann dann wieder zu hämmern, als sei nichts geschehen. Doch kaum hatte sich der Tambour entfernt, so stürzte auch Kavanagh aus seinem Versteck hervor und auf den Luprechaun zu. „Guten Morgen, mein Herr Luprechaun," rief er, „gib mir meine Börse wieder!"

„Wie komm' ich zu Deiner Börse?" entgegnete dieser, anscheinend sehr erstaunt.

„Wart' — ich will Dich lügen machen," sagte Kavanagh, das Auge immer fest auf den Luprechaun geheftet, „gibst Du mir nicht auf der Stelle die Börse heraus, die Du eben in Deine rechte Hosentasche gesteckt hast, so. . . ."

„O, ach," schrie da auf einmal der Luprechaun — „o, ach! Sieh die Soldaten!"

„Um Gotteswillen — wo?" kreischte Kavanagh und sah sich, zum Tod erschreckt, um. Aber da war kein Soldat zu sehen, und als er sich beruhigt hatte und wieder nach dem Luprechaun umdrehen wollte, da war dieser verschwunden, und als Kavanagh aus seinem Verließ herauskroch, um doch endlich nach Haus zu kommen, da fingen ihn die Orange-Männer (Orange ist seit William III., dem Oranier, die Farbe der englisch gesinnten Protestanten in Irland) und hatten nicht zum zweitenmal Mitleid mit ihm, sondern hängten ihn an dem nächsten Baum auf.

VIII.

Mein Connor.

(Aus dem südlichen Irland.)

Weh über das Silber! Weh über das Gold!
Und weh über Alles, was klingelt und rollt!
Mein Herz, meine Seele verließ mich um sie,
Mein Connor, mein Liebster, mein Cuschla Ma-chrie.*)
  Herzen und Scherzen, Schmeicheln und Streicheln —
  O Jungfrau, wir hätten verlassen uns nie!
  Nun ist er gestorben und elend verdorben,
  Nun ruht er im Grabe, mein Cuschla Ma-chrie.

Mein Connor war schöner, war besser als all' —
Wie tanzte den Jig er! Wie schlug er den Ball!
Und wenn er des Nachts kam zum Eichbaum — o wie,
Wie küßte, wie liebte mein Cuschla Ma-chrie.
  Herzen und Scherzen &c.

So treu war sein Herz und so bieder sein Rath,
Bis er für den Vetter als Bürge hintrat.

*) Mein Herzallerliebster.

Der floh mit dem Gelde, das Connor ihm lieh.
Zurück blieb in Schulden mein Cuschla Ma-chrie.
  Herzen und Scherzen &c.

Da sagt' ich zu Connor: Ich bin Deine Braut,
Ich bin Dir für Lust und für Leiden getraut;
Er sagte, als armer Mann wollt' er mich nie,
Reich werden erst wollte mein Cuschla Ma-chrie.
  Herzen und Scherzen &c.

Den Tag, wo er ging, den vergeß ich nie mehr.
Kein Aug' war im Dorf, das von Thränen da leer —
Nun schrei nicht, mein Liebchen, so sagt er — denn sieh!
Heimkehren wird bald ja Dein Cuschla Ma-chrie.
  Herzen und Scherzen &c.

So sagt' er, so schied er, und ließ mich in Weh.
Sein Schiff, das ging unter in Mitten der See,
Und ob ich auch weinte und ob ich auch schrie —
Tief unten im Meer liegt mein Cuschla Ma-chrie.
  Herzen und Scherzen, Schmeicheln und Streicheln —
  O Jungfrau, wir hätten verlassen uns nie!
  Nun ist er gestorben, nun ist er verdorben,
  Nun ruht er im Grabe, mein Cuschla Ma-chrie.

IX.

Die schwarzbraune Kuh.

(Aus dem nördlichen Irland.)

Schemus-a-Sneidh, der kleine Jakob, war ein armer Junge, der mit seiner Mutter in einer Hütte auf dem Slieve-duin-Gebirge, in der Grafschaft Cavan lebte. Sie lebten mit Ach und mit Krach, so gut es eben ging, hatten ein Fleckchen Erde, auf welchem sie Kartoffeln bauten und eine kleine schwarzbraune Kuh, die ihnen den Tropfen Milch dazu gab. Schemus mußte die Kuh hüten; und während sie zahm und fromm an den Berghängen weidete, schnitt er Heide ab und band Besen daraus, die seine Mutter auf dem Markte verkaufte, um für den Erlös etwas Salz und etwas Taback aus der Stadt mitzubringen. Eines Tages nun ging Schemus etwas weiter in's Gebirge hinauf, als er sonst zu thun pflegte — und die Kuh ging immer hinter ihm her. Da, als er müde vom Steigen war und auch schon genug Heide geschnitten hatte, legte er sich in's Gras nieder, um zu schlafen. Doch kaum daß er das Auge geschlossen hatte, da kamen auch schon hundert Ganconners*) und tanzten um ihn herum und spielten Fußball und Hurley (ein Lieblingsspiel der irischen Bauern, bei welchem Sieg und Gewinn der Partei zufällt, welcher es im Kampfe mit der andern gelingt, einen in der Mitte liegenden Ball mit einem Schlagholz, dem sogenannten Hurley, auf ihre Seite hinüberzu-

*) Namen der Feen im nördlichen Irland.

schleudern). Da war nun namentlich einer unter ihnen, mit einer rothen Kappe, der machte seine Sache gar zu gut, und war so flink und so geschickt, daß Schemus nicht an sich halten konnte und ausrief: „Bravo, mein Hurler, Bravo!“ Aber nicht sobald war das Wort aus seinem Mund heraus, als — klapp! — der Ball in sein Auge flog, daß die Funken herausschlugen. Der arme Junge meinte nun fest, er sei blind, und lange genug dauerte es auch, bis er wieder etwas sehen konnte ..... zuerst den Himmel und dann die Sonne, und dann die Berge, und die Heide — aber die Ganconners waren weg und seine Kuh war auch weg. Er suchte den ganzen Tag auf dem Gebirge herum, bis es Abend war; aber er konnte sie nicht finden. Traurig ging er nach Hause und seine arme alte Mutter fing laut an zu weinen, als er sagte, er habe die Kuh verloren. Darauf erzählte er ihr Alles, was ihm passirt sei; daß er nämlich die Ganconners gesehn habe und darauf schwören wolle, sie hätten ihm die Kuh gestohlen. Am andern Morgen gingen sie beide zusammen auf die Berge, um die Kuh noch einmal zu suchen. Sie waren noch nicht weit gegangen, als auf einmal Schemus „Mutter!“ schrie, „Mutter, hier ist die Kuh! Komm, komm!“ Richtig — das war die Kuh. Sie war bis über den Kopf im Moor versunken; nur die Hörner standen noch aus dem Loch hervor. Nun riefen die Beiden das ganze Dorf zusammen und Alle faßten zu und nach einer halben Stunde hatten sie die schwarzbraune Kuh an den Hörnern herausgezogen. Aber die schwarzbraune Kuh war todt und sie mußten sie nach Hause schleppen. Schemus und seine Mutter zogen ihr das Fell ab und hängten ihr Fleisch in den Rauchfang. Zwar schüttelten die Bauern im Dorf ihren Kopf dazu, daß sie das Fleisch von einem Thier essen wollten, welches gestorben sei, ohne geblutet zu haben; aber Schemus und seine Mutter waren viel zu arm, um sich daran zu kehren. Sie kochten es also und wollten es essen; aber da war es so zäh wie Leder und so schwarz wie Torf. Und als sie es den Hunden vorwarfen, da wollten sie nicht einmal daran riechen. So mußten sie es denn in den Graben werfen, wo es verfaulte. — Ach was war da der arme Schemus so traurig! Er mußte nun noch einmal so viel arbeiten als sonst, und früh und spät auf den Bergen sein, um Heide zu schneiden. Da, als er eines Tages bei dem Carn (heidnischer Grabhügel, in welchem nun die Feen wohnen) vorbeiging, da sah er .... seine schwarzbraune Kuh und zwei kleine Rothmützen, die sie hüteten.

„Halloh!“ rief er, „das ist meiner Mutter ihre schwarzbraune Kuh!“

„Nein, es ist unsre schwarzbraune Kuh!“ rief einer von den kleinen Burschen.

„Aber ich sage Euch, sie gehört uns!“ schrie Schemus und packte die Kuh bei den Hörnern. Indem fingen die Ganconners an, die Kuh zu jagen, sie setzte vom Abhang des Berges hinunter, und Schemus, der inzwischen auf sie gesprungen war, mußte mit. Nun liegt hier unter dem Abhang des Berges ein kleiner See mit Namen Lough Liagh, der Doctor-See, so genannt, weil er viele im höchsten Grade heilkräftige Eigenschaften besitzt und auf seinem Grunde eine Art von schwarzem Schlamm absondert, welcher mit einem Stock heraufgeholt und auf die kranken Glieder gelegt, schon viele wunderbare Curen verrichtet haben soll. In diesen See sprang die Kuh von Oben hinein, das Wasser schloß sich über ihr und Schemus, der auf ihrem Rücken saß, dachte, nun sei Alles aus. Aber ehe er noch recht zu sich selber kommen konnte, siehe! — da befand er sich vor einem herrlichen Palaste, der ganz aus Edelstein und Gold gebaut war. Aber Schemus ließ die Hörner seiner Kuh nicht los. Da öffnete sich die Thür des Palastes und hundert schöne Damen und Herren kamen heraus.

„Was will dieser Junge?“ fragte einer von der Gesellschaft, der anscheinend der Herr von Allen war.

„Meiner Mutter ihre schwarzbraune Kuh will ich!“ sagte Schemus, der nicht losließ.

„Das ist Deiner Mutter ihre schwarzbraune Kuh nicht!“ sagte der Herr.

„Werde ich meiner Mutter ihre schwarzbraune Kuh nicht kennen?“ erwiderte Schemus.

„Wo hast Du sie verloren?“ fragte der Herr, worauf Schemus ihm einen genauen Bericht darüber abstattete. —

„Ich glaube, Du hast Recht, mein Junge!“ sagte der Herr. „Hier, nimm diese Börse — es ist mehr darin als zwanzig Kühe werth sind.“ Und dabei reichte er dem Jungen eine gefüllte Geldbörse hin. Dieser aber war klüger und sagte:

„Nein, ich will meine Kuh haben und weiter Nichts!“

„Du bist ein Narr," sagte der Herr. „Aber weißt Du was? Bleib bei uns im Schloß."

„Nein," sagte Schemus, „ich will lieber in der Hütte meiner Mutter leben."

„Hier kannst Du durch Gärten voll köstlicher Früchte und Blumen wandeln ...."

„Ich will lieber Heide auf den Bergen schneiden," sagte Schemus.

„Hier kannst Du das Beste essen und trinken ...."

„Gebt mir meine Kuh wieder!" sagte Schemus; „Milch und Kartoffeln sind mein Leibgericht."

„O!" riefen die Damen und drängten sich um ihn herum, „o, Du willst uns doch die Kuh nicht wegnehmen, die uns die Milch zu unserm Thee gibt?"

„O," sagte Schemus, „meine Mutter hat auch Milch nöthig, — und kurz und gut, ich will meine Kuh wieder haben!"

Da kamen sie noch einmal und reichten ihm Scheffel voll Gold, aber er sagte, er wolle nichts haben, als seine Kuh. Da stießen sie ihn mit Füßen und schlugen ihn grün und blau; aber er ließ die Hörner seiner Kuh nicht los und auf einmal kam ein Wind, blies ihn in die Höhe, und wie er sich umsah, stand er am Ufer des See's, dessen Wasser ruhig wie immer lag, und neben ihm stand seine Kuh. Er freute sich über die Maßen, und besonders wenn er daran dachte, wie seine Mutter sich freuen würde. Er trieb die Kuh also heim, und die Mutter stand grade vor der Thür, als sie kamen.

„Gott segne Euch!" rief sie in voller Freude, als sie die Kuh erblickte; aber kaum hatte sie das Wort „Gott" gesprochen, da sank die Kuh zusammen wie Torfasche — und das war das Ende von Schemus-a-Sneidh's schwarzbrauner Kuh.

X.

Caschel in Munster.

(Eines der populärsten Lieder in Irland. — Caschel ist eine sehr alte und berühmte Stadt in Munster.)

Ohne Gut und Geld, ohne Acker und Feld wollt' ich gern dich frein;
Wenn die Sippschaft wollt', Deine Liebe sollt' mein Reichthum sein.
Du mein Schmerz, mein Leid! O, daß wir Beid' in der Stadt zu Caschel wären —
Ob ein nacktes Brett auch das Hochzeitbett — ach, so nackt und baar aller Ehren.

O komm, meine Braut, wo das Heidekraut an den Hügeln sprießt;
Unter Blüthenpracht sollst Du schlummern sacht, wo das Wasser fließt.
Wo die Brünnlein gehn, wo die Rosen stehn, da woll'n wir wandeln und schweifen,
Wo der grüne Wald von dem Echo hallt, wo die Finken schlagen und pfeifen.

In der Kirche war es, wo ich Dein klares Auge sah glüh'n.
Du lagst im Gebete, Dein Haar umwehte ein Schleier grün.
In langen Falten die Kleider wallten mit Bändern reich umwunden —
Ach daß wir Beiden auf öden Heiden als Bettler uns nicht gefunden!

Wär ein Ritter ich, und säh im Moor ich Dich verlassen irr'n,
Höb' ich Dich auf's Roß, trüg' ich Dich in's Schloß, küßt' Dir Aug' und Stirn.
Wär' ein König ich, und säh ich betteln Dich elend im Menschenschwarme —
Führt' ich Dich zum Thron, gäbe Dir die Kron' und nähme Dich in meine Arme.

XI.

Feen-Ammen.

(Aus dem wilden Westen von Irland.)

Ganz eigenthümlich ausgebildet findet sich im Westen der Glaube, daß Wöchnerinnen, welche im Kindbett starben, nicht wirklich gestorben, sondern von den Feen entführt worden seien, um die Kinder der Feenkönigin zu nähren. Zuweilen sagt man auch, daß Vertauschungen stattgefunden, und daß die wahre Wöchnerin entführt sei und die Patientin, welche da im Bette liegt, eine von den Feen ist, die Züge und Aussehn der Entführten angenommen hat, während diese einem von Fin Barras Kindern in den Feenhallen von Knockmagha, in der Grafschaft Galway, die Brust gibt.*) In all' diesen Fällen nehmen die Bauern ihre Zuflucht zum Feendoctor, und die Weise, wie dieser verfährt, ist folgende: er füllt eine Tasse oder ein Glas mit Hafermehl und spricht ein irisches Gebet darüber. Alsdann bedeckt er es mit einem Tuch und bringt es an's Herz, an den Rücken und die Seite der verwandelten Fee, wobei er seinen Zauber wiederholt. Wenn es nun eine Fee ist, die da im Bett liegt, so verschwindet das Mehl auf der

---

*) Oder aber wenn — wie das im Kindbett ja nicht selten geschieht — die Wöchnerin an momentaner Geistesstörung leidet, so wird das regelmäßig dem Einfluß der Feen zugeschrieben.

einen Seite des Gefäßes, als ob es abgeschnitten worden sei. Aus dem Rest werden drei kleine Kuchen gemacht, die man auf dem Herde bäckt und der Kranken an den drei nächsten Morgen zu essen gibt. Wenn der Zauber gebrochen ist, so verschwindet die Fee und wird durch die wirkliche Person wohl und gesund ersetzt.

Viele Geschichten von also entführten Wöchnerinnen leben im wilden Westen und ich will folgende aus der großen Zahl derselben mittheilen.

Vor nicht gar langer Zeit (erzählt Neilson in seiner „Introduction to the Irish language," Dublin 1808) geschah es in Connemara, daß ein Bauerweib, Namens Mary Rourke, im Wochenbette starb, man wusch sie, legte sie aus, hielt die Todtenwache und die Todtenklage bei ihr und begrub sie dann mit allen in jener Gegend üblichen Formen und Ceremonien.

Mary jedoch war nicht wirklich todt. Sie lebte in Knockmagha dreiviertel Jahr und säugte das Kind der Feenkönigin. Aber obwohl man sie mit Lustbarkeiten und süßem Gesang unterhielt, so war sie doch immerdar sehr betrübt. Zuletzt erzählten ihr die Leute im Schloß, daß sich ihr Mann mit einer Andern verheirathet hätte, und daß sie ihrem Kummer und Trübsinn nicht länger mehr nachhängen sollte; daß Fin Barra sich anschicke, mit seiner ganzen Familie nordwärts zu ziehen, um der Provinz Ulster einen Besuch abzustatten. Beim ersten Hahnenschrei brachen sie andern Morgens im Hügel von Knockmagha auf, Fin Barra und seine Schaar. Manch Feenschloß, manches Rath (altirischer Festungshügel) und Mount (alter Grabhügel) wurde vom Tagesanbruch bis zur Abenddämmerung auf schön beschwingten Rossen besucht.

Rund um Knock Grein und Knock-na-Rae
Ging es auf rosigen Flügeln,
Zum Ben-Echlan und Da-dan-See
Zu Mounes luftigen Hügeln.
Sie reisten früh vom Hahnenschrei
Bis spät zum Abendstrahle,
Von Dundrum und Dunardaley
Bis Knock-na-Feadale.

Das sind Alles berühmte Feenplätze in West und Nord von Irland. Nun lebte am Fuße des Knock-na-Feadale mit seiner Mutter, einer sehr bejahrten Wittwe, Thady Hughes, ein ehrbarer, frommer und fleißiger Junggesell. Eines Abends — es war auf Allerheiligen — da ging Thady aus; und es war just um die Zeit, wo Fin Barra mit seinem Hof durch die Luft vorbeizog. Wie nun Thady in einer Schlucht des alten Hügels stand und zu den Sternen aufschaute, welche mit silberner Reinheit durch die scharfe klare Frostluft niederblitzten, da bemerkte er eine schwarze Wolke, die von Südwest herüberzog, mit einem mächtigen Wirbelwinde. Er hörte Pferdegetrappel vor dem Winde, wie wenn eine Reiterschaar das Thal entlang und zu dem „Rath" käme, auf welchem er stand. Thady war sehr erschrocken und zitterte am ganzen Leibe. Aber er erinnerte sich an das, was er von erfahrenen Leuten früher wohl oft vernommen. Wenn man nämlich den Staub unter den Füßen weg gegen den Wirbelwind in dem Augenblick, wo er vorübersaust, wirft, so muß er jedes menschliche Wesen, das in ihm durch den Zauber gefangen ist, freigeben.*) So nahm denn Thady eine Handvoll von dem Kies, der unter seinen Füßen war, und warf ihn muthig im Namen der heiligen Dreieinigkeit mitten in den Sturm hinein — und siehe da! — auf den Boden platt hin, fiel ein junges schönes Weib. Thady faßte sich ein Herz und da er sie hatte seufzen hören, redete er sie an, hob sie von der Erde auf, nahm sie mit sich nach Haus zu seiner Mutter, die sie pflegte, bis sie wieder genesen war. Im Laufe der Zeit, da Thady sich überzeugt hatte, daß sie ein menschliches Weib und keine Fee sei, verliebte er sich in sie und nahm sie zur Frau und es war in der ganzen Grafschaft Down kein glücklicheres Paar als die Beiden. Und so lebten sie Jahr und Tag fröhlich zusammen, bis auf einmal ein Strumpfhändler aus Connemara heruntergezogen kam und sie als die Mary Rourke erkannte, die man vor mehrern Jahren begraben hatte. Nicht lange, so kam auch ihr Mann an und verlangte sie von Thady zurück. Dieser aber wollte sie nicht hergeben und es kam zu vielen und langwierigen Streitigkeiten, bis endlich der Bischof sie ihrem ersten Mann wieder zusprach. Denn es war nicht wahr gewesen, was die Feen gesagt hatten, daß er sich zum zweiten Male verheirathet habe und so gehörte Mary nach göttlichem und menschlichem Recht ihrem ersten Manne, der sie dann auch mit sich nach Connemara zurücknahm.

*) Derselbe Glaube und Gebrauch findet sich auch in den schottischen Hochlanden.

Eine ähnliche Geschichte ereignete sich in Innis Schark, einer Insel nicht weit von den Killeries an der Küste von Connemara. Auf dieser Insel lebte ein hübsches Fischerweib, mit Namen Biddy Manion, die, nachdem sie zwölf Monate verheirathet gewesen, ihrem Manne ein Kind schenkte, „so schön nur eins zu finden war, zwischen Schark und Amerika, — und das sind ja die nächsten Kirchspiele, da sich nichts weiter zwischen ihnen befindet als der Atlantische Ocean.“ Nun sollte es sich ereignen, daß um dieselbe Zeit auch die Feenkönigin ein Kind gebar, das sie aber nicht fähig war, zu nähren, weil ein boshafter Feenkönig, der nordwärts am Riesendamm (Giants Causeway) wohnte und sich mit ihrem Gemahl in Fehde befand, ihr die Milch weggezaubert hatte. So sann denn das gute Volk von Innis Schark darauf, eine Amme für das Kind der Feenkönigin zu gewinnen und ihr Auge fiel auf Biddy Manion, das schöne Fischerweib. Aber sie konnten ihr lange nichts anhaben, da sie immer ein Stück Torfkohle von dem Johannisfeuer bei sich im Rocke trug und auf diese Weise, wie bekannt, gegen alle Feenkünste gesichert war. Da geschah es denn nun eines Nachts, daß ihr Kind, das grade an den Zähnen litt, sehr laut zu schreien anfing, so daß die Mutter aufstand und in die Küche ging, um Licht zu machen. Bei diesem Gang — noch schlafbefangen, wie sie war — vergaß sie, den Rock mit der Torfkohle überzuwerfen, und indem sie eine Kohle anblies, sah sie drei Männer vor sich stehn, und ehe sie noch ein Wort sagen oder schreien konnte, hatten die drei Männer sie schon ergriffen, vor die Thür geführt, auf ein schwarzes Pferd gesetzt, das vor der Thür stand und so fuhren sie in die Luft hinein. Es war eine schöne ruhige Sommernacht. Der Mond ging auf und sanft, wie durch ein silbernes, weiches Meer, glitten sie durch die Wolken dahin. Nach einiger Zeit war es, als ob das schwebende Pferd sich niedersenkte und es hielt alsdann vor der Thür eines prächtigen Schlosses still, das mit seinen weißen Wänden im Mondenlicht dalag am Fuße eines Hügels unter grünen dunkeln Bäumen. Ein Mann, ganz in Scharlach gekleidet, mit einem dreieckigen Hut auf und einem Schwert an der Seite, stand vor der Thür, empfing und führte sie in das Schloß. Er ließ sie in einem herrlichen Zimmer allein. Auf der Schwelle desselben sah sie ein junges Weib stehen, das sah so traurig aus und sprach kein Wort. Endlich faßte sich Biddy ein Herz und redete sie an. Da sagte die Andere: „Biddy Manion, so lieb Dir die Seligkeit ist — rühr' hier unten keine Speise, keinen Trank an — es ist Alles Zauberei. Ich bin hier gefangen, weil ich gegessen und getrunken habe, und werde wohl nie mehr frei werden. Aber wenn Du wieder heraufkommst, so schicke zu Tim Connily, dem Fischersmann, der an den Killeries wohnt, und laß ihm sagen, daß seine Frau hier unten beim guten Volke wohnt, und er möchte doch den guten Vater Prat Prendergast, den Abt von Cong, bitten — vielleicht gelingt es dem, mich zu befreien.“ Als sie das gesagt hatte, verschwand sie, und der Mann in Scharlach erschien, und nicht lange nach ihm kam auch das seltsame Weib wieder mit einem Kind auf dem Arm. Der Mann in Scharlach nahm das Kind und legte es an Biddy's Brust, worauf er sie in ein anderes fürstliches Gemach führte, in welchem unter einem Thronhimmel die Feenkönigin saß, ein liebliches junges Geschöpf, und rund um sie viele Männer mit langen Perrücken und rothen Mänteln. Es war eine Tafel gedeckt, ganz voll Leckerbissen, und man lud Biddy ein zu essen. Aber Biddy sagte, sie sei nicht hungrig; wolle man ihr jedoch eine Güte erweisen, so möchte man ihr ein Heilmittel für ein Kind geben, daß am Zahnen leide. Der Feenkönig — denn das war der Mann im Scharlach — wurde sehr verdrießlich darüber; aber die Feenkönigin sagte mit süßer angenehmer Stimme: „Da die Frau meinetwegen gekommen ist, so ist es auch nicht mehr als Recht, daß ich ihr meine Dankbarkeit bezeige. Also,“ wandte sie sich an Biddy, „geh' an den Brunnen von Aughavalla, am Abhange des Croagh Patrick, pflücke Dir daselbst zehn grüne Binsen bei der Wurzel ab, wirf den zehnten über die Schulter, und drücke den Saft der übrigen in eine Theetasse und gib es dem Kinde zu trinken, so werden seine Schmerzen gleich aufhören.“

Darauf steckte der Feenkönig einen Ring an ihren rechten Goldfinger und sagte ihr, so lange sie denselben trage, könne ihr Niemand ein Leides zufügen; und dann rieb er ihre Augen mit einer Salbe. Kaum daß er dieses gethan, so war der Zauber gelöst — anstatt des herrlichen Thronsaales sah sie

eine finstere Höhle, in der nichts als Todtenschädel lagen und ein Modergeruch wehte. Der Mann im Scharlach öffnete eine Pforte — „nun bist Du dicht bei Deiner Hütte," sagte er, und indem sie sich umwandte, war er verschwunden. Es war Morgendämmerung. Sie kannte den Weg wohl, auf dem sie stand. Er führte über das Heideland zu ihrer Hütte. Als sie vor derselben angekommen war, da trat aus der Thür eine Frauengestalt — es war die Fee, die an ihrer Stelle im Bette gelegen hatte, während sie fort gewesen. „Welch ein Thor ist Dein Mann," rief sie lachend aus, „er hat keinen Unterschied gemacht zwischen Dir und mir — ha, ha, ha — keinen Unterschied!" damit zerfloß sie in Morgenluft, und als Bibby in ihre Hütte trat, da lag ihr liebes, geliebtes Kind ruhig und süß im Schlafe und die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne spielten um sein blondes Köpfchen. — Aber die Frau Tim Connily's ist nicht wieder frei geworden, trotzdem Vater Pat Prendergast Alles gethan, was in seiner Macht stand. —

Denn nicht immer werden die Ammen wieder erlöst, wie auch folgende Geschichte beweist, deren sich viele Leute in Connemara noch recht gut erinnern.

Es war im Jahr 1818, daß Mary, das Weib Daniel Kelly's, eine kräftige, schöngebaute, volle Person von höchstens 28 Jahren, mitten an einem Sommertage todt hinfiel, während sie auf dem Felde beschäftigt war, Kohl zu schneiden. Große Bestürzung herrschte im ganzen Kirchspiel von Moyarta, südwestlich von Clare, und um so mehr, als viele Leute, welche sich um dieselbe Zeit draußen auf dem Felde befunden hatten, sagten, daß sie einen fürchterlichen Wirbelwind gesehen und gefühlt hätten, der nicht bloß neben ihnen, sondern durch sie hingefahren wäre, und der genau in der Richtung von Kelly's Haus, Stroh und Staub und Alles, was ihm im Wege gelegen, mit sich gerissen hätte. Das bestärkte Daniel Kelly und seine Verwandten in dem Glauben, daß Mary entführt worden sei, um Amme bei der Feenkönigin zu werden. Sogleich benachrichtigte man Mary Quin und Margarethe Mac Inerheny, zwei berühmte Feenweiber aus der Nachbarschaft, von dem, was vorgefallen, und diese machten drei Tage und drei Nächte lang an allen Forts und Raths (Feenhügel) der Umgegend unaufhörliche aber vergebliche Versuche, Mary Kelly zu befreien. Endlich aber mußte man sich entschließen, das, was nur dem äußern Scheine nach die Leiche Mary's war — denn sie selbst lebte ja bei den Feen! — zu bestatten; aber kein Mensch glaubte, daß sie es wirklich selbst sei. Ja, ihr Mann und ihre Brüder wachten noch drei Wochen lang Tag und Nacht an ihrem Grabe und öffneten es dann noch einmal in der festen Ueberzeugung, daß sie statt des eingescharrten Leichnams nur einen Besenstiel vorfinden würden. Darin irrten sie sich jedoch; sie fanden im Grabe, was sie hineingelegt hatten: einen in Verwesung übergehenden Leichnam.

Geschichte des Luxembourg in Paris.

Von

Amadeo Gentilli.

Am 2. April 1612 kaufte die Wittwe Heinrich's V., Maria von Medicis, um 90,000 Livres das Hotel und die großen Gärten des Herzogs Pinei-Luxembourg und beauftragte Jacques de Brosse, an jener Stelle einen königlichen Palast zu erbauen. Jacques de Brosse zeichnete einen Palast ganz ähnlich dem palazzo Pitti in Florenz, wo Maria von Medicis geboren war, und betrieb die Arbeiten mit so viel Fleiß, daß die Königin ihr neues Schloß schon im Jahre 1620 bewohnen konnte. Sie ließ es mit Gemälden von Rubens und andern Meistern schmücken, und es sollte den Namen „Palais Medicis" führen; allein nachdem es die Königin ihrem zweiten Sohne, Gaston de France, Herzog von Orleans, hinterlassen hatte, gab man ihm den Namen „Palais d'Orleans," der auf eine Marmortafel gravirt, über dem großen Thor zu lesen war. Dort blieb er bis zur Revolution; dann nannte das Volk den Palast nach dem Schlosse, an dessen Stelle es erbaut worden war, „Palais du Luxembourg."

Hier war es, wo Richelieu seine ersten Intriguen anknüpfte, hier war es, wo er 1630, nachdem man ihn in der Gunst des Königs gefallen glaubte, glänzender, mächtiger als je auftrat und das Volk enttäuschte. Dieser Tag behielt in der Geschichte den Namen „Narrentag." Nach der Verbannung von Maria von Medicis nahm Gaston d'Orleans Besitz vom Luxembourg, dann ging er nach und nach durch die Hände

der Herzogin von Montpensier, der Herzogin von Guise (Frau von Louis Josef d'Orleans) und des Königs Louis XIV. im Jahre 1694. Nach dem Tode des Königs kehrte er zur Familie Orleans zurück und der Regent hinterließ ihn seinen Töchtern; die Herzogin von Berry machte ihn zum Schauplatz ihrer Orgien. 1778 gab ihn Louis XVI. als Apanage an seinen Bruder, den Grafen der Provence (nachmals Louis XVIII.) der bis zu seiner Emigration den kleinen Luxembourg bewohnte.

Während des achtzehnten Jahrhunderts finden wir den Luxembourg mit der Geschichte Diderot's und Rousseau's verknüpft, unter der Republik diente er als Gefängniß und man sperrte die Girondisten, die Dantonisten, selbst Robespierre, den Maler David und viele Andere darin ein. Nachdem der Luxembourg nach einander Palast des Directoriums, des Consulats und des Senats gewesen war, wurde er 1814 der Pairskammer zugewiesen.

1815 bestimmte man seine Galerie den Gemälden der lebenden Künstler, nachdem die Bilder der Verstorbenen dem Louvre einverleibt worden waren.

Während dieser verschiedenen Perioden ward das ursprüngliche Monument vielfältig modificirt, vergrößert und seiner neuen Bestimmung angepaßt, aber an dem eigentlichen Gebäudekörper, dessen edle Verhältnisse man respectirte, hatte man nicht gerührt. Nach 1830, bei Gelegenheit der politischen Processe, baute man vor die Facade den Sitzungssaal des Senats, der nur dazu beigetragen hat, dieses so elegante Kunstwerk breiter und schwerer zu machen.

Der Architekt dieses neuen Anbaues, Alphonse de Gisors, gezwungen, dem vorgezeichneten Programme zu folgen, trachtete vergebens, dem Palaste jenen Typus italienischen Geschmacks und italienischer Eleganz zu bewahren.

In der letzten Woche des October 1859 brach im Palaste des Luxembourg Feuer aus und zerstörte den Sitzungssaal des Senats.

Ueberhaupt hat sich das Feuer sehr geschickt benommen, indem es bloß die häßlichen, unter Louis Philipp zugeführten Baulichkeiten zerstörte, im Uebrigen aber nicht nur die anstoßenden Flügel, sondern sogar im Innern des zerstörten Saales selbst, die bekannten Gemälde von Blondel und die zierlichen Holzschnitzereien der neuern Epoche verschonte.

Beim Graben der Fundationen dieses Saals entdeckte man eine große Menge antiker römischer Vasen, Medaillen und Statuetten.

Der Garten des Luxembourg, einer der schönsten und größten öffentlichen Gärten von Paris, erstreckt sich bis zum Observatorium und bietet abwechselnd die reichsten Blumenbeete mit Schwanenteichen, die schattigsten Bosquets, deren äußerste Blätterwand Nischen um die Standbilder der Königinnen von Frankreich bilden, breite Alleen, auf deren Bänken sich behäbige Bürger aus der alten Zeit niederlassen, und einen tiefgelegenen englischen Garten (pepinière), in dessen Irrwegen Studenten und Grisetten lustwandeln.

Literarisches.

Aus unsern vier Wänden. Bilder aus dem Kinderleben von Rudolf Reichenau. Leipzig, Verlag von Fr. Ludw. Herbig.

Wie man oft von der unbefangenen, herzlichen Naivetät eines lieblichen Kindes auf die sittliche Milde schließt, welche die Mutter bei der Erziehung geleitet, so durchweht dieses kleine Büchlein jener echt deutsche Familiengeist, der seine schönste Blüthe in unsern Frauen, wie sie in der Kinderstube walten, findet. Die harmlose Freude des Kindes und die zarte Liebe der Mutter sprechen sich in diesen Tändeleien und Gesprächen mit so einfach wahren Worten aus, daß man unwillkürlich erfaßt wird wie von einer Sehnsucht nach den Spielen und der unentweihten Heiligkeit der Kindertage. — Das kleine Büchlein hat bereits mehrere Auflagen erlebt.

Unter den vielen kleinern Werken, welche bei Gelegenheit der Schillerfeier aufgetaucht sind, verdient namentlich die Broschüre „Schiller's und Körner's Freundschaftsbund," welche H. Marggraff im Verlage von Veit u. Comp. in Berlin hat erscheinen lassen, empfehlende Erwähnung. Die anschaulich gehaltene Schrift dient zugleich als Einleitung zur zweiten Ausgabe von Schiller's Briefwechsel mit Körner, zu dessen Verbreitung und besserm Verständniß in weitern Kreisen sie wesentlich beitragen kann.

Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi von J. D. Passavant. Dritter Theil. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Vor zwei Decennien, im Jahre 1839, ließ Passavant sein bekanntes Werk über Rafael in zwei Bänden erscheinen. In der Zwischenzeit, die seitdem verlaufen, hatte der Verfasser auf verschiedenen Kunstreisen Gelegenheit, manche Werke des großen Urbinaten, oder solche, welche ihm zugeschrieben werden, entweder neu kennen zu lernen oder dieselben doch einem abermaligen Studium zu unterwerfen. Auch gelangte er in Folge fortgesetzter Forschungen zur Kenntniß mancher bisher der Kunstgeschichte verborgen gebliebenen Notizen, die sich auf Rafael's Person oder auf seine Thätigkeit beziehen. Passavant entschloß sich, die auf diese Weise gewonnenen Ergebnisse seiner Forschungen über den großen Meister und dessen Werke als eine Ergänzung zu den beiden früher edirten Theilen in einem dritten Bande, der uns heute vorliegt, zu veröffentlichen. Man hat die Entstehungsgeschichte und den Zweck des Bandes festzuhalten, wenn man anders das Fragmentarische und Abgerissene der Composition sowohl als die Darstellung dieses dritten Theils nicht ungerecht beurtheilen will. Es handelt sich hier weniger um eine zusammenhängende und geordnete Entwicklung, sondern vielmehr um Ergänzungen, Berichtigungen und Correcturen, und es ist selbstverständlich, wenn eine solche Arbeit wesentlich in ihrer äußern Form den Charakter von Noten und Excursen aufweist. Die Bereicherung seines Werkes durch neues wissenschaftlich-kritisches Material war dem Verfasser die Hauptsache, und nicht der gefeilte Vortrag, in dem er die Mittheilungen der Kenntniß des Lesers vermittelte. Die Nachträge zum ersten Theil bestehen zuvörderst in gesonderten Notizen über Giovanni Santi und einige seiner Werke, sodann in solchen über Rafael und nähere Angaben über einige seiner Kunstleistungen und schriftlichen Arbeiten, gefolgt von solchen über verschiedene seiner Kunstgenossen und Schüler. Der Anhang zum zweiten Theil besteht erstlich in Zusätzen und Berichtigungen zu den Verzeichnissen der Gemälde Rafael's, dessen Entwürfe zu plastischen Werken und architektonischen Plänen; ferner in Nachträgen zum Verzeichniß Rafaelischer Zeichnungen, sowohl in ältern als neu entstandenen Sammlungen; endlich in Zusätzen und Berichtigungen zum Verzeichniß der Kupferstiche. Die dem Text beigefügten Kupferstiche nach einigen bis jetzt durch Abbildungen nicht oder wenig und ungenügend gekannten Gemälden von Giovanni Santi und Rafael dürften für Viele eine angenehme Beigabe sein und verleihen diesem nachträglichen Bande noch ein besonderes Interesse.

Literarische Notiz.

Bei dem großen Interesse, welches die deutsche Nation seit dem leider zu früh erfolgten Hinscheiden des Lord Macaulay an der Frage nimmt: Hat der verstorbene Geschichtschreiber sein großes Geschichtswerk vollendet? — oder den Zeitgenossen wenigstens noch eine theilweise Fortsetzung desselben von seiner Hand hinterlassen? — ist es endlich an der Zeit, den vielfachen und jeder Begründung entbehrenden Gerüchten zu widersprechen, die aus der englischen in die deutsche Zeitungspresse übergegangen sind, und das Publicum mit großen aber in der That leeren Erwartungen erfüllen.

Das Wahre an der Sache verbürgt uns folgende, uns von sicherster und erster Hand zugegangene Mittheilung:

„Das vor einigen Monaten nach dem Continent gedrungene Gerücht, daß die Fortsetzungsbände des Macaulay'schen Geschichtswerkes druckfertig seien, war ohne jede Begründung. Macaulay hat nichts Zusammenhängendes hinterlassen, und das Vorhandene ist umfänglich von keinem Belang, in Wahrheit nicht mehr als etwa drei oder vier gewöhnliche Capitel füllen würden. Es ist keineswegs wahrscheinlich, daß davon überhaupt etwas wird veröffentlicht werden. Jedenfalls können die Gerüchte vom Gegentheil von Niemand unterstützt werden, der irgend in den Gegenstand eingeweiht ist."

So werden leider die Hoffnungen aller Freunde des großen Geschichtschreibers auf eine Fortsetzung oder gar Vollendung seines Werkes gründlich zu nichte gemacht, und wir müssen uns begnügen, das nicht zu Ende geführte Werk als das Denkmal des größten Historikers unserer Zeit zu bewundern, von dessen Vollendung er leider zu früh abberufen wurde.

George Westermann.



Vierte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Die Uhrenindustrie auf dem Schwarzwalde.

Von

F. A. Walchner.

Die stillen Hochthäler des Quellenbezirks der Donau sind schwach bevölkert. Das rauhe Klima dieser Höhen läßt oft nur Wald und Wiese verschont. Der Schwarzwälder wohnt hier auf zerstreuten Hofgütern in abgeschiedener Stille. Viehzucht und etwas Ackerbau ist in allen diesen Thälern die vorherrschende Beschäftigung, neben welcher häufig aus Holz verschiedene Verbrauchsgegenstände durch Spalten, Schnitzen oder Drechseln gefertigt werden. Die stille Einsamkeit dieses Bergvolkes von ungewöhnlichen geistigen Anlagen führte dasselbe zu einer besondern und wichtigen häuslichen Industrie, zur Anfertigung von Uhren. Wir finden die ersten Keime der Uhrenindustrie auf dem Schwarzwalde schon in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Es waren zuerst Holzarbeiter, welche die Anfertigung hölzerner Uhren unternahmen. Aber erst gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, nach den unglücklichen Zeiten der Kriege am Schlusse des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, sehen wir die Uhrmacherei auf dem Schwarzwalde mächtiger erstehen und um sich greifen.

Es war ein Bewohner des Quellenbezirks der Donau, Simon Dilger aus Schollach und ein zweiter aus Schönwald, das nur eine Stunde von der Martinscapelle entfernt ist, Namens Franz Ketterer, welche als Begründer der Uhrenfabrication des Schwarzwaldes betrachtet und im Andenken erhalten werden mögen. Aus ihren Werkstätten ging die Saat in die Wohnungen des Bergvolkes, das sich immer eben so fleißig und regsam, als geistig begabt zeigte. Sie fiel daher auf guten Boden, ging tausendfältig auf und wurde fruchtbringend über viele Thäler verbreitet.

Der Bau der damaligen Schwarzwälder Uhr war noch sehr einfach. Es war eine Gewichtuhr, die nur Stunden zeigte und nach zwölf Stunden abgelaufen war. Durch ein vertical laufendes Steigrad wurde ein Balancier vermittelst einer Spindel in hin- und hergehende Bewegung gesetzt. Der Balancier bestand aus einem Balken, auf welchem zwei Gewichte verschoben werden konnten. Eine solche Uhr hatte noch kein Schlagwerk und es fehlte ihr auch die Spiralfeder, derjenige Theil, welcher die Gleichförmigkeit der Bewegung bedingt. Allein diese Uhren fanden zu jener Zeit Beifall und ermunterten zur Nachbildung. Bald trat ein großer Wetteifer ein, um Besseres und Neues hervorzubringen, und die Fabrication machte schnell einen großen Schritt dadurch vorwärts, daß Theilung der Arbeit eingeführt und

ausgebildet wurde. Auch erfand man bessere Werkzeuge und führte zweckmäßigere Einrichtungen aus. So schuf sich das Bergvolk des Schwarzwaldes aus eigenen Kräften und in vollkommen eigenthümlicher Weise mit seinen geistigen Mitteln die Uhrenindustrie, auf welche es mit Recht stolz sein darf. Man findet ja sonst kaum irgendwo ein Beispiel, daß ein einfaches Bergvolk sich im Verlaufe eines Jahrhunderts, vom ersten Keime an, durch ununterbrochenes Fortschreiten, aus eigener Kraft, zu einer Bedeutung in einer eigenthümlichen Industrie und dem damit verbundenen Handel erhob, von welcher fast die ganze bewohnte Erde Zeugniß gibt.

Da es Landleute waren, welche diese Industrie gründeten und ausbildeten, so blieb das Hauswesen des Uhrmachers auf den Grundbesitz gestützt und so sieht man es in der Regel fortgeführt bis auf den heutigen Tag. Der unbegüterte Arbeiter pachtet oder kauft sich das nöthige Grundeigenthum und pflanzt sich selbst, was er zur Nahrung bedarf. Wenn in der neuern Zeit die Ausdehnung der Fabrication und Vermehrung der Arbeiter Einiges an diesem Verhältniß geändert hat und das Geschäft an einem und dem andern Orte mehr fabrikmäßig betrieben wird, so ist doch bei der überwiegenden Mehrzahl der Uhrenmacher das alte Verhältniß geblieben, wie es war, und die Uhrmacherei des Schwarzwaldes bis zur Stunde eine häusliche Industrie.

Die erste einfache Waguhr mit Balancier machte bald der Pendeluhr Platz. Zuerst wurde ein kurzes Pendel vor dem Zifferblatte angebracht; später wurde ein längeres Pendel hinter dem Uhrwerk angewendet. An die Stelle der zwölfstündigen Uhren traten bald solche, die nur alle vierundzwanzig Stunden aufgezogen werden mußten, Uhren, welche Viertel schlugen. Man fing an, Uhren zu verfertigen, bei denen sich beim Stundenschlag aus Holz geschnitzte Figuren bewegten, solche, welche die Wochentage, das Datum u. s. w. anzeigten. Nach 1750 kamen an die Stelle der bis dahin hölzernen Räder, metallene, und zwischen 1770 und 1780 wurden die ersten Achttaguhren gemacht. Auch das Aeußere wurde verbessert. Anfangs war als Zifferblatt nur ein einfacher hölzerner Ring angebracht, worauf die Stundenzahlen verzeichnet waren. Hierauf folgten ganze Schilder von Holz, mit gedrucktem Zifferblatt von Papier überzogen; auf diese grundirte und gemalte Holzschilde, wobei bald Lackfirniß und die Bernsteinlackfarben angewendet wurden. Später wurde die Oelmalerei auf Uhrenschildern angebracht und endlich zierten die Uhren emaillirte und metallene gravirte Zifferblätter.

Da man Uhren von verschiedenen Größen verlangte, so wurde auch darauf hingearbeitet, dem Größenverhältnisse wo möglich nach jedem Wunsche zu entsprechen. Häufig ist der Name des Uhrenmachers, der nach einem gewissen Größenverhältnisse zuerst arbeitete, zur Bezeichnung solcher Uhrensorten angewendet worden und dieses im Sprachgebrauche geblieben. So heißen kleine Gewichtuhren, welche ein Uhrenmacher Namens „Jakob Jakob" zuerst anfertigte, „Zweimal-Jokele-Uhren," die mittelgroßen eines Uhrenmachers Namens „Schott", „Schottenuhren." Eine besondere Abtheilung bilden die sogenannten „Figurenuhren," das sind solche, bei welchen eine menschliche oder eine Thierfigur mit der Bewegung des Pendels oder des Schlagwerks Bewegungen macht. Mit letzterm ist häufig die Figur eines Kuckucks in Verbindung, welcher die Stunden ruft. Das sind die „Kuckucksuhren," welche in neuerer Zeit so wie die Figurenuhren sehr gesucht sind. An diese Uhrensorte reihen sich die „Automatenuhren" an, wobei die Bewegung der Figuren durch Federkraft geschieht, unabhängig vom eigentlichen Uhrwerk und neben diesem, öfter als Hauptsache darstellend: Spieler, Zecher, Arbeiter, schaukelnde Schiffe ꝛc. Endlich werden auch „Stockuhren" fabricirt, d. h. Uhren durch Federkraft getrieben, mit messingenen Platinen, bald mit, bald ohne Schlagwerk.

Die Uhrenindustrie, welche vorzugsweise im Quellenbezirke der Donau in den Aemtern Tryberg und Villingen ihren Ursprung hatte und hier auch am meisten ausgebreitet worden ist, verzweigte sich auch in das Flußgebiet der Wutach und der Elz, in die Aemter Neustadt, Hornberg und Waldkirch. Nach einer amtlichen Erhebung arbeiteten 1847 in dieser Industrie 1568 Meister und 2566 Gehilfen, im Ganzen 4134 Personen. Dabei sind aber die Frauen und Kinder nicht gerechnet, welche dem Uhrenmacher bei der volkswirthschaftlich so wichtigen Theilung der Arbeit, bei verschiedenen Geschäften Hilfe leisten. Die Zahl der Meister und Gehilfen hat sich bis auf die gegenwärtige Zeit ansehnlich vermehrt und es werden auf dem badischen Schwarzwalde jetzt alljährlich wohl

700,000 Uhren angefertigt, mit einem beiläufigen Werthe von vier Millionen Gulden. Dieses günstige Resultat wurde durch eine aufmerksame und fördernde Unterstützung von Seiten der Regierung erzielt. Es wurde 1850 eine Uhrenmacherschule in's Leben gerufen mit einer jährlichen Dotation von 10,000 Gulden und dafür der Ort Furtwangen,*) der Schwerpunkt der schwarzwälder Uhrenfabrication, gewählt. Diese Staatsanstalt hat sich zur Aufgabe gemacht: die Hebung dieser Industrie zu bewirken durch Verbesserung und Vervollkommnung aller Theile derselben, durch Ausbildung der Stockuhrenfabrication, durch Einführung der feinen Gewichtuhrenmacherei, der Anfertigung von Taschenuhren, besserer Werkzeuge, zweckmäßiger und schöner Gehäuse und Schilder, durch Vervollkommnung der Gießerei, durch Einführung gestanzter Räder, Zeiger und anderer Uhrenbestandtheile. Die Uhrenmacherschule lehrt in Werkstätten, unter Anleitung besonderer Lehrer, die Anfertigung von Stockuhren und von Taschenuhren und hat zur Seite eine Gewerbeschule, zu deren Besuch die Zöglinge der Werkstätten verpflichtet sind. Ueberdies hat diese Schule einige Werkstellen für die altübliche Schwarzwälder Uhrenmacherei, eine durch Wasserkraft betriebene mechanische Werkstätte zum Drehen, Hobeln, Durchschlagen rc., ferner eine Modellir- und Holzschnitzwerkstätte, eine Schreinerwerkstätte und eine Schmiedewerkstätte. Die Benutzung der Einrichtungen der Uhrenmacherschule, ihrer Maschinen, Werkzeuge, Modelle, Musteruhren u. s. w. ist den Meistern unter den loyalsten Bedingungen gestattet. Anerkannte Künstler, Maler, wurden veranlaßt, für die äußere Ausstattung der Uhren durch gute Mustervorlagen zu wirken und zu einem guten Kunstgeschmacke hinzuleiten.

Welche Arbeitstheilung bei der Fabrication der schwarzwälder Uhr üblich ist, möge folgendes Schema zeigen. Die Arbeiter der verschiedenen Theile sind:

1) Der „Gestellmacher;“ er verfertigt die Gestelle der gewöhnlichen Uhren aus trockenem Buchenholz.

2) Der „Gießer;“ er gießt die messingenen Räder, Zeiger und die Glocken für das Schlagwerk.

3) Der „Kettenmacher;“ er besorgt die Anfertigung der Kettenräder und der Ketten aus Messing oder Eisendraht.

4) Der „Tonfedermacher.“

5) Der „Uhrenmacher,“ der eigentliche Anfertiger der Uhr, welcher die rohen Räder abdreht, zahnt, auf die Wellen setzt, die Triebe (Spindeln) fertigt, überhaupt die Zusammensetzung der Uhr ausführt. Viele Uhrenmacher geben einzelne dieser Theile wieder andern Arbeitern im Hause zur Anfertigung, oder außerhalb desselben an andere Meister.

6) Der „Dreher,“ er besorgt das Abdrehen der Schildbretter, meist mit Anwendung von Wasserkraft, er dreht hölzerne Wellen, Walzen u. s. w.

7) Der „Schildmaler;“ er grundirt, bemalt und firnißt die Schilder.

In der neuesten Zeit werden die gegossenen Räder von einem Gießer selbst vermittelst durch Wasserkraft betriebener Maschinen ganz gut gezahnt, woraus für die Uhrenindustrie ein bedeutender Vortheil erwächst, da die ganz brauchbar gezahnten Räder zu demselben Preise geliefert werden, wie der rohe Guß. Auch werden jetzt sehr verschiedene Uhrenbestandtheile aus Messing, Eisen und Stahl durch Pressen angefertigt, wodurch der Sache wieder ein großer Vorschub geleistet wird, weil der Uhrenmacher diese Gegenstände nunmehr um ein Drittel wohlfeiler beziehen kann, als er sich dieselben durch Bearbeitung mit eigener Hand zu verschaffen vermag. Nicht weniger wichtig ist die erst seit Kurzem zu Stande gekommene fabrikmäßige Darstellung von gestanzten und bronzirten Uhrenschilden aus Messingblech, so wie anderer ähnlicher Arbeiten, wodurch die schwarzwälder Uhrenfabrication, welche diese Gegenstände früher von Fabriken des Niederrheins bezogen hat, von diesen unabhängig ist.

In der guten Absicht, sowohl bei der Anfertigung der eigentlichen schwarzwälder Uhren, als der Stockuhren durch Einhalten bestimmter Normen eine gleichmäßige gute Beschaffenheit der Werke zu bewirken, wurden Normaluhren aufgestellt von verschiedenen Größen und verschiedener Zeit ihres Ganges. Sie wurden im Gewerbeblatte für den Schwarzwald, 1852, 1853 und 1854 genau beschrieben und durch Zeichnungen anschaulich gemacht. Es wurden Muster der einzelnen Theile und zusammengestellte fertige Werke

*) Siehe den Plan zu dem Aufsatze: „Die Quellen der Donau,“ Bd. VII. S. 523.

in die bedeutendern Orte des Uhrenmachenden Schwarzwaldes abgegeben. Allein die Anfertigung von Normaluhren hat wenig Eingang gefunden. Der Schwarzwälder, seiner Erfindungsgabe sich bewußt und ihr vertrauend, geht lieber seinen eigenen Weg.

An die Stockuhren reihen sich Pendeluhren mit messingenen Platinen, durch Gewichte getrieben, an, mit oder ohne Schlagwerk. Die letztern sind gewöhnlich mit längerer Pendelstange versehen, die entweder aus Holz oder aus Metall und in diesem Falle mit Compensation versehen ist. Bei sorgfältiger Ausführung heißen solche Uhren „Regulatoren.“ Sie haben mitunter eine Gangzeit von vier Wochen bis zu einem Jahr und werden viel verlangt.

Im Jahre 1851 wurde zu Lenzkirch eine Uhrenfabrik auf Actien gegründet. In dieser werden die Uhren vom Rohstoff an vollständig hergestellt, ein Verfahren, das in der Uhrenindustrie auf dem ganzen Continente sonst nicht befolgt wird. Die Gesellschaft hat sich die Aufgabe gestellt, solche feinere Uhren und Uhrenbestandtheile anzufertigen, welche bisher hauptsächlich aus Frankreich bezogen wurden. Ihre Uhren sind daher meistens 14-Tagwerke, mit schwerem Pendel und Ankerhemmung. Sie werden in verschiedenen Größen fabricirt, haben die Construction der Pariser Uhren und diese sowohl an innerer Güte als an äußerer feiner Arbeit erreicht. Gegenwärtig sind vergoldete Pendulen der Hauptartikel. Uhrengehäuse und Verzierungsblätter werden auf galvanischem Wege gefertigt und sehr schön vergoldet.

Verschieden von den mancherlei Uhrensorten und für sich eine eigene Abtheilung bildend, sind die Musikwerke, wie dieses schon der Name andeutet. Sie sind aber aus der Uhrenfabrication hervorgegangen und standen im Anfang ihres Auftretens mit derselben in unmittelbarer Beziehung. Es waren die sogenannten Spieluhren, welche in ihrer ursprünglichen Einfachheit und Unvollkommenheit den Keim der jetzt großartig emporgewachsenen Musikwerke in sich trugen. Um's Jahr 1768 soll ein Uhrenmacher von Neukirch unfern Furtwangen, Namens Joh. Wehrle, die erste Spieluhr mit Glasglöckchen verfertigt haben. Schnell ahmten das andere Meister nach und verbanden damit Saitenwerke und tanzende Figuren. Aber schon nach zwei Jahren, 1770, ging aus der Werkstätte des Furtwanger Meisters Sal. Scherzinger eine Spieluhr mit Pfeifen hervor. Damit war der Orgelbau für diese Gattung Werke aufgestellt und der erste große Schritt zur heutigen Vollkommenheit und Größe derselben gethan. Ein zweiter Furtwanger Meister, Ant. Duffner, ahmte glücklich mit hölzernen Pfeifen den Ton der Flöte nach und von ihm ging die Construction der immer noch beliebten „Flötenuhr“ aus. Eine Walze mit Stiften auf der Oberfläche versieht bei diesen Werken die Claviatur der Orgel. Es gehörte aber ein besonderes Studium, reifliche Ueberlegung, viele Arbeit und überdies ein besonderes Geschick dazu, die Musikstücke, welche das Werk spielen sollte, so zu componiren und zu modeln, daß sie für die Größe der Walze und den Umfang der Töne, welchen dasselbe hatte, eingerichtet waren. Dazu gehörte musikalische Bildung. Der Meister des Werkes konnte das nicht selbst vollbringen. Glücklicher Weise fand sich in der Person des Apollo Kreuzer zu Furtwangen der Mann, der diese Lücke vortrefflich ausfüllte und sich dadurch um die Ausführung von Musikwerken sehr verdient gemacht hat. Es trat aber auch für die Ausbildung der Musikwerke ein Mann von seltener Begabung auf, Martin Blessing von Furtwangen. Er starb 1847. Sein Name wird in geehrtem Andenken bleiben. Er hat die Kunst der Musikwerke auf eine so große Höhe gebracht, daß er Allen vorleuchtete, und wenn jetzt in der Genauigkeit der Mechanik, in der Mannigfaltigkeit der Modulation der Töne und hinsichtlich ihrer Schönheit, wenn in der Tonfülle und feinen Nüancirung der einzelnen Stimmen Blessing's Werke übertroffen werden; so erhöht dies wieder sein Verdienst, denn es sind die Werke seiner Schüler, die auf seinen Schultern stehen und die er begeistert hat. Dazu gehört auch der Meister Martin Welte von Vöhrenbach, der gegenwärtig seine Kunstgenossen überragt. Er trat bei dem Neffen des Martin Blessing, bei Jakob Blessing zu Kirnach, in die Lehre, welcher damals neben seinem Oheim die einzige weitere Werkstätte von größerer Bedeutung für Musikwerke hatte. Nachdem er in derselben sieben Jahre als Lehrling und Gehilfe gearbeitet, gründete er 1833 im elterlichen Hause ein eigenes Geschäft. Flötenuhren und Musikwerkchen, die Erstlinge seiner Arbeit, fanden in jenem Jahrzehnt starken Absatz nach Holland, England, Spanien und Amerika. Als mit dem Beginne der vierziger Jahre sich das russische

Reich für diesen Kunstzweig öffnete, kamen Bestellungen aus St. Petersburg, Moskau, Odessa für größere Musikwerke. Sie fanden raschen Absatz und gaben dadurch Gelegenheit zur Vervollkommnung der Arbeit. Eine Bestellung aus Odessa, welche ein ganz großes Musikwerk verlangte, bestimmte Welte zur Ausführung eines Werkes, das mit den Stimmen der Instrumente eines ganzen Orchesters die größten und vorzüglichsten Musikstücke producirt. Er nannte dasselbe Orchestrion. Seine Vollendung hatte drei Jahre erfordert. Im Jahre 1854 bestellte der Großherzog Friedrich von Baden bei Welte ein großes Orchestrion, das nach 2³/₄ Jahren vollendet, im großherzoglichen Schlosse zu Karlsruhe aufgestellt worden ist.

Zu den mechanischen Musikwerken, aber nur zu den kleinen, die gegenüber den betrachteten, einen untergeordneten Kunstwerth haben, gehören auch die Drehorgeln, die allbekannten, die auf jedem Markt unvermeidlichen. Sie werden, wie es der Name zu erkennen gibt, durch die Hand in Bewegung gesetzt und unterscheiden sich dadurch von den andern Werken, welche durch Gewichte oder Federn bewegt werden. Ihre Anfertigung wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts in den Kreis der schwarzwälder Industrie gezogen durch Ignaz Bruber, im Thale Harmersbach bei Zell im Kinzigthale geboren. Er erlernte in seiner Heimath das Maurerhandwerk, wanderte und sah auf der Wanderschaft in einer Stadt Frankreichs eine Drehorgel, welche ihm wohl gefiel und die er genau besah. Eine lebhafte Erinnerung an diese in Frankreich gesehene Drehorgel bewog ihn, ein ähnliches Werkchen anzufertigen und es gelang ihm. Er verließ das Maurerhandwerk, ließ sich 1804 im Simonswald als Spieluhrenmacher nieder und fügte seit 1806 seinen Werken bewegliche Figuren bei. Als alleiniger Verfertiger von Drehorgeln hatte er immer Bestellungen darauf, die mehr und mehr einliefen, so daß er von 1818 an keine Spieluhren mehr machte und sich ausschließlich mit der Anfertigung von Drehorgeln beschäftigte. Im Jahre 1834 übersiedelte er sich in das nahe Städtchen Waldkirch. Nach seinem Tode setzten seine Söhne das Geschäft fort und ihre Drehorgeln finden Absatz in alle Welt.

Die Abtheilung „Taschenuhrenfabrication," welche in der Uhrmacherschule mit Sorgfalt gepflegt wird, fängt erst an, auf dem Schwarzwalde sich festzusetzen und auszubilden. Da sie feinerer Werkzeuge und Hilfsmaschinen bedarf, als die altübliche schwarzwälder Uhrenindustrie und die Stockuhrenmacherkunst, so kann sie sich an diese nicht anlehnen und es kann auch kein Uebergang von diesen zu ihr geschehen. Die Uhrmacherschule verfolgt daher das Ziel der Heranbildung besonderer Arbeiter und wirkt auch in diesem Zweige auf Arbeitstheilung hin. Denn nur wenn diese das Fundament der Taschenuhrenfabrication bildet und diese eine häusliche Industrie ist, wird sie eine volkswirthschaftliche Bedeutung für den Schwarzwald haben. Der Unterricht wird von einem Manne gegeben, welcher selbst vorzügliche Taschenuhren und Chronometer fertigt. Sein Name ist J. H. Mertens, er hat auch eine „Beschreibung der Hemmungen der höhern Uhrenmacherkunst nebst einem Atlas von 24 Tafeln" ausgearbeitet, welche wohl verdient, in weitern Kreisen bekannt und benutzt zu werden. Schon haben Zöglinge der Uhrenmacherschule eigene Geschäfte zu Furtwangen und Tryberg gegründet und Leistungen gemacht, welche Tüchtiges versprechen. Auch zu St. Georgen hat sich ein in der welschen Schweiz ausgebildeter wackerer Taschenuhrenmacher ein Geschäft gegründet, das sich auf die höchst vortheilhafte Arbeitstheilung stützt.

Die landwirthschaftliche Arbeitskraft

und deren Ersatz.

Von

Dr. Karl Fraas.

Naturkräfte, Grund und Boden — Capital und Arbeit sind die Güterquellen vor Allen. Dem Landwirth allein gelingt eine völlige Verschmelzung der drei ersten in seiner Betrachtung, die letzte muß aber gesondert erörtert werden, obgleich die Arbeitskraft eines Menschen sich wirthschaftlich dem Capital gleich verhalten muß, wenn sie Güterquelle sein und bleiben will.

Der Staat sorgt für die Erhaltung dieser Güterquellen, aber grade die Naturwissenschaft gibt ihm allein die besten Gründe an, wie und wann er dies am besten und sicher-

sten thun kann. Die Landwirthschaft liefert aber der Naturwissenschaft die beste Erfahrung, gleichsam das Experiment dazu. Die landwirthschaftlichen Arbeiter sind entweder Dienstboten oder Tagelöhner. Erstere bilden das Gesinde, ein Ausdruck, den das Gewerbe und die Industrie, noch weniger der Handel, für ihre Arbeiter nie, wohl aber die Familie an sich überall anwendet. Unter dem Gesinde ragt als Arbeiter hervor der Knecht und die Magd und nur wenige uralte Gewerbe haben diese Namen von der Landwirthschaft herübergenommen, — so die Metzger, Müller und Schuster. Es gab Mühlknechte (sogar Mühlknappen), Schuster- und Metzgerknechte, es gab Kriegsknechte, (auch Knappen genannt). Der Ausdruck „Knecht" hatte und hat niemals das Entehrende des Unfreien, Sclavischen, das die Poesie an das Wort geheftet hat. Der Vasall war seinem Oberherrn gegenüber auch Knecht und das angelsächsische Knight bezeichnet noch heute in England die Ritterwürde. Der Bauer schmeichelt seinem Söhnchen, wenn er es seinen „tüchtigen Knecht" nennt, wie die Mutter die Tochter „Mägdlein" heißt.

Knecht und Magd sind der Urtypus landwirthschaftlicher Arbeit, und der Familie des Dienstherrn oft für Lebenszeit innig verbunden, angehörig, von ihr versorgt.

Aus dem landwirthschaftlichen Tagelöhner aber bildet sich der Hintersasse, Leerhäusler, Kossat, — er war der Leibeigene des großen freien Bauers, er war in Hörigkeit desselben, er ist als armer Mann durch den Lohn noch jetzt da und dort abhängig von dem reicheren, jetzt gleich freien — Bauer. Der Landwirth zog seit je Tagelöhnerfamilen in die Nähe seiner Höfe, gab ihnen etwas Grundbesitz und sorgte früher für sie, wenn sie seine Leibeigene waren, — jetzt weniger mehr und das ist keine geringe Ursache des Mangels ländlicher Arbeiten da und dort.

Oberster Grundsatz der Arbeiterpflege des Staates, in Bezug auf Vermehrung desselben überhaupt, ist:

> Daß ihre Vermehrung nur mit der gleichzeitigen Zunahme der Erzeugung an Nahrungsmitteln vorzugsweise, dann der Subsistenz-Bedingungen überhaupt vor sich gehen solle.
>
> Die Arbeit schreite in gleichem Verhältniß mit dem Capital, das sie beschäftigt, vor. Der Lohn spricht dieses Verhältniß am deutlichsten aus und der Lohn drückt nichts als die Gütermenge aus, welche der Arbeiter dafür eintauschen kann.

Der Staat kann zufrieden sein, wenn der Arbeiter mit dieser Gütermenge sich das Nöthige, obenan den Ersatz seiner angewendeten Arbeitskraft, selbst wieder verschaffen kann. Wenn Capital und Arbeit sich in richtigem Verhältniß so mehren, gewinnt der Staat immer, doch am sichersten nur, wenn seine landwirthschaftlichen Arbeiter, welche die stärksten, gesundesten und waffentüchtigsten von Allen sind, dabei die Mehrzahl bilden.

Ein Staat mit bestgenährter Fabrikbevölkerung und reichen Capitalien wird in seiner Unabhängigkeit von einem armen Ackerbaustaate, der jedoch hinreichende Nahrung für Erhaltung seiner Arbeitskraft liefert, gefährdet sein.

Der landwirthschaftliche Arbeiter vermehrt sich nicht im Uebermaße, und die Regierung hat wenig Fürsorge bezüglich der Uebervölkerung von dieser Seite her aufzuwenden. Alle Uebervölkerung hat ihren Grund in der Zunahme der Nahrungsmittel und der Bedürfnißbefriedigung. Werden durch den vortheilhaften Gang industrieller Geschäfte die Löhne höher getrieben, so pflegen die Lohnarbeiter bei solcher Unternehmung mit geringer Vorsicht Ehen einzugehen und Familien zu gründen. Der Gang des Gewinnes führt rasch hinter einander zu großer Höhe und zu entsetzlicher Tiefe; — aber die Vortheile der landwirthschaftlichen Production kommen nur sehr allmälig zum Vorschein und schwinden ebenso allmälig. Es fehlt das Verführerische augenblicklicher hoher Einnahmen, dazu kommt, daß der mit selbsterzeugten Naturalien großentheils gelohnte landwirthschaftliche Arbeiter in besseren wie in schlechteren Zeiten gleichmäßiger gut genährt wird, und somit jene Sprünge zwischen Luxusernährung und Hungerleiden, welche eben in krankhafter Weise auf die Bevölkerungszunahme wirken, vermieden werden. Die gesunde landwirthschaftliche Arbeiter-Bevölkerung wächst auch mit der Zunahme der Nahrungsmittel zur Begründung und Erhaltung der Familien, — da sie aber dem Regulator, der Production von Nährstoffen nämlich, am nächsten steht, so leidet sie auch am wenigsten vom Mangel an Voraussicht und der daraus hervorgehenden Täuschung.

Dieser Regulator wird in der Regel als Lohn — d. h. als die damit zu erkaufende

Gütermenge — sichtbar, und er bestimmt die Richtigkeit des Verhältnisses zwischen Arbeit und Capital. Er ist der Zeiger für die staatliche Fürsorge.

Wie wird die landwirthschaftliche Arbeit gelohnt?

Der Arbeitslohn werde nicht nach seinem wahrem Werthe gegeben, sondern nach dem, was Herkommen, die Gesetze des fluctuirenden Welthandels, kurz äußere und sehr unsicher wirkende, schwer zu bestimmende und gesetzlich nie zu regulirende Umstände festsetzen. Der Arbeitslohn, d. h. der wahre Werth der Arbeit müsse schon vor dem Tausch oder Verkauf des Arbeitsproductes bestimmt sein, solle er den Arbeiter vollständig in gleichem Bestande erhalten. Dieser wahre Werth der Arbeit wird aber bestimmt durch die aufgewandten geistigen und materiellen Kräfte — resp. durch den vollen Ersatz derselben. — Kostete die Arbeit Muskularaction, so kann der Aufwand derselben, wie ihr Ersatz, nach den Gesetzen der Physiologie und Chemie bestimmt werden,

1) bezüglich der Nahrungsmittel,
2) der Kleidung und Wohnung,
3) der Ruhe und Erholung,
4) in Bezug auf Vorsorge wegen späterer Abnutzung der Kräfte (durch Alter) mit einer durchschnittlichen Abnutzungsquote — nebst
5) mögliche Krankheit und Unglücksfälle überhaupt.

Würde dieses Alles in Rechnung gezogen, so müßte sich klar zeigen, daß bei dem gegenwärtigen Stande unserer Arbeitslöhne — gleichviel ob es dem Unternehmer bezüglich des Capitalgewinnstes möglich oder unmöglich ist — dieser Ersatz für die Leistung mit Ausnahme der Landwirthschaft, häufig nicht gegeben wird, daß somit die Abnutzung des Körpers als Werkzeug bei einem großen Theile der arbeitenden Bevölkerung immer rascher, als der Natur gemäß wäre, vor sich geht, — somit eine Verschlechterung der physischen Natur des Menschen, die ohne Wirkung auf die geistige nicht bleiben kann, — die Forderung der Civilisation unsern modernen Staat bei ihren jetzigen nationalökonomischen Grundsätzen — begleitet. Die Arbeit muß also nicht bloß eine Nützlichkeit geben, sondern sie muß ihrem Unterthanen vor Allem und zuerst den wahren Werth seiner darauf verwendeten Kraft der erworbenen Geschicklichkeit völlig ersetzen.

Bei mangelndem Ersatz werden die Kräfte mit der Zeit bedeutend nachlassen — nicht merkbar in ein oder zwei Generationen, wohl aber nach mehreren — und man würde sicher hierin schon vorerst mit Vermehrung des Nationalreichthums stecken bleiben, wenn nicht die Natur grade im Elende mehr Individuen zu erzeugen geneigt wäre, und durch die Zahl der Hände die größere Schwäche der einzelnen Individuen auszugleichen suchte. Aber sie geräth dabei in das noch größere Uebel des auch damit wachsenden Bedarfs, — denn viele Schwächlinge leisten oft nicht so viel Arbeit als wenige Starke, werden aber jedenfalls mehr Ersatz an Nahrung, Kleidung und Bedürfnissen überhaupt brauchen, als jene. Die Lehre von der Thierhaltung liefert Beweise dazu. Kurz, ein Starker leistet leicht so viel als zwei und drei Schwache, wird aber selten ebenso viel essen wie jene zwei oder drei, — noch weniger aber dreimal so viel Kleidung oder Wohnung brauchen, der längern Kraftdauer im Alter gar nicht zu gedenken.

Es ist schon bemerkt worden, daß mehr wie in irgend einem andern Betriebszweige, der landwirtschaftliche Arbeiter mit Naturalien — d. h. mit den durch seine Arbeit vorzugsweise hervorgebrachten Stoffen, die Nahrungsmittel vor Allem sind — gelohnt wird. Es wird schon überhaupt sehr schwer sein, einem landwirthschaftlichen Arbeiter, gar erst als Knecht oder Magd, nicht in den Nährstoffen, die durch und mit ihm erzeugt werden, eine volle Befriedigung seines Nahrungsbedarfes zu gewähren, selbst wenn man es wollte. Aber es ist ganz außer der Regel, daß diese Art Lohnverkürzung von den Landwirthen, welche ja eine volle Kraftäußerung unbedingt von ihren Arbeitern erhalten müssen, versucht wird. Arbeiter, welche im Lohne verkürzt werden und aber nichts weiter zu thun haben, als bewegungslos irgend einer Maschine zu assistiren, einen Knoten zu schürzen oder einen Haken auszuheben, können lange fort noch immer diese geringe Kraftäußerung üben, selbst ohne völlige Befriedigung ihres Nahrungsbedarfes. Ja eine schlecht genährte Fabrikbevölkerung kann durch Uebung und Unterricht allmälig sogar besser und mehr produciren, während sie selbst endlich verkümmert.

Darum ist auch der Unterschied zwischen landwirthschaftlichen Arbeitern verschiedener Länder gleicher Zonen bezüglich ihrer Lei-

stungsfähigkeit, die erworbene Geschicklichkeit ausgenommen, nicht so groß, wie bei den Arbeitern in den Gewerben. Wir haben nie großen Unterschied in der Kraftäußerung gutgenährter landwirthschaftlicher Arbeiter gesehen, sie mochten in Frankreich, Deutschland, England oder Polen am Pflug stehen, und wir halten das Gerede von der größeren Kraft der Heere dieser oder jener Nation, falls sie nur der ländlichen arbeitenden Bevölkerung und gleichen Breiten angehören, für grundlos. Doch aber wird diese Kraft sehr verschieden gewonnen und nicht minder verschieden ausgegeben. Ein landwirthschaftlicher Arbeiter Altbaierns gewinnt durch eine Luxusconsumtion von 5 Mahlzeiten starknährender Speisen per Tag eine außergewöhnliche Arbeitsbefähigung, — aber er gibt sie auch mit Luxus häufig wieder aus; — er verschwendet sie nicht selten, kann aber auch in Zeiten drängenden Bedarfes Außerordentliches leisten. Bei viel geringerer, doch aber ausreichender Ernährung leisten mit viel zäherer Muskulatur leichter gebaute und gewandtere Schwaben und Franken gewöhnlich noch mehr als jene, aber sie sind für die Dauer auch nicht der Verwendung eines Ueberflusses von Arbeitskraft fähig. Doch aber hält ihre größere Uebung diesem Vortheile das Gleichgewicht und im großen Durchschnitt sind die Leistungen beider gleich, wenn gleicher Fleiß herrscht. Der Fleiß ist aber etwas Erlerntes und Angewohntes und von der Kraft Unabhängiges, wenn er auch durch sie am besten unterstützt wird. Er wird nicht minder vom Temperament und der Gewohnheit, selbst ganzer Völker, beeinflußt, aber am meisten hervorgerufen durch die Aussicht auf Verbesserung des Zustandes des Arbeiters und also zunächst durch die Bedürfnißbefriedigung. Viele Bedürfnisse haben, drängt auf Befriedigung derselben und kann Antrieb zum Fleiß sein. Rohe Völker und Wilde sind selten fleißig. Am fleißigsten ist unter den Lohnarbeitern derjenige, dessen Lohn genau nach der Leistung gerichtet ist (Stücklohn), weniger schon ist es der nach der Zeit belohnte Taglöhner, viel weniger der Frohnarbeiter, am wenigsten der Sclave. Der fleißige Arbeiter gewinnt Fertigkeit durch Uebung der Gliedmaßen, um so mehr, je mehr er Verstand hat. Der landwirthschaftliche Arbeiter hat die beste Gelegenheit, alle in Abwechslung zu üben, also gleichförmig fertig zu werden, aber die größere Schwierigkeit der Erkenntniß der Gesetze der organischen Natur läßt ihn in der Regel geringere Einsicht in die Natur seines Betriebes gewinnen, als den Arbeiter in andern Gewerben und Fabriken. Darum ist auch seine Geschicklichkeit im Einzelnen geringer, wenn auch im Allgemeinen größer. Der landwirthschaftliche Arbeiter muß seine geistigen Kräfte zu sehr zersplittern, und erreicht somit nicht die hohen Bildungsgrade, welche der concentrirte Kunstfleiß erreicht. Dieser schreitet mit den beweglicheren Capitalien verbunden und durch Betriebsamkeit geführt zu den höchsten Capitalnutzungen vor, — er gewinnt die höchsten Zinsen. Wenn nun der Geldlohn vor Allem durch die Menge von Nahrungsmitteln, welche damit gekauft werden können, geschätzt werden muß, und diese erwerben zu können, erstes Anliegen zur Erhaltung seiner Arbeitskraft schon, dann des Staats überhaupt, dem diese Kraft die werthvollste Quelle seiner Gütererzeugung bildet, sein muß, so fragt sich, welches ist der Bedarf eines erwachsenen Arbeiters an Nährstoffen in unserm Klima?

Die neuere Physiologie gibt darauf zur Antwort, daß der Umsatz der Stoffe, welche zum Bedürfniß mit oder ohne Arbeit gehören, eine ständige Größe sei und durch äußere Einflüsse (Wärme, Kälte — Erregung von Leidenschaften, dann Bewegung, insbesondere Bewegung und Anstrengung zur Arbeit) zwar geändert werden könne, doch weitaus nicht in dem Maße, daß die Anhaltspuncte selbst unsicher werden.

Ein solcher Anhaltspunct ist, daß in Bezug auf das mittlere Maß des Stoffwechsels gilt: ein ausgewachsener Mann braucht in 24 Stunden zum Stofferfatz 60—66 Grm. stickstoffhaltige (eiweißartige) und 210—240 stickstofffreie und zuvörderst kohlenstoffhaltige Verbindungen.

Wenn 100 Grm. Brot 16 pCt. Eiweiß enthalten und 50 pCt. Wasser, so braucht man wenigstens 750 Grm. Brot, um 60 Grm. Eiweißstoff, d. h. stickstoffhaltige Substanz zu geben.

Wenn wir annehmen, daß der Kohlenstoff drein geht, wie er denn bei der Pflanzennahrung in der Regel Nebensache ist, so können jene 750 Grm. oder 1½ Pfd. Brot in 24 Stunden ersetzt werden durch

300	Grm.	Eisubstanz
100	„	Käse,
4000	„	gekochter Kartoffeln mit 1½ pCt. Eiweiß,

500 Grm. gekochtes Fleisch mit 12 pCt. Eiweiß,
600 „ gekochte Hülsenfrüchte (Erbsen, Linsen, Bohnen).

Aber das Brot ist es nach neuerer Untersuchung doch allein, welches das Leben im Gleichgewichte fortzuerhalten vermag!

Gesetzt nun, 500 Grm. oder das Pfund Erbsen koste nur 5 Xr., das Pfund Rindfleisch 12 Xr., das Pfund Kartoffeln 1/2 Xr., — so braucht man zur Sättigung eines Arbeiters in Geld

durch die Erbsen . . . . 6 Xr.
durch Rindfleisch . . . . 12 „
durch Kartoffeln . . . . 4 „

Vorausgesetzt, daß man mit Kartoffeln oder Erbsen oder selbst Fleisch allein den Arbeiter auf die Dauer ernähren könne.

Man kann niemals sagen, durch diese oder jene Nahrungsmittel würde ein Arbeiter am wohlfeilsten ernährt, ohne vorher dasselbe auf seinen Nährstoff geprüft zu haben.

Ueberdies hat die Zubereitung der Speisen selbst nebst Zuthaten den größten Einfluß auf die Verdaulichkeit derselben, und aller Stickstoffgehalt eines Nährstoffes nützt nichts, wenn er nicht in verdaulicher Form oder assimilirbar gegeben ist. Auch macht das begreiflich neue Kosten. Untersuchen wir als Beispiel die gewöhnliche Nahrung eines altbairischen und eines oberfränkischen landwirthschaftlichen Arbeiters, eines Dienstknechtes — auf ihren Nährwerth und dessen Preis.

Der Knecht eines kleinen Bauers in Franken erhält:

als Frühstück 1/4 Pfd. Brot (oder als Aequivalent Kartoffeln).

Mittags dreimal in der Woche Fleisch (Räucherfleisch am häufigsten), viermal Hülsenfrüchte oder Sauerkohl mit Klößen oder Kartoffeln mit Fettzuthat. —

	z. B. Erbsen in Nußform	1/4	Pfd.
	Sauerkohl	1/2	„
	Klöße	1	„
	Brot	1/4	„
Abends	Kartoffeln	2	„
	Milch	1	„
	Brot	1/4	„

Zusammen also

3/4 Pfd.	Brot . . .	mit 50	pCt.	Wasser
2 „	Kartoffeln	„ 70	„	„
1/2 „	Sauerkohl	„ 90	„	„
1 „	Klöße . . .	„ 65	„	„
1 „	Milch . . .	„ 87	„	„

In Grammen sind dies

Grm.		Gr. feste Substanzen.		Eiweißkörper.
375	Brot	mit 187,5	und	29,9
1000	Kartoffeln	„ 300	„	4,5
250	Sauerkohl	„ 25	„	1,0
500	Klöße	„ 175	„	30,0
500	Milch mit			20,0 Käsest.
				85,4

Es ist klar, daß dieser Arbeiter vortrefflich genährt wird, da der Kohlenstoff zuverlässig in rechter Menge hier mitgeliefert wird. Ueberdies steht ihm der Brotlaib allezeit zur Verfügung.

Der Knecht eines altbairischen größeren Bauers, Hofbauers, erhält als Frühstück Milchsuppe mit Brot, so viel er essen mag, — Mittags Wassersuppe mit Brot, 3 Klöße oder 3 Nudeln oder 3 Schucksen — Alles Mehlspeisen, letztere mit Schmalz bereitet, — reichlich 1 1/2 Pfd. wiegend — Abends Wassersuppe mit den Resten des Mittagessens oder Milchsuppe. Es liegt auf der Hand, daß dieser Arbeiter noch bessern Stoffersatz findet; kommt überdies noch Bier hinzu, wie sehr häufig, doch nicht in der Regel, der Fall ist, und die vermehrten Rationen beim Heuen oder Ernten, so ist klar, daß dies bis zur Luxusconsumtion gehen kann und die Erhaltung der Arbeitskraft des Volkes zwar in hohem Grade gewinnen, die Uebung aber selbst verlieren kann.

Der Ausdruck, daß 60—66 Grm. eiweißhaltigen Nährstoffes oder Proteïnkörper für einen erwachsenen Mann täglich nöthig seien, scheint mehr aus Versuchen an Soldaten in Garnison oder Sträflingen in Gefängnissen, die beide keine anstrengenden Arbeiten verrichteten, hervorgegangen zu sein. Frerich's und Lehmann, Professoren, fanden es an sich selbst so. Wir finden wenigstens, daß landwirthschaftliche Arbeiter überall besser genährt werden.

Wollte man Beispiele mit Fleischspeisen nehmen, so würde sich die Berechnung etwa in folgender Weise gestalten:

1 Pfd. = 500 Grm. Fleischsuppe — reich an Salzen, doch so viel wie stickstofffrei — spec. Gew.	1,025
mit 1/4 Pfd. Brot oder 125 Grm. mit festen Substanzen, 62 Grm. also bei 16 pCt. Proteinkörper	9,92
1/2 Pfd. = 250 Grm. Rindfleisch — gekocht! mit nur 100 festen Bestandtheilen und 93 pCt. Stickstoff	82,55

1 Pfd. = 500 Grm. Kohl, mit nur 60 Grm. festen Substanzen	7,20
2 Pfd. = 1000 Grm. Milch, zum Früh- und Abendessen, mit 4 pCt. Käsestoff	40,00
3/4 Pfd. = 375 Grm. Brot; den ganzen Tag — oder in 187 Grm. festen Bestandtheilen ...	29,92
	169,59

Niemand kann in Abrede stellen, daß eine solche Verköstigung nichts Uebertriebenes hat, sehr häufig sogenannte Hausmannskost eines Bauers, nicht bloß des Knechtes, bildet, ohne daß man bei tüchtiger Arbeit diese Leute fett werden sehe. Mulder's Annahme von 100 Grm. stickstoffhaltiger Substanz, von Soldaten im Festungsdienst genommen, kommt der Wahrheit viel näher.

Ich glaube, daß im großen Durchschnitt landwirthschaftliche Arbeiter im ausgewachsenen Zustande immer zwischen 85—100 Grm. stickstoffhaltiger Substanz täglich in der Nahrung erhalten.

Die Kost der landwirthschaftlichen Arbeiter besteht z. B.

Im Pinzgaue, Hof Gastein:

Morgens. Schmarrn von Mehl, sehr fett.
Mittags. Nudeln " " " "
Abends. Krapfen " " " "
Unter diesen Zeiten Brot nach Belieben mit Schotten.

Im Pinzgaue, Caprun:

Morgens. Suppe und Wassernudeln, dazu saure Schotten.
Mittags, von Schmalz, d. h. sehr fette Mehlspeise.
Um 3 Uhr Nachmittags. Dasselbe.
Abends. Gesottene Gerste und saure Schotten.
Brot jederzeit nach Belieben.

Im Zillerthale in Tirol:

Morgens. Brennsuppe und Koch, oder Gerste in Milch.
Um 9 Uhr. Schnaps und Brot.
Mittags 11 Uhr. Suppe von Erbsen und Fisolen (Bohnen) und Nudeln am Montag, Mittwoch und Freitag; dagegen am Sonntag, Dienstag, Donnerstag und Samstag obige Suppe und Fleischknödel.
Um 3 Uhr. Kücherl oder Strauben.
Um 7 Uhr Abends. Suppe (Wasserschiol) und Koch.
Fleisch nur zu den sogenannten heiligen Zeiten.

Auf einer Bauernhochzeit in der Nähe von Freising (Altbaiern) war festgesetztes Quantum für jede Person (1859):

Suppe mit Würsten und Knödeln.
Voressen (Kalbslunge oder Kalbsfüße).
Rindsteisch 3/4 Pfd.
Sauerbraten (boeuf à la mode) 3/4 Pfd. und Knödel.
} v. 12½ bis 3 Uhr.

Um 3 Uhr begann der zweite Theil mit dem Kräutl (Sauerkraut und Schweinefleisch ½ Pfd.)
Kalbsbraten 3/4 Pfd.
Reis mit Pflaumen.
Hierbei Bier Jedem nach Belieben.

Als ein weiter unterscheidendes Merkmal für die landwirthschaftliche Arbeit gilt im Allgemeinen:

Große Mannigfaltigkeit, wie sie die Richtung derselben auf Erzeugung organischer Wesen, Thiere und Pflanzen von selbst fordert. Daher weniger Einseitigkeit der Entwicklung der Fähigkeiten.

Die Arbeit ist überall das Product freier und angeeigneter Güter, sie hängt in ihren Erfolgen von der materiellen Kraft, welche die Knochen und Muskeln verleihen und welche Ersatz heißt, dann von Lebensthätigkeit überhaupt, von der geistigen Befähigung und von der Uebung wie dem Unterricht, endlich vom Fleiß ab.

Schon Fourier hat mit Recht den Wechsel in der Arbeit empfohlen, um damit auch andere Organe des Körpers in den Kreis der Anstrengung zu ziehen und das Erlahmende des Geistes bei völliger Eintönigkeit der Arbeit zu heben. Ein Mann, der sein Leben lang in der Fabrik damit zubringt, gewisse Knoten zu schürzen oder eine Achse zu drehen — ein Mann, der nichts thut, als Buchstaben setzen oder vorgemachte Zeichen nachmachen, wird zuverlässig in diesen Dingen eine große Fertigkeit erlangen, aber er wird in allen übrigen Arbeiten äußerst ungeschickt und auch geistig verkrüppelt sein.

Seht den Bauernknecht bei der Schmiede an dem Wagen stehen und aufmerksam zusehen, wie an seinen Geräthen gearbeitet wird und seid überzeugt, er probirt Einiges nachzumachen und sucht bald in den Besitz eines Schnitzmessers, dazu gehörenden Stieles, einiger Bohrer und passender Beile zu kommen.

Ein zweites Merkmal der landwirthschaftlichen Arbeit ist die vollkommene Benutzung

der Kraft des Menschen, weil sie nicht einseitig benutzt wird. Klettern, Laufen, Springen — Anstrengung der Arme und Hände, der Beine — dann der Brust, der Schultern, des Rückens, — kurz, kein Körpertheil bleibt außer Uebung, alle müssen zum Gesammteffect beitragen.

Eines der größten Uebel in der Pflege der Arbeitskraft des Landes überkommt die staatliche Fürsorge bei steigendem Preise der Lebensmittel. Die Arbeiter werden höheren Lohn brauchen und doch wird eine größere Menge als sonst nach Arbeit fragen, also den Lohn eher herabdrücken. Geringerer Lohn aber bei größerer Nachfrage nach Arbeit aus Ursache der Theuerung, begleitet vom Zurückziehen des Capitals von Unternehmungen, weil es die abnehmende Kauflust der Masse, eben der Theuerung wegen, spürt — das sind die Grundursachen entstandener Arbeiterunruhen. Aber der landwirthschaftliche Arbeiter wird davon am wenigsten berührt, — einfach, weil er am meisten in Naturalien selbst seinen Lohn bezieht und der Gutsbesitzer nicht die Arbeitskraft seiner Leute, angesichts hoher Preise seiner Producte, schwächen lassen kann.

Wenn nun aber die in der Landwirthschaft rührige Arbeitskraft eines Landes seine schon von Natur aus bestgepflegte ist, — die des Fischers oder Jägers kommt als in civilisirten Staaten von zu geringer Ausdehnung, kaum in Betracht — so soll damit nicht übersehen werden, welche Mängel ihr auch ankleben.

Die Schattenseiten der landwirthschaftlichen Arbeit liegen vorzugsweise:

a) in der schwachen Kraft des Menschen, die Naturgesetze der organischen Welt zu beherrschen und nach seinen Absichten zu lenken, daher geringere Einsicht in die wissenschaftliche Grundlage der Landwirthschaft überhaupt, und Geringschätzung des Fortschrittes, des Neuen insbesondere;

b) in der geringeren Möglichkeit größerer Arbeitstheilung; und deshalb

c) der geringeren Geschicklichkeit des landwirthschaftlichen Arbeiters im Einzelnen, während er im Ganzen den Uebrigen vorgeht;

d) endlich in der schweren Beweglichkeit des Grundcapitals, des Grundes und Bodens, welche die Erfolge der landwirthschaftlichen Arbeit in geeigneten Zeiten oft beträchlich abschwächt.

Letzterer Vorwurf trifft zwar mehr das Grundcapital selbst, aber die Wirkungen dieses sind doch zuletzt von der damit verbundenen Arbeit abhängig. In der Verminderung dieser Schattenseiten ohne Vermischung des Grundcharakters der landwirthschaftlichen Arbeit liegt ein großer Fortschritt.

Aus der Betrachtung beider Hauptmittel der landwirthschaftlichen Production — des Grundcapitals und der Arbeitskraft, geht hervor, daß sie in ihrem Wesen nur durch die naturwissenschaftliche Forschung richtig erkannt werden können und die ganze Volkswirthschaftslehre kann daraus brauchbare Sätze ziehen.

Wie jener Landwirth am besten wirthschaftet, der möglichst viel Brauchbares mit solchen Mitteln erzeugt, die ihn nichts kosten — also im Pflanzenbau mit den pflanzennährenden Bestandtheilen der Luft und der Gunst des Klimas, so weit sich letztere künstlich ersetzen läßt, — also mittelst freier Güter mit einem Worte, so wird dies auch mit einem ganzen Volke anderen gegenüber sich verhalten, und schon Say, von dem es Alb. Block gelernt haben mag, sagte, daß die höchste wirthschaftliche Aufgabe sei, mittelst unangeeigneter freier Güter möglichst viele angeeignete und schwerer ersetzbare zu erzeugen und auszutauschen. Wer Oel, Zucker oder Branntwein, — die alle aus Sauerstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff, also drei freien Elementen, bestehen, erzeugt und gegen edle Metalle, — sehr unfrei und überall angeeignet! — eintauscht, thut dieses. Wer Getreide oder Vieh verkauft, thut dies viel weniger, weil er mit beiden auch die schwerer anzueignenden Metalle der Alkalien und Erden, dann Kieselerde, Schwefel und Phosphor mit entfernt. Es kommt nur darauf an, auch diese in andern Formen von Producten wieder dem Lande zuzuführen, denn es gilt nur „Werth gegen Werth.“ Den vollen Werth aber für die ganze Volkswirthschaft zu erkennen, dazu gehört eben das, was wir die Naturkenntniß der Wirthschaft nennen.



Fünfte Abtheilung.

Neuestes aus der Ferne.

Mohamedanische Gegenströmungen.

Die Fortschritte der europäisch-christlichen Bildung in allen Reichen des Ostens verbreiten bei den wahren Gläubigen eine von Jahr zu Jahr wachsende Unruhe. Es entgeht ihnen nicht, daß die Welt des Islams Gefahr läuft, von der fremden Civilisation, die von allen Seiten in sie eindringt, zerbröckelt zu werden. Gegen diese Gefahr kämpfen sie auf ihre Weise an, bald indem sie sich, wie in Marokko, gegen außen abschließen, bald indem sie, wie in Tripolis und am Euphrat, in Syrien und Arabien, die der staatlichen Ordnung widerstrebenden Elemente begünstigen, oder auch gradezu durch Mordscenen, wie die von Dschibba, oder durch Verschwörungen, wie sie in Constantinopel an der Tagesordnung sind und eben jetzt durch die Vorherverkündigung eines astrologischen Kalenders, daß im März die Thronentsetzung des reformirenden Sultans stattfinden werde, sich selbst enthüllt haben. Man glaubt in der mohamedanischen Reaction ein System entdeckt zu haben und aus ihren Aeußerungen auf einen Geheimbund schließen zu dürfen, der im heiligen Mekka seinen Mittelpunkt habe, dort in der Zeit der großen Pilgerkarawanen Zusammenkünfte halte und sein Netz über die gesammten mohamedanischen Länder ausbreite. Augenblicklich sind es, abgesehen von Marokko, die Sunda-Inseln, wo der Islam seinen Kampf gegen das Christenthum kämpft. Die Niederländer haben dort ein Reich errichtet, das auf mehr als 30,000 Geviertmeilen sechzehn Millionen Menschen ernährt, von denen nur 40,000 Europäer sind. Für den Handel ist dieses Inselreich, das in einem weiten Bogen von den Küsten Asiens bis in die Nähe von Australien reicht und einen bequemen Verkehr mit Birma, Siam, Cochinchina und den Philippinen gestattet, von großer Wichtigkeit, denn es liefert den vierten Theil alles Kaffees, den zehnten Theil alles Zuckers, der in den Handel kommt, und erzeugt außerdem Reis (vierzig Millionen Centner), Indigo (zwei Millionen Pfund), Thee, Taback, Cochenille, Pfeffer, Muskatnüsse, Kaneel, Diamanten, Elfenbein, Zinn und Gold. Die malayischen Fürsten, welche die Holländer vorfanden, sind von ihnen entthront oder in ihrer Macht beschränkt worden. So hat sich ein Haß der Vornehmen gegen die Fremden erzeugt, der durch energische Maßregeln gegen die Seeräuberei auf ganze Stämme und durch das Culturensystem, eine milde Art von Zwangsarbeit, auf die untern Classen ausgedehnt worden ist. Die Bevölkerung der holländischen Theile von Borneo, die Bugis auf Celebes und die Chinesen auf Banka sind theils in Aufstand, theils höchst unruhig. Für den Anstifter dieser Bewegung gilt ein Häuptling, der in Mekka als Pilger von der bedrängten Lage der mohamedanischen Reiche gehört und nach seiner Rückkehr den heiligen Krieg gepredigt hat.

Forschungsreisen in Australien.

Die Petermann'schen Mittheilungen berichten über verschiedene Unternehmungen zur Erforschung des innern Australien, die im Gange sind. Nachdem ein Versuch, in den westlichen Theil von Tasmania (Vandiemensland) einzudringen, gescheitert ist, weil das Gestrüpp unüberwindliche Hindernisse in den Weg legte, rüstet man eine zweite Expedition aus, die angewiesen ist, das Gestrüpp niederzubrennen. Von Sidney wollen zwei Gesellschaften ausgehen, die eine nach dem Golf von Carpentaria, die andere nach dem Thal des Burdekin. In Südaustralien sammelt man Mittel, um Reisen nach der Nordwestküste vorzubereiten. Das Parlament der Colonie will den glücklichen Entdecker mit einem ansehnlichen Preise belohnen. Ein Reisender, der frühere Polizeibeamte Tolmer, war bereits abgegangen, hatte aber wegen Wassermangels nach Port Augusta zurückkehren müssen. Inzwischen ist auch der rühmlichst bekannte Stuart aufgebrochen. Eine dritte Gesellschaft, der 3000 Pf. St. zur Verfügung gestellt sind, erwartet die Ankunft von vierundzwanzig Kamelen, die man aus Asien verschrieben hat. Zu dieser gehören zwei Deutsche, der Botaniker Müller und der Zoolog und Geolog Becker. Beide wollen die Zeit, die bis zum Beginn der größern Reise übrig bleibt, zu einer Erforschung der südaustralischen Alpen benutzen. Nebenbei wird es sich darum handeln, zu ermitteln, wie weit die Goldfelder reichen, die beim Berge Bau-Bau, an den Quellen des Yarra-Yarra-Flusses, entdeckt worden sind.

Die indische Baumwolle.

Wir brauchen unsere Leser nicht daran zu erinnern, welchen ungemeinen Werth die Engländer auf die Ausdehnung des ostindischen Baumwollenbaues legen. Sie folgen dabei nicht blos dem bekanten Grundsatze der Colonialpolitik, daß die Colonie Rohstoffe erzeugen soll, die ihr vom Mutterlande verarbeitet zurückgeschickt werden. Mehr noch treibt sie der Wunsch, von den nordamerikanischen Ernten unabhängig zu werden, zu immer erneuerten Versuchen. Schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden in Bengalen, Surate und Bharuch Stauden aus Westindien und Reinigungsmaschinen eingeführt. 1812 machte man mit der Staude von Bourbon Versuche, 1840 gründete man Musterpflanzungen und stellte erfahrene Nordamerikaner an die Spitze. Mit dem jetzigen Stande der Cultur beschäftigen sich zwei jüngst erschienene Schriften. Die eine „Sind und das Pendschab, die beiden Edelsteine Ostindiens," ist von Collins, dem Gründer der ostindischen Baumwollengesellschaft; die zweite, „Rückblick auf die Maßregeln zur Hebung des ostindischen Baumwollenbaues," hat Dr. Royle zum Verfasser. Collins beschäftigt sich weniger mit der Gegenwart als mit der Zukunft, die ihm im rosenfarbensten Lichte erscheint. Royle macht uns mit dem Grunde dieser Vertröstung auf die kommenden Tage bekannt, indem er den Nachweis führt, daß die erzielten Erfolge bis jetzt zu den aufgewandten Mühen und Kosten in keinem Verhältniß stehen. Auch auf die Zukunft setzt er keine Hoffnungen. Man hat in Ostindien lange und kurze Jahreszeiten, worin ein großer Nachtheil liegt. Außerdem herrscht in einigen Landestheilen eine zu große Nässe, in andern eine zu große Trockenheit, und an eine Abhilfe gegen diese klimatischen Extreme ist nicht zu denken. Fast überall sind die angestellten Versuche fehlgeschlagen, in Bengalen, weil die Pflanze zu üppig in die Blätter wächst, in Bandelkand, weil sie vertrocknet, in vielen anderen Gegenden, namentlich in Sind, weil sie von Insecten zerstört wird.

Kulis und Neger.

Englische Zeitungen berichten, daß durch Vermittlung eines englischen Regierungsagenten und mit Bewilligung der chinesischen Behörden eine freie chinesische Auswanderung nach Westindien organisirt worden sei. Es wird gerathen sein, die Freiwilligkeit genau zu controliren, damit sich nicht die empörenden Scenen von Seelenverkäuferei wiederholen, die in den chinesischen Häfen nur zu häufig vorgekommen sind. Auch Maßregeln gegen die Ueberfrachtung der Schiffe mit diesen Auswanderern thun dringend Noth. Als vor einiger Zeit die „Flora Temple" an der Küste von Cochinchina scheiterte, zeigte es sich, daß dieses englische Schiff 850 Kulis aufgenommen habe. Blos dreißig derselben wurden gerettet. Während England die Schwarzen durch Kulis zu ersetzen fortfährt, sucht man im französischen Guyana die Sclaverei nach und nach wieder einzuführen. Dort haben die Neger, wie überall, wo sie befreit wurden, die Pflanzungen verlassen und er-

nähren sich von kleinen Gärten mit einem Mindestel von Arbeit. Dem sucht der Statthalter durch eine Grundsteuer entgegenzuwirken, welche so bemessen ist, daß vier Güter, jedes von einem Hektare, eben so viel bezahlen, wie eines von 1000 Hektaren. Kehren die Neger in die Pflanzungen zurück, so gewährt man ihnen gegen die Eigenthümer keinen Schutz. Es ist in der letzten Zeit vorgekommen, daß Neger, welche eine Pflanzung verließen, weil man sie nicht bezahlte, in's Gefängniß geworfen worden sind. Daß die Neger arbeiten, wenn man sie ordentlich für ihre Arbeit belohnt, und zwar mit Geld, nicht mit einem Antheil an der Ernte, wie das herrschende System ist, beweist das Beispiel einer Pflanzung in der Nähe der Hauptstadt, deren Eigenthümer fortwährend 400 Neger beschäftigt.

Dr. Vogel.

In Leipzig ist der Vorschlag zu einer Reise nach Wadai aufgetaucht, die Gewißheit über das Schicksal des unglücklichen Reisenden verschaffen soll. Wir glauben nicht, daß sich Jemand dazu findet, und wünschen es eben so wenig. Das Schicksal Eduard Vogel's ist längst besiegelt und nicht einmal Reliquien von ihm darf man aufzufinden hoffen. Von zwei Seiten, von dem Sultan in Bornu und einem glaubwürdigen Tripolitaner, der augenblicklich in Kuka lebt, sind an den englischen Generalconsul Herman in Tripolis Nachrichten gelangt, und beide stimmen dahin überein, daß Vogel Wara, die Hauptstadt von Wadai, allerdings glücklich erreicht habe, aber gleich bei seiner ersten Begrüßung des Sultans ermordet worden sei, worauf man seine Papiere verbrannt habe. Diejenigen seiner Schriften, die er bei seiner Abreise von Kuka seinem Begleiter Maguire übergab, sind in die Hände der räuberischen Tibbus gefallen und ebenfalls für immer verloren. Inzwischen ist jener Sultan von Wadai, von dem Vogel 1857 ermordet wurde, gestorben und die Herrschaft an seinen jüngsten Sohn übergegangen. Welche Behandlung ein Europäer von diesem Manne zu erwarten haben würde, mag man aus den ersten Handlungen seiner Regierung schließen. Sie bestanden darin, daß er dreien seiner ältern Brüder die Augen ausstechen ließ. Die vier andern Brüder, denen dasselbe Schicksal drohte, retteten sich durch die Flucht in benachbarte Länder und leben jetzt theils im Reiche Darfur, theils unter dem Schutze des Sultans von Bornu.

Die deutsche Colonie am Pozuzu.

Im Jahre 1857 ließen sich 294 Tiroler und Rheinländer von einem gewissen Damian Schütz zur Auswanderung nach dem nördlichen Peru verleiten. Als sie den Hafenplatz Huacho erreichten, war, trotzdem daß die Regierung 45,666 Dollars für sie angewiesen hatte, nichts zu ihrer Verpflegung und zu ihrer Beförderung in's Innere geschehen. Es gab weder genügende Lebensmittel, noch einen guten Weg. Bis nach Acobamba, jenseits der Bergwerksstadt Cerro de Pasco gelangten die Auswanderer noch, aber hier stockte es mit ihrer Reise gänzlich. Es verflossen fünf Monate, in denen die armen Menschen in dem elenden Indianerdorfe allen möglichen Leiden ausgesetzt waren. 114 starben entweder, oder gingen nach Lima oder Iquique, wo sie in den Salpeterminen hohen Arbeitslohn erhielten. 180 erreichten nach anderthalb Jahren den Pozuzu, wo ihre Leiden endlich aufhörten. Sie haben dort eine gesunde Bergluft, eine erträgliche, nie über 25 Grad R. steigende Wärme und einen Boden gefunden, der ohne Zuthun des Menschen Chinarinde, Balsam, Muscatnüsse, Walnüsse, vegetabilisches Wachs, Sarsaparille und Farbehölzer liefert und bei einiger Pflege Zuckerrohr, Kaffee, Cacao, Baumwolle, Bananen und Juccas hervorbringt und jährlich zwei Ernten vom Taback, drei vom Mais, Reis und von der süßen Kartoffel, wie von Bohnen gewährt. Wie es scheint, soll die deutsche Colonie, an deren Gedeihen wir nach der Besiegung der ersten Schwierigkeiten nicht zweifeln, zur Entstehung einer neuen Straße Veranlassung geben. Sie liegt unter 10 Grad südlicher Breite und 75 Grad 25 Minuten östlicher Länge von Greenwich am östlichen Abhang der Cordilleren, wo der Pozuzu mit dem Huancabamba zusammenfließt und bald den Mairo aufnimmt. Bei dem letztern Flusse verlieren sich die letzten Ausläufer der Anden in die unermeßlichen Pampas, und der Pozuzu, der von hier an Pachitea heißt, wird schiffbar. Er ergießt sich in den Ucayali, einen der bedeutendsten Zuflüsse des Amazonenstromes, und so entsteht eine Straße vom atlantischen Meere bis zum Fuß der Anden, die von Schiffen mit nicht mehr als sechs Fuß Tiefgang ungehindert benutzt werden kann. Die Regierung von Peru hat bereits einen Vertrag mit der brasilianischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft des Amazonen-

stromes abgeschlossen und es soll ein Dampfer nach dem Mairo beordert werden. Von Cerro de Pasco bis zum Pozuzu wird ein Weg gebaut, nach dessen Vollendung die Briefpost in sechs Tagen von Lima zum Mairo gelangt, von wo man mit dem Dampfboot in neun Tagen bis Para am atlantischen Meere fährt. Von Para bis Southampton brauchen die Dampfer vierzehn bis sechzehn Tage, so daß die Verbindung zwischen England und Lima durchschnittlich drei Wochen erfordert.

Palliser's und Gladmann's Reisen im englischen Amerika.

Vor längerer Zeit schon veranstaltete die Regierung der Vereinigten Staaten drei Forschungsreisen zur Ermittlung der besten Linie für eine Eisenbahn zum Stillen Meere. Die eine unter Stevens wurde zwischen dem 47. und 49., die zweite unter Gunnison auf dem 38., die dritte unter Whipple auf dem 35. Breitengrade ausgeführt. Whipple's Gesellschaft, zu der Balduin Möllhausen gehörte, ermittelte die beste Linie, die indessen noch immer solche Schwierigkeiten darbietet, daß selbst die amerikanische Unternehmungslust stutzig geworden ist. Diese nordamerikanischen Reisen bewogen die englische Regierung, ihrerseits das Gebiet gegen Westen untersuchen zu lassen. Hauptmann John Palliser übernahm die Leitung, John Sullivan die astronomischen und physikalischen, Blakiston die magnetischen Beobachtungen, James Hector ging als Geolog, Bourgeau als Botaniker mit. Das bedeutendste Ergebniß dieser Reise, die noch nicht beendet ist, besteht in der Ermittlung eines Passes durch die Felsengebirge, der verhältnißmäßig günstige Bedingungen für eine Eisenbahn darbietet. Es ist der Kutani-Paß unter 40 Grad 34 Minuten nördlicher Breite und 114 Grad 34 Minuten westlicher Länge. Seine höchste Erhebung beträgt 5100 Fuß, seine Länge zehn deutsche Meilen. Die Schwierigkeiten, die sich darbieten, lassen sich überwinden. Die ganze Länge der Eisenbahn vom Obern See bis zum Stillen Meer wird zu 340 deutschen Meilen veranschlagt, und die ermittelte Linie läuft größtentheils durch ebene Grasflächen. Gladmann's Forschungen haben sich auf die Gegend bis zum Red River beschränkt. Man will die dortige Niederlassung heben und durch eine gute Landstraße und die Einrichtung einer Dampfschifffahrt mit dem Obern See verbinden. Dazu sind alle Einleitungen getroffen, und schon fährt auf dem Red River ein Dampfschiff. Die frühern Mittheilungen von sehr ausgedehnten fruchtbaren Ländereien in diesen hohen Breiten, wo man mit Vortheil Weizen und in günstigen Oertlichkeiten sogar Mais bauen kann, werden durch Gladmann völlig bestätigt.

Eine neue Nordpolfahrt.

Die Nordamerikaner bereiten eine neue Fahrt nach den arktischen Gebieten vor, deren Leiter Dr. Hayes, der Arzt der Kane'schen Expedition, werden soll. Die Aufgabe ist dahin gestellt worden, den Kennedy-Canal, von dem Kane glaubte, daß er sich unter dem 81. Breitengrade zu einem eisfreien Meer öffne, weiter zu verfolgen. Man denkt auf diese Weise die Frage lösen zu können, ob es ein offenes Polarmeer gebe.

Der Entdecker der nordwestlichen Durchfahrt.

M' Clure's Anspruch auf diesen Namen wird von M' Clintock angegriffen. Dieser letzte der englischen Nordpolfahrer nimmt die Ehre jener Entdeckung für Franklin in Anspruch. Was er für seine Meinung anführt, dürfte schwer zu widerlegen sein. Wie man weiß, handelte es sich, als Franklin auslief, bloß noch darum, das verbindende Glied zwischen den Entdeckungen, die Parry im Osten und Andere im Westen gemacht hatten, aufzufinden. Als es Franklin gelang, in das Meer westlich von der König Wilhelms-Insel einzulaufen, war dies geschehen. Er befand sich jetzt an einem Platze, von dem man früher schon durch ihn selbst, durch Simpson und Dease wußte, daß er mit der Behringsstraße eine Seeverbindung habe. Wollte man gegen Franklin geltend machen, daß er nicht hindurchgesegelt sei, so würde auch M' Clure nicht für den Entdecker der Durchfahrt gelten können, da er nur über das Eis von der Gnadenbucht, wo er sein Schiff stecken ließ, zur Melville-Insel gelangte.

Schluß des siebenten Bandes.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

